# DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1924
5. Jahrgang
2. Halbjahr




* STEFAN GROSSMANN *
JAHRGANG V HEFT 27 * HERAUSGEBER *
ERSCHEINT JEDEN SONNABEND



# DAS TAGE BUCH

geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

BERLIN, 5. Juli 1924

## INHALT:



**Einzelverkaufspreis 50 Goldpfennige**
**Kr. 5000,—** **Kc. 3,—**

* TAGEBUCHVERLAG M·B·H *

# DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON

STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

# INHALTS-VERZEICHNIS

5. Jahrgang / 2. Halbjahr

1924

## POLITIK, GESCHICHTE, WIRTSCHAFT:



## KUNST, LITERATUR, PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFT:

TISCH MIT BÜCHERN:

## BRIEFE, BETRACHTUNGEN, ERINNERUNGEN:



## DICHTUNGEN, SATIREN, APHORISMEN:

GLOSSEN:

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juliwoche

Der weise Victor Adler pflegte es als besonderen Glücksfall der jungen sozialistischen Bewegung — lang, lang ist's her — zu bezeichnen, daß man die Redner und Führer ins Gefängnis warf: „Da kommen die Leute zu sich, in der Zelle denken sie nach. Da lesen sie ein Buch und verdauen es sogar. Das Gefängnis vertieft die Bewegung." Vielleicht kommt die schöne Jugendzeit noch einmal wieder, vielleicht erlebt der Sozialismus noch einmal das Glück der Verfolgung und damit der Vertiefung. Vorläufig sorgt der Staat nur für Kommunisten und Völkische. Dieser Tage hat Adolf Hitler aus der Festung Landsberg eine Kundgebung an einen Deutschen Tag erlassen, der beweist, daß die Gefängnis- und Vertiefungstheorie auch für ihn gilt. Es ist das erste Dokument aus dem Munde Hitlers, das ohne politische Hysterie ist:

> „Die Wiederauferstehung des deutschen Volkes ist keineswegs eine Frage der Anschaffung technischer Waffen, als vielmehr eine Frage der Neubildung unseres Charakters. Geistige Erneuerungen bedürfen, wenn sie mehr als ein Werk vorübergehender Erscheinungen sein sollen, langer Jahrzehnte, um zu einem sichtbaren Erfolg politischer Art führen zu können.

Der Charakter läßt sich freilich nicht „neubilden", wie Hitler glaubt, er ist unveränderlich vom ersten bis zum lezten Tage. Wohl aber gibt es geistige Erneuerungen des Einzelnen wie der Nation, und sie geschehen nicht im Handumdrehen. Die entscheidende Erneuerung, welche die deutsche Nation braucht, ist die Befreiung von dem militärischen Befehlssystem und die Wiedergewinnung der inneren Freiheit und Freudigkeit des Einzelnen wie des ganzen Volkes. Hitler, der noch vor einem halben Jahr das Heil von einem Marsch nach Berlin erhoffte, ist auf dem besten Wege, wenn er jetzt, endlich, nach der geistigen Erneuerung ruft. Wie schade, daß er im Herbst aus der Festung entlassen wird. Noch ein Jahr Besinnlichkeit in der Zelle, fern vom Lärm, Dunst und Applaus der Münchener Biersäle, und Hitler, dem innere Rechtschaffenheit nicht abzusprechen ist, wäre vielleicht ein denkender Politiker geworden.

Die Reichsregierung hat eine Note belehrenden Inhalts über die Entwaffnungsfrage an die Botschafterkonferenz gerichtet. Dabei versucht sie nicht nur, unsere Vertragsgegner zu erziehen, son-

dern sie preist auch als ein Muster der Erziehung die militärische Dienspflicht. In dem Zusammenhang, in dem sie das tut, ist das eine Fälschung, die den heute üblichen pädagogischen Versuchen an unseren Schulen alle Ehre macht. Denn die jungen Leute, deren übermäßige Wildheit die Reichsregierung beklagt und auf den Mangel an soldatischem Drill zurückführt, sind zum guten Teil noch gar nicht im militärpflichtigen Alter, würden also auch ungezogen sein, wenn die Kasernenhöfe noch als allgemeine Erziehungsanstalten verwendbar wären. Außerdem aber sucht diese Jugend in den großen nationalistischen Verbänden ja gerade das, was sie sonst beim „Kommiß" gehabt hätte. Und sie erhält es auch so rein, wie sich die Tradition des preußischen Feldwebels und Leutnants nur irgend hat erhalten lassen. Ob Herr Marx wohl einmal Soldat gewesen ist? Der pädagogische Teil der Entwaffnungsnote ist sicherlich von einem begeisterten Reserve-Offizier entworfen worden. Es dürfte in Deutschland sehr viele Reservemänner geben, die in seine Darstellung einige begründete Zweifel setzen.

Wenn es der Reichsregierung auf die Erziehung ankommt, dann soll sie sich doch einmal die beiden Stellen ansehen, an denen die deutsche Jugend heute noch erzogen wird, und wo keine Verbote der Friedensbedingungen verhindern, vernünftig auf sie einzuwirken: die Schule und das Elternhaus. Was da versäumt wird, könnte allerdings kein Unteroffizier wieder gut machen. Ist es nicht kennzeichnend für die Gesinnung des Deutschland der Aemter, daß die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht ausgerechnet von erzieherischen Gesichtspunkten aus traurig betrachtet wird, während doch, wenn kein anderer, so dieser Vorwurf des Militarismus gegen Deutschland berechtigt ist, daß es sich der verrohenden und verflachenden Einwirkung des Kasernenhofdrills und Kasernenstubentons nur zu gern unterworfen hat! Die ganze Note ist selbst nichts anderes als ein Ergebnis der militärischen Ausbildung, deren sich bis zum Frieden von Versailles jeder gesunde Deutsche zu erfreuen hatte. Sie ist in der Torheit, Unaufrichtigkeit und Kurzstirnigkeit ihrer Beweisführung selbst der beste Beweis dafür, daß wir uns wenigstens aus Erziehungsgründen der allgemeinen Wehrpflicht möglichst entziehen sollen.

Es gibt Leute, die sich angeblich täglich über die Schuldlüge schämen. Zur Darstellung ihres Errötens unterstützen sie ein besonderes Propaganda-Institut, sie laden Minister und andere Würdenträger ein, an ihrer Scham teilzunehmen, und sie zeigen bei dem ganzen Verfahren eine köstliche, aber leider auch sehr kostspielige Mischung von Zartgefühl und Dickfelligkeit. In anderen Fragen sind sie nicht gleich empfindlich. Dieselben Kreise, aus deren Taschen die Schuldpropaganda zum größten Teile finanziert wird, haben sich gar nicht gescheut, Deutschland auf der letzten Konferenz des Weltarbeitsamtes gründlich zu blamieren. Hier fürchten sie sich

nicht vor der Schuldfrage: Urheber des Krieges gegen den Achtstundentag wollen sie gerne sein. Ja, sie zertrümmern ohne vaterländische Bedenken die berühmte nationale Front; die Polemik des deutschen Vertreters der Arbeitgeber gegen den deutschen Vertreter der Arbeinehmer war ein Musterbeispiel für den Dolchstoß. Wie immer in den letzten Monaten, stand der Regierungsvertreter nur noch auf einem Bein — natürlich im linken hatte er Podagra. Seine lahmen und einseitigen Erklärungen noch einmal zu wiederholen, hieße sie unnötig vor der Vergangenheit bewahren, in die sie mit Hilfe der weithin unbekannten Protokolle des Weltarbeitsamtes hoffentlich versinken. Dafür kann man die Note der deutschen Friedensdelegation vom 10. Mai 1919 der Vergessenheit entreißen, in der sie wie so viele gute Vorsätze aus der ersten Zeit nach der Revolution ganz zu verschwinden droht. Vorher muß man daran erinnern, daß der Friedensvertrag in seinem Teil XIII deutlich auf die internationale Einführung des Achtstundentages hinzielt. In dieser Note heißt es: „Die Deutsche Regierung ist mit den alliierten und assoziierten Regierungen darin einig, daß den Arbeiterfragen die größte Aufmerksamkeit zugewendet werden muß. Von ihrer Behandlung hängen innerer Friede und menschlicher Fortschritt in stärkstem Maße ab“. Deutsche Vorschläge für die Regelung des Weltarbeitsrechts, die weitergehen als die Bestimmungen des Friedensvertrages, werden überreicht mit dem Hinweis, daß „im Interesse der ganzen Menschheit mindestens die Annahme dieser Vorschläge erforderlich“ sei. In der Note vom 29. Mai 1919, der sogenannten Mantelnote zu den Deutschen Gegenvorschlägen gegen die Friedensbedingungen, heißt es ausdrücklich; „Deutschland will, in Uebereinstimmung mit dem Willen der organsierten Arbeiter der ganzen Welt, die Arbeiter in allen Ländern frei und gleichberechtigt sehen. Es will ihnen im Friedensvertrage das Recht sichern, über die Sozialpolitik und die Sozialversicherung selbst entscheidend mitzubestimmen.“ Beide Noten sind unterzeichnet vom Grafen Brockdorff-Rantzau, an den man in Deutschland auch sonst öfter denken dürfte. Er hat in seinem Abschiedsgesuch an den Reichspräsidenten den Satz geschrieben: „Die klare, unzweideutige Vertretung einer Politik demokratischer Selbstbestimmung und sozialer Gerechtigkeit ist künftig die Daseinsberechtigung des deutschen Volkes, sie und die unerbittliche Kampfansage gegen den Kapitalismus und Imperialismus dessen Dokument der Friedensentwurf seiner Gegner ist, sichert ihm eine große Zukunft.“

Wenn das stimmt, müßte man an der Zukunft Deutschlands verzweifeln, — dürfte man nicht zweifeln, daß sie immer ähnlichen Köpfen und Kräften anvertraut bleiben wird wie jetzt.

Die Antisemiten sind, wie man weiß, zugleich die Hüter der arischen Kultur. Deshalb haben sie Bruno Walter aus München weggeekelt. In Berlin kann man über die Kampfmethode nicht

einmal ganz traurig sein, wenn man Walter's Pläne für den nächsten Berliner Konzertwinter sieht. Aber die Selbstsucht verstummt, wenn München so weiter verdummt. Jetzt ist es gelungen, auch den Professor Willstätter, einen Gelehrten von Weltruf, von der Stelle seines Wirkens zu vertreiben. Auch Wölfflin ist die Stadt, die früher eine Stätte der Freiheit war, ungemütlich geworden. Die Hakenkreuzler und Hitlerianer glauben Deutschland von allem Weh zu erlösen; in Wirklichkeit vertreiben sie nur die berühmtesten W's aus München.

Weiß man, wie es bei den Treudeutschen an der Isar zugeht, dann kann man sich nicht wundern, daß anständige Menschen nicht mehr unter ihnen leben können. Als Beispiel nur eine „Kleinigkeit": Professor Willstätter pflegte den Laboranten in dem von ihm geleiteten staatlichen Institut für Chemie die Hälfte und mehr der Kosten aus eigener Tasche zu ersetzen, die ihnen für Benutzung von Instrumenten und Stoffen entstanden. Er tat das ohne Rücksicht darauf, daß gerade die Mitglieder seines Instituts vielfach in einer Weise für Hitler arbeiteten, die ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihrem wissenschaflichen Chef beinahe ausschloß. Er glaubte, die jungen Leute durch menschlichen Anstand zu gewinnen. Er half ihnen nach Kräften in ihrer wissenschaftlichen Laufbahn. Einer von denen, die am meisten von dieser Fürsorge erfahren hatten und dem das Vertrauen des Professors freien Zutritt zum Institut ermöglichte, benutzte diesen Umstand, um heimlich mit den Mitteln und Materialien des Instituts Stink- und Tränenbomben zu fabrizieren, mit denen er hernach die Konzerte von Ausländern und die Versammlungen von mißliebigen Inländern störte. Auf diese Weise erreichte er es, daß sein Chef, der ihm zu 100 Prozent vertraute, diese Bomben zu 50 Prozent bezahlte. Der Jüngling selbst aber genoß natürlich die mindestens 51-prozentige Sicherheit! Wer möchte da nicht aus München auswandern?

Der Dorftrottel unter den deutschen Zeitungen, der „Miesbacher Anzeiger", kommt in Bayern wieder hoch zu Ehren. Man muß nachlesen, was dort über die Unterhaltungen „Seiner Majestät des Königs Rupprecht" nach der Mahnmalfeier in München erzählt wird:

> Die Mangfallgauer waren die ersten, die dem König, als er aus dem Ministerium des Innern heraustrat, um zur Feldherrnhalle zu schreiten, zujubelten. Nachmittags, als Seine Majestät der König Rupprecht in den Augustinerkeller kam, war des Jubels kein Ende. Der König ging von Gruppe zu Gruppe und unterhielt sich in der leutseligsten Weise mit jedem einzelnen. Ein echter Sohn des bayerischen Oberlandes streckte dem König die Hand entgegen und sagte ihm in treuherziger Weise: „Rupprecht, Du muaßt unsa König sei". Tief ergriffen schüttelte der König dem Wackeren die Hand. Es war ein ergreifender Moment, als die Musiktruppe das „Heil unserm König, Heil" zu spielen begann, und in heller Begeisterung die Anwesenden in das Lied einfielen. Außer dem König wurde auch Exzellenz von Kahr stürmisch begrüßt.

Wenn's die Mangfallgauer so dringend verlangen! Die schlichte Erzählung ist ganz im Stil der Volkskalender von 1830 gehalten. Dort stand ja auch die herzerquickende Geschichte von dem österreichischen Kaiser Ferdinand, dem Gütigen, der so wie Rupprecht am liebsten unter seinen Bauern zu weilen pflegte. Auf einer Jagdmahlzeit setzte man ihm die köstlichsten, vom französischen Koch bereiteten Gänge vor. Er aber rief: „Kaiser bin I, Knödeln will I!" Mit solchen Herzensschreien erobern die Majestäten seit Jahrhunderten das ländliche Volk. Die Liebe zum angestammten Knödel ist stärker als jedes republikanische Vernunftargument.

Gute Zeit für Mörder. Ein bayerischer Freund des Tage-Buch sendet uns folgende Versammlungseinladung:

Nicht übertragbar!

Graf Arco

der Befreier Bayerns von Eisners Tyrannei, spricht am kommenden Dienstag, den 1. Juli 1924, abends 8 Uhr, im großen Saale des Café Giesing, Bergstraße 7, über das Thema:

Bayerns großdeutsche Aufgabe.
Vaterländische Gesangsvorträge.

Es ist Ehrenpflicht aller Männer wie Frauen, zu diesem Bayernabend bestimmt mit Familienangehörigen zu erscheinen und die Veranstaltung zu einem wirklichen Ehrenabend für den berühmten Redner zu gestalten.

Mit treubayerischem Gruß!
Beamtenvereinigung der Bayerischen Volkspartei
Bezirksgruppe Giesing.

Vereinigung der Kleinhändler, Gewerbe und Handwerk.

Ohne diese Einladung kein Zutritt. Diese Karte ist am Saaleingang abzugeben.

Der berühmte Herr Mörder gibt einen Ehrenabend und die Beamtenvereinigung der Bayerischen Volkspartei, die Vereinigung der Kleinhändler, des Gewerbes und des Handwerks wird mit Familienangehörigen erscheinen. Vaterländische Gesangsvorträge werden den gräflichen Herrn Mörder in weiche Stimmung versetzen, und er wird aus seiner tiefsten Brust die knallendsten Argumente für Bayerns großdeutsche Aufgabe hervorholen. Eine kirchliche Predigt über das gottlose Gebot: „Du sollst nicht töten!" steht nicht auf der Tagesordnung. Dagegen werden nach dem Referat des durchlauchtigsten Herrn Mörders Revolver verteilt. Knaben und Mädchen unter 14 Jahren erhalten Kinderrevolver.

---

***

# DAS DEUTSCH-FRANZÖSISCHE ROHSTOFFPROBLEM

Den Verfasser dieses Aufsatzes, einen französischen Industriellen, bezeichnet „L'Europe Nouvelle“ als „une personnalité des plus autorisées“. Seine Ausführungen sind nicht nur deshalb von Bedeutung, weil sie das vielleicht entscheidende Problem, das bisher namentlich in Deutschland nur oberflächlich gestreift wurde, zum erstenmal mit exakter Nüchternheit darstellen, sondern auch deshalb, weil sie Vorschläge enthalten, die uns gerade vor der Londoner Konferenz größte Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. In einer Schlußbemerkung kommen wir noch darauf zurück.

Von den beiden Rohstoffen, die die Grundlage der Eisenindustrie bilden, Heizstoff und Erz, ist Frankreich mit dem letztgenannten im Ueberflusse versehen. Mit dem lothringischen Erzbecken, dessen Produktion sich im Jahre 1913 bis zu 41 Millionen Tonnen erhob, mit den bedeutenden Lagern des Westens (Normandie, Bretagne, Anjou und mit denjenigen sekundärer Bedeutung im Süden und Südwesten, ist Frankreich selbst wenn es die Hochöfen innerhalb seiner gegenwärtigen Grenzen zur höchsten Arbeitsleistung anspannt, unbedingt ein Ausfuhrland für Eisenerze. Das Rohstoffproblem der Metallindustrie reduziert sich also für Frankreich auf das Problem der Brennstoffbeschaffung.

## *Frankreichs Lage im Jahre 1915.*

Im Jahre 1913 produzierte Frankreich innnerhalb seiner Vorkriegsgrenzen 5,2 Millionen Tonnen Roheisen, das entsprechend einem Koks-Verbrauch von 5,8 Millionen Tonnen. Und wenn man den Koks für den Allgemeinverbrauch des Landes hinzurechnet, kommt man zu einem Gesamtverbrauch von 6,8 Millionen Tonnen. Dagegen hat in derselben Periode Frankreichs gesamte Eigenproduktion an Koks, obzwar beträchtlich steigend (noch im Jahre 1911 nur 2,9 Millionen Tonnen) nur 4 Millionen Tonnen erreicht. Wenn man in Rechnung setzt, daß von dieser Menge noch 0,2 Millionen Tonnen exportiert wurden, ergibt sich also, daß im Jahre 1913 3 Milllionen Tonnen importiert werden mußten. Diese Importe kamen zum größten Teil aus Deutschland (2,4 Millionen Tonnen) und aus Belgien (0,54 Millionen Tonnen).

Deutschland hingegen, mit einer Koks-Produktion von 34 Millionen Tonnen innerhalb seiner Grenzen von 1913, konnte nicht nur seine Eisenindustrie vollkommen versorgen (19,3 Millionen Tonnen Roheisen, davon 2,5 Millionen für Luxemburg, 3,8 Millionen für Lothringen und 1,3 Millionen für das Saargebiet), sondern außerdem noch 6,4 Millionen Tonnen ausführen.

Der Mangel an Gleichgewicht war schon damals augenfällig.

## *Frankreichs gegenwärtige Situation.*

Der Friedensvertrag hat von Deutschland abgetrennt: im Westen Luxemburg und Lothringen, groß im Verbrauch, aber bedeutungslos in der Erzeugung von Koks, ferner das Saargebiet, das seit 1913 nur mit Not seinen eigenen Verbrauch befriedigen kann; im Osten das polnische Oberschlesien, das im Jahre 1913 nur 1 Million Tonnen Koks produzierte, die zum größten Teil im Lande selbst verbraucht wurden, dessen Uebergang an Polen die Disproportion zwischen der deutschen Koks- und Roheisenproduktion also noch verstärkt hat.

In Frankreich, andrerseits, hat der Krieg die Kokereien des Nordens und des Pas de Calais zum größen Teil zerstört, und die französische Koksproduktion noch mehr reduziert. Eine Folge war ferner der Anschluß der lothringischen und eines Teiles der saarländischen Hüttenindustrie an Frankreich. Die Disproportion zwischen Koks- und Roheisenproduktion ist in Frankreich somit ebenso deutlich wie in Deutschland, jedoch im umgekehrten Sinne.

Prüfen wir die Sachlage nun im Detail. Durch die Vernichtung der nordfranzösischen Kokereien ist die französische Gesamtproduktion an Koks (einschließlich Lothringens) im Jahre 1921 auf 1,86 Millionen Tonnen, im Jahre 1922 auf 2,53 Millionen Tonnen vermindert gewesen. Im Jahre 1923 hob sie sich wieder auf annähernd 4,3 Millionen Tonnen, d. h. fast auf die Ziffer des Jahres 1913. Momentan ist die Produktion etwa auf 400 000 Tonnen im Monat, d. s. 4,8 Millionen Tonnen im Jahr.

Im Gegensatz dazu ist die Produktion von Roheisen noch weit entfernt vom Vorkriegsstand. Im Jahre 1913 waren innerhalb der gegenwärtigen Grenzen Frankreichs 9 Millionen Tonnen Roheisen produziert worden. Die Ziffer war im Jahre 1921 auf 3,38 Millionen und im Jahre 1913 auf 5,31 Millionen Tonnen gesunken. Die Zahl vom März 1924, die höchste, die seit dem Waffenstillstand erreicht wurde, — 634 567 Tonnen — ergibt, aufs ganze Jahr verrechnet, 7,6 Millionen Tonnen, — das entspricht einem Gesamtverbrauch von etwa 9,5 Millionen Tonnen Koks. Man kann nun annehmen, daß die Leistungsfähigkeit der französischen Werke trotz der Schäden des Krieges die gleiche geblieben ist wie vor dem Kriege. Wenn sie also mit voller Kraft arbeiteten, würden sie fast 11 Millionen Tonnen Koks benötigen (10,3 Millionen wurden im Jahre 1913 in dem Gebiete des gegenwärtigen Frankreich verbraucht). Fügt man hinzu, was die anderen Koksverbraucher noch erhalten (etwa 1 Million Tonnen), sowie die normale Ausfuhr, die durch die geographischen Gegebenheiten bedingt wird (rund 500 000 Tonnen), so ergibt sich ein Gesamtkoksbedarf von rund 13½ Millionen Tonnen. Frankreich kann aber nur rund 5 Millionen Tonnen selbst produzieren; das Defizit, das vor dem Kriege 3 Millionen Tonnen be-

trug, wird sich also binnen kurzem in ein solches von 7,5 Millionen Tonnen verwandeln und beträgt momentan 6 Millionen Tonnen.

## *Die rheinisch-westfälische Industrie.*

Wie ist im Gegensatz dazu die genaue Lage Deutschlands und speziell der besetzten Gebiete? Die Koksproduktion dieses Gebietes (24,2 Mill. Tonnen im Jahre 1921 und 26,2 Mill. im Jahre 1922) erreichte fast das Niveau von 1913. Die Wirkungen des passiven Widerstandes haben dies Niveau während des Jahres 1923 beträchtlich gesenkt, aber es war schon wieder dabei, die Ziffer von 1923 zu erreichen, als es der Bergarbeiterstreik in seinem Aufstieg hemmte. Kein Zweifel, daß es nach Beilegung des Streiks seinen Weg nach oben wieder aufgenommen hat.

Im Jahre 1913 betrug andrerseits die Roheisenproduktion des gesamten besetzten Gebietes (ohne Saar) etwa 7,7 Mill. Tonnen; der Verbrauch an Koks etwa 8,4 Millionen Tonnen. Die gegenwärtige Erzeugung, obzwar nahe der von 1912 (92,5%) erreicht noch nicht diesen Standard, sie betrug während der letzten 2 Wochen des Aprils 1924 nur 268 000 Tonnen, was für das Jahr 6,4 Millionen ausmacht, — entsprechend einem Verbrauch von 7,7 Millionen Tonnen Koks. Aber seit dem Ende des Krieges, haben die rheinisch-westfälischen Industriellen, dank der Entwertung der Mark und dank den Schadenersatzzahlungen der deutschen Regierung für den Verlust der lothringischen Gruben sowie für den passiven Widerstand, ihre Produktionsmittel bedeutend vergrößern können. Man kann die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Ruhr auf 22% schätzen. Wenn die Marktverhältnisse günstiger wären, könnte das deutsche besetzte Gebiet 9,5 Millionen Tonnen Roheisen, also mehr als das ganze Frankreich produzieren. Wenn man für diese Produktion 11 Mill. Tonnen Koks rechnet, sieht man, daß das besetzte Gebiet noch über einen Ueberschuß von 15 Millionen Tonnen Koks verfügen würde, und daß es gegenwärtig sogar über einen solchen von 18,5 Millionen Tonnen verfügt. Das ist auf jeden Fall mehr, als zur Versorgung sowohl des übrigen Deutschland (Verbrauch im Jahre 1923 4,5 Mill. Tonnen, davon übrigens im Jahre 1922 im unbesetzten Gebiet selbst 2,7 Millionen Tonnen erzeugt), als auch zur Versorgung Luxemburgs (Verbrauch im Jahre 1913 2,6 Millionen Tonnen) sowie zur Lieferung der 6 oder 7 Millionen Tonnen, die Frankreich braucht, notwendig ist.

## *Der Friedensvertrag regelt die Angelegenheit für zehn Jahre.*

Vor dem Kriege wurde diese von Frankreich und Lothringen benötigte Tonnenmenge vollkommen von den Bergwerken des rheinisch-westfälischen Beckens geliefert. Es hätte dem Friedensvertrag, der uns Lothringen zugesprochen hat, angestanden, auch die

Frage der Koksbelieferung für die Hütten dieses Landes definitiv und für lange Zeit zu regeln. Diese Regelung war unerläßlich für die Prosperität der wiedergewonnenen Provinzen, da doch ihre Rückkehr zu Frankreich nicht ihren ökonomischen Niedergang und die Arbeitslosigkeit von mehr als 50 000 Arbeitern zu Folge haben durfte.

Der Vertrag von Versailles regelt die Frage aber nur für 10 Jahre. Außer der Ueberlassung der Saargruben, die aber infolge der Qualität ihrer Kohle nur eine geringe Menge Koks liefern können, bestimmt er im Teil VIII Anm. V:

> § 2. Deutschland wird Frankreich 7 Millionen Tonnen Kohle im Jahre liefern. Außerdem wird Deutschland jedes Jahr eine Menge Kohle an Frankreich liefern, die die Differenz zwischen der Jahresproduktion der Minen des Departements Nord und des Pas de Calais vor dem Kriege und der Produktion dieser Minen während dem entsprechenden Jahre gleichkommt. Diese letztere Lieferung hat zehn Jahre hindurch zu erfolgen und wird in den ersten fünf Jahren 20 Millionen Tonnen nicht übersteigen und nicht 8 Millionen Tonnen während der folgenden fünf Jahre.
>
> Und § 7: Die alliierten und verbündeten Regierungen können anstelle von Kohle die Lieferung von Hüttenkoks im Verhältnis von 3 Tonnen für 4 Tonnen Kohle fordern.

Diese Stipulationen wurden durch das Uebereinkommen von Spaa im Jahre 1920 herabgesetzt, und auch die Lieferungsprogramme, die man Deutschland nun vorschrieb, wurden niemals vollständig erfüllt, wie es die folgenden Ziffern zeigen, die sich auf die Lieferungen der Ruhr beziehen.

| Jahr | Programm | Lieferung | Erfüllungskoeffizient |
|---|---|---|---|
| 1919 | 1 456 000 | 806 000 | 55 % |
| 1920 | 4 492 000 | 3 850 000 | 86 % |
| 1921 | 4 994 000 | 3 869 000 | 78 % |
| 1922 | 6 247 000 | 5 600 000 | 90 % |
| | 17 189 000 | 14 125 000 | 82 % |

Jedenfalls aber sind die Lieferungsklauseln des Friedensvertrages nur provisorisch, ihre Kraft erlischt am 1. Januar 1930. Und es ist von Bedeutung, daß wir, ehe die nächsten 5 Jahre verstrichen sind, eine andere, feste und diesmal auf lange Dauer berechnete Lösung finden.

Man hat oft den Vorschlag gemacht, die Kokslieferung für die Hochöfen des östlichen Frankreichs dadurch zu sichern, daß man, im Wege des Austausches, die reichen Quellen unserer Erzlager dazu verwendet. Und die Meinung, daß die rheinisch-westfälischen Hütten vollkommen vom französischen Erze abhängig seien, ist weit verbreitet. Die folgende Tabelle zeigt den Verbrauch eines westfälischen Hochofens an Mineral verschiedener Provenienz:

| Jahr | Gesamtverbrauch an Erzen | | Davon lothringische Erze (einbegriffen Luxemburg, Meurthe und Mosel) | | Prozent lothringische Erze | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Erz | Eisen | Erz | Eisen | Erz | Eisen |
| 1913 | 15 698 234 | 7 980 000 | 4 084 000 | 1 361 000 | 26,2 | 17,1 |
| 1. Halbjahr 1914 | 8 936 757 | 4 674 000 | 2 050 000 | 682 000 | 22,7 | 14,6 |
| 1919 | 8 955 718 | 4 753 000 | 1 846 000 | 618 000 | 20,6 | 13,0 |
| 1920 | 10 055 062 | 5 377 000 | 2 174 000 | 729 000 | 21,7 | 13,5 |
| 1921 | 11 921 734 | 6 387 000 | 2 574 000 | 864 000 | 22,6 | 13,5 |
| 1922 | 14 480 772 | 8 100 000 | 2 390 000 | 799 000 | 16,5 | 9,9 |

Die rheinisch-westfälischen Hütten verbrauchen also äußerst wenig lohringische Erze, sie benutzen vorzugsweise die reichen spanischen und schwedischen Erze; diejenigen Lothringens, Luxemburgs und der Provinz Meurthe und Mosel, dienen nur zur Vervollständigung. Die deutsche Industrie hatte vor dem Kriege die Erzlager Lothringens und Luxemburgs dadurch wertvoll gemacht, daß sie das Erz an Ort und Stelle mit Hilfe von Ruhrkoks in Stahl und in Roheisen verwandelte. Die erhaltenen Erzeugnisse, — Roheisen, Rohprodukte und Halbfabrikate — wurden nur in geringem Umfang am Platze verarbeitet. Sie wurden entweder exportiert, oder nach Deutschland gebracht, um dort in den mechanischen Werkstätten bearbeitet zu werden. Auf diese Weise haben die lothringischen Werke im Jahre 1913 200 000 Tonnen Roheisen und 340 000 Tonnen Halbfabrikate expediert.

### *Der Sachverständigenbericht bietet einige Lösungen.*

Es scheint unzweifelhaft rationell zu sein, die Vorkriegswege wieder aufzunehmen und zu versuchen, für den Ruhrkoks nicht bloß die lothringischen Erze, sondern vor allem auch das Roheisen und die Halbprodukte Lothringens auszutauschen.

Immerhin wird auch diese logische Lösung, die früher oder später verwirklicht werden muß, den französischen Hütten noch nicht die volle Tonnage an Koks verschaffen, die sie brauchen, nämlich 7 bis 7,5 Millionen Tonnen. Der Vorkriegswert dieser 7 bis 7,5 Millionen Tonnen war in Wirklichkeit bedeutend höher als der der Erze, des Roheisens und der Halbfabrikate, die im Jahre 1913 aus Lothringen nach der Ruhr ausgeführt wurden. Diejenigen Mengen an Koks, die als Mehrbedarf auch nach Durchführung der oben beschriebenen Kompensation noch zu beschaffen bleiben, müssen also im Interesse der Prosperität des französischen Hüttenwesens mit langjähriger Wirkung noch gesichert werden. Die Lösung könnte in langfristigen Verträgen gefunden werden, wobei man sich allerdings nicht über die Schwierigkeiten ihrer Vorbereitung und Ausführung täuschen darf. Die Belieferung der lothringischen Hochöfen mit Koks wäre ohne Zweifel besser garantiert, wenn Frankreich zwar nicht als voller Besitzer, aber doch wenigstens in Form einer Teilhaber-

schaft an den Montananlagen der Ruhr, über Mittel verfügte, die Koksproduktion auf befriedigender Höhe zu halten. Erörterungen darüber, wie diese Beteiligung beschaffen sein müßte, würden zu weit führen und sind auch verfrüht; mehrere Möglichkeiten werden sich als durchführbar erweisen. Es genügte, zu bemerken, daß der Sachverständigenbericht, weit davon entfernt, ein Hindernis zu bilden, mehrere annehmbare Möglichkeiten bietet, um gegebenenfalls zu einer genügend raschen Verwirklichung zu gelangen. (Diese Andeutung bezieht sich offenbar auf die Bestimmungen des Sachverständigengutachtens über die Verwendung jener Teile der deutschen Zahlungen, die der „Agent für Reparationszahlungen" aus Währungsgründen nicht in Devisen umzuwandeln vermag. Für diese Beträge soll dem Agenten gestattet sein, auch innerdeutsche Anleihen, Obligationen und sonstige Vermögenswerte zu kaufen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Verfasser befürwortet, auf diesem Wege größere Aktienposten westdeutscher Montan-Unternehmungen zu erwerben. Die Red.).

---

STEFAN GROSSMANN

## WILHELM PAULSEN

Berlin hat einen Glücksfall ungewöhnlichster Art erlebt, als es sich vor drei Jahren Wilhelm Paulsen aus Hamburg zum Leiter seines Schulwesens herüberholte. Die drei Jahre sind nicht so fruchtbar gewesen, wie es Berlin, wie es Paulsen selbst erhofft hatte. Es waren die Jahre der Geldentwertung, der grimmigsten Geldnot, des Zusammenbruchs der staatlichen und städtischen Wirtschaft. Paulsens Kraft konzentrierte sich in diesen Jahren auf die Verteidigung. Die verzweifelten Finanzleute der Stadt schrien ihm zu: Abbauen! Abbauen! Er biß die Zähne zusammen und ließ keine Schule eingehen, wenn das große Kindersterben sie nicht entleerte. Die Finanzleute schrien ihm zu: Entlassen! Entlassen! Er schickte keinen Lehrer aus den Dienst, wenn er ihn irgendwie halten konnte. Die Finanzleute raunten ihm zu: Zu viel Lehrer! Beschäftige sie länger, sie sollen nicht bloß 4 und 5 Stunden unterrichten, sie können 6 und 7 Stunden schuften. Paulsen biß die Zähne zusammen und wehrte sich, aus den Lehrern mißgestimmte Unterrichtsfeldwebel zu machen. Aber im großen Ganzen waren diese drei ersten Jahre nur Zeiten der Verteidigung.

Nun erst, da das Schlimmste für die Stadt und damit für die Schule vorbei ist, nun erst könnte er an sein Werk gehen. Es ist begonnen in elf Gemeinschafts- und vier Aufbauschulen, die Paulsen in aller Stille, um nicht vorzeitig den Groll der Verständnislosen zu wecken, hervorgezaubert hat. Paulsen ist kein Schulreformer, er ist ein Schulerbauer. Er ist kein Politiker im Wirtschaftsjargon, er ist kein Pfiffikus, der Oberbürgermeister und Stadtverordnete einzuwickeln versteht; er ist kein Volks-

redner, der die Massen mit ein paar Coupletsrefrains animiert; er ist nichts als ein leidenschaftlicher Ergründer und Schützer der Kinderseele. Ueber seine Arbeit könnte Paul de Lagardes herrliches Wort stehen: „Jeder Mensch ist einzig in seiner Art, denn er ist das Resultat eines nie wieder vorkommenden Prozesses einziger Art: Darum ist schlechthin jeder Mensch, der geboren wird, der Anlage nach eine Bereicherung seines Geschlechtes und seiner Nation, und darum gibt es für jeden Menschen nur eine Bildung, die ganz speziell auf ihn berechnet und deren Aufgabe sein muß, aus ihm das zu machen, was aus ihm gemacht werden muß". Diese Aufgabe will Paulsen, weil er ein unwillkürlich sozial denkender Mensch ist, nicht bloß für einen kleinen Winkel, sondern für das Gemeinwesen, und weil ihn gerade die qualvollste Aufgabe lockt, für die Großstadt lösen. Wie? Das erfährt der Leser des Tage-Buches aus den Leitsätzen, die in diesem Heft abgedruckt sind.

Jetzt endlich könnte Paulsen an sein Werk gehen! Er könnte nun endlich schaffen, wie Otto Glöckel, der Leiter des Schulwesens in Wien, aufbauen durfte. Endlich, endlich steht in diesem öffentlichen Theater der falschen Besetzungen der richtige Mann am richtigen Ort. Und es begibt sich, daß in diesem Augenblick eine Hetzjagd auf den Mann einsetzt, ein Ballspiel der Verleumdungen und Verdächtigungen, das von den Stadtverordneten aller bürgerlichen Parteien mit einem Schwung gespielt wird, den diese bösen oder stumpfen Geister immer nur in der Verfolgung aufbringen.

Paulsen, Niedersachse, Bauernsohn, hellblond, wortkarg, eigensinnig, steht inmitten dieses Netzes von Gehässigkeiten. Er hat Stunden gehabt, in denen er all der Ränke von Demokraten, Volksparteilern und Pfaffen müde wurde. Es gab einen Augenblick der Ermattung. Aber dann sah er sich die Anfänge seiner Aufbau-Arbeit an, dann ging er in seine neuen Gemeinschaftsschulen, Lehrer und Kinder leuchteten ihm entgegen, dann fuhr er hinaus zum Tegeler See, auf die Insel Scharfenberg, und sah dort ein Stück Zukunftsschule leibhaftig vor sich: Lehrer, die beseligt sind von ihrer Aufgabe, Schüler, die durchsonnt sind von ihrer Schule, und gestärkt von seinem eigenen Werk hob er wieder den Kopf. An einem Sommertag bin ich mit Paulsen durch die Anstalt in Scharfenberg gewandert, ich sah die Jünglinge im Garten sitzen, um ihre Lehrer geschart, ich versank mit den Knaben im Rauschen des Musikzimmers, ich sah die Jungen an den Kirschbäumen und auf den Aeckern, ich stand lauschend daneben, als sie in einer Laube den Oedipus lasen, ich hörte Blume, den gütig-frohen Leiter, den Plan einer Woche verkünden, in der sich alle Oberklassen nur mit einer bestimmten Geschichtsepoche beschäftigen müssen — ich fühlte diese innerste Harmonie auf dem Grunde der Schule, und ein Stück Zukunftsglaube löste sich im widerstrebenden Herzen, langsam, zögernd los.

Im Augenblick ist das Netz, mit dem man Paulsen fangen und zu Fall bringen will, zur Erde gesunken. Er schreitet heiter drüber

hin. Wird im Herbst der Kleinkrieg der Erbärmlichen wieder anheben? Soll das schönste Werk Berlins durch die Tücken der Allzeit-Kleinlichen gestört werden? Dann werden sich hundert junge Menschen finden, Lehrer und Schüler und Freunde Paulsens, die freudig in einen heiligen Krieg für sein beglückendes Werk ziehen werden!

---

WILHELM PAULSEN

## GRUNDSÄTZE FÜR SCHULARBEIT

Die nachfolgenden Grundsätze stellen den Versuch dar, die Schularbeit nicht durch Stoffe und Systeme, sondern durch das Gesetz natürlicher Kräfteentwickelung entscheidend bestimmen zu lassen. Sie geben ihrem Sinne nach weniger einen Plan, als die Grundeinstellung zur neuen Bildungsarbeit und können Beispiel und Richtlinien nur dort sein, wo man sich innerlich zu ihnen bekennt.

### A. Die allgemeine Aufgabe der Grundschule.

Der Eintritt des Kindes aus der Familie in die Grundschule darf keinen Bruch in seinem Leben herbeiführen. Die Kräfte des Kindes müssen unversehrt erhalten bleiben, vorhandene Anlagen und Fähigkeiten entfaltet werden.

Die tiefere Aufgabe der Grundschule ist, zu bilden, was an Wesenswerten im Kinde ist und formend und gestaltend zur Aeußerung drängt.

Mit dieser Aufgabe, die Aufgabe aller Bildungsarbeit ist, ist die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Grundschule gegeben. Sie is keine Vorbereitungsanstalt übergeordneter Schulgattungen. Den Wachstumsvorgängen im Kinde folgend, haben sich mittlere und höhere Schulen der Grundschule organisch anzuschließen. Solange das nicht der Fall ist, und die Grundschule in der Uebergangszeit eine Doppelaufgabe zu erfüllen hat, muß ihre Arbeit von dem Grundsatz beherrscht sein, daß die Wissensstoffe und Fertigkeiten, die notwendig sind, um die Schüler in die oberen Jahrgänge der Volksschule oder in die mittlere und höhere Schule hinüberzuführen, innerlich erlebt und selbsttätig erworben werden.

Nicht Bildung zu vermittteln, sondern Lebensveranlassungen und Wachstumsmöglichkeiten zu schaffen, ist der Beruf der Schule. Je mehr sie zur natürlichen Umwelt des Kindes wird, in der es Mittel und Antrieb zur Befriedigung seiner seelischen und körperlichen Bedürfnisse findet, desto mehr wird sie auf eine stunden- und lehrplanmäßige Unterweisung verzichten können.

Schaffende Arbeit und belebendes Spiel sind die Grundlagen jeglicher Betätigung und Beschäftigung des Kindes. Die Klasse werde zur Arbeits- und Lebensgemeinschaft.

Der unverbundene Fachunterricht erweitert sich zum Gesamtunterricht, in dem das Kind sprechend, lesend, schreibend, zeich-

nend, singend, sich bewegend bei eigener selbständiger Arbeit (des Kopfes und der Hand) seine Fertigkeiten zwanglos, wo nötig planvoll entwickelt. Natur und Lebensvorgänge werden beobachtet. Zu ersten Unterredungen über Religiöses und Sittliches gibt der Verlauf des Gemeinschaftslebens an entscheidenden Stellen natürlichen Anlaß. Sitten können nicht unterrichtet, sie müssen gelebt werden. Eine sittliche Gemeinschaft erzieht sittliche Menschen.

Jeder Lehrer ist frei in der Gestaltung der Lebens- und Arbeitsweise seiner Klasse. Diese Freiheit schließt das höchste Maß an Verantwortung und Verpflichtung in sich, zu dessen Erfüllung der Mensch, Pädagoge und Staatsbürger im Lehrer berufen ist. Stundentafeln und Stoffpläne sind nicht mehr als eine Wegleitung für Klassen, die zur eigenlebigen Gemeinschaft noch nicht kommen und äußere Bedingungen überhaupt nicht oder nur zeitweise entbehren wollen.

Das Gesamtbildungsziel der Grundschule, das die amtlichen Richtlinien festgelegt, ist bindend.

## B. Die besonderen Aufgaben und Arbeitsgebiete der Grundschule.

### I. Ausdruck und Weckung des Willens zur Form.

### *1. Die Sprache.*

Ziel jeder sprachlichen Erziehung ist Belebung des Sprachgefühls und Weckung sprachschöpferischer Kraft. Sprachkraft wird erzeugt durch Nötigung zur sprachlichen Bewältigung der Umwelt, ihrer Dinge und Erlebnisse. Je kräftiger der Lebenswille in einer natürlichen Umwelt einsetzt, desto kräftiger und gesunder der Sprach**antrieb**. Sandkiste, Wiese und Arbeitsbank sind sprachbildnerisch unendlich viel wertvoller als die Schulbank.

Ursprung der Sprache liegt in der Gemeinschaft. Der Zwang, auszudrücken, mitzuteilen was in uns ist, was vorgeht in uns und außer uns, ist sprachzeugend schlechthin. Eine eigenlebige Gemeinschaft (Mutter und Kind, Familie, Klasse, Gesellschaft), in der der einzelne sich formend abhebt von dem andern, ist die natürliche Sprachumwelt. In der sprachlichen Selbstbehauptung liegt der unabweisbare Sprachanreiz. Das Geheimnis der Sprachbildung ruht daher vornehmlich in der Ausnutzung der sprachbildenden Kräfte.

Gemeinschaft bildet sich nur bei einem gemeinsamen Tun, um das Spiel, um die Arbeit, um ein Werk. Je williger und freudiger die Gemeinschaft geistig und körperlich tätig ist, desto kräftiger wie die Sprachentwicklung einsetzen. Wie der Rhythmus an der Arbeit erwacht, so der Sprachrhythmus am Ablauf der Dinge.

Das Erkennen von Zusammenhängen in der Umwelt lockt logische Betrachtungen hervor, löst logisches Fühlen aus. Die Umstellung, Umordnung und Neuordnung der Dinge führt zur Be-

griffsneubildung, zur Auffüllung des Sprachschatzes und zur Neuprägung seines Inhalts. Sprache ist geformter Gedanke.

Ohne inneren Sprachantrieb bleibt die Sprache Schall, Wort, Rede. Sprachnötigungen und Sprachveranlassungen zu schaffen, ist darum die bewußte Aufgabe des Sprachunterrichts. Das mündliche und schriftliche Mitteilungsbedürfnis, wie es in Vortrag, Brief und Aufsatz methodisch genutzt werden kann, bleibt somit ein hervorragendes Mittel der Sprachbildung und der Sprachbelebung. Nur darf das, was literarisches Eigenwerk des Kindes sein sollte, nicht zur Nachahmung und zur leblosen Uebung erniedrigt werden. Unmittelbarkeit, Unbefangenheit, Formeigenheit, Formgestaltung müssen jeder schriftlichen Arbeit erhalten bleiben. Wer gegen das Grundgesetz gestaltender Arbeit verstößt, vernichtet die Schaffenskraft, die das Werk erzeugt, hier die Sprache selbst.

Unschätzbaren Sprachantrieb erhält das Kind durch das Lesen der Werke deutschen Schrifttums. Ausdrucksvolles Lesen gibt dem Worte Klang, Rhythmus, Empfindung, Gefühl, Seele, all das zurück, was zu seiner Formung und Setzung führte. Wird es im Lesenden so stark lebendig, daß es zur Nach- und Neuschöpfung führt, so hat es die Sprachenergien ausgelöst, die zum ursprünglichen Schaffen drängten. Ein solches Lesen ist kein „fließendes, richtiges Lesen", sondern ein g e s t a l t e n d e s L e s e n. Es gibt kein anderes Lesen. Der Zwang zum Lernen ist ausgeschlossen, Gedichte dürfen gedächtnismäßig nur freiwillig erworben werden. Eine Klasse wird um so mehr Gedichte „beherrschen", als sie starkes, sprachliches Eigenleben entwickelt und schaffende Sprachkraft in ihr entfesselt wird.

Wo starkes S p r a c h l e b e n ist, kann Sprachbewußtheit es nicht unterdrücken; Sprachwissen, Grammatik und Orthographie, auch Sprechtechnik, sind unerläßliche Hilfen zur Verfeinerung des Ausdrucks und zum bewußten Gestalten der Sprachformen. Aus dieser Aufgabe ergibt sich ihre dienende Stellung im natürlichen Sprachunterricht. Wo sie herrschen, zerstören sie sprachliches Leben oder lassen es unentwickelt. Das glücklichste Maß in ihrer Anwendung wird der Lehrer als feiner Sprachempfinder aus dem Bedürfnis seiner Arbeit heraus finden müssen. In den ersten beiden Schuljahren ist Sprachlehre unter allen Umständen zu entbehren.

Die Gesetze der Sprache sind bestimmend für alle übrigen Gebiete des Ausdrucks, der Gestaltung und Formbezwingung: Musik, Körperbewegung, jede Art des Schaffens mit der Hand (Zeichnen, Formen, Schreiben, Handarbeit).

### 2. *Musik.*

Aufgabe der Schule ist es nicht, „Gesangunterricht" zu erteilen, sondern musikalische Leben und musikalische Begabungen zu entfachen. Im Lied, in der rhythmischen Bewegung und im Tanz soll das Kind zum musikalischen Erlebnis geführt und das B e-

dürfnis nach musikalischem Ausdruck ausgelöst werden. Das nur einstudierte Lied ist wie das gedächtnismäßig äußerlich angeeignete Gedicht, nicht Lebens-, Empfindungs- und Stimmungsausdruck. Zwischen dem schlichten Volkslied und der großen Tonschöpfung ist kein Unterschied: beide sind tongeformte Erlebnisse. Das Volk muß wieder liedreich werden, seine Jugend Lieder singen und finden, Musik „machen“ und Musik hören. Der musikalische Sinn in ihm muß erwachen, daß die musikalische Unkultur, die noch größer ist als die literarische, unterdrückt werde. Stimmbildung und Musiktheorie haben auch hier nur soweit Bedeutung, als sie die musikalischen Eigen- und Nachschöpfung unterstützen.

### 3. *Körperkultur.*

Durch die rhythmische Gymnastik, die musikalisch und rhythmisch beseelte Bewegung, die Plastik der Bewegung, die freie Erfindung und Gestaltung der Bewegung wird ein bewußte Körperkultur eingeleitet. Spiel, Wandern und planmäßige Durchbildung des Körpers müssen im Dienste der Kultur der Bewegung stehen. Solange Haltung und Bewegung nicht Wesensausdruck des Menschen sind, werden Schönheit und Kraft seinem Körper verloren sein. Körperkultur ist Ausdruckskultur, Ziel jeder Gymnastik die seelische Beherrschtheit des Körpers und damit die Erhöhung des Lebensgefühls.

### 4. *Die Hand.*

Neben der Sprache ist die Hand das natürlichste Ausdrucksmittel. Ob sie zeichnet, ob sie schreibt oder im Material arbeitet, sie — formt. Ohne Formung ist Linie, Farbe, Schriftzeug lebloses Werk.

Zeichnen und Materialgestaltung in der Werkstatt bedeuten also nicht nur äußere Formbewältigung, sondern wie Sprache und Musik bildnerische Darstellung. Bildung ist Gestaltetes. Gebildet ist, wer Kraft hat, sich zu bilden im Werk. Der Zeichenunterricht kann seine Aufgaben nicht tief genug begreifen, er muß von der Erscheinung zum Wesenhaften kommen. Er hat die Natur in Linien, Farben, in Licht und Schatten nicht zu wiederholen, sondern Form-, Farb- und Lichterlebnisse darzustellen. Diese Erlebnisse sind selbst auf der primitivsten Stufe nicht sinnliche, sondern Seelenerlebnisse. Die unbefangene Kinderzeichnung enthält so viel Eigenes, Persönliches, daß bei aller Sinnfälligkeit der Darstellung von einer Wiedergabe des Objektes kaum die Rede sein kann. Sie ist Bild und nicht Abbild. Sie ist geschaut und nicht angeschaut. Wie zwischen der einfachsten sprachlichen Darstellung und der dichterischen Schöpfung, zwischen dem empfundenen Lied und der Symphonie kein innerer Unterschied ist, so auch nicht zwischen der unbeeinflußten Kinderzeichnung und dem künstlerischen Bildwerk. Das

Kind ist kein Künstler, aber das Gesetz seines Schaffens ist das Gesetz der Kunst. In dem Augenblick, wo das Kind beginnt, das Ding nachzuahmen, und seine „Kinder"-Zeichnung zu verleugnen, versiegt seine bildnerische künstlerische Kraft. Gerade diese zu entbinden, ist Aufgabe jeden bildnerischen Unterrichts. Ueberragt doch nicht selten die bildnerische Formbegabung die sprachliche Begabung so weit, daß der Mensch in Linien, Flächen- und Raumgestaltung sein letztes und höchstes Ausdrucksmittel besitzt.

Daß im Nachschaffen (nicht Nachahmen) und in der Beherrschung der Technik unerläßliche Hilfen und Vorbedingungen für die Auswirkung der gestalterischen Kräfte im Zeichenunterricht liegen, braucht nicht wiederholt zu werden.

Was vom Zeichenunterricht gilt, gilt von der Plastik und vom Werkunterricht. Formmesser, Meißel, Hammer, Schere, Nadel sind nicht Geräte zur Verrichtung von Fertigkeiten, sondern Werkzeuge bildender Arbeit. In der Plastik wird dies deutlicher begriffen, obwohl das Kneten, Bauen, Bildhauen im heutigen Werkunterricht über die Nachahmung nur selten zur Eigengestaltung hinausgeht. Die Ausbildung des Tastsinns wird vernachlässigt, und doch können die feinsten Formerlebnisse durch ihn vermittelt werden.

In der Werkstatt- und in der Nadelarbeit droht die Gefahr des Handwerksmäßigen. Das Kind soll nicht Handwerker sein, sondern Handgestalter. Ob es bastelt, ob es klebt, ob es baut oder zimmert, immer muß der bildende Werkler, Ingenieur, Architekt und Techniker in ihm lebendig sein, der zugleich Einsicht gewinnt in die Zweckmäßigkeit des technischen Vorgangs und in die Notwendigkeit seiner geschickten Bewältigung. Namentuch und Strickstrumpf herzustellen ist nicht Selbstzweck des Unterrichts, sondern den Geschmack zu bilden. Form- und Farbbewegung in die Handarbeit zu bringen, ist sein Sinn. Schmuck ohne Stil und Charakter ist wertlos. Wie in Schrifttum und Bildwerk, so werden wir auch im Handwerk nicht eher zur Ueberwindung des Mittelmäßigen, Gedankenlosen und Durchschnittlichen, zur Ueberwindung des „Schundes" kommen, bis Stil und Formgefühl bereits im Kinde lebendig wurden. Geschmack kann nicht mitgeteilt, wohl aber in Eigengestaltung und Eigenschöpfung gebildet werden. Nur Eigenkräfte können schädliche Gegenkräfte überwinden. Daß Handarbeit zugleich praktisch, nützlich und wirtschaftlich sei, dazu zwingt das Gesetz ökonomischer Erhaltung. Die Schule muß, wo die Bedingungen dafür zu schaffen sind, zur Eigenwirtschaft übergehen. Werkstatt, Küche und Garten müssen hauswirtschaftliche Bedürfnisse bestreiten. Die Schule ist eine schaffende Gemeinde, deren Gesamtarbeit von dem Gedanken der Lebensnähe und Lebenswirklichkeit beherrscht wird.

Völlig müßig ist der Streit um die lateinischen und deutschen Schriftzeichen. Ziel des Schreibunterrichts ist nicht, daß das Kind sich Formen von Schriftzeichen aneignet, sondern daß es sich seine Schrift schafft, daß sie Charakter und Form habe. Das Kind ruht

nicht eher, als bis es auch in der Schrift zum Wesensausdruck gelangt. Hindert die Schule das Kind daran, so wird es mit der Schulentlassung die leere Form verwerfen und unmittelbar zur persönlichen Schriftgestaltung kommen. Die Schule muß den Weg frei machen zum Formenreichtum und zur Formenschönheit persönlichen Schriftwerks, in der Alltags-, Schmuck- und Festschrift.

## II. Arbeitsgebiete des Wissens und der Anschauung.

### *1. Erkundung der Heimat.*

Ein Kind, dessen Sinne und Kräfte lebendig entfaltet sind, das tätig und gestaltend die Umwelt begreift, ist mit seiner engeren Heimat unlösbar verwachsen. Es ist so lebendes Glied. Eine Schule, die nicht in ihre Umgebung hineingebaut ist, die nicht lebensnotwendig mit der Heimat verbunden ist und mit allen Fasern innerlich und äußerlich an ihr hängt, ist ein totes Haus, das Grab unserer Jugend und ihrer lebendigen Kraft. Familie, Haus und Garten, Straße, Geschäft und Werkstatt, Stadt, Verkehr und Wirtschaft, Landschaft, Park und Feld sind die Welt, in der das Kind lebt und atmet. In seinen Berichten, Aufsätzen, Zeichnungen, in seiner Werkarbeit kann nun diese Welt wiederkehren. Sein erstes Wissen von Geographie, Wirtschaft und Natur hat das Kind arbeitend und spielend gewonnen, schon bevor es in die Schule trat. Die Schule braucht nur fortzusetzen, was das Leben begann. Es bedarf keiner Anleitung für den Lehrer, wie sich der engere und engste Erfahrungskreis zum größeren weitet, vom Bezirk zur Stadt, von der Stad zur Provinz, wie mit Umfang des erarbeiteten Wissens, mit Größe der Erfahrung und mit zunehmendem Alter erste ahnende Zusammenhänge sich ergeben von Kultur und Wirtschaft des Volkes überhaupt, und wie hinter ihren Erzeugnissen und Denkmälern Geschichte erwacht.

Aquarien, Terrarien, Schul- und Hausgarten, städtische Anlagen, Wald, Wiese, Feld und Himmel bringen bei Pflege, Bearbeitung und Erkundung eine solche Fülle biologischer Erfahrungen und Tatsachen erster, naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, daß die vorbereitende Aufgabe für die wissenschaftliche Arbeit der Oberstufe von der Grundschule uneingeschränkt gelöst werden kann. Unter allen Umständen aber muß die Grundschule sich bewußt bleiben, daß die Betätigung und Bildung der erkennenden, forschenden Kräfte (Erkenntnis) wertvoller ist als alle Kenntnisse. Das Kind ist kein Gelehrter, wohl aber hat es den Beruf des Forschers und Historikers in sich.

Die engere Heimat zu erobern, zu erkunden und zu erforschen, ist die natürlichste, aber auch die glücklichste und Gemeinschaftskräfte weckende Arbeit der Grundschule, im weitesten Sinne der Schule überhaupt. Dem reifenden Menschen weitet sich die Heimat zur Welt. Heimatanschauung wird Weltanschauung.

## 2. *Zahl- und Raumanschauung.*

Jedes Kind, das Besitz von seiner Umgebung genommen hat, hat auch Anschauungen und Vorstellungen von Einheit und Vielheit, von Zahl und Raum gewonnen. Je tätiger das Kind ist, desto lebhafter und bestimmter werden diese Anschauungen sein, ganz gleich, ob starke oder schwache mathematische Begabungen vorhanden sind. Diese Mengen und Raumanschauung zu vermehren, ist Aufgabe des Rechenunterrichts. Zu frühe und ausschließliche Beschäftigung mit der Ziffer ist der Tod der Anschauung. Je mehr die Schule auf die gedächtnismäßige Aneignung von Zahlen, Formeln und Lösungen verzichtet, desto sicherer wird sie bei dem Kinde die Grundkraft des mathematischen Denkens, Vorstellens und Anschauens erhalten. Nicht Zahlenkünstler, sondern Mathematiker gilt es zu bilden, die selbständig und selbsttätig arithmetische und geometrische Verhältnisse finden, Zahlen- und Raumprobleme lösen. Die Oberstufe der Schule ist so arm an mathematischen Begabungen, weil Unter- und Mittelstufe die Anschauung, den Stoff des mathematischen Denkens, vernachlässigen. Schauen und Fühlen im Raum, Schauen der Dinge in Einheit und Vielheit und Tätigkeit mit ihnen, wird zu viel größerer Rechenfertigkeit führen als alle mechanischen Ziffernübungen. „Brüche“ und „Zahlenkreise“ gibt es für das Kind nicht, die Begriffe wurden gleichsam erfunden, um die rechnerischen Anlagen in ihm zu unterdrücken. Die Grundschule sollte bis in die lezten Jahrgänge hinein auf jede planmäßig erzwungene Abstraktion verzichten.

## C. *Schlußbemerkung.*

Erhält die Grundschule durch diese Einstellung ihrer Arbeit auf das Kind und seine Kräftebefreiung den Charakter einer selbständigen und unabhängigen Bildungsveranstaltung, so ist sie dennoch in einem weit höheren Sinne die Vorbereitungsstätte der mittleren und höheren Stufen unseres Schulwesens. Den praktischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Bildungswegen werden ungebrochene und unverdorbene Begabungen zugeführt. Leiten Volks- und Berufsschule im Geist dieser Grundsätze die Bildungsarbeit fort, dann wird es auf den verantwortlichen Plätzen unseres Wirtschaftslebens an bauenden und aufbauenden Menschen nicht fehlen. Die höheren Bildungsanstalten insbesondere werden eine neue Jugend zu den führenden Stellen im Berufs- und Geistesleben unseres Volkes heranbilden, die nicht allein mit Fleiß und Gedächtnis, sondern mit schöpferischem Willen an die Aufgaben wissenschaftlicher, künstlerischer und technischer Arbeit frei herantritt. Wir werden Halbbildung und Dilettantismus unserer Zeit erst dann überwinden, wenn die Kraft des Könnens in der Arbeit triumphiert. Berufen kann nur werden, was Beruf in sich hat.

CARL v. OSSIETZKY

# RUDOLF HILFERDING
## der Mann ohne Schatten

Stefan Großmann hat in seiner Betrachtung über den Berliner Kongreß der deutschen Sozialdemokratie auch die Gestalt Rudolf Hilferdings einer eingehenden Bewertung unterzogen und ihn das geistige Haupt der Partei genannt. Ja, er ist sicherlich ihr geistiges Haupt, so wie Paul Löbe ihr Arm sein könnte, während die Wels und Crispien unbestritten die beiden Hemigloben des Gesäßes repräsentieren. Erwägt man aber die Relationen zwischen Führer und Gefolgschaft, berücksichtigt man insbesondere den heutigen Stand der Sozialdemokratie überhaupt, so ergibt sich ganz zwangsläufig die Frage, ob der klügste Mann der Partei auch deren geeignetster Führer ist und weiter, ob nicht sein geistiger Vorsprung nur möglich wird durch die Beschaffenheit der andern.

Hilferding bringt ein geschultes Hirn mit und Blick für politische Möglichkeiten. Schade, daß die grauköpfig gewordene Partei es sich sowieso schon längst abgewöhnt hat, von Unmöglichkeiten zu träumen. Sie ist ja schon so lange auf die „Politik des Möglichen" eingeschworen und hat ihr eine Position nach der andern geopfert. Nein, Hilferding, der Kunktator, hat der Partei von heute nicht mehr viel zu geben.

Uebrigens hat dieser prädestinierte Mahner und Bremser einmal eine klassische Gelegenheit versäumt zur Auswirkung seiner allerpersönlichsten Begabung. Das war in der alten Unabhängigen Sozialdemokratie, als der Moskauer Sturmwind die Partei völlig ins Lager der Sowjetgläubigen fortzutreiben drohte. Damals wäre es Pflicht der Besserwissenden gewesen, dem törichten Diktaturgerede mannhaft offen entgegenzutreten. Hilferding, nicht anders wie Breitscheid, sprach das befreiende Wort nicht. Die Beiden schwammen mit, etwas verdrossen, etwas hochnäsig, aber sie schwammen eben. Erst als Moskau unbedingte Unterwerfung forderte und mit höhnischer Siegergeste dem rechten Flügel die Tür wies, da fand Hilferding endlich die Sprache, die er ein Jahr früher hätte finden müssen. Hätte er die starke und rücksichtslose Opposition von 1919 und 1920 mit dem gleichen Kraftaufwand bekämpft wie die lendenlahme und ungefährliche Opposition von 1924, vielleicht wäre dem deutschen Sozialismus von dem Passionsweg der letzten Jahre einiges erspart geblieben.

Ein Versagen in historischer Stunde. Denn Rudolf Hilferding ist kein Mann der Initiative, sondern der Reflexion. Einer der unechten Lassalle-Jünger, die das sagen, was ist, wenn es eigentlich schon jeder weiß und wenn es nicht mehr mit einem Risiko verknüpft ist. Daß er trotzdem zum Parteiorakel avancierte und auch außerhalb der Partei einen nicht geringen Ruf genießt, verdankt er der sehr aparten Form, die er jedesmal findet, verdankt er nicht zuletzt dem metallenen Glanz von Wissenschaftlichkeit, den er

seinen späten Wahrheiten stets zu geben weiß. Er verfügt in hohem Maße über die kühle, scharfe Dialektik des modernen Oekonomisten. Er vertritt darin in Reinkultur die für die gegenwärtige Epoche so ungemein typische Ueberheblichkeit einer bestimmten Abart der Wirtschaftspublizistik, die sich auf dem besten Wege befindet, in Besserwisserei, Schulmeisterei und Wissensdünkel die Rechtsnachfolge des langsam mythisch werdenden Philologen anzutreten. Hilferding hat ein sehr großes Wissen, aber es wird nicht fruchtbar am lebenden Menschen, es erstarrt im Kalkül, es wird nicht zur Weisheit. Und wird auch nicht mobil zur politischen Aktion.

Es ist eine eisige Barriere um ihn. Eine Zone, in der das Gefühl schweigt. Seine Rede ist die des Mannes, der sich nur mit den großen Linien abgibt und sich um Kleinigkeiten nicht kümmert. Er bleibt immer der gelehrte Marxist, systemgläubig, mathematisch exakt, aber immer ohne das Wesentliche des führenden Menschen, ohne den Funken, ohne die Witterung des Irrationalen hinter den Dingen, ohne die Ahnung gerade des echten politischen Logikers, daß das Irreguläre des Lebens den Schlüssen der Logik gelegentlich ein freches ironisches Schnörkelchen anzuhängen beliebt. Denn wirklich groß war immer nur der Politiker, der es verstanden hat, hin und wieder verteufelt unlogisch zu handeln. Und Führer ist nur, wer einmal seinen ganzen Wissenskram vergessen kann. Schnurgerades Denken ist schätzbar, schätzbarer der Instinkt.

Kein Herz, keine Faust. Ein Kopf. Aber der Kopf einer Partei, die immerhin keine erschütternden Ansprüche mehr stellt. Die sich endgültig auf ein gemächliches Tempo eingerichtet hat. Und sich, etwas parvenuhaft, ein bißchen Intellektualität als Fassadenschmuck leistet. Wäre Hilferding ein problematisch flackerndes Ingenium, die Partei würde auf diesen Luxus dankend verzichten.

Führer sein, das heißt auch: Fähigkeit zur Wärme, zum Mitleiden. Hilferding hält Distanz. Auf dem Parteitag herrscht er einen harmlosen Zwischenrufer an: „Schweigen Sie!“ Das Haupt einer Arbeiterpartei soll gewiß nicht tränenselig schwafeln und nicht demagogisch allen und jeden Radikalismen nichtssagende Komplimente machen. Aber diese wahrhaft ludendorffische Abfertigung zeugt von innerem Hochmut und selbstgerechter Verhärtung und belegt nur neu das freundliche Wort Lichtenbergs, daß man in Deutschland das Nasenrümpfen eher lernt als das Nasenputzen.

Friedrich verlangte von seinen Generalen „Fortüne“. Die französische Revolution schnitt ihren geschlagenen Feldherren den Kopf ab. Um Rudolf Hilferding ist nicht das Flügelrauschen der Siegesgöttin. Die Sozialdemokratie als moralische Anstalt stempelt Gott sei Dank persönliches Malheur nicht zum Verbrechen. Und Hilferding blickt auf einen ausgedehnten Gottesacker beerdigter Unternehmungen zurück. An wieviel sichtbaren Stellen

hat er nicht gestanden! Und wieviel ist von alledem geblieben? Seine einstige Tätigkeit im „Vorwärts“ ist vergessen. (Eisner, der „Aesthet“, der als Phantast Verlachte, ist unvergessen.) Er ist Leiter der „Freiheit“ gewesen in einer Zeit, da der „Vorwärts“, an die Noske-Politik gekoppelt, versandete. Er hat die unerhört günstige, niemals wiederkehrende Chance nicht gesehen, hier ein geistig repräsentatives Organ des deutschen Sozialismus zu schaffen. Die Absätze zu einer völlig neuen sozialistischen Journalistik in seinem eigenen Blatt hat er nicht erkannt, geschweige denn gepflegt. Die Talente wanderten ab; die Pressekommission führte alles wieder in die Bahnen jener traditionellen Popeligkeit zurück, die das Gros der sozialdemokratischen Presse in Deutchland für Leser von Geschmacksansprüchen so unerträglich macht und der bürgerlichen Konkurrenz ein ausgesprochenes Uebergewicht verleiht. Eines Tages ging Hilferding in aller Stille davon. Und bald darauf empfahl sich seine Schöpfung, die „Freiheit“, noch stiller. Was er anfaßte, blieb Episode.

Er zog ins Reichsfinanzministerium ein. In schlimmer Zeit gewiß. Aber auf der Basis der großen Koalition und, zunächst, mit einer nicht unbeträchtlichen Autorität. Kein Finanzminister vor ihm ist mit so viel überparteilichem Vertrauen begrüßt worden. Er umgab sich mit einem Staket von reaktionären Beamten. Nach den ersten Reden und Interviews sah und hörte man nichts mehr. Desto mehr munkelte man von seinen Währungsplänen. (Im übrigen sackte die Mark weiter.) Bis dann eines trüben Tages die Koalitionskrise kam und Hilferding ausgeladen wurde. Man merkte es kaum. Er selbst vielleicht auch nicht. Gewiß, er hat weder die Krise noch seine jähe Verfrachtung verschuldet. „Fortune“ verlangte Friedrich von seinen Generalen . . .

Was ihm fehlt, das ist eben der wehende Helmbusch, das, was enthusiasmiert. Er ist immer Vorgesetzter, niemals Kamerad. Der Hoffärtige und Ewig-Ueberlegene wird nicht der Liebling der Götter. Wenn Hilferding spricht, wenn er mit seiner ziemlich leisen, aber scharfen Stimme, immer etwas dozierend, Perspektiven aufweist und Vergangenes vorüberziehen läßt, dann ist um ihn die dünne Aura des Respektes. Nicht weniger, nicht mehr. Vielleicht hat er einmal als blutjunger Kerl, ehrgeizig, sehnsüchtig nach Wissen und Gütern dieser Welt, wie Chamissos romantischer Held der Hölle seinen Schatten verkauft. Aber er scheint dabei mit erheblichem Manko abgeschlossen zu haben. Er hat weder das Glückssäcklein noch die Siebenmeilenstiefel für sein verloren gegangenes Menschliches eingetauscht. Er muß an einen marxistisch gebildeten Teufel geraten sein, der, auf die Verelendungstheorie eingefuchst, sich sagte, es muß erst alles ganz schlimm werden, ehe es besser wird. Der hat ihm für sein unsterbliches Teil einen Stoß Makulatur auf den Tisch geworfen.

# DIE NARBE
(Schluß)

9.

König Friedrich pflegte im Umgang mit Personen, deren Geist er hochschätzte, mit Geist zu sprechen; er gebrauchte dabei den ornamentalen, antithesenreichen, sehr gefälligen Stil seines Jahrhunderts. Jetzt sprach er knapp und rauh. Seine Sätze waren ohne Kunst, sein Ausdruck der unzweideutigste. Es war, als wälze er Steinblöcke von seiner Seele nieder, die ein Leben hindurch auf ihr gelastet hatten.

„Mein guter Lord," sagte er, „als Sie zu mir kamen, wie alt war ich damals? Damals war ich fünfunddreißig. War ich damals noch jung? Bin ich Ihnen damals jung erschienen? Schwerlich. Ich war es auch nicht. Meine Jugend war schon längst vorbei.

„Wissen Sie, wie lange meine Jugend gedauert hat? Bis zu meinem einundzwanzigsten Jahr. Dann war alles aus.

„Haben Sie einmal darüber nachgedacht, Keith? Ich glaube nicht. Sie sind mein wahrer Freund, ich weiß es, aber die Menschen denken nicht über einander nach. Sie haben manchmal gesagt: ‚Sanssouci ist ein Kloster, und Friedrich ist der Abt!', und Sie haben gelacht. Aber warum ist es ein Kloster? Warum unterscheidet sich dieser Hof von allen Höfen. Sie sagen: meine Neigung ist so. Ja, das wird es sein.

„Hören Sie, Keith, was will eigentlich der Mensch? Er will leben und will glücklich sein. Das haben auch Sie gewollt, und Sie können zufrieden sein. Aber als Ihnen die Türkin einen Korb gab, da waren Sie traurig. Und doch waren Sie damals schon ein alter Herr, und Ihr Verlangen ging eigentlich gegen alle Regel.

„Nun, alter Lord, mir haben alle Frauen einen Korb gegeben, seit ich einundzwanzig war. Das werden Sie nicht verstehen. Es ist auch nicht wahr. Vielmehr, ich habe allen Frauen einen Korb gegeben. Das ist auch nicht wahr. Sondern mir hat die Natur selber einen Korb gegeben. Das ist wahr. Und es war nicht schön.

„Als junger Mensch habe ich die Weiber ganz unmäßig geliebt. Bei einem Weibe schlafen, das war das Schönste für mich. Alles sonst hätte ich lassen können. Ich hätte kein Buch lesen müssen. Ich hätte keine Musik hören müssen. Ich hätte kein Pferd zu reiten brauchen. Ich hätte auf meine Freunde verzichten können. Ich hätte nicht brauchen Kronprinz zu sein. Aber Frauen mußte ich haben. Das fing frühzeitig an und wurde immer wilder. Wenn ich ihre Brüste sah, wenn ich ihre Haare roch, dann war mein Kopf wie in siedendes Wasser getaucht, ich verlor die Besinnung. Ich weiß es noch gut. In diesen Dingen bleibt das Gedächtnis frisch. Ich hatte die schlimmsten Auftritte mit dem König, ich kam in Gefahren; aber ich dachte an nichts anderes. Es war nicht Liebe. Ich

liebte nicht. Nein, Keith, eine Frau, die ich hätte lieben können, sah ich nicht. Ich war vielleicht zu jung. Vielleicht war ich auch zu diesem Gefühl nicht fähig. Wahrscheinlich ist es seltener, als man glaubt. Die Menschen lügen ja viel.

„Ich hatte auch kein Verlangen nach Liebe. Ich hatte Verlangen nach Weibern. Mein Vater wollte mich verheiraten. Das war mir gar nicht recht. Ich fand es stupide, mit einundzwanzig zu heiraten. Ich hatte aber keine Wahl. Ich sagte Ja, mit Ach und Krach, und dachte heimlich, daß mich meine Frau an nichts hindern würde. In ganz Europa gab es keinen unverheirateten König, und doch keinen sittsamen. Also.

„Kurz vor der Hochzeit passierte es mir. Was? Nun, Sie wissen es, Keith, der bogenschießende Gott“ — er wies mit einer Kopfbewegung zu Flora und Amor hinaus — „hat auch vergiftete Pfeile im Köcher. Mich traf einer. Ich war ratlos. Ich sollte heiraten. Jetzt sofort sollte ich heiraten. Ich vertraute mich dem Markgrafen Heinrich, meinem Onkel, Heinrich von Schwedt. Mein Onkel war er, aber nicht viel älter als ich. Der Esel lebt noch, Sie kennen ihn ja. Ich hielt ihn für wunders wie erfahren. Er wußte auch Rat. Einen saubern Rat wußte er. Er schickte mir seinen Arzt. Einen saubern Arzt schickte er. Es war der sogenannte Doktor von Malchow. Das war ein Pfuscher. Ich sehe den Kerl noch. Er hatte einen pfirsichfarbenen Rock und ein Papageiengesicht. Leute mit Papageiengesichtern sind immer Esel. Der vertrieb mir meine Krankheit in vier Tagen. Ja. Nach vier Tagen hörte der Fluß auf. Ich war bereit. Ich fuhr nach Wolfenbüttel und heiratete. Es war gar nicht so schlimm. Ich war ganz zufrieden. Sicher hätten wir viele Kinder bekommen, lauter braunschweig-beversche Kinder.

„Nach ein paar Wochen war ich wieder krank. Der Kerl von Malchow hatte mich nicht geheilt. Er hatte nur die Krankheit in mich hineingetrieben. Nun brach sie heraus. Mein Leben war in Gefahr. Der Kalte Brand drohte bereits. Die Aerzte damals waren noch dümmer als heute. Ich hatte eine Höllenangst vor meinem Vater. Um einen wirklich gelehrten Mann nach auswärts zu schreiben, wagte ich nicht. Ich begnügte mich mit dem Affenpack in der Nähe. Wenn sie nur das Maul hielten, das war die Hauptsache. Da haben sie mich operiert.“

Der König schwieg. Er stand auf, ging an jenes östliche Fenster und sah hinaus. Lord Keith, matt schon vom langen Außerbettsein und vom Hören, blickte ihm auf den Rücken; mit etwas stierer Aufmerksamkeit verfolgte er von unten nach oben, von der Spitze bis zur Bandschleife den dünnen Zopf, der ganz in bräunliche Seide eingewickelt war. Friedrich trat wieder heran und nahm Platz auf seinem Taburett, aber ein wenig entfernter von Keith.

„Ich war kein Mann mehr nach dieser Operation. Ich war

einundzwanzig Jahre. Ich kehrte nach Ruppin zurück in meine Garnison, allein.

„Ich war einundwanzig Jahre. Ich war sehr wollüstig. Ich war fast nichts anderes als wollüstig. Ich wollte mich töten. Niemals, auch nicht, als ich im Kriege verzweifelte, hatte ich solche Lust mich zu töten. Ich hatte aber kein Gift. Vielleicht hatte ich auch keinen Mut.

„Der Trieb zu Weibern war mir geblieben, aber ich konnte sie nicht mehr besitzen. Das war entsetzlich. Entsetzlich war noch ein Anderes. Ich hatte die Schriften der Römer gelesen. Ich wußte, was sie von einem Manne sagen, der kein Mann mehr ist. Solch einer, sagen sie, verliert auch seine männliche Art, er ist nicht mehr mutig, ausdauernd, großherzig, offen. Er wird furchtsam, verzärtelt, arglistig, klein. Ich hielt mich für einen Eunuchen. Ein Eunuch kann nicht König sein.

„Ich war ein Narr, ich war ein Kind. Ich war unberaten. Ich konnte keinen fragen. Es war gar nicht so. Ich war kein Eunuch. Die Arbeit in meinem Leibe war die gleiche, seine Kräfte, seine Säfte waren die gleichen. Ich wußte es nicht.

„Damals habe ich gekämpft. Alles, was später kam, war leichter. Diese Nächte in meinem Bett in Ruppin, das waren meine Kriege.

„Ich beschloß, die Natur zu besiegen. Ein paar Jahre zuvor hatte ich versucht, mir den Schlaf abzugewöhnen. Das war nicht gegangen. Dies aber sollte gehen.

„Hatten sie mich zum Eunuchen gemacht — ich wollte keiner sein. Ich wollte nicht furchtsam, tückisch und kleinlich werden, ich wollte tapfer, großmütig und ein König sein. Es war alles Unsinn. Ich war nicht in Gefahr, mich zu verändern. Aber nun veränderte ich mich. Ich war nachgiebig gegen mich selbst gewesen. Jetzt wurde ich anspruchsvoll. Wenn ich im Winter gut schlief unter warmen Decken, dann stand ich auf und schüttete Wasser über mich und legte mich auf die Erde. So oft ich ein Wohlbehagen fühlte, sah ich mich schon als altes Weib. Das war nützlich. Daß ich später meine Arbeit tun konnte, verdanke ich dieser Angst. Alle meine guten Jahre habe ich so verbracht. Noch im großen Kriege habe ich es geglaubt. Es ist noch keine zehn Jahre her, daß ich die Wahrheit weiß.

„Mit achtundzwanzig war ich König. Da wurde es noch schlimmer. Ich hatte ein schimpfliches Geheimnis zu hüten. Die Narbe an meinem Leib war der Stachel meiner Tage. Ich denke manchmal, daß sie schuld war an meinen Kriegen. Ich stürzte mich in meine Kriege, um mir und der Welt zu zeigen, daß ich ein Mann sei. Ich fuhr auf bei Nacht und dachte an die Aerzte. Würden sie schweigen? Es gab kein Mittel, sie zu zwingen. Ich wurde zum Gejagten in meinem Hause. Die Braunschweigerin hatte ich längst fortgeschickt, ich fürchtete ihre Augen, ich fing an sie zu

hassen. Seit damals sitzt sie in Schönhausen und weiß eigentlich nicht warum.

„Ich haßte das ganze Weibergeschlecht. Und dabei war ich umringt von Weibern. Auf allen Thronen Europas saßen sie plötzlich: in Wien, in Petersburg, auch in Paris saß nicht der König auf dem Thron, sondern das Weib, das Geschlecht selber.

„Schon fing man an zu flüstern. ‚Wie will der Herr von Brandenburg einen Krieg führen', hieß es, ‚wenn er nicht einmal bei seiner Frau schlafen kann'. Ich wurde mißtrauisch bis zur Tollheit. Ueberall glaubte ich nur dies zu hören. Bei einer Parade werden mir zwei französische Offiziere vorgestellt. Ich frage nach ihrem Regiment. ‚Régiment de Roussillon', antworten sie, ‚autrement nommé Trousse-cotillon'. Es soll ein Witz sein und sie sagen ‚autrement'. Aber ich höre ‚autrefois', und hätte sie gerne erwürgt.

„Ich tat das Meine. Ich spielte meine Rolle. Ich betrog meine Braunschweigerin recht öffentlich. Ich tat entzückt vor jeder hübschen Frau und hatte doch nur Qual von dem Anblick. Ich kaufte lüsterne Bilder, statt solcher, die mir gefielen. Ich ließ sie so hängen, daß sie vor meinen Augen waren, wo ich saß und stand. Ich machte großen Eklat mit der Tänzerin Barberina. Auf der Redoute ging ich ohne Maske mit ihr herum und tat verliebt. Dann nahm ich sie in ein Kabinett und verschloß die Türe. Dort trank ich Tee mit ihr. Ja.

„Das alles half gar nichts. Weiber können nicht schweigen. Ich konnte es ihnen nicht einmal befehlen. Vielleicht schwiegen sie noch im Lande hier. Aber die Racker gingen über die Grenzen, und in den fremden Hauptstädten fragte man sie aus. ‚Es ist nichts mit dem König von Preußen', sagten sie dann, ‚er tut galant, aber er kann nur Tee trinken'. Und ich hatte drei Weiber gegen mich, drei Herrscherinnen. Alle meine Kriege schlug ich gegen das Weib.

„Da entschloß ich mich. Es mußte anders werden. Männer können schweigen. Männer müssen sogar schweigen. Wenn Männer leugnen — ihnen braucht die Welt nicht zu glauben, denn für Männer ist es eine Schande. Ich wünschte nichts sehnlicher, als für einen Sodomsbruder zu gelten. Denn, war ich ein Sodomsbruder, so war ich immer noch ein Mann.

„Dies gelang mir. Mein Jahrhundert war eine Weiberzeit. Es sah einen König, der seine Frau verstieß, der keine Maitresse hielt, der nur mit Männern umging, der mitten unter seinen Soldaten lebte, — nun war die Erklärung für das Rätsel da. Man ekelte sich vor mir. Aber ich war wieder ein Mann.

„Keine Frau betrat mehr dieses Haus. Meine Kammerhusaren bekamen knappe, enge Kleider. Meine Pagen mußten hübsch und jung sein. Früh morgens rief ich mir oftmals einen ins Schlafzimmer; da konnte er zusehen, wie ich in meine Stiefel fuhr, und bekam Kaffee. Ich redete auch viel von der sokratischen Liebe, an offener Tafel, vor Gästen, vor der Bedienung. Ich habe oft gesagt,

auch der Apostel Johannes sei von der Gilde gewesen. Das hat man sicher nach Wien berichtet. Das hat die fromme Theresia gehört. Das haben die klugen Väter Jesuiten gehört. Deswegen lag der Calsabigi vor mir auf den Knien und wollte mich verführen. Ach ja, die Frommen!"

Er lauchte rauh, brach aber plötzlich ab, erhob sich und trat wieder an jenes Fenster, das ihn mit Stärke anzuziehen schien. Es dämmerte schon. Aus der Nische, darin der Marschall saß, kam kein Laut. Friedrich blieb stehen, wo er war, und ohne an das geschwächte Gehör des Freundes zu denken, fuhr er mit sinkender Stimme fort:

„Ich wurde alt. Es kam vor, daß ich alles vergaß. Wer denkt im Alter noch an diese Dinge. Aber dann hat die Welt mich immer erinnert. Von meinem schönen Knaben hier draußen haben sie drucken lassen, er stehe vor meinem Fenster, weil mich seine schlanken Glieder erregen. Lieber Himmel! Er ist eben eine schöne Statue. Auch dem Prinzen Eugen, dem alten Helden, hat er einstmals gefallen, vor hundert Jahren. Armer Antinous. Da mußt du nun stehen, um mein altes Blut aufzuwärmen. Wenn die wüßten, auf was ich hier eigentlich schaue. Manchmal auf den Antinous, ja, öfter auf die Gruppe daneben, auf die Flora, die der Amor liebkost. Das ist auch eine recht üppige Darstellung: die blühende Lebenslust vom Gott der Liebe gestreichelt. Ich schaue aber nicht auf die Gruppe. Ich schaue auf den Sockel. Warum auf den Sockel? Weil unter dem Sockel mein Grab ist.

„Das habe ich ausgemauert, als die Terrassen aufgeschüttet wurden. Erst das Grab, dann das Haus. Ueber meinem Giebel steht: Sans Souci. Aber das Haus ist nicht gemeint. Das Grab ist gemeint. Wenn ich dort bin, dann, ja dann bin ich ohne Angst und Sorge. Dann liege ich gut. Dann brauche ich nichts mehr zu verstecken, dann bin ich selber versteckt. Dann dringt kein Auge zu mir. Mich hat seit einem halben Jahrhundert kein Mensch mehr nackt gesehen. Mich hat kein Diener ausgekleidet, mich hat kein Arzt untersucht. Ich habe mich selbst nicht mehr angesehen. Und wenn ich mich bald einmal zum Tode hinstrecke, hier nebenan in meinem Schlafzimmer, dann sollen sie mich auch nicht auskleiden und mich nicht waschen und mich nicht öffnen und mich nicht balsamieren. Sondern sie sollen mich liegen lassen, wie ich bin, und mich noch mit meinem Mantel zudecken."

## 10.

Friedrich hatte zu reden aufgehört. Draußen auf der Terrasse regte sich nichts im Abend, kein Ast, keine Ranke. In der Stadt Potsdam drüben war jetzt, zu dieser Stunde, lebendigste Bewegung; auch in Berlin, in Magdeburg, in Küstrin, in allen Festungen, allen Waffenplätzen, allen Städten des Landes eilte und lärmte es von den Anstalten zum beginnenden Kriege. Die Armee erhob sich mit

Klirren. Das Land schütterte, die Nachbarreiche mit. Hier herrschte, auf dem Hügel, an diesem Vorabend lautloser Friede.

Vom Sitz des Lord Marishal kam kein Wort, kein hörbarer Atemzug. Endlich entschloß sich der König und trat hin. Es war ganz dunkel in der Nische, er konnte nichts unterscheiden.

„Mylord!“ sagte er in die Stille hinein. Es erfolgte keine Antwort. Er beugte sich vor und sah Keith ins Gesicht.

Keith schlief.

Der König fuhr zurück. Dann aber, beinahe sogleich, lächelte er. Es war vielleicht das schönste Lächeln seines Lebens.

Ohne Geräusch setzte er sich auf das Taburett und blickte auf den Ruhenden. Die Augen gewöhnten sich an das Dunkel, und er sah ihn.

Friedlich das Haupt ein wenig zur Seite geneigt, schlummerte der Uralte. Unbewußt nahm Friedrich den Hut ab, als sei er in Gegenwart des Todes. War es so? Hatte er dem Tode sein bitteres Geständnis abgelegt?

Kaum war es zu unterscheiden. Verlosch er nicht heute, der über menschliche Grenzen Bejahrte, war er nicht eben erloschen, so schied er morgen, in Tagen, in wenigen Wochen. Wieviel denn hatte er vernommen mit dem stumpfen Ohre des Alters; wieviel von dem, was er vernommen, war noch zum Begriff geworden in ihm; wann, an welchem Orte der traurigen Erzählung war er entschlummert; was würde er, dessen Gedächtnis so kurz war, beim Erwachen noch wissen — wenn er erwachte?

„Leb wohl, mein Held,“ sagte der König leise, nicht ohne Rührung. „Geh nur voran. Sei mein Quartiermeister. Bestell' mir Wohnung im Land der leeren Träume.“

---

MORRY BUNDUS

## SOMMERPROGRAMM

Der Sommer kommt. Die Kunst wird müde.
Die Dicken torkeln durch die Nacht.
Im Goldhahngäßchen die Gestüte,
Sie sind zu schwül.
Ich lebe sacht.

Manch neuer Staatsmann geht an Bord
Im Schweiß ver-etzelt sich Mabuse.
An Sozialisten übt man Mord.
Konkurse blühn.
Ich lebe duse.

Sie mögen saufen, säbeln, schwitzen;
Sie mögen sich und den entleiben.
Ich sehne mich nach stillen Sitzen:
Ich löse nur noch Preisausschreiben.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juliwoche

Ein grenzenloser Verfall der Sitten im deutschen Aktienwesen offenbart sich jedem, der ein wenig den Verlauf der Generalversammlungen der großen Aktienunternehmungen beobachtet. Die Selbstherrlichkeit der Verwaltungskreise übersteigert sich dort in wahrhaft abstoßender Weise so weit, daß auf die Aktionäre, die doch von Rechts wegen eigentlich die Mandanten der ausführenden Gesellschaftsorgane sind, mit hochmütiger Vernachlässigung herabgesehen wird. Lästigen Anfragen dieser Leute wird zuweilen sogar mit unverhülltem Hohn begegnet. Man sollte es kaum für möglich halten, wie völlig die gesunden Prinzipien des Aktienrechtes durch die Praxis in ihr Gegenteil verzerrt werden können. Warum wird nicht dieser ganze Formalkrempel von Geschäftsbericht und Generalversammlungen durchs Gesetz einfach ausgeräumt, wenn es doch erlaubt ist, daß die Verwaltungen in den Geschäftsberichten zwar soundsoviel abgegriffene Weisheiten über die Wirtschaftslage von sich geben, die seit Monaten bereits die Filter der allerprimitivsten Provinzzeitungen passiert haben, daß sie aber kaum mit einem Wort auf die realen Verhältnisse der betreffenden Gesellschaft, auf die Details des vergangenen und des laufenden Jahres eingehen, auf Schuldenstand, Absatzmenge, Gewinnmarge, auf die Frage der Ueberkapitalisierung und der Rationalität des Betriebes (um nur einige Punkte herauszugreifen), wenn es weiter erlaubt ist, daß sie in den Generalversammlungen diese überflüssige Menschensorte von Aktionären mit unwilligem Achselzucken abtun, die aus Sorge um ihr erspartes Kapital dreist genug sind, z. B. die Fage der Umstellung auf Goldkapital anzurühren und Auskünfte über die Geschäftsperspektiven zu erbitten? Geredet wird allerdings zuweilen genug in den Generalversammlungen, aber es ist eben meist nichts als hohles Gerede, und an den entscheidend wichtigen Dingen gehen die Verwaltungen gewöhnlich vorbei. Was mag sich, um ein Beispiel von hunderten herauszugreifen, der Generaldirektor der Orenstein & Koppel Akt.-Ges. gedacht haben, als er die Anfragen eines Kleinaktionärs über die Chancen der Goldbilanz mit den klassischen Worten beantwortete, er hoffe, daß die Bewertung der Aktiven „berechtigten" Hoffnungen

der Aktionäre hinsichtlich des Wertes der Substanz entsprechen werde? Mit derlei pythischen Orakelsprüchen, die man — im günstigsten Falle — den Aktionären zuwirft, hält man die Auskunftspflicht für erfüllt. Auf Unbefangene wirkt solche wichtigtuerische Geheimniskrämerei einfach komisch.

Die Großbanken, die die berufenen Hüter der Aktienmoral wären, gehen mit schlechtem Beispiel voran. Nicht nur das tiefe geistige Niveau meine ich, auf das die Generalversammlungen auch der bedeutendsten Institute mit der Zeit herabgesunken sind. Wer wäre so vermessen, einen Vergleich mit jenen Versammlungen englischer Großbanken ziehen zu wollen, auf denen die Leiter in aufschlußreichen Reden Wirtschaftslage, Bank- und Währungspolitik geistreich und rhetorisch wirksam analysieren. In Deutschland muß man sich, wenn man die abgedroschene Phrase über wirtschaftliche Ereignisse zu hören den Wunsch hat, in Großbankgeneralversammlungen begeben. Sollten die Männer, die an der Spitze dieser Unternehmungen stehen, im Ernst nichts Tiefsinnigeres auszusagen haben, in so interessanten und bewegten Zeiten? Doch davon soll hier nicht die Rede sein. Allein schon die äußerliche Versammlungstaktik zeugt von bedauerlichem Mangel an Verantwortungsbewußtsein in dieser Beziehung. Es ist durchaus ungehörig, daß in der Kommanditistensitzung der Discontogesellschaft die Verwaltung für die Argumentationen eines amerikanischen Anteilsbesitzers kaum viel mehr übrig hatte, als eine nervös abwehrende Geste. Sobald die Fragen dieses Kommanditisten anfingen unbequem zu werden, markierte man ostentativ den Gelangweilten. Hätte es sich noch um einen Querulanten gehandelt. Aber es war ein durchaus besonnener Mann, der hier mit einer ungewohnten Portion von gesundem Menschenverstand sich an einige entscheidende Probleme der modernen Bankwirtschaft heranmachte. Nur die eingangs gekennzeichnete Einstellung der Verwaltungskreise, nur die Auffassung, daß ein Unternehmen in erster Linie Direktion und Aufsichtsrat gehöre, und daß die Kapitalgeber sich ein Dreinreden nicht erlauben dürfen, konnte dazu verleiten, einen Anteilinhaber wie diesen, mag sein Besitz auch noch so gering gewesen sein, mit kurzen Worten abzuspeisen, anstatt mit ihm in aller Freimütigkeit und mit dem wünschenswerten Ernst zu diskutieren. Glaubt man, ausländisches Kapital zu verstärkter Mitarbeit heranziehen zu können, indem man aller Welt zeigt, daß man mit ausländischen Geldgebern, sobald sie erst einmal ihr Kapital hergegeben haben, in diese Weise umspringt? Das ist ja überhaupt zu einem beherrschenden Zuge in der Politik unserer Kapitalgesellschaften geworden, daß man Finanzierungsfragen für erledigt hält mit dem

Augenblick, wo der andere sein Geld hergegeben hat. Wehe dem, der sich, wie der Durchschnittsaktionär, seine Rechte vertraglich genau zu sichern vergaß. Der Aktionär kommt erst an die Reihe, wenn alle erdenklichen anderen Ausgaben bestritten worden sind. Und wenn man ihm vorher eine Rente zuführt, so tut man das beileibe nicht aus Gründen der Rechtlichkeit, sondern, weil man einen günstigen Börsenkurs der Aktien bzw. Anteile zum weiteren ersprießlichen Arbeiten für notwendig erachtet.

Erst kommen Aufsichtsrat und Direktion, dann lange nichts und dann — vielleicht — die Aktionäre. Die Aufsichtsratstantiemen sind demzufolge meist das einzig greifbare Resultat der Aktionärsitzungen. Zwar wird kein rechtlich Denkender den Mitgliedern eines so verantwortungsbeladenen Gremiums eine angemessene Vergütung für ihre Mühe vorenthalten wollen. Gleichwohl häufen sich in peinlicher Weise die Fälle, in denen die Tantieme in ein aufreizendes Mißverhältnis gesetzt wird nicht allein zur Ertraglosigkeit der Aktien, sondern auch zu dem düsteren Bild von der allgemeinen Lage, das zu Beginn derselben Sitzung entrollt wird, an deren Ende die Tantieme beschlossen wird. Erst predigt man den Aktionären, der Substanzschwund bedinge eine Enthaltsamkeit von der Dividendenverteilung, und dann schanzt man sich selber meist mit backfischhaft anmutender Verschämtheit einen Betrag zu, der hinreichen würde, um manchem Akionär über die schlimme Zeit hinwegzuhelfen. Nicht weniger als 200 000 Goldmark ließ sich, um auf diesen Fall zurückzukommen, der 45-köpfige Aufsichtsrat der Discontogesellschaft bewilligen. Alles wird abgebaut, nur der Aufsichtsrat nicht. Müssen wirklich sämtliche großen Kunden in der Verwaltung vertreten sein? Kann eine Verwaltung, die Autorität und Gewandtheit genug besitzt, die Verbindungen nicht auch aufrecht erhalten, wenn der Aufsichtsrat in seinem äußeren Umfange wesentlich reduziert wird? Sollte man nicht im Gegenteil annehmen, daß ein Arbeiten mit 8 oder 12 Aufsichtsratsmitgliedern sich viel nutzbringender gestalten muß, als in einem solchen Parlament? Die Schubert und Salzer A.-G. in Chemnitz ließ sich fürs neue Geschäftsjahr, das sogar nur 9 Monate umfaßt, Goldmark 12 500 pro Kopf vorauszahlen. Diese Forderung verdiente unter dem Gesichtspunkt des Leistungswuchers strafrechtlich verfolgt zu werden. Mögen sich die Herrschaften noch so wichtig und unersetzlich vorkommen, so viel sind ihre Leistungen für die Gesellschaft gewiß nicht wert. Ueberdies nehmen sie ja durch ihre Tätigkeit im Aufsichtsrat nur ihre eigenen Interessen wahr, hätten also allen Grund, sich mit Spesensatz und mäßiger Vergütung zu begnügen.

# GLOSSEN

## ZU DEN PREISAUSSCHREIBEN

Zu den Preisausschreiben der „Berliner Illustrierten" nämlich. Ich leide unter ihnen, weil ich unter allen Umständen einen zweiten Preis ergattern möchte. Keinen ersten, Gott bewahre. Die Firma G. Heine hat als ersten Preis einen Viersitzer ausgeschrieben, fünffach bereift, mit Geschwindigkeitsmesser und mit Anlasser. Ich wäre todunglücklich, wenn ich das Auto gewönne; denn zu einem Auto gehört eine Villa und zu der Villa gehört eine Garage und zu der Garage gehört ein Chauffeur. Aber auch abgesehen vom Chauffeur, den man nicht mit gewinnt, sind mir zweite Preise sympathischer, da sie den rings lauernden Neid weniger provozieren. Leider hat mir ein Bekannter, der kürzlich bei einem Preisausschreiben als Richter fungierte, verraten, wie es zuging. Es ging so zu: die Preisrichter wurden in ein Magazin geführt, in welchem Berge, Stapel, Barrikaden von Briefen befindlich waren. Nach dreitägiger Beratung kam man darüberein, sich in der Minorität zu fühlen und ganz klein bei zu geben. Und es wurden aus den Tausenden von Einsendungen aufs Geratewohl ein paar Dutzend Briefe herausgeangelt, und unter diesen traf man eine engere Wahl. Die Wahrscheinlichkeit, unter den Preisträgern zu sein, ist also lächerlich gering, und deshalb sollte man füglich von vorherein auf Mitwirkung verzichten. Da man jedoch der optimistischen Meinung ist, die übrigen Mitmenschen seien ebenso pessimistisch wie man selbst und demgemäß weit davon entfernt, an einer aussichtslosen Unternehmung mitzuwirken, so beteiligt man sich justament.

Die „Berliner Illustrierte" wäre auch ohne die Preisrätsel meine Lieblingszeitschrift. Von vielen wird sie, so unglaubhaft es klingt, lediglich um der Silbenrätsel willen gekauft. Im Felde ließ ich kein Silbenrätsel ungelöst an mir vorüberziehen. Es war eine Probe auf die humanistische Bildung, und außerdem erfuhr ich dabei, daß es eine Blume namens Akelei gibt.

Doch was sind die Silbenrätsel gegen die Preisausschreiben, bei denen große Mengen schnöden Mammons zu verdienen sind!

Blöd und unter Menschenwürde finde ich diejenigen Preisrätsel, die

blindlings erraten werden müssen. Eine Sektkellerei (z. B.) wollte wissen, wie hoch die Zahl der einlaufenden Zuschriften sein werde. Also pure Raterei. Und dann gefällt mir nicht, daß die Bedingungen kleine Erpressungen enthalten. Streng genommen ist es natürlich Unfug, von Erpressung zu sprechen; denn es besteht kein Zwang, an dem Preisausschreiben teilzunehmen. Wenn ich aber genötigt bin, ein Paar gesundheitsfördernde Lahmann-Stiefel zu erwerben, ehe ich mich am Lösen des gestellten Bilderrätsels vergreife, so umwölkt sich mein Gemüt mit Seidenflor. Bei Pryms Druckknopf war es ähnlich wie bei Lahmann, obwohl man die zuvor zu kaufenden Druckknöpfe tatsächlich gut verwenden mochte, — im Gegensatz zu Lahmann-Stiefel, der nicht jedermanns Geschmack ist.

Leicht war das Montblanc-Rätsel, und geradezu töricht leicht ist das Ausschreiben der Firma Schwarzkopf und Schurig, die ihre Schokolade zu propagieren wünscht. Wesentlich schwieriger finde ich das Preisausschreiben mit den drei verkorxten Seifen-Tieren. Ehe ich mich an dessen Lösung begab, zog ich Erkundigungen ein, was die Biester kosten, und stellte fest, daß eine Scheurich-Maus für 1, 75 M. zu haben sei. Dies getan, ging ich heim und knobelte die Sache aus. Als ich zwei Tage später Mäuse kaufen wollte, waren sie vom Erdboden verschwunden, und es existierten nur noch Tiere zu vier Mark. Ich legte mir drei Exemplare zu und hebe sie bis Weihnachten auf. Ich weiß schon, wem ich sie schenke. Die Siegelmarken habe ich entfernt und samt drei entzückenden Gedichten an die Herren Heine geschickt. Wenn ich nicht den zweiten Preis erwische, bin ich böse, brate die Tiere und vertilge sie mit Kartoffelsalat. Die Gedichte waren nämlich arg schwer.

Das meiste Kopfzerbrechen verursacht mir der Likör von Meyer. Man kann da berauschend viel Alkohol gewinnen, ganze Kisten voll; aber man muß erst sechs Zweizeiler verfertigen, die mit „Likör von Meyer“ enden und irgendwie miteinander verbunden sind. 18 Verse sind mir gelungen. Moszkowski fungiert als Preisrichter. Man wird mir den zweiten Preis zuerkennen müssen. Den ersten Preis spreche ich meinem Kollegen Mühlen-Schulte zu, wenngleich ich nicht weiß, ob er überhaupt mitmacht. Ich halte ihn jedoch für den geborenen ersten Preisträger, da er so nette Bilderchen zeichnen kann.

Ich meinerseits bin des zweiten Preises durchaus sicher und habe mit einem Freunde, der ihn mir streitig macht, um ebensoviele Flaschen Meyer, wie man sie als zweiten Preis bekommt, gewettet, daß ich ihn unter keinen Umständen zudiktiert erhalten

werde. Es kann mir also nix g'schen. Meinen Meyer krieg ich so oder so.

Einstweilen habe ich mir einen Belinde-Schwamm zugelegt, wische mir den über die Meyer-Reimerei entronnenen Schweiß damit ab, sinne neuen Verwendungsmöglichkeiten der Belinde nach und denke dabei teils an Gehirn-Polsterung, teils an den Erfinder des Schwammes, an Herbert Eulenberg.

*Hans Reimann.*

—

TISCH MIT BÜCHERN

Anatole France: „Jokaste" (mit „der dürre Kater"), „Die Schuld des Professor Bonnard", „Die Meinungen des Abbé Coignard" (sämtlich im Musarion-Verlag, München).

Aus Anlaß des 80. Geburtstages von Anatole France habe ich, zu einer Würdigung seines Gesamtwerkes, in diesen Blättern eine Bibliographie der deutschen Anatole-France-Ausgaben zusammengestellt. Ich halte es für meine Pflicht, den Lesern jenes Aufsatzes mitzuteilen, daß der Musarion-Verlag seine große Ausgabe der „Romane und Novellen von Anatole France" nunmehr durch die drei obengenannten Bände komplettiert hat. „Neuausgaben" im strengsten Sinne kann man wohl nur die Uebersetzung des „Sylvestre Bonnard", des zeitlich ersten umfangreicheren epischen Versuches von France, wäre „Jokaste" (m. W. noch überhaupt unübersetzt) nennen. Die beiden anderen Werke sind in guten älteren Uebersetzungen von anderen Verlegern (Georg Müller und Kurt Wolff) übernommen. Besonders wichtig ist es, daß wir den „Bonnard" jetzt erst in einer lesbaren Uebertragung haben; die bisher einzige (bei Reklam) war es bestimmt nicht. „Jokaste" gehört zu den psychologisierenden Versuchen Frances, das war seine stärkste Seite gewiß nicht. Aber ein ganz unübertreffliches, einzigartiges Kabinettstück gallischer Erzählungskunst ist „Der dürre Kater", die Burleske aus dem Quartier latin, das Pamphlet auf die Bierbank-Demagogie. „Die Meinungen des Abbé Coignard"; oder, wie der volle Titel lautet „Nützliche und erbauliche Meinungen des Herrn Abbé Jérôme Coignard, gesammelt von seinem Schüler Jacques Tournebroche, veröffentlicht von Anatole France, M. d. A." sind der politische Epilog zur „Bratküche zur Königin Pedauque" und das resignierte, fast nihilistische Resumé seiner ersten Lebensepoche. Bald darauf folgt die radikale Wandlung zum politischen Aktivismus und Optimismus. Sie wirken heute frisch wie am ersten Tag; allerdings setzen sie — wie vieles von Anatole France — eine gewisse Kenntnis der politischen Vorgänge in Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts voraus. Bedauerlich bleibt die — vielleicht noch behebbare — Zersplitterung des epischen Gesamtwerkes. Die schönste Novelle der Frühzeit, „Crainquebille" („der fliegende Händler") fehlt in der großen Ausgabe des Musarion-Verlages, ebenso die beiden neuen biographischen Erzählungen „Der kleine Peter" und „Blütezeit des Lebens", weil beide im Kurt Wolff-Verlag vorliegen. Es wäre höchst wünschenswert, daß beide Verlage sich zumindest zu einer einheitlichen Ausgestaltung des Druckes und der Einbände vereinigten, dann hätte der deutsche Leser eine lückenlose Ausgabe der gesammelten epischen Werke dieses größten lebenden Erzählers in 24 Bänden, obendrein zu einem durchaus erschwinglichen Preise.

*Willy Haas.*

Das neue Buch: Turgenjew, „Aufzeichnungen eines Jägers". Dostojewski, „Memoiren aus dem Totenhaus" und „Verbrechen und Strafe". (Verlag G. Kiepenheuer, Potsdam.)

Wir haben diese Sammlung vom ersten Tag an herzlich empfohlen und

finden bei jedem neuen Band Anlaß, es wieder zu tun. Sie enttäuscht in keinem Fall. Heute berührt sie die beiden Wesenspole der russischen Literatur: die Grübelei der „karamasovistischen“ Seelenanalyse in Dostojewskis autobiographisch grundiertem Sibirien-Roman und in der Raskolnikow-Studie, die den tiefsten und erschütterndsten, die Gattung adelnden Kriminalroman bedeutet; andererseits die zart ausgesponnenen Landschaftsträumereien in Turgenjews „Aufzeichnungen eines Jägers“, die man in Deutschland so selten liest. (Anekdotisch sei bemerkt, daß Turgenjew für dieses uns heute wesentlich lyrisch anmutende Werk einen Monat im Arrest saß; der Polizeimeister war vernünftig, trank Sekt mit ihm und ließ Robespierre hochleben!) Damit wächst sich die Sammlung immer weiter aus zur Bibliothek des kleinen Formats und der großen Werte, zu einer Bibliothek, wie Napoleon sie sich wünschte und nicht beschaffen konnte, während unsere Armut sie fast geschenkt bekommt. Auch noch in Leder, schmiegsam für die Tasche, kann sie der wenig Bemittelte kaufne.

*K.*

---

ANEKDOTEN

Eine Dame der Wiener Plutokratie stellte Gustav Klimt darüber zur Rede, daß er als gefeierter Künstler so wenig Acht auf die Wahl seines Umgangs gebe und mit niedrigem Volke verkehre. Das sei doch nichts für ihn.

„Ah, Sie meinen, gnädige Frau, ich sollte lieber mit meinesgleichen verkehren? — Das geht schwer und wär' auch zu fad. Ich kann doch nicht den ganzen Tag im Hofmuseum herumlaufen.“

*

Rudolf Alexander Schröder las einmal Gedichte vor. Einige Zuhörer redeten etwas laut. Schröder unterbrach sich: „Wenn die Herren, die sich unterhalten, etwas weniger Lärm machten, als die Herren, welche schlafen, würde das den Herren, welche zuhören, nicht unangenehm sein.“

*

Jemand wollte in das neue Stück von Halbe gehn. „Nehmen Sie sich einen Revolver mit“, sagte Wedekind, „es ist eine so einsame Gegend.“

---

SACHWEISHEITEN.

*Der Taxus.*



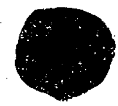
Ich fühle deutsch-völkisch
Man hat mich beschnitten
Wie hab' ich gelitten.

*Der Brief.*



Wenn ich auch rosa bin
Das sagt dir noch nicht viel
Erröten kann man leicht
Auch ohne viel Gefühl.

*Die Nacht.*



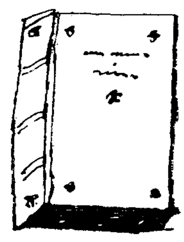
Im Dunkeln ist's finster
Doch merkte man's nicht
Wär nur etwas Licht.

*Die Erde.*



Ich liege schief
Der Teufel soll's holen
Zwischen zwei Polen.

*Das Buch.*



Mein Einband ist voll Pracht
Aus hellblauer Seide gemacht
Ich koste viel Spesen —
Man kann mich auch lesen.

*Kritik des Pegasus.*



Nicht jedes Roß
Ist gleich ein Pegasos.

*Helene Eliat.*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 26)



---

Dem heutigen Hefte unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt des Kurt Wolff-Verlag, München bei, auf den wir besonders hinweisen.


**Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.**

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.**

**Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.**

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Juliwoche

Wie gut haben es doch die Minister in anderen Ländern! Da sabotieren ihre Politik nur einige Beamte, einige Zeitungen und einige Oppositionsparteien. In Deutschland kommt zu diesen Gegenkräften noch das Durcheinander der Länder. Wenn die Reichsregierung sich zu irgend etwas entschließen will, dann muß sie sich vorher oder hinterher der Zustimmung unserer lieben Landesregierungen versichern. Für das dabei einzuschlagende Verfahren gibt es schon eine Art Schema: man hält in Berlin eine Sitzung ab, die möglichst so gelegt wird, daß nicht mehr zuviel verdorben werden kann, ist in dieser Sitzung ganz einig, verkündet dieses seltene Ergebnis der Oeffentlichkeit — und hinterher wird es von denen dementiert, die das nicht vertragen können. Denn hierzulande genügt es, in irgendeinem Punkte mit irgend jemandem einig zu sein, um über diese Tatsache in hundert anderen Punkten mit noch mehr anderen uneinig zu werden. Vor diesem Schicksal fürchten sich begreiflicherweise Ministerpräsidenten, deren Stellung mehr oder weniger klar von der Haltung der Deutsch-Völkischen abhängt. Zum Glück schadet es weder der deutschen Reparationspolitik, wenn Herr von Brandenstein auf Grund intimer Sachkenntnis gegen die Sachverständigen-Gutachten ist, noch wenn die Bayern auch in dieser Frage ihre bessere Politik in einer längeren Denkschrift propagieren. Denn noch länger als Denkschriften ist die Zeit, während der sie bei den Akten liegen, und noch intimer als die Sachkenntnis mancher Ministerpräsidenten ist die Kenntnis der Oeffentlichkeit von ihren kümmerlichen Abhängigkeiten.

Aber wenn auch Bayern ein großes und Mecklenburg ein kleines Land ist: Preußen ist immer noch das größte. Wo bleibt sein Einfluß auf die deutsche Reichspolitik? Es hat im eigentlichen Wortsinn die Hand an der Gurgel des Reichs. Es erfreut sich immer noch einer normalen Regierung. Die persönlichen Beziehungen seiner Minister zu den leitenden Männern im Reich sind besonders gut. Man kann auch jetzt noch annehmen, daß die sozialdemokratischen Kabinettsmitglieder in Preußen sich mit dem Reichs-

präsidenten verständigen können; und der Reichspräsident könnte dann — ja was könnte er? Muß es immer das Vorrecht der Länder bleiben, zu Worte zu kommen, die nach Kräften die einheitliche Politik des Reiches und damit die Reichseinheit selber gefährden? Seit dem Herbst v. J. warten die besten Kräfte im In- und Auslande darauf, daß Preußen einmal energisch wird. Oder sollte es seine Energie in Schriftstücke entladen, die dann bei den zuständigen Reichsstellen in Aktenstücke verwandelt werden?

Nach langem Hängen und Würgen hat der Reichsinnenminister die Möglichkeit entdeckt, die geplanten nationalistischen Kundgebungen am 3. August, die eigentlich ein passender Ersatz für die Verfassungsfeier sein sollten, als Ehrung der Weltkriegsopfer zurecht zu machen. Man muß dieses Unternehmen schon im voraus als das kennzeichnen, was es ist: nämlich Leichenschändung. Was bei Totenehrungen dieser Art herauskommt, wenn Herr Jarres an der Regie beteiligt ist, hat man bei der Leichenfeier für den Ruhrgefangenen Dreyer lernen können. Es gibt doch überhaupt nur eine Möglichkeit, Tote zu ehren, die wider ihren Willen eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Man muß nämlich dafür sorgen, daß es wenigstens nicht umsonst gewesen ist. Sieht man die Welt durch nationalistische Brillen, so sind allerdings die Opfer des Weltkrieges umsonst gewesen. Jede Gedenkfeier unter schwarz-weiß-roten Fahnen muß etwas Trostloses und Niederschmetterndes haben. Ist also die Rechtfertigung all der Zerstörung blühenden deutschen Lebens nicht aus dem nationalen Schicksal zu entnehmen, so wird man sich auf ein höheres Niveau begeben müssen, wenn man als Ueberlebender wagen will, an Millionen von Gräbern eine Gedenkrede zu halten. Die Verbände, mit denen Herr Jarres seine Feier machen wird, sind dazu einfach nicht imstande. Sie leben nicht nur, weil sie und ihresgleichen grundsätzlich das Glück haben, keinen Opfertod zu sterben — sondern sie leben vor allem, weil es in Deutschland immer noch erlaubt ist, von Totem und von Toten zu leben.

Es gäbe eine Organisation, die sich dafür einsetzen und damit allen Radau der vaterländischen Verbände und Offiziersvereine übertönen könnte: das Reichsbanner schwarz-rot-gold. Aber in seinen Reihen spukt die Gefahr, die es selber bekämpfen sollte. Es möchte nicht allzu friedlich scheinen. Seine Führer sind offenbar der Ansicht, der Weisheit letzter Schluß in der Politik heiße, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. So wird denn nachgemacht, was vorher jahrelang getadelt und bekämpft worden ist. Man möchte zweifeln, daß wirklich die deutsche Jugend aller Richtungen nur glücklich ist, wenn sie exerzieren, d. h. exerziert werden kann. Ueberall da jedenfalls, wo Jugend unter sich bleibt,

ist davon nichts zu merken. Aber die schon an ihrem Namen sterbende „Jugendbewegung“ hat keine organisatorische Kraft; und es geht doch einmal in einer Zeit der Sammelwirkung und des Sammelwillens nicht ohne Organisation. Das Reichsbanner Schwarz-rot-gold ist gut organisiert. Mit Jugend jedoch hat es, muß man fürchten, nicht viel zu tun. Selbst wenn man es freudig begrüßen wollte, daß jetzt auch all die jungen Leute, die früher freiheitliche Ideale hatten, nach Uniform und Gleichschritt rufen, müßte man mißtrauisch werden beim Anblick vieler ihrer Lehrmeister. Denn diese Herren haben es gerade so weit kommen lassen, daß jetzt in Deutschland für keine anderen Argumente mehr Raum ist als die wirklich „schlagenden“. Wenn ihre Erfahrungen und Verdienste das Vorbild derer sind, die dem Reichsbanner Schwarz-rot-gold Folge leisten, dann werden sich eines Tages die Kampfverbände der Rechten von diesem Bunde der Linken nur noch durch die Farben der Fahnen unterscheiden; und dann wird man entdecken, daß diese Fahne eine reine Aeußerlichkeit ist. Es ist sehr schön, daß auch einmal kräftige Menschen die Verfassung schützen wollen. Aber eine Bewegung muß nicht nur eine Uniform, sie muß auch, mit Respekt zu sagen, einen geistigen Inhalt haben. Ein Banner ist schön, ein Ideal noch schöner. Das Reichsbanner Schwarz-rot-gold hat aus praktischen Gründen seine Feier vom Verfassungstage auf den 10. August vorverlegt. Das Datum ist also schon geändert. Wie wäre es, wenn aus unpraktischen Gründen auch der Inhalt der Feier etwas verändert würde? Die Kommunisten sind auf den niedlichen Gedanken gekommen, auch eine Verfassungsfeier zu machen, aber gegen die Verfassung, die da ist, für eine, die es nicht gibt. Ohne sonst kommunistische Rezepte empfehlen zu wollen, könnte man den Reichsbanner raten, eine Feier zu machen für den Frieden und die Freiheit, die es noch nicht gibt, und gegen die Leute, die sie uns vorenthalten.

Die Revision gegen das Urteil im Zeigner-Prozeß ist verworfen worden. Der Prozeß gegen den Minister Hermann ist zu Ende. Diese beiden Gerichtsverfahren waren für jeden lehrreich und ermutigend, der etwa die Absicht haben sollte, es in der Republik zum republikanischen Minister zu bringen. Und das war wohl der Zweck der Uebung. Es hat keinen Wert, sich mit den Richtern über die juristische Grundlage ihrer Sprüche zu unterhalten. Der vernünftige Mensch spürt auch im Gerichtssaale schon an der Atmosphäre, ob nur Recht gesprochen oder Gerechtigkeit gesucht wird. Vielleicht wurde in diesen beiden Fällen sogar nur eine Rechtfertigung gesucht, aber nicht zugunsten der Angeklagten. Es ist eine Frage für sich, daß es gegen das Urteil im Prozeß Zeigner nur eine Revision und keine Berufung gab. Die Ablehnung dieser Revision vorm Reichsgericht war eine rein formale Angelegenheit und sicherlich von keinem Hauche der Politik beeinflußt.

Aber Deutschland ist wieder um eine Gelegenheit ärmer, ein Unrecht gut zu machen. Inzwischen begnadigt Frankreich die Ruhrgefangenen; die Verfahren gegen sie hatten eine peinliche Aehnlichkeit mit deutschen Gerichtsverhandlungen gegen führende Republikaner: nur mit dem Unterschied, daß dort Franzosen gegen Deutsche, Soldaten gegen Zivilisten zu Gericht saßen, hier Deutsche gegen Deutsche, Berufsrichter gegen Beamte. Früher sagte man: „Ueber" jemanden zu Gericht sitzen. Die deutsche Rechtspflege ist auf dem besten Wege, von dieser Höhe herunter zu steigen. Die Fälle Hermann und Zeigner vermehren nur die lange Kette der Prozesse, in denen aus politischen Gründen Justitia ihre Binde lockerte, ihre Wage niederlegte und von ihrem Sitz in die Arena stieg, um zu sehen, wie sie das Schwert am besten gebrauchen könne. Kein Wunder, wenn dieses Schwert bei solcher Benutzung schartig wird.

Die Reisesperre ist aufgehoben. Auch Privatleute können die Nase wieder über die Grenze stecken. Wie man hört, machen sie reichlich Gebrauch von dieser Möglichkeit. Hat die Sperre eigentlich auch gegen Minister gegolten? Oder warum sitzen die alle so fest auf ihren Sesseln und fahren höchstens einmal auf einen Parteitag? Nicht nur Fürsorge für ihr leibliches Wohl veranlaßt diese Frage. Auch ihr geistiges muß dem braven Staatsbürger am Herzen liegen. Für das aber wären Auslandsreisen besonders gut. Mit Neid sieht man, wie Macdonald sich von heute auf morgen entschließt, nach London zu fahren. Staunend sieht man im Bilde, wie Herriot nach Chequers reist, um dort mit seinem englischen Kollegen im Grase zu liegen. Was nützt es schließlich, wenn Lehmann und Schulze sich mit Tauben oder Taubendreck auf der Schulter in Venedig photographieren lassen, oder wenn Herr Teut auf der Weltausstellung in Wembley feststellt, daß ihm England gar nicht imponieren kann? Ist nicht Herr Seipel zu einer Zeit auf Reisen gegangen, als die allgemeine Lage für Oesterreich in diesem Punkte mindestens so schwierig war, wie sie heute für Deutschland ist? Hat nicht Benesch seine Erfolge auch seiner räumlichen Beweglichkeit zu danken, zu der die geistige allerdings dazugehört? Man darf sich freilich keine übertriebenen Hoffnungen machen. Denn das Reisen allein tuts auch nicht; es kommt darauf an, wer auf Reisen geht. Immerhin wäre es gut, dieses Mittel internationaler Politik auch dann nicht ganz außer acht zu lassen, wenn der zuständige Minister sich besser zum Reisenden als zum Reisen eignet. Woran liegt diese Abneigung gegen die persönliche Aussprache, diese Leidenschaft für Denkschriften, Verbalnoten (die bekanntlich geschrieben werden) und alles papierene Zeug? Man braucht alles das, was geschrieben wird und doch viel besser gesagt werden könnte, nur aufmerksam zu lesen, um den Grund zu finden: auch jetzt noch möchten sich die verantwortlichen Männer in Deutschland nicht beim Wort nehmen lassen.

PAOLO MONELLI

# ZUM VERSTÄNDNIS DES FASCISMUS

Verfasser dieses Aufsatzes ist der Berliner Vertreter der „Stampa".

Immer wieder findet man in deutschen Zeitungen und Zeitschriften Bemerkungen und Urteile über den italienischen Fascismus und über Italien selbst. Entstanden aus der löblichen Absicht, das Publikum zu unterrichten, bieten sie zu gleicher Zeit eine hübsche Gelegenheit zu politischer Propaganda. Werden sich nun meine deutschen Freunde nicht erzürnen, wenn ich sage, daß die Quellen, aus denen sie schöpfen, oft trübe sind und ihre Urteile häufig ungenau? Eben erst haben wir aus dem Munde des Abgeordneten Wels den Ruf nach einem deutschen Kreuzzug gegen Italien vernommen zur Bekämpfung von Unkultur und Barbarei. Sehn Sie mal an, Herr Wels! Wenn man so redet, läuft man Gefahr, solche Antworten zu erhalten, wie sie Mussolini in seiner letzten Senatsrede gegeben hat: „Wenn ein politisches Verbrechen hinreichte, einen Schatten auf die Moral eines Landes zu werfen, was soll man da von einer großen europäischen Nation sagen, in der seit Waffenstillstand mehr als 400 politische Verbrechen amtlich festgestellt worden sind?" Ein anderes Motiv kommt hinzu, den Begriff des Fascismus zu verdunkeln, seitdem es üblich geworden ist, die nationalistische und völkische Bewegung in Deutschland als „Fascismus" zu bezeichnen.

Ohne eine Geschichte des Fascismus, die Bände zählen würde, geben zu wollen, sollen hier lediglich einige in Deutschland weniger bewußte und bekannte Gesichtspunkte für die fascistische Bewegung herausgestellt werden. Ich will keine Apologie Mussolinis oder des Fascismus schreiben. Aber ich muß gleich bemerken, daß eine so leidenschaftbewegte Frage kein völlig kühles und unparteiisches Urteil erlaubt. Wie der Fascismus — man sollte das nie vergessen — als Reaktion auf eine Parteiung ins Leben getreten ist, so ist er auch selbst seiner Natur nach Partei, oder sagen wir mutig Faktion.

Und um es dem Leser gewissenhaft zu bekennen: der Verfasser dieser Zeilen hat selbst die moralische Krisis in sich erlebt, aus der der Fascismus hervorgegangen ist. Er war zu jeder Zeit sein glühender Verfechter. Als dann der Fascismus über die Revolution triumphiert hatte, gewahrte er (von dem innenpolitischen Schauplatz etwas entfernt) mit Bestürzung und Beklemmung die ersten Anzeichen einer Veränderung, einer Degeneration, die heute vor aller Augen sind; aber mit gleicher Beklemmung sieht er jetzt auf die wüste Campagne, die gegen den Fascismus geführt wird und fühlt sich nach wie vor als sein Getreuer und Ergebener. Denn mögen selbst die Priester eines Glaubens gesündigt haben und mag das Uebel schon tief eingedrungen sein, das ist nicht immer Grund, den

Glauben zu verlieren: man glaubt nur schmerzlicher und hält entschlossener stand.

1.

Der Fascismus wird oft bezeichnet als Reaktion des Kapitalismus auf den Sozialismus. Andere sehen in ihm eine reaktionäre und konservative Doktrin. Robert Dell, ein englischer Journalist, hat herausgefunden, daß der Fascismus eine Entdeckung Escherichs ist, der alle seine Pläne an Mussolini verkauft habe, und also deutschen Ursprungs. Oh Gott! In Wirklichkeit ist der Fascismus entstanden als gefühlsmäßige Empörung gegen Anschauungen wie sie, nach schwer errungenem Sieg und in harter Nachkriegszeit, die italienischen Sozialisten hervorkehrten. Die Geschichte wird urteilen, daß die Sozialisten, indem sie die Parole von Moskau predigten, vor allem anderen die Psychologie der Tatsachen verkannten.

Ihr Vaterland schien sie nichts anzugehen, lächerlich die Opfer des Krieges. Sie ignorierten jene moralischen Energien, die für zwei Millionen den seelischen Rückhalt hergaben, während der furchtbaren Wachen in den Schützengräben. Ein Taumel der Auflösung, in dem Offiziere und Soldaten ihrer Ehrenzeichen wegen beleidigt und geschlagen, die Fahnen angespien wurden. Man feierte die Fahnenflüchtigen. Siegesfeiern wurden verboten. Die radikale Verneinung von seiten einer Minderheit behielt für eine Zeit die Oberhand über dem schmerzlichen Erstaunen der Heimgekehrten, über der feisten Impotenz einer feigen Bourgeoisie.

Es kamen die bolschewistischen Experimente. Kein offener Umsturz: einen 9. November hat es in Italien nicht gegeben. Aber einer Regierung gegenüber, die nach und nach im Gefühl ihres Rechts und ihrer Macht unsicher wurde, einer Bourgeoisie, die sich ums Morgen ängstigt, bereit mit dem mutmaßlichen Sieger von morgen zu paktieren, besorgten es kommunistische Häuptlinge, die reichsten Provinzen Italiens unter ihre Herrschaft zu bringen, die großen und kleinen Grundbesitzer zu ächten, die Industriellen zu erpressen, das ganze Leben aus dem Gang zu schleudern. Generalstreiks auf allen Wegen, Schikanen, Sabotage, Attentate. Und dies drei Jahre lang. Nur um ein groteskes Beispiel dieser Zustände zu geben, möchte ich folgendes angeben: Häufig wurden Züge zum Stehen gebracht, weil Offiziere oder Carabinieri darin Platz genommen hatten. Erst wenn diese ausgestiegen waren, hatten die Eisenbahner die Gnade, die Passagiere zu befördern . . . bis zum nächsten Streikbeschluß.

Die Reaktion kam zuerst aus den Jungen, die im Krieg gewesen waren. Sie war zu allererst moralisch und richtete sich gegen diese Verneinung und Auflösung. Erst später kam die politische Reaktion, die Aufgabe, die Achtung nach Außen und die Ordnung im Innern zu sichern, die Verachtung der furchtsamen Regierungen, die hinter

den verbrauchten demokratischen Schlagworten den Schwund ihrer Autorität verbargen. Die Zustimmung der Großindustriellen und der Großbourgeoisie blieb natürlich nicht aus. Man hatte aber sie nicht darum ersucht. Im Gegenteil erteilte Mussolini ihnen (auf dem Parteitag von Bologna 1922) die klare Warnung: „Wenn wir mit der extremen Linken fertig sind, dann kommt ihr an die Reihe.“

Und nun, oh weh, der ganze Nietzschesche Phrasenschatz, die kleinbürgerliche und imperialistische Rhetorik. Und endlich als Anhang der Bodensatz aller Revolutionen, der Troß der Apostaten, Opportunisten, Streber, Profitgierigen, der Etappenhelden, die sich einen Adel zimmern wollten mit dem billigen Ruhm der inneren Krawalle. Unglücklicherweise vergißt man oft hinter diesen großen Aufzügen lärmender Hampelmänner die vielen Hunderttausende treuer, arbeitsamer, schlichter und bescheidener Anhänger. Doch d i e sind es, die durchhalten, während die Puppen nacheinander durch Skandale und Verbrechen und die verspätete, aber erbarmungslose Verurteilung der öffentlichen Meinung weggerafft werden. Die Zahllosen, die Schweigsamen bleiben, denn ihr Weg zum Fascismus führte durch eine tiefe seelische Krisis, die mächtiger wirkte als irgendeine Kritik.

Denn der Fascismus entsprang nicht einer als unverdient empfundenen Niederlage; es geht um keine Restauration gestürzter Throne, um keine Reaktion; er ist eine Linksbewegung mit syndikalistischem und freihändlerischem Charakter; doch allem zuvor ist er praktische und wohlverstandene Liebe zum Volk, wirksamer als alle abgedroschene demokratische Ideologie. Er will nicht das ganze Volk, nicht eine Generation in ihrer Gesamtheit durch Zukunftutopien zu mühsamen Jahren verdammen. Das Leben der heute Lebenden ist heiliger als das der späten Enkel. Der ganze Glaube gilt den Lebenden von heute, die den furchtbaren Leidensweg des Kriegs geschritten sind, um die moralischen und materiellen Grundlagen eines sicheren und ruhigen Lebens. Dazu ist es nötig, schöne aber gefährliche sozialistische Utopien abzuweisen, sich einträchtig in die europäische Geschichte einzuordnen, das Vaterland zu festigen, weil es um so sicherer in seinen neuen Grenzen bestehen wird, je mehr es verstehen wird, sich von außen achten und bewundern zu lassen.

## 2.

Also in keiner Weise ein Hang oder eine Sehnsucht zur Vergangenheit. Hier der Unterschied zwischen dem Fascismus und der völkischen Bewegung. Es ist eine polemische Verkennung der Gegner der Völkischen, wenn sie da den Namen „Fascismus“ gebrauchen; es ist eine grobe historische Naivität der Völkischen, wenn sie sich in Centurien zusammenscharen und alte römische Feldzeichen übernehmen.

Die fascistische Bewegung gebrauchte neue Benennungen, sang neue Lieder, marschierte in neuen Uniformen. Von der Ueberlieferung nahm sie das Lebenskräftige und Gesunde, übertrug es ohne Fetischismus und Vergangenheitskult in einen schlichten Stil, dessen einzige Götter die namenlosen Helden des Kriegs und einziges Sinnbild der ragende Begriff des Vaterlands sind. Wohl gebrauchte man Worte von römischem Klang und römischer Erinnerung, jedoch diente das Bewußtsein eines ununterbrochenen Zusammenhangs mit dem alten Rom lediglich dazu, eine neue Epoche erstehen zu lassen, die keine Kopie, sondern eine Vollendung der Vergangenheit sein sollte.

Wie man sieht, reichlich verschieden von den sogenannten deutschen Fascisten. Diese korrumpieren die unleugbare Größe ihrer Ideale und ihre bewunderungswürdige Vaterlandsliebe durch ihr Auftreten. In blindem Verlangen wollten sie die Vergangenheit wieder holen, genau so wie sie gewesen war, in demselben Rahmen; mit dem überständigen, romantischen und reaktionären Rüstzeug, mit den alten Dynastien, denen man jede Willkür und selbst die Flucht gerne nachsieht, mit dem höfischen Gepränge; dazu Antisemitismus in seiner mittelalterlichen Gestalt, Antisyndikalismus usw.

3.

Unnötig hier zu erwähnen, wie der Fascismus an Leben gewann, durch alle Methoden des Kampfes und der Gewalt, im Gegensatz zu den vorhandenen Methoden des Kampfes und der Gewalt der Kommunisten, bei der buddhistischen Untätigkeit der verschiedenen Regierungen (Nitti, Giolitti, Facta). Dann kam der Marsch nach Rom. Die Gegner und Kritiker des Fascismus und Mussolinis vergessen zu leicht, daß eine Revolution tatsächlich stattgefunden und vier Jahre lang in stürmischen Zuckungen gedauert hat. Lassen wir die Sozialisten beiseite, ihre Gegnerschaft versteht sich von selbst; die anderen Gegner des Fascismus und der Regierung Mussolinis begehen den Irrtum, daß sie diese Regierung nicht aus ihren geschichtlichen Zusammenhängen begreifen wollen, denen sie ihre Entstehung verdankt.

Was sind danach Aktiva und Passiva in der Bilanz der fascistischen Regierung? Für die aktive Seite gelten die Worte des Oppositionsführers, Direktor des Corriere della Sera, Senator Albertini: „Die fascistische Regierung hat Italien nach außen die Ordnung und Ruhe gegeben, nach denen es sehnlichst verlangte. Sie hat den Generalstreiks und den fortwährenden unerträglichen Lähmungen des öffentlichen Lebens ein Ende gemacht. Sie hat die Zucht wieder eingeführt in staatlichen und privaten Unternehmungen. Mit Erfolg hat sie die finanzielle Sanierung durchgeführt und das Budget in Gleichgewicht gebracht. Sie hat eine mutige und gesunde aus-

wärtige Politik verfolgt und der Nation auch auf andern Gebieten Vorteile geschaffen."

Auch die Frage der Milizia Nazionale, das Hauptargument der Gegner, ist letzten Endes ein Aktivposten der Regierung. 500 000 Mann standen nach dem Marsch auf Rom, Gewehr bei Fuß. Es war ein schweres, fast unlösbares Problem. Aus ihnen bildete Mussolini eine stark disziplinierte Polizeimacht, die im Lande musterhafte Ordnung einführte, Eisenbahndiebstähle, Schleichhandel, Unsittlichkeiten verhinderte und die nur für ihre geleisteten Dienste bezahlt wird. Die Mitglieder der Miliz sind nämlich einfache Bürger, die im Berufe stehen und nur für besondere Fälle und Aufträge auf Stunden oder Tage kommandiert werden. Die Kritiker lassen außer acht, daß die Miliz nicht eine böse Erfindung des Diktators ist, sondern er hat bei seinem Regierungsauftritt eine revolutionäre und gefährliche Macht vorgefunden, die er nicht anders unterbringen und nur so in Schranken halten konnte.

Und schon hatte Mussolini der Kammer eine versöhnliche Rede gehalten, in der er Normalisation, Rückkehr zu Gesetz und Recht, kurz und gut eine neue Phase des Fascismus ankündigte, als plötzlich drei Tage später der sozialistische Abgeordnete Matteotti ermordet wird. Der Mord hat die öffentliche Meinung sogleich aufgewühlt und ein grelles Licht auf die Passivseite geworfen.

Die Passivseite ist der aggressive, gewaltsame Geist, der in einigen Persönlichkeiten des Facsismus weiterlebt. Es sind im allgemeinen die schon erwähnten Streber und Starrsinnige; Etappenschweine, die es nötig haben, mehr als andere Mut und Kraft zur Schau zu tragen; oder ehrliche und gute Kerle, denen es eben an Intelligenz fehlt (solche gibt es in allen Parteien). Das sind die Leute, die Mussolini, der seinen Goethe kennt wie Herr Dr. Stresemann, mit den Worten des Zauberlehrlings gekennzeichnet hat. Das Treiben dieser Leute besteht nicht nur in Hetzartikeln, die sie in Provinzblättern ausstreuen, mit großem Mangel an Takt und Verständnis, sondern gerade in dummen oder ekelhaften Ausschreitungen, als da sind Plünderungen, Ueberfälle und manchmal Mord. Aber auch hier muß man genauer hinsehen.

Man hat von einer fascistischen Tscheka gesprochen. Mein Gott! Eine Tscheka, die in zweijähriger Existenz ein paar Ministervillen geplündert, ein paar Politiker bedroht oder verprügelt und erst jetzt den Mut gefunden hat, einen Gegner zu töten (die Oppositionsblätter selbst, die diese Tscheka herausgefunden haben, können weitere Fälle nicht anführen), solch eine Tscheka ist eine harmlose Sache, wenn wir an die russische Tscheka denken oder an gewisse Revolutionsprogramme von italienischen Sozialisten in den moskowitischen Blättern. Und reden wir von dem fascistischen Terror. Tünche der Wörter! Ich erinnere mich, einmal in der Roten Fahne gelesen zu haben von einem „Arbeiterblutbad", in dem die Polizei zwei Kommunisten leicht verletzt hatte, so leicht,

daß sie auf ihren eigenen Füßen heimgehen konnten. Ebenso sieht der italienische Terror aus. Die große Masse des Volkes ist frei, eine Freiheit, wie sie die Italiener verstehen, und die von Deutschen gern als Zuchtlosigkeit aufgefaßt wird. Dumme Jungens haben da und dort Zeitungspakete verbrannt, aber keine Oppositionszeitung wird, trotz spaltenlanger, heftiger Angriffe gegen die Regierung, auf Tage oder Wochen suspendiert wie etwa eine „Rote Fanne" oder eine „Welt am Montag" im republikanischen Deutschland. Auch dieses gewalttätige Verfahren, welches die schon beklagte Passivseite der Bewegung darstellt, richtet sich nur gegen eine kleine Minderheit von zähen, starren, unversöhnlichen Gegnern des Regimes, Gegner, die provokatorische Formen nicht scheuen.

4.

Ein Beobachter, der nicht selbst Italiener ist und also in dem Maße unparteilich sein kann, als es einem guten Italiener von wegen der politischen Leidenschaften unmöglich ist, kann sich nun durch Abwägung der Aktiva und Passiva ein genaueres Urteil über die Lage bilden.

Die Menschen sind nicht vollkommen, noch weniger ihre Regierungen. Man soll also nicht „Crucifige!" schreien einer Regierung gegenüber, nachdem sich herausgestellt hat, daß sie da und dort zu duldsam gewesen ist und ein Auge zugedrückt hat. Aber es handelt sich hier darum, das Gute und das Böse mit der Wagschale politischer Utilität abzuschätzen, mit einer, wie schon oben gesagt, pragmatistischen Einstellung. Mir dünkt, die schlechte Seite des Regimes, die von zufälligen Ereignissen bedingt wurde und die Erbschaft einer belasteten Vergangenheit ist wird allmählich abnehmen und bald verschwinden; und selbst die Reaktion, die sowohl im Lager der Fascisten und der Antifascisten begonnen hat, wird diesen Prozeß beschleunigen. Das Gute jedoch ist beträchtlich, erweist sich dauerhaft und entwicklungsfähig. Schon im Verlauf von zwei Jahre hat es aus Italien eins der bestgeordneten und arbeitsamsten Staatswesen Europas gemacht.

Bevor man also den Blitzstrahl der Demokratie und der Moral auf Italien und seine Regierung zücke, die es sich mit großer Mehrheit gewählt hat, bevor man der Rhetorik der Opposition mit ihrem echt italienischen Schwall sein Ohr leihe, möge man sich doch einmal vorstellen, was für Folgen für Italien und Europa der Sturz Mussolinis und seiner Regierung haben würde. Man glaube nicht, daß mit Mussolini auch der Fascismus zusammenbrechen würde; die Identität Mussolinis mit dem Fascismus besteht nur in einigen voreiligen und flüchtigen Urteilen oberflächlicher Beobachter. So glaube ich denn, daß bei näherer Prüfung Mussolini eine Haltung abwartenden Wohlwollens verdient. Die sittliche Entrüstung über den italienischen Terror möge man gerne den Franzosen der Ruhr und den Engländern in Irland überlassen.

Vom Ausland aus gesehen, macht das Verhalten der reichsdeutschen Linksparteien und ihrer Presse einen merkwürdigen Eindruck. Es sieht so aus, als ob kein Mensch das Gutachten der Sachverständigen, für das sich alle so begeistert einsetzen, wirklich gelesen hätte. In Deutschland scheinen nur die Auszüge bekannt geworden zu sein, die die regierungsoffiziösen und Hugenberg-offiziösen Depeschenbureaus herausgegeben haben und die ein wenig gefärbt sind. Das Elaborat des Komitees Dawes ist zweifellos das interessanteste und wahrheitsgemäßeste Buch, das seit Jahren über Deutschland geschrieben worden ist. Namentlich jeder deutsche Wissenschaftler sollte es gelesen haben; die Politik der Professoren müßte sich sehr ändern, wenn sie diesen wertvollen Wissensstoff in sich aufnehmen würden.

Die Expertise der Sachverständigen hat naturgemäß auch ihre Fehler. Sie ist ein reines Rechen- und Tatsachenwerk. Die Menschen werden darin nur als mechanisch-ökonomische Maschinen bewertet. Geistige Strömungen und politische Gefühlsmomente werden ignoriert. Teils liegt dies an dem Verbot Poincarés, andere als rein wirtschaftliche Angelegenheiten von den Experten beurteilen zu lassen, teils an der Art des amerikanischen Denkens, das die Politik kühler betrachtet als der deutsche Gefühlsmensch. Diese Lücke wird sofort sichtbar, wenn an die Ausführung des Planes geschritten wird, indem das deutsche Parlament, das, wenn es aus lauter Rechnern bestände, den Sachverständigenbericht einstimmig annehmen müßte, die geforderte Zweidrittelmehrheit bisher nicht zustande gebracht hat. Wer sich dabei auf den bösen Willen der Rechtsparteien beruft, ist nicht ganz im Rechte. Unter den Deutschnationalen und unter den jugendlichen Völkischen, ebenso unter den Kommunisten befinden sich zweifellos auch sehr viel gutgläubige und sogar ideal gerichtete Menschen, die auf Grund des ihnen zugänglichen Tatsachenmaterials kaum anders eingestellt sein können, als sie es eben sind. Deutschland ist eine künstlich verdunkelte Landschaft. Die bürgerliche Linkspresse ganzer Provinzen wie Bayern ist aufgekauft mit den Geldern der Schwerindustrie. Städte wie München, Dresden, Magdeburg, Breslau, Nürnberg haben keine unabhängige Zeitung. Die Landbevölkerung schon lange keine mehr. Die sozialistische Presse bringt wenig eigene Nachrichten, sondern stützt ihre Berichterstattung größtenteils auf industrieoffiziöse Depeschenbureaus. Die Volksrichter in München waren, als sie Fechenbach unschuldig verurteilten, im besten Glauben. Keiner hat ihnen gesagt, daß der Munitionsfabrikdirektor Hugenberg gemeinschaftlich mit anderen Ruhrschiebern einige Monate vorher die „M. N. N.“ den Erben Hirths für ein Butterbrot in Papiermark abgenommen hatte und daß sie seither Woche für Woche in ihrem Leibblatt, das den Richtungswechsel seinen Lesern nicht mitgeteilt

hat, Verleumdungen gegen Fechenbach aus der Feder Coßmanns gelesen hatten, indem dieser loyale Journalist als Verräter am deutschen Volke hingestellt wurde.

Die deutsche Oeffentlichkeit freut sich — mit Recht — über Poincarés Sturz und Herriots Aufstieg. Sie erwartet, daß Herriot möglichst sofort die Micum-Verträge mit den ungerecht hohen Abgaben der Schwerindustrie aufhebt; sie überlegt dabei nicht, daß jede Epoche, in der die Ruhrindustriellen Geld in die Hand bekommen haben, mit einem materiellen und intellektuellen Niedergang des deutschen Volkes geendigt hat. Anders als die Reichen anderer Länder, haben sie niemals Gelder aufgewendet für soziale Hilfe, für Kunstförderung oder für Wissenschaftsförderung. Sie haben alles entbehrliche Geld investiert in der Aufrichtung der politischen Alleinherrschaft der Großindustrie und des Großagriertums. Man begeht auf der Seite der Linksparteien denselben Fehler, den man 1918 nach dem Umsturz machte. Man will nur ja nicht den Konservativen weh tun, man beläßt alle möglichst ungeschädigt in ihrer Machtposition. Nachher stellt sich dann heraus, daß von rechts im umgekehrten Fall kein Pardon gewährt wird. Von 300 Morden ist noch keiner gesühnt, und Fechenbach sitzt weiter im Kerker.

Zunächst müßte einmal die Linkspresse einiges aus dem Sachverständigenbericht wiedergeben, und die Linksparteien müßten, ohne auf die Regierung zu warten, Anträge auf Grund des Expertengutachtens einbringen. In diesem Gutachten ist fortwährend die Rede von den „Sondergewinnen der Reichsten“, von der „beispiellosen Ungleichheit der gegenwärtigen Reichtumsverteilung“, von der unerläßlichen „Nachbesteuerung der reichen Leute“. „Wir beruhigen uns nicht, wenn nicht bald die deutsche Regierung neue Steuern für Reiche vorschlägt.“ Kann die Koalitionsregierung die Kraft finden, von sich aus gerechte Nachsteuern vorzuschlagen? Das kann man nur von den Linksparteien verlangen, und das kann bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Parlaments nur die Autorität der ausländischen unparteiischen Fachexperten erzwingen. Und auch dies nur so lange, als die Ruhrmagnaten unter dem Druck der Micum-Verträge stehen. Diese Verträge waren eine schreiende Ungerechtigkeit, wie überhaupt die ganze Ruhrokkupation, aber keine größere Ungerechtigkeit als die Okkupation des ganzen bürgerlichen Geisteslebens in Deutschland durch ein paar Markkontremineure und Großgrundbesitzer.

Wenn der günstige Augenblick versäumt wird, in dem die ärgsten Bedrücker und Ausplünderer Deutschlands unter Druck stehen, so wird die geistige Knechtschaft Deutschlands verewigt werden. Auf eine andere Weise den Ruhrkapitänen beizukommen als mit einem Druck auf ihren Geldsack, ist ein naives und aussichtsloses Beginnen. Wenn man jetzt die Bedingungen stellen würde, die Presse müsse vor der Aufhebung der Micum-Verträge wieder frei werden, oder Fechenbach solle wieder frei werden, so wird man

sehen, wie rasch Fechenbach wieder aus dem Kerker herauskommen wird, obzwar doch, rechtlich und äußerlich betrachtet, zwischen dem Münchner Volksgericht und den Großaktionären der Hütten und Zeitungen kein Zusammenhang besteht. Wenn man aber die Spekulantengruppen wieder ungehindert und unkontrolliert in den Besitz der großen Werke setzt, so wird wohl die äußerliche und brutale Okkupation der Ruhr aufhören, die innerdeutsche Okkupation der bürgerlichen Presse durch die von den Sachverständigen gebrandmarkten Verräter und ärgsten Schädlinge Deutschlands wird neu befestigt werden. Auf den ersten Blick könnte es manchmal erscheinen, daß auf der rechten Seite die Politik der Gewalt vertreten wird, auf der linken Seite die Politik des Geistes. In Wahrheit aber behandeln die Rechtspolitiker die Gewalt nur als ein theoretisches Ideal für die zahlreichen Großgrund- und Kleinhirnbesitzer. Für die Erziehung und Bearbeitung des deutschen Geistes, für Presse und Rednerarbeit haben sie in der Praxis viel mehr Opfer gebracht und viel mehr geleistet als die Linksparteien. In der Politik kommt es nicht darauf an, auf welche Ideologie eine Partei schwört, sondern nach welchen Grundsätzen sie wirklich handelt. Die Linksparteien sollten zunächst das wirkliche Sachverständigen-Gutachten im Volke verbreiten, dann die Einkommen- und Erbschaftssteuern der Inflationsdiebe nachzubesteuern versuchen, wie es das Gutachten verlangt, und dann, wenn die Rechte die Nachbesteuerung der Markverderber ablehnt, mit Neuwahlen vor die Wähler treten.

---

JEAN TARVEL

## ROBERT DE JOUVENEL

Im Jahre 1914, nur wenige Wochen vor Beginn des Krieges, erschien ein kleines Werk: „La République des Camarades", das in kurzer Zeit den Namen Robert de Jouvenels berühmt machte. Ein Pamphlet? Ein Sittenbild? Ein politisch-psychologischer Essai?

Das Werk ist keinem bestimmten Genre verbunden: Alles, was man von ihm sagen kann, ist, daß es sich als ein Meisterwerk durchdringendster Beobachtung, als ein Meisterwerk ironischer Philosophie unter einer leichten, flüchtigen und eleganten Hülle präsentiert. Aller Voraussicht nach ist es dies Werk, was von der Arbeit dieses Meister-Journalisten bestehen wird; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein Buch, um vieles mehr als die brillantesten Artikel der Haltbarkeitsprobe der Zeit Widerstand leistet. Dies hier wird am Ende den Wert eines kostbaren Dokuments vom politischen Leben unserer Epoche der Nachwelt erhalten.

Robert de Jouvenel hat, wenn ich mich nicht täusche, noch zwei andere Werke geschrieben, deren eines den Titel führt „Der Journalismus in zwanzig Lektionen" (Le Journalisme en vingt Leçons),

das das Entzücken aller derer herausfordert, die diesen undankbaren und zugleich verführerischen Beruf ausüben. Denn er war vor allem anderen Jounalist, und ich glaube nicht, daß er jemals etwas anderes hätte sein mögen. War es nicht eine Ehre für diesen Beruf, daß solch ein Mann ihm all sein Talent, soviel Intelligenz und Wissen geweiht hatte, er, ein Fürst des Stils und ein Schreiber von Vollblut? Nicht allein Frankreichs Journalisten, sondern die der ganzen Welt, die seine schimmernden Chroniken im „Oeuvre" lasen, müssen in ihm einen der vollkommensten Virtuosen in der Kunst der täglichen hundert Zeilen bewundern und gleichzeitig einen der redlichsten und erhabensten Geister im Urteil aller betrauern.

Als Téry das „Oeuvre" damals als Wochenschrift gründete, war Robert de Jouvenel einer seiner ergebensten Mitarbeiter. Auf Grund seines Temperaments und der Unabhängigkeit seiner Kritik gewann das „Oeuvre" sehr bald ein Elitepublikum als Leserkreis, und dann, während des Krieges, als es zum täglichen Erscheinen überging, errang er sich sehr bald einen der ersten Plätze in der Pariser Presse. Sowohl durch die Zahl, als — und das besonders — durch die Qualität seiner Leser. Robert de Jouvenel nahm bei dem Blatte die Stellung des Chefredakteurs und Leitartiklers ein. Mit Gustave Téry und La Fouchardière bildete er das Trio der Männer von Geist, das die Reklame an den Mauern von Paris rechtfertigte: „Die Dummen lesen das „Oeuvre" nicht!"

Robert de Jouvenel bearbeitete alle Gebiete, innere und auswärtige Politik. Er besaß die Kunst, die verwirrtesten und schwierigsten Probleme auf eine einfache Formel zu bringen und sie aller Welt einleuchtend zu machen. Sein Geist war die Klarheit selbst. Er richtete gern seinen Appell an die Vernunft des Lesers, niemals an seine Leidenschaften oder an seine Vorurteile. Seine Feder hatte nicht die etwas grobe Manier, der man bei populären Publizisten so häufig begegnet, und die den halbkultivierten Bürger, den Leser der großen Presse erfreut. Eine subtile Ironie war in seinen Sätzen verwoben und seine Pointen waren zu fein für die Massen. Jouvenel war nicht bloß Aristokrat durch Geburt, er war es auch durch seinen Geist, wo nicht durch sein Gefühl. Abhold allen persönlichen Angriffen, von einer immer vollendeten Liebenswürdigkeit, entfernte er sich niemals vom Ton und vom Gebaren eines Gentleman. Er wies alle plumpen Mittelchen und alle Verletzungen in der Ausdrucksart, wie dergleichen andere Dinge, die die Gunst des großen Publikums gewinnen möchten, weit von sich. Er blieb ein Journalist an die Adresse der Elite, — an die Elite ganz allgemein, aber — wahrhaftig — an die Elite ganz allein.

Vor einem oder zwei Jahren begann er sich mehr und mehr den auswärtigen Problemen zuzuwenden, ganz besonders aber den deutsch-französischen Beziehungen. Er war einer der wenigen Pariser Journalisten, die, ohne zu zögern, die Ruhrbesetzung verurteilten. Er tat es mit einem Luxus von Argumenten, mit tiefer Ein-

dringlichkeit und eindrucksvoller Offenheit. Er vertiefte sich in die Ziffern, indem er beinahe täglich die Berechnungen der Herren Poincaré und Le Trocquer auf das gebührende Maß zurückführte. Vielleicht stellte er sich zu wenig auf die wirtschaftliche Seite der Angelegenheit ein, wie es gleichermaßen der Fehler der britischen Minister war. Er bemühte sich überall, darzutun, daß jene Operation, im Gegensatz zu den Versicherungen ihrer Befürworter, weder Frankreich etwas einbrachte, noch auch geeignet war, die schweren Störungen der moralischen Ordnung, die sie erst recht zum Resultat hatte, zu beseitigen. Aber er hat bekannt, daß er der öffentlichen Meinung nicht Gewalt habe antun wollen. In „La Republique des Camarades" hat er geschrieben: „Die Presse macht die öffentliche Meinung, wie die großen Schneider die Mode machen, indem sie ihr den Geschmack und die Bestrebungen des Tages einhauchen, indem sie versuchen, ihr die Richtung zu geben, während sie jedoch im Falle eines Mißerfolges niemals Widerstand leisten".

Die, die von ihm nichts als sein Buch gelesen haben, werden immer wieder darüber erstaunen, daß er in die Wogen der aktiven Politik geschwemmt wurde. Ganz oberflächlich betrachtet, konnte er den Eindruck eines Dilettanten und eines Skeptikers machen. Wie kann ein Mann, der mit eines Auges Blick so durchdringend alle Geheimnisse, alle Deckblätter der Politik entschleiert, wie kann er diese Politik noch ernst nehmen? Was das betrifft — er nahm sie ernst. Die Ansichten, die er in seinen Artikeln ausdrückt, entsprangen seiner ehrlichen Ueberzeugung. Als aktives Mitglied der „Liga der Republik", die Painlevé im Jahre 1921 gegründet hatte, nahm er an allen ihren Veranstaltungen, an allen Propagandakonferenzen teil. Wird er nicht gefühlt haben, daß er vier Jahre später schon durch einen grausamen Tod verhindert werden würde, das Parlament zu betreten?

Er hatte das Vorbild seines Bruders, der im Senat einen bevorzugten Platz einnahm, und der kürzlich Minister war. Nicht Eingeweihte könnten glauben, daß die Chefredakteure des „Matin" und des „Oeuvre" feindliche Brüder waren, zum wenigsten auf dem Gebiete der Politik. Aber Robert und sein älterer Bruder waren nicht einzig durch die brüderlichste Freundschaft verbunden. Der Zusammenklang ihrer Ideen war nahezu vollkommen. Wenn ihre politische Linie auseinanderging, so war das mehr oder weniger eine Nuance. Sie unterstützten, befeuerten und korrigierten sich wechselseitig.

So, wie man ihn in seinen Schriften sieht, so war der Mensch. Höflich, liebenswert, lächelnd, voll von Güte, ein ausgezeichneter Kamerad. So, wie er war, bewundernswert geschaffen, den Geist unserer Republik zu verstehen, die er beschrieben hat. Hat er nicht vielleicht etwas von sich selbst in ihre Züge geschrieben? Denn: Wenn diese Republik der Kameraden nur Menschen wie ihn aufwiese, würde sie kaum eine Satire verdienen.

Vor einigen Wochen saß ich Robert de Jouvenel gegenüber. Wir wollten schnell miteinander zu Mittag essen und wir trennten uns am Abend. Nach zwanzig Sätzen waren wir verbündet. Auch er war ein Zeitungsschreiber, der an der Zeitung litt. Wie gründlich er die „große Industrie" der Zeitungsfabrikation kannte, das erkennt der Leser aus dem hier abgedrucken Abschnitt des Buches „Republique des Camarades", das 1914 bei Grasset, Paris, erschienen ist... Wir unverbesserlichen Zeitungsnarren träumten an jenem langen Nachmittag von einer sorgfältig ausgesuchten Republik europäischer Journalisten, die sich zu einem Geheimbund der Vernunft, der Sauberkeit und des Mutes zusammentun sollten. Derlei Utopien helfen über einen trüben Tag hinweg. Jouvenel dachte nicht weniger skeptisch als ich. Aber das Leben schmeckte ihm, sein junges heiteres Gesicht glänzte zuweilen in einem nachsichtigen Lächeln. Er liebte diese verbesserungsbedürftige Welt und rückte ihr mit täglich hundert Zeilen an den Leib. Seit dem Siege Herriots und Macdonalds hatte er den Mut gefunden, an der absoluten Herrschaft der Dummheit und der Brutalität ein wenig zu zweifeln. Die Sonne war langsam für ihn aufgegangen. Frühlicht lag über seinem schönen Genießerkopf — da riß ihn der Tod ins Ewig-Finstere. Ein Schriftsteller, der das Schreiben nicht überschätzte, ein Politiker, der die parlamentarischen Handwerker verachtete, ein Skeptiker, der sich das Lieben nicht abgewöhnen konnte, ein Feinschmecker, dem der Becher jählings aus der Hand geschlagen wurde, ein Franzose, der das geheime Deutschland — von Angelius Silesius bis Hermann Stehr — kannte und liebte, mit einem Wort: Ein Kamerad aus der kleinen Republik der europäischen Geister ist von der Tafel des Lebens weggerissen worden. Wie viele sind wir noch in unserm kleinen Corps? St. Gr.

Der Leiter einer Zeitung ist selten ein Journalist, und beinahe niemals ein politischer Mensch, häufiger noch ist er ein Unternehmer von öffentlichen Arbeiten, aber immer ist er ein Industrieller.

Manchmal stellt der Journalismus seine einzige Industrie dar, manchmal ist er auch nur ein Nebenzweig einer anderen Hauptindustrie. Aber sowohl in dem einen, wie auch in dem anderen Fall hat der Journalismus die Ausdehnung und die Qualität eines großen Handelshauses.

Das Geschäftskapital gewisser Zeitungen übersteigt dreißig Millionen Franken. Eine Tageszeitung dritter Ordnung erfordert einen Aufwand von 1 500 000 Franken pro Jahr. Man begreift, daß um ähnliche Budgets zu verwalten, es nicht genügt, Phantasie oder Geist zu haben, selbst Talent würde nicht genügen.

Der Leiter einer Zeitung ist also vor anderem ein Industriekapitän. Was er jeden Tag unternimmt und aufs Spiel setzt, repräsentiert beträchtliche Kapitalien. Er hat Verantwortlichkeiten gegenüber den Aktionären, denn sie setzen schließlich Vertrauen in ihn, wie auch seinen Lieferanten gegenüber, die ihm Kredit geben, und selbst auch gegenüber den Journalisten, die er leben läßt.

Es ist natürlich möglich, daß er außerdem noch moralisches Verantwortungsgefühl hat, aber das kommt erst in zweiter Linie.

Früher galt die Unabhängigkeit als das, worin ein Chefredakteur seine Berufsehre setzte. Heute beruht die Berufsehre auf der Respektierung der Wechselsverfalltage.

Im Jahre 1830 erschien eine Zeitung auf vier kleinen Bogen Papier. Es genügten einige mehr oder weniger bezahlte Artikel, keine Depeschen, keine teuren Informationen und keine Illustrationen. Sie kostete fünf Sous.

Heute erscheinen die Mehrzahl der Zeitungen auf sechs, acht, zehn oder gar zwölf Seiten. Sie sind mit schwer herzustellenden Bildern illustriert; sie veröffentlichen teuer bezahlte Artikel von Akademikern oder von Persönlichkeiten von Rang, sie weisen spaltenweise Depeschen auf, davon viele zum Tarif von einem Franken pro Wort, und sie werden mit 3½ Centime an die Händler abgegeben.

Wovon leben sie jetzt?

Sie bestehen dank ihrer Oeffentlichkeit — zum mindesten leben sie nicht von dem Erlös des Verkaufs ihrer Exemplare.

Eine Zeitung kann ohne Journalisten leben. Sie kann selbst leben, ohne zu erscheinen. Sie kann aber keineswegs von der Reklame leben. Es existiert irgendwo eine Art Friedhof für Zeitungen, die ihr Erscheinen eingestellt haben. Ein erfinderischer Industrieller, der der Besitzer der Zeitungsköpfe ist, läßt von Zeit zu Zeit ihre Namen an der Spitze der Spalten eines anderen Blattes erscheinen und erhebt dafür die Erträgnisse aus alten Reklameverträgen. Sein Geschäft blüht.

Ich weiß genau, daß die Zeitungen für die Leser gemacht werden, sowie die Abgeordneten für die Wähler . . . . aber Journalisten, wie Parlamentarier ertragen diese Abhängigkeit mit der gleichen Ungeduld.

In jedem Fall, der Leser in seiner Gesamtheit kostet die Zeitung erheblich mehr, als er ihr einbringt. Man ist in diesem Zusammenhang gezwungen, ihn trotz allem zu werben zu suchen, weil der Wert eine Reklame von der Zahl der Leser abhängig ist. Ebenso drückt sich die ungeheure Anstrengung der Unternehmer, Inserate zu bekommen, in dem Willen aus, die Auflageziffer zu erhöhen. Daher die wichtigen Informationen, daher die Spesen jeder Art, daher selbst die Literatur.

Aber täuschen Sie sich nicht darüber: Es handelt sich nicht so sehr darum, mehr zu verkaufen, um mehr zu verdienen, es handelt sich darum, mehr zu verkaufen, um den Wert seiner Reklameplakate zu erhöhen.

Ein kleines wirtschaftliches Axiom für den aufklärungshungrigen Leser: die reinen Einkünfte einer Zeitung sind immer den Erträgnissen ihrer Reklame nachgeordnet.

Die Notwendigkeiten, an denen kein Chefredakteur vorbei gehen kann, sind also die folgenden: Informationen in Reklame zu be-

kommen; und Reklame, um die Informationen zu bezahlen und Dividenden verteilen zu können.

Er kann außerdem die höchsten politischen Ziele verfolgen, er mag persönlich den schönsten Glauben an die Reinheit seiner Aufgabe nähren. Aber er hat nicht das Recht, den Zusammenbruch zu riskieren, der sowohl der seiner Pläne, wie auch der seines Glaubens sein würde.

Bevor er irgendwelche Entscheidungen trifft, muß der Chefredakteur einer Zeitung — er mag ein Apostel oder ein Heiliger sein — zwei Ziele fest ins Auge fassen:

1. Niemanden vor den Kopf zu stoßen, der im Besitze von Informationen ist, und das sind alle politischen und Verwaltungsbehörden.

2. Niemanden zu verletzen, der Inserate zu vergeben hat, das heißt: keine wirtschaftliche oder finanzielle Macht.

Von all diesem abgesehen, ist eine Zeitung unabhängig.

*

Ich weiß wohl, daß dies der Fehler der Zeitungen ist, aber vor allem ist es der Fehler des Publikums.

Wenn jemals das gute Publikum, das ausgezeichnete Publikum, das sich über diese Knechtseligkeit lustig macht, sich vornimmt, eine Zeitung zu lesen, die völlig unabhängig ist, so wird es sie haben. Es ist nur notwendig, daß es sie zum Herstellungspreis bezahlt. Wenn es in Frankreich nur zehntausend Personen gibt, die entschlossen sind, jeden Morgen vier oder fünf Sous zu opfern zu dem einzigen Zweck, eine Zeitung zu lesen, die weder der Gefangene seiner Untertützungsaktionen, noch der seiner Inserate, noch der seiner Aktionäre ist, so könnte diese Zeitung morgen schon erscheinen.

Es hat einmal vor einigen Jahren eine Zeitung gegeben, die mehrere hunderttausend Exemplare Auflage hatte und einen unerhörten Tumult unter den französischen Leidenschaften entfesselte. Als dann der öffentliche Frieden wiederhergestellt war, sah diese Zeitung sich gezwungen, den Eifer ihrer Leser zu besänftigen. Es veranstaltete ein Plebiszit, um seine letzten Getreuen zu fragen, ob sie bereit wären, künftighin zwei Sous für ihre Zeitung zu bezahlen, um ihr dadurch zu erlauben, seiner Politik treu zu bleiben. Zwanzigtausend Leser antworteten begeistert:

Zwei Sous, drei Sous, fünf Sous, wenn ihr es braucht . . . .“

Man glaubte ihnen; aber wenige Monate später legte die Zeitung nur noch 6 000 Exemplare auf.

Denn niemand glaubt sich reich genug, um zwei Sous an seine Gesinnungsfreunde zu zahlen, wenn er für fünf Centimes bei seinem Gegner kaufen kann.

*

Und was macht bei alledem der Journalist?

Er wird Angestellter eines Warenhauses. Selbst wenn er einen großen Namen trägt, wenn er eine treue Anhängerschaft hat. . . . Ein Zeitungsverleger engagiert den Schriftsteller, wie der Theaterdirektor einen blendenden Tenor engagieren würde.

Sie haben Stimme und Talent, oder noch einfacher: Sie gefallen dem Publikum, also werde ich Ihnen eine größere Gage zahlen. Aber — wohlverstanden: ich bin es, der die Stücke auswählt, und wenn es nötig ist, bringe ich Ihnen von meinem Logenplatz aus bei, wie ich die Auffassung Ihrer Rolle wünsche.

Der Journalist lächelt über die Anmaßung, zuckt die Achsel, läßt ein Witzwort fallen, und — zeichnet den Kontrakt.

Er unterzeichnet und schickt sich in ihn. Wenn ihn etwa die Lust ankommen sollte, ihn zu verletzen, dann wird ihn sein Chef bald genug daran erinnern, daß die brutale Wirklichkeit wider ihn ist.

„Denken Sie“ — wird er sagen — „daß ich eine Zeitung geschaffen habe und am Leben erhalten will, mit dem Opfer von tausend Mühen, einzig, um es Ihnen für Ihre Rancunen oder selbst für Ihre Ideen zur Verfügung zu stellen?“

Der Verleger ist der Ansicht — und er hat vielleicht recht — daß sein Vertrauen tatsächlich mißbraucht wird. Er ist in der eigenartigen Lage eines Jagdeigentümers, der seine Waldhüter beauftragt hat, die Kaninchen auszurotten, und der sie im besten Zuge findet, seine preisgekrönten Fasanen abzuknallen.

*

In jedem Falle sollte sich ein Journalist hüten, gegen die Interessen irgend einer korporativen Gruppe sich zu erheben. Louis Latzarus erzählt darüber die folgende einleuchtende Anekdote:

„Eine Zeitung, und zwar eine der kühnsten, versuchte vor nicht allzu langer Zeit den Kampf gegen den Alkohol zu führen und das Verbot des Absinths durchzudrücken. Alle Aerzte, alle Soziologen, die Elite des Landes unterstützten seine Anstrengungen. Man weiß, was geschah. Die Zeitung mußte ihre Bemühungen einstellen, mußte sich demütigen und dem Verband der Weinhändler Schadensersatz zahlen. Warum? — Weil diese Vereinigung an alle ihre Abnehmer ein Zirkular gesandt hatte, in dem sie diese aufforderte, das lästige Blatt zu boykottieren, und das — wie man schrieb — „eine Ware sei, ebenso wie der Absinth“. In sechs Monaten verlor die Zeitung 100 000 Leser. Man kann sich vorstellen, daß die Zeitung sich nicht mehr darauf versteifte, die Alkoholgefahr anzuprangern.“

Wohl gibt es noch Zeitungen, die beherzt genug sind, eine ganz bestimmte Interessengruppe der öffentlichen Meinung vor den Kopf zu stoßen. Aber es gibt keine davon, die sich erlauben würde, über irgend ein Gewerbe schlecht zu sprechen. In der Tat, die politischen Leidenschaften sind von kurzer Dauer, aber die wirtschaftlichen Interessen haben lange Beine.

Glück der Straße.

Vor den Stufen des Saint Sulpice fahren Autos an, Kränze und Palmen werden gebracht; drinnen brausen die getragenen Wellen der Orgel. Ein schwarzverhängter Sarg, silberverbrämt, kordelbehangen, thront schon unfrisch in der Sonnenhelle, die morgendlich darüber herfällt. Die vielen gelben Kerzen duften ohne zu leuchten. Links vom Schauspieler steht die Gruppe der weiblichen Trauernden, ich bin versehentlich in die Männerabteilung geraten und ziehe mich beschämt zurück. „Pompe funèbre“ düsterer Prunk!

In dem engen und bequemen Taxi, das uns entführt, liegen klein rosa aus Kränzen entfallene Blüten am Boden.

Wir gleiten sanft und geschwind durch die schmale rue Buonaparte, über den leeren, immer provinzialen Boulevard Saint Germain in die rue des Saints Pères, mit den diskreten Dunkelheiten ihrer Antiquitätenläden und der gelben Vielfältigkeit der Bücher. Vor uns öffnet es opalfarben auf eine Weite: der Fluß, die Seine. Die Bücherkästen der Kais sind schon offen, dahinter geht es ins Tiefe, Sand und Kies bildet Ufer für den grünen spülenden Wasserrücken, der von Sonne flimmert. Noch im Morgennebel fern die Türme von Notre-Dame.

Unser Tempo ebbt ab, wir stehen einen Augenblick im Gedränge der vielen Gefährte. Dicht neben uns ist der Kopf eines schweren Belgiers, seine Scheuklappe ist mit einem Veilchenstrauß geschmückt, die zwei Riesenräder des Wagens, der Kohlen führt, sind leuchtend blau bemalt. Ein behelmter Schutzmann hebt den weißen Feldherrnstab, wir gleiten durch das Bogentor in den gepflasterten dünnen Frühling der Tuilerien, der unter dem Arc de Triomphe windig fortläuft und sich in der schweren Stattlichkeit des Louvrehofes verfängt, hinaus durch den Bruderbogen. Preußisch fast ist die einheitlich ockerfarbene Front der rue de Rivoli, in der das Bazarleben verdeckt ist von Arkaden. Wir biegen am Palais Royal vorbei in die Weite der Avenue de l'Opéra. Eine gelindere Eile bewegt hier den Strom und Gegenstrom, Schlendernde verweilen vor den Auslagen der Läden, lassen sich überholen, fügen sich wieder ein. Drüben auf der Sonnenseite leuchtet in Goldschrift: Robes. - Manteaux. Fourrures. Thos. Cook & Son. Vor uns festlich, prunkhaft, erscheint die steinerne Draperie der Oper, von ihren Gittern morgendlich verschlossen. Spitz stechen die Flügel der Genien in den hellen Himmel, die bäumenden Rosse wiehern im Profil; zwischen den Säulen her aus dem beschatteten Rund lugt die weiße Reihe der Büsten, darüber, ganz oben sendet die geraffte Wölbung der Kuppel noch eine jauchzende Engelgruppe ins Himmelreich. „Napoléon III.“ sagt mein Begleiter wie eine Entschuldigung.

Die breite Mitte des Boulevard des Capucines ist bedeckt von den sich windenden Schlangenreihen der Autos. Vielfach gegliederte dunkle Ketten, die gleiten, beweglich, gelenkig. Auf den Karren am Rand türmen sich die milchlila Hügel der Parmaveilchen. An Ecken, Pfosten und Tafeln, ragend, klebend oder getragen dünnbunt und fast transparent die Verheißung der Plakate. Die Bäume noch kahl. In den Kiosken flattert das Schwarzweiß der vielen Zeitungen, schöne Frauenbilder lächeln in großem Format. Hinten schimmert schon das gelaugte Seegrün vom schrägen Dache der Madeleine. Vor ihrem theatralischen Treppenaufwand halten bukettgeschmückte Autos, umdrängt von einer Menschenmenge, die nach oben schaut. Da, wo die Säulen sich rückwärts neigend in ihr Stirnrelief schieben, aus dem Dunkel der Kirche, feierlich, treten zwei betreßte, buntgoldene Schweizer mit Stab und machen Platz auf dem roten Teppich für die weiße Wolke der Braut. Der Schleier bauscht bei jeder Stufe, Kinokurbler halten sie auf, verdecken sie, geben sie frei. Sie kommt näher — wie niedlich sie ist, sie lächelt. Falsch sind die Orangeblüten des Kranzes. Durch die Scheiben des Autos sehe ich das zum Einsteigen erhobene Füßchen im Seidenstrumpf, ein weißes Bukett, dann das etwas unordentliche Gezähn des lachenden Bräutigams. Die Zuschauer winken den Abfahrenden — wir alle lachen einander zu, aus Mitlust, als Mitspieler des feierlich Hübschen: assistons, applaudissons!

Drüben in den „Trois Quartiers" winden wir uns durch die bunten Stapel der „robes d'interieur", der flockigen „liseuses", der geschuppten, grellen Hütchen, die von vielen Händen angefaßt werden, probiert und verworfen. Auf den Ladentischen rieseln schillernde Stoffe, auf Glassockeln türmen sich die Riesenflaschen Eau de Cologne, überbaut von den kleineren der Parfums. Farbige Seidentroddeln hängen von den Kartons und lassen Düfte ahnen, „quelques fleurs" und „ambre antique". Die goldenen Rollen der Lippenstifte liegen wie Munition neben dem unschuldigen Schaum der glasgeschützten Puderquasten. An der Kasse liest die weichlockige Verkäuferin dem behenden Buchhalter die einzelnen Posten in die Feder. Der Fahrstuhl steigt, entläßt uns in die Fülle der Satins und Cretonnes; gefällige Jünglinge wenden eilig vor unsern Blicken Tapetenabschnitte, die auf alle Epochen des königlichen Frankreich anspielen; um die Ecke breitet man in kokettem Wurf lachsroten Crepe de Chine: Höschen, Hemdchen. Von einem Ständer hängen zarte Gürtelchen aus rosa Seide mit Schlingen. „Ceinture périodique" erklärt man uns mit lächelnder Unbefangenheit. Unsere blauäugige Verkäuferin von gestern leitet uns in den kleinen „salon". Die Fensterflügel aus Milchglas öffnen auf gelbliche unregelmäßige Mauerfronten, hinab auf niedrigflache Dächer. Vom Boulevard herauf aus dem Gesumm dringen die Hupen der Autos und Einzelrufe.

Und dann sind plötzlich vier Mädchen um mich beschäftigt,

Blusen gleiten über meinen Kopf, eine gedrungene Gestalt kniet am Boden und steckt das Rund eines Rocks. Die Große, Schlanke lockt mit den letzten Neuheiten ihres „rayons", schmalplissierten und lose gerafften Seidenkleidchen, bunten und schwarzen — oder die dünnen Chiffons? Für den Frühling, der kommt? In der generösen Weite des Spiegels sehe ich mich in schneller Folge vielfach verwandelt, die Hände der Probierenden sind vertraulich, schwesterlich. Ihre flinken Finger und Worte berühren mich wie sanft rieselnder Regen.

## Schnelle Mittagspause.

In einer Seitenstraße des Boulevard Haußmann finden wir den unscheinbaren Eingang zu einem Restaurant, in dem die Angestellten der umliegenden Warenhäuser ihre muntere Mittagsstunde verleben. Das Innere dieses weiten zweistöckigen Raumes gleicht einem Käfig voll von zwitschernden bunten Mädchen. Bronzene Ranken und Blattgirlanden umschlingen, verbinden die schlanken Säulenstützen der Deckenöffnung nach oben, um deren viereckigen Ausschnitt das Galeriegitter läuft, golden und leicht, darüber hin lachende Gesichter, leuchtende Ellbogen. Grüne Laubenrauten verkleiden die Wände, dort wo es nicht Spiegel sind, die die farbige Vielfalt noch erweitern. Zwei Treppenbogen spielen ihre Stufen herauf, hinab. Oben dirigiert, allen sichtbar, eine südlich temperamentvolle Geigerpuppe, im Frack die kleine Kapelle. Carmen gibt es zu hören, Massenet und Rubinstein, leicht verdaulich und pikant wie die Menüs, die eilig serviert und zierlich genossen werden. Kollegen und Freunde bedienen ihre Damen, gießen den roten und weißen Wein aus den kleinen Carafons in die Gläser, leuchtende Lippen lachen, trinken, essen und schwatzen. Ich erkenne unter einem spiegelnden Hutrand das kecke Gesicht eines Mannequins, sie grüßt mich vertraulich, wie ein Kind, das sich freut. Ein gar zu eiliger Kellner hat einem Herrn Kaffee über das Knie verschüttet. „Beruhigen Sie sich, mein Herr," ruft eine Dame vom Nebentisch tröstend hinüber, „da noch kein Zucker darin war, wird es keine Flecken geben." Aus der Küche werden immer neue Miniaturportionen heraufgetragen, alles im Schwung — man respektiert hier die Eile der Anderen — aber schon sieht man Zeichen zum Aufbruch: die Spiegeldeckel der Handtaschen werden aufgeklappt, Puder stäubt, die rote Kuppe des Lippenstiftes fährt exakt über gespitzte und gezogene Münder — fertig, und wieder hinaus an die Arbeit. Diese fröhliche Stunde war die Atempause zwischen zwei Arbeitszeiten. Am Nachmittag wird es noch voller werden in all den frauenmenschendurchfluteten Stockwerken der Galerie Lafayette, des Printemps, der Trois Quartiers, man wird vorzeigen, anpreisen, Rat geben und sich durch nichts verdrießen lassen. Ja, einmal sah ich doch eine Verdrossene. Sie war sehr jung und sehr lang und konnte trotz allen guten Willens die französisch geäußerten Wünsche

einer Amerikanerin nicht verstehen. Sie hatte dann wohl einen Verweis bekommen von der kleinen, aber imponierenden Direktrice. „Sie nennt mich ‚ma petite‘, berichtet sie wütend ihrer Kollegin hinter dem Ladentisch, „das ist denn wohl doch übertrieben.“

## Meinungen.

Billige Cremerie in der Nähe des Bon Marché. 2 Uhr mittags. Die Wirtin, eine alternde Göttin mit klassisch geschlungenem Haarknoten. Der Wirt in Hemdsärmeln. Der verspätete Stammgast beim Café.

Wirtin: — war sie nicht gemacht, um zu gefallen, und nun —

Gast: Beruhigen Sie sich, sie wird nur um so mehr gefallen.

Wirtin: Das schöne blonde Haar, es ist eine Sünde. Die Welt ist toll. Rasiert! Ein Frauennacken — ja verstümmelt man sich denn so? Merkt denn ihr Männer nicht, daß es euch betrügen heißt, und verzichtet, ohne euch zu wehren auf den verführerischen Augenblick, wenn der Chignon gelöst wird, das Haar herabfließt bis auf die Hüften, bis hier —

Gast: Die neuen Frauen haben neue Reize. Die Pariserin kann alles tragen, sie bleibt immer elegant. Was wollen Sie? Ist nicht der Nacken ein Charme für sich, wo ist die Haut zarter, parfümierter als da, wo das Haar ansetzt. Es wird noch besser kommen, glauben Sie mir: wir werden die Frau beim Tanz am Nacken führen, gerade da, und werden nichts zu beklagen haben.

Wirtin: Wen verteidigen Sie da? Die leichten Frauen, die sich amüsieren? Das ist nicht meine Sache, was sie treiben. Aber öffnen Sie doch die Augen, mein Herr, sehen Sie doch hin. Bei mir essen nur ordentliche Mädchen, Verkäuferinnen von drüben und die aus den Ateliers. Und gerade die Jungen und Hübschen machens am tollsten, vom frühen Morgen an gepudert, geschminkt, bemalt. Ja ist denn das nötig? Die Lider blau und der Mund klebrig von „rouge“. Ich sehe es ja täglich, und da gibt es viele, die den Farbstift schon nach der Suppe herausziehen, ist das appetitlich? Und wie sehen meine Servietten aus!

Wirt (schlau blinzelnd): Die roten Farbstifte, das ist eine Erfindung der „boches“, um unsere Frauen zu vergiften —

Wirtin: — und keine schlechte, wenn es so wäre. Aber euch Männer trifft der Schaden, solange euch so was gefällt. Ein gefärbter Mund sagt: ich bin zu haben, Puder und Schminke will auf auf die Straße. Und so etwas wollt ihr heiraten? Glaubt ihr, das wird in der Ehe anders? He? Was braucht sie all den Plunder — etwa um euch den Haushalt besser zu führen oder eure Kinder in die Welt zu setzen? Sie wird sich schön hüten, eine Ninonfrisur paßt nicht zu einem großen Bauch.

Gast (träumerisch): Die Pariserin kann alles tragen —

Lavabo des Grand Hotel. Die Luft ist dampfig warm, vielleicht sind die großen Heizkessel hier nebenan. Es tropft von den Marmorwänden, behaucht die Spiegel über dem königlichen Kamin, der zwei Empirevasen trägt, rechts und links, und die große Schale in der Mitte, dunkelblau mit dem goldenen Sternenmuster. Während man die Hände wäscht und das Gesicht neu pudert, kann man durch den Spiegel das junge Wesen betrachten, das hier wacht. Sie sieht unsagbar kostbar aus. Der zarte Kopf ist auf zarte Handflächen gestützt, die sorgsam lose Welle des Haars liegt wie Schlaf über der Stirn. Eine Perlenkette schimmert auf der matten Helle des Halses, graurosa wie die seidenen Strümpfe über den glimmernden Schuhschnallen. Aus halbgeschlossenen Augen blinzelt sie müde und verträumt. Es ist heiß hier, sage ich, indem ich mein Geldstück zu den anderen lege auf dem Teller. Ja, antwortet sie, ohne sich zu rühren, man gewöhnt sich daran. Sind Sie immer hier, frage ich verwundert. Seit vier Jahren, täglich, bis Mitternacht.

Nicht sehr weit vom Etoile gibt es ein Restaurant, dessen Namen mit Vorsicht weitergegeben wird. Die ausgesuchte Kunst seiner Küche soll nicht in Gefahr kommen, ihre französische Tradition zu verlieren, wie so manche andere, die die Mühe des genialen Raffinements nicht mehr lohnend fand, seit die Zahlenden, Engländer und Amerikaner, doch immer nur „Roastbeef" verlangten. Die dunkle, entlegene Straße kommt der Diskretion zu Hilfe. Viele Autos halten um den Lichtstreif der Tür des geduckten Eckhauses. Drinnen an der Kasse sitzt die jugendliche Wachsbüste der Wirtin in ihrer eisgrauen Frisur. Dahinter der winkelig schmale Raum ist wie ein Korridor, der in der Angst seiner Enge ein paar Wände durchbrochen hat. Wir haben das Glück, einen Platz zu finden, viele Wartende stehen, Hindernisse, beharrlich. Hier gibt es keine Musikkapelle. Der klingende Schwall vieler lebhafter Stimmen hat keine dämpfende Konkurrenz. Alle Zungen des Erdballs, so scheint es. Während mein Begleiter mit dem Kellner wie mit einem Komplicen über die Reihenfolge unseres Menüs berät, habe ich Zeit, um mich zu schauen, und sehe, zum erstenmal in Paris, die Köpfe von Männern, einzeln, deutlich, lebendig unterschieden. Die Frauen in all ihrer lebhaften, warmen Sorgfalt sind hier nur wie das schmückende Beiwort. Zu vielen dieser Physiognomien weiß mein Begleiter eine Geschichte zu erzählen. Diese kleinen harten Augen in dem knochigen Gesicht, auf dem viel graues Haargestrüpp steht, gehören dem Kunsthändler, mit dem unfehlbaren „flair", dessen Käufe und Verkäufe die Weltmarktpreise der Bilder heben oder senken. Er sitzt mit einer sehr blonden Schwedin im Sombrero, die einen orangegestreiften Schal trägt über einem ärmellosen Lederhemd. Der Sonnenbrünette mit der irdischen Nase über einem guten heiteren Mund, dessen Blick nah herankommt wie warmer Atem, ist

der große Maler. „Wie sehr Sie sich amüsieren müssen", sagte eine Besucherin in seinem Atelier, staunend entzückt über die vielen Bilder, die die Farben und Formen der Welt wie in einem Spiegel fangen, zerbrechen und in neue Schönheit zurückverwandeln. „Amüsieren? Ja, auch das. Aber eigentlich, jedesmal, wenn ich ein neues Bild anfange, werfe ich mich aus dem Fenster." Ein glatter Japaner, der seine perlenblasse, wertvolle Dame sorgfältig bedient, ist immer wieder von seinem diplomatischen Posten abberufen worden und immer wieder zurückgekehrt. Es geht nicht ohne sein Maskenlächeln. Ganz nahe von uns heben sich schwermütige orientalische Augenlider von tauchenden schwarzen Augen, dem einzig weichen in dem präzis gemeinten Gesicht. Er ist ein Filmdichter und Regisseur — Europa und Amerika versorgen ihn mit den Riesensummen, die für den „Weltfilm" nötig sind, der sein Ziel ist. Aus überwältigendem Material um einen Weltheros einzubiegen in den einzig populären Oeldruck für die gerührte Träne. Ich höre eine zögernde wählende Stimme, gelbliche Hände runden eine Phrase ab, schneiden die Architektur einer Behauptung. Das kleine kühle Slawengesicht seiner Begleiterin hat eine nackte unabhängige Stirn.

---

HANS ROTHE (London)

## WEMBLEY

I.

Nicht die Ausstellung, nicht die aus aller Welt herbeigeschleppten Erzeugnisse, nicht der Vergnügungspark — sondern das Wort Empire! Um dieses Wort in Millionen von Handzetteln, Miniaturkarten, Zeitungsberichten tagtäglich vor die Augen der Menschheit rücken zu können, um es über Häuserwände zu verbreiten, um es in Eisenbahnen, Schiffen, Autobussen anzunageln, um es auf Postkarten zu drucken, auf Spielwaren zu malen, um den nie untergehenden Begriff aus neue ewig zu machen — darum die Ausstellung! Britisches Reich!

Die unglaublichste und gewaltigste Reklame, die je ein Land für sich gemacht hat. Im richtigen Moment. Im Moment, wo Aegypten aus der Reihe der betreuten und bemutterten Länder ausgeschieden ist, wo die Welt ihre Rückschlüsse auf dies Ausscheiden zieht. Im Moment, wo die europäische Politik einigen Anlaß gibt, an der überlegenen Macht und Kraft Englands zu zweifeln, wird der Mitwelt erklärt, daß es Länder gibt, unendlich viel weiter und größer als Europa, Länder, unabhängig und reicher und unkomplizierter als Europa, und daß in diesen Ländern die britische Flagge weht, und daß diese mächtige Erdumspannung mehr Bedeutung hat als eine gelegentliche Verbeugung vor Paris. Und

schließlich weiß man, was die deutschen Zeitungen während des Kriege alle viezehn Tage lang wußten, daß es mit Indien anfängt gefährlich zu werden, daß gewisse Leute sich nicht mehr in Kerkern festhalten lassen — und dem indischen Pavillon wird die besondere Liebe der Ausstellungsleitung zuteil. Echt ist er bis auf das Gras, das in seinem Tempelvorhof wächst, bis auf die braunen Mädchen, die Bronzegefäße verkaufen, — die fremden Fürstlichkeiten (die London in diesem Jahre übervölkern) werden zumeist dorthin geführt, und die Königin, die sich fast jede Woche nach Wembley begibt, hat jede Woche irgend etwas Neues und besonders Fesselndes ausgerechnet im indischen Pavillon zu bemerken.

Fast noch mehr als für die Demonstrierung der Idee des „Empire" wird für die praktische Ausnutzung seiner weiten und noch dünn bevölkerten Länder getan. Jeder Engländer, der sich heute entschließt, die Heimat zu verlassen, um nach Afrika, Canada oder Australien zu gehen, ist eine Stütze des englischen Gedankens, und gerade heute bekommt der einzelne Farmer eine Bedeutung, von der er selbst keine Ahnung hat. Zu dem Palast jedes Landes gehört eine Verkehrsausstellung, nicht nur eine Fahrplansammlung, sondern eine Vorführung fremder Herrlichkeiten und aller Vehikel, die dorthin führen, daß auch der Nichtengländer zu manchen Entschlüssen verleitet werden könnte . . . Die Eisenbahnwagen werden gezeigt, alle in Natur aufgestellt, die Abteile dritter Klasse für Farmer, die Schlafwagen, die Wohnwagen für Farmer, die zum ersten Male hinausgehen und wenig Geld haben. Die Dampferkabine, in der sie überfahren, bis auf den Kleiderhaken genau. Die Speisewagen erster Klasse, in denen man drüben reist, nachdem man es zu etwas gebracht hat — der südafrikanische Speisewagen steht zur Prüfung seiner Qualität den ganzen Tag offen. Daneben — groß aufgehängt — die Lebensbeschreibung von Leuten, die auf Kosten der Regierung ausgewandert sind, und jetzt weite Ländereien, Plantagen und Weiden besitzen. Bei jeder angepriesenen Reiseverbindung Stapel von Prospekten — Kinder sammeln sie kiloweise: man gibt ihnen immer mehr, alles was sie verlangen: und wenn nur einer dieser Jungen unter vielen Hunderten sich in ein paar Jahren in Erinnerung an die Wunder von Wembley zur großen Ueberfahrt entschließt, hat sich das Kilo Prospekte, das er weggeschleppt hat, bezahlt gemacht. (Beneidenswerte Voraussicht — es könnte auch sein, daß man Kinder als „unbefugt" behandelt.) Aber mit der Vorführung der Fahrgelegenheiten ist die Reisepropaganda längst nicht erschöpft. Riesenlandkarten, auf denen alle Hauptbahnhöfe rot, alle kleinen Bahnhöfe gelb leuchten. Man sieht Modelle der kanadischen Eisenbahn durch zerklüftete Gebirge sausen — in einer verdunkelten Halle als Panorama aufgestellt. Die Bahn dröhnt, der Wasserfall stürzt unablässig. Man sieht Schiffe flußaufwärts fahren; — über der weit aufgebauten Landschaft, auf der Viehherden (kleine Tiermodelle) weiden, schwebt

hin und her das Verkehrsflugzeug. Fabriken klappern, während die Korndampfer einfahren — alles bis aufs kleinste Detail im Modell aufgebaut und effektvoll beleuchtet. Eine Art der Propaganda, die tausend Ueberraschungen ermöglicht, die keinerlei Nachdenken erfordert und jedem gefällt. Das ist es — man ist hier absolut sicher in dem, was jedem gefällt — man ist überhaupt nur gewöhnt, in solchen Fällen etwas zu erfinden und vorzuführen, was jedem gefällt.

II.

Vom Innern der Stadt in zehn Minuten, — Untergrundbahnzüge, die wie D-Züge fahren und nirgends halten. Billets für Hin- und Rückfahrt und Ausstellungsbesuch werden überall in der Stadt verkauft, beinahe ins Haus gebracht. Man verläßt den Zug und wird in einen Tunnel getrieben, in dem sich die Programmverkäufer der Wehrlosen bemächtigen, und erblickt das Tageslicht erst wieder an der Schwelle der Ausstellung. Anlagen, zu beiden Seiten Kolonnaden mit Läden. Kleine motorgetriebene Wagen zur Rundfahrt, „um einen Gesamtüberblick zu gewinnen". Staubschluckend wird man die Straßen entlang gefahren. Korbstühle für Kranke. Im allgemeinen werden diese Stühle von jungen Mädchen gemietet, die sich paarweise darin anordnen, um ihre florbehauchten unwahrscheinlich schlanken Beine spazieren zu führen. Ernst und würdig der alte Wärter, der sie fährt. Kein Zuschauer scheint Vergnügen an diesem Schauspiel zu haben.

Nach einem kurzen Gang durch leuchtende Tulpenbeete nähert man sich dem ersten Palast. England und jedes von ihm abhängige Land haben sich ihre Paläste gebaut. Die größten, die wie für Aeonen errichtet aussehen, beherbergen die britischen Erzeugnisse. Australien und Canada wirken mit breiten Fronten und aus beträchtlicher Nähe zu ihnen herüber — nur ein künstlicher See liegt dazwischen, auf dem dienstbereite Blaujacken einen sprudelnden Verkehr überfüllter Motorboote betreiben, der nicht zu nützlichen, sondern lediglich zu Erheiterungszwecken unterhalten wird. Freunden des Rudersports ist eine kleine Ecke des Teiches eingeräumt; — wie man in zoologischen Gärten wilden Vögeln die Flügel beschneidet, damit sie sich in kontrollierbarer Entfernung halten, so sind diesen Ruderern — aus Platzmangel — hier die Ruder beschnitten.

Alles überragend das Stadium, ein steinernes Riesenrund, für 120 000 Zuschauer erbaut, zur Abhaltung von Massenkonzerten (garantiert nicht weniger als 1000 Blechmusiker) oder von Dankgottesdiensten (die ganze Arena gefüllt von Himmelspiloten — sky-pilots, wie der Gottlose den Geistlichen nennt) oder von Stierschauspielen, die sich von den andern Veranstaltungen dadurch unterscheiden, daß sie zweimal am Tage stattfinden müssen.

Vier große Schallzellen für Musikkapellen, neben überreichlichen anderen Möglichkeiten, wo sich die Zähigkeit der Militärmusiker im besten Klang zeigen kann. Zwei Feuerwehren. Eine unzählige Menge von Restaurants und Teestätten. Eine Kinderbewahranstalt, in der man sich stunden- und tageweise seiner Herzblättchen entledigen kann. Außen um die eine Hälfte der Ausstellung zieht sich der Vergnügungspark. Der größte Lärm der Welt! Das hellste Licht der Welt! Schon wenn der Zug von London her sich dieser Ueberattraktion nähert, verstummen die Leute über die Buntheit dieser Wände, der Krausheit dieser Zinnen, all dem Schwingen, Kreisen und Drehen. Eine Stufenbahn von 2 km Länge. Zwei Wagenreihen jedesmal nebeneinander — also Reiz und Aufregung der Wettfahrt; mordsgefährliches Gebahren — (Zerren, Rückwärtsbeugen) — der Bremser. Lange Schlangen stauen sich vor der Kasse. (Auch auf der Stufenbahn mußte die Königin den Reichsgedanken beweisen.) Selbstverständlich gibt es mehrere Stufenbahnen. Eine Unmenge von Karussels, auf denen man reitet, fährt, wackelt, gestoßen und geschoben wird. Das Raupenkarussel! Kleine Wagen, die auf von Dampfkraft bewegtem und erschüttertem Boden, von jedem gegen jeden selbst gesteuert werden. Schlenkerbahnen, bei deren Anblick allein schon die Gedärme wegspritzen! Jedermann seine eigene Straßenbahn! Unzählige Glücksspiele, deren Reize von lockenden Nymphen unermüdlich verkündet werden. Man schießt, wirft, rollt mit allen erdenklichen Gegenständen — man taumelt von einer Geschicklichkeitsprüfung zur andern, um schließlich einen schwarzen Groteskkater zu gewinnen, der unter dem Namen Felix augenblicklich in jedem Material hergestellt wird und als das beliebteste Tier Englands gelten kann. Riesenfelixe stehen auf den Wegen und warten bis sich einer neben sie stellt, worauf der zugehörige Photograph ein reizendes Andenken knipst. — Wasserrutschbahn. — Die unterindische Mühle. — Tut Enkhamens Grab, ein Belehrungsgebäude. Man sieht rohe, aber nicht ungeschickte Nachbildungen der schönsten Funde, wandelt halb unterirdisch, gruselt von der Rache der Pharaonen, und erfährt Aufklärung durch einen Mann, der einen Fez trägt. — Die Ausrufer brüllen mit der letzten Kraft ihrer heiseren Stimmen. Dröhnende Dampfdrehorgeln. Auf Schritt und Tritt ein Polizist. Etwas für sich der Tanzpalast, „der Treffpunkt der vornehmen Welt" — „die größte Tanzhalle der Welt", von welchen Behauptungen nur die zweite zutrifft. Daneben der Palast der Schönheit, wo Helena, Mrs. Siddons und andere auffallende Damen der Vergangenheit von einer Seifenfirma ausgestellt und durch blumige, augenrollende Fräuleins vorgeführt sind.

Die Ausstellung wird um zehn Uhr geöffnet und um elf Uhr abends geschlossen. Alles ist von zehn Uhr an in vollem Betrieb — auch der Vergnügungspark.

Ein zweiter Aufsatz folgt.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Juliwoche

Die Produktionsreglementierung des Kriegs und der Währungsverfall in der Nachkriegszeit haben die deutsche Volkswirtschaft in einen unerwünschten Zustand der Pseudoautarkie zurückgeworfen. Eine Wiedereingliederung in die Weltwirtschaft ist nach der durchgeführten Stabilisierung der Währung dringliche Aufgabe der Wirtschaftspolitik. Selbstgenügsamkeit in weltwirtschaftlicher Hinsicht ist eine Utopie von wenigen verbohrten Rechtspolitikern, deren Blick von keiner Einsicht in die sozialwirtschaftlichen Notwendigkeiten getrübt ist. Mit der Festlegung des deutschen Wechselkurses entfiel das erste, mit der bevorstehenden Regelung der Reparationsfrage entfällt demnächst das zweite Haupthemmnis für die Einflechtung Deutschlands in den internationalen Wirtschaftsverkehr. Eine weite Strecke Wegs ist noch zurückzulegen. Das Vertrauen in die Geschäftsgebarung der deutschen Kaufmannschaft muß pfleglich gefestigt werden. Die Exportfähigkeit muß durch kaltblütiges Weitertreibenlassen der Krise restituiert werden. In den ersten fünf Monaten des Jahres 1924 war das Gesamtvolumen des deutschen Außenhandels auf rund 50% des Friedensstandes zusammengeschrumpft. Die Einfuhr betrug noch 59% und die Ausfuhr gar nur 45% des Umfanges von 1913. Dabei ist es keineswegs mit der bloßen Wiederherstellung der früheren Außenhandelstätigkeit getan. Die 2,5 Milliarden Goldmark, die Deutschland nach einer fünfjährigen Schonfrist jährlich zur Begleichung der Reparationsverpflichtungen herauswirtschaften muß, können im wesentlichen nur durch Warenausfuhr aufgebracht werden. Das erfordert einen zusätzlichen Export. Wenngleich das Sachverständigengutachten vorsieht, daß die deutsche Leistung als erfüllt gilt in dem Augenblick, in dem die entsprechenden Beträge auf das Konto des Agenten für Reparationszahlungen übertragen sind, während die Transferierung in fremde Währung, d. h. die Abschöpfung des volkswirtschaftlichen Mehrertrags dem Agenten überlassen bleibt, so wäre es doch ein verhängnisvoller Irrtum anzunehmen, daß die Wirtschaftspolitiker tatenlos ihre Hände in den

Schoß legen und die Sorge um die Transferierung ganz dem Agenten überlassen dürften. Beizeiten muß vielmehr die nationale Wirtschaft auf die Exportforcierung eingestellt werden. Der Agent hat Mittel und Wege genug zur Verfügung, um Deutschland zur Erzielung eines Exportüberschusses zu zwingen — rigorose Anwendung seiner diskontpolitischen Befugnisse gehört in erster Linie hierher. Er wird alle diese Mittel mit unerbittlicher Strenge in Anwendung bringen; andernfalls würde er, der im Dienste der Vertragsgegner steht, seine Pflichten aufs gröblichste verletzen. Einige der amtlichen Stellen und auch das Reichsbankpräsidium haben diese Situation bereits klar erkannt. Sie stellen bei all ihren Maßnahmen die Anstachelung der Exporttätigkeit in anerkennenswerter Weise in den Vordergrund. Die notwendige Umstellung auf vermehrten Export würde sich, wenn sie nicht systematisch in die Wege geleitet wird, dereinst zu einem recht schmerzhaften Prozeß für die Volkswirtschaft gestalten. Denn es ist ja keineswegs so, wie eine landläufige Meinung annimmt, daß nun einfach derjenige Teil des volkswirtschaftlichen Ertrags, der im Inland nicht konsumiert werden kann (weil die entsprechenden Einkommensteile zugunsten des Reparationsagenten weggesteuert sind) im Ausland verkauft wird, es genügt auch nicht, daß das Preisniveau im Lande niedrig genug ist, um einen Export überhaupt zu ermöglichen, sondern eine grundlegende Umstellung der gesamten Produktion ist unumgänglich, weil nicht alle Erzeugnisse, die bei der bisherigen Gruppierung und Schichtung der Produktion hervorgebracht wurden, gleichermaßen ausfuhrfähig sind. Ein Teil der Produkte ist nicht technisch, aber ökonomisch schon durchs Gewicht von der Ausfuhr ausgeschlossen, ein anderer Teil durch die Aufnahmefähigkeit oder Aufnahmeunwilligkeit der Einfuhrländer.

Die Erzielung nennenswerter Exportüberschüsse ist freilich nicht allein eine Angelegenheit des guten Willens. Eine vernünftige Gestaltung der Zollpolitik derjenigen Länder, die für die Einfuhr deutscher Zeugnisse in erster Linie in Betracht kommen, ist außerdem notwendig, wenn die Transferierung der aufgespeicherten Reparationsguthaben gelingen soll. Das Währungschaos des letzten Jahrfünfts hat Errichtung wahnwitziger Zollbarrieren in deutschen Abnehmerländern zur Folge gehabt, die die natürlichen Ausgleichstendenzen der Zahlungsbilanz an allen Ecken und Enden hemmen. Sie niederzulegen wird ein Hauptbetätigungsfeld der künftigen deutschen Außenpolitik sein, nachdem die handelsvertraglichen Fesseln des Versailler Vertrages im Januar 1925 gefallen

sein werden. In diesem Kampf um eine erträgliche Zollpolitik gegenüber den deutschen Ausfuhrwaren wird der deutschen Politik vermutlich ein wertvoller Sekundant erstehen in Gestalt ebendesselben Agenten für Reparationszahlungen, der seinerseits alles Interesse an der Beseitigung der Hemmnisse für den deutschen Außenhandel hat, weil jede Beschränkung des deutschen Exports auch für ihn eine Verringerung der Möglichkeiten bedeutet, den entsprechenden Devisenbetrag einzuheimsen.

Die Aussicht, daß die große Idee der internationalen Arbeitsteilung sich in der künftigen deutschen Außenhandelspolitik voll und ganz durchzusetzen vermöchte, daß das Freihandelsprinzip alle Bemühungen in dieser Beziehung beherrschte, ist leider gering. Einerseits steht dem die Notwendigkeit entgegen, in den kommenden Handelsvertragsverhandlungen die deutschen Interessen gegenüber widerspenstigen Partnern mit Zähigkeit wahrzunehmen. Dazu bedarf es leider einer gerissenen Ausnutzung aller taktischen Vorteile. Der Zolltarif wird dadurch von einem Gegenstand sorgfältiger prinzipieller Erwägungen zum bloßen Objekt für ein Abhandelnlassen degradiert.

Zum anderen sind die Einflüsse, die das Produzententum im Inlande ausübt, zu übermächtig, als daß nicht befürchtet werden müßte, daß die eine oder die andere Produzentenkategorie rechtzeitig ihr Schutzzollschäfchen aufs Trockene zu bringen vermöchte. Die Oeffentlichkeit muß hier aufs äußerste auf der Hut sein. Allem Anschein nach gehen nämlich die Interessenten auf Ueberraschungserfolge aus. Die Dreistigkeit, mit der beispielsweise der Reichslandbund in seiner Erwiderung auf die fürchterlich gewundenen Erklärungen des Grafen Kanitz die Herstellung einer deutschen Zollmauer für fremdes Getreide als eine Selbstverständlichkeit hinstellte, über die eigentlich kein Wort mehr verloren zu werden brauche, gab einen wertvollen Fingerzeig, mit welchen Mitteln hier gearbeitet werden soll. Man spekuliert einfach darauf, daß die deutsche Oeffentlichkeit in dem vergangenen Dezennium, das von anderen Sorgen angefüllt war, die eminente Bedeutung der handelspolitischen Fragen verlernt habe. Wir sind nun weit davon entfernt, uns einseitig auf ein Prinzip versteifen zu wollen. Wir sind der Meinung, daß die Alternative Freihandel oder Schutzzoll unter den gegenwärtigen Umständen ein hohles Schlagwort wäre. Die Fragen der Handelspolitik sind zu kompliziert, bedürfen speziell für Deutschland nach der Produktionsumwälzung seit 1914 von Grund auf der Klärung durch Wissenschaft und Praxis, als daß mit

extremen Grundsätzen durchzukommen sei. Zölle sind in erster Linie eine Sache der ökonomischen Zweckmäßigkeit geworden. Wenn man nicht auf statistische Betrachtung sich beschränkt, sondern die notwendige Weiterentwicklung ins Auge faßt, so kann unter Umständen sehr wohl die Forderung nach vorübergehendem milden Zollschutz für einzelne Gewerbezweige berechtigt erscheinen. Was aber die Landwirtschaft anbelangt, so liegen die Dinge doch so, daß im Augenblick von einer Wiedereinführung der Getreidezölle eine Besserung der Lage überhaupt nicht erwartet werden könnte. Die innerdeutschen Getreidepreise liegen nicht über, sondern ca. 20% unter Weltmarktniveau, und die einzige Maßnahme von wirklich aktuellem Interesse wäre nicht die Schließung der deutschen Grenzen gegen das ausländische Getreide, sondern vielmehr die Oeffnung der Grenzen für die inländischen Produkte mit dem Ziele, eine Erhöhung der deutschen Getreidepreise auf den Stand des Weltmarktes zu ermöglichen. Die momentane paradoxe Lage, die nur durch die Stauung einer lange zurückgehaltenen reichlichen Ernte erklärt werden kann, trägt zweifellos vorübergehenden Charakter. Ein Unterweltmarktstand der deutschen Getreidepreise ist auf die Dauer schon darum unmöglich, weil Deutschland trotz gewisser Bedarfseinschränkungen Zuschußgebiet für Brotgetreide geblieben ist. Vor dem Kriege mußten zuletzt volle 16% über die Jahresernte hinaus importiert werden. Die vorübergehende Drepression am Getreidemarkt scheint jedoch den landwirtschaftlichen Interessenten und ihren Vertretern ganz erwünscht zu sein, weil in Hoffnung auf die Unwissenheit der Masse damit die Aufrichtung eines Zollschutzes motiviert werden könnte, die — im Moment gänzlich überflüssig und wirkungslos — sich doch für spätere Zeiten als willkommene Errungenschaft der agrarischen Kreise erweisen würde. Die Frage der Getreidezölle ist nur ein Kapitel aus dem umfangreichen Gebiet der Zolltarifpolitik. Auch in anderen Branchen sind die Interessenten lebhaft am Werk, um für ihre Sonderzwecke herauszuholen, was möglich ist. Es darf nicht zugelassen werden, daß nicht durch ein Hintertürchen eine Festlegung der Tarife erzielt wird. In einer so bedeutungsvollen Angelegenheit, die über das Interesse des einzelnen Gewerbezweiges weit hinausreicht und die gesamte Volkswirtschaft in ihren Grundlagen berührt, muß unbedingt mit offenen Karten gespielt werden.

# GLOSSEN

## BARRES UND POINCARE

Mathis, ein in Zürich ansässiger Finanzagent elsässischer Herkunft, eine der vier Personen, die sich, im Frieden des Zürcher Sees. auf einer hohen Plattform; dem zentralen Problem aller europäischen Geschichte: der Rheinfrage zu nähern versuchen, vertritt in diesem Dialog von den lothringischen Fürsten (Poincaré und Barrès), der den größten Teil des neuen, unter dem Titel „des Princes Lorrains“ bei Bernhard Grasset in Paris erschienenen Buches von A. Thibaudet ausmacht, jenen Geist der äußersten Mitte, den der Schlichtende, der parteilose Richter, mit dem Betrachter aus höherer Warte gemein hat. Und dieser Mathis, der Europa von beiden Stromufern aus als ein unteilbares Ganzes begreift, begegnet dem herabsetzenden Einwurf, es sei also ‚neutral‘, mit dem Ausspruch: „Keineswegs — so wenig als ich, zwischen meine Weine und meine Bücher gestellt, neutral bin.“

Dieser Ausspruch des nirgends zuständigen, rittlings auf zwei Völkern sitzenden, also nicht den Teil, sondern das Ganze vertretenden Menschen, verrät gleichzeitig die persönliche Einstellung, zum mindesten den geistigen Standort des Verfassers. Albert Thibaudet begreift die Welt in panoramischer Schau als eine Landschaft sich fruchtbar ergänzender, im Geiste des Betrachters geschlichteter Kontraste. Er hat es nicht nötig, zu wählen, da er das Ganze geographisch zusammenschaut, jedes Ding an seinem Platz, unter seiner Sonne, in seinem ureigensten Recht lächelnd begreift und beläßt. Aber schließlich ist jener Ausspruch des Elsässers Mathis nicht nur für die persönliche Einstellung des Kritikers Thibaudet bezeichnend. Er verleiht, über Thibaudet hinaus, jenem geistigen Radikalismus der äußersten Mitte Ausdruck, der heute in den Männern um die „Nouvelle Revue Française“ seine bedeutendsten Wortführer gefunden hat.

Der Geist der äußersten Mitte (das Wort vom „extrême milieu“ hat André Gide geprägt), der die Gegensätze in hegelscher Synthese schlichtet und versöhnt, war gewiß nicht das waltende Element der jüngsten europäischen Politik. Das letzte Jahrzehnt bedeutete ein Auseinanderbrechen des Weltganzen. Ueberall entstanden kleine, antagonistische Zentren, die den Platz des größeren usurpierten. In einem früheren Buch „La Campagne avec Thucydite“ hat A. Thibaudet eine glänzende Parallele zwischen dem peloponesischen und dem

europäischen Kriege gezogen, die diesen als eine bloße Wiederholung jenes verderblichen Streites der griechischen Stämme unter sich erkennen und verstehen läßt. Auf seiner höchsten Warte begreift der Geist der äußersten Mitte gleicherweise Krieg und Frieden, in der Notwendigkeit ihres ewigen Auf und Ab oder im Wechsel ihrer maskenhaften Verwandlungen.

Sich treffend auf der schweizer Plattform, die gleichnishaft für das steht, was es noch nicht gibt: das für sich selbst zum Sirius gewordene Europa, gehen die vier Personen des Dialogs vom Rheinproblem, als dem Mittelpunkt aller europäischen Probleme aus. Aber die Rheinfrage ist nur ein Gleichnis. Thibaudet bedient sich seiner nur, um das Trennende zu versinnbildlichen, das zwischen den Völkern steht. Und er kommt zu dem Schluß, daß Frankreich, nach dem Kriege die Gelegenheiten der Versöhnung versäumend, das Rheinproblem ungelöst ließ, weil es nicht von sich selber, sondern von den Männern der Grenze, die die Grenze und das Grenzhafte beflissen betonten, von Poincaré und Barrès, den lothringischen Fürsten, vertreten wurde.

Poincaré, Lothringer und Advokat, Nachfahre der alten Legisten — ein weltlicher Fürst. Barrès, der gleich Chateaubriand und Lamartine in die Politik eingedrungene Barde, gleichsfalls Lothringer — ein geistiger Fürst. Poincaré, der typische Monologist, der hartnäckige, auf sein vermeintliches Recht kleinlich erpichte Bauer; der Außenwelt verschlossen; den versöhnlichen Geistern des Dialogs abhold; der Frankreich wohl im Kriege, wo es eine große Mark geworden war, vertrat, aber im Frieden nur noch Lothringen, das eine Mark geblieben ist, vertritt. Barrès, auf einer anderen, höheren Ebene ganz der Gleiche. Auch aus seinem Mund spricht nur Lothringen, der enge Geist einer Provinz, einer Familie, eines symbolgewordenen Hügels: Sion-Vaudémont — nicht mehr der Geist einer Wählerschaft, des republikanischen Wahlkomités von Bar-le-Duc, sondern der Geist einer mystischen, aus Lebenden und Toten gemischten, an der Grenze sich feindlich in sich selbst verschließenden Gemeinschaft. In beiden triumphiert der Teil über das Ganze. Der Mund einer Landschaft nimmt sich für den Mund des Landes. Als Maurice Barrès den „Genius des Rheins" schrieb, sprach weniger die europäische Stimme des Rheines aus ihm, als jene der Mosel, des kleineren Stromes . . . .

Der Stil des wahren, des e u r o p ä i s c h e n Denkens ist ein anderer; er formt seine Bilder und Gleichnisse nicht in Potsdam oder Sion-Vaudémont, sondern in Zürich, in Sils-Maria, in Portofino. Aber auch der wahre Stil des f r a n z ö s i s c h e n Denkens ist ein anderer. Die wahre Stimme Frankreichs ist nicht die das Land nicht mehr vertretende des lothringischen Fürsten, sondern tönt uns entgegen aus dem Chor des wirklichen Landes und seiner Landschaften, gemischt aus einem Norden und einem Süden, aus dem grenzlosen im Osten und aus dem atlantischen Westen, hinaushorchend auf das Kolumbische Meer, mit Loti die Welt durchstreifend, Frankreich einordnend in die Welt. Und darum — so phrophezeite Thibaudet — wird der Tag kommen, wo der Geist der Mitte, der Geist der Saône und Loire den französischen Chor führen wird.

Das dialogische Denken Thibaudets ist nur ein subtileres, dialektisches Denken, ein dialektisch versöhnlicheres Denken. Wenn er sich auch Mühe gibt, den lothringischen Geist in seinen Wurzeln und Zielen zu verstehen und zu rechtfertigen, so hat er doch gleichzeitig begriffen, was ihn, den Burgunder, von dem Lothringer trennt, was s e i n e Landschaft, das leise Gefälle der Weinhügel um Mâcon, von den kriegerischen Bollwerken des Ostens unterscheidet. Seinen

im Herbst 1923 geschriebenen Dialog veröffentlichte er, noch vor den Wahlen, anläßlich des Todes von Maurice Barrès. Mittlerweile ist aus seinem Buch in memoriam Maurice Barrès auch ein Buch in memoriam Poincaré geworden. Thibaudets Schulkamerad Herriot, Bürgermeister von Lyon, hat die Nachfolge des Lothringers übernommen, die Geister der Mitte haben bereits die Geister der Grenze abgelöst. *Bernard Guillemin.*

—

UNSERE DEPUTIERTEN

Kürschners „Deutscher Reichstag“ ist wieder da. Ein schmuckes, weißes Bändchen mit breiten, roten Streifen und dem schwarzen Reichsadler auf dem Umschlag. Mit seinem reichen biographischen Material und seiner üppigen Bebilderung stellt er einen zuverlässigen Führer dar, einen Baedecker durch die bis dato unerforschten Partien der Physiognomie des


*Abg. Herold*
(Zentrum)

deutschen Parlamentarismus. Denn alles zusammen, Bilder und Lebensläufe, alles das addiert und aus der Summe die Quadratwurzel gezogen, das ergibt das Antlitz des Reichstags. Die Rechnung ist verlockend, aber nur theoretisch denkbar; wir müssen uns ans Einzelne halten, um gelegentlich aufs Ganze zu schließen. So laßt uns also einen kurzen, aber lohnenden Rundgang machen und die Porträts jener Damen und Herren bewundern, die das deutsche Volk einig in allen seinen Stämmen bestimmt hat zur Wahrnehmung seiner Rechte und pfleglichen Abstufung seiner Pflichten.

Dieses Volk, in seinem gesunden Sinn für die Wirklichkeit und seinem geschärften Blick für die Politik des Erreichbaren, hat sich deshalb weder unnahbare Herrenmenschen ausgesucht, noch einseitige Intellektualisten, von des Gedankens Blässe angekränkelt, keine Phantasten und Raketenspritzer, Gott bewahre, sondern gesunden deftigen Durchschnitt, frohe


*Abg. Hüttmann*
(Sozialdemokratische Partei)

Naturkinder, gereift in der Schule des Lebens, Menschen wie wir. Leute mit normalen Abdominalfunktionen, die Politik Politik und ein Kotelett ein Kotelett sein lassen. Leute also, die nach männlichem Streit sich nachher im Restaurant auf der überparteilichen

Plattform der Speisekarte in Einigkeit und Recht und Freiheit zusammenfinden. Der Kellner setzt den Hobel an und hobelt alles glatt.

Die Listenwahl, so klagte man, entzieht den Abgeordneten der unmittelbaren Berührung mit seinen Wählern. Auch da füllt der Kürschner eine Lücke. Da hat man sie alle schwarz auf weiß. Die Berühmten, die stets im bengalischen Licht der großen Presse agieren, die Bescheidenen, die sich der stillen, aber notwendigen Arbeit in den Kommissionen widmen, und dann die anderen, die völlig unpersönlich Gewordenen, in der Atmosphäre des Parlaments Aufgegangenen, die zusammenfließen in



*Abg. Schmidt-Hannover*
(Deutschnationale Volkspartei)

der parenthetischen Bemerkung des Stenogramms: (Heiterkeit rechts) oder: (großer Lärm links). Das sind die Lach- und Poltergeisterchen des Plenarsaales, die Nickelmänner und Rautendeleins, Elementargeister, elbische Wesen, die sich nur beim Diätenempfang für Augenblicke materialisieren. Das ist überhaupt der kurze Moment, wo der Begriff deutsches Parlament körperlich wird:

„Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben;
Luft im Laub und Wind im Rohr
Und alles ist zerstoben."

*

Nicht alle Köpfe kommen gleich gut heraus. Paul Levis kluges Geiergesicht wirkt nur im Profil; en face zu harmlos. Breitscheid gibt ein geschmeicheltes Jugendbildnis, das nur bis zum Kragen geht, uns also die Tournüre entzieht. Schade. Restlos gelungen sind dagegen diejenigen



*Abg. Prof. Dr. Goetz*
(Deutsche Demokratische Partei)

Kommunisten, die sich nicht entschließen konnten, ihr Konterfei bürgerlicher Sensationslust preiszugeben. Sie haben wenigstens die Merksteine ihres Lebenslaufes deponiert, und auch das kann über die Maßen illustrativ sein. Von Ruth Fischer, schlechte Photographie!, erfährt man, daß aus Leipzig gebürtig. Es wäre nützlicher gewesen, sie hätte ein besseres Bild geschickt, dafür aber diese kompromittierende biographische Offenherzigkeit unterdrückt.



*Abg. Frau Clara Mende*
(Deutsche Volkspartei)

Ein Studienkapitel für sich bilden die ehemaligen Reichsminister. Mit früheren Ausgaben des Kürschner verglichen, haben sie sich vergeistigt. Hermann Müller blickt leidend-gedan-

kenvoll durch große runde Brillengläser, als hätte ihm der Parteivorstand aufgetragen, eine Fortsetzung zum Untergang des Abendlandes zu schreiben; von Robert Schmidt wird ein Samtkragen sichtbar, der ein würdiges, pastorales Gepräge gibt; Gustav Bauer hat sich den Schnurr-



*Abg. Eppstein*
(Kommunistische Partei)

bart bis zur Unkenntlichkeit abstutzen lassen; der so gewonnene Platz wird durch ein mißtrauisches Lächeln nicht völlig ausgefüllt. Herr Sollmann dagegen ist zu kurze Zeit Minister gewesen, um an seinem Typus Veränderungen vorzunehmen. Er gibt an, seit 1903 führend in der deutschen Nüchternheitsbewegung zu sein. Er scheint, wenn man das gute Alkoholgeschäft der letzten Jahre betrachtet, nicht viele Leute zur Tugend verführt zu haben. Dafür aber ist seine Amtszeit in jeder Hinsicht ungewöhnlich trocken ausgefallen.

Aber, weil wir nun gerade bei der Nüchternheitsbewegung sind, was ist das für ein rundlicher alter Herr mit leicht gerötetem Antlitz? Das ist der Abgeordnete Simon-Franken, führend bei der letzten großen Prügelei mit der Rechten. Gott segne dich, du stämmiger Greis! Sein spezieller Gegner, Lawerenz, blickt noch immer scheeläugig in die fremstämmig verunzierte deutsche Landschaft. Er sieht noch immer aus wie Diedrich Heßling, Heinrich Manns „Untertan". Die Kommunistin Frau Reitler, die dem Völkischen Dr. Roth jüngst zurief: „Von mir kannste ooch 'n paar in de Fresse haben," ist mit Recht in Köln gewählt. Eine stramme Person, in der Tat. Ihre Genossen Katz und Scholem sehen so aus, wie man sich die Autoren von „Pottasch und Perlmutter" vorstellt. Ein Völkischer gibt an, städtischer Schwimmeister in Zwickau gewesen zu sein. Ja, die sächsischen Wassersnöte sind längst sprichwörtlich. Ein anderer Völkischer hört auf den alten uckermärkischen Bauernnamen Chwatal. Herr Kunze behauptet, seit 1919 Politiker zu sein. Er ist zu bescheiden. Wir glauben, seine stärkste politische Leistung fällt noch in die Kriegszeit, damals, als er die Stellung in Gardelegen mit Energie und Umsicht behauptete. Die bayerische Volksparteilerin Frau Lang-Brumann stellt fest, Lehrerin zu sein und Thusnelda zu heißen. Man glaubt es.

Ein Sozialdemokrat heißt Schnabrich. Welcher Sternheim schreibt das Lustspiel zu diesem Namen? Der freundliche bebrillte Herr paßt nicht dazu. Von Reventlow und Schliep-



*Abg. Frau Else von Sperber*
(Deutschnationale Volkspartei)

hake gibt es ein gemeinsames Bild in der „Berliner Illustrierten"; getrennt wirken sie nicht. Aber zusammen sehen sie aus wie Laatsch und Bommel. Ein Nationalsozialist, in Bayern gewählt, verfehlt nicht, sämtliche Daten seiner militärischen Laufbahn zu registrieren. Man erfährt, daß er

an diversen abend- und morgenländischen Fronten das Seilbahnwesen organisiert hat und im Besitz deutscher, bayerischer, österreichischer und bulgarischer Kriegsorden ist. Er hat die Offiziersmütze schief aufs Ohr gesetzt und schaut verwegen drein.



*Abg. Rahl*
(Deutschvölkische Freiheitspartei)

Möglich, daß ihm die Mütze auch beim Organisieren von Seilbahnen so verrutscht ist, aber das Bild ist köstlich. Die ganze Poesie der A. O. K.-Kasinos liegt darüber. Es strömt ein Aroma aus von kalter Ente, Prärieauster und Meyerstechen. O, Kürschner, welch ein Dichter bist du!

*

Findet man diese Skizzen von Politikerköpfen zu leicht hingewischt, zu wenig detailliert?
Hoch die Bagatelle!

*Lucius Schierling.*

## ANEKDOTEN

*Potsdamer Idylle.*

Herr von Prittwitz geht mit seinem elfjährigen Sohn Ewald in der Umgebung von Potsdam spazieren. Auf dem Wege nach Wildpark sehen sie ein Rudel Rehe dicht beieinander still auf einer Wiese äsen.

„Vater", ruft der kleine Junge beglückt, „sieh, eine Kompagnie Rehe!"

*

*Uebersetzung.*

Richard Jakoby und Siegfried Levisohn fahren zum erstenmal auf dem Meer. Sie sind schon acclimatisiert, also Naturschwärmer. Plötzlich deutet Levisohn in den blauen Himmel.

„Richard," ruft Siegfried beglückt, „schau, ein Posten Möven!"

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 27)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juliwoche

Der Dichter Wieland Herzfelde ist wegen Beleidigung des Präsidenten Ebert zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden. Zur Begründung wurde das Gesetz zum Schutze der Republik verwendet. Herzfelde hatte in einem Witzblattbild Ebert und Noske in Badehosen gezeigt, freilich nicht durch die Ostsee, sondern durch ein Proletarierblutmeer wandelnd. Wir kennen die Zeichnung nicht und können also nicht entscheiden, ob und wie aufreizend das Blutmeer gewirkt hat. Aber für derlei Aufreizungen hat das alte Strafgesetz genügt. Das Gesetz zum Schutz der Republik wurde wohl wegen der Badehosen herangezogen. Als eingefleischte Republikaner müssen wir nun gestehen, daß wir die zimperliche Empfindlichkeit der Leute, die über die Bloßstellung der Beine des Herrn Reichspräsidenten außer sich geraten, nicht recht begreifen. Ja, sagen uns die moralischen Verwerfer der präsidialen Badehosen, wie wäre es denn einem unbefugten Photographen ergangen, der es gewagt hätte, S. M. gegen seinen Willen zu knipsen und das Photo zu veröffentlichen? Wer so fragt, der ist nur ein republikanisch getünchter Untertan. Eben das ist ja das Wesen der Republik, daß diese entsetzliche, künstliche Ehrfurchtsdistanz vor dem staatlichen Oberhaupt weggefallen ist. Der Präsident der Republik — das ist Einer von uns, heute Du, morgen Er, übermorgen ich. Daß ein Sattlergehilfe Präsident wurde, gibt nur Schwachköpfen Anlaß zum Gespött, es ist in Wahrheit ein Anlaß zur Freude, ja, zum Triumph der Volkskraft. Wenn wir uns des Sattlers freuen, so dürfen wir aber auch über die Badehose lachen, sei es sogar etwas boshaft. Er ist einer von uns, der Präsident, also muß er auch einen deftigen Witz überhören können. In Ländern mit festen republikanischen Traditionen gehört die Verhohnepipelung des Präsidenten zu den allgemeinen Volksvergnügungen. Was hat der gute alte Felix Faure alles aushalten müssen, wie ist in den letzten Monaten der aus dem Elysee hinausgedrängte Millerand verulkt worden. (Die bitterste Karikatur brachte das „Oeuvre", das den eben hinausgeschmissenen Millerand in ziemlich ramponiertem Zustand gedankenvoll auf die Straße stellt und zu sich selber sagen läßt: „Jetzt wär's eigentlich Zeit, wieder Sozialist zu werden".) Natürlich müssen wir behutsamer sein als die Franzosen, weil die deutsche Republik dank den

Strebemännern, die sich nach dem Volkskaisertum sehnen, noch ein sehr zartes, nicht tief wurzelndes Pflänzchen ist. Aber stärken Gefängnisstrafen diese Verwurzelung?' Wird der Reichspräsident populärer, wenn ein junger Dichter wie Wieland Herzfelde um der Badehose willen einen Monat brummt? Es gab Landesväter, die über ihre Spottbilder mitlachen konnten, wie erst ein Landesbruder, der erste Republikaner, zu etwas Humor und Weitherzigkeit verpflichtet! Wenn Ebert Spaß versteht, was wir ihm zutrauen, so begnadigt er den jungen Herzfelde, obgleich oder gerade weil der junge Wieland, der mehr ein Schmied als aus Herzfelde ist, ihn darum nicht anwinseln wird.

Ein famoser Amerikaner sagte vor ein paar Tagen im Adlon: „Wenig Handlungen haben das Ansehen des Deutschen mehr herabgesetzt als die schäbige Art, wie die Stinnes-Erben sich um die Erbschaftssteuer herumgedrückt haben. In Amerika wären Milliardäre, die dem Vaterland auf diese Weise ein Steuerschnippchen schlagen, gesellschaftlich geächtet worden. Wir hätten sie monatelang durch alle Witzblätter gejagt." Ja, diese Einsetzung der Frau Stinnes als Erbe und dieser Verzicht der Söhne zugunsten der Mama wäre freilich ein herrliches Thema für den „Kladderadatsch" gewesen. Unglücklicherweise gehört der „Kladderadatsch" der stinnesischen Sippe, er hatte also, wie bei so vielen satyrischen Gelegenheiten, sorgfältig zu kuschen. (Beiläufig: Das ist die einzige Art, in der sich das bitterernst gewordene Witzblatt rentiert). Aber wie moralisch stumpf die Deutschen auch geworden sein mögen, das war denn doch unnötig, daß der Herr Reichsfinanzminister Luther sich noch öffentlich als Verteidiger der stinnesischen Steuerhinterziehung auftut und der Welt erzählt, derlei testamentarische Kniffe seien „üblich" und „entsprächen der Natur der Dinge". Vor allem entspricht es nicht der Natur der Dinge, daß ein Finanzminister, dessen Staatssäckel durch solche juridische Pfiffigkeiten um Millionen geprellt wird, statt auf Abhilfe zu sinnen (in einer Reichstagssitzung wäre die Korrektur des Gesetzes durchzuführen!) die Liebedienerei vor den stillosen Kapitalisten so weit treibt, ihnen zu der Hinterziehung der Erbschaftssteuer noch nachträglich öffentlich seinen Segen zu geben. Würdelose Reiche mag es überall in der Welt geben, einen so würdelosen Finanzminister, der zu diesen Schäbigkeiten noch hochachtungsvoll den Hut zieht, gibt es nur in Deutschland und auch hier nur in der charakterlosesten Gegend, in der Heimat der Strebemänner, in der Deutschen Volkspartei.

Weil wir gerade von der deutschen Volkspartei reden, ein paar freundliche Fragen an Herrn Jarres, den Reichsminister des Innern.

Erste Frage: Geliebter Herr Jarres, ist es wahr, daß Sie die Feier für die Opfer des Weltkrieges am Brandenburger Tor begehen wollten, nach dem Vorschlag Ihres immer gleich intelligenten Herrn

Künzer, damit die Geräusche dieser Demonstration zu den Fenstern der benachbarten französischen Botschaft hinaufklirren können? Ist es richtig, daß erst der Einspruch des Auswärtigen Amtes diesen, gerade in dieser Stunde besonders intelligenten Plan zerstörte?

Zweitens: Sie entrüsteten sich, geliebter Jarres, so heftig über den ehemaligen thüringischen Minister Hermann, Sie verhinderten höchst persönlich, daß Herr Ministerialdirektor Falck in Weimar als Zeuge oder Sachverständiger vernommen werden konnte. Warum? Gerade Sie, geliebter Jarres, sollten für die kleinen, kaum formalen Verfehlungen Hermanns volles Verständnis haben. Sind denn nicht in der Kaiserzeit Ernennungsdekrete wiederholt vordatiert worden, weil der hohe Herr oft wochenlang nicht erreichbar war. Gesetzt, doch keineswegs erwiesen oder auch nur glaubwürdig, Hermann hätte als Minister ein oder das andere Schriftstück nicht zu den Akten gelegt, haben Sie, lieber Jarres, noch nie ein unbequemes Schriftstück, sagen wir aus Geßlers schwarzem Reich, zur Vernichtung bestimmt?

Die Fragen können, wenn sie ohne Antwort bleiben, etwas präziser wiederholt werden.

Rudolf Keller, Prag, sendet uns in Ergänzung seines Aufsatzes „Die Ruhrmagnaten" (im Tage-Buch, Heft 28) folgende Erklärung: „Ich bedaure, daß eine unpräzise Stilisierung in meinem Artikel, der sich in erster Linie gegen die Linkspresse richtete, vermuten lassen konnte, die rechtsstehende Magdeburgische Zeitung sei keine unabhängige Zeitung. Dieses frühere linksliberale Blatt ist keineswegs wie viele andere aufgekauft worden, sondern es ist aus eigenem Entschluß nach rechts übergegangen. Es hat jedoch seine innere Unabhängigkeit auch dadurch bewiesen, daß es den Abdruck der großindustriell beeinflußten Depeschen abgelehnt hat. Trotz der vornehmen Haltung dieses Blattes scheint es mir bedauerlich, daß Magdeburg kein großes linksbürgerliches Blatt mehr besitzt, wie vordem. Es fehlt dem geistigen Gesicht der deutschen Landschaft dieses große demokratische Blatt im Zentrum des Reiches; das Schwergewicht ist dadurch nach rechts verschoben worden. Die sogenannte nationale Presse ist, um sich überhaupt noch von dieser mittleren Presse abzuheben, um ein Stück weiter nach rechts gerückt, und das unvermeidliche Resultat dieses Gesamtprozesses ist eine allgemeine künstliche Vrschiebung nach rechts. Das wird natürlich politisch sichtbar bei den Wahlen und später bei den Abstimmungen im Reichtag. Bei aller Anerkennung des guten Glaubens und der Unabhängigkeit der Magdeburgischen Zeitung gehört ihre Richtungsänderung, gerade wegen ihres begründeten Ansehens, zu den bedauerlichsten Ereignissen. Diese Umstellung hat die allgemeine Panik und damit die Rechtslawine begünstigt. Ein schwer entbehrlicher Besitz des geistigen Deutschland ist freiwillig preisgegeben worden."

Im neuesten Autographenkalender des Antiquariats Paul Graupe wird ein Vierzeiler des genialen Vorfahren Rupprechts, des Königs Ludwig I. von Bayern angezeigt, den er mit 71 Jahren am 18. Juli 1857 dichtete. Da dieser Vers sogar alles in den Schatten stellt, was die Münchener Hofgarten-Arkaden-Inschriften berüchtigt macht, sei er hier der Nachwelt geschenkt:

„Stets teutschen Sinnes gewesen seiend
Und es bewiesen habend vielfach!
Unbewußt bisher, was Liebe war,
Es empfunden habend — heute!“

Louis der Teutsche.

Mit 71 Jahren — das hat halt ein bißchen lange gedauert. Um dem König Rupprecht wieder einmal Gelegenheit zu geben, eine Parade der Reichswehr abzunehmen, ist geplant, diesen Vers von Miller in Erz gießen und an der Wand einer noch zu errichtenden Bedürfnisanstalt (die es in München bekanntlich nur für ein paar Eingeweihte gibt) als Mahnmal zur Erinnerung an die immerhin mögliche Vertrottlung bayerischer Könige unter großem Gepränge enthüllen zu lassen.

---

SERGIUS TSCHUBAR

## DER RUCK NACH LINKS IN RUSSLAND

In Rußland hat eine neue fürchterliche Verfolgungsära eingesetzt. Mit welchem asiatischen Mut zur Zerstörung diese Campagne ihr Vernichtungswerk begonnen, noch lang nicht beendet hat, das schildert dieser Brief eines Russen, der selbst lange an dem Aufbauwerk Lenins mitgewirkt und daran geglaubt hat.

Die ernste Absicht der im November 1917 ans Ruder gelangten russischen Machthaber, das Land dahin zu bringen, daß die Mehrzahl der Bevölkerung, nämlich Proletariat und Bauernschaft, eines besseren Loses teilhaftig würden als unter dem Zarentum, mußte jeden gerecht Denkenden befriedigen. Nur über die Methoden, wie dieses Ziel erreicht werden sollte, konnte man verschiedener Meinung sein; denn daß das Volk, insbesondere die Bourgeoisie, reif für den Kommunismus wäre, glaubten nur Fanatiker. Der Versuch, den Kommunismus ad hoc einzuführen, mußte daher Schiffbruch erleiden. Als Lenin dies im Jahre 1921 eingesehen hatte, schlug er einen andern Weg ein und inaugurierte die Aera der „Neuen Oekonomischen Politik“ — NEP —, proklamierte aber gleichzeitig die Diktatur des Proletariats als Vorstufe zum Kommunismus. Bekannte sich dadurch der russische Staat auch zum Klassenstaat, so konnte, seit der NEP die Zügel etwas locker ließ, insbesondere den freien Inlandshandel wieder gestattete, das Land aufatmen und an eine neue Entfaltung denken. An der Schwelle

dieses neuen Entwicklungsstadiums befand sich Rußland im Frühjahr 1922.

So erlebte das Land in den letzten zwei Jahren ein Wiedererwachen nach einer unglaublich entbehrungsreichen Zeit, nach einem Niedergang, der seinesgleichen in der Geschichte der Neuzeit nicht kennt. Das äußere Bild der Städte änderte sich zusehends. Läden, Kaufhäuser, Restaurants, Theater und Hotels öffneten wieder ihre Pforten und vermochten zuerst die Kauf- und Schaulustigen kaum zu fassen. Eine planvolle Geldwirtschaft, die Stabilisierung der Währung immer im Auge behaltend, verhinderte die wilden Spekulationsorgien, wie sie in andern Ländern vorgekommen sind. Als Rußland schließlich auf Grund eines genügenden Vorrats an Gold und fremden Valuten seine Währungsverhältnisse wieder in Ordnung gebracht hatte, kletterte der neue stabilisierte Rubel auf überparitätische Höhen und ließ sogar das alte Goldgeld tief unter sich liegen.

Menschliche Energie, in den Jahren unsagbarer Entbehrungen mürbe geworden, regte sich wieder und begann sich auf der frei gemachten Bahn zu betätigen. Private Unternehmungen schossen aus dem Boden, und private Initiative trat den Konkurrenzkampf mit dem Staate an. Die Regierung ließ ausländische konzessionierte Gesellschaften ins Land herein, die es mit Gebrauchs- und Luxusgegenständen überschwemmten; sie bemächtigten sich auch der Naturschätze Rußlands, mit denen sie die ausländischen Märkte eroberten. Der Staat selbst eröffnete in aller Herren Länder riesige Kaufhäuser, die Handelsvertretungen, und nahm den Kampf mit dem Privatkapital auf.

Da starb Lenin, und mit einem Schlage verdüsterte sich die Scenerie.

Noch zu seinen Lebzeiten machten sich innerhalb der Regierungspartei neue Gegenströmungen bemerkbar, die seine treu ergebenen Anhänger hinwegzuschwemmen drohten. Aber erst nach dem Erlöschen dieses über den Parteien waltenden mächtigen Geistes trat der Zwiespalt offen zu Tage. Es bildete sich eine „Opposition" mit den gemäßigten Führern, den alten Leninisten Trotzki, Radek und Preobrashenski an der Spitze, die die radikale Gruppe unter Sinowjew anzugreifen begann.

In wochenlangen Auseinandersetzungen in der Presse sowie auf der Tribüne, an denen das interessierte Volk lebhaften Anteil nahm, befehdeten sich die beiden Regierungsgruppen, bis schließlich die Klassendisziplin der kommunistischen Partei die — klügere — Minderheit zum Schweigen brachte. Trotzki wurde vom Zentralkomitée auf ein paar Monate „zur Erholung" nach dem Kaukasus geschickt, die beiden anderen Führer sowie zahlreiche Anhänger der Gemäßigten wurden aus dem Betriebe ausgeschaltet; sie erhielten ruhige Pöstchen, wo sie über ihre Sünden nachdenken konnten.

Nachdem sich die Radikalen auf diese Weise ihrer gefährlichsten

Gegner entledigt und die Macht an sich gerissen haben, beginnen sie einen neuen Krieg gegen das von Lenin mit Mühe gezimmerte Staatssystem zu führen. Das in harter Arbeit Aufgebaute soll wieder umgestürzt werden.

Zuerst wird von ihnen die Parole: Ausmerzung des NEP gegeben. Die Geld verdienenden Privaten, die nicht arbeitenden Staatsschmarotzer, die Rußland dem Privatkapitalismus zurückzuerobern drohen, müssen mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. Zu diesem Behufe werden Razzien auf sie veranstaltet. Da das neue Gesetz die wilde Güterkonfiskation nicht mehr zuläßt, umgeht man es dadurch, daß man den Besitzern nicht mehr ihr Hab und Gut beschlagnahmt, sondern, viel einfacher, sie selbst dem Geschäft wegnimmt, sie unter nichtigen Vorwänden nach Sibirien oder ins eisige Nordrußland in die Verbannung schickt, so daß sie von selbst gezwungen werden, ihre Unternehmungen zu liquidieren.

Eines Morgens im März dieses Jahres flüsterte man es sich bleichen Gesichtes zu: Haben Sie schon gehört? — Man hat nämlich nachts mehrere Hundert, einige sagen: tausend Bürger verhaftet, und zwar nicht nur selbständige Kaufleute und Kommissionäre, die das Recht zu handeln hatten, sondern auch kleine Ladenbesitzer, Gewerbetreibende, sogar Angestellte — und fast ausschließlich Juden. Verhaftet wurden Leute, die nichts anderes verbrochen haben, als daß sie Geld verdienten.

Bei dem ersten unerwarteten Angriff auf den NEP bemächtigte sich der Bevölkerung eine unheimliche Erregung, die sich steigernd wiederholt, als mehrere Wochen danach neue Massenverhaftungen vorgenommen werden. Diesmal kommen auch die Obst- und Gemüsehändler der Straße an die Reihe, die die Polizei umstellt und rudelweise abführt. Meistens sitzen die Verhafteten wochenlang hinter dem Gitter, um dann ohne Gerichtsverfahren, ohne Begründung teils mit, teils ohne ihre Familie verschickt zu werden.

Abgesehen von den persönlichen Freiheitsberaubungen ergreift die Regierung noch andere Maßnahmen zur Lahmlegung des Privathandels. Durch Dekrete erniedrigt sie in kurzen Abständen die Preise auf sämtliche im Inland erzeugten Waren und verbietet ferner den Engros-Verkauf der Trusts an Private. Dadurch ruiniert sie alle Warenbesitzer, die gezwungen sind, ihre Läger weit unter Einkaufspreis zu veräußern und unterbindet jegliche Weiterführung eines Geschäfts, da die Inhaber keine Waren mehr erwerben können. Ferner untersagt die Regierung den Banken, Wechsel privater Firmen zu diskontieren, eine Maßnahme, die bei der ausgedehnten Wechselwirtschaft den Untergang des privaten Geschäftslebens nach sich ziehen muß.

Die Folgen solcher Radikalverfahren machen sich alsbald bemerkbar. Kaum in Gang gekommene Geschäfte und Unternehmen werden zahlungsunfähig. Große Restaurants, wo die Besitzenden ihr Geld zu lassen pflegen, aber auch die Orte, woher sich Staats-

spitzel ihre Opfer holen, schließen wieder ihre Pforten; in den Theaterlogen, die noch gestern schöne Frauen und lebhafte Männer bargen, spürt man heute kaum einen Hauch. Jedermann hat Angst zu zeigen, daß er noch etwas mehr Geld hat, als zum nackten Leben nötig ist. In der Atmosphäre zittert Nervosität, der Erregung der Wüstentiere vor einem Samum vergleichbar. Man fängt wieder an, seine Habe zu verstecken, unruhig geht man zu Bett, nach schlafloser Nacht steht man auf, unangenehme Neuigkeiten erwartend. Jegliche Unternehmungslust stockt wieder, man verkriecht sich in sein Inneres, tötet den Lebenswillen wieder ab und fällt in den Dämmerzustand von ehemals zurück.

Die Regierung aber scheint nicht zu bemerken, in welchem Maße sie sich selbst durch ihr Gebahren schädigt. Denn Truste und Syndikate müssen ihre Vorräte stapeln, da der wichtigste Abnehmer, die Privatkundschaft, fehlt; infolge der gewaltsam herbeigeführten Preissenkung müssen auch sie mit Verlust verkaufen, wodurch die Unterbilanz, mit der sie seit einem Lustrum arbeiten, noch größer wird. Der Staat büßt die besten Steuerzahler ein, die in die Verbannung gehen; zahlreiche nationalisierte Vergnügungsstätten und Lokale bringen ihm auch nichts mehr ein — eine neue Finanzkrise scheint unvermeidlich zu sein.

Aber die Regierung ist mit diesen Pseudoerfolgen nicht zufrieden. Die Menschen sollen nicht nur wirtschaftlich erdrosselt werden, sondern jeder muß auch in seinen persönlichen Neigungen, seinen intimen Gewohnheiten derart eingeschränkt werden, daß ihm die Lust zu atmen vergeht. Die Leute müssen dort, wo sie sich am wohlsten fühlen sollten, nämlich innerhalb ihrer vier Wände, gepackt werden. Zu diesem Zweck schreibt die Regierung Neuwahlen der Hausgenossenschaften aus und gibt dabei den Ausführungsorganen inoffiziell die Weisung, in die Hausgesellschaften vorwiegend Proletarier und Kommunisten zu wählen, aus ihnen die „nicht arbeitende Bevölkerung", wozu in erster Linie die freien Berufe zählen, auszustoßen. Da jedoch nach dem russischen Gesetz nur derjenige Hausbewohner ein Recht „auf eine eigne Fläche" hat, der Mitglied der Hausgenossenschaft ist, so bedeutet diese Maßnahme nichts weniger als die Entrechtung weiter Bevölkerungskreise, die, ihrer Mitgliedschaft verlustig gegangen, vogelfrei werden und auf administrativem Wege aus ihren Wohnungen ausgewiesen werden können. Was das bei der Wohnungsnot in Rußland bedeutet, kann man sich anderswo kaum vorstellen.

Infolge der neu konstituierten „proletarischen Hauskomitees" schweben aber die „nicht Arbeitenden" nicht nur dauernd in der Gefahr, auf die Straße gesetzt zu werden — was auch in zahlreichen Fällen eintritt —, sondern sie unterliegen fortan einer peinlichen Hauskontrolle, gegen die sie vollständig machtlos sind. Hier werden die der Regierung unerwünschten Elemente unauffällig beobachtet, von hier aus gehen die Denunziationen aus. Da die

„Hauskomitees" Zutritt zu den Wohnungen haben, können sie die mißliebigen Bewohner so oft sie wollen „näher ins Auge fassen". Jeder neue Anzug, jeder Besuch, jede Droschkenfahrt wird registriert. Will man schließlich den Bewohner los werden, so genügt irgendeine Anzeige bei der Polizei, und die Sache geht ihren Gang. Zahlreiche Verhaftungen und Verschickungen geschehen nur auf Grund solcher nichtiger Denunziationen durch die „Hauskomitees".

Die Entrechtung des Bürgertums geht aber noch weiter. Seit Beginn dieses Jahres finden in den Trusts und sonstigen Staatsunternehmen, ferner auf den Hochschulen sogenannte Säuberungen statt. In den Büros wird Angestellten bürgerlicher Abstammung gekündigt, und in leitende Stellungen werden Nicht-Kommunisten nicht mehr aufgenommen. Am deutlichsten zeigt sich diese Intoleranz auf den Hochschulen.

Im Mai und Juni sind etwa 30—40% der Studierenden Rußlands, und zwar solche, die sich einer bürgerlichen Abstammung erfreuen, die keine Kommunisten sind, von den Hochschulen gewiesen worden, ohne ein Zeugnis über bereits bestandene Examina, ohne irgendwelche Ausweise über ihr Studium — die Testatbücher wurden abverlangt und vernichtet —, also ohne die Möglichkeit, jemals wieder eine Universität zu besuchen. Es ist nicht wahr, daß, wie offiziell verlautbart wurde, es sich um eine „akademische Säuberung" handelt, d. h. nur solche Leute relegiert wurden, die nicht das erforderliche Maß von Kenntnissen in ihrem Fach hatten. Im Gegenteil, der Säuberung, die eine rein politische Maßnahme war, sind ausschließlich Bürgerliche zum Opfer gefallen, Kinder von Kaufleuten, ehemaligen Staatsbeamten, Adligen; kein Kommunist ist davon berührt worden, ganz gleich, wie es mit seinen Kenntnissen stand. So hat man ungefähr fünfzigtausend junge Menschen unglücklich gemacht, und ihr einziger Trost ist vielleicht die jedem einzelnen mitgeteilte Begründung für die Ausstoßung: Untauglichkeit zur Ausübung des Berufs im Sowjetstaate. Da von nun an überhaupt nur Kommunisten oder Arbeiter zu den Hochschulen zugelassen werden, ist das Bürgertum von der höheren Bildung abgeschnitten.

Bezeichnend für diesen „Kulturkampf" ist die Art und Weise, wie diese Massenrelegierung von langer Hand vorbereitet und wie sie gehandhabt wurde. Zu Beginn des Jahres mußten alle Studierenden Fragebogen ausfüllen, aus denen vor allem Abstammung und politische Einstellung ersehen werden konnten. Die eigentliche Säuberung wurde drei Kommissionen anvertraut, einer lokalen des betreffenden Kursus, einer Unterkommission und einer Hauptprüfungskommission. Zu Mitgliedern dieser Stellen wurden lediglich Kommunisten ernannt. Während die lokale Kommission über die Führung des Studierenden, d. h. ihre etwa geäußerten politischen Anschauungen, sein Auftreten der Regierung gegenüber, aber auch

über reine Aeußerlichkeiten, z. B. Kleidung, Wohnung, Lebensweise zu berichten hatte, stand der Unterkommission das Recht der ersten Siebung an Hand dieses Materials zu. Hier wurden also die ganz „eindeutigen“ Elemente erledigt. Die Zweifelhaften mußten sich der entscheidenden Prüfung der Hauptkommission unterziehen. Einige Examensfragen dürften interessieren: Wieviel verdient Ihr Mann? — Was machen Sie mit dem Gelde? — Wie kommt es, daß man Sie so oft im Theater sieht? — Was halten Sie von Marx und der Weltrevolution? — Wie stehen Sie zur Opposition?

Nur den wenigsten ist es gelungen, die Frager zu befriedigen, die übrigens, wie behauptet wurde, ihre Verdammnisurteile schon im voraus aussprachen. Nach außen aber blieb der Anschein gewahrt, daß es sich um eine regelrechte Fachprüfung handle, und daß über ein Drittel der Studentenschaft Rußlands sie nicht bestanden habe.

Aber auch die Lehrkräfte werden fortan nicht mehr dem Bürgertum entnommen werden, sondern eine „Rote Professur“, die im marxistisch-kommunistischen Geiste ausgebildet wird, wird die Fackel der Wissenschaft leuchten lassen.

So hat sich im letzten Halbjahr in Rußland der Ruck nach links vollzogen, aber erst in den letzten Wochen sind Nachrichten hierüber über die Grenzen gedrungen und lassen den Westeuropäer staunend aufhorchen. Was aber wirklich geschehen ist und täglich geschieht, lehrt nur eigene Erfahrung. Wer, vielleicht als Anhänger Lenins, mit der russischen Politik bisher übereinstimmte, der wendet sich heute von ihr ab in der Erkenntnis, daß das Land einen Rückfall in ein durch die Tatsachen widerlegtes System der Unterdrückung nicht zum zweitenmal überleben wird.

---

OTTO CORBACH

## DOLLARIKA

Wenn man die Vereinigten Staaten von Nordamerika schon von jeher einfach mit „Amerika“ zu bezeichnen pflegte, so entsprach das doch vor allem dem Bedürfnis, den langatmigen Titel der größten Republik der Neuen Welt durch ein kurzes Schlagwort zu ersetzen. Immerhin kam darin auch schon von jeher eine Würdigung der überragenden Bedeutung der nordamerikanischen Union gegenüber ihren „Schwesterrepubliken“ zum Ausdruck, ohne daß vor dem Weltkriege freilich jemand damit hätte bezweifeln wollen, daß es, abgesehen von Britisch-Nordamerika, in Mittel- und Südamerika noch eine stattliche Anzahl selbständiger Staatswesen gab, die trotz wirtschaftlicher Abhängigkeiten nicht ohne weiteres als Zubehöre zur nordamerikanischen Union betrachtet werden konnten. Seit dem Kriege entwickelte sich jedoch die Vorherrschaft des Yankeetums nördlich und südlich des Panamakanals überall in einem Tempo, daß der Zeitpunkt nahegerückt scheint, wo die Begriffe „Vereinigte Staaten“ und „Amerika“ sich in der Wirklichkeit

decken, wo von der Selbständigkeit der Schwesterrepubliken nurmehr ein Schatten, vielfach auch nicht mehr das wahrzunehmen sein wird.

Schon heute werden die Geschicke der meisten kleineren amerikanischen Republiken so gut wie ausschließlich von Washington aus gelenkt. Auf Kuba haben die Vereinigten Staaten einen Flottenstützpunkt mit einer Besatzung von Marinetruppen. Der Grund und Boden ist fast ausschließlich Eigentum großer Landlords und Bankiers in den Vereinigten Staaten. Die Mitglieder der Regierung sind nichts als Strohmänner des Vertreters Washingtons. Auf Haiti „schützen" 2000 amerikanische Marinesoldaten eine „Regierung", die jedem Wink Washingtons gehorcht. Ein amerikanischer finanzieller Ratgeber kontrolliert die Finanzen, erhebt die Zölle und schließt Anleiheverträge mit der Washingtoner Regierung. Die Verfassung des Landes mußte abgeändert werden, um den Vereinigten Staaten das Recht auf Landerwerb zu geben. Santo Domingo befindet sich unter der unumschränkten Diktatur eines amerikanischen Gouverneurs, dessen Dekreten eine Streitmacht von 2500 Marinesoldaten Wirksamkeit verbürgt. Panama hat die Kanalzone abtreten, sein Heer auflösen und in ein Abkommen willigen müssen, das die Vereinigten Staaten berechtigt, auf beliebiges weiteres Staatsgebiet Beschlag zu legen, das sie „zum Schutze des Panamakanals" braucht. In Nicaragua bewachen seit 1912 100 Marinesoldaten eine Regierung, der nach dem Zeugnis eines amerikanischen Admirals 80 v. H. der Bevölkerung feindselig gesinnt sind, welche aber alle Wünsche nordamerikanischer Bankiers erfüllt, die unter Zustimmung des Washingtoner Staatsdepartements die Zölle erheben, die Staatsbank und die Eisenbahnen besitzen und das ganze wirtschaftliche Leben des Landes kontrollieren. In Honduras geht alles nach Wunsch und Willen des amerikanischen Gesandten und zweier amerikanischer Gesellschaften. Auch dort sind kürzlich „zum Schutze amerikanischen Lebens und Eigentums" Truppen gelandet worden. Mit Salvador haben neuerdings New Yorker Banken eine mit 8 v. H. zu verzinsende und außerdem mit Extragebühren belastete Anleihe abgeschlossen, die zu 70 v. H. durch Zolleinnahmen gesichert ist, die jene Banken einziehen lassen dürfen. Das betreffende Abkommen, dessen Urheber Staatssekretär Hughes ist, bestimmt, daß im Falle von Meinungsverschiedenheiten zwischen Salvador und den Banken der Vorsitzende des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten als Schiedsrichter fungieren soll. In Kolumbien hat eine amerikanische Finanzkommission kürzlich eine Reorganisation des Finanzwesens durchgeführt unter Berücksichtigung jener 25 Millionen Dollar, die die Republik von den Vereinigten Staaten erhält, angeblich als nachträgliche Entschädigung für Gebietsverlust in der Panamakanalzone, in Wirklichkeit — wie die Petroleumskandale enthüllten — für einen Vertrag, der amerikanische Petroleumgesellschaften begünstigt. Equador hat sich

unlängst einen amerikanischen finanziellen Ratgeber verschreiben müssen. Ein Yankee ist Präsident der Haupteisenbahn und besitzt den Löwenanteil an deren Aktien. Den Versuch einer englischen Anleihe wußten die Träger amerikanischen Kapitals neuerdings zu vereiteln. Auch Peru ist mit einem amerikanischen finanziellen Ratgeber gesegnet; er macht die ganze Zollpolitik und unterhandelt gegenwärtig mit amerikanischen Banken wegen einer Anleihe, die durch Zölle, die Amerikaner einziehen, gesichert sein soll. In Bolivien sind für eine mit amerikanischen Banken abgeschlossene Anleihe nicht nur die Zölle verpfändet, sondern auch das Stammkapital der Staatsbank, die staatlichen Eisenbahnen und die Steuern, die, wenn nötig, zu voller Befriedigung der auswärtigen Geldgeber erhöht werden sollen.

In einer Anzahl weiterer Republiken ist der Dollar nicht minder allmächtig als in den bisher aufgeführten, ohne daß es schon zur offiziellen Berufung eines amerikanischen finanziellen Ratgebers gekommen wäre. In Guatemala beherrschen amerikanische Interessenten das gesamte Geschäftsleben; die United Fruit Company kontrolliert in Gemeinschaft mit andern nordamerikanischen Finanzgruppen das ganze Eisenbahnnetz. In Costa Rica fiel nach 30 Friedensjahren eine volkstümliche Regierung einer Revolution zum Opfer, die nordamerikanische Petroleum- und Bananengesellschaften angezettelt hatten. Dafür haben diese nun alle Fäden des Wirtschaftsleben in der Hand. In Mexiko verfügen Bürger der Vereinigten Staaten über den dritten Teil des auf 2 500 000 000 Dollar geschätzten „nationalen Wohlstandes". Ihnen gehören 73% der Oelfelder, und auf sie entfällt der Löwenanteil an den 54 874 557 Acres, die von dem Grund und Boden des Landes Fremden gehören, einer Fläche, die so groß ist wie Frankreich, Spanien, Portugal und die Schweiz zusammengenommen.

Von zwanzig Republiken „Lateinisch Amerikas" lassen zehn ihre Finanzpolitik durch amtlich ernannte „Ratgeber" aus den Vereinigten Staaten leiten, in vier von diesen Ländern stehen dem Exponenten der Dollardiplomatie unmittelbar amerikanische Streitkräfte zur Verfügung. Auch die übrigen zehn Republiken verknüpfen Anleihen und Konzessionen innig mit den Interessen nordamerikanischer Geldfürsten. Nur Brasilien, Argentinien, Chile, Uruguay und Venezuela sind noch nicht derart in deren Netze verstrickt, daß sie der Möglichkeit selbständigen politischen Handelns beraubt wären. Aber auch in ihnen breitet sich die Einflußsphäre des Yankee-Dollars unaufhaltsam aus, und es kann nur eine Frage der Zeit sein, bis auch sie im Gewebe des amerikanischen Imperialismus hoffnungslos festkleben.

Solange das Yankeetum unter den obwaltenden weltpolitischen Verhältnissen seine Kräfte ungestört entfalten kann, ist auch Kanada einer rasch fortschreitenden „Amerikanisierung" verfallen. Der Arbeitsmarkt der Union hat seit dem Weltkriege Hunderttausende

von kanadischen Arbeitskräften aufgesogen, während der billige, entwicklungsfähige Boden der kanadischen Prärieprovinzen andererseits auf amerikanische Farmer eine immer unwiderstehlichere Anziehungskraft ausübt und amerikanische Banken und Industriegesellschaften in ihren wie Pilze auf kanadischem Boden aufschießenden Filialen das kanadische Wirtschaftsleben mit dem Yankeeschlag durchsetzen. Das Ergebnis des regen Menschen- und Güteraustausches kann nur eine rasche Angleichung kanadischer Verhältnisse an die der Union sein. Das kommt jetzt schon besonders deutlich darin zum Ausdruck, daß seit dem Weltkriege amerikanische Literatur in Kandada sowohl englische wie einheimische immer rascher verdrängt. Nicht nur Bücher, sondern auch Zeitschriften und sogar Tageszeitungen aus den Vereinigten Staaten werden vom kanadischen Publikum immer unbedenklicher bevorzugt.

In diesem freiwilligen Entgegenkommen des stammverwandten Kanadiers offenbart sich freilich ein wesentlicher Unterschied zwischen der Amerikanisierung Kanadas und derjenigen der lateinischen Republiken, die man füglicher als Dollarisierung bezeichnen könnte. Die Bevölkerung in den „lateinischen" Republiken duldet nur widerwillig die wirtschaftliche Vorherrschaft des Yankeetums, der die politische auf dem Fuße folgt. In dem Maße, wie Onkel Sam reicher geworden ist, haben seine panamerikanischen Ideale für die armen „Schwestern" jeden Reiz verloren, und neuerdings macht sich bei einigen von ihnen das Bestreben bemerkbar, ihr Heil darin zu suchen, den „Völkerbund" gegen „Panamerika" auszuspielen, d. h. auf dem Umwege über Genf den europäischen Mächten zu Möglichkeiten zu verhelfen, die Monroe-Doktrin, so, wie sie von Washington aus in die Praxis umgesetzt wird, zu durchbrechen.

---

HANS ROTHE (London)

## WEMBLEY

Schluß

### III.

Bei der Anordnung der unübersehbaren Ausstellungsgüter geht man von „sachlichen Gesichtspunkten" — nicht aus. Man richtet alles nach der Aufnahmefähigkeit des Beschauers ein. „Sachliche" Anordnung — also etwa alle Filzhüte auf einem Haufen, und dazu ein endgültig erledigendes Plakat: Zur Abteilung Filzhüte — solche Art der Anordnung würde nach einer halben Stunde zur Verzweiflung führen. Man bedenkt vielmehr das Gesetz der Abwechslung — man meistert das Geheimnis der Abwechslung. Nachdem man von der Riesenlokomotive herabgeklettert ist, wird es ein Vergnügen sein, der Webmaschine zuzusehen, von der Webmaschine wird man sich am besten durch die Spielerei eines Schiffsmodells erholen, ein Schiffsmodell leitet angenehm zu einer Riesenkanone

über, eine Riesenkanone zu einer Panzerplatte, die wiederum für die Wirkungen des Dynamits die beste Vorbereitung ist. Aber das Dynamit kann auch friedlichen Zwecken dienen, und sogleich fällt das Auge über die Feldbahn her, und von der Feldbahn geht es in den Stollen, und aus dem Stollen in die Kohlenmine, und von der Kohlenmine in das Elektrizitätswerk, und der Gedanke Elektrizität ruft das verwandte Radio herbei, und beim Radioapparat denkt man von selbst an den Klubsessel, und zum Klubsessel gehört der Tee, — und da sitzt man auch schon auf einem Stuhl und ein appetitliches Mädchen fragt nach den freundlichen Wünschen. Man wird nicht losgelassen, man taumelt mit aufgerissenen Augen, man vergißt die Zeit.

„Abwechslung“ hat auch den Grundriß der Hallen bestimmt; Hallen — wie der Palast der Ingenieurkunst — mit unendlichen Schwingungen der Stahlbögen, mit Wäldern von Pfeilerbündeln, in denen sich Schnellzüge wie ein Spielzeug ausnehmen. Hauptgänge und Nebengänge — Plätze, Winkel und Ruheecken. Ueber den Hauptgängen nichts als in ferner Höhe die Glasplatten des Dachs. Die Nebengänge niedrig gehalten durch gespannte Stoffe, durch Sonderdächer und Wände. In den Hauptstraßen das ungebrochene Tageslicht, in den Nebenstraßen Halbdunkel. Tote Gassen, wo man für eine Weile dem unablässigen Strom des Verkehrs entgehen kann. Auf den Nebenwegen die schwierigeren und ernsten Ausstellungsobjekte, alles wiederum in kleine Kojen verteilt, durch Wände und Farben getrennt — selbst eine einzige Stufe genügt oft, um ein neues Gebiet zu begrenzen. Wenn man schließlich müde geworden ist in dieser dunkleren Welt, wendet man sich den Hauptwegen zu, wo Licht und Weite, ein Pianola, und ein Mädchen, das auf unwiderstehliche Art Biskuits anbietet, sofort eine so neue und andere Einstellung bewirken, daß man Lust und Mut verspürt, sich in das nächste anstrengende Halbdunkel zu begeben. Auf den Hauptwegen die einfacheren und lauteren Gegenstände: die Zubereitung keimfreien Brotes (Hunderte in einer Minute rutschen von der würdig sich drehenden Maschinerie herab). Die Zubereitung des britischen Klaviers, mit Kostproben. Sämtliche Rippen und Weichteile auseinandergenommen und einzeln vorgeführt.

Fast alles ist käuflich: die ganze Ausstellung ein einziger gigantischer Verkaufsladen. Mit unerschöpflichen Vorräten an Freundlichkeit wenden sich Verkäufer und Verkäuferinnen stets von neuem an die wandernden Massen. Sowie man stehen bleibt, wird das betreffende Objekt des Interesses aufgezogen, in Gang gesetzt, auseinandergenommen, beklopft, auf den Kopf gestellt, auf den Boden geworfen — je nachdem, wo es seine starken Seiten hat. Wenn man weitergeht, ohne zu kaufen, kein Wort der Enttäuschung von seiten des Verkäufers, sondern ein herzliches „Danke“ und gute Wünsche für weiteres Amüsement.

Abwechslung sind die lebensgroßen Puppen, die überall zwischen den Aufsichtspersonen umherstehen. Taucher, Seeleute, Maschinisten. Abwechslung sind die vielen Halbspielereien, die man durch eine Kurbel, durch Einschaltung des elektrischen Stromes selbst in Bewegung setzen kann.

## IV.

Die einzelnen Paläste. Der größte gehört der britischen Ingenieurkunst. Eisenbahnen und Schiffsgeschütze, Motorboote und Kommandobrücken. Ganze Reihen von Fahrrädern. Automobile (Schilder: „Der Untertan des Empire kauft ein britisches Automobil!“ — Weil fast jeder Dritte einen Fordwagen hat.) Maschinen aller Arten und Formen. In voller Tätigkeit. Dröhnen, Knallen, Rasseln und Spucken! Fette Stahlbäuche schwanken im Takt hin und her, bunte Papierstreifen flattern, um Entlüftung zu markieren. Kolben drehen sich, schwenken, fallen und greifen. Wirbelnde Räder — auf der einen Seite stopft man dicke Fläusche hinein, auf der andern kommt der feinste Faden heraus. Dynamomaschinen — sprühend, knisternd. Ungeheure Kraftstationen. Auf Brücken schwankt man über ganze Werke hinweg — in denen es brodelt, klirrt und hämmert. Oelfeuerung — rasende Schiffsschrauben —. „Nicht zu nahe herantreten.“ Elektrizität im eigenen Heim. Radio, wohin man sich dreht.

Den zweitgrößten Palast beansprucht die gesamte übrige britische Industrie. Unbeschreibliche Stoffe (scotch tweed) neben besagten Klavieren. Hüte, Wolljacken, Strümpfe. Sportartikel. Geldschränke mit tausendfach gesicherten Türen — wie Lokomotivdeckel. Wenig Bücher. Eine Halle für Tanzvorführungen, Musikapparate. Porzellan und Spielwaren — alles, alles, was der menschliche Geist unter den Benennungen Gegenstand, Artikel und Schlager zusammenfaßt. — Besondere Propaganda wird für das Gas gemacht. Gesundheitsfreunde haben einen energischen Feldzug gegen den Kohlenunfug eröffnet (denn fast jeder heizt noch mit Kohle auf offenem Feuer). Die Luft, die Häuserwände, die Kragen und Blusen sind trübe von Ruß. Dagegen schreitet das Gas ein. Gas sei die Feuerung der Zukunft. (Gasöfen — Gaskocher.) Sinnfällig gemacht durch eine besondere szenische Schaustellung: Das Gas in den sieben Altern der Frau. (Dem Shakespearschen Versuch nachgebildet, die sieben Alter des Mannes zu beschreiben.) Ein großer Raum mit sieben Abteilungen, in jeder eine Kategorie Frau, die reichlichem Gasgenuß fröhnt.

Erstens: Baby. Properer Raum mit Gaskocher und gezückter Milchflasche. Baby liegt im Bett. (Baby ist die einzige Mitwirkende der ganzen Schau, die durch eine Puppe verkörpert wird.) Schon die liebliche Nurse, die den Gaskocher bedient, atmet und äugt. Zweitens: Kindheit. Zwei (lebendige) Kinder sitzen im Spielzimmer

vor dem anheimelnden Gasofen, und keine Kohle liegt herum, mit der sie etwa spielen müßten. — Drittens: Schuljahre. Backfische, kalbernd in der Haushaltungsschule. Die Vorteile des Gases in der Haushaltungsschule sind offenbar, und bedürfen dieselben keiner näheren Erläuterung. — Viertens: Studentin. Ein Blaustrumpf mit Hornbrille und gestutztem Haar hockt foliantenbeschwert auf dem Schlafsofa seiner Bude. Unwürdige Hausfrauenarbeit durch Gas auf ein angemessenes Minimum reduziert. — Fünftens: Die Hausfrau. Zeitung lesend neben dem Gasherd, auf dem es brodelt und zischt. Glück im Antlitz, wohlgepflegte Hände. Die nicht abgehetzte Hausfrau eine Freude für den Mann. Unübersehbare Wirkungen auf die Ehe. — Sechstens: Mittelalter. Die beginnende Matrone kehrt vom Büro nach Hause zurück und findet ein behagliches Heim vor. — Siebentens: Alter oder Herbst des Lebens. Das Mütterchen am Gaskamin. Nirgends Unrat. Sie legt ihre Patience und wird noch lange leben. — Alle Mitwirkenden konnten nicht typischer ausgewählt werden. Der Blaustrumpf ist formidabel, die Hausfrau ist innig und tüchtig, die Matrone betont die harte Schule des Lebens, und Mütterchen ist „delightful". Todernst ziehen die Besucher durch den Saal.

Nebenan liegt ein ähnliches Unternehmen: der Palast der Künste. Warum muß dieses Volk Bilder malen? Man hätte es hier nicht nötig, sich offiziell auf Künste zu legen. Man lebt so gefestigt und klar, daß ein bewußter Versuch, dieses erfüllte Leben zu übersteigern — wie man künstlerische Ambitionen nennen könnte —, nichts anderes ist, als eine sentimentale Uneinigkeit mit sich selbst, und nichts anderes ergibt, als einen schwächlichen Abklatsch dessen, was man in natura so unbekümmert und bezwingend vormacht.

Der vierte der großen Paläste der britischen Inseln enthält die Produkte der Regierung Seiner Majestät. Völkern erscheint es rühmlich, eine Schlacht gewonnen zu haben, mag diese Schlacht auch noch so viele Jahrhunderte zurückliegen: — also hat eine Regierung nichts Notwendigeres zu tun, als diesen Ruhm sinnfällig zu machen. Zu diesem Zweck läßt man alle Künste des Panoptikums spielen. Schlachtfeld an der Somme mit Soldatenpuppen, Stacheldrähtchen, „zerschossenen" Miniaturrädern, Unterständen, sandbeklebten Straßen und gestorbener Vegetation. Daneben ein Modell des vernichteten Ypern — den Formen der zerstörten Häuser wird so liebevoll nachgegangen, jedes zerlöcherte Fenster so zuverlässig nachgeklebt, wie man sich mit dem lebendigen Ypern wohl niemals befaßt hat. Besonderer Trick: Ueber Ypern und der Somme andauernd wechselnde Beleuchtung — die verschiedenen Farben der Kriegsstimmung: Sonne, Mondnacht, Abendgrau, Morgenrot.

Unwichtigere Kriege sind nur in Pappe dargestellt. Modelle von Kriegsschiffen bis zum Uebelwerden. Ganze Hafenanlagen. Forts. Docks.

Heldengewandungen aus verschiedenen Zeitaltern. Die Ent-

wicklung der Luftschiffahrt im Dienste der Menschen- und Sachbeschädigung. Unterseeboote mit aufgeschnittenem Bauch.

Die Krönung: Das Theater der Admiralität. Heute: Szenische Darstellung des Angriffs auf Seebrügge in der Nacht vom 22. zum 23. April 1918. Es handelt sich darum, einen Kanal durch Versenkung alter Schiffe zu sperren und dadurch den deutschen U-Booten den Verkehr zu stören. Dies scheint — wie aus Fliegeraufnahmen hervorgeht — eine der tatsächlich unzweifelhaft erfolgreichen Veranstaltungen der Admiralität während des Krieges gewesen zu sein, und eignet sich darum besonders gut für eine Neueinstudierung auf ihrem Theater.

Vorführung stündlich. Ausverkauft. Vier ozonspendende Mädchen eilen umher, den Pulverdampf der letzten Schlacht zu zerstreuen. Ein Schuß — Kreischen — sogenannte Musik. Ein Film von Reichsinteresse: der König bei der Flotte. Er wird in einer Jolle von einem Koloß zum andern transportiert — überall blaue Jungens — Hand an die Mütze — baumelndes Fallreep. Zum Schluß die Flagge! „Bravo!“ Musik schließt. Ein Redner tritt auf. Beschreibt die glorreiche Unternehmung. Wir werden aus 5 Kilometer Entfernung alles miterleben — nach diesem Maßstab ist das Modell aufgebaut. „Bravo!“ Dunkel. Musik von neuem. Mit besonderem Schwung. Jedes Instrument eilt für sich und mit Elan dem Ende der Partitur und somit dem sicheren Siege zu. Vorhang auf. Seebrügge, die Mole — plastisch genau so nachgebildet, daß man später, als man an Seebrügge vorbeifuhr, alles wiederfand. Strandbefestigungen. Großer Himmelsprospekt mit regelrechter Bühnenbeleuchtung. Das Wasser wird hinter dem rechten Proszenium angestrengt bewegt und schlägt Wellen. Abend. Einige müde deutsche Torpedoboote kriechen hinter die Mole. „Bravo!“ Es wird wohlweislich Nacht. Der Leuchtturm wird angesteckt. (Er hat sicherlich nicht gebrannt, aber diese poetische Freiheit wollte man sich aus Gründen echter Seestimmung nicht versagen — zudem fällt sein Brennen den Deutschen zur Last.) Die Musik zornbebend. Bombardement. Noch erblicken wir die kühnen Schützen nicht. Auf dem Land Einschläge. Krach. Leuchtkugeln. Explosionen. Gestank. Erschreckungen im Zuhörerraum. Die britische Flotte schwimmt heran. „Bravo!“ Völlige Nacht. Nur der liebe Leuchtturm scheint. Fortissimoschüsse. Dicke Pulverschwaden liegen über der Szene. Kaum die Leuchtkugeln dringen noch durch. Das Wasser tobt — die Musik rast — Pauke continuo. Erstickungsanfälle. Husten. Alles Qualm. Siegreich ist die britische Flotte in den Hafen gelangt. Vorhang. „Bravo!“ Nächste Vorstellung in 15 Minuten.

Außer in diesem Heldengedicht wird das Wort German auf der ganzen Ausstellung nicht erwähnt. Auffallend. Den Karten nach geht kein Dampfer nach Hamburg — allenfalls nach dem Kontinent. Nichts soll erinnern. Und wenn dies nicht eine bewußte Absicht

der Ausstellungsleitung ist, so entspricht man auch damit den Erwartungen des normalen und allgemeinen Besuchers; — auch in solchen Punkten weiß man — was gefällt.

Außerdem behebergt der Pavillon der Regierung einige friedliche Abteilungen. Die Krankenpflege im Vereinigten Königreich. Sanitäre Einrichtungen. Rekordbilder entsetzlicher Krankheiten. Ferner ein lebendiges Modell des Untergrundpostbahnhofs London. Eine wasserumspülte Erdkarte, auf der unablässig kleine Dampfer fahren, die die erdumspannenden Routen der britischen Dampferlinien zeigen. Regierungsgebäude. Bebauungspläne. Tabellen.

V.

Alle großen und kleinen Kolonien. Dominions, Schutzgebiete und Fürsorgeländer haben sich ihre eigenen Paläste errichtet und stellen darin ihre Bodenprodukte und ihre Leistungen aus. Ganze Wände hat man mit lockenden Landschaften bemalt, lebensgroße Panoramen von Obsternten, von Segelregatten und Bärenjagden — auch hier Beleuchtungskünste und überraschende Bewegungsspiele. Dampfpflüge ziehen unentwegt über Felder, Stiere trotten steile Straßen hinauf, Büffel wackeln an schimmernden Seen mit dem Kopf. Während die Regierung die Auswanderung im allgemeinen unterstützt, bemühen sich nun die einzelnen Länder möglichst konkurrenzlos dazustehen. Canada macht unerhörte Anstrengungen, Australien an die Wand zu drücken — aber nach der allgemeinen Begeisterung zu schließen, sind die australischen Farmen mit ihrem wundervollen Drainiersystem durch die größte Tropfsteinhöhle Canadas nicht zu schlagen.

Ueberall die Früchte des Landes in unerschöpflicher Auswahl und unbeschreiblicher Qualität. Bananenhaine. Ananasberge. Türme von Konservenbüchsen. Langgestreckte Kühlhäuser, in denen Hühner, Schafe und Rinder gefroren sind. Das meiste zu billigen Preisen verkäuflich. Musterkartons mit allen Sorten von Früchten — ganze Familien werden davon satt — für eine Mark. Pfirsiche und Aprikosen, Birnen und Aepfel — alle sind mit fröhlich roten Bäckchen zum Wettkampf angetreten.

Minerale, Edelmetalle im Rohzustand. Eine Diamantenwäsche. Alle möglichen Getreidearten. Fette Aehren, die sich demütig und beweiskräftig zur Erde neigen. Alles gleich felderweise. Holzarten, roh und verarbeitet.

Restaurants, in denen man nur von Produkten des betreffenden Landes gespeist wird. In jeder Nische ist Gelegenheit geboten, sich mit Kostproben zu befassen.

Indiens leuchtende Seiden — golddurchwirkt. Bronzegötter. Gehämmerte Schalen. Pilgersandalen. Pilgerbahnhöfe.

In den meisten Pavillons der fremden Länder benutzt man Eingeborene zur Dekoration und zum Verkaufen. Einige sind noch etwas zurückhaltend, einige lachen bei unpassenden Gelegenheiten

— aber die meisten haben sich schon den Sonderheiten des europäischen Betriebs gefügt.

In jedem Land wird in einem Kino den ganzen Nachmittag und Abend unentgeltlich Propaganda gemacht. Auch das wieder „Abwechslung". Ruhe- und Stärkungsstätten. Südafrika zeigt seine Straußenfarmen und das Abernten der Pleureusen. Die großen feierlich wallenden Herden. Die Berührung mit dem Menschen, der an Hinterteilen eine Okularinspektion vornimmt, und dann, wie ein Friseur, plötzlich eine ganze Bahn schneidet. (Das Unangenehmste ist das Entfernen der Stummel — sechs bis acht Wochen nach der Entfiederung.) Der zweite Teil des Films zeigt andere Puten: Mannequins, die sich mit Mänteln, Kleidern, Hüten, Fächern und Hemden aus Straußenfedern über Empiresofas biegen, das Bein auf eine Stufe setzen und ein Lächeln beginnen. — Oder der Weg der Ananas zur Konservenbüchse. Oder Kletterpartie am Tafelberg bei Kapstadt. Oder Schafschur. Oder australische Obsternte mit Familienleben. Der Sport in der Fremde. Pferderennen in Sidney. Regatta vor Colombo. (Seligkeit der Kinder, daß all diese Kinos, die am gleichen Tag niemals denselben Film wiederholen, nichts kosten.)

Ausgestopfte Tiere — vom Tiger bis zum Dschungelzeisig — in jedem Land unzählige. Geweihe, Schweinshauer und andere „Trophäen". Die Tiere sogleich in ihre natürliche Umgegend gestellt. Ganze Landschaften aufgebaut. Wenig Heimatkunst, sehr wenig Eingeborenenarbeit, sondern — und darauf hat man deutlich den größten Wert gelegt — eine Schau der britischen Produkte aus aller Welt; der Beweis, daß der Europäer überall findet, was er braucht, und kennt.

Schließlich die Erzeugnisse all dieser vielen und verschiedenen Länder. Hauptsächlich Möbel und Kleidungsstücke. Sei es nun Canada, sei es Indien, sei es Guyana oder Ceylon — überall derselbe Schnitt der Golfjacke, überall dasselbe Muster der Strümpfe. Ueberall die gleichen Schlipse, Hüte, Stiefel. Ueberall Tennisschläger, Golfstöcke, Boxhandschuhe. Der Stuhl, der in Neuseeland getischlert wurde, weicht in nichts von dem aus Oxfordstreet ab. Den Kamin, den sich der kultivierte Mensch an der Goldküste „erfunden" hat, bezeichnet mit Stolz der Einwohner von Mauritius als seine Spezialschöpfung. Eine indische Fabrik ist nicht in der Lage, einen anderen Hut herzustellen als eine kanadische. Der australische Farmer wohnt im selben Haus wie der afrikanische. Auf einem Golfplatz der Fidschiinseln gelten dieselben Regeln wie im Stillen Ozean. Ueberall haben die Zeitungen dieselben Titel, dasselbe Format, dieselbe Art der Anordnung, dieselben Photographien.

Und überall spricht man die englische Sprache. Dem Menschen kann nichts entgehen — sofern er ein Engländer ist. Er kann ohne die übrige unwichtigere Welt auskommen. Das ist die große und stolze und gelungene Demonstration der Ausstellung!

# ZUR . . . „VERSTÄNDIGUNG“

„Geben wir dem Verstand die Ehre“
Attis und Jodokus, Lustspiel.

Aus einigen Unterhaltungen, die ich in der letzten Zeit hatte, bin ich teils mit ausdrücklichem, teils mit heimlichem und, wie mir schien, jedesmal siegreichem Widerspruch davongegangen. Wenn ich hiervon Mitteilung mache, also auch von meiner Ueberlegenheit, so möchte ich doch dem Leser nicht unbescheidener, als nötig ist, erscheinen. Keiner wird recht klug; aber jeder ist dann und wann klüger als der Andre.

Ich war mit einem Gotiker zusammen, in seinem Redaktionszimmer. Er rauchte und bot Zigaretten, verabredete telephonisch ein Rendezvous mit seiner eigenen Frau, schalt in freundlicher Weise einen Botenjungen aus und sprach vom Leid. Er sprach von gotischen Menschen und von der gotischen Kunst und von dem Leiden der Welt,, von dem sie das herrlichste Zeugnis ablegten und das sie als die innerste Wahrheit des Lebens offenbarten. Ich saß während dieser begeisterten Auseinandersetzung . . . abseits; ich sah im Rauch der Zigaretten gotische Statuen sich formen und wieder verschwinden. Es waren antikische darunter, barocke, und mehr als eine Madonna vom entzückendsten Rokoko, bedenklich sehr zum lieben. Einige andere aber waren weder antikisch, noch barock, noch rokoko, sondern nur herzergreifend schön und vollkommen, so, wie alles sein sollte, was wir unternehmen.

Ich war mit einem großen Intuitiven zusammen, im Freien, unter Bäumen. Ich erfuhr zum hundertsten Male, was für ein armselig, kurzsichtiges Ding der Verstand sei und daß die Kausalität das Wesen der Seele trübe und fälsche und daß die Logik zu jedem Betrug Hilfsdienste leiste. Ich machte mir eine Rechnung. Ohne Zweifel sieht die Intuition, oder wie man sonst diese göttliche Gabe benennen will, ein paar Dinge, die der Verstand nicht sieht, aber, so schien mir, der Verstand erreicht ein paar hundert Dinge, die die Intuition nicht erreicht. Und so hochmütig, wie man gestehen muß, der Verstand sich auch gebärde, so ist er doch immer noch bescheidener und belehrungsergebener, als seine erlauchte Gegnerin. So steht es mit der Intuition.

Ich war mit einem Religiösen zusammen, in seinem schönen Arbeitszimmer, dessen Stolz ein Bücherspind von Chippendale und ein Aubusson-Teppich sind. Wir schwärmten von Dostojewski. Wie schon oft, kam ich auf jenen ungeheuren Besuch zu sprechen, den Dostojewski einmal dem Turgeniew gemacht hat. Er kam zu ihm und sprach: „Ich habe ein kleines Mädchen, ein Kind, mißbraucht, das mir anvertraut war. Vergeblich habe ich tagelang meine Stirn auf die Fliesen der und der Kirche gestoßen. Da habe ich, um meine Sünde zu büßen, mir auferlegt, sie dem Manne zu

beichten, den ich am meisten auf Erden hasse!“ Und ging. Er ging wahrhaftig sehr stolz, der Sünder, von dem unfreiwilligen Beichtvater, und wir verstehen diesen Stolz mitzugenießen. Aber schließlich, haben wir die Sünde nicht in einer Originalausgabe in Richard Wagner? und obenein mit einer von keinem Mittelalter zustande gebrachten Nuance: die Sünde als Heuchelei. Mein Freund ließ sich von der Geschichte in die Flucht schlagen und suchte Schutz bei seinem Liebling Kierkegaard. Hier also wäre uns das unausweichliche „Entweder — Oder“ gesprochen. Entweder wird ästhetisch gelebt und hohnvoll frei von allen sittlichen Banden, Zwirnfäden oder Ankertau ,— oder diese sittliche, diese ethische Welt ist die reine, die eine Göttlichkeit: der Teufel hüben, und drüben Gott. Es wäre wohlfeil gewesen, und sehr ungezogen, wenn ich auf den Aubusson gespuckt und den Chippendale mit der Faust eingeschlagen hätte. Kierkegaard, in der Tat ist er ja ein hinreißender Schriftsteller, viel zu gut und viel zu interessant, als daß er die Wahrheit lehren könnte. So viele und so dicke Bücher und so gute Bücher schreibt man nicht, um zu belehren, dazu liegt keinem Menschen an den Menschen genug. „Entweder — Oder“? Während wir alle und alles rings um uns vom „Sowohl — Alsauch“ lebt, von ihm lebt, zu ihm hindrängt, es befragt und es überselig erringt dann und wann.

Oh, ihr verehrten Radikalen, Ungeduldigen, Uebersichtigen, verbessert die Welt nicht, sie hat es nicht nötig. Aber wenn ihr irgend könnt, verbessert dieses und jenes Ding in ihr; es gibt ihrer viele, die es nötig haben.

---

ALFRED POLGAR

## DAS GUTE ESSEN

Im Wein liegt Wahrheit, im guten Essen Liebe. Der Betrunkene spricht wie ihm ums Herz ist, der Begessene hat plötzlich ein Herz, das er früher nicht hatte, oder ein Herz-Plus, hinzugekommen zu seinen Normalbeständen. Nachsicht, Verstehensfreude, Lust zur Gerechtigkeit überkommen ihn. Brücken der Sympathie spannen sich ins Nahe und Weite, ein rosenroter Nebel verkürzt Entfernungen und deckt Abgründe, und der Mensch ist gut. Der Betrunkene verliert das Gleichgewicht, der Begessene findet eines, das er vorher nicht hatte. Das gibt ihm ungewohnte Sicherheiten, die er betätigen will. So stürzt er in Gespräch und Debatte. Gefahrlos. Denn seine Zunge setzt einfach die zugeführten Kalorien in Geschwätz um, anders als die Zunge des Trunkenen, die Inhalt verschüttet aus der vollen Schale des Bewußtseins, und zum Vorschein bringt, was auf deren Grund lag.

Die Gesetze der psychologischen Wirkung guten Essens, die mit der physiologischen Hand in Hand (oder besser: Seel' in

Bauch) geht, sind rätselvoll und undurchdringlich, aber die Formen, in denen der Geist auf gutes Essen reagiert, lassen immerhin ein paar stets wiederkehrende Grundtypen erkennen.

Panierte Schnitzel zum Beispiel, sogenannte Wiener Schnitzel, fördern (zumal mit Gurkensalat), die Entwicklung einer Art Gemüt-Klebestoffes, der die Tafelrunde zur symbiotischen Einheit verbindet. Mancher Esser spürt diese Einheit so stark, daß er das Bedürfnis hat, sie über die fliehende Speisestunde hinaus zu konservieren. Solcher Typus wird schon bei der Suppe von Menschenliebe heimgesucht, beim Braten hat er bereits alle Anwesenden zu sich geladen, beim Käse die unverbrüchlichsten Abmachungen für gemeinsam zu verbringende Ferien getroffen, und beim schwarzen Kaffee ist aus den Ferien schon das ganze Leben geworden. Andern Tags weiß er nicht mehr viel davon, aber indes es ihm schmeckt, leidet er die heftigsten amikalen Anfälle.

Bekannt ist auch das Gegenstück zu diesem Typus, der pessimistische Gutfresser. Seine mürrische und bittere Stimmung entsteht durch sittliche Ueberkompensation des leiblichen Wohlgefühls. Dieser Typ fühlt durch sein Eßbehagen das moralische Gesetz in sich beleidigt und produziert, zwecks Genugtuung des Beleidigten, Trübsal. Er schämt sich, daß es ihm mundet, und hat die Tendenz, zu zeigen, wie schlecht es ihm schmeckt, daß es ihm gut schmeckt. Wenn man ihn fragt: „wollen Sie Kompott oder Salat?“, so erwidert er mit galligem Hohn: „diese Frage ist wohl im kommunistischen Manifest bereits entschieden“, und nimmt beides.

Sehr merkwürdig ist eine andere typische Reaktion auf gutes Essen, die darin besteht, daß der Esser — ganz unvermittelt und ohne gereizt worden zu sein — zu verschiedensten Fragen, zu denen er gar keine Stellung hat, Stellung nimmt. Plötzlich, ohne daß eine Assoziationsbrücke ihn dorthin geführt hätte, sagt er etwa: „Die X. Y. hat doch den schönsten Sopran von allen Konzertsängerinnen.“ Es ist gar nicht wahr, daß die X. Y. den schönsten Sopran hat, aber es ist auch gleichgiltig; der Mann hätte ebensogut sagen können: „sie hat den häßlichsten Sopran“ oder „sie hat den schönsten Baß“. Denn nicht darauf kommt es ihm an, eine Meinung zu äußern, sondern nur darauf, *irgend was geistig zu kauen.* Hierbei erzeugt er eben Sprechgeräusche.

Ich erklärte mir anfangs solche Lust am Urteilen ohne Urteil, am Standpunkte-Fixieren ohne Standpunkt als eine Ausartung des durch gutes Essen gesteigerten Ich-Gefühls ins Pantheistische, als eine Variante von „seid umschlungen, Millionen“, als Folge erhöhter Vitalität, die ihre Ueberschüsse leichthin verausgaben will. Aber dann bin ich darauf gekommen, daß der wunderlichen Erscheinung ein einfacher psychophysiologischer Vorgang zugrunde liegt: ein schlichtes *Rülpsen des Gehirns.* Was so kuddelmuddlig drin herumschwimmt, wird durch den von Fleisch und Süßspeise vermehrten Blutdruck nach außen und oben gerissen. Der Sprecher

hat hierbei sichtliche Lustgefühle, wie sie gemeineren Naturen, nach gutem Essen, schon durch das gewöhnliche Aufstoßen, den bekannten singultus communis, bereitet werden.

---

HELENE ELIAT

## DAS WUNDER

Es bedeutet die Daseinsberechtigung des Tage-Buches und meine schönste Genugtuung, daß die jungen Talente unter dieses Dach fliegen, ehe der große Ruhm sie erfaßt und verdirbt. Hier stelle ich den Lesern des T.-B. eine junge Dame, Helene Eliat, vor, deren Phantasie, Witz und Vorstellungskraft in der bitterarm gewordenen Literatur der deutschen Gegenwart als ungewöhnlich zu begrüßen ist. *St. Gr.*

Im Jahre des Heils 1422 erblickte ein junger Mann im Dom zu Pisa ein junges Frauenzimmer von seltener und erlesener Schönheit. Nach dem Gottesdienste folgte er ihr und sah sie in Begleitung einer Matrone in einem Hause der Mönchsgasse, unweit des Marktes, verschwinden. Tags darauf begab er sich zeitig nach eben diesem Hause, in der Hoffnung, etwas von seiner Schönen zu sehen. Er hatte sich nicht betrogen. Mit dem Glockenschlage sieben trat sie aus dem Tor, diesmal ohne die Mutter, nur von einem kleinen Dienstmädchen geleitet, welches einen Marktkorb hinter ihr hertrug. Sie begab sich zum Markt, kaufte hier und feilschte dort, ließ ihre zutraulichen Augen überall umherschweifen und machte es so dem jungen Manne nicht allzu schwer, ihre Blicke auf sich zu lenken, und, nachdem ihre Aufmerksamkeit einmal erregt, ein Gespräch anzuknüpfen. Von vornehmer Herkunft und ebenso klug als wohlerzogen, verstand er es, in kurzem ihr Zutrauen zu gewinnen, und so schieden sie als gute Freunde, indem sie ihm ihre Hand reichte, die er brünstig küßte. Voller Freude eilte sie nach Hause, sich für den folgenden Tag ein noch größeres Vergnügen erhoffend. Aber leider hatte eine Gevatterin das Abenteuer mit angesehen und war sofort gelaufen, das ganze den Eltern zu berichten. So ward sie also hart mit Schelten und Püffen empfangen und, da man nichts aus ihr herausbringen konnte, zum Büßen und Bereuen in eine dunkle Kammer gesperrt. Aber kaum war sie allein, kaum waren die letzten Vorwürfe hinter ihr verklungen, als sie überall neben sich den sanften Freund zu spüren vermeinte. Sie lehnte ihre weiche Wange gegen die kalte Wand und glaubte sein Antlitz zu fühlen. Sie beichtete ihm unter Tränen, welche Kränkungen sie seinetwegen ausgestanden und empfand die ganze süße Wonne der Märtyrerin. Als sie sich müde geweint, setzte sie sich in eine Ecke, drückte die zarten Schultern fest gegen die harte Mauer, in der Einbildung, sie läge an seiner Brust und, halb schon im Schlaf, zitterte das Näschen und suchten die warmen Lippen nach seinem Munde. —

Am Abend öffnete man ihren Kerker und schickte sie ohne Nachtmahl in ihre Schlafkammer. Sie entkleidete sich hastig, nur bestrebt, recht schnell auf ihr Lager zu kommen und weiter so lieblich von ihrem Freunde zu träumen.

Es ist begreiflich, daß eine derartig in Lust verwandelte Strafe bei dem Bestraften keine allzu große Besserung hinterläßt. Statt voll Zerknirschung und Reue, erwachte Jolanthe am nächsten Morgen voller Freude und Erwartung, vielleicht schon in kurzem ihren Freund wiederzusehen. Und wirklich, kaum war sie auf der Straße, als er herzueilte und sie mit den zärtlichsten Worten willkommen hieß. Er half ihr bei den Einkäufen und brachte sie schließlich mit inständigen Bitten soweit, daß sie ihm einen kleinen gemeinsamen Spaziergang in dem nahen Camposanto zugestand, während das kleine Dienstmädchen, ihrer jungen Herrin treu ergeben, unweit des Marktes wartete.

Es ist wahr, daß das junge Mädchen bei der ersten Vertraulichkeit zurückbebte. Ihr Atem ging schnell, wie bei einem jungen Vogel, und hätte er sie nicht so fest gehalten, sicherlich, sie wäre geflohen. Aber, da er viel stärker war als sie, ergab sie sich in ihr Schicksal und empfand schließlich ein eigenes Wohlbehagen ob ihrer Hilflosigkeit. Auch fiel ihr die neue Lektion nicht allzu schwer, denn, da sie am Tage vorher in ihrem Gefängnis schon ein wenig für sich allein geübt, erklang ihr Duett nun ganz vortrefflich. Der Jüngling war ganz entzückt ob einer so gelehrigen Schülerin, und wieder schieden sie in bestem Einvernehmen. Aber auch diesmal waren sie belauscht worden und die Eltern beim Heimkommen der Tochter bereits unterrichtet. Es war also ein übler Empfang, der das Mädchen erwartete, denn man hatte einen ganz besonderen Grund, Jolanthen rein und tugendhaft zu erhalten. Etwa 16 Jahre vor der eben erzählten Begebenheit, während des Krieges mit Florenz, hatte die Pest auf eine grauenhafte und verheerende Weise in Pisa gewütet. Gierig, mit weitgeöffneten Fängen, durcheilte sie Gassen und Häuser. In den Feldern lagen die eilig verscharrten Kadaver und füllten die Luft mit ihrem durchdringenden Gestank — immer neuen Tod um sich verbreitend und neue Opfer zu ihren Gräbern lockend. Voll Entsetzen vor dem großen Sterben gelobte das damals jungvermählte Ehepaar, das erste Kindchen der heiligen Jungfrau zu weihen, wenn sie sie vor der Pest beschütze. Das Wunder geschah. Nicht nur das junge Paar blieb verschont, sondern auch dessen Eltern und Geschwister, so daß man in der engeren Familie keinen Toten zu beweinen hatte. Die Jungfrau, die Gnadenreiche, hatte das Opfer angenommen. — Kurze Zeit darauf genas die junge Frau eines kräftigen Mädchens, und man beschloß, es bis zur Vollendung seines 18. Lebensjahres zu behalten, um es dann im Orden der frommen Schwestern ganz den Diensten der heiligen Jungfrau zu überlassen. Das Mädchen wuchs heran und ward alle Tage lieblicher, es war, als wolle die Mutter Gottes ihr Eigentum

mit allen nur erdenkbaren Reizen schmücken. Die Mutter aber hatte schon manches Mal diesen Handel bereut. Der Himmel hatte nur dieses eine Mal ihren Schoß gesegnet, und nun mußte sie kinderlos werden, wenn andere Töchter ihren Eltern noch einen Schwiegersohn ins Haus führten. — Jolanthe wußte von all dem nichts. Sorglos und ihrer selbst unbewußt, war sie großgewachsen wie eine Blume, bis sie den Jüngling erblickte und in kurzer Zeit höchste Freude und tiefsten Schmerz kennen lernte. Denn nach dem Spaziergang im Camposanto hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Man bewachte sie strenger als eine Gefangene. Selten nur noch durfte sie das Haus verlassen und auch dann nur in Begleitung der Mutter. Auch achtete man sorgfältig, daß sie weder Nachrichten geben noch empfangen könne und nun verzehrte sie sich in Sehnsucht nach dem kaum gewonnenen Freunde. Dem Jüngling erging es nicht besser. Von Sehnsucht getrieben hatte er ausgekundschaftet, daß Jolanthens Schlafkammer im obersten Stockwerk, an der äußersten Hauswand liege, da, wo ihr elterliches Haus an das Nachbarhaus stieß und, da dieses Haus eben verkäuflich, erwarb er es eilends, um selbst hineinzuziehen. Wie glücklich war er, zu erfahren, daß ihr Bett eben neben jener Hauswand stand. Sofort tat er ein Gleiches mit dem seinen, und nun lagen sie wie Ehegatten, dicht nebeneinander, nur durch die Wand getrennt. Oft glaubte er den geliebten Leib sich neben ihm regen zu hören, dann warf er sich gegen die kalte Mauer — aber sie wich ihm nicht, und er drückte sein Haupt in die Kissen und weinte bitterlich. Da hörte er, daß Jolanthens Vater mit Frau und Tochter für einige Tage auf ein kleines Landgütchen ziehen wolle, das er unweit der Stadt besaß. Sofort entwarf er einen kühnen Plan. Er wartete, bis der Wagen mit den Reisenden abgefahren war, dann eilte er in die leere Wohnung, die man unter der Obhut der ihm bekannten kleinen Magd gelassen. Mit einigen Goldstücken gewann er sie, und schon am gleichen Tage stürzten Maurer die ihm verhaßte Wand da, wo Jolanthens Bett stand. Nur eine Holztäfelung blieb bestehen, jedoch mit Rollen und Scharnieren versehen, so daß man sie beliebig hochschieben und herunterlassen konnte. Voller Ungeduld erwartete er nun die Rückkehr der Freundin. Endlich, eines Abends, erblickte er ihren Wagen, und noch in derselben Nacht schob er leise, leise die Täfelung in die Höhe — und hielt die Geliebte in seinen Armen.

So vergingen die Tage und jeder war glücklich und zufrieden. Die kleine Magd ob ihrer leicht gewonnenen Goldstücke und die Eltern, die Tochter durch den kurzen Landaufenthalt von aller Melancholie befreit zu sehen. Die beiden Liebenden aber hatten tausend Freuden aneinander, bis sie eines Tages merkten, daß sie nicht mehr allein waren. Ein Drittes hatte sich, sorglos, ob sie's auch danach verlange, in ihren Bund gedrängt, um ihn zu segnen. Das junge Paar war ratlos vor Entsetzen. Sie warfen sich der Mutter Gottes zu Füßen, der Weisen, der alles Verstehen- und

Allesbegreifenden, aber wie sie auch flehten, Jolanthen ward ihr Mieder täglich enger, und eines Nachts genaß sie von einem gesunden Knäblein. — Die alte Mutter hatte in dieser Nacht auch nicht geschlafen. Wie häufig jetzt, hatte sie mit der heiligen Jungfrau gehadert, daß sie sie der Freuden des Alters berauben wolle, daß die Schönheit und Jugend ihrer Tochter nutzlos hinter Klostermauern verblühen müsse, statt daß sie gesunde Kinder in die Welt setze, der Großmutter Alter zu erfreuen. Da hörte sie plötzlich einen seltsamen Laut. Er klang wie der erste Schrei eines Neugeborenen und kam aus dem Zimmer ihrer Tochter. Sie eilte dorthin, öffnete die Tür, um halb besinnungslos zurückzutaumeln. Ein unerhörtes Wunder war geschehen. Dort lag ihre jungfräuliche Tochter mit einem Knaben an der Brust. Zum zweitenmal hatte die heilige Jungfrau ihre Bitte erhört, sie vor einem einsamen Alter zu schützen. — Jolanthe aber lag still in ihren Kissen; sie war fest entschlossen, die ärgsten Qualen, ja selbst den Tod zu erleiden, als sich ihr Geheimnis entreißen zu lassen. Und das war auch sehr gut so, denn selbstverständlich mußten die braven Leute diese Geburt für ein Wunder halten, nachdem sie das Mädchen ein Jahr lang in absoluter Abgeschlossenheit gehalten. Das Kindlein aber hielt man für einen wiedererstandenen Heiligen, von der Jungfrau Maria zu besonderen Zwecken auf die Erde gesandt. Und wahrhaftig, es war ein Wunder, dieses Kind. Die goldenen Härchen umgaben gleich einem Heiligenschein das zarte Haupt, die rosigen, immer zappelnden Gliederchen waren von denkbarster Zierlichkeit. Wenn es aber sattgetrunken am Busen der jungfräulichen Mutter einschlief, zeigte es ein Lächeln, als träume es von den engelischen Spielen in den göttlichen Gefilden. Das waren glückliche Zeiten für Jolanthe. Den ganzen Tag über durfte sie sich der Pflege des Kleinen widmen, ihn wickeln und tränken und herzen und küssen. Die Nacht aber brachte ihr den zärtlichsten Liebhaber. Sie wurde wohl etwas bleich, die sonst so strahlenden Augen umgaben dunkle Schatten, und sie zeigte eine übermäßige Neigung zum Schlafen. Aber all das erklärte man mit einer, durch die etwas anstrengende göttliche Gnade hervorgerufenen Bleichsucht. Man bohrte Nägel in einen Apfel, ließ sie rosten und gab ihr von dieser eisenhaltigen Speise. Auch versprach man sich viel von einer Brühe, gewonnen aus einem lebend gekochten Hahn, gewürzt mit allerhand heilsamen Kräutern, die man ihr allwöchentlich reichte. Unterdessen rückte der 18. Geburtstag immer näher, und eines Tages ließ der Vater sie zu sich rufen, um sie endlich von ihrer Bestimmung zur Nonne zu unterrichten. Aber eben, als der Vater voll heiligen Eifers das sie erwartende göttliche Leben pries, vernahm sie ein zartes Pochen dicht unter ihrem Herzen. Das arme Mädchen, das mit Recht die endliche Ungeduld ihrer Eltern fürchtete, wenn sie ihnen alljährlich einen anderen Kalenderheiligen auf den Schoß setzte, begann zu zittern. Der Vater aber meinte, sie zittere vor Glück, zu

einer so heiligen Aufgabe ersehen zu sein und entließ sie zufrieden und mit der wiederholten Mahnung, ihren Körper und ihren Geist in treuer Pflichterfüllung weiter demjenigen zu leihen, dem sie bisher so gehorsam gedient, einer Verordnung, der Jolanthe gern und gründlich nachkam.

Und wieder vergingen Tage, Wochen und Monate. Als die Mutter wiederum eines Nachts ein geheimnisvolles Geräusch aus dem Zimmer ihrer Tochter dringen hörte, schnell erhob sie sich, eine neue göttliche Gnade vermutend. Aber was sie diesmal sah, übertraf alles bisher dagewesene. Die Wand hatte sich geöffnet und bot einen Ausblick in ein großes, mit unbeschreiblicher Pracht ausgestattetes Gemach. Da standen die üppigsten Polster, bedeckt mit Brokaten und Pelzen, seidene Teppiche bedeckten Wände und Boden, bereit, den zartesten Fuß zu empfangen und jeden Laut zu dämpfen. Fremde, seltsame Blumen rankten aus goldenen Prunkgefäßen, den ganzen Raum mit einem süßen und sinnverwirrenden Duft erfüllend. Die gute Alte glaubte nicht anders, als der Himmel habe sich geöffnet. 'Auf dem Bettrande aber saß der heilige Josef. Er hielt den Kopf ihrer Tochter in seinem Schoß und war eigens zu diesem Zweck von der Mutter Gottes auf die Erde gesandt. Da krachte eine Diele unter ihrem gewichtigen Leib. Der heilige Josef drehte sich um und erblickte sie. Aber das war nicht der heilige Josef. Das war einer dieser lieblichen Cherubim, wie sie in ihrer Bibel mit Flöten und Cimbeln herummarschierten. Er hatte goldene Locken und war mit nichts als einem Hemd bekleidet. Dessen schien er sich zu schämen, denn kaum, daß er sie erblickte, so stürzte er ihr mit einem Schreckensruf zu Füßen, bedeckte sie mit Küssen, umklammerte ihre Knie und verbarg sein göttliches Antlitz jammernd in ihrem Schoß. Die arme Alte wußte nicht, was beginnen. Was er sprach, verstand sie nicht, jedoch beschloß sie, von diesem Tage ab ein äußerst frommes und gottergebenes Leben zu führen, da Kasteien und Entsagen im Diesseits sich wohl verlohnte, wenn man dafür im Jenseits von so reizenden Wesen so zärtlich empfangen wurde. Da ertönte vom Bett ihrer Tochter ein Schrei. Ein zartes Quaken folgte und ein neuer Heiliger erblickte das Licht der Welt. Das war zu viel! Durch den Lärm geweckt, stürzte der Hausherr herbei, und seinen scharfen Augen entging nicht, welcher Art dieses Wunder war. Aber da war nichts zu ändern, und weil man in dem vermeintlichen Engel den wohlgeratenen Sohn eines reichen Kaufherrn erkannte, so sah man auch hierin den Willen der heiligen Jungfrau, und die Hochzeit wurde bald und mit großer Pracht, wenn auch etwas verspätet, gefeiert. —

Jolanthe aber aß noch manche Hahnensuppe und schenkte der Welt noch manchen Heiligen. —

Den strengen Eltern aber sage ich dies: „Naturam expellas furca tamen usque recurret" oder: „es ist wahrlich leichter, einen ganzen Sack Flöhe zu hüten, als ein einziges junges Frauenzimmer."

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Juliwoche

Als die Reichseinnahmen nur den hundertsten Teil der Ausgaben deckten, da bezeichneten es alle wirtschaftlichen Sachverständigen als ein glatte Unmöglichkeit, daß Ordnung in den Staatshaushalt gebracht werden könne, bevor so und so viele weit in der Ferne liegende Voraussetzungen erfüllt seien. Als die Währung ihren Rutsch von den Millionen in die Milliarden und die Billionen angetreten hatte, da galt es allgemein als aussichtsloses Unterfangen, sich dem scheinbar unvermeidlichen Verhängnis entgegenstemmen zu wollen. Als die Zinssätze in Deutschland trotz Wiedererlangung der Geldwertstabilität einen Stand von 40 bis 60 Proz. fürs Jahr behaupteten, da neigte die gesamte Geschäftswelt zu besorgtestem Pessimismus und hielt alle diejenigen für leichtfertige Phantasten, die von der naturnotwendigen Regeneration des Kapitals eine baldige Rückkehr zu halbwegs normalen Kreditbedingungen erhofften. Den meisten fehlt der klare Blick für die Realitäten des ökonomischen Kreislaufes.

Zwar pflegt die Balance, wenn überhaupt, dann leicht völlig verloren zu gehen, aber sehr bald kann auch das Gleichgewicht wiederhergestellt werden, wofern nur die notwendigen Anstrengungen gemacht werden, gleichviel ob es sich um staatsfinanzielle, um währungs- oder um kreditpolitische Angelegenheiten handelt. Die radikale Kreditsperre durch das Reichsbankpräsidium (von der alle Welt eine arge Verschärfung der Geldklemme erwartet hatte) hat nach wenigen Monaten konsequenter Handhabung einen verblüffenden Zustand der A b u n d a n z  a m  M a r k t e  k u r z f r i s t i g e n  L e i h g e l d e s hervorgerufen. Die Zinssätze, die seit den Anfängen der Stabilisierung das vielfache des Reichsbankdiskontsatzes betragen hatten, haben den Banksatz plötzlich unterschritten. Dabei zeigt die Zinskurve das Verhältnis von Angebot und Nachfrage in diesem Falle nicht einmal genau an. In Wirklichkeit bleiben bedeutende Summen derartigen Geldes unausgeliehen in den Kassen der Banken zurück. Diese Tatsachen sind als „Sonnenstreifen" am Horizont des Kreditmarktes höchst bemerkenswert.

Die Ueberfülle am offenen Geldmarkt darf jedoch nicht verwechselt werden mit der Kreditlage von Handel und Gewerbe, die sich nach wie vor ganz unbefriedigend gestaltet. Die Zinssätze, die gezahlt werden müssen, sind immer noch phantastisch hoch. Unzäh-

lige Anträge auf Kreditgewährung müssen Tag für Tag von den Banken zurückgewiesen werden, auch wenn es sich um Nachfrage zu durchaus produktiven Zwecken handelt. Der Kredit, der im Uebermaße zur Verfügung steht, ist gänzlich anders geartet, anders befristet, als der, der so dringlich gesucht wird. Das Leihgeld, das vergeblich der Anlage harrt, will in der denkbar liquidesten Art und nur mit 24 stündiger Frist vergeben sein, während dem kaufmännischen Finanzierungsbedarf nur mit länger laufenden Darlehn von 4 bis 12 Wochen abgeholfen werden könnte, ohne daß — dies ist ein entscheidender Punkt — die pünktliche Rückzahlung in der Mehrheit der Fälle mit Sicherheit gewährleistet erscheint. Derartige widerstreitende Tendenzen von Kreditangebot und Kreditnachfrage liegen im Wesen jeder Krise begründet. Sie waren auch in Vorkriegskriegszeiten nichts ungewohntes. Ein Ausgleich zwischen dem Ueberfluß hier und dem Mangel dort kann im wesentlichen nur mit technischen Mitteln geschehen. Vor allem bedarf es einer alsbaldigen Wiederherstellung eines funktionsfähigen Wechselmarktes, auf dem das flottierende Leihgeld mit der Möglichkeit jederzeitiger ungehinderter Realisierung Unterschlupf finden kann. Auf diese Weise wird täglich fälliges Geld — allein durch die Existenz einer kontinuierlichen Kaufs- und Verkaufsmöglichkeit — in langfristiges Geld gewissermaßen umgewandelt. Die Schwierigkeiten, die der Reorganisation des Wechselmarktes noch entgegenstehen, sind mannigfacher Art. In erster Linie fehlt es am nötigen Vertrauen, sodaß wahrscheinlich nur die Akzepte einiger weniger prominenter Firmen Zirkulationsfähigkeit genießen würden. Aber mit bloßer Resignation kommt man wie in allen bankpolitischen Fragen nicht durch. Allzulange haben die Bankleiter gezögert, bevor sie sich zur Wiedereinrichtung des Wechselmarktes entschlossen haben. Inzwischen haben sie andere volkswirtschaftliche, sehr unerwünschte Maßnahmen ergriffen, um zu verhindern, daß das anlagesuchende tägliche Geld ihnen selbst auf Depositenkonto zufließt und eine Zinsverpflichtung auferlegt, während sie ihrerseits nicht wissen, wohin damit. Die Berliner Banken haben infolgedessen den Habenzins für täglich fällige Einlagen von 8 auf 6 Proz. herabgesetzt — offenbar ein bloßes Palliativmittel, das (um in den Jargon der stabilisierungsfeindlichen Bankiers zu verfallen) am Symptom herumkuriert, ohne doch die Grundursache des Uebels auch nur im geringsten zu beheben. Eine geringe Einsicht in die volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten spricht aus dieser Politik. Glaubt man ernstlich, das Problem der Kapitalneubildung zu lösen, indem man den Kapitalbringern, wenn sie am unerwünschten Ort auftauchen, mittels Zinsherabsetzung eins aufs Dach gibt, anstatt alle Hebel in Bewegung zu setzen, damit dieser

furchtbare Strom an andere Stellen geleitet werde, wo er dringend nottut? Die vielgeschmähten Girozentralen scheinen in diesem Punkte weitsichtiger zu handeln. Sie lassen die Habenzinsen seitens der Sparkassen aufrechterhalten. Denn sie wollen das Publikum nicht verstimmen, sondern es im Gegenteil zu intensiverer Spartätigkeit ermuntern, weil sie wissen, daß sie damit auf lange Sicht ihren Interessen weit besser dienen, auch wenn der Verzicht auf die Zinsermäßigung sie im Augenblick einige Opfer kostet, solange sie nicht sicher sind für den Kredit, den sie teuer aufnehmen, gleich viel zu erlösen. Daß der gegenwärtige anormale Zustand nur vorübergehenden Charakter tragen kann und daß über kurz oder lang ein Ausgleich der Zinspegel sich durchsetzen muß, ist unzweifelhaft.

Eine besondere Schwierigkeit bei der notwendigen Wiederaufrichtung des Wechselmarktes liegt in der völligen Umschichtung der deutschen Kreditverhältnisse begründet, die aus der Kreditkontingentierung der Reichsbank resultiert. Kaufmännische Wechsel selbst der besten Qualität haben ihre Eigenschaft als liquide Mittel ersten Ranges verloren, die sie ehemals innehatten. Auf dieser ihrer Eigenschaft aber beruhte zu einem gut Teil die bevorzugte Stellung, die die Wechsel bei der Organisation des deutschen Kreditwesens genossen haben. In dem Augenblick, in dem statt des natürlichen Mittels einer Diskonterhöhung die Rationierung die Abwehr unerwünschter Wechselzuflüsse an die Reichsbank zu besorgen hatte, verlor der Wechsel seine Vorzugsstellung, denn nun war es vom Zufall abhängig, ob er während seiner Lauffrist überhaupt wieder zu Gelde gemacht werden konnte oder nicht. Man muß wünschen, daß, sobald die Währungsverhältnisse endgültig gefestigt sind, das alte Prinzip der natürlichen Auswahl wieder Platz greift und somit dem Wechsel seine jederzeitige Realisierbarkeit wiedergegeben wird. Eine interessante „Zwischenlösung" dieses Problems ist jüngst durch die Preußische Staatsbank in Angriff genommen worden, die mit einer ansehnlichen achtstelligen Goldmarksumme gewissermaßen als Neben- oder Vordiskonteur an die Seite der Reichsbank tritt. Der Hauptwert ihrer Diskontzusage an die Banken der Berliner Stempelvereinigung liegt vorläufig darin, daß sich nun niemand mehr zu scheuen braucht, sein tägliches Geld in Privatdiskonten anzulegen, weil er zwar nicht unbeschränkt, aber doch in beträchtlichem Umfange die Möglichkeit hat, im Notfalle sich wieder flüssig zu machen. Damit ist das Problem des Wechselmarktes wenigstens interimistisch gelöst mit dem mutmaßlichen Ergebnis, daß die eingangs skizzierte Ueberfülle am Geldmarkt sich allmählich in eine Erleichterung der gesamten Kreditlage umzusetzen vermag.

# GLOSSEN

## RICARDA HUCH

Sie ist, obwoh aus einer braunschweiger Familie, schweizerischer als Gottfried Keller, weil ein romanisches und ein germanisches Element sich hier zu einer Einheit gefunden hat. Wer ihre Liebesgedichte — sie sind (im Inselverlag) im 60. Tausend erschienen — einmal in der Hand gehabt hat, kennt dieses südliche Feuer der Huch. Sie ist im Grunde ekstatisch, nicht besinnlich. Aber was hat sie aufgebaut auf diesem feurigen Grunde! Immer war sie ihrem Werke hingegeben. Unter allen deutschen Erzählern gibt es keinen, der so selten zu seinen Hörern hinschaute. Gemessen an der Huch ist Jakob Wassermann ein Belletrist für die Bourgeoisie. Ricarda Huch hat sich nie an ihre Leser verloren. Ein einziges Mal hat es sie gelockt, einen sogenannten spannenden Roman zu schreiben, einen „Fall", und der Erfolg, den sie damit in der „Illustrierten Zeitung" errungen, bewies, daß sie, wenn es sie gelüstete, eine mitreißende Erzählerin fürs Publikum sein könnte. Daß sie eine Erzählerin fürs Volk ist, würdig des Meisters Gottfried, bewies sie in den kleinen lyrisch phantastischen Novellen, die (durch den Verlag H. Haessel) in vielen Tausend Exemplaren und doch noch lange nicht genug verbreitet sind. Auch ihre großen Romane von „Ludolf Ursleu" angefangen, sind noch viel zu wenig gelesen. Dem Deutschen liegen eben doch nur die Werke des platten Realismus, besonders wenn sie mit ein wenig Humor beträufelt sind. Die Huch aber hat nie zur gewöhnlichen Realistin sich erniedern können. Auch „A u s d e r T r i u m p h g a s s e", das jetzt bei Diederichs in einer schönen Ausgabe neu herauskommt, auch „Vita somnium breve" ist undemokratische Kunst. Die Huch verfliegt immer wieder ins Unwirkliche, sie versteigert sich, vielleicht sogar gegen den eigenen Vorsatz, immer wieder ins Individuell-Aristokratische. Dabei ist ihre Kunst des großen Hintergrundes schon in diesen Jugendwerken bewunderungswürdig. Allmählich rückte der Hintergrund nach vorn, die Zeit wurde stärker als die Einzelgestalten. Es entstanden die edelsten Meisterwerke der Huch: „Der große Krieg in Deutschland", ihr „Wallenstein", ihr Garibaldibuch („Die Verteidigung Roms") und zuletzt ihr Bakunin. Ein weniger stolzer Autor hätte sich einen Ruck zum Publikum und diese Werke als historische Romane geben können, die Huch hat das Vulgär-Bellestristische immer verschmäht, sie gab die Romantik des Historischen, sie gab ein Stück Weltgeschichte, wie sie es sah, mit Ricarda Huch'scher Optik, Vorliebe und Ungerechtigkeit. Zu diesen Werken muß sie durch Bücherberge gewandert sein, aber sie kam gesund und naiv wieder zum Vorschein, z. B. aus der historisch-sozialistischen Literatur mit einem anfänglichen Vorurteil für Michel Bakunin, das am Ende ein dankbares Nachurteil geworden ist. Diese großen Bücher, der Stolz des Inselverlages, sind nur in zehn- oder zwölftausend Exemplaren erschienen. Vorläufig ... Gibt es Dauerhaftigkeit in der Literatur und Wirkung in die Ferne, dann werden diese reichsten Werke der Huch in fünfzig und hundert Jahren hingebungsvoll gelesen werden. Eine so unwillkürlich aristokratische Seele wie die Huch kann ihre Leser nicht in einer Generation finden, sie kann warten, das Jahrhundert wird ihr folgen!

*l.—*

## DER UNSINN DER KUNSTKOMMISSIONEN

Das „Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung" hat

nach Mitteilungen Dr. Osborns in der „Voss“ die Absicht, dem Direktor der National-Galerie und des Kronprinzenpalais, Ludwig Justi, wiederum jene vielköpfige Kommission beizuordnen, deren Abbau Justi unter Wilhelm II. gelungen war! Jedermann weiß, was Kommissionen sind. Kunstkommissionen aber sind die sinnlosesten und unfruchtbarsten aller Kommissionen. Darüber ist doch kein Wort mehr zu verlieren. Auch im Ministerium kann kein Mensch der Vermutung sein, daß die Führung der Museen „mit“ Kommission besser sein wird als „ohne“. Warum also die Kommission? Wahrscheinlich nur, weil man nicht mehr genügend Festigkeit, Ueberlegenheit und Ruhe besitzt, um den Drängeleien mißvergnügter Künstler zu widerstehen. Ich bin der Meinung, daß Justi manches getan hat, was falsch war, und mehr noch unterlassen, was richtig und wichtig gewesen wäre, und ich habe ihn scharf kritisiert. Aber niemand kann ihm abstreiten, daß er mit größter Freudigkeit unermüdlich arbeitet. Diese Freudigkeit, ohne die nichts Brauchbares entstehen kann, auszutreiben, würde der erste Erfolg der Kommission sein. Justi hat in dem stolzen Gefühl einer Verantwortung sein Ziel verfolgt. Ist erst die Kommission da, so hat niemand mehr die Verantwortung und keiner ein Ziel. Wer soll denn übrigens in die Kommission hinein? Sinn hätte höchstens eine Kommission aus Museumsbesuchern. Eine Kommission aus „lebenden Künstlern“ über das Museum der „lebenden Künstler“ setzen, heißt das Museum zu einem Antiquitätenladen machen. Diese Kommission darf nicht Wirklichkeit werden. Sie bessert nichts. Sie verdirbt das Gute, das — allzubescheiden — da ist.

*Dr. Adolf Behne.*

## FILM

### *Lustspiel-Grotesken*

Ist es möglich, ein Kinoprogramm nur mit Lustspielen zu füllen, deren jegliches ohne eigentliche zusammenhängende Handlung ist, sondern nur aus zusammengeknüpperten Einzeleinfällen besteht ... zwei Stunden lang. solcherlei Grotesk-Unsinn zu sehen, ohne zu ermüden, ohne sich zu ärgern?

Die Antwort muß jeder von sich aus geben. Ich für meinen Teil kann solcherlei nicht nur ertragen, sondern fühle mich wunderbar belustigt, lache mit Tränen und Gedröhn, entschreite erleichtert in Hirn und Gliedern dem Kino und sehe alsdann die Welt freundlicher an. Ob ich zu primitiv oder zu verdorben bin, mögen die entscheiden, welche mir gern eins auswischen, ohne mich treffen zu können. Es kommt in diesem Falle nicht darauf an, zu wissen, wie man ist, sondern warum diese drollig-blödsinnigen Filme so erfreulich auf einen wirken.

Ich weiß ganz genau, warum: weil sie mich völlig ablenken von allem, was mich tagsüber und traumhindurch bewegt, weil sie mich entspannen, weil sie mit der Wirklichkeit, die mich pausenlos peinigt, den tollsten Schabernack treiben. Da sieht man z. B. in einem Programm (U. T. Kurfürstendamm) „Fix und Fax im Seebad“. Diese Komiker sind ganz unpersönlich, in ihrer völligen Mimiklosigkeit und ihrem mangelnden Körperausdruck gar nicht im Entferntesten mit Chaplin, Fatty, Lloyd zu vergleichen. Aber doch, was für unglaubliche Streiche fressen sie aus, wie narren sie die Menschheit samt deren gescheuten Erfindungen und Einrichtungen — und sind doch nur ein paar arme Teufel.

Da sind ferner ihre Vettern aus nordischen Landen, Pat und Patachon, auch zwei arme Teufel, stets in peinliche Ereignisse verwickelt, im Gegensatz zur akrobatischen Gelen-

kigkeit von Fix und Fax fast immer passiv bleibend, aber doch schauspielerisch mit verschmitzter Mimik und sparsamen Gesten komischer.

Und schließlich „William Pechvogels merkwürdige Abenteuer im Filmland“: Der amerikanische Rekord des Blödsinns, aber auch der Rekord in der Vernichtung von allem, was wir aus Natur und Gesellschaftsleben als natürlich, normal, gesetzmäßig kennen. Hier wird schauspielerisch überhaupt nicht gearbeitet; aber alle Möglichkeiten des Films werden genutzt, um das Mögliche unmöglich und das Unmögliche möglich zu machen. Menschen, Tiere, Gegenstände, Situationen verwandeln sich in eine Welt rapid durcheinanderpurzelnder potenziertester Meschuggität. Alles Geordnete wird verrückt, alles Feststehende wird entwurzelt. Das ist verfilmter Christian Morgenstern. Mit der Wirklichkeit wird aufgeräumt, indem sie umgestürzt wird. Ein Stiefel springt einsam umher (weil ein Affe darin ist); einer kommt, wohin er auch läuft, immer wieder zu den Löwen, die aber keinem etwas tun, sondern die Menschen sind die Bestien; ein Auto fährt völlig zerknautscht umher. Kurz, die Erfahrungswelt wird so zerstört und entstellt, daß man durch allen Humor ein leises Grauen fühlt, weil Menschen ungestraft so etwas ausknobeln können.

Diese Filme sind eine Wohltat, ein Sanatorium des Gemüts; ein Gegengewicht zur Schwere des Daseins; praktische Philosophie über die Nichtigkeit alles Bestehenden. Und so dargeboten, daß man nicht zu denken, sondern nur zu lachen braucht. Danke schön. *Kurt Pinthus.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

Romain Rolland: Annette und Sylvia. Roman. (Kurt Wolff, Verlag, München.)

Bei allem Respekt vor diesem Dichter, der eben doch mehr Dozent für Moral und Menschenglück als Dichter im eigentlichen Sinne ist, bei allem Respekt also: dieser Roman kippt ganz auf die Seite, aus der sehr elastischen, fast beschwingten Introduktion, die an die schönen Seiten von „Peter und Lutz“ denken läßt, verlieren sich die Kapitel in ein Analysieren, in ein Begründen, vielleicht damit den oft geäußerten Eindruck erhärtend, daß unendlich viel Deutsches in diesem Franzosen stecke. Zwei Töchter eines Vaters, doch verschiedener Mütter, aufgewachsen unter verschiedenen Bedingungen, begegnen sich und verflechten nun ihr Leben in Zwang und Zufall. Im Grunde ist es das eine Wesen, vielleicht des zeugenden Mannes, das sich hier in der Dualität auftut, vielleicht die weibliche Seele in ihren zwei Gesichtern, auf die die tausend weiblichen Masken zuammengedrängt sind. Aber es gedeiht aus lauter Spiel und Widerspiel, aus Licht und Schatten kein Gebilde bedeutenderen Sinns, das rechtfertigte, warum eine novellistische Idee die breite Entfaltung im Roman erfuhr. Eine Fortsetzung ist versprochen, vielleicht stellt sie die verlorene Balance wieder her. — Der Uebersetzer ist Paul Amann; er brachte schon Besseres zustande, hier gefällt er sich bisweilen in einer Verniedlichung und in burschikoser Wendung, die leidlich originalgetreu sein mag, aber um einheitlich das transponierte Bild des Ganzen zu erhalten, eben doch im Deutschen eine geringere Verspieltheit benötigt hätte.

*K.*

Otto Flake: Zum Guten Europäer. Zwölf Chroniken Werrenwags. (Verlag Elena Gottschalk, Berlin W 62).

In Chronikform setzt Flake seine Mühe fort, die täglichen Erscheinungen mit geistigen Mitteln zu untersuchen. Das Tägliche bedeutet Zufall, scheinbar Unorganisches,

umschließt Vivisektion und Philosophie, Segelfahrt und Roman. Aber die sehr einheitliche, immer reifer werdende Anschauung Flakes sammelt den Sinn aus Allem in aktiver Kontemplation; oder aber: seine außerordentliche Einheitlichkeit zwingt die Dinge nach ihren geistigen Wurzeln zusammen. So wird seine Chronik Zeitgeschichte, gesehen durch ein sinnerfassendes Auge. Mit Mut, ohne kleinliche Krittelei beantwortet er jegliche Frage, die sich ihm (entgegen-) stellt, indem er Extrakt und Wirkung herausschält. Man erlebt aus diesem neuen Buch das Phänomen des sich vervollkommnenden Geistes, der bewußt für seine Umwelt schafft, indem er bewußt die eigene Vervollkommnung erarbeitet. Flake ist Pädagoge großen Stils, in dessen Bereich der bedeutende Befehl gilt, den Deutschen zum Europäer zu erziehen. Er klärt also auch für sich die Frage des Nationalismus, jenes. Kapitel beispielsweise, in dem er vom Dualismus redet, von der Erziehung zur Elastizität, die das Metaphysische und das Weltliche als nicht mehr feindlich hinnimmt — das sollte jedem Politiker heute, insonderheit jedem deutschen Diplomaten, der für uns ins Ausland reist, mit in die Reisetasche gestopft werden. Immer erstaunlicher wird an Flake die Flüssigkeit seiner Intellektualitiät, die Klärung seines Denkens und Redens, die Annäherung an die notwendige Tat, die Rundung seines Gottes-, d. h. Identitätsbegriffes (dabei auch die Durchglutung mit Herz, die unsentimentale Freude am Natürlichen, die Verfeinerung seiner Ironie). Ich fordere dringend auf, dieses Buch zu popularisieren. Ich weiß sehr wohl, daß die Verbreitung seiner Energien auf starke Widerstände stoßen wird. *Kr.*

T h o m a s M a n n: Die Erlebnisse des Hochstaplers Felix Krull. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Es ist nur ein Anfangskapitel, die Genesis eines demnächstigen Hochstaplers, Genesis auf bürgerlicher Grundlage mit den ersten Anzeichen von Extravaganz. Viel Launiges, wozu die wein-rheinische Atmosphäre anständige Anlässe gibt. Leichtgetupft und leichtschattiert setzt sich dieses Jugendporträt zusammen; novellistisch, doch bemerkt man mit Vergnügen die ersten Fäden, die später das Epos spinnen werden. Der Autor bittet um Zustimmungserklärungen, ob er weiterarbeiten soll. Gewiß! Es wird interessant zu beobachten sein, mit welchen Mitteln er den pervertierten Bürger — ein Bürger wird er trotz allem bleiben — harangieren wird, und was er wohl an Stelle der reißerischen Weltfahrten, die manch einer schriebe, für tiefere Erlebnisse zu setzen hat. *K.*

---

UNSERE DEPUTIERTEN

Unsere Ausschnitte aus der Schönheitsgalerie des Reichstags im vorigen Heft haben unter unseren Lesern freudiges Erstaunen hervorgerufen,




*Abg. Geräuer*
(Bayerische Volkspartei)

und da uns eine Fülle von Wünschen nach mehr zugegangen ist, haben wir uns entschlossen, geleitet durch Kürschners unübertrefflichen „Deutschen Reichstag“, noch eine Nachlese zu geben. Selbst ein flüchtiger

Rundgang bietet ja so viele Anregungen, und manches, was in der deutschen Politik bisher selbst Eingeweihten sich verborgen hielt, das tritt plötzlich klar zutage.


*Abg. Manzke*
(Deutschnationale Volkspartei)

Gewinnbringend ist auch ein Studium des einleitenden Textes. Kürschner ist ja nicht nur ein fleißiger Bildersammler und gewisser Biograph, sondern auch ein konsequenter Statistiker. Das bestätigt schon die Rubrik „Religionsverhältnisse der Abgeordneten." Da erfährt man genau, wieviel Herren katholisch und evangelisch sind; ein Kommunist ist als Freidenker geeicht; ein Sozialist bezeichnet sich als Atheist. „Jüdischer Abstammung sind," so heißt es wei-

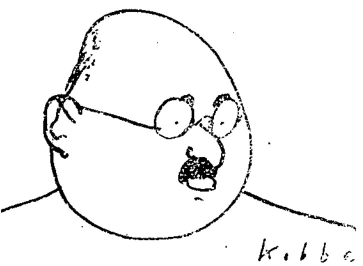

*Abg. Seydewitz*
(Sozialdemokratische Partei)

ter, „soweit sich dies feststellen ließ, 15 Abgeordnete."

W i e hast du das festgestellt, lieber Statistiker?

*

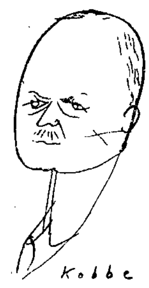
Unsern Parlamentariern macht die Bangigkeit der Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden längst kein Kopfzerbrechen mehr; sie haben sich für das kleinere Uebel entschieden und sind gut dabei gefahren. So fährt bei ihrer Musterung auch der Folklorist besser als der verwöhnte Aesthet. Trotzdem fehlen nicht die kleinen lyrischen Winkel. Da ist das Bild des bayerischen Abgeordneter Gerauer, zum Beispiel. Das ist mehr als eine dürre Gelegenheitsphotographie, das ist, nehmt alles nur


*Abg. Prof. Bergsträsser*
(Deutsche Demokratische Partei)

in allem, ein Volkslied; rustikale Primitivität, bescheiden angeganghofert, von leiser Verträumtheit überschattet. Der Abgeordnete Seydewitz dagegen, Sozialdemokrat, verkörpert schon rein äußerlich das Tempo der neuen Zeit. Er trägt Schillerkragen, trägt also den Hals frei, ist überhaupt ein freier Mann und wird sich niemals in eine Fürstengruft singen, sondern dermaleinst vom Verein der Freidenker für Feuerbestattung übernommen werden. Den Rhythmus unserer Zeit hat auch, rataplan! rataplan!, der Demokrat Professor Bergsträsser, der, laut Beurkundung des Berliner Tageblattes, aus einer alten badischen Theologenfamilie stammt. Der moderne Gelehrte verzichtet auf die hergebrachten Embleme des Professorentums. Bergsträsser, Historiker und Oberarchivrat, hat sich deshalb mit beachtenswerter Gewandtheit auf

den Typ des Bankdirektors umgestellt.

Treu am Alten hingegen hängt sein Parteigenosse Professor Goetz. Er erinnert im Halbprofil ein wenig an Hoffmann von Fallersleben, den Dichter des oft erprobten demokratischen Sturmliedes: „Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm.“ Bewußt altertümlich hält sich auch Theodor Fritsch, der Hammer-Fritsch, der Entlarver Jehovas. Der Schnurrbart sträubt sich kampflustig,



*Abg. Kalle*
(Deutsche Volkspartei)

die weit geöffneten Augen sind wachsam nach oben gerichtet, als fürchte er, der entthronte Wüstengott könnte dennoch durch eine Hintertür ins germanische Götterkasino einschleichen.

Einer dagegen enttäuscht. Empfinde ich wenigstens. Das ist Herr Reinhold Wulle. Das ist nicht der massige teutsche Gemeindewulle, so man nach seinen Reden und Schriften erwartet, sondern ein sorgfältig gescheitelter Herr von wässeriger Korrektheit, um einige Nuancen zu bläßlich. Aber vielleicht machen das die vielen Blutsproben.

Den Damen sei im Gegensatz zu allen Bräuchen kein besonderes Wort



*Abg. Budjuhn*
(Deutschnationale Volkspartei)

mehr gewidmet. Das deutsche Volk hat sie gewählt, es mag mit ihnen fertig werden.

*

„Was den beiden Reichstagen von 1920 und 1924 gemeinsam ist, ist das



*Abg. Langenfeld*
(Kommunistische Partei)

Ueberwiegen der Berufspolitiker. Als solche muß man die in den politi-

schen und gewerblichen Organisationen beschäftigten „Funktionäre" ansehen ... Ihre Zahl betrug 106 bzw. beträgt jetzt 85." Soweit Kürschner.

Es sind also zwanzig Funktionäre weniger geworden. Trotzdem funk-



*Abg. Wulle*
(Deutschvölkische Freiheitspartei)

tioniert dieser Reichstag kaum besser. Aber das gehört nicht mehr zum Thema.

*Lucius Schierling.*

---

## ZAHNREISSEN ALS GENUSS

In dem herrlichsten Quatschblatt, das in deutscher Sprache erscheint, in dem geradezu unentbehrlichen „Neuen Wiener Journal" gibt ein Grazer Forscher, Hans Auer, allerlei Erinnerungen an Leopold Sacher-Masoch, den Vater des Masochismus, zum Besten. Eines Tages mußte Sacher-Masoch zum Zahnarzt, ein Backenzahn mußte ihm ausgerissen werden. Er erschien, setzte sich in den Operationsstuhl, verbat sich jedes Betäubungsmittel und sah seine Gattin Wanda an. „Ich mußte mich", so schreibt seine Frau, „gegenüber meinem Manne setzen, der schon den Mund öffnete, in den sich die blanke Zange des Arztes schob. Und bevor dieser den Zahn packte, um ihn herauszudrehen, rief mir Leopold in höchster Ekstase zu: „Sieh mich jetzt an, recht grausam mußt du mich jetzt ansehen ..."

Ja, so kann das Ausreißen eines tief wurzelnden Backenzahnes ein ausgesuchter Genuß werden. Man muß nur zu jedem Geschehnis die passende Weltanschauung finden.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 28)



**Redaktion des „Tage-Buch"**: Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juliwoche

Wie gut, daß wir noch eine Menge höherer Beamter aus der Kaiserzeit haben. Zum Beispiel sitzt in Hannover ein alter Herr als Polizeipräsident noch aus der guten alten Zeit Wilhelms des Siegreichen. Er sitzt dort noch immer, obwohl es, wenn wir recht unterrichtet sind, einen Fall Haarmann in Hannover gibt. Ein Unhold, der mehr als zwanzig junge Menschen ermordet, ihre Leichen zerstückelt, ihr Fleisch verkauft hat, war zugleich Menschenmörder und Polizeispitzel. Jahrelang wirkte Herr Haarmann, der beinahe eine Amtsperson war, in einem Privatdetektivinstitut, das von der hannoverschen Polizei konzessioniert gewesen. Gegen Herrn Haarmann, der schon im Zucht- und Irrenhaus gesessen, wurden wiederholt Anzeigen erstattet, einmal von zwei Mädchen, denen Stücke Fleisch in den Töpfen des Polizeivertrauensmannes bedenklich schienen, sie kamen damit zum Polizeiarzt, er erklärte das Menschenfleisch für Schweinefleisch. Auch zur Bekämpfung des Kommunismus soll Herr Haarmann, wie die „Deutsche Zeitung" rühmend hervorhebt, Nützliches geleistet haben. Daß im Laufe von fünf Jahren zwanzig oder dreißig Jünglinge aus Hannover spurlos verschwanden, hat die hannoversche Polizeibehörde nicht weiter aufgeregt. Das Publikum, so erklärt sie beiläufig, ist an allem schuld. Die Polizei von Hannover ist rein und schuldlos. Deshalb konnte sie mit stillem Triumph berichten, daß gegen keinen Beamten der hannoverschen Polizei ein Disziplinarverfahren eingeleitet worden sei, und auch der Polizeipräsident von Hannover trage sich keineswegs mit Rücktrittsgedanken. Es ist nicht anzunehmen, daß Herr Oberpräsident Noske, dessen stille Liebe für Beamte und Offiziere aus dem kaiserlichen Reich bekannt ist, dem Polizeipräsidenten von Hannover den schnellen Rücktritt nahelegen werde. Warum auch? Die Bevölkerung von Hannover, Welfen und Preußen, ist über ihre Polizei außer sich, über ihre Unfähigkeit wie über ihre . . . Toleranz. Der Mann, der sozusagen als Kopf der Polizeibehörde für ihre Mängel verantwortlich ist, kann unmöglich gegangen werden, er ist ja einer von den idealen Beamten des alten

Systems. Ja, wenn Herr Polizeipräsident von Beckerath ein neu eingeführter Republikaner wäre! Was ginge dann für ein Geschrei durch die nationalhysterische Presse: „Der Protektor des Massenmörders“ — „Der Vorgesetzte des Herrn Haarmann“ — „Republikanische Massenmordpolizei“. Die fetten Lettern der geistig mageren Presse würden nicht reichen. Zwar verlangt der natürlichste Instinkt, daß für die unsagbaren Zustände in Hannover ein sichtbares, ein verantwortliches Haupt, eben der Herr Polizeipräsident, falle — aber wie kann dem verletzten Gemüt der hannoverschen Bevölkerung diese selbstverständliche Sühne gewahren, da es sich um einen alten kaiserlichen Beamten handelt. Den thüringischen Minister Hermann wollte man wegen ein paar Vordatierungen in Dekreten ins Gefängnis bringen, den Chef der hannoverschen Haarmann-Polizei wagt man nicht einmal in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen. Milde und Sanftmut herrscht in der deutschen Republik.

In Amerika liebt man die Vergangenheit nicht so sehr wie bei uns. Man hat infolgedessen andere seelische Beziehungen zu den Denkmälern. Aus der Bewunderung wird Gleichgültigkeit, aus der Gleichgültigkeit Ueberdruß. Steht dann solch ein Monstrum an Geschmack und Aufwand nicht mehr im richtigen Verhältnis zu den Gefühlen der Lebendigen, nimmt es in den Seelen weniger Raum ein, als man ihm einst auf dem Erdboden eingeräumt hatte, so wird es beseitigt. Aber da sind nun die Amerikaner viel pietätvoller als wir Europäer. Man denke an die russischen Denkmalsstürze! Die Amerikaner beerdigen ihre Marmor- und Bronzegrößen. Sie haben damit eine sinnige Form gefunden, die Denkwürdigen noch einmal zu ehren, um sie zu erledigen. Amerika, du hast es besser .... Der Kriegsopfergedenktag, der am 3. August gefeiert wird, soll nicht nur die Ansprache des Reichspräsidenten und der beiden Feldpröpste bringen. (Was ist das?) Er soll vielmehr auch ein allgemeiner Sammeltag werden. Natürlich für die Kriegsbeschädigten? Oder für die verlorenen Provinzen? Oder wenigstens für die Erhaltung der Kriegsgräber? Nein! sondern auf allerhöchsten ausdrücklichen Wunsch soll für ein zwar bescheidenes, aber immerhin nationales Kriegsdenkmal gesammelt werden. Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen! Verschlucken wir allen anderen Zorn, der bei diesem Gedanken aufsteht. Ist aber die Fürsorge für die wirklichen Kriegsopfer, die lebendigen Krüppel, Witwen und Waisen nicht wichtiger als ein Pendant zur Siegessäule? Proteste werden nichts mehr nützen. Beschränken wir uns also auf einen positiven Vorschlag: das Kriegsdenkmal darf nur durch Verwendung schon vorhandener Denkmäler zustandekommen. Dann bleibt immerhin die Hoffnung, daß wir selbst bei einem bescheidenen Nationaldenkmal ein Dutzend verlieren, um ein Stück zu gewinnen. Und dann mag es hingehen.

Sicherlich ist es schmerzlich, wenn man mitten in den Gerichtsferien einen großen Hochverratsprozeß führen muß, und wenn man noch dazu für diesen Zweck in den halbasiaten Osten reisen soll, während die Koffer schon nach dem Süden dirigiert werden. Aber das ist doch kein Grund, um eine Verhandlung im Tone persönlicher Gereiztheit zu führen. Dabei waren eigentlich bei dem Darkehmer Kommunistenprozeß, der jetzt in Königsberg mit lauter sehr hohen Zuchthausstrafen geendet hat, alle Voraussetzungen für eine freundliche Prozeßführung gegeben. Oder sollte man nicht im stillen lächeln, wenn die Anklage ein paar Arbeitern in einem rein agrarischen Kreise vorwirft, sie hätten einen kommunistischen Umsturz geplant? Vielleicht ist die Schärfe, mit der dieser Prozeß geführt und zu Ende gebracht worden ist, daraus zu erklären, daß die Vertreter der Staatsgewalt fürchteten, sonst nicht ganz ernst genommen zu werden. Jedenfalls ist es ihnen gelungen, lächelndes Erstaunen in Erstarren zu verwandeln. Gewiß, die Methoden der Kommunisten sind Tollheit. Aber die Art, wie man sich ihrer zu erwehren sucht, ist es auch. Der Vorsitzende hat sich einen Beweis für seine Voreingenommenheit entschlüpfen lassen, indem er die Sowjetfahne einen Fetzen nannte. Es könnte leicht der Fall eintreten, daß er, der besonders oft das Republik-Schutzgesetz anzuwenden hat, darüber zu urteilen hätte, wenn der gleiche Ausdruck auf die Fahne der Republik angewandt worden wäre. Was dann? Die Kommunistenverfolgung, die jetzt unter dem Kennwort „Schutz der Republik“ getrieben wird, hat mit der Republik nichts mehr zu tun. Sie ist eine Schande. Sie wird aber sehr bald auch mit Schutz nichts mehr zu tun haben. Denn solche Methoden haben sich bisher noch immer gerächt. Dabei haben manche von denen, die sie anwenden, noch das Sozialistengesetz miterlebt. Oder haben sie aus der Geschichte so schnell gelernt, daß sie ihre jetzige Schwäche den Kommunisten in Zukunft wünschen und mit der Parallele schon 1878 statt erst 1918 anfangen?

Die Internationale Arbeiterhilfe wollte 500 Kinder zur Erholung nach Frankreich schicken. Poincaré erlaubte die Einreise nicht. Herriot tat es sogleich nach seinem Regierungsantritt. Jetzt erlaubt Jarres die Ausreise nicht. Hätte Sollmann sie genehmigt? Wahrscheinlich nicht. Denn die Internationale Arbeiterhilfe steht in dem wohlverdienten Ruf, kommunistische Propaganda zu treiben. Wobei nur zu entscheiden bleibt, ob sie die Anziehungskraft der kommunistischen Idee für die Weckung der Nächstenliebe, für die Stärkung der Hilfsbereitschaft nutzbar macht, oder umgekehrt Freigebigkeit und Opfersinn kommunistisch mißbraucht. Diese Frage ist leicht zu beantworten: die christliche Nächstenliebe, die bürgerliche Opferwilligkeit haben in den letzten Jahren der Not, von Ausnahmen abgesehen, fürchterlich versagt. Die kommunistische Solidarität hat Hilfsaktionen zustande gebracht, die von den Gläubigen

aller anderen politischen und kirchlichen Konfessionen nur bewundert werden können. Natürlich macht der Kommunismus tüchtig Propaganda damit. Die bringt aber auch doppelte Frucht: sie nützt politisch und fördert das proletarische Hilfswerk. So ist nun einmal die Welt. Betriebe die Arbeiterhilfe ihre Arbeit nicht kommunistisch, so hätte sie nur den halben Erfolg; hätte sie nur den halben Erfolg, dann würde ihr niemand den Kommunismus übel nehmen. Aber Eifersucht und politische Bedenklichkeit sollten schweigen, wenn es sich darum handelt, 500 Kindern einen gesunden Sommer zu gönnen. Selbst wenn jedes von ihnen in eine kommunistische Familie in Frankreich käme, könnten sie nicht kommunistischer werden, als ein Verbot durch Freund Jarres sie machen müßte. Hüten Sie sich also, Herr Reichsinnenminister, daß man Sie selbst nicht kommunistischer Propaganda verdächtigt! Sie wissen am besten, wie gefährlich das ist.

Ueber die letzte Verordnung des Herrn Reichspräsidenten zur Verengung der Preßfreiheit ist hier (in Heft 26) gesagt worden: Warum eigentlich muß der Reichspräsident reaktionärer sein als der Reichstag? Nun sind diese neuen Verfügungen im Rechtsausschuß des Reichstags beraten worden, und es ergab sich der ungewöhnliche Fall, daß ein Antrag des Kommunisten Stöcker, der die Aufhebung der Verordnung vom 17. Juni fordert, von der Mehrheit angenommen wurde. Deutschnationale, Deutschvölkische, Sozialdemokraten stimmten mit den Kommunisten, und selbst der Demokrat im Rechtsausschuß konnte sich nicht entschließen, für die Aufrechterhaltung dieser, sagen wir, illiberalen Verordnung zu stimmen. Frage an den Herrn Reichspräsidenten: Haben Sie diese Desavouierung nötig? Müssen Sie sich reaktionärer geben als dieser Reichstag? Haben Sie denn keinen klugen Helfer in Ihrer Nähe, der Sie vor solchen, sicher zu erwartenden Blamagen schützt?

Ein mittelmäßiger Schauspieler könnte noch immer einen leidlichen Politiker abgeben. Der Münchener Komödiant Fritz Basil steht als Politiker noch unter dem Niveau seiner Schauspielerei. Er ist im besetzten Gebiet von den Franzosen festgenommen worden und hat eine unbedeutende Gefängnisstrafe verbüßt. Dafür hat er, nach der dümmsten Stadt heimgekehrt, eine Serie von festlichen Empfängen bekommen, wie sie ein Oberregisseur des Münchener Hoftheaters nicht besser hätte inszenieren können. Bei diesen Gelegenheiten hatte der sonst mehr fürs Komische begabte Herr Basil die Rolle des Märtyrers übernommen und einige Reden geschwungen, die in der bayerischen Spruchsammlung des Tage-Buches festgehalten werden müssen. Im Hofbräu verkündet der gefeierte Spielleiter des Abends: „Wir können den Haß in uns nähren gegen dieses sadistische ruchlose

Volk; dieser Haß soll grünen und wachsen wie die deutsche Eiche, und in ihm wollen und müssen wir einig werden." Ja, dies sadistische ruchlose Volk, das uns Descartes, Montaigne, Voltaire, Lavoisier, Rodin und France geschenkt hat, muß mit Herrn Basils Hilfe oder Mundwerk mehr oder minder ausgerottet werden, und die Bayern, die vorerst nur noch den Feldzug gegen Berlin führen wollten, müssen zu diesem Zwecke einig werden im Haß . . . Es gibt eine Münchener Nationalspeise: Kohl in Biersauce.

Zwei Zeitungsausschnitte vom 19. Juli über den bayerischen Charakter:

1. Der Ministerpräsident empfing den New Yorker Manny Strauß, um mit ihm in Sachen der amerikanischen Kinderhilfe für Deutsche neue Pläne großzügigster Art zu besprechen.

2. Der bayerische Landtag (Verfassungsausschuß) beriet heute über die Ausschließung der Juden vom Staatsdienst, die Ausweisung aller seit dem 1. August eingewanderten Juden und die Beschlagnahme ihres Vermögens. In der Diskussion erklärten die Vertreter der Bayerischen Volkspartei und der Deutschnationalen, also der Regierungsparteien des Herrn Dr. Held, ihre prinzipielle Zustimmung, sie verlangten nur eine genauere Umschreibung des Begriffes „jüdische Rasse".

Im Geiste seines Landtags hätte der bayerische Ministerpräsident den amerikanischen Kinderfreund erst auf seine rassische Zulässigkeit untersuchen lassen müssen.

---

HANS SIMONS

## HASS

Im Bayerischen Landtag ist die bayerische „Justizpflege" heftig angegriffen worden. Besonders die Volksgerichte haben die Kritik erfahren, die sie verdienen. Nur schade, daß die Volksgerichte inzwischen aufgehoben worden sind, nachdem sie in jahrelanger beispielloser Unrechtsprechung mehr Menschen unglücklich gemacht haben, als sich die normale Phantasie vorstellen kann. Das ist das Schreckliche an unserem Gewissen: wenn eine bestimmte Belastung erreicht ist, stellt es sich tot, um nicht sterben zu müssen. Die Masse des Unheils macht ihm gar keinen Eindruck. Höchstens erwacht es einmal wieder bei einem Einzelfall, der durch den Gesamtdruck all der Ungeheuerlichkeiten, die wir nachgerade täglich mit ansehen, mit spitzer Nadel hindurchsticht. Eine solche Einzelheit ist der Fall Fechenbach. Auch über ihn wegzuschlafen haben wir uns inzwischen angewöhnt. Die Zähigkeit unserer physischen Funktionen beschämt ja immer wieder die Ausdauer unserer psy-

chischen Erregungen. Aber jetzt sind die juristischen Gutachten erschienen,* die der Verteidiger Dr. Hirschberg von den Professoren Graf zu Dohna-Heidelberg, Kitzinger-München, Liepmann und Mendelssohn-Bartholdy-Hamburg, Mittermaier-Gießen, Radbruch-Kiel und Wach-Leipzig eingefordert hat. Vor diesen Namen müßte sich selbst dann der Senat des Obersten Landesgerichtes in München beugen, wenn uns nicht allerlei Erfahrungen inzwischen gelehrt hätten, daß an diesem höchsten Gerichtshof sogar Hochverräter sitzen oder gesessen haben. Er wird es aber nicht tun; denn das Kennzeichen Neu-Bayerns ist ja seine Unbeugsamkeit, als Funktion der Unmoral — und vor ihr und dem von ihr erzeugten Unrecht beugt sich ein ganzes Volk moralisch, das gleichzeitig den Anspruch erhebt, die Welt solle sich vor ihm beugen.

Diese Gutachten kommen zu folgendem Ergebnis:

Die Rechtsgültigkeit der Ausnahme-Gerichte ist bestritten. Die erste Grundlage des Urteils ist also zumindest schwach. Die Volksgerichte waren für die Verurteilung eines angeblichen Landesverrates, der sich gegen das Reich richtete, nicht zuständig. Es handelte sich im Falle Fechenbach um ein Preßdelikt; als solches war die Sache längst verjährt. Die Täterschaft Fechenbachs steht juristisch nicht einwandfrei fest, da sein Verhältnis zu dem Journalisten Paiot, dem er sein Material übergab, rechtlich nicht geklärt ist; aber das Volksgericht hat nicht einmal den Versuch gemacht, das Verhältnis der Täterschaft Fechenbachs zu der Paiots zu klären oder abzugrenzen. Wenn überhaupt, dann handelt es sich um ein typisch politisches Delikt, bei dem ehrlose Gesinnung ausgeschlossen ist; das Volksgericht hat aber ehrlose Gesinnung angenommen. Die ganze Lage des Falles drängt die Bewilligung mildernder Umstände geradezu auf; das Volksgericht hat sie versagt. Darüber hinaus spricht alles für die Anwendung des denkbar geringsten Strafmaßes; das Volksgericht hat denkbar hoch gegriffen.

Weiter: Dolmetscher und verschiedene Zeugen sind unvereidigt geblieben, ohne daß ein rechtlicher Grund dafür im Protokoll angegeben wäre; für jedes revisionsfähige Urteil der gegebene Fall zur Aufhebung. Nun ist zwar das Urteil des Volksgerichts keiner Revision unterworfen. Aber für die Prüfung der Frage, ob ein Gnadenakt angebracht erscheint, muß dieser Umstand von Bedeutung sein. Umsomehr, weil das Oberste Landesgericht sein Gutachten zu Unrecht überhaupt darauf beschränkt hat, nach Revisionsgründen statt nach Gnadengründen zu forschen. In ständiger Rechtssprechung hat sich das Reichsgericht dafür entschieden, daß ein Mangel des Verfahrens, wie die Nichtvereidigung von Zeugen, immer dann zur Aufhebung des Urteils führen müsse, wenn nicht feststehe, daß der Mangel auf das Urteil ohne Einfluß geblieben

* Der Fall Fechenbach. Juristische Gutachten. Mohr, Tübingen, 1924.

ist. Das Oberste Landesgericht dreht die Sache um: da nicht feststehe, daß der Mangel von Einfluß gewesen sei, betrachtet es ihn als unerheblich.

Aber noch mehr: das ganze Urteil ist aufgebaut auf der Ansicht des Gerichts, daß die Veröffentlichung des berühmten Ritter-Telegramms nachteilig für Deutschland gewesen sei. Diese Ansicht ist aus einem Gutachten des einzigen politischen Sachverständigen im Prozeß, Dr. Thimme, geschöpft. Dieser aber hat erstens einmal im Prozeß selbst nur ausgesagt, daß die Veröffentlichung unter Umständen künftig für Deutschland habe schädlich werden können, es jedoch nicht in dem Augenblick war, wo sie geschah; und zweitens, was viel wichtiger ist, hat er diese seine Ansicht auf Grund späteren sorgfältigeren Aktenstudiums wiederholt und ausdrücklich, öffentlich und feierlich widerrufen. Also ein typischer Grund zur Wiederaufnahme; das Gutachten des Obersten Landesgerichts dagegen erklärt den Umstand als „selbstverständlich für die rechtliche Würdigung belanglos". Außerdem aber ist fraglich, ob wirklich das Ritter-Telegramm, als Paiot es von Fechenbach erhielt, noch geheim war. Das Volksgericht hat diese Frage überhaupt nicht geprüft; das Gutachten des Obersten Landesgerichts folgt ihm darin nach.

Welcher Mensch, der nicht durch sein juristisches Studium seelisch ruiniert ist, aber auch welcher Jurist, der gefragt würde, ob ein Urteil auf dieser Grundlage die Voraussetzungen für einen Gnadenerweis biete, könnte diese Frage verneinen? Die Mitglieder des zweiten Strafsenates des Obersten Landesgerichtes in München! Freilich, indem sie sich dahinter verstecken, daß sie nur so zu prüfen hätten, als ob sie eine Revisionsinstanz wären. Das Staatsministerium der Justiz, wie die Bayern sie auffassen, hatte aber gefragt, ob gegen das Urteil rechtliche Bedenken bestehen, die einen Gnadenakt angezeigt erscheinen lassen. Und selbst bei dieser ängstlichen Umgehung der wirklichen Frage kommt selbst dieser Senat zu dem Ergebnis, daß rechtliche Gründe immerhin vielleicht in Verstößen gegen die Verfahrens-Vorschriften, die in dem Prozeß gemacht worden wären, zu erblicken sein könnten. Aber im ganzen verneint er sie, so wie er sie verstanden hat. Dabei hat die bayerische Regierung zweimal feierlich zugesagt, daß „angesichts des Mangels von Rechtsmitteln bei der Behandlung von Begnadigungsgesuchen in volksgerichtlichen Sachen alle Einwendungen gegen die Richtigkeit des Urteils gründlichster Prüfung unterstellt werden sollen". Das Oberste Landesgericht hat weder die tatsächlichen Einwendungen noch die Wiederaufnahmegründe, weder die Milderungsgründe noch die allgemeinen Begnadigungsgründe ethischer und menschlicher Art geprüft.

Der Sachverständige Dr. Thimme hat mit wenigen Worten festgestellt, daß die Verhandlungsführung des Landgerichtsdirektors

Haß voreingenommen war, beherrscht von dem Wunsche, in Fechenbach einen Vertreter des Sozialismus und der sozialen Revolutionen unmöglich zu machen, aber auch unschädlich zu machen. Er hat ferner bestätigt, daß die Anklage und ihre Verfolgung nur zustandegekommen sind durch den Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte Coßmann. Er bezeichnet diese Art, mit Hilfe einer willfährigen Klassenjustiz durch scheinpolitische Tendenzprozesse politische Gegner zu erledigen, als das „System Coßmann". Man muß ihm für diese Feststellung und Kennzeichnung dankbar sein. Das Gutachten des Obersten Landesgerichts muß freilich Empörung erregen. Aber das Justizverbrechen, über das es abgegeben worden ist, ist viel schlimmer als es selbst. Und die Anstifter haben keinen Anspruch, in diesem Falle anders gekennzeichnet zu werden, als die Anstifter zu Verbrechen gemeinhin genannt werden.

Fechenbach, der „Zuchthäusler", gewinnt auch in den nüchternen Darlegungen dieser Gutachten zu einem Gutachten höchst sympathische Züge. Er ist ein begeisterungsfähiger, überzeugungstreuer, dabei nüchtern und klar beobachtender, ungewöhnlich begabter Mensch. Elf Jahre Zuchthaus werden ihn zerstören; was von ihm leben bleibt, wird mit seinem früheren Selbst keinen Zusammenhang mehr haben. Muß er die ganze Strafe verbüßen, so ist dem Coßmann und Haß gelungen, was sie wollten: der Fechenbach, der mit Eisner die bayerische Revolution gemacht hat, ist getötet. Das Urteil gegen Fechenbach ist ein Justizmord. Das Volksgericht hat in diesem Urteil eine neue Theorie über den strafbaren Versuch aufgestellt. Denn es verurteilt Fechenbach wegen versuchten Landesverrates, obwohl nicht feststeht, daß auch nur in einem Fall seine Berichte an das Büro Gargas, um die es sich dabei handelt, entsprechend veröffentlicht worden sind. Danach läßt sich jede Vorbereitungshandlung in strafbaren Versuch umdeuten. Bei dem Morde an Fechenbach hat aber die furchtbare Ausführungshandlung schon seit mehr als eineinhalb Jahren begonnen. Man setzt sich also nicht in Widerspruch mit Volksgerichten und Obersten Landesgerichten, wenn man feststellt, daß des versuchten Mordes schuldig sind, die Fechenbach dem Zuchthaus überliefert haben. Und die ihn darin sitzen lassen?

Der Wirkliche Geheime Rat, Exzellenz Prof. Dr. Wach in Leipzig, ein vorsichtiger und zurückhaltender alter Herr, schreibt zum Schluß seines kurzen Gutachtens: „Die nachträgliche Erkenntnis der Unvereinbarkeit des Festgestellten mit der Wahrheit eröffnet der Gnade die Bahn." Gnade nur in der Form, weil die Rechtsmittel abgeschnitten sind; in der Sache ist hier die Begnadigung ein Rechtsanspruch.

In Bayern sind jetzt Mahnmäler beliebt. Das Urteil gegen Fechenbach verdient ein Mahnmal. Schon jetzt sollte man zu sammeln beginnen. Aber nicht das Geld für die Gedenktafel — sondern die Namen, die einmal darauf eingegraben werden müssen.

Leve de Koningin! Oranje boven! Wilhelmus van Nassauen ... Der Haag feiert Wilhelminas Jubiläum. In Ruhe betrachte ich das schöne holländische Fest — da trifft mich die aufreizende, geradezu revolutionär klingende Frage: Wollen Sie nach Moskau fahren? Meine Ruh' ist hin. Der Prospekt verändert: Lenin. Die Internationale. Proletarier aller Länder . . .

*

Am Anfang aller Dinge: Paß und Visa. Wochenlange Schwerarbeit, vom Herbst zum Winter. Eine der hübschesten Erfindungen der Paßindustrie ist das Durchreisevisum. Die geschäftstüchtigen neuen Staaten, durch deren Territorien einige Stunden zu fahren man gezwungen ist, könnten den Reisenden das Geld, auf welches sie Anspruch zu haben glauben, doch wenigstens auf eine entgegenkommendere Art abnehmen. Warum werden die Reisenden genotzüchtigt, auf die Konsulate zu laufen, törichte Fragebogen auszufüllen, zu warten, Geld zu wechseln, nochmals zu warten?! Ist ein hoheitsvolles Staatsvisum mit Stempeln und Unterschriften nötig für die simple Handlung des Einkassierens, auf die allein es abgesehen ist, genügt nicht ein Verkauf von Marken (zum Einkleben ins Paßbüchel) an den Fahrkartenschaltern der Reisebüros und Stationen? Siehe den guten Anlauf Oesterreichs.

*

In Riga kaufte ich eine Ansichtskarte, die, wie es sich erwies, eine Erinnerung an unsere große Zeit war. Auf der Anschriftseite war zu lesen: Riga fest in deutscher Hand. Jetzt verstand ich, warum der Händler diese Karte zu so einem erstaunlich billigen Preise abgab. Außer diesen Erinnerungen fand ich den Wodka (eine wichtige lettische Staatseinnahme gleich dem Durchreisevisum) ziemlich billig. Teils dieserhalb und teils der bolschewistischen Wodkaunterdrückung, unter der zu leiden mir bevorstand, unterstützte ich zum anderen Male den lettischen Staatshaushalt.

*

Sebesch (U.S.S.R.) ist einer der auserwählten Orte, die seit der Neuzeichnung der Landkarte aus einem obskuren Dasein zum Rang einer hellbeleuchteten Grenzstation aufrückte. Hier gewinnt das bolschewistische Rußland an jedem Einreisenden einen sympathisch gestimmten Besucher durch die zivilisierte Abwicklung der Revisions- und Zollgeschäfte.

*

Auf der Fahrt zum Hotel ist mein Reisegefährte, ein amerikanischer Mineningenieur, der Moskau vor drei Jahren sah, vom veränderten Aussehen der Straßen so entzückt, daß er nicht anstand ohne weiteres einen schiefen Vergleich zu riskieren, etwas von

London gurgelnd, von wo er eben kam. Und irgend etwas wird sich bestimmt mit London vergleichen lassen, mit San Francisco, mit Rom, mit Peking oder Teheran, oder mit einem Dorf in der Moskauer Nachbarschaft, wenn durchaus verglichen werden muß. Es ist alles da, Kirchen, Paläste, Banken, Wolkenkratzer, Mietskasernen, Handelshöfe, Zigaretten- und Käsebuden, und alles durcheinander und nebeneinander, in einem Maße, daß ein die Ordnung und die Einteilung liebendes Gemüt in Verwirrung geraten kann. Ist es erhört, daß auf einem weltstädtischen Boulevard die Bauern sich mit Schlitten und Gäulen häuslich niederlassen?

Oh, sie fühlen sich mit Recht zu Hause, die Bauern. Moskau ist Dorf und Weltstadt in einem, hier schließt das eine das andere nicht aus, alles durcheinander, alles nebeneinander.

*

Auf dem Kusnetzki Most, in der Petrowka und Twerskaya, schiebt sich die Menge ohne Hast, der Schnee dämpft den Lärm. Diese Millionenstadt hat nicht das Fieber ihrer nervösen Schwestern. Es gefällt ihr, das Leben spät am Tage zu beginnen, vor 10 Uhr ist kein Amt geöffnet, auf keiner Bank ein Dollar zu wechseln. Hingegen kann der Bürger gegen Mitternacht, aus dem Theater kommend, bei Jelisejew, einem Delikatessenladen in den Ausmaßen und dem Prunk einer Kathedrale, einen deliciösen Aufschnitt kaufen, Kaviar und Wein und Früchte, Piroschny (Kuchen und alle anderen Herrlichkeiten, nach denen es ihn gelüstet, und kann sie getrost nach Hause tragen, die Bogenlampen strahlen schützend durch alle Gassen und Straßen. Am Vormittag gibt es beim Bäcker die fabelhaftesten Brote, weiße und schwarze und graue, Brezeln und Kringeln und Kipfel in Berge geschichtet, die Ladentische schier brechend. Und nebenan, in gleichen Quantitäten, Eier, Butter, Milch und Honig. Beim Metzger hängen reihenweise die frisch geschlachteten Ochsen und Kälber. Auf Ochotny Rjad liegen Fische aus von abenteuerlichen Dimensionen, anderswo nur im Aquarium zu sehen, und Gänse und jegliches andere Geflügel, Wildbret und jedwedes sonstige eßbare Getier. In den Läden, in den Gewölben, vor den Ständen stauen sich die Kunden. In fast alter Ueppigkeit ernährt Mütterchen Rußland ihre zahlungsfähigen Kinder.

„Manufaktur“ heißt das Wort, das alle zwei Schritte von Ladenschildern schreit. Schaut man hin, sieht man in den Auslagen Ballen über Ballen jedweden Stoffes, sieht fertige Wäsche, fertige Kleider in enormen Mengen aufgestapelt wie die Kuchen und die Heringe. Für ein westliches Auge ist das meiste zur Schau gestellte und vom Publikum getragene, auch Schuhe, Hüte und was sonst noch der Mode unterliegt, in Form und Farbe, Schnitt und Muster vieux genre. Die Damen, wollte sagen die Sowjetbürgerinnen, kaufen und studieren fleißig die an jedem Zeitungskiosk neben den proletarischen Gazetten ausgehängten Pariser Modeblätter „La

femme chic", „La mode de Paris", „La revue des modes" und ein halbes Dutzend andere. Aber der Voraussetzungen, die Mode aus dem Westen, welche eine bourgeoise Angelegenheit ist, mitmachen zu können, fehlen zu viele.

Aus den Läden und den Kaufhäusern quillt die Warenfülle auf die Straßen. In langen Reihen stehen die Händler, abkünftig aus allen früheren sozialen Schichten, und bieten alles noch einmal und billiger an, was in den Verkaufsstätten feilgeboten wird. Mit Zurufen werden die Kunden gelockt, „franzuski Parfumi" ist einer der häufigsten Rufe, der den Vorübergehenden anfällt. (Auch eine radikale Kommunistin in der revolutionär-schicken Lederjacke und Mütze findet keinen Anlaß, auf Parfüm und Lippenstift zu verzichten.)

Plötzlich gibts Krach. Die Miliz greift sich einen Burschen heraus, der, ohne Wert auf einen Gewerbeschein zu legen, einen schwunghaften Handel in den beliebten Sonnenblumenkernen betreibt. Er wird unerbittlich, trotz Heulen und Protest, samt seinem Warenlager, das einen Handkorb füllt, abgeführt.

Rigoroseste Kontrolle jedweden Handels. Zur Zeit des Uebergangs der Währung vom Papierrubel zum Tscherwonezrubel konnte man an gewissen Straßenecken des öfteren überrannt werden von wild davonstürmenden, durch Milizposten verfolgten Männern. Was sie verbrachen? Sie betrieben den tolerierten, aber zwischendurch immer wieder verfolgten gewerbsmäßigen Umtausch von Sowjet-(Papier-)Rubeln in Tscherwonez und umgekehrt. „Tscherwonez" war ein Wort, das den Passanten ins Ohr geflüstert wurde wie „Spielklub", „Nachtlokal" bei uns am Kurfürstendamm. Dieses illegitime Bankgeschäft war ein lebensnotwendiger Betrieb. Was sollte, um sich vor Verlust zu bewahren, der Angestellte beginnen, der sein Gehalt in Sowjetgeld, das zum Aussterben verurteilt war und täglich sank, ausgezahlt bekam? Er mußte sich schleunigst Tscherwonezrubel, den ruhenden Pol, verschaffen, genau so wie der Kaufmann, und dazu diente eben die schwarze Börse, bei welcher man auch umgekehrt, die Tscherwoneznoten, die es zuletzt nur in 10 Rubelwerten gab, wieder in Sowjetgeld umtauschen konnte.

*

Vergebens schaut der Wanderer sich nach Auswirkungen der „linken Kunst" um, im Straßenbild ist nichts zu finden, nichts zu bemerken. Werden Amtsgebäude, Geschäftshäuser, Lokale, Gaststätten neu hergerichtet, was allenthalben in Moskau jetzt geschieht, so geschieht dies in durchaus überkommener, keineswegs revolutionärer Manier; Magdeburg ist (im Häuserputz) weitaus revolutionärer als Moskau. Beim Tode Lenins, der, einem Elementarereignis gleich, Moskau aus dem Alltag herausschleuderte und verwandelte wie der Ausbruch des Vesuvs jeweils das Gesicht Neapels verwandelt, beim Tode und der Beisetzung Lenins waren die Trauer-

dekorationen würdig, aber von einem ungewöhnlichen künstlerischen Gestaltungswillen war nichts zu spüren. In der Baukunst ist viel versprochen aber noch wenig erwiesen. Brav, bieder und spießig sieht es in den Kunstkabinetten der Warenhäuser aus, wo dem loyalen Sowjetbürger Gelegenheit geboten ist, seinen Bedarf an Porträten und Statuetten der „representative men“ zum Schmucke seines Heims zu decken.

Die linke Kunst ist nur in den Museen, den ausgezeichnet geleiteten, zu finden. Und in etlichen Theatern ist ihr zu begegnen, wie im „Theater der Revolution“ oder im „Theater Meyerhold“ Hier ist Bewegung, Umsturz, Witz. Und das Publikum in diesen Theatern geht mit, versteht jede Extravaganz, beklatscht einen genialen Einfall des Regisseurs, wie es einer aktuell-revolutionären Tirade des Schauspielers applaudiert. Hier ist es das Mitdabeisein, das Mittun des Parketts, der Logen und der Galerie echt und ungezwungen.

Nicht von allen Teilnehmern an den großen Straßendemonstrationen wird man behaupten können, daß ihr Mitdabeisein, ihr Mittun echt und ungezwungen ist. Die Beteiligung an öffentlichen Aufzügen ist für die Staats- und Trustangestellten sanfter Zwang. Dieser Zwang wird nicht sehr unangenehm empfunden, bringen diese Umzüge und Veranstaltungen, die aus allen möglichen Anlässen stattfinden und oft mit Maskenscherzen wie z. B. der Strangulierung von Herrn Stresemanns Ebenbild verbunden sind, erwünschte Unterbrechung der Monotonie des Moskauer Lebens. Die Feiertage ohne Demonstrationen bringen diese Unterbrechung durchaus nicht, und besonders nicht die großen Feiertage, an denen kein Theater spielt, kein Film rollt, kein Konzert lockt, an denen selbst die kleinste Kneipe geschlossen und zur Freude der Droschkenkutscher die Trambahn ruht — es ist in Moskau an solchen Tagen öde wie an einem Sonntag im viktorianischen London.

Der Freuden außer dem Hause sind wenige, sieht man von Konzerten, Kinos und Theatern ab (das Repertoire der Theater ist überdies noch ein sehr beschränktes, Uraufführungen oder Neueinstudierungen sind der hohen Kosten halber selten, es sind immer dieselben Stücke, die auf den Ankündigungen zu lesen sind, Stücke, die monate-, ja jahrelang immer wieder und wieder gegeben werden). Die gewöhnlichen Restaurants sind als Aufenthaltsorte unmöglich, die Volkskabarette wüst und voller Lärm. Das Kaffeehaus als Refugium existiert nicht, zum Schmerze des herumirrenden Westlers. Hin und wieder steht über einer Tür in lateinischen Buchstaben das verheißungsvolle Wort „Café“. Hoffnungsfroh tritt der Fremdling ein, sieht einen Kellner, träumend ans Büfett gelehnt, mit der Gabel sich den Schädel kratzen, und ist schon wieder draußen. Die paar guten Kabaretts und geduldeten Nachtrestaurants sind sehr teuer und für den Moskauer zu gefährlich. Viele, die im Herbst und Winter zu den Stammgästen dieser Lokale ge-

hörten, sind inzwischen aus Moskau ausgewiesen, verschickt oder verbannt. Die Sendlinge der G. P. U., der Nachfolgerin der Tscheka, werden bald die einzigen Stammgäste dieser Lustlokale sein. Die Gegner der „neuen ökonomischen Politik“ haben nach Lenins Tod Oberhand bekommen und sind durchaus entschlossen, den Privathandel zu erdrosseln (durch Verweigerung von Krediten bei den staatlichen Banken, durch künstliche Steigerung der Leistungsfähigkeit der „Kooperativen“ und andere, ihnen reichlich zur Auswahl stehenden Mittel). Den „Nep“leuten ist die Lust zum „Großausgehen“ vergangen.

Der Kaviar und die andern guten Sachen von Jelisejew und Philipow schmecken auch zu Hause nicht mehr gut. Man ist keine Nacht sicher, ob es der G. P. U. nicht einfällt, eine kleine Haussuchung zu veranstalten. Es wird überhaupt auch zu Hause immer ungemütlicher. Da sind z. B. die „Hauskomitees“, die neben der allgemeinen Hausverwaltung noch den unverhohlen zugegebenen Nebenzweck, ein bißchen das Privatleben der Mitbewohner zu kontrollieren, zur Aufgabe haben, wodurch die Wohnmisere vollends unerträglich wird.

Ein Zimmer, ein richtiges, ruhiges Zimmer allein für sich zu haben, phantastischer Glücksfall. Zwei, drei Menschen in einem Raum ist die Regel. Die Frau kocht, das Kind schreit, der Vater liest, und Michail, der Sohn, studiert, Besuch kommt, Besuch geht, neuer Besuch, neue Debatte, die zehntausendste Debatte über Gott und die Welt und den Bolschewismus.

Uebrigens wird Michail Michailowitsch bald nicht mehr zu studieren brauchen. So er nicht einwandfrei nachzuweisen vermag, daß sein Vater Proletarier oder proletarischer Herkunft ist, ists mit dem Studium vorbei. Die Hochschulen werden von allen bourgeoisen Elementen gereinigt. Gegen Professoren, die nicht in die Richtung passen, deren wissenschaftlicher Ruf aber zu bedeutend ist, um sie einfach zu entlassen, werden von gesinnungstüchtigen Kollegen hübsche kleine Intrigen insceniert, offene und versteckte Anschuldigungen in der Presse unterminieren die Stellung, der G. P. U. werden Winke gegeben, aufmerksam zu sein . . .

Mit der Herstellung des rein proletarischen Staates wird ernst gemacht. Es wird nicht mehr viel gefackelt. Der Nepmann und der bürgerliche Intelligenzmensch haben sich endgültig klar zu machen, daß sie nur geduldet, nichts als ein (vorläufig noch) notwendiges Uebel sind.

Michael Michailowitsch, der Student, ist kommunistisch gesinnt. Er ist über die getroffenen Maßnahmen nicht etwa empört, nein, durchaus nicht. Er findet es natürlich sehr arg, daß er persönlich so schwer getroffen wird, aber was ist zu machen? Um der großen Idee willen muß der Einzelne leiden.

Nebenan wohnt eine junge Frau, Anna Iwanowna, mit ihrem Säugling. Auch Anna Iwanowna gehört zur kommunistisch ge-

sinnten bürgerlichen Intelligenz, ist Juristin bei einem Staatsamt, miserabel bezahlt. Sie beantragt Milch zu einem ermäßigten Preis für das Baby. Eine Kontrollperson erscheint und prüft, ob die Wohnverhältnisse die Bedürftigkeit erweisen. Das Gesuch wird abgelehnt. Die Kontrolle fand, es seien noch etliche zu gute Möbelstücke im Zimmer vorhanden, dem einzigen, das die junge Frau mit dem Kleinen und der Wärterin bewohnt. Eine leichtabfällige Bemerkung meinerseits über den erstaunlichen Entscheid wurde sofort von Anna Iwanowna zurückgewiesen. Was wollen Sie? Der Staat ist arm, ginge es ihm besser, wäre mein Gesuch genehmigt. Anscheinend muß er noch mehr sparen, als ich vermutete.

Anna Iwanowna und Michail Maichailowitsch verteidigen oder entschuldigen alle Maßnahmen des Systems. Ist es mit dem Satze von der Armut des Staates nicht zu machen, stehen die „psychologischen Notwendigkeiten" zur Verfügung.

Die Lehrerin vom Lande erzählte: Seit zwei Monaten zahlte mir der Staat kein Gehalt. Ich ging selbst in die Gouvernementshauptstadt und ersuchte um Auszahlung des rückständigen Betrages. Was wurde entgegnet? Sie haben es ja doch ohne Gehalt fertig gebracht, zwei Monate zu leben, also haben Sie doch jetzt das Gehalt für diese zwei Monate nicht mehr nötig. „Der Staat ist arm."

Der Professor erzählte: Fünf Monate lang bekam ich kein Gehalt. Ich stand vor einer notwendigen Reise ins Ausland. Ich wies darauf hin, daß ich gezwungen sein werde, mir im Auslande Geld zu leihen. Allerdings müßte ich dann eingestehen, daß die Sowjetregierung nicht in der Lage ist, ihre Lehrkräfte zu bezahlen. Auf diese Vorstellungen hin erhielt ich dreiviertel des rückständigen Betrages. Prestige-Angelegenheit. „Psychologische Notwendigkeit".

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

---

COLIN ROSS

## RUHETAGE IN KANAZAWA

Soeul, im Juni

Wir waren wochenlang durch Japan gefahren, von Nord nach Süd, von der Ostküste nach Westen und wieder umgekehrt. Nun waren wir ein wenig japanmüde, müde der Landschaft mit ihren Reisfeldern, zwischen denen seltsame, kiefernbestandene Inseln standen, müde des verträumten Zaubers der Inlandsee und des der grandiosen Berge, des untadeligen Eiskegels des Fuji, aber auch der Tempel, der Schlösser und Feste. So fuhren wir nach Kanazawa, um auszuruhen.

Der erste Eindruck des kleinen Provinzstädtchens an der Westküste war enttäuschend. Es gab eine schon ziemlich europäisierte

Geschäftsstraße und eine Elektrische, dagegen war von dem alten Kutaniporzellan, wegen dessen die Stadt berühmt ist, nichts mehr vorhanden. Doch wurden wir entschädigt, als uns die Rikschakulis in der Oura-Ya abluden.

Wir hatten schon manches stimmungsvolle japanische Gasthaus erlebt, aber die Räume, in die uns der Wirt jetzt führte, waren das hübscheste, das man sich denken kann, und gerade das richtige für ein paar Tage des Ausspannens. Wir hatten ein Appartement für uns oder eigentlich schon ein ganzes Haus; denn unsere Zimmer gingen auf einen eigenen kleinen Garten. Die Bambuswand, die den Garten absperrte, war so hoch, daß sie jeden unbefugten Blick aus dem Nachbarhaus wehrte. Es war ein versteckter, völlig in sich abgeschlossener Winkel, inmitten der lärmenden, fremden Stadt eine Welt für sich.

Wir hatten uns mit einigen Schwierigkeiten mit dem Wirt über unsere Lebensweise verständigt: morgens europäisches Frühstück, denn süßsauere Pflaumen, ungesalzenen Reis und gezuckerte Anchovis auf nüchternen Magen könnte einem auch das stimmungsvollste japanische Milieu verleiden. Mittags wollten wir auswärts essen, abends nach dem Bad aber ein ausführliches japanisches Diner einnehmen.

Mit dem Bad hatte es zuerst seine Schwierigkeiten. Als ich am ersten Morgen in den Vorraum des Bades kam, schien mir dieses selbst schon besetzt, und ich zögerte unschlüssig. Da kommt eine japanische Dame herein, verbeugt sich höflich vor mir und beginnt dann ungeniert den Kimono abzulegen. Dann folgt Unterkimono und Hemd. Mit entzückender Grazie kniet sie nieder, streift das Lendentuch ab, erhebt sich wie eine Gazelle, zeigt für eine Sekunde einen gertenschlanken, elfenbeinfarbenen Körper mit süßen kleinen Brüsten, verneigt sich nochmals und verschwindet, ganz Dame, in den schon besetzten Baderaum.

In Japan ist das gemeinsame Baden der Geschlechter alte Tradition. In den letzten Jahrzehnten ist es unter dem Einfluß der Europäer, insbesondere der Mission, abgekommen; in den öffentlichen Bädern ist es polizeilich verboten, aber, wie ich soeben selbst erleben konnte, kam es doch noch immer wieder vor.

Die japanischen Badesitten sind das schlagendste Beispiel dafür, welch künstliche Dinge Moral und Schamgefühl sind; denn sie wechseln völlig je nach Erziehung und Herkommen. Die Japanerin, die nichts dabei findet, ihren Körper vor fremden Männern zu zeigen, ja, die ihn ruhig von dem männlichen Badediener abseifen und massieren läßt, trägt auf der Straße und in Gesellschaft Kleidung von einer Dezenz, neben der die europäische schamlos erscheint, und sie empfindet die Art, wie sich fremde Männer und Frauen bei europäischem Tanzen umfassen und aneinanderpressen, als äußerste, unbegreiflichste Schamlosigkeit.

Andererseits zogen wir es doch vor, unser eigenes Bad zu haben, und waren sehr zufrieden, als wir eines für unseren ausschließlichen Gebrauch bekamen, zumal das japanische Baden den Nachteil hat, daß sämtliche Hausinsassen, beziehungsweise Hotelbewohner, nacheinander in die gleiche Wanne steigen.

Von diesem kleinen Schönheitsfehler abgesehen, ist das japanische Bad etwas herrliches, trotzdem es eigentlich allen ärztlichen Ansichten und hygienischen Vorschriften zuwiderläuft. Der Japaner badet kochend heiß, so heiß, daß ein Europäer erst nach langer Gewöhnung die gleiche hohe Temperatur erträgt. Erst wird der Körper abgeseift und mit heißem Wasser übergossen, dann steigt man für einen Augenblick in die Wanne mit dem siedend heißen Wasser, die von unten geheizt wird. Im ersten Augenblick meint man zu verbrühen, aber wenn man aussteigt, fühlt man sich unendlich wohl, warm und behaglich.

Nach dem Baden saßen wir in Kimonos auf den Seidenkissen vor dem Kohlenbecken und sahen durch die offene Schiebtür in unseren Garten. Auf kleinen schwarzen Lacktischchen stellte die Nesan vor jeden das Diner, alle Gänge gleichzeitig: rohen Fisch und gebackenen, Tintenfische, Krabben, Eiersuppe und dann die Delikatessen, die zum Reis gehören, wie angesäuerter Rettich, Seetang und dergleichen. Neben Reistopf und Teekessel kauerte die Nesan, um aufmerksam unsere Schüsseln und Schalen nachzufüllen. Reis ist heilig. O gozen, sagt der Japaner — sehr verehrter Reis. Man darf deshalb auch keinen stehen lassen, und selbst die Reste in der Schüssel spült man mit Tee herunter, damit kein Körnchen umkomme.

Nach dem Essen wird das Bett gemacht, gewöhnlich in dem gleichen Raume, in dem man wohnt und ißt. Da wir mehrere Zimmer für uns zur Verfügung hatten, konnten wir ein wenig à la Europa leben, und hatten die Nesan angelernt, im Raume neben dem Eßzimmer die Betten aufzuschlagen. Diese wurden den Wandschränken entnommen. Sie bestanden aus ein paar seidenen Matratzen, die übereinander gelegt werden, einem Kopfkissen aus Seegras, das recht hart und unbequem ist, und einer dickwattierten seidenen Decke mit Aermeln, in die man hineinschlüpft. Bettwäsche gibt es nicht, und man liegt in seinem Nachtkimono direkt auf der Seide.

Morgens kommt die Nesan herein, schiebt alle Läden zurück, und wenn so die Oeffentlichkeit hergestellt ist und man von allen Seiten von der Straße ins Zimmer sehen kann, mag man sich anziehen. Da unser Zimmer nur auf den engen Garten führte, machte das nichts. Im übrigen lernten wir unsere Nesan ein wenig an. Normalerweise ist sie gewohnt, zu jeder Tages- und Nachtzeit ohne vorheriges Anklopfen in die Zimmer der Gäste einzutreten. Das ist nicht etwa eine Respektlosigkeit, sondern dem Japaner fehlt eben der Begriff dafür, daß es etwas Privates und für andere Augen

Anstößiges überhaupt gibt. Selbst im Zug sind die Waschtoiletten offen, bestenfalls nur mit einem sehr unzureichenden Vorhang gegen den übrigen Wagen abgeschlossen. So kam auch die Nesan zu uns herein, bis wir ihr beigebracht, vorher zu husten. Im übrigen war ihr Kommen jedesmal eine feierliche Zeremonie. Sie kniete erst außen vor der Tür nieder, öffnete sie, verbeugte sich bis auf den Boden. Dann Aufstehen, durch die Tür Schreiten, wieder Niederknien, um sie zu schließen; denn es ist höchst unpassend, eine Tür anders als in knieender Haltung zu öffnen oder zu schließen. Die Nesan kommt auf uns zu. In zwei Schritt Distanz nochmaliges Niederknieen und nochmaliger Kotau. Dann erst frägt sie nach unseren Befehlen oder überreicht das Verlangte. Der Rückzug wird unter dem gleichen Zeremoniell angetreten. Es ist unglaublich, wie oft die Japanerin im Laufe des Tages hinkniet, sich bis auf den Boden verneigt und leichtfüßig und graziös wieder aufspringt.

So hatten wir uns eine ideale Mischung von europäischem und japanischem Lebensstil zurechtgelegt. Tagsüber schlenderten wir unter den Blütenbäumen des Ke-roku-en, des Gartens der sechsfachen Schönheit des alten Daimyoschlosses, oder fuhren in die freie Landschaft hinaus, deren Horizont die Schneeberge umgrenzten, oder wir fuhren ans Meer und sahen den Fischern zu. Es waren Tage traumhaften Vergessens.

Glücklicherweise setzte alsbald Regen ein, der uns den Abschied leichter machte; denn es wurde langsam Zeit, unsere Reise fortzusetzen. Es gab eine Rechnung, die noch unsere Erwartungen übertraf; denn kein japanischer Wirt wird so unhöflich sein, einen angesehenen und reichen Fremden — das sind in ihren Augen alle Weißen — dadurch seine Unehrerbietung und Geringschätzung zu bezeugen, daß er ihm etwa eine allzu geringe Rechnung überreicht. Allein das ist bereits eine Anpassung an europäische Sitte; denn der Japaner gibt beim Betreten des Hotels das „Tschadai“, das sogenannte Teegeld, ein Trinkgeld, dessen Höhe die Vornehmheit des Gastes und den Grad der Ehrerbietung anzeigt, mit der er behandelt zu werden wünscht. Bei manchen Personen beträgt das Tschadai für eine Nacht 50, 100 und mehr Yen. Die eigentliche Rechnung ist dann minimal und eigentlich nur eine Formalität.

Nun, trotz der hohen Rechnung gab ich noch ein Tschadai, und es muß zur Zufriedenheit ausgefallen sein; denn nach kurzer Zeit kam der Wirt wieder und überbrachte unter vielen Verbeugungen und ehrfurchtsvollem Schlürfen das Gastgeschenk: eine Bürste und einige buntbedruckte Handtücher.

Bei strömendem Regen fuhren wir ab. Lange noch konnten wir nach der Oura—ya zurückblicken und sahen den Wirt mit allen Nesans auf der Schwelle kauern und sich immer wieder verneigen.

THEODOR LESSING (Hannover)

# DIE ENTWICKLUNG ZUM IRRSINN

Der Gedanke, welchen ich hier niederlege, wird von den Lesern belächelt, mit Achselzucken beantwortet, kaum jemals ernst genommen werden und enthält doch den Kern aller meiner Lebenserfahrung und Weltbeobachtung: Die Entwicklung des Menschen, der sogenannte „Kulturprozeß“, mündet mit unweigerlicher Sicherheit in den — Irrsinn. Grade der sogenannte „Fortschritt“ wird alle Mächte des Wahns gegen die Menschenwelt mobil machen, und der Gipfel der Menschenklugheit (Nietzsches „Uebermensch“) wird von den Wolken der Paranoia und Paralyse rettungslos überschattet sein, aus welchen Wolken heraus die Stimme des gerächten Erdgeistes uns einst höhnend zurufen wird: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“ Ein grundsätzlicher Gedanke möge den folgenden Beobachtungen und Erfahrungen wenigstens andeutend vorausgesandt werden.

Die außermenschliche Natur verfährt niemals logisch-rational. Sie handelt überhaupt nicht nach Normen und Zwecken. Der „schöne Wahnsinn“ (im Sinne der wahllos schöpferischen Traumphantasie) ist letztes Bedürfnis und Gesetz der Natur, welche ihre Gestalten gleichgültig ausatmet und wieder einatmet, tötet und neugestaltet, in unermeßlichen Wachstumsfüllen. Erst vom Menschen aus und zum Menschen hin gewinnt dieses Traumspiel des Lebens den Charakter zeitlich-historischer Entwicklung zu einem Ziel und Zwecke hin, denn im Menschen ist die naturgebundene Geistesgewalt für eine kurze Spanne w a c h geworden und stellt sich nun herrisch der Natur gegenüber, wie eine lebenzeugende Flamme, die, aus dem „Stoffe“ herausgetreten, ihn nun als tote Materie zurückließ und, da sie ihn nicht mehr läutern kann, feindgeworden zu verzehren trachtet. Der w a c h gewordene Geist ist keineswegs mehr der Erde Lebenskraft, sondern gleichsam der Teufel, die „alles vernichtende kalte Teufelskralle des wissenden Geistes“ (mit Goethe zu sprechen); er übermächtigt und vergewaltigt die ganze Erde zugunsten des Menschen und triumphiert über Pan und alle Dämonen der Natur in ungeheurer kalter berechnender Frechheit. Das ist der Weg, den der Mensch Fortschritt und Entwicklung n e n n t: ein Sieg bewußten Wollens und wachen Denkens über den Naturtraum bis zu voller Entseelung und Ausödung unbewußten Lebens zugunsten wacher Bewußtseinswirklichkeit.

Aber dieser scheinbare Siegeszug des Geistes und seiner wägenden und wartenden Vernunft ist in Wahrheit (so ungeheuerlich das heute klingt) ein Weg in das Chaos, wofür die Geschichte vom Turmbau zu Babel oder die vielen Mythen, in welchen der Wahnsinn grade als Erfolg und notwendiges Endergebnis der Klugheit hingestellt wird, ein gutes Symbol darbieten. Orion, welcher so hoch gebaut hat, daß er von seinem Turme aus die

„Engel des Himmels“ abzuschießen beginnt, wird von einer kleinen Fliege gestochen und verfällt in Wahnsinn. —

Bin denn wirklich ich es allein, dem das Menschenleben der Gegenwart, zumal in den Großstädten, schon durchaus die Physiognomie eines Irrsinns, und zwar einer Art Klugheitspsychose, einer Verrücktheit auf Grund und aus Motiven des Verstandes, zu tragen scheint? Ich fahre seit zehn Jahren allwinterlich jede Woche nach Berlin, um dort zu dozieren, eine angespannte Arbeit zwischen Hannover und Berlin teilend; solange ich das tue, habe ich mit immer mehr anwachsendem Schauder die Vorstellung gewonnen, daß das gegenwärtige B e r l i n in manchem seiner Distrikte schon durchaus eine S t a d t v o n I r r s i n n i g e n ist, die freilich sich selber für die vernünftigsten, ja einzig vernünftigen Geschöpfe der Natur halten. Vollkommen abgeschnürt von Landschaft und allen Gewalten der Natur, eingemauert in Zwecke und nützliche Absicht, scheint das ganze Leben dazu da zu sein, um in wahnsinnigem Tempo Geld zu verdienen und bei neuen Aufkitzelungen und Aufpeitschungen der Nerven wieder auszugeben. Alles das aber, was auf diese dialektisch übersteigerte und naturlose, von lauter Mauersteinen und Artefakten umgebene Betriebs- und Bildungsmenschheit noch wirken soll, muß unverkennbar die Physiognomik des Blödsinns annehmen.

Es ließe sich leicht zeigen, daß auf jedem Kunstgebiet der sozusagen zur Tugend gemachte Defekt, also der Notausgang irgendeiner Art von Schwächung oder „Kompensation“ der lebenzeugenden Mächte den Sieg gewann. Es wäre leicht, Künstler, Kulturgrößen, Berühmtheiten namhaft zu machen (die gepriesensten Namen der Jetztzeit befinden sich darunter), deren Werke ein gleichsam durchlöchertes, vollkommen defektes, wenn nicht gar pervers vereinseitigtes oder überzüchtetes Menschentum zur notwendigen Voraussetzung haben; aber ich will mich hier darauf beschränken, meine Beobachtung an demjenigen Kunstgebiet zu exemplifizieren, welches für die „moderne Menschheit“ am kennzeichnendsten und lehrreichsten sein dürfte: an Varieté und Kabarett, neben dem Kino von allen Kunstgebieten das ertragreichste. Wofern man unter Entartung die einseitige Vorherrschaft eines Gliedes oder Funktionsgebietes über alle anderen versteht, so dominiert hier die Entartung am vollkommensten; denn das oberste Gesetz für den Kabarettisten ist es, sich eine „Spezialität“, eine „eigene Physiognomie“ zuzulegen, und je ausgefallener, verrückter, konsequent sinnloser sie ist, um so besser! Ein Mädchen von grotesker Häßlichkeit, ohne Büste, ohne Muskel, ein Totengerippe mit Totenschädel pudert und schminkt sich vollends abscheulich und mimt zum Entzücken des neue Sensation begehrenden, im Kern völlig herz- und glaubenslosen Publikums die überperverse Uebermorphinistin so eindrucksvoll, daß der Anblick so

verstümmelter Natur sich gräßlich in alle Sinne ätzt; ein altberühmter Weibmann, von welchem jeder im Publikum weiß, daß die Natur der Geschlechter sich in ihm verkehrte, übersteigert mit bewußter Deutlichkeit seinen Defekt, bis er daraus einen Stil, eine Nummer, eine Tugend und Eigenart, — ach, eine trostlose Eigenart gewonnen hat, die eine naturlose Kulturgesellschaft ästhetisch zu goutieren vermag. Jeder Grad der Uebertreibung und Maßlosigkeit, beleidigend für gutgeartete und ausgeglichene Natur, wird für diese halbverrückte Vergnüglingswelt zur neuen Sensation; halbflügge Mädchen, im Alter, wo das Kind noch um die Puppe weint, müssen die gewagtesten Anspielungen, die raffiniertesten Zoten letzter Perversion darbieten; der Krüppel braucht sich seines Gebrechens nicht zu schämen, denn die Exhibition der Defekte ist für ein gewitztes Publikum von Feinschmeckern die höchste Lust; — ja, das höchste Glück blieb noch vorbehalten, daß sich unsere Weisesten und Reichsten, à brebis frisiert, künstlich verdummt vor den wohlgewaschenen und gutduftenden Amüsiermob hinstellen und „Da-da“ lallen; je alberner, je sinnloser, je blöder, um so sicherer bejubelt und „erfolgreich“. —

Aber nicht dieses Tohuwabohu der Künste bezeugt den sicheren Sieg allgemeiner Verrücktheit. Die Politik, die Wissenschaft, die Philosophie, die Geschichte — woher könnte ich nicht die Beispiele nehmen?! Nahezu jedes „geistige Gespräch“, das der Unbefangene belauscht, wirkt wie ein Dialog von hunderttausend Narren. Man redet etwa von „Kultur“, „Staat“, „Menschheit“, „Volk“ — man tut so, als ob man wüßte, was das *ist*. Führende Denker scheuen sich nicht, von Kulturen, „Morphologie“, „Phänomenologie“ von Kulturen zu faseln, als seien das sinnfällig sichtbare Gebilde und Organismen, und indem man rein ideologisch formuliert, benimmt man sich, als wüßte man nun etwas, weil man Gott sei Dank für alles und jedes seine Formel hat. Alle Kreise und Schichten dieser „Kulturmenschheit“ klügeln und vernünfteln, ohne auch nur entfernt zu ahnen, daß grade diese allgemeine Klugtuerei und Scheinwisserei eine Art anwachsender Wahnsinn ist, wie denn in der Tat bestimmte philosophische Richtungen von erstaunlicher Plattheit und Nüchternheit aus dem „Wahn“ schon eine Methode machen und „Fiktionen“, „Illusionen“, „Arbeitshypothesen“, „pragmatische Entschlossenheitsstandpunkte“ als Axiom des menschlichen Wissens verkünden. — „Causae non sunt multiplicandae praeter necessitatem.“ —

Das Thema ist endlos! So sei nur noch hingewiesen auf einige Züge im Antlitz der nicht mehr naturgebundenen großstädtischen Massenmenschheit, welche das Fortschreiten der „Entartung vermöge Klugheit“, des allgemeinen logisch-ethischen *Intellektwahnsinns* bereits bedrohlich uns vor Augen bringen. Man beobachte in Tagen, wo alle Irrenanstalten Europas überstopft voll sind, das entsetzliche Phänomen des Lautvorsichhin-

sprechens in den Straßen. Auf jedem Spaziergang begegnen mir überbürdete, überhetzte Gesichter, die zwangsmäßig fortdauernd geistig agieren, vor sich herreden und delirieren. — Es ist gewiß begründet und möglich, den großen Weltkrieg und die jahrelange Selbstzerfleischung Europas als ein Symptom des „Menschheitsirrsinns" anzusprechen. Aber daß ein ganzes Volk (wie im gegenwärtigen Deutschland) alles, was es durch fünf Jahre mit Begeisterung und Größe erfüllt hat, von hinterdrein wieder verleugnet, daß man das heroische Gestern für Wahnsinn erklärt, zugunsten des vollkommen verrohten und desorientierten Heute, das ist zweifellos noch viel unsinniger und verrückter; so daß auch für die Zukunft gar nicht vorabzusehen ist, in welche Art Unsinn und Verworrenheit der moderne Mensch, von allen Naturinstinkten und Triebmächten verlassen, noch fallen wird.

Ein sehr wunderlicher, aber in letzte Tiefen mündender Gedanke, der mich durch lange, lange Jahre beschäftigt, sei für die Nachdenklichsten zum Schlusse noch angedeutet. Da die letzte Naturverbundenheit und Triebsicherheit des Erdengeschlechts zweifellos im Erotischen verwurzelt ist, so scheint mir die Verwirrung, Entartung und Verblödung, welche vom Geiste aus (das heißt durch die Abschnürung des Geistes gegenüber allem Naturelement) erfolgt, am klarsten erkennbar zu werden auf den primitiven Gebieten naiven Liebens und Hassens. In der Tat scheint mir das n a i v e Liebesleben schon t o t zu sein. Der Mensch (er mag noch so viel vom Eros reden) fühlt den natur- und todverbundenen Eros nicht mehr. Sollte es nun nicht den Philosophen zum Nachdenken zwingen, daß dieser entnaturte, rein menschliche Eros zum vollkommenen Chaosstifter geworden ist, und daß, was ursprünglich die Welten und Sterne zusammenhält: die ‚Liebe', überall in der Menschenwirklichkeit das alte Chaos, zersetzend und verfeindend, wieder heraufführt? Es ist für mich ein schlechthin metaphysisches Problem, warum die Lustseuche — (das gräßlichste, grauenhafteste Ungeheuer für Millionen Unglückliche, Schuldlose, Geopferte) — die eigentliche Menschenkrankheit ist. Die Natur kennt sie nicht. Syphilis und Paralyse (die gewaltigsten Geisteswerke wären ohne sie nicht entstanden) sind der Fluch des aus dem Zustand der Naivetät und Unschuld verdrängten Eros; alles Gerede von „Heidentum" und „Rückkehr zur Natur" zerbricht an d i e s e m Punkte. Hier zeigt sich das ganze Elend und die ganze Unerlösbarkeit des Menschengeschlechts, und nur der Arzt kann wissen, wie grausam ungerecht und unsinnig dieses Elend ist. Die „Natur" kennt das nicht. — — Fragen wir zum Schluß: welcher Sinn steckt in alle diesem Unsinn? Wenn die in Zwecken und Klugheiten vermauerte Massenmenschheit, indem sie fortzuschreiten, ja zu Gott und Geist hin sich höher zu entwickeln glaubt, in Wahrheit einem fortschreitenden naturnotwendigen und mithin normalen Irrsinn künftig verfallen muß, wenn das Ende des zu immer neuen

Millionen vermehrten Menschengeschlechts voraussichtlich eine ungeheure zweckbewußte Klugheit und Gerissenheit sein wird, welche gleichwohl für ein unbeteiligtes Götterauge sich als vollständig verrückt und wahnsinnig darstellen würde, — wie wäre das zu erklären? Wie wäre begreiflich zu machen dies Phänomen einer „durch Größenwahnsinn auf ihren Geist verrückt gewordenen Raubaffenspezies"?

Es scheint so, als ob Schlaf, Dumpfheit, Unbewußtheit natürlicher Mutterschoß alles Lebens ist. Wo Natur diese träumende Schlafbefangenheit dem Leben nicht erhalten kann, da ist das wache Bewußtsein nur ein Umweg, um diesen für das Leben einzig möglichen Normalzustand wieder zu erreichen. Wer versuchen wollte, immer zu wachen, würde grade vermittels des Wachens wieder in Irrsinn und mithin in Schlaf verfallen. Aehnlich wie der Staat, als eine bewußte Synthese des Menschenwillens, nur indirekt und unvollkommen wiederherstellt, was als natürliche Gemeinschaft schon ursprünglich da war, aber grade vom bewußten Wollen her zerbrochen und zerstückelt ist, so wird vielleicht auf dem Wege des wachen Wollens und Wirkens nur indirekt und unvollkommen wieder gewonnen, was der ursprünglichen Lebensnatur wesenhaft eigentümlich ist. Die Natur ist jenseits von Logik und Unlogik, und dieser irrationale Urschoß muß wieder angestrebt werden, sei es selbst auf dem Wege zur Verrücktheit. Ist denn nicht grade bei den tiefsten Genien des Menschengeschlechts das Untertauchen im Wahnsinn gradezu das Natürliche und die Krönung alles geistigen Erlebens gewesen? Wer die heutige Kulturmenschheit Europas kennt, der weiß, daß ein „Zurück zur Natur" nicht möglich ist. So glaube ich denn, daß das Menschengeschlecht in einem letzten und tiefsten Sinne auf dem Wege zur Geisteskrankheit, das heißt zu einer Erkrankung vermöge und vermittels von ‚Geist' ist. Der Erfolg meines Werkes „Der Untergang der Erde an Geist", dessen dritte Auflage in wenigen Wochen vergriffen, nun bereits eine noch schärfer formulierte vierte Auflage nach sich gezogen hat, beweist mir, daß irgend etwas im modernen Menschen meiner Philosophie des Irrsinns entgegenklingen müsse; bescheidener und demütiger als ich kann aber nicht gut ein Autor sein, da ich aus der erstaunlich wachsenden Wirkung meiner Schriften den Schluß ziehe, daß die moderne Menschheit in der Tat verrückt ist.

---

Die Wälder werden immer kleiner, das Holz nimmt ab, was wollen wir anfangen? O, zu der Zeit, wenn die Wälder aufhören, können wir sicherlich so lange Bücher brennen, bis wieder neue aufgewachsen sind.

*Lichtenberg*

FRIEDRICH KOFFKA

# TRAKTAT ÜBER DAS SCHICKSAL

## In drei Geschichten

Anfangs wollte ich nur die Geschichte des alten Herrn Viktor Kecskemethi erzählen. Es war meine Absicht, diese wahre und schöne Geschichte, die ich in einer Zeitung gelesen habe, in wenigen Worten nachzuerzählen und einige nützliche Betrachtungen daran zu knüpfen. Zum Unglück jedoch sind mir dabei noch ein paar andere Geschichten eingefallen. Sie haben mit der ersten gar nichts zu schaffen, es war eine irreguläre Gedankenverbindung, die sie mir in den Kopf brachte, gerade als ich entschlossen war, über den alten Herrn Kecskemethi Bericht zu erstatten. Nun aber, aus einem Eigensinn, den niemand begreifen wird, verlangen diese anderen Geschichten den Vortritt vor Kecskemethi. Sie sperren mir dreist die Straße; es ist nicht möglich, sie auf dem Wege zu Kecskemethi links liegen zu lassen. Ich bitte daher um Verzeihung, wenn ich gezwungenermaßen zweimal Station mache und drei Geschichten statt einer erzähle. Denen, die wenig Geduld haben, gebe ich den Rat, die beiden ersten zu überschlagen und nur die dritte zu lesen: die Kecskemethi-Geschichte, die sicherlich die schönste von allen und überdies die einzig moralische ist.

Die erste Geschichte ist kurz. Ich habe beschlossen, sie

### BERTHA DEVRIES

zu nennen.

Durch die nördlichen Striche Flanderns geht ein schmales Flüßlein, die Lys oder Leie, in dessen Gewässer jahraus jahrein der Bauer seinen Flachs senkt. Man sagt, es gebe in der ganzen Welt keine bessere Flachsröste als das sanfte und warme Gewässer der Lys. Um ihre Ufer ist eine Stadt herumgebaut, Courtrai, mit vlämischem Namen Kortrijk. Sie ist seit Jahrhunderten durch eine Schlacht der Vlamen berühmt, und man kennt sie neuerdings aus den Berichten der deutschen Heeresleitung, die hin und wieder die Meldung brachte, daß englische Flieger diese Stadt mit Bomben beworfen hätten.

Von den Bewohnern Courtrais und des umliegenden Landes ist sonst zu sagen, daß es ihnen nicht schlecht ergeht. Der feuchte und fruchtbare Boden gibt ihnen um den Preis geringen Bemühens, was not ist zum Leben, und das üppig gedeihende Flachskraut, der Leie zum Wässern, der Sonne zum Trocknen vertraut, von kundigen Händen geschwungen, von kundigen Köpfen nach Holland oder Großbritannien verhandelt, gewährt einen mäßigen, aber gesicherten Wohlstand, der sich der Allgemeinheit mitteilt und wie ein gutartiges Lächeln über dem Land liegt. Es leben dort oben nicht gerade die fleißigsten Leute der Erde. Sie nehmen sich einen Haufen Zeit, als „Lediglooper" gemächlichen Schritts durch die Gassen zu wandeln, die Füße in Holzpantinen, die Hände

tief in den Taschen; oder man sieht sie, reihenweis aufgepflanzt, vor den Türen ihrer Häuser auf dem Steinboden hocken, da sitzen sie halt, erzählen sich eins, blasen Rauch aus weißen Tonpfeifen, vergessen auch nicht, nach jedem dritten Zug das Ausspucken mit einer Art von Sorgsamkeit zu verrichten.

Inmitten dieser halbwegs glücklichen Leute von Courtrai lebte ein recht armseliges Menschenkind. Ich weiß ihren Namen nicht mehr, sie hieß vielleicht Marcelline Maes, oder Anna Vandenberghe, aber ich habe mich einmal für Bertha Devries entschieden. Bertha Devries war nicht ärmer noch reicher als Hunderte anderer Mädchen, sie war weder häßlich noch sonderlich schön, sie hatte ein einfaches Herz und einen gewöhnlichen Verstand. Nirgendwo war ein Grund zu erkennen, warum sich das Schicksal der Bertha Devries von vielen Schicksalen rings umher unterscheiden sollte. Da erlitt sie, vielleicht mit sechs oder sieben Jahren, einen Unfall, der es nötig machte, daß ihr der Arzt den rechten Arm wegschnitt; den ganzen Arm von der Wurzel her, so daß nicht einmal ein Stumpf blieb. Man entbehrt nicht leicht einen Arm, und gerade den rechten. Man leistet mit einem Arm kaum die halbe Arbeit, man ist unbehilflich in vielem, man sieht auch nicht schön aus, und es gibt so leicht keinen Mann, der sich, wo Frauen genug mit gesunden zwei Armen herumlaufen, eine einarmige nähme. Bertha Devries hatte — das sah sie klarer, je älter sie wurde — mit ihrem Arm viel Gutes verloren. Aber sie war nur eben ein gewöhnliches Erdenkind, und der gewöhnliche Mensch ist kein langes Obdach für Lust oder Leid. Auch sie gewährte diesem Leid keine dauernde Herberge. Sie verlernte die Trauer um ihr verlorenes Glied, sie vergaß es am Ende, wie man einen Toten vergißt. Es war auf die Dauer ganz in der Ordnung, daß sie nur einen Arm trug. Die Leute von Courtrai fanden darin nichts Besonderes mehr, und auch sie selbst empfand es nicht mehr als Besonderes. Wer von zwei Kindern das eine verliert, wird oft dem anderen doppelt gut sein. Es ist leicht möglich, daß auch Bertha Devries für den linken Arm, der ihr geblieben war, eine besondere Zärtlichkeit hatte. Uebrigens gab es freundliche Menschen genug, die ihr halfen. Sie erfuhr jenes Mehr an Liebe, das dem zuteil wird, der ein allen gemeinsames und notwendiges Gut des Körpers oder der Seele entbehren muß. Einen Mann bekam sie nicht, nein. Aber sie fand sich auch hiermit ab. Es gab genug Mädchen mit heilen Gliedern, die sich ebenso gut damit abfinden mußten.

Uebrigens ging sie nicht müßig. Es läßt sich mit einem Arm noch allerlei Nützliches anfangen. Bertha Devries, wenn ich nicht irre, bügelte Wäsche mit dem ihren, und man konnte nicht sagen, daß die zweiarmigen Büglerinnen der Stadt es ihr vorantaten.

Ich habe mich erkundigt, ob Bertha Devries in allen den Jahren, die sie lebte, irgend einem Menschen etwas zuleide getan hat. Nein, ich hörte niemanden klagen. Ich will nicht behaupten,

daß sie besser gewesen sei als die Mehrzahl, obwohl mir sogar dies von einzelnen Leuten versichert worden ist. Aber gewißlich war sie nicht schlechter. Sie besuchte die Messe, sie ging zur Beichte. Sie klatschte nicht mehr, als andere Mädchen klatschen, sie stahl nicht, sie war nicht neidisch, und die Kinder hatten sie lieb. Ach, was sollte sie wohl groß Schlimmes tun. Was sollte ein unansehnliches und gebrechliches Mädchen in Kortrijk an der Leie groß Schlimmes tun. Das möchte ich schon wissen, bitte.

Als der Krieg über Flandern kam, stand Bertha Devries vielleicht am Ende der dreißiger Jahre. Eine alternde Jungfer, die Wäsche bügelt. Das war alles, was sie war.

Ich sagte schon, daß die englischen Flieger während des Krieges eine Vorliebe für Courtrai hatten. Das Bombenwerfen machte dem Mann in der Luft größeren Spaß als dem Mann auf der Erde. Es war an einem Maitage des Jahres 1915, daß über Courtrai zum erstenmal Bomben herabfielen. Dieser erste Angriff war längst nicht so arg wie viele der späteren. Es kam nur ein kleines Geschwader, und die vier oder fünf Projektile, die sie fallen ließen, richteten keinen großen Schaden an. Eine Eisenbahnschiene erhielt ein zierliches Loch. Irgendwo riß das Pflaster auf, es entstand ein Krater, der tagelang viel Besuch empfing. Von den Menschen jedoch, von allen Menschen der Stadt Courtrai, wurde nur einer getroffen. Ein einziger Bombensplitter erwischte einen Menschen.

Diese Geschichte ist wahr. Wenn sie nicht wahr wäre, würde es gar nicht verlohnen, sie zu erzählen. Die Phantasie des schlechtesten Schriftstellers empfände Scham, sich dergleichen auszudenken. Nur die Phantasie der Wirklichkeit ist ganz und gar schamlos.

Ein einziges Menschenkind wurde getroffen. Bertha Devries machte einen Gang über die Straße. Sie befand sich nahe dem Bahndamm. Es fehlte ihr, wie berichtet, der rechte Arm. Es fehlte ihr gar nichts sonst. Da krachte etwas herab, nicht weit von der Stelle, wo sie ging. Ein scharfzahniger Eisensplitter schoß auf sie zu und riß ihr das linke Bein ab. Beinahe das ganze Bein, so daß nur ein kleiner Stumpf blieb.

Das ist die Geschichte von Bertha Devries. Sie ist kurz, wie man sieht. Eine dem Leben entnommene, kurze Geschichte, die schon zu Ende erzählt ist.

Als Bertha Devries aus dem Spital kam, trug sie an Stelle des Beins eine hölzerne Doppelkrücke, die ihr bis in die Achselhöhle hinaufreichte. Sie lernte es bald ganz gut, mit der Achselhöhle zu marschieren, und krückte sich rechtschaffen vorwärts. Sie konnte fortab an keinem Plättbrett mehr stehen und fremde Wäsche aufbügeln. Sie wählte sich eine Straßenecke nahe dem Bahnhof, wo tagsüber einiger Verkehr war. Da hockte sie, an ein Gitter gelehnt, auf der Erde, ein mageres Häuflein Elends. Ein verstümmeltes und entstelltes Exemplar von Mensch, mit dem der Himmel keinen

Staat machen konnte. Generäle und Priester kamen vorbei, Kaufleute, Bauern und viele Soldaten, und wer gerade Lust hatte, warf ihr eine Münze zu. Ich habe sie oft da sitzen sehen, auf den Bürgersteig hingetan mitsamt der Holzkrücke und dem Bettel von Kleidung. Ihr Haar war dünn, von einem verwaschenen Blond, sie hatte ein mageres Gesicht mit Sommersprossen, zwei wässerige Augen, sie schaute eine Spur ältlich und doch zugleich wie ein Kind aus. Die Augen, die sie trug, waren die eines Kindes. Ein einziges Mal sah ich sie weinen. Ein Platzregen ging überraschend nieder, die Menschen auf den Straßen machten, daß sie heimkamen. Auch Bertha Devries traf ihre Anstalten, aber wie sie im Aufrichten war, rutschte ihr die Krücke unter der Achsel weg, daß sie hart auffiel. Die Leute waren alle vor dem Regen davongelaufen, es hatte keiner den Einfall gehabt, diesem hilflosen Etwas zuvor auf die Beine zu helfen — ich wollte sagen, aufs Bein. Da weinte Bertha Devries, und sie weinte gleich ordentlich drauf los. Sie schämte sich gar nicht, frei und laut von der Seele weg zu weinen. Sie weinte wie ein Kind, das sich wehgetan hat.

Bertha Devries hatte vielleicht geglaubt, ihre Steuer an die Weltregierung mit der Lieferung eines Gliedes bezahlt zu haben. Sie war am Ende der Meinung gewesen, der liebe Gott habe nun nichts mehr von ihr zu fordern; er werde sie künftig in Ruhe lassen und ihr gestatten, bis an ihr Lebensende ein Bügelbrett zu bedienen. Wer einen Arm verloren hat, denkt nicht daran, daß er noch ein Bein daraufgeben muß. Solches verlangen hieße, nach menschlichem Denken, zuviel verlangen. Es könnte jemand sagen, das Schicksal habe im Grunde höchst weise daran getan, jenen Bombensplitter nicht auf einen gesunden und gebrauchsfähigen Menschen zu lenken, sondern auf ein bereits lädiertes Geschöpf, bei dem es schon nicht mehr drauf ankam. Aber Bertha Devries wird, wie ich glaube, Betrachtungen dieser Art so wenig wie eine fremde Sprache verstehen. Sie wird entgegnen, daß der, dem ein Glied fehlt, seine übrigen Gliedmaßen mehr als ein Anderer not habe. Und man wird sie bis an den Grabesrand nicht zu der Einsicht bringen, daß irgendein hoher Verstand darin lag, ihr nach dem Arm noch das Bein zu rauben.

Ein Priester, der angestrengt nachdächte, fände dennoch zuletzt auch für Bertha Devries eine dünne Lichtsträhne Trostes. Lag nicht Güte des Schicksals darin, die Verstümmelung diagonal zu besorgen? Bertha Devries stelle sich vor, was geworden wäre, wenn sich der Bombensplitter das rechte Bein statt des linken ausgesucht hätte. Es war in diesem Fall nicht einmal die Achselhöhle mehr da, eine Krücke zu stützen. Bertha Devries muß zugeben, daß sie, des rechten Armes beraubt, von beiden Beinen das linke leichter entbehren konnte.

Inzwischen wird es Zeit, an die zweite Geschichte zu denken.

(Fortsetzung folgt)

In diesen Tagen der Geldknappheit, auch bei notorisch flüssigen Leuten, wo es zum guten Ton, zur Badereise, zum zweiten Francsturz, ja geradezu zum Vertrag von Versailles gehört, absolut kein Geld zu haben außer auf einen eben gepumpten Kaffee; in diesen Tagen der überreifen Bananen erscheint es mir von größter Wichtigkeit, mir und meinesgleichen klarzumachen, daß Schnorren durchaus nicht asozial, entehrend, Ausfluß dämonischer Faulheit, sondern ebenso zu diesem Zustand gehört wie Hakenkreuz und Tirpitz' neuer Bart.

Aber Feinde ringsum! Unsere Mäcene von gestern sind unsere Konkurrenten, fast möchte ich schreiben Kunden von heute. Sie wenden die unsoliden Methoden des Reichwerdens an auf die zarte, psychologisch feingeschliffene des armen Schnorrers. Rigoros und materialistisch, mit dem Kurszettel oder Francbericht in der Hand, schröpfen sie unsere Beute, wildern sie im Revier der Schnorrer von gestern.

Sie pumpen nicht nur Banken, Wucherer, Freunde, Verwandte, den Hausarzt und Pfarrer an, sie rücken sogar dem Staat zu Leibe, und mit diesen Geldern operieren sie, verleihen sie gegen Zinsen, sie sind schlimmer als die Wucherer: Sie schänden die Armut und entweihen das Laster.

Wir Schnorrer haben unerhörten Zulauf erhalten. Von allen Seiten eilen sie herbei mit zerfetzten Hosen, geplatzter Börse, Hilfe heischend pressen sie aus den Ausgemergelten die letzten Körner. Die Gilde der Schnorrer ist in Gefahr, ins Maßlose anzuschwellen und den Objekten so nahe zu rücken, daß beide Teile nicht mehr zu unterscheiden sind.

Es geschieht jetzt täglich, daß mir ein früheres Opfer begegnet, das gerade auf dem Wege zu mir war. Wir schütteln uns die Hände, überhäufen uns freudestrahlend mit Komplimenten . .

Die Revolte des Geldes hat alle Grenzen verwischt und einen ekelhaften Mischmasch von Menschheit erzeugt, Zwitter von Kapitalisten und Schnorrern. Man weiß oft nicht mehr, ob man die angebotene Zigarette annehmen darf, weil es die letzte dieses Tabakplantagenbesitzers von gestern sein könnte.

Dem Schnorren haben sich wesensfeindliche Elemente amalgamiert, Ressentiments, Scham, Mitleid und vor allem gutmütige Entschuldigung des Versagers. Das hat es früher nicht gegeben. Das war ein Krieg aufs Messer, Abreagieren von Haß, klassen- und ehrbewußtes Handeln. Gewissen Objekten wurde die Ehre des Angeschnorrtwerdens nicht zuteil und wenn sie einem das Geld in die Tasche praktizierten.

Wenn der leider verhungerte Dichter J. den vollbäuchigen Dichter W. angeschnorrt hatte, sagte er nicht etwa danke, sondern eine spitzige Bosheit, die nicht nur saß, sondern von Mund zu

Mund eilend, die Schäbigkeit des Spenders ins Elementare vergröberte, daß diesem zur Widerlegung nichts anderes übrig blieb als die Bosheiten seines Schnorrers zu honorieren.

Er besucht den berühmten Millionär und unterbricht die angeregte Unterhaltung endlich mit der beruhigenden Frage, ob er ihm nicht zwei Millionen Kronen leihen könne. Der Millionär greift in die Tasche, „leider habe ich nur eine bei mir“ . . ., worauf der Schnorrer die Audienz kurz beendet, um beim Abgang folgenden Tritt zu lancieren: „Wie ist das jetzt eigentlich, Herr Präsident, schulde i c h Ihnen eine Million oder S i e mir?“

Eben dieser König der Schnorrer geht auf einen reichen Bekannten auf der Straße zu und offeriert ihm gegen Barzahlung Enthüllungen über einen wunderbaren Streich, den ein anderer Schnorrer gegen ihn ausführte und der ganz Prag eine Woche lang amüsierte. Im Kaffeehaus läßt er Briefe einer Dame gegen „Entree in das Seelenleben einer schönen Geliebten“ zirkulieren. Er nimmt Vorschuß auf ein Shakespeare-Brevier zu dessen dreihundertstem Todestag, obwohl dieser Tag schon ein Jahr zurücklag. Familien suchte er heim, denen er nicht nur seine perfiden Verdächtigungen, sondern auch sein Gefolge servierte . . . ganze Schwärme unserer Gilde führte er an die reichgedeckten Tische der westlichen Bougeoisie.

Wohin aber sollen wir uns wenden, wenn diese Tische nurmehr Gerstensuppe, Rindfleisch mit roten Rüben und angstbebende Speise tragen, genau abgewogen und ängstlich berechnet nach dem Budget der Pleite? Derlei misanthropische Gerichte verdaut des Schnorrers Magen nicht.

P. A. wußte genau, weshalb er nie eigenes Geld ausgab, sondern nur fremdes, selbst um den Preis tollster Erniedrigungen. Das war seine Rache an der Gesellschaft, zugleich engelhafte Liebe, daß er zu den angeketteten Eulen, in deren Seelen ewig Nacht lag, kam und die Gnade einer Bitte an ihnen übte. Daß er zugleich kostete die königliche Freude des Angebetteltwerdens, er möge doch ihr gemeines Geld annehmen und in Veredelungsverkehr setzen. Und Peter war anständig genug, es zu nehmen.

Wir haben die Zeiten geändert und nehmen den Ernst unserer Situation ernst; leben nicht mehr dem weisen Ausspruch Nestroys gemäß: Wann mir einer eine Million auf den Tisch leget, ich soll mein ganzes Leben stier sein, ich nehmet sie nicht. Haben wir die Million genommen, wollten reich werden . . . und sind es geworden? Waren diese Papiermillionen zwar Papier, aber drang doch das süße Gift Million in unsere Armut gewohnten Sinne und infizierte sie mit der Trostlosigkeit des Rennens aller nach der Summe, das nun eine Unsumme von Hemmung und Enttäuschung nach sich zieht.

Schwer lastet auf uns die Unproduktivität, denn wir können uns doch nicht selbst anschnorren?

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Juliwoche

Der Amtsschimmel trottet langsam. Jahre hat es gedauert, bis die zuständigen Stellen erkannt hatten, daß sich am Inflationsrummel der Börse auch der Staat ein wenig durch Erhebung entsprechender Steuern beteiligen könne. So wurden die Sätze der Börsenumsatzsteuer zu rigoroser Höhe erst gebracht, als das Geschäft an der Börse schon fast wieder im Abflauen begriffen war, und ein kunstreiches System von Gesellschafts- und Wertpapiersteuern trat erst in Kraft, als das Emissionsgeschäft den Höhepunkt bereits überwunden hatte. Inzwischen sind durch die Stabilisierung alle, wirklich alle Voraussetzungen für die Anspannung der Sätze dieser Steuern zu phantastischer Höhe längst geschwunden und die Kapitalverkehrssteuern üben eine wahrhaft prohibitive Wirkung auf den Kapitalverkehr aus. Aber das Reichsfinanzministerium schläft offenbar. Es glaubt vielleicht, die Unterlassungssünden von ehedem dadurch wieder gut machen zu können, daß es mit Zähigkeit an den hochgeschraubten Sätzen festhält, die auf eine längst vergangene Zeit abgestellt waren, in der täglich neue Nullen an die Börsenkurse gehängt wurden. Die Börsenumsatzsteuer ist zwar nach langen Kämpfen auf die Hälfte reduziert worden. Sie ist aber immer noch fünfzigmal so hoch wie vor dem Kriege. An- und Verkauf eines Wertpapieres ist — von den hohen Bankprovisionen ganz zu schweigen — mit einer Steuerlast von nicht weniger als 3 v. H. belegt. Wer soll alte deutsche Aktien kaufen, wenn ihm ein einziger Besitzwechsel den mutmaßlichen Dividendenertrag eines ganzen Jahres aufzehrt? Wer soll neue deutsche Aktien zeichnen, wenn die Gesellschaft, der er sein Geld zur Verfügung stellt, von vornherein sogar 7½ v. H. des eingezahlten Wertes, also die durchschnittliche Vorkriegskapitalrente von anderthalb Jahren an die Staatskassen abführen muß? Die Kapitalverkehrssteuern erfreuen sich von jeher einer besonderen Volkstümlichkeit. Die breite Masse, die sich von ihnen unberührt glaubt, sieht eine starke Belastung ihres Erzfeindes Kapital gar nicht ungern. Wie kurzsichtig ist die Annahme, daß man durch derartige Steuern auf den Kapitalumsatz den Kapitalismus bezwingen könne. Man erreicht nur, daß er schlecht funktioniert. Wie verabscheuenswert die kapitalistische Wirtschaftsweise auch immer sei, solange sie besteht, muß man dafür sorgen, daß ihr technischer Ablauf sich reibungslos vollzieht. Werden durch Inkraftlassen von überholten Kapitalumsatzsteuern der Kapitalbeschaffung unnötige Schwierigkeiten bereitet, so leidet schließlich die breite Masse ebenfalls unter solchen Funktionsstörungen. Die Hereinziehung ausländischen

Kapitals in nennenswertem Umfange kann solange ernstlich gar nicht in Erwägung gezogen werden, als die wahnwitzigen Kapitalverkehrssteuersätze jede Beweglichkeit des Kapitals hemmen. Die Trägheit des Ministeriums — nur um eine solche kann es sich angesichts der Geringfügigkeit der fiskalischen Kapitalsteuererträge handeln — kommt der Volkswirtschaft teuer zu stehen.

Eine Reform des deutschen Handelsgesetzbuches, insbesondere des Abschnittes Aktienrecht, wird zum unabweisbaren Erfordernis, wenn demnächst nach Inkraftsetzung des Gutachtens der Versuch gemacht werden soll, die deutsche Wirtschaft zu gesunden Lebensbedingungen zurückzuführen. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als daß man Kapitalbeschaffungsmöglichkeiten gesetzlich zuläßt, die den Formen der Länder, aus denen ein befruchtender Kapitalstrom erwartet wird, möglichst getreu angepaßt sind, wobei ganz dahingestellt bleiben soll, ob diese Formen besser und vernünftiger sind, als die, die das bisherige deutsche Aktienrecht zuläßt. Wer je ernsthaften Verhandlungen mit angelsächsischen Kapitalisten wegen der Hingabe von Kapital beigewohnt hat, der weiß, wie schematisch Engländer und Amerikaner hinsichtlich der Rechtsformen denken. Sie fühlen sich ins Netz gelockt, wenn man ihnen in Deutschland, um ein Beispiel zu nennen, nicht die „convertible bonds" zur Verfügung stellt, die dem Amerikaner geläufig sind, deren Schaffung nach deutschem Recht jedoch bisher nicht möglich ist. Die Angelsachsen sind meist viel zu bequem, um sich in die Grundlagen des deutschen Rechts zu vertiefen. Ueberall wittern sie Hinterhältigkeiten. Für wie töricht man diese Einstellung und für wie albern man die Störrischkeit auch halten mag, es bleibt uns, die wir das fremde Kapital unbedingt benötigen, nichts anderes übrig, als uns diesen Mucken zu fügen. Zumal bei dem im Ausland beliebten convertible bonds wird eine solche Anpassung der handelsrechtlichen Normen gar nicht schwer sein. Man braucht den neuen Obligationären, denen vertraglich die Befugnis zu dereinstiger Konversion ihrer Obligationen in Aktien zusteht, nur gesetzlich das Recht zu sichern, vom Vorstand nötigenfalls auch entgegen dem Willen der Generalversammlung die Schaffung einer entsprechenden Zahl von Umtauschaktien verlangen zu können, und die Schwierigkeiten sind behoben.

Noch in einem anderen Punkte bedarf das Handelsrecht einer Umgestaltung. Es hat sich im Laufe der letzten Jahre zur Genüge herausgestellt, wie gefügig die Normen des Handelsrechts für solche Verwaltungen sind, die sich auf Kosten der übrigen Kapitalgeber Vorteile zuschanzen wollen, sei es in bezug auf das

der Gesellschaft gehörige Realkapital durch Bevorzugung bei Neuemissionen, sei es durch Sicherung einer unangemessenen Stimmenmacht im Wege der Schaffung von Mehrstimmrechtsaktien. Gegen den Stimmrechtsunfug wehren sich neuerdings mit den Mitteln des bestehenden Rechts die ausgeschlossenen Aktionäre, die bisher trotz aller Warnungen, solange der Bezugsrechtsrausch andauerte, nicht einsahen, welcher Rechte sie sich durch die Ueberlassung von Stimmrechtspaketen an einzelne Konsortien begaben. Einer der ersten Fälle in dieser Beziehung, der kürzlich zum Austrag kam, betraf die Ilsebergbau A.-G. Drei bekannte Rechtsanwälte opponierten nach lautem Aufruhr in der Oeffentlichkeit, nach spaltenlangen Diskussionen in der Tagespresse gegen die Verwaltung, weil diese sich vor Jahresfrist Schutzstammaktien schaffen ließ, die ihr ein gewisses Uebergewicht bei Abstimmungen sicherten. Die Anwälte schrieben beim Sammelruf an die Kleinaktionäre den Kampf fürs Recht auf ihre Fahne. Man stutzte freilich schon, als man vernahm, daß diese rechtsbeflissenen Herren sich gerade die Ilsebergbau A.-G. zu einem solchen angeblich grundsätzlichen Kampf ausgesucht hatten, obwohl es bei unzähligen anderen Gesellschaften viel schlimmer stand mit dem Mißbrauch der Stimmgewalt. Ein volles Jahr hatte es gedauert, bis der Opposition aufgefallen war, daß damals in den Generalversammlungen vom März und August 1923 etwas geschehen war, was den übrigen Aktionären zum Schaden gereiche. Immerhin wäre es denkbar gewesen, daß den Anwälten erst neuerdings die Einsicht gekommen wäre, das Prinzip: „Stimmrecht gemäß investiertem Kapital" müsse uneingeschränkt bei allen Gesellschaften zur Geltung gebracht werden. Aber als die Verwaltung mit loyalen Erklärungen die Mehrzahl der erhobenen Einwendungen entkräftete, da ließ die Opposition immer noch nicht locker. Die Anwälte waren überdies mit so bedeutenden Aktienposten aufgetreten, daß der Rückschluß auf kapitalkräftige Hintermänner sich ohne weiteres aufdrängte. Enttäuschung über Enttäuschung! Die niedergedrückte Seele lauscht freudig auf, weil endlich einmal der Aktiensumpf von beherzten Männern ausgemistet werden soll, und — wehe! — es stellt sich heraus, daß die entschlossenen Vorkämpfer nicht für eine gute Sache sich einsetzten, sondern augenscheinlich die herrschende Erbitterung weitester Aktionärkreise für ihre Mandanten einfangen möchten, um zu höchst eigennützigen Zwecken Vorteile daraus zu schlagen.

Aus dem Fall Ilse ist ein Fall Stinnes geworden. Tatbestand: Ein leitender Direktor des Stinnes-Konzerns mit Namen Borelli gesellte sich in der Generalversammlung der Ilsebergbau A.-G. ganz offen zu den Opponenten, die der Verwaltung die größten Schwierigkeiten zu bereiten offensichtlich bemüht waren. Im weiteren Verlauf der Versammlung erklärte Borelli, der Stinnes-

Konzern habe an der Ilse-Gesellschaft keinerlei Interesse. Diese Erklärung wird danach von der Berliner Zeitung des Konzerns in aller Form wiederholt. Auch die Stinnes-Riebeck-Gesellschaft, für die die Ilse A.-G. ein besonders guter Happen in produktionstechnischer Beziehung wäre, habe mit der Affäre nichts zu tun. So bleibt kein anderer Schluß, als daß Herr Borelli auf eigene Faust sich zu den Aufrührern begab. Ist es bereits so weit gekommen, daß Stinnes-Direktoren, die ehemals ihre Stellung als Amt ansahen, nebenher, wenn sie mit dem Dienste fertig sind, fremden Verwaltungen ins Zeug pfuschen? Oder weiß gar die eine Hand im Stinnes-Konzern nicht mehr, was die andere tut? Ritt Herr Borelli vielleicht als Konzern-Direktor eine Extratour, zu der sich die maßgeblicheren Leiter nicht bekennen wollten? In jedem Falle wirft das Vorgehen ein grelles Licht auf den Mangel an Disziplin, der in diesem industriellen Königreich eingerissen ist, seit sein Schöpfer die Augen geschlossen hat. Auch in anderer Beziehung hört man, daß die jungen Thronfolger, wiewohl ihre geschäftliche und technische Tüchtigkeit restlos bewundert wird, die nötige Autorität nicht aufbringen, um das Riesengebilde beieinander zu halten.

Offenbart sich hier zunächst nur ein Zusammenbruch des Zweiaugensystems, auf dem der Vater den Konzern aufgebaut hatte, so gehen die Urteile über die sachliche geschäftliche Bewährung dieser Zusammenfügung zahlloser Unternehmungen zunächst noch auseinander. Aus dem Stinnes-Konzern vernimmt man sehr verschiedenartige Urteile. Man gewinnt den Eindruck, daß es den einzelnen Gliedern dieses Körpers teils gut, teils schlecht geht. Das gesunde Prinzip der neueren Phase der Konzernbildung käme hierin zum Ausdruck, das Prinzip nämlich, die einzelnen Teile möglichst selbständig schwimmen zu lassen, damit nicht solche Partien, die infolge von Disökonomie oder Lebensunfähigkeit schlecht wirtschaften, zum Schaden des ganzen mit Hilfe der besser rentierenden hochgepäppelt werden. Gehen über den Stinnes-Konzern, was Krisenbewährung und Liquidität anbelangt, die Meinungen auseinander, so besteht hinsichtlich einer ganzen Reihe moderner industrieller und kaufmännischer Herzogtümer Einmütigkeit darüber, daß sie dem eisigen Winde der gegenwärtigen Krise nicht standzuhalten vermögen. Mit verblüffend wenig wirklicher Sachkenntnis wurden eben im Verlaufe der letzten Jahre in vielen Fällen die Zusammenballungen vorgenommen, und mancher, der vom andächtigen Kleinbürgertum als prominenter Wirtschaftsführer angestaunt wurde, entpuppt sich in diesen Wochen als ein kleiner Geist, der von Wirtschaftsführung so gut wie nichts versteht und der seinen sogenannten Konzern lediglich dem Umstand verdankt, daß er früher als andere und skrupelloser als andere das schuldentilgende Inflationsinstrument zu spielen verstand.

# GLOSSEN

## VERLOGENHEIT

Daß Portorose in Istrien nicht bloß geographische Definierung, sondern auch Weltanschauungssache ist, erfährt man aus einem 48 Seiten starken Prospekt, der einem von der Aktien-Gesellschaft „Portorose“ in Portorose bei Triest überreicht wird:

> „Fährt man mit dem Dampfer in die Bucht der Rosen ein, so ist es, als wäre der Himmel tiefer, die Bläue des Meeres dunkler, das Licht goldener. Weiße Häuser liegen wie Tempel ruhig und schön in diesem Zaubergarten, und es ist, als fiele hinter uns langsam ein schwerer Vorhang, der schützt vor all dem, was draußen schreit und ringt im heißen Lärm des Alltags.“

Dies dürfte der nämliche Vorhang sein, der hinter uns fällt, sobald wir ein Operettentheater betreten, um die soziale Frage draußen zu lassen und uns an dem vom heiteren Künstlervölkchen dargestellten Abklatsch edelster Grafen und Komtessen zu ergötzen. Operetten spielen mit Vorliebe in Portorose oder ähnlichen Stätten mondänen Glanzes. Alle Mitwirkenden sind unermeßlich reich, beziehungsweise Hochstapler mit Scharmanz. Die Frauen sind schön wie Hautana und zeigen Aufregungen her, und selbst die Choristinnen, bis zur Ueberirdischkeit geschminkt, wiegen sich im Rhythmus melancholischer Mollwalzer.

> „Auf den Terrassen von San Lorenzo sitzen, wenn das Mondlicht auf der spiegelglatten See liegt und die Luft geschwängert ist vom Duft der ihre Jahreszeit mysterienhaft überdauernden Rosen, den Arm einer geliebten Frau in der Ellenbeuge, auf dem Tisch eine Flasche erdschweren Istrianer Weines, der in ein grünes Römerglas blutet: virtuose Urlaubsgenüsse des Gourmands. Von fernher klingen die leisen Töne der Musik: Jugend beim Tanz im Freien, das Parkett schließen uralte Bäume von San Lorenzo ab, die Ampeln stellt Gottvater selber bei, und das Meer bläst in den Foxtrottpausen das echteste Parfüm herüber. . . .“

Auf telegraphische Anfrage teilt mir Gottvater mit, daß offenbar Namensverwechslung vorliege. Mit Kitsch hatte er bisher nichts zu schaffen. Aber er rechnet mit Bestimmtheit darauf, den Autor des Portorose-Prospektes dermaleinst im Himmel zu begrüßen, wo es nicht im entferntesten so paradiesisch ist wie in Portorose.

> „Kurz nach Graz, vollends aber im slowenischen Land, treten die Berge artig beiseite, um nicht den frohen Ausblick auf den südlichen Obstsegen zu versperren. Dieser entsendet bis hart an den vergilb-

ten Bahndamm seine Delegierten. Ein lautloser Aufmarsch, nur die Farben lärmen, die, kämen sie von der Palette, der Lüge geziehen würden. Maschanskerstämme machen, greifnahe, ihre Aufwartung."

Keine Angst! Die Maschansker sind weniger wild als Kosakenstämme:

„Sie sind wohlerzogene Edelobstpflanzen, diszipliniert in Reihen ausgerichtet, bringen sich in Erinnerung, und vereinzelt drängen auch Mostbirnbäume vor, denen die gute Kinderstube der Baumschule offensichtlich fehlt."

Edeltrauter Jungnickel-Humor. Vergißmeinnicht mit Pellkartoffeln. Ondulierte Romantik am Spieß. Nekkischkeit auf Blätterteig. Huch nein!

„Das ganze slowenische Land ist eine riesige landwirtschaftliche Musterausstellung in ewiger Permanenz, durchs bequeme Panoptikumguckerl des Speisewagenfensters zu überschauen. Wenn man abends um 9 Uhr Nauresina hinter sich hat, schiebt sich auf einmal rechts unten die ersehnte tiefdunkelgrüne endlose Scheibe vor,"

Scheibe mit Honig!

„in die regungslos der Mond hineinschaut. Die Illumination der Wasserfläche gelingt ihm nur auf ganz kurze Strecken, und so blinzeln, wie eh und je, in sekundengenauen Abständen aus einem Gesicht, das man nie sieht, rote, grüne und weiße Augen ihren nautischen Dialekt."

Husch husch, die Waldfee. In der Ellenbeuge. Durchs Panoptikumguckerl. Im Palast-Hôtel sitzen und den Tee „nehmen". Und dazu den „Reigen" lesen oder BôYinRâ. Denn die Mehrzahl der ellbogentüchtigen Urlaubsvirtuosen hat das Herz voller Jauche und wimmelt des Geldverdienens wegen durch die Welt. Der Gatte ferkelt aus Gewohnheit, die Gattin trägt Okkultismus, und die Tochter verachtet durch ihre Hornbrille alles, was nicht ebenso verlogen ist wie ihre Umgebung. Diese Sorte Mensch gehabt sich, als wäre sie von Fidus entworfen. Dabei reichts kaum zu George Grosz.

Diese Sorte Mensch tut, als entstamme sie den keuschen Romanen Friedrich Huchs. Dabei machen sie einem Adreßbuch Schande.

Diese Sorte Mensch benimmt sich, als gehöre ihr der Kosmos. Dabei stehen sie in puncto Seele tief unter ihrem Chauffeur.

Nun, das ist nicht neu und überraschend. Es gibt Menschen, die den Fisch mit einem Messer essen und trotzdem noblen Charakters sind; und es gibt Menschen, die einer Freimaurer-Loge angehören und trotzdem von erbärmlichstem Egoismus triefen. Unwahrheit sprechen, ist eine winzige Sünde, gemessen an der Kardinalsünde: Unwahrhaftig l e b e n.

Bäderprospekte, Waschzettel und Heiratsgesuche überbieten einander an Verlogenheit. Im Bäderprospekt wird nicht nur verschwiegen, daß es Mücken und Flöhe gibt, sondern es wird auch der nackte Sachverhalt rosa angepinselt. Die Waschzettel, die unsere Verleger den Büchern vorausschicken oder beigeben, sind nicht minder auf rosa abgestimmt. Den Waschzetteln nach zu urteilen, werden alljährlich Tausende von Büchern gedruckt, die von beinahe himmlischer Vollendung sind und den Gipfel im Schaffen des Meisters darstellen. Und den Heiratsinseraten nach zu urteilen, rekrutiert sich die Menscheit aus makellosen Männern von vornehmem Charakter und aus distinguierten Damen von sonniger Gemütsart. Ob es sich um eine Landschaft handelt, um einen Roman oder um eine Neigungsehe: rosa ist die Lieblingscouleur.

Der Prospekt von Portorose, die Inserate der Reemtsma-Fabrik, die Waschzettel des Verlags Rothbarth, die diskreten Anbahnungen eines Heiratsbüros und die Bücher der Damen Erich Ebenstein oder Friede

Birkner sind vom realen Leben gleichweit entfernt. Auch in Portorose besteht die Möglichkeit, daß es einmal regnet. Bei Erich Ebenstein oder Friede Birkner kennt man die Stuhlverstopfung nicht. Und der kunstliebende Kaufmann, der sein Herz einer treuen Kameradin zu Füßen legen will, Bedingung: größeres Barvermögen, hat ein Abonnement beim Hautarzt.

Die Taktik, rosa zu malen, hat ihre Schattenseiten. Enttäuschungen bleiben nicht aus, und dann wird einem schwarz vor Augen. Nur, wer ins Schwarze zielt, hat Chancen. Die Wahrheit ist stets dunkel. Aber sie strahlt — grausam und mild.

*Hans Reimann.*

---

## VON JOURNALISTEN

Der Herausgeber einer Nachrichtenkorrespondenz hatte eines Tages gar keine Nachrichten. Da erfand er ein paar. Bis dahin unbeachtet, druckte sie dieses Mal jeder ab. Das Vertrauen wuchs. Sogar die Regierung bedient sich der Korrespondenz jetzt halboffiziell.

*

Ein Journalist, der aus der Nachricht: In Wrongowitz herrscht Ruhe, nicht einen hundertzeiligen Leitartikel machen kann, soll ein anderes Metier anfangen.

*

„Ich habe gar nicht mehr gewußt, daß ich vorgestern soviel von Argentinien wußte“, sagte der Redakteur, als er seinen Artikel „Argentinien und seine handelspolitischen Beziehungen zu Costarica“ nach zwei Tagen gedruckt wiedersah.

*

Wenn ein Journalist über eine Sache schreiben muß, von der er zufällig etwas versteht, muß er das sehr vorsichtig tun, damit seine Kollegen es nicht merken und jedes Vertrauen zu ihm verlieren.

*

Ein Journalist wurde gefragt: Welches ist eigentlich Ihre Meinung hierüber? —

Der Journalist verklagte den Fragenden.

*

Bekanntlich soll Journalist ein Beruf sein für solche, die ihren Beruf verfehlt haben.

Das ist ein Irrtum. Journalist ist überhaupt kein Beruf. Journalist ist ein Zustand.

*Dr. Oskar Guttmann.*

## FILM

*Tiere sind Menschen*

Wären die Tiere besser organisiert, und könnten die Menschen noch ihre Sprache (nicht nur ihre Nützlichkeit und Arbeitskraft) verstehen, so würden besagte Tiere einen Protest ausgehen lassen, daß sie in diesem Film unter gräßlichen Quälereien zu Menschen erniedrigt worden seien .... daß sie sich prostituieren müßten mit den niedrigsten Leidenschaften der Menschheit: Eifersucht, Mord, Neid, Rachsucht, Krieg und gesellschaftlicher Konvention.

Dieser französische Tierfilm ist mit großer Geduld und Mühe hergestellt und soll einen gewaltigen Erfolg in aller Welt erzielt haben. Aber die immer nur ganz kurz vorüberflitzenden Bilder sind voll von Wiederholungen und Längen, sodaß das Ganze uns zermürbte Deutsche mehr ermüdet als ergötzt. Am erfreulichsten sind die Tiere dann, wenn sie nicht als Menschen, sondern als Tiere sich repräsentieren: der resignierte, etwas bösartige Ausdruck eines Boxer-Angesichts, springende Affen, die Koketterie einer Pintscherin, ein Kaninchen, das spielerisch mit einem Jazzband-Schlagzeug hantiert.

Gewiß wirkt es zunächst verblüffend, wenn eine Tiergesellschaft artig beim Hochzeitsmahl sitzt, Wein trinkt und in Applaus ausbricht, wenn Hühner paarweis tanzen. Aber nachträglich erscheint das alles gewaltsam gekünstelt, eine Schändung der Natur durch Dressur.

Erinnern Sie sich, wie wundervoll die Sprünge eines Hundes noch in der Verlangsamung der Zeitlupe im Film wirkten! Vergleichen Sie bitte mit den verkleideten Karikaturen von Halbtieren oder Halbmenschen dieses Tierfilms das tödliche Hinsinken des Kamels im Film „Atlantide", das Hingelagertsein der schneeverwehten Hunde in „Nanuk", die drolligen Kapriolen der pfiffigen Hunde und Pferde aus amerikanischen Lustspielfilmen —— und Sie werden einstimmig äußern, daß Tiere im Film am wirksamsten sind, wenn sie nichts sind als Tiere.

Wie ja auch, daran sei bei dieser Gelegenheit erinnert, der Mensch im Film am besten ist, wenn er nichts anders sein will als Mensch.

*K. P.*

---

## DIE DAMEN DES REICHSTAGS

Beim Zeus! Es ist bitter. Heilige Eide hatte ich geschworen, nach überanstrengendem, aber hoffentlich nicht erfolglosem Studium Kürschners „Deutschen Reichstag" für einige Legislaturperioden zu meiden. Es hilft nichts, George Kobbe, dem Poeten des Zeichenstiftes, haben es die Damen des Reichstages angetan. Ich muß den Schierlingsbecher bis zur Neige leeren.

Was also unsere weiblichen Deputierten betrifft, so hat das deutsche Volk in weitblickender Klarheit mehr auf einen gesunden und nüchternen Verstand gesehen, als auf vergängliche körperliche Vorzüge. Es wäre in der Tat schlimm, wenn unser parlamentarisches Leben, das ohnehin so viel Zündstoff enthält, auch noch um amoureuse Konflikte bereichert werden sollte. Das ist nun Gott sei Dank ausgeschlossen. Ruhig läßt die

# DIE DAMEN DES REICHSTAGS

*Zeichnungen von George Kobbe*



*Hedwig Krüger*
Kommunistische Partei



*Margarete Behm*
Deutschnationale Partei



*Dr. Anna Stegmann*
Sozialdemokr. Partei



*Ruth Fischer*
Kommunistische Partei



*Christine Teusch*
Zentrum



*Helene Weber*
Zentrum



*Toni Pfülf*
Sozialdemokr. Partei



*Johanna Reitze*
Sozialdemokr. Partei



*Clara Zetkin*
Kommunistische Partei

Eheliebste des Abgeordneten Weinhold Bulle den Gatten ins Plenum ziehen. Er kann selbst in den dunkelsten Kommissionszimmern ohne Aufsicht bleiben. Denn er ist unverwundbar, wie mit Drachenfett geschmiert. Und sollte irgendwo doch eine Achillesferse geblieben sein, kein Verständiger wird davon Gebrauch machen. Eros wird im Reichstag in der Garderobe abgegeben.

So feiert der deutsche Sinn für Sachlichkeit wieder einmal einen schönen Triumph. Vieles hat man uns nachgemacht, unsere Organisation, unsern Militarismus, unser mangelndes Talent für auswärtige Politik. Unsere Reichsbotinnen sind bestimmt nicht zu imitieren. Sie sind nur in Deutschland möglich. *L. S.*

Ein aristokratisches Mitglied der Akademie der Wissenschaften erzählte einmal (1783):

„Einem halbend Dutzend Enten schlug ich die Köpfe ab und setzte sie sofort wieder aufs Wasser — und so, kopflos, sind sie noch eine ganze Weile weitergeschwommen! Diese Tatsache erschien mir um so merkwürdiger, als sie uns aufklären könnte, warum in Frankreich allerlei Dinge so ganz von selbst in ihrem gewohnten Lauf verharren."

„Aber, liebster Graf", fiel Condorcet ein, „behielten diese Enten ohne Kopf nicht noch die Beweglichkeit in den Pfoten?"

„Allerdings!"

„Nun, dann konnten sie ja noch unterzeichnen! Ihr Rätsel ist gelöst!!"

## ANEKDOTEN

*Anekdoten.*

Ein Kardinal, aus dem adligsten Blut Frankreichs, der in Rom zu Jahren und Weisheit gekommen ist, erinnert sich eines Tages, daß er die Trupps der uniformierten Waisenkinder schon länger als ein Menschenalter hindurch an seinem Fenster hat vorbeimarschieren sehn. „Merkwürdig", sagt er, . . „daß sie immer so klein bleiben."

*

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 29)




**Redaktion des „Tage-Buch"**: Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise**: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Augustwoche

Blickt man als Deutscher auf die zehn Jahre zurück, die seit dem 4. August 1914 verstrichen sind, so möchte man trübsinnig werden. Nie hat ein Volk aus seinem Schicksal weniger gelernt. Nie hat ein Volk sein schwerstes Erlebnis schneller vergessen. Nie hat ein Volk sein Schicksal weniger begriffen. Rein äußerlich gesehen: In welchem anderen Lande als in Deutschland war es und wäre es möglich, daß ein Volk statt mit den Feldherren, die den Krieg so gründlich verloren, fürchterliche Abrechnung zu halten, diesen Führern in die Vernichtung noch mit trunkenem Herzen huldigt? In jedem gesund und natürlich fühlenden Lande müßte ein so gründlich besiegter Feldherr wie Ludendorff zufrieden sein, wenn er unbeachtet und stumm irgendwo im Versteck sein verpfuschtes und verpfuschendes Dasein beenden dürfte. Wir Deutschen zahlen dem Führer in die Vernichtung alljährlich fast 30 000 Goldmark aus Reichsmitteln aus und dulden und gestatten, daß die unglückliche Hand sich noch erhebt, uns einen Weg in die Zukunft zu weisen. Welches Volk außer den Deutschen würde, nachdem der Friedensvertrag das Reich zerstückelt und fast zerbrochen hat, auf den Weltkrieg den Bürgerkrieg Deutscher gegen Deutsche folgen lassen? Nur Deutsche konnten, von feindlichen Mächten umlagert, nachdem ihnen jede Möglichkeit zur Gegenwehr genommen, sich zum „Marsch nach Berlin“, also wider das Zentrum des Reichs, bereitfinden. Wir haben Geschichte erlebt, ohne Geschichte zu erkennen. Vor fünf Jahren blitzte schwach, für ein paar Tage, Erkenntnis des Geschehenen in den Köpfen auf. Heute, sechs Jahre nach 1918, sind wir wilhelminischer denn je, weil wir es jetzt freiwillig, aus eingeborenem Muschkotencharakter sind. Unsere Sechsjährigen üben aus Neigung, nicht aus Zwang, den Parade-schritt, unsere Vierjährigen spielen wieder mit Bleisoldaten, und unsere erwachsenen Strebemänner rufen schon wieder nach dem Volkskaiser. Jungfrauen umgaukeln den Kronprinzen, wenn er sich

auf Sportfesten seinem Volke zeigt, die bayerischen Gebirgsteppen bieten Rupprecht, dem Kini, die Bauerntatze, und es fehlt nur noch, daß der Sachsenkönig sich entschließt, den Dreck doch wieder alleene zu machen. Wir sind ein Volk von unverbesserlichen Untertanen, unbelehrbar, unveränderlich, unheilbar. Wir sind Wilhelms des Zweiten Volk, auch ohne Wilhelm, ein gottgeschlagenes Volk, das einen Irrsinnigen braucht, der sich als Gottbegnadeter fühlt. Wir haben zuerst den Krieg, dann den Frieden verloren, wir haben die Revolution und dann die Republik verpfuscht. Wir sind, entsetzliche Vorstellung, ein Volk von Stresemännern.

Der stupideste Kriegshetzer, der unzugänglichste und bösartigste Menschenfeind, Einer, der schwerste Schuld auf sich geladen, wird in der Geschichte der Kriegsgeschichte meistens übersehen, weil er vor Ausbruch des Weltkrieges schon gerichtet war: Erzherzog Franz Ferdinand, der Thronfolger. Sein Lieblingswort war „Einmarschieren". Er hat das große Zerstörungswerk im Innern der österreichisch-ungarischen Monarchie eingeleitet, er wollte die Ungarn Mores lehren, die Tschechen kujonieren, die Sozialdemokraten ausrotten. Wäre ihm der alte Franz Josef nicht im Wege gestanden, er hätte schon 1913 die Serben überfallen, er schwärmte für den Krieg mit Italien, das er nicht betreten wollte, ehe der Kirchenstaat wieder hergestellt war. Ein dumpfer stupider Geist der Zerstörung wohnte in diesem viereckigen Schädel. Keiner hat die Völker Oesterreichs einander so entfremdet wie dieser pfäffische Feldwebel, der nie an den Geist, immer nur an den Säbel geglaubt hat. Soll sein Name übergangen werden, weil er das erste Opfer des Weltzwistes war? Im Jahre 1913, zum fünfzigsten Geburtstag Franz Ferdinands, am 27. Dezember 1913, prophezeite ich im „März": „Es gibt einen Grad der nachtwandlerischen Sicherheit, der gefährlich werden kann, denen, die ihm begegnen, aber auch dem Wandler selbst". Die Warnung wirkte auf — den Staatsanwalt, der ein Verfahren gegen Stefan Großmann wegen Beleidigung eines Mitglieds des Kaiserlichen Hauses einleitete. Aber ehe noch das Verfahren in Gang gekommen, war es mit dem halbirren Nachtwandler, der sich nicht warnen ließ, zu Ende.

Wären die Deutschnationalen aufrichtige Leute, so müßten sie jetzt Hymnen auf die Bankiers singen. Ohne die internationalen Geldverleiher wären Herriot und Macdonald in London einig geworden, einig ohne die Deutschen und auf Kosten der Deutschen. Da kamen diese vielgeschmähten Bankherren aus New York und stürzten das leicht-fertige Kartenhaus der philantropischen Politiker um. Wenn die Deutschen morgen in London Sitz und Stimme haben, wenn die Besatzung aus dem Rheinland

schwindet, wenn die unglückselige Reparationskommission entthront wird, so dankt Deutschland das den amerikanischen Bankiers. Handelten Morgans Delegierte aus Liebe zu Deutschland? Nein, sie handelten als nüchterne Händler, die Kreditgeschäfte machen wollen, aber nicht auf unsicherer Basis. Auf die Menschenfreunde ist nirgendwo Verlaß. Herriot schillerte schon poincaristisch, und Macdonald erwies sich als diplomatischer Dilettant. Beide, um ihre Mehrheit zitternd, hätten nie gewagt, an die europäischen Wunden, die Versailles geschlagen, zu rühren. Die Bankiers, nüchtern, skeptisch, auf den Grund sehend, immer um ihre Anleihen besorgt, rissen die Heftpflaster fort, die von den Kommissionen auf die deutschen Wunden geklebt werden sollten; sie ließen den deutschen Patienten zu Wort kommen. Sie sind, Gott sei Dank, keine Helden, die amerikanischen Bankiers, sie sind Händler. Europa, zehn Jahre lang den Helden oder Philantropen überlassen und dadurch verpfuscht, wird endlich den Händlern zur Behandlung übergeben. Der Patient atmet auf!

Minister werden ist nicht schwer, Minister sein dagegen sehr. So möchte man jene Lebensweisheit abändern, die Wilhelm Busch den Vätern verkündet hat. Die vermögenden P o l e n haben es aus diesem Grunde zu zwei Außenministern gebracht. Der eine, ihr Gesandter in Washington, war auf die telegraphische Anfrage hin nicht rasch genug mit der Antwort zur Stelle. In seiner Ungeduld fragte der Herr Ministerpräsident der Beschleunigung halber einen anderen Mann, den er in Warschau bei der Hand hatte. Inzwischen hatte sich auch der Washingtoner besonnen — und nun haben beide ja gesagt. Aus diesem Unglück könnte Glück erwachsen. Ließe sich nicht die Praxis, zwei Außenminister zu engagieren, in allen europäischen Staaten nachahmen? Polen selbst könnte zwei so gut brauchen. Den einen, um die Reden über Frieden und Freundschaft zu halten, beim Völkerbunde zu antichambrieren, sich mit den Randstaaten gut zu stellen und eine Anleihe aus Amerika zu holen. Den anderen, um die Minderheiten zu vergewaltigen, Sowjetrußland zu ärgern, Danzigs Rechte zu verletzen und sich Frankreich als Dolchstößer gegen Deutschland zu empfehlen. Oder in Italien: der eine für die fascistische Außenpolitik, für die Vergrößerung des Reiches und die Unterdrückung der Fremden in den jetzigen Grenzen: der andere für den frommen Augenaufschlag, mit dem diese Politik solchen Einrichtungen wie dem Völkerbunde gegenüber abgeleugnet oder verteidigt werden müßte. Frankreich wieder könnte eine andere Arbeitsteilung einführen. Der eine Außenminister müßte die Verhandlungen führen, die sich, so andere wollen, in London, Brüssel und am Ende gar jenseits des Ozeans nötig machen. Sein Kollege im engsten Sinne hätte inzwischen die Reden zu halten, bei denen Kammer und Senat von rechts bis in die linkeste Mitte vor Begeisterung toben dürften.

Am vielseitigsten ist die Tätigkeit des Außenministers bekanntlich bei uns. Herrn Stresemann wird es, wie wir wissen, dank seinen besonderen Anlagen nicht schwer, mindestens zweierlei Entgegengesetztes zu gleicher Zeit zu tun. Aber nachdem sich diese außenpolitische Technik so hervorragend bewährt hat, müssen Sicherungen dafür geschaffen werden, daß wir ihre Vorteile immer genießen. Herr Stresemann könnte uns möglicherweise verloren gehen. Die Stresemännlichkeit muß uns erhalten bleiben. Und da es Zwitter für Ministerposten nicht leicht geben wird, ist künftig dieses Portefeuille nur geteilt zu vergeben: hie Schuldlügenpropaganda, Volkskaisertum und Wehrhaftigkeit — hie Friedensvertragserfüllung, Republik und Frieden!

Die Bayern leiden wieder einmal an bedrohten Eigenarten Der Reichstag war rücksichtslos genug, Resolutionen zu fassen, in denen er sich für die Revisionsfähigkeit der Volksgerichtsurteile und für die Aufhebung des bayerischen Belagerungszustandes aussprach. Dabei sind Resolutionen des Reichstages doch etwas so ungefährliches! Warum hat man in Bayern ein Interesse daran, dieses Parlament, diese Errungenschaft der Revolution, mächtiger erscheinen zu lassen als es ist? Es scheint an der Donau und weiter wegwärts nur eine Front zu geben, in die genug Abgeordnete einschwenken können, um der Regierung das Vertrauen zu votieren: die Front gegen Berlin und gegen das neue Reich. Darum nimmt man Dinge wichtig, die nichts zu bedeuten haben. Denn wenn man erst einmal Minister ist, dann ist nichts wichtiger als man selbst. Und wie Bayern, so das Reich. Zwei Minister hoch fährt die Reichsregierung nach München, um mit der bayerischen über die Eisenbahnen zu verhandeln. Wahrscheinlich, weil Herr Held nur auf den bayerischen Bahnen (die es nicht mehr gibt) einen Freifahrschein hat, während Herr Oeser und Herr Luther so glücklich sind, umsonst fahren zu können, wohin es sie treibt. Kann man in München mehr verlangen als dieses Entgegenkommen im wahrsten Sinne des Wortes? Hoffentlich ist es aber damit getan. Von Berlin bis München ist wirklich weit genug — es muß nicht gleich von 1919 bis 1871 sein.

Wo leben wir? Wer sich ein Bild des unabänderlichen freudezerstörenden Waltens der deutschen Justizmaschine machen will, lese mit Ueberlegung den folgenden Gerichtsbericht, der, fast ohne Randbemerkung, in allen Berliner Zeitungen (am 29. Juli 1924) gestanden hat: Zwei Ehepaare, der Verwalter A. mit Frau und der Kaufmann D. mit Frau, wohnen in einem Hause und verkehren freundschaftlich miteinander. Die Eheleute A. sind miteinander nicht glücklich, eines Tages glaubt D., seine Frau breche die Ehe mit A. Scheidungsverfahren in der längst toten Ehe A., Klage des

D. gegen seine vielleicht untreue Frau. Beide Ehen werden geschieden, die Ehe A. aus beiderseitigem Verschulden, die Ehe D. aus Verschulden der Frau. Die Prozesse werden mit jenem häßlichen Ingrimm geführt, auf den bürgerliche Gemüter nur ungern verzichten. Unter anderem hatte Herr D. seine (schuldige) Frau auf Herausgabe der Möbel verklagt. In diesem Verfahren hatte A. geschworen, er habe niemals intime Beziehungen zu Frau D. gehabt, er schwor, sie nie geküßt zu haben, niemals mit ihr Arm in Arm gegangen zu sein. Das wurde sein Verhängnis, denn Frau A. hatte Herrn A. und die Nebenbuhlerin längst beobachten lassen. Sie hatte dazu eine Freundin aus Neuruppin herangezogen, die Schwester, die Nichte, den Sohn des Portiers und sogar die Tochter. In allerlei Verkleidungen beobachtete diese Bande Frau D. Vor Gericht trat die achtzehnjährige Tochter wider ihren Vater auf. Sie habe auf Geheiß der Mutter verschleiert den Vater beobachtet und gesehen, wie Papa Frau D. abgeholt und Arm in Arm mit ihr gegangen sei. Arm in Arm? Der Richter spitzte die Ohren. Das stand im Widerspruch mit A.'s beeideter Aussage. Und, wahrhaftig, es kam zur Anklage wegen Meineid. Der Staatsanwalt, Dr. Conrad, hielt zwar nicht den Ehebruch, aber das Arm-in-Arm-gehen für erwiesen und beantragte ein Jahr Zuchthaus gegen A., drei Jahre Ehrverlust und dauernde Unfähigkeit als Zeuge und Sachverständiger auftreten zu können. Der Rechtsanwalt, Dr. Gollnick, erklärte, dem A. sei es in seiner Aussage darauf angekommen, die ehebrecherische Beziehung zu bestreiten, auf so harmlose Vorgänge, wie Arm-in-Arm-gehen habe er kein Gewicht gelegt. Es könne sich doch gewiß nicht um einen wissentlichen Meineid, höchstens um fahrlässigen Falscheid handeln. Das Schwurgericht (das schöne, von Emminger eingerichtete, Berufs- und Laienrichter zusammenschließende) sprach den armen A. des wissentlichen Meineides schuldig und verurteilte ihn zu einem Jahr Zuchthaus. So geschehen im Juli des Jahres 1924 vor dem Ferienschwurgericht des Landgerichts II in Berlin. . . . Man braucht von Deutschland nichts mehr zu wissen, als diesen einen Fall. Eheleute, die einst Kameraden waren, die Tochter, die zur Spionin am Vater wird, ein Strafgesetzbuch mit diesem Meineidsparagraphen, ein Staatsanwalt mit diesem verächtlichen Mute zur Verfolgung und Geschworene und Richter mit diesen barbarischen Herzen, die eines Mannes Leben durch eine Zuchthausstrafe zerstören, weil er einmal mit einer Frau Arm in Arm gegangen ist und dies vor Gericht sträflich verschwiegen hat. Man braucht vom heutigen Deutschland nicht mehr zu wissen.

---

Daß in den Kirchen gepredigt wird, macht deswegen die Blitzableiter auf ihnen nicht unnötig. *Lichtenberg*

Vor zehn Jahren — das ist eine lange Spanne Zeit und — wie man's nimmt — auch eine sehr kurze. So lang, daß wir das meiste, was sich in diesem Jahrzehnt begeben hat, schon wieder längt vergessen haben, so kurz, daß wir aus all den Schändlichkeiten und Furchtbarkeiten, die wir in dieser Zeit am eigenen Körper erlebten, bisher noch wenig oder nichts gelernt haben. Sollte man es für möglich halten, daß es in Deutschland Menschen gibt, die allen Ernstes und erhobenen Geistes dieser in alle Ewigkeit verfluchten Monatswende vom Juli zum August 1914 ein Gedenkfest rüsten, das nichts anderes darstellt als eine Glorifizierung der großen Zeit und des Geistes, dem sie ihr Dasein verdankt? Eine merkwürdige Kindheitserinnerung ging mir jüngst durch den Kopf. Zu wiederholten Malen habe ich meine Mutter, eine geborene Elsässerin, wenn sie sich vor irgend etwas entsetzte oder ihre lebhafte Abneigung kundtun wollte, den Schreckensruf ausstoßen hören: „Große Zeit!“ Jetzt endlich glaube ich ihn zu verstehen: die Tage der Beschießung von Straßburg mögen Pate gestanden haben, die große Zeit, die in ihre Jugend fiel. Alles Qualvolle, Verabscheuenswerte, das ihr in den Weg trat, versah sie von da an mit dem Stempel, unter dem ihr jenes ihr unvergeßliche Erleben nahegetreten war. Das ist ein Denkmal der „großen Zeit“, wie ich es mir gefallen lasse, das einzige, das ich ihr gönne.

Im übrigen: diese Gedenkfeier selbst ist schließlich auch nicht so übel. Vorausgesetzt, daß wir dabei mehr gedenken als feiern. Es lohnt schon, sich einmal wieder in die Akten des Krieges zu vertiefen, denn allein dieses rückschauende Studium kann uns die ganze Frivolität der verantwortlichen und unverantwortlichen Machthaber enthüllen, die ihr grausames Spiel mit den hörigen Völkern getrieben haben, kann uns das ungeheure Unheil, das sich aus kritikloser nationaler Selbstliebe und Selbstüberhebung ergab, voll ermessen lassen. Welch tragisches Spektakelstück, bei dem jeder, ohne auf den andern auch nur zu hören, geschweige denn sich in ihn hineinzufinden, in blinder Besessenheit und unbeirrbar stupider Anmaßung seine Rolle herunterspielte, so lange bis die Welt, die ja sicherlich nicht die beste der denkbaren Welten war, aber immerhin doch ein gnädigeres Schicksal verdiente, darüber in Stücke ging. Eine Zeitlang wollte man uns einreden, es sei ein Krieg der Geister, der sich da abspiele, ein Kampf um die höchsten Güter der Kultur, ein heiliger Kampf und wie die Schlagworte mehr heißen. Man hat sich so allerhand Scherze mit uns erlaubt.

Was nun? Vor allem: nie vergessen! Nie wieder Krieg, so gelobten es sich in Deutschland und in Oesterreich und auch in den Feindländern allerwärts Hunderttausende und Millionen. Sie wissen, daß dieses Gelöbnis eine Aufgabe für sie in sich schließt, so umfassend, daß uns heute die Lösung noch fast unmöglich erscheint. Trotzdem!

*

## DIE LETZTEN FRIEDENSKUNDGEBUNGEN.

### Aufruf der Deutschen Sozialdemokratie.

Noch dampfen die Aecker auf dem Balkan von dem Blute der nach Tausenden Hingemordeten, noch rauchen die Trümmer verheerter Städte, verwüsteter Dörfer, noch irren hungernd arbeitslose Männer, verwitwete Frauen und verwaiste Kinder durchs Land, und schon wieder schickt sich die vom österreichischen Imperialismus entfesselte Kriegsfurie an, Tod und Verderben über ganz Europa zu bringen.

Verurteilen wir auch das Treiben der groß-serbischen Nationalisten, so fordert doch die frivole Kriegsprovokation der

österreichisch-ungarischen Regierung den schärfsten Protest heraus. Sind doch die Forderungen dieser Regierung so brutal, wie sie in der Weltgeschichte noch nie an einen selbständigen Staat gestellt sind, und können sie doch nur darauf berechnet sein, den Krieg geradezu zu provozieren.

Das klassenbewußte Proletariat Deutschlands erhebt im Namen der Menschlichkeit und der Kultur flammenden Protest gegen dies verbrecherische Treiben der Kriegshetzer. Es fordert gebieterisch von der deutschen Regierung, daß sie ihren Einfluß auf die österreichische Regierung zur Aufrechterhaltung des Friedens ausübe, und, falls der schändliche Krieg nicht zu verhindern sein sollte, sich jeder kriegerischen Einmischung enthalte. Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten darf dem Machtkitzel der östereichischen Gewalthaber, den imperialistischen Profitinteressen geopfert werden.

Parteigenossen, wir fordern euch auf, sofort in Massenversammlungen den unerschütterlichen Friedenswillen des klassenbewußten Proletariats zum Ausdruck zu bringen. Eine ernste Stunde ist gekommen, ernster als irgendeine der letzten Jahrzehnte. Gefahr ist im Verzuge! Der Weltkrieg droht! Die herrschenden Klassen, die euch im Frieden knebeln, verachten, ausnutzen, wollen euch als Kanonenfutter mißbrauchen. Ueberall muß den Gewalthabern in die Ohren klingen: Wir wollen keinen Krieg! Nieder mit dem Kriege!

Hoch die internationale Völkerverbrüderung!

Berlin, den 25. Juli 1914. Der Parteivorstand.

Der „Vorwärts“ ließ diesen Aufruf in den Straßen Berlins als Flugblatt verteilen, und schon am 27. Juli konnte die Presse mitteilen, daß die Staatsanwaltschaft ein Strafverfahren gegen den „Vorwärts“ wegen Zuwiderhandlung gegen § 112 des Str.-G.-B. eingeleitet habe.

### 32 sozialdemokratische Friedensversammlungen in Berlin.

Berlin, 29. Juli. Die angekündigten 32 sozialdemokr. Versammlungen fanden gestern programmäßig statt. Der Besuch war überall stark, die Versammlungen selbst verliefen ruhig. Die Polizei hatte umfassende Vorkehrungen getroffen. Die Redner, meist Abgeordnete und Stadtverordnete, ergingen sich durchwegs in geschmacklosen Angriffen auf Oesterreich, dem sie allein die Schuld an den kriegerischen Verwicklungen zuschrieben. Zum Schlusse nahmen die Versammlungen eine Resolution gegen den Krieg an. Der Polizeipräsident hatte von gestern abend an Umzüge aller Art auf den Straßen verboten. Trotzdem versuchten zahlreiche Teilnehmer der soz. Versammlungen, insbesondere Unter den Linden Umzüge zu veranstalten. Da größeren Trupps die Wege

versperrt waren, bestiegen kleinere Trupps die in der Richtung nach den Linden fahrenden Straßenbahnwagen und Omnibusse und kamen so in kleinerer Zahl ans Ziel. An der Ecke Unter den Linden und Friedrichstraße vor dem bekannten Café Kranzler ertönten gegen 10 Uhr einzelne Pfiffe und dazu Rufe wie „Nieder mit den Kriegshetzern!“ Nun wurde die Zahl der Sozialdemokraten rasch größer und vor dem Café stimmten einige von ihnen die Arbeitermarseillaise an. Ein kurzer Befehl — die berittenen Schutzleute sitzen auf, scharen sich zusammen und ziehen los gegen die Tumultuanten, so sehr diese sich wehren und schreien; Pfuirufe werden laut, dazwischen erst vereinzelt, dann in vollem Chor von der anderen Seite „Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“. Die Massen prallen aufeinander, immer wieder müssen die Berittenen vor, die Bürgersteige sind bald gesäubert, die Pferde treiben, was nicht freiwillig geht, vor sich her. Wieder bilden sich an den Straßenecken neue Ansammlungen, wieder ergehen sich die Sozialdemokraten in ihren Kundgebungen, so daß die Beamten mit voller Strenge vorgehen müssen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie säubern die Trottoirs, sie galoppieren auf die Promenade und schaffen freie Bahn. Wieder ertönt es: „Nieder mit dem Krieg!“ und als Antwort erschallt die „Wacht am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles“. In den auf dem Fahrdamm haltenden Droschken stehen die Fahrgäste, schwingen sich auf den Bock und betrachten sich das unerfreuliche Schauspiel. Eine ganze Weile wogt der Kampf hin und her. Die französische und die russische Botschaft Unter den Linden und am Pariser Platz liegen im Dunkeln. Starke Polizeireserven halten in der Nähe. Die Umgebung des Schloßplatzes ist auf weite Entfernung abgesperrt, das Kronprinzenpalais ebenso durch Polizei besetzt.

(München-Augsburger Abendzeitung, 29. Juli.)

## Sozialistische Friedenskundgebungen in Paris.

Paris, 27. Juli. Die Demonstration der französischen Sozialisten gegen den Krieg hat heute abend trotz des Einspruches der Polizei stattgefunden. Am Gebäude des „Matin“, wo die Kundgebung stattfinden sollte, blieb es ziemlich still. Als sich um 9 Uhr dort die ersten Menschenmassen ansammelten und tausendfach der Ruf „Nieder mit dem Krieg!“ ertönte, schritt ein ungeheures Polizeiaufgebot und republikanische Garde ein, die die Straßen säuberten. Alle umliegenden Straßen und die großen Boulevards wurden abgesperrt. Bei der Verdrängung der Menge kam es zu zahlreichen lebhaften Zwischenfällen. In einem Café wurden die Fenster eingeworfen. Die Polizei zog darauf blank und schlug auf die Menge ein, die schließlich nach der Porte St. Denis getrieben wurde. Auf den Stufen des Théatre Gymnase hatten sich mehrere Tausend Menschen auf den Treppen auf-

gestellt. Als diese auseinandergetrieben wurden, kam es zu einem gefährlichen Durcheinander. Es bildete sich dann ein Zug von etwa 5000 Personen, der nach der Bastille zog. Unterwegs wurden Arbeitergesänge und die Internationale angestimmt. Ein zahlreiches Publikum erwartete die Demonstranten und begrüßte sie mit lebhaftem Händeklatschen. Die Polizei nahm zahlreiche Verhaftungen vor.

(Berliner Tageblatt, 28. Juli.)

Aus Jaurès letzter Rede (Antikriegsversammlung, einberufen durch das Internationale sozialistische Büro, Brüssel 29. Juli 1914).

„Ich, der ich mein Lebtag in meinem Lande die Wahrheit laut sagte, ich habe jetzt das Recht, vor Europa für mein Land Zeugnis abzulegen. Ich erkläre feierlich, daß das französische Volk in dieser Stunde der Kriegshetze und der Provokationen völlig und restlos, ohne Hintergedanken und ohne Rückhalt, ehrlich und heiß den Frieden will und ihn zu erhalten wünscht. Sollten morgen die Würfel fallen und Rußland sich in den Krieg stürzen, dann erklären die französischen Arbeiter: Für uns existieren keine staatlichen Geheimverträge, wir kennen nur den einen offenen Vertrag — mit der Menschheit und mit der Kultur! Aber diesmal sind wir nicht allein. Wie viel mal haben uns, haben mir speziell, der ich für die Aussöhnung mit Deutschland kämpfte, unsere Chauvinisten entgegengehalten: ‚Ja, wo ist denn die Friedensliebe des deutschen Volkes? Sie fordern von uns Franzosen, daß wir unserer Regierung in den Arm fallen, aber die deutschen Arbeiter rühren sich nicht, sie lassen ihre Kriegshetzer gewähren, sie leisten ihnen keinen Widerstand‘. So rief man mir unzählige Male zu und hielt uns bösen französischen Sozialisten die braven deutschen Sozialdemokraten als Muster vor. Nun, dieses falsche Gerede ist zum Schweigen gebracht, dieser falsche Schein ist zerrissen. Die Berliner Arbeiter haben gleich den Pariser Arbeitern auf der Straße ihre Stimme gegen den Völkermord erhoben. Die deutsche Sozialdemokratie hat der Welt gezeigt, daß sie nicht bloß einen mächtigen Körper bildet, sondern daß in in diesem Körper eine starke Seele und eine kühne Tatkraft wohnt, die in schwerer Schicksalsstunde mit Donnerwort sich vernehmlich machen kann. Und ich sage Ihnen, noch nie hat die deutsche Sozialdemokratie, die sich schon so viele Verdienste vor dem internationalen Proletariat erworben hat, einen so großen Dienst der Sache der Menschheit geleistet, als jetzt, indem sie gezeigt hat, daß sie ein aktionsfähiger, mächtiger Faktor im Leben des Landes ist. Ich danke den Berliner Arbeitern im Namen der französischen Proletarier, und ich schwöre, daß wir ihnen weiter in dem entschlossenen Kampfe gegen den

Attilaritt der wilden Kriegsrotten brüderlich zur Seite stehen werden — treu bis in den Tod!"

## KRIEGSHETZE IN DEUTSCHLAND.

Wiederum ist ein Tag vergangen, ausgefüllt unsererseits mit diplomatischen Verhandlungen zur Beilegung des Konflikts und ausgefüllt auf der Gegenseite mit einem weiteren Tagesvorsprung in Mobilmachung und Aufmarsch. Seit vorgestern ist die in der Anlage ersichtlich gegen Oesterreich gerichtete Mobilisierung Rußlands amtlich in Wien und Berlin notifiziert worden; seit acht Tagen fast sind die Bewegungen der russischen ohnehin nahezu auf Kriegsfuß befindlichen Truppenkörper im Gange: — kann es da wundernehmen, wenn in den weitesten Bevölkerungskreisen allmählich ein Gefühl der Beunruhigung darüber Platz greift, daß uns durch längeres Zuwarten wertvolle militärische Vorteile verloren gehen könnten, wenn der Verdacht rege wird, es sei bei uns an leitender Stelle nicht jenes Maß von Entschluß- und Verantwortungsfreudigkeit anzutreffen, die das deutsche Volk soeben an dem Vorgehen der österreichischen Regierung mit hellem Jubel begrüßt hat. Wir nehmen Veranlassung, ausdrücklich zu betonen, daß wir Befürchtungen dieser Art keineswegs teilen, wenn wir sie aus der Erregung und ungeheuren Spannung dieser Tage heraus wohl auch zu verstehen vermögen . . .

(Kreuz-Zeitung, 31. Juli.)

Die andern mobilisieren. Wir — dementieren. Wir dementieren besonders alles das, was nach Mobilisation oder ihrer Vorbereitung aussehen könnte.*) Tun das um des „Friedens" willen, damit Rußland, das seine Landeskraft in Geschwadern zusammenballt nicht gekränkt werde. Werden wir geführt? Deutschland blickt auf den Kaiser. Auch die Friedensvereine und manche Gegner Deutschlands schauen nach ihm aus. Aber in den fragenden Blicken der deutschen Nation und der preußischen Stämme liegen die Kräfte des entscheidenden Urteils, liegt die Liebe zum Hohenzollernhaus, die Sorge für Reich und Land, liegt, vorweg genommen, das Urteil der Geschichte, liegt mit allen Jubeln und Schmerzen der Jahrhundertgang der unlöslich verbunden schreitenden Hohenzollern und Preußen und Deutschen über die Schlachtfelder in Sturm und Sieg, in Tränen und Schmerzen.

(Deutsche Zeitung, 31. Juli.)

---

*) Bezieht sich auf die Dementierung des ominösen Extrablattes des „Berl. Lok.-Anz.", das schon am Nachmittag des 30. Juli die Mobilmachung meldete. Uebrigens teilten am gleichen Tage auch die „Berl. Neuesten Nachrichten" und noch 3 weitere Zeitungen mit, daß die Mobilmachung für das 1., 5. und 17. Korps erklärt worden sei. Die Zeitungen wurden sämtlich von der Polizei konfisziert.

## WAFFENSTRECKUNG DER KRIEGSGEGNER.

Eine sozialdemokratische Stimme für viele.

Wir Sozialdemokraten fühlen uns in dieser ernsten Stunde einig mit dem ganzen deutschen Volk, ohne Unterschied der politischen und religiösen Ueberzeugung, den uns von der russischen Barbarei aufgezwungenen Kampf aufzunehmen und mit dem letzten Blutstropfen für Deutschlands nationale Unabhängigkeit, Ruhm und Größe einzutreten.

(Der Volksfreund (Karlsruhe), 1. August)

Erich Mühsam an die Leser seiner Zeitschrift „Kain".

Die über Länder und Völker hereinbrechende Katastrophe ist nicht mehr aufzuhalten. In diesem Augenblick wäre es müßiges Tun, Kritik zu üben oder Schuld auszuteilen. Die Ereignisse nehmen mir, der ich um der Menschlichkeit willen meine Zeitschrift geschaffen habe, die Feder aus der Hand. Die Leser, die in 40 Monaten mein Wollen erkannt haben, werden meine Stellung verstehen und billigen. Ich habe nur die Wahl, ganz zu schweigen oder zu sagen, was jetzt niemanden frommt und was unter dem geltenden Ausnahmerecht meine persönliche Sicherheit gefährden kann. Ein Drittes ist unmöglich, da ich meine Ueberzeugung nicht verleugnen und nicht frisieren kann. Auch den Ausweg, den Inhalt der Zeitschrift auf die Glossierung belangloser Kleinigkeiten oder auf kunstkritische Betrachtungen zu beschränken, verschmähe ich. In dieser Stunde, wo es um das Schicksal aller geht, gibt es außerdem nicht Wesentliches und nichts, was eine Zeitschrift für Menschlichkeit angehen könnte. Deshalb habe ich mich entschlossen, die Herausgabe des „Kain" während der Dauer des Kriegszustandes zu unterbrechen. Nachher werde ich wieder auf dem Plan sein, um die Wege zu Frieden und Glück suchen zu helfen. Möge es bald sein! Erich Mühsam.

München, Anfang August 1914.
Akademiestraße 9.

## EIN OPFER.

Budapest, 31. Juli. In Peterwardein wurde ein Infanterist, der als Nazarener den Waffengebrauch verweigerte, wegen Ungehorsams erschossen.

(Berl. Lokal-Anzeiger, 31. Juli)

## KRIEGSPSYCHOSE.

(Eine kleine Blütenlese aus einem ungeheuren Material.)

Hamburg, 4. August. In den späten Abendstunden wurde das erst vor kurzem in Betrieb genommene Gebäude des Neuen

Alsterpavillons völlig demoliert. Einige Tage war der Alsterpavillon der Mittelpunkt für alle patriotischen Kundgebungen. Gestern blieb ein Däne beim Absingen der Nationalhymne sitzen, und hierdurch geriet das Publikum in die äußerste Erregung. Man rief dem jungen Manne zu: „Russe! Aufstehen!“ Im selben Augenblick wurde schon auf ihn eingeschlagen, so daß er blutüberströmt aus dem Lokal fortgeschafft werden mußte. Die Erregung wurde dadurch gesteigert, daß ein anderer junger Mann, der bereits bekannte Telegramme vorlesen wollte, vom Wirt des Lokals daran gehindert wurde. Plötzlich rief einer der Begleiter des jungen Mannes: „Er ist vom Wirt hinausgeworfen worden.“ Hierauf wurden sofort Pfuirufe laut. Einer der Anwesenden stieg auf einen Stuhl und rief aus: „Haut alles entzwei!“ In wenigen Sekunden flogen Tische und Stühle durch das Lokal, alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde zerschlagen. Die Menge zertrümmerte die Fensterscheiben vollends. Inzwischen war die Feuerwehr und ein großes Schutzmannsaufgebot herbeigerufen worden, das den Alsterpavillon räumte und den Alsterstieg in weitem Umfang absperrte. Eine Anzahl Personen haben allerdings nur leichte Verletzungen erlitten. Verschiedene Verhaftungen wurden vorgenommen.

**(B. Z. am Mittag, 4. August)**

„Ich weiß erst seit dem 4. August, was Haß ist; aber auch dieser Haß erreichte seinen Hochgrad erst in dem Augenblick, als ich von dem japanischen Ultimatum las! Ich glaube, mein Bewußtsein setzte einige Augenblicke aus: ich hatte das Gefühl, als schlüge mir jemand ins Gesicht, und ich müsse dazu stillhalten... Viele, viele Frauen habe ich gesprochen: zahme, die ich bisher für beschränkt hielt, und sie waren klar und stark im Haß; zarte, die nur mit sich beschäftigt waren, und der Haß ließ sie nun sich selbst vergessen; kinderlose, die längst ergeben waren, und die nun klagten: Hätte ich doch einen Sohn, uns an England zu rächen; Mütter, die kein Glück in der Welt haben als das durch ihre Söhne: sie gaben sie freudig, und sie konnten nicht mehr deutlich sagen: Für das Vaterland oder aus Haß gegen England!“

**(Ida Boy-Ed)**

„Wir können nur beten: Kaiser, werde hart! Kaiser, geh' beim Friedensschluß bis dicht an die Grenze der Schonungslosigkeit, ja der Grausamkeit!

**(Prof. Eduard Engel in „1914. Ein Tagebuch“.)**

Aus dem Brief einer Witwe in der Provinz Sachsen... Kuriosum: Die Primaner des hiesigen Gymnasiums bekamen gestern als Aufsatzthema: „Und nun wollen wir sie dreschen!“

**(Der Reichsbote, 12. August)**

... Endlich möchte ich noch die Bitte an meine sämtlichen lieben Landsleute richten: Schreibt mit deutschen Buchstaben! Es ist leider ein Unfug, daß so viele, namentlich auch Frauen, es für feiner halten, wenn sie lateinisch schreiben. Sie bedenken nicht, daß dieses die Buchstaben des römischen Volkes waren, das uns zu unterdrücken und zu unterjochen suchte, dessen Fesseln wir aber siegreich gebrochen haben, daß die lateinischen Buchstaben auch die Schriftzeichen der Franzosen und Engländer sind, die wir hoffentlich auch zu Boden schmettern, wie wir es mit den Römern getan haben. In deutscher Gesinnung.

Georg Steigertahl,
Rechtsanwalt und Notar.

(Hannoverscher Kurier, 11. August)

Gegen die Spionitis und die Angst vor Automobilen erläßt der Polizeidirektor Billinger von Stuttgart eine dringende Mahnung, sich nicht zu blamieren, in folgendem Wortlaut: „Schutzleute! Die Einwohnerschaft fängt an verrückt zu werden. Die Straßen sind von alten Weibern beiderlei Geschlechts erfüllt, die sich eines unwürdigen Treibens befleißigen. Jeder sieht in seinem Nebenmenschen einen russischen oder französischen Spion und meint, die Pflicht zu haben, ihn und den Schutzmann, der sich seiner annimmt, blutig zu schlagen, mindestens aber unter Verursachung eines großen Auflaufs ihn der Polizei zu übergeben. Wolken werden für Flieger, Sterne für Luftschiffe, Fahrradlenkstangen für Bomben gehalten, Telephon- und Telegraphendrähte mitten in Stuttgart sollen zerschnitten, Brücken gesprengt, Spione standrechtlich erschossen und die Wasserleitungen vergiftet worden sein. Es ist nicht abzusehen, wie sich das alles gestalten soll, wenn die Zeiten wirklich einmal schwierig werden. Festgestelltermaßen hat sich bis jetzt auch nicht das geringste Bedenkliche ereignet. Gleichwohl meint man, in einem Narrenhaus zu sein, während doch jeder, wenn er nicht ein Feigling oder gefährlicher Müßiggänger ist, ruhig seine Pflicht tun sollte, wozu die Zeiten ernst genug sind. Schutzleute, behaltet auch weiterhin kaltes Blut! Seid wie bisher Männer und keine Weiber, laßt euch nicht ins Bockshorn jagen und habt die Augen offen, wie es eure Schuldigkeit ist! Der Polizeidirektor."

(Leipziger Neueste Nachrichten, 9. August)

Zum Schluß ein Wort, das in keiner Kulturgeschichte der „großen Zeit" fehlen darf: „Hiddeck". Man wird noch wissen, was es bedeutet, und wer es etwa vergessen haben sollte, der grabe in seiner Erinnerung nach: es lohnt der Mühe!

EMIL RABOLD, M. d. L.

# KRIEG UND SOZIALDEMOKRATIE

Die Sozialdemokratie hat vor dem Kriege immer behauptet, daß sie die einzige Partei sei, die kraft ihrer Weltanschauung aus den Lehren der Geschichte lerne. Der Krieg hat bewiesen, daß die Sozialdemokratie der ihr geschichtlich zugewiesenen Aufgabe nicht gewachsen war. Wenn irgendwo, so muß sich gerade in der Stunde der Gefahr ein geschichtlich vorgestecktes Ziel als Prüfstein erweisen. Aber die Sozialdemokratie brach samt Programm, Resolutionen, Schwüren und Eiden in der Stunde der Gefahr elend zusammen. National und international erfolgte der geistige Zusammenbruch einer Bewegung, wie ihn die Geschichte noch nicht gesehen hatte. Der Kampf gegen Krieg und Kapitalismus, Nationalismus und Imperialismus, für den die Sozialdemokratie eine eiserne Front stellen wollte, an der die Pläne der Gegner zerschmettern sollten, war schauspielerisches Geplänkel, gestellte Pose vor dem Spiegel politischer Eitelkeit. Nichts von alledem, was in Worten und Programmen hoch und heilig galt, war in die Tiefe gedrungen, seelisches Eigentum innersten Erlebens geworden. Ein völliges Versagen der Führung wie der Massen auf breitester Front. Der Krieg, das große Geschäft, der Jahrmarkt der Eitelkeiten, der lächerlichen Posen, die unter heldischen Masken zur Schau gestellt werden, dieser Krieg fand die Sozialdemokratie vor als getreues Inventarstück des kaiserlichen Untertanenstaates: raunzend, den Unzufriedenen spielend, zuweilen aufbrausend, wenn sie auf den Fuß getreten wurde, aber sofort glücklich und selbstzufrieden mit ihrem Geschick, als sie erfuhr, daß sie dabei sein könne, wenn sie nur wolle. Ein echtes Untertanenstück, würdig der großen Kaserne, die Wilhelm Hohenzollern aus Deutschland gemacht hatte: das war die politische Haltung der deutschen Sozialdemokratie im Weltkriege.

*

Man kann in der Politik Fehler begehen, und es wäre lächerlich, sie nachzutragen, wenn es sich zeigt, daß derjenige, der daneben gehauen hat, willens und fähig ist, es in Zukunft besser zu machen. Der Krieg konnte zu schiefen Einstellungen verleiten, das verlogene Spiel der teuflischen Diplomatie konnte irreführen, verwirren, politisches Durcheinander schaffen. Dies sowohl nach der Seite der Kriegsschuldfrage hin, als auch nach der Seite der Kriegsziele und dem wahren Sinne dieses Krieges. Der Führer allerdings, der im Reichstag seine großen Anklagen gegen „die Verbrechen der Militärkamarilla" schleuderte, gegen die „Panzerplattenpatrioten, die aus dem Blute der Völker klingende Münze schlagen wollen", der auf nationalen und internationalen Kongressen die große Trompete gegen „das freventliche Spiel des Wettrüstens"

blies, das letzten Endes „zur Zerfleischung der Völker führen müsse“, ein solcher Führer, der obendrein noch täglich die ihm willig folgenden Massen zum Klassenkampf gegen den Krieg aufrief, sie ermunterte, auf der Hut zu sein, den verbrecherischen Kriegstreibern das blutige Handwerk zu legen und unausgesetzt für den Sozialismus zu kämpfen, der allein Voraussetzung und Gewähr für den Weltfrieden sei: ein solcher Führer hätte allerdings der Lügenpest des Krieges, den Verwirrungsmanövern der Diplomatie nicht erliegen dürfen; er hätte sich als Führer erweisen müssen, um wenigstens das Unheil abzukürzen, Wege für Verständigung frei zu machen, Massen für dieses Ziel zu gewinnen. Das geschah nicht; bis auf die kleine Schar der Unabhängigen und Spartakisten blieb die Sozialdemokratie während des ganzen Krieges in Front mit den kaiserlichen Machthabern, verschieden von diesen nur durch kleine Nüancen, Schattierungen, unbedeutende Schnörkel, die für die Gesamtpolitik ohne Bedeutung blieben. Gewiß, man hoffte auf Sieg, man wollte als guter Bürger nicht abseits stehen in der Stunde der Gefahr und erst „nach dem Kriege den Herrschenden die Rechnung präsentieren“. Der Krieg ging anders zu Ende, als gedacht war, dafür hatte Ludendorff gesorgt, frei liegt die Strecke des Krieges vor uns: Zwei Millionen Tote, dreimal so viel Verwundete, unzählige Kriegskrüppel, der Versailler Vertrag, ein geographisch zerstückeltes, politisch zerklüftetes Deutschland, in dem der Hunger wühlt, alles fast, was als Kultur und Sitte galt, zum Teufel ist.

*

Wo sind die Lehren, die die Sozialdemokratie aus diesem Geschehen gezogen hat, wo und wie werden sie von ihr angewendet? Wenn sie schon die Lehren der Geschichte, ihr Programm, ihre internationalen Verpflichtungen, ihre Weltanschauung im Kriege nicht zur Geltung bringen konnte, so müßte es doch wenigstens nach dem Kriege an der Zeit gewesen sein, das Fazit zu ziehen, Dämme zu bauen, Abwehrstellungen zu errichten, damit das, was war an Entsetzlichkeiten, Scheußlichkeiten, Dummheiten und Verbrechen, nicht wiederkehre? Um kleiner, erbärmlicher Vorteile halber ist die Sozialdemokratie „staatserhaltend“ geworden, dies im übelsten Sinne des Wortes. Statt sich abzugrenzen, hart, grausam, unerbittlich zu sein gegen jene Mächte, die das Verbrechen heraufbeschworen und die unausgesetzt daran arbeiten, daß es wiederkehre, hat die Sozialdemokratie dem Nationalismus eine Konzession nach der anderen gemacht. Sie ist selber in breiten Teilen „national“ geworden, hat aus falschverstandenem Begriff des Nationalen den Ruhrkrieg mit geführt, bis zum Ende, in keinem Punkte grundsätzlich verschieden zu der Auffassung gestanden, die Cuno Politik nannte und mit der uns dieser dümmste aller Kanzler in die zweite Niederlage führte.

Die Sozialdemokratie ist eine müde Partei geworden, träg und abgekämpft. Sie hat zuviel Jahre auf dem Buckel, hat manchen Sturm erlebt. Trotzig und ungebärdig in der Jugend, mit weitgesteckten Zielen, streitsüchtig und rechthaberisch, hat sie um ihre Positionen gefochten und manche Narbe davongetragen. Altgeworden will sie nun auch ihre Ruhe haben und bescheiden genießen, mit dem Nachbar in Frieden leben, bevor der große Schnitter dem Dasein ein Ende macht. Was soll der ewige Hader, zumal wenn der Nachbar die Tore öffnet, mit höflicher Verbeugung bittet, an seinen Tischen Platz zu nehmen? Genug des Kampfes, denn ein geruhiger Lebensabend winkt. Das ist das politische Schicksal der Partei geworden, die einst auszog, die Welt zu befreien und die heute dabei ist, mit ihr Frieden zu schließen. Die Kundgebung vor dem Reichstag am 3. August, die die Sozialdemokratie zur zehnjährigen Wiederkehr des Kriegsausbruchs gemeinsam mit denen begeht, die zum Kriege geschürt, jeden guten Frieden verhindert haben, seine Nutznießer waren und heute ständig darauf sinnen, daß der Krieg kein Ende nähme: diese Kundgebung ist mehr als ein Symbol.

*

Zehn Jahre nach Kriegsausbruch, das Land noch unter den Wunden der mörderischen Zerfleischung blutend, von Krisen durchschüttelt, die Welt noch mehr aus den Fugen, als damals, wo eben durch den Krieg das krachende Weltgebäude in Ordnung gebracht werden sollte, Sprengminen in Ost und West, in Süd und Nord gelegt, die jeden Augenblick entzündet werden können, kein Friede im Lande, noch außer Landes; allenthalben Mineure am Werke, bereit, neue Erschütterungen hervorzurufen, das eigene Land wieder jener machtlüsternen Klique ausgeliefert, deren Verbrechen kein Revolutionstribunal sühnte: was verlangt schreiender, gebieterischer nach einer Abwehrfront als diese Situation? Wenn irgendwann, so müßte diesmal die Straße nicht dem Verkehr, sondern der Demonstration Hunderttausender, Millionen dienen, die ein Ruf vereinen, verschmelzen müsse: N i e w i e d e r K r i e g ! Und niemandem sonst als der Sozialdemokratischen Partei käme die Aufgabe zu, diese Front zu formieren. Sie will es nicht, hat es die ganzen Jahre hindurch nicht getan, sie zieht es zu Böllerschüssen und Feldgeistlichen hin. Sie wird dort auch dann wieder stehen, wenn blutiges Gemetzel abermals von Feldgeistlichen gesegnet wird. Nicht einmal die dröhnende Phrase ist geblieben. Seichtes Wortgeplätscher der Helden von 1914 kann uns nicht verwirren: wir wissen, daß die Front gegen den Krieg neu errichtet werden muß, aus besserem Stoff, aus jüngerem Geist, aus zäherem Willen als dem, der durch den verstaubten Plunder des Erfurter Programms gestellt werden kann.

(Schluß)

Zu den psychologischen Notwendigkeiten gehört wahrscheinlich auch die atheistische Propaganda. Umfang und Art und Weise dieser Propaganda, es ist kein Zweifel möglich, schweben dem Freidenkerverein Darwin in Zwickau in Sachsen als Ideal vor. Eine ganze Reihe von gutgedruckten Zeitschriften, Witzblättern, sogar eine eigene Bühne, das „atheistische Theater" auf der Twerskaja dienen ausschließlich den antireligiösen Bestrebungen. Ein großer Moskauer Klub von Sowjetangestellten hielt die Osternacht für besonders geeignet zur Veranstaltung eines antireligiösen Unterhaltungsabends, den ich auf eine Stunde besuchte. Nach einer, den Forderungen des Abends vollauf gerecht werdenden Rede wurde die vorzüglich einstudierte Aufführung eines Theaterstückes durch Klubmitglieder geboten, eines Theaterstückes, in dem schrecklich viele Götter zu Sturze kamen. Beim dritten Bild, als gerade Buddha dran glauben mußte, fingen die Glocken von den 450 Kirchen Moskaus zu läuten an. Ich empfahl mich aus dem Klub und sah, wie die Menschen in hellen Haufen in die Kirchen strömten, zur Auferstehungsmesse. Die Kirchen, an denen ich vorbeikam, konnten die Gläubigen nicht fassen, das Volk stand auf der Straße vor den weitgeöffneten Portalen.

Sie hat ein weites Arbeitsfeld, die atheistische Propaganda. Die orthodoxe Kirche selbst verhält sich passiv, ihrem eigentümlichen Charakter getreu, dem das Militante der römischen Kirche durchaus fehlt. Die Popen, denen man auf der Straße begegnet, sehen entsetzlich arm, bedrückt und ungewaschen aus, ein Eindruck, der bleibt, sieht man sie auch in den starren goldbestickten Meßgewändern zelebrieren. Und welch einen Eindruck macht ein Pope, der während der heiligen Handlung anfängt, still und unbekümmert in der Nase zu bohren?

Im Hause von Bekannten herrschte leichte Aufregung: der Erzbischof von . . ., der den Ruf eines überaus frommen, ja heiligen Mannes genießt, war zum Besuch angemeldet. Kaum war Zeit, das Licht vor dem Heiligenbild in der rechten Zimmerecke anzuzünden, da überschritt der hohe Gast schon die Schwelle und segnete die anwesenden Gläubigen, die ihm die Hand zum Gruße küßten. Von der Regierung, nach der Entlassung aus dem Gefängnis, verhindert, in seinen Sprengel zurückzukehren, lebt er in größter Bescheidenheit in einem Moskauer Kloster, wartend auf den Wandel der Zeiten. Nicht ohne natürliche Würde, ist die Erscheinung dieses orthodoxen Erzbischofs grundverschieden von der kultivierten Würde und signorilen Haltung eines römischen Prälaten, grundverschieden wie Rußland von Europa.

*

Nachtquartier auf einer gottverlassenen Umsteigestation mitten in der Ukraine. Die Strecke zugeschneit, der Zugverkehr eingestellt. Das Nachtquartier ist die Stube des Gemischtwarenhändlers. Fünfzehn, zwanzig Reisende liegen und sitzen auf einem alten Bettgestell, einem wackligen Diwan, einer Kiste und auf dem Fußboden, auf den Stroh geschüttet. Jüdische Händler, Trustangestellte, junge Kommunisten und Kommunistinnen. In den Pausen zwischen den Gesangsdarbietungen der kommunistischen Jugend beliebtes Unterhaltungsspiel, den Fremdling zu interviewen. „Wann kommt in Deutschland die kommunistische Revolution?" Diese und ähnliche schlichte Fragen sind zu beantworten. Sehr begierig ist man, über die Hitlerischen (deren Partei in Rußland als die „teutonische Partei" nicht übel bezeichnet wird) des Näheren zu erfahren. Dem Auskunftgeber werden Tee, Zigaretten, Butterbrote, Speck angeboten, man bemüht sich um den Fremdling in der gastfreundlichsten Weise, und die ungenierten persönlichen Fragen: Sind Sie Kommunist, wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin, was tun Sie in Rußland? sind nicht als plumpe Neugier, sondern als menschliche Anteilnahme zu werten. Das Gerücht flattert auf, ein Schneeschauflerzug soll losgelassen werden. Der Zug geht in der Tat. Rasch hinein in den Zug, und schneeschaufelnderweise kommt man nach 7, 8 Stunden ans Ziel. Oder beinahe ans Ziel. Denn der Bahnhof liegt, wie so oft in Rußland, noch etliche Werst vor der Stadt. Kein Schlitten an der Station, also noch 6 Werst nächtliche Fußwanderung.

Haben Sie schon einmal in einem russischen Provinzgasthof übernachtet? Es hat seine Reize. Hübsch ist z. B., wenn sämtliche Inwohner, die Gäste und der Hoteldirektor mit Familie zur Morgentoilette antreten und Queue bilden vor der einzigen Waschschüssel, in welche durch ein dünnes Röhrchen aus einem Behälter Wasser träufelt. Es tröstete mich ungemein, als ich erfuhr, daß im gleichen Hotel Puschkin auf der Reise nach der Krim übernachtete.

Ich besuchte in der Stadt, die eine Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert und ein Lenin-Denkmal vom vorigen Jahr besitzt, Bekannte, mit denen ich verabredete, die Rückreise gemeinsam anzutreten. Die Pässe, hieß es, seien genehmigt und würden in ein paar Tagen ausgehändigt werden. Gut, ich wartete eine, ich wartete zwei Wochen. Die Pässe waren immer noch nicht ausgehändigt. Inzwischen fing die große Schneeschmelze an, die den Straßen dieser Stadt in der Ebene vierzehn Tage lang hochalpinen Charakter verlieh: Lawinen donnerten von den Dächern, Schluchten taten sich auf, Bäche rauschten, Wasserfälle stürzten — eine Straße zu überqueren erforderte hochtouristische Geschicklichkeit.

Geschicklichkeit war auch vonnöten, um — zur selben Zeit — mit der Zehngoldrubelnote in der Hand nicht zu verhungern. Es gab drei Wochen lang kein Kleingeld in der ganzen Stadt. Das alte Sowjetgeld wurde nicht mehr in Umlauf gesetzt und das neue

Kleingeld war aus Moskau noch nicht eingetroffen. Es wurde mit jedem Zug (drei gibt es nur in der Woche) erwartet, aber es kam nicht, wie die Pässe nicht kamen, die auch nach vier Wochen noch nicht ausgehändigt waren. Der G. P. U. fiel allmählich meine Anwesenheit auf. Sie sagte sich mit Recht, es ist unmöglich, daß sich ein Mensch zum Vergnügen in dieser Gegend aufhält. Spionage? Glücklicherweise gelang der Nachweis, daß ich weder Graf bin, noch je Offizier war und von Strategie keine Ahnung habe.

Eines wirklich schönen Tages waren die Pässe fertig. Was war der Grund der Verzögerung gewesen? Die „Blanki", die Paßformulare, wurden, da die Sowjetrepubliken eine Firmaänderung vorgenommen hatten, neu gedruckt, und das dauerte ungefähr zwei Monate. Der Begriff Zeit verliert in Rußland die europäisch-amerikanische Wichtigkeit. Die Regierung unternimmt immer wieder beträchtliche Anläufe, die Tempi des Betriebs zu beschleunigen, es wird getrachtet, Beratungen, Versammlungen zur festgesetzten Stunde beginnen zu lassen. Vereinigungen zum Studium der Fragen rationeller Zeitersparis wurden gegründet. Auch in der Stadt, von welcher eben die Rede war, sollte eine solche nützliche Vereinigung gegründet werden; dort passierte dem Einberufer zur Gründungsversammlung das Malheur, dreiviertel Stunden zu spät zur angesagten Versammlung zu kommen.

In den Aemtern, in welchen die jungen Leute sich auch während des Dienstes in geschlossenen und gewärmten Räumen keinesfalls von ihren feschen Lederjacken und Mützen trennen, wird dauernd organisiert und umorganisiert. Eine besondere Leidenschaft herrscht für Enqueten. Briefmarken sind vorläufig noch ohne Ausfüllung eines Fragebogens erhältlich. Es wird eingehend gefragt auf diesen Bogen der U. S. S. R., fast so eingehend wie auf den Fragebogen der Einwanderungsbehörde der U. S. A. Die Religion wird ignoriert, aber die Parteizugehörigkeit interessiert lebhaft, und was man vor 1917 machte, wo man sich 1918 herumtrieb, will man wissen, und mit der Genauigkeit eines Heroldsamtes wird nach Eltern und Voreltern geforscht, wer sie waren, was sie taten, wieviel sie besaßen.

*

Maimorgen in Moskau. Zwischen vier und fünf Uhr. An der Haustüre wird aufs heftigste geschellt, mit so unwiderstehlicher Energie wird geschellt, daß ich, aus dem Schlafe fahrend, sofort konstatiere: G. P. U. Sie war's wirklich. Ein Agent kommt, ohne lange Anmeldungszeremonien, ins Zimmer, keine Verhaftung, wie sich beruhigenderweise gleich herausstellte vorzunehmen, sondern nur, um zu telephonieren. Im (telephonlosen) Nachbarhaus war nächtliche Durchsuchung, und der Agent ersuchte die Zentrale, einen weiteren Wagen zu schicken zum Abtransport der Verhafteten.

Untertags in den Straßen häufige Begegnung: zwei Soldaten mit gezogenem Säbel oder schußbereiten Revolvern, in der Mitte ein Gefangener, oft auch drei Soldaten und zwei Gefangene, manchmal ein ganzer Trupp Verhafteter mit entsprechender Eskorte.

Rasch ist der Sommer gekommen, es ist heiß, staubig, drückend. Drückend die wirtschaftliche und politische Atmosphäre.

Die drakonischen Sparmaßnahmen der Regierung, um die neue Währung zu halten, die Entlassungskommissionen, die in allen Aemtern furchtbare Musterungen halten, die Geldknappheit „erschüttern Herz und Nieren Aller". Im städtischen Lombard, dem großen Leihhause Moskaus, herrscht Hochbetrieb: der Hof der Anstalt ist zu einem Feldlager geworden. Fliegende Früchte- und Butterbrothändler stärken die Wartenden, die ihrem betrüblichen Geschäft einen ganzen Tag opfern müssen.

Ein Moskauer Kommunist, Verwalter wichtiger Posten, jung, berufen zu einer führenden Rolle, hat sich erschossen. Grund unbekannt. Wegen einer Frau? Aus politischen Motiven? Man weiß es nicht, man weiß überhaupt sehr wenig und fühlt sich umso unbehaglicher.

In der Prawda die ersten Nachrichten aus fernen Gouvernements über zweifelhafte Ernteaussichten.

Abschiedsbesuche. Michael Michailowitsch ist verändert, sieht schlecht aus, ist niedergeschlagen, erkundigt sich über Möglichkeiten, in Deutschland zu studieren. Anna Iwanowna ist nicht abgebaut, aber das Gehalt ist gekürzt. Sie hat kein Geld, kein Mensch hat Geld. Unmöglich, von den Möbelstücken, die die Kontrolle als zu luxuriös und überflüssig befand, zum niedrigsten Preise auch nur eines zu verkaufen. Gefahr droht, die Wohnung einzubüßen. Verliert nicht auch die tapfere Anna Iwanowna jetzt ihr Lächeln?

Ich fahre zur Bahn, zum letzten Male an Lenins Grab vorbei. Schulkinder singen die Internationale. Klubhäuser werden dekoriert zum Empfang von Kongreßgästen, rote Tücher gespannt, von denen die Aufschrift leuchtet: Proletarier aller Länder . . .

---

FRIEDRICH KOFFKA

## TRAKTAT ÜBER DAS SCHICKSAL

In drei Geschichten

(Zweite Geschichte)

### ANTON SAWICKI

Ich bilde mir noch heute zuweilen ein, daß ich den Tod des Bauern Konstantin Boltromowicz auf dem Gewissen habe.

Konstantin Boltromowicz war Starost oder Dorfschulze des Fleckens Bojkewice. Das ist eine kleine Gemeinde im Weißrussischen, sie hat an die fünfzig Häuser und Scheunen, und sie fiel in

den Sprengel von fünfundsechzig oder achtundsechzig Ortschaften, über die in den späteren Kriegsjahren der Amtsvorsteher von Porozowo regierte.

Dieser Amtsvorsteher bin ich gewesen. Es zählt zu den wenigen bemerkenswerten Ereignissen meines Lebens, daß ich einmal neun Monate lang Amtsvorsteher in Porozowo war. Man hielt mich damals für einen mächtigen Mann. Ich bewohnte ein weißgestrichenes Haus mit einer Fahne über der Tür und einem Garten voll wuchernden Unkrauts vor den Fenstern. Ich hatte einen gefederten Wagen, zwei flinke kleine Pferde, auch einen Hahn mit acht Hennen, dazu die Bedienerin Sofja, den Kutscher Petruk und mehrere Milizianten. Das Dorf Porozowo, an dessen Kirchplatz mein Haus lag, zählte rund 1900 Einwohner, davon ein Dritteil Juden, der Rest aus Polen und Russen gemischt. Neunzehnhundert Einwohner war eine hohe Zahl, wo im weiten Umkreis die Dörflein kaum nach Hunderten zählten. Wir Porozowoer jedenfalls hielten uns nicht für ein Dorf. Es bestand kein Zweifel, daß Porozowo eine Stadt war. Porozowo hatte zwei Kirchen und einen Tempel, es hatte der Schulen zwei, es hatte ein Krankenhaus und drei Kramläden, es hatte eine Art Apotheke, es hatte sogar ein Badhaus, das freilich arg ramponiert war und nicht mehr benutzt werden konnte. Wollte man mehr von einer Stadt? In Porozowo wohnten der Pfarrer und der Rabbiner; der Pope war vor den Deutschen geflüchtet, sonst hätte er auch dort gewohnt. In Porozowo lebten zwei Feldschere, Blacher und Krzywicz, deren jeder den anderen für einen Quacksalber und Ignoranten erklärte. Wenn jemand an Durchfall erkrankt war, schrieb Blacher in dicken Lettern „Kohlra!" auf ein Papier und heftete es an die Haustür. Was fehlte noch an einer Stadt? Ein Gefängnis vielleicht? Wir hatten auch ein Gefängnis. Der Friedensrichter in Swislocz schickte mir hin und wieder verurteilte Leute, die ich einsperren sollte. Ich wählte ein Haus in der Nähe, das nicht fertig geworden war, und ließ darin vier wohnliche Räume erbauen. Es wurde ein sehr beliebtes Gefängnis. Die Insassen hielten sich nur zur Nacht darin auf, während sie bei Tage draußen umherstreiften und eine etwas ungeregelte Arbeit verrichteten. Meine ersten Gefangenen verbrachten auf diese Manier fast den ganzen Sommer, und als ihre Strafzeit zur Neige ging, suchten sie eine Audienz bei mir nach und baten mich stotternd, ich möchte sie nicht verstoßen.

Das war Porozowo, die Stadt. Und rings herum lag das Land: von Norden nach Süden mein Staat, von Osten nach Westen mein Königreich, an die siebzig Ortschaften groß, das ich nach Laune auf höckerigen Wegen zu Pferd oder Wagen durchstreifen konnte. Die Landschaft trug viele Gesichter. Es gab die Ebene dort, es gab die Leere der Stoppelfelder und steinigen Aecker, unter verhängten Herbsthimmeln eine Ewigkeit stöhnender Steppe und die

Angst des Unendlichen vor dem Auge. Es gab diese Wüstenei, das Wogende und Maßlose des sich selbst überlassenen Raumes, darinnen der Mensch verloren und ausgesetzt stand. Aber das war nicht alles, was es gab. Man mußte die Pferde nur etwas antreiben und fand sich am Ende in die Bezirke einer bewachsenen Welt hinübergerettet. Da lagen die freundlichen Wiesen, das sanft gehügelte Weideland, die Gutshöfe zwischendurch mit Schnapsbrennerei und verwilderten Gärten. Da lag auf weite Strecken der Wald. Ein großes Durcheinander von Wald, eine struppige Horde aus Kiefern, Birken und Buchen.

Ich bildete mir nicht zuviel auf meine achtundsechzig Ortschaften ein. Aber auf meine Wälder habe ich mir etwas eingebildet. Das waren nicht die schlecht genährten, in Reih und Glied wie zum Appell stehenden Kiefern meiner preußischen Heimat. Das waren richtige Kerle von Kiefern, gewaltige, muskulöse Gesellen, sie standen, wo es ihnen beliebte, sie wuchsen wild aus dem Unterholz und nahmen einander den Platz weg; und an sie gelehnt wie blonde Riesinnen ihre Frauen, die Birken mit den schimmerden Leibern und dem Gehänge verwirrten Haars. Es gab solche Birken, die sich unter der Last ihrer Kronen zur Seite gebogen hatten, und aus dem wagrechten Stamme mitten heraus war wie aus Erdreich ein neuer Baum in den Himmel gewuchert: zwei Birken in einer, Mutter und Kind — so verschwenderisch ging's in meinen Wäldern her. Ich habe mich viel dort herumgetrieben, meistens zu Pferde, das Weiterkommen war manchmal schwer, es gab unwegsames, versumpftes Gelände, vor dem man auf der Hut sein mußte. Es war ein Dickicht, das dunkle Ungefähr eines Urwaldes. Es war ein guter Unterschlupf für Schmuggler und Räuber.

An Schmugglern hat's nicht gefehlt. Aber auch eine Räuberbande lebte damals in jenen Wäldern.

Von ihnen will ich erzählen.

Sie waren einmal Soldaten gewesen. Sie waren Abgebliebene des in die Flucht geschlagenen russischen Heeres, die es zuwege gebracht hatten, der Gefangennahme zu entgehen, und nun als versprengte Horden hinter der deutschen Front ein unkontrolliertes Dasein führten.

Sie wohnten unter der Erde in geräumigen Kellerhöhlen, die sie mitten im Walde oder zwischen Sümpfen auf unübersichtlichem Trockenlande errichtet hatten. Der Zugang war ein Loch, von Weiden, Moos oder Reisig verdeckt, und gerade so groß, daß ein Mensch hindurchkam. Es konnte jemand auf eines Meters Länge daran vorbeigehen, er konnte sogar mit dem Fuß daran streifen, und mußte den Unterstand nicht gewahr werden. Gelangte man aber ins Innere, so öffneten sich behäbige Räumlichkeiten, mitunter eine richtige Flucht von Zimmern, kunstvoll mit Wänden und Türen

aneinander gefügt und alles bergend, was ein Leben von ungewisser Vorläufigkeit für sich verlangt. Es fehlte nicht Tisch noch Bettstatt; Geschirr und Gerätschaften waren vorhanden. Sie hatten stattliche Kühlräume, darinnen gut eingesalzen das Fleisch gestohlener Schlachttiere lagerte. Sie hatten schöne Vorräte an Roggen und Buchweizen, auch Handmühlen dazu und gemauerte Ziegelherde mit dem Rauchfang zum Erdboden hinauf. Sie hatten Tee und Tabak in Mengen. Sie hatten natürlich Gewehre. So hausten sie da, immer nur drei bis fünf Mann bei einander, eine unterirdische, wachsame Bande; über die Wirrnis der Wälder und Sümpfe verstreut, diese einsamen Kellernester von vier, fünf Mann: aber von Nest zu Nest eine dauernde, lautlose Verständigung, und Bande mit Bande durch den Blutpakt der Schicksalsgemeinschaft verknüpft.

Ihr Leben war abenteuerlich und voller Gefahr. Das deutsche Heereskommando hatte ihnen eine Frist und noch eine letzte und allerletzte gegeben. Die Frist war verstrichen, sie hatten sich nicht gestellt. Sie waren seither verfallen. Sie waren geächtet und friedlos: Kerker drohte dem, der ihnen Brot oder Herberge gab. Es stand ein Fangpreis auf den Kopf eines jeden von ihnen, und die Feldgendarmen trieben diese Menschenjagd mit einer ingrimmigen und erfinderischen Zähigkeit. Fingen sie einen, so kam er vor ein Standgericht und gleich darauf vor eine Kette von Flintenläufen. Es kam aber vor, daß bald danach auch den glücklichen Jäger auf irgendeinem einsamen Ritt eine Flintenkugel erwischte.

Sicherlich hatten diese Leute unter dem Landvolk ihre heimlichen Bundesgenossen. Aber die Mehrzahl der Bauern empfand sie als Plage. Zu dem harten Tribut des Krieges, der einen wie den anderen arm gemacht hatte, kamen nun noch die nächtlichen Raubzüge einer Bande von Wildlingen, die ihr verbotenes Dasein aus allen Ställen und Kornscheuern der Gegend bedenkenlos speisten. Immer aufs neue beweinte da und dort ein Bäuerlein seine letzte Kuh, sein fettestes Schwein. Es war ein Unglück; es war eine Schickung.

In Bojkewice lebte der Bauer Anton Sawicki. Das war ein Mann, schlicht und recht wie der Gottesknecht Hiob, er hatte ein Weib und zwei Söhne, sein Anwesen war halbwegs stattlich und gut bestellt, seine Streifen Ackers trugen zur Zufriedenheit, sein Stand an Zug- und Schlachtvieh war einmal zahlreich gewesen. Sawicki konnte bis an den Krieg für begütert gelten, nun gings auch ihm nicht mehr zum besten. Er lebte im übrigen auf den Punkt das Leben, das sie alle dort führten: vom Frühjahr zum Herbst mit der Sonne aufstehen und das Land bedienen. Im Winter soviel wie möglich daheim auf dem Ofen liegen, gehörig schlafen und keine Luft durch die Fenster lassen. Feiertags mit Frau und Kind nach der Stadt ziehen, zu Gott beten, Etliches kaufen, Etliches trinken. Sein Pferd liebhaben, sein Schwein nicht zu kurz kommen

lassen. Sein Haus, wenn es abbrennt, ohne viel Umstände neu aufbauen. Glück wie Unglück vom Schicksal hinnehmen und nicht mehr Wünsche mit sich herumtragen, als der Stunde gut ist.

Eines Tages trat bei Anton Sawicki das Schicksal ein. Es war gegen Abend, er wollte sich gerade schlafen legen, als jemand vor seiner Tür stand: ein verhungerter und zerfetzter Mann, der sich knapp auf den Beinen hielt und um nichts anderes bat, als eine Weile niedersitzen zu dürfen, vielleicht einen Schluck Wassers zu erhalten und eine Wenigkeit Essen. Er trug den Soldatenkittel des Zaren, seine Bande war gefangen, er selbst geflüchtet und tagelang als Verfolgter kreuz und quer durch die Wälder geirrt. Er würde sich weiter durch die Wälder schlagen. Eine Atempause war alles, was er wollte.

Der Bauer Sawicki wußte, daß das deutsche Heereskommando bei schwerer Strafe verboten hatte, solcher Bitte zu willfahren. Aber er wußte zugleich, daß viele Zeit früher Gott geboten hatte, den Hungernden zu speisen, den Dürstenden zu tränken, dem Unbehausten Obdach zu geben. Sawicki fühlte wohl Mitleid mit dem zerfetzten Gesellen. Er entschloß sich dem Gebote Gottes zu folgen. Er räumte dem Mann einen Platz auf der Ofenbank ein, er tat ihm eine Schale Milch und ein paar Stücken geräucherten Fleisches auf den Tisch. Es wurde kaum viel zwischen ihnen geredet. Wie eine Stunde vorbei war, stand der Gast auf, empfahl sich, und die Nacht der Wälder nahm ihn zurück.

Auf irgendeine Art wurde dieser Vorfall ruchbar. Die deutsche Kommandantur machte nicht viel Federlesens mit Anton Sawicki. Man verhaftete ihn vom Feld weg; er kam, von Gendarmen eskortiert, in die nächste Bezirksstadt, wo eine Bank von Offizieren über ihn zu Gericht saß. Die Verhandlung ging rasch; Sawicki konnte nicht leugnen und empfing seinen Spruch: drei Jahre Gefängnis, eine gerechte und strenge Strafe. Vielleicht eine Spur zu streng für eine Mahlzeit aus Milch und Rauchfleisch. Sawicki schrie: „Paanje!" und warf sich vor seinen Richtern lang auf den Fußboden. Er hob seine Arme, er flehte: „Paanje!", beschwor und bettelte: „Paaanje!!" — Dann empfing ihn der Kerker, und es war nicht der wohnliche und beliebte Kerker von Porozowo. Es war der ernsthafte Kerker, der in Bialystok stand.

Einen ganzen Winter, ein ganzes Frühjahr lang bis in den Sommer hinein saß Anton Sawicki in seiner vergitterten Zelle. Er schnitzte aus Holz allerlei Hausgerät: hübsche, brauchbare Stücke, welche die deutschen Offiziere um billigen Preis von der Gefängnisverwaltung erwarben und als östliche Angedenken in die Heimat sandten. Derweilen konnte von Sawickis Ackerland in Bojkewice auf dieses Jahr kaum die Hälfte bestellt werden. Seine Söhne, fünfzehn- und neunjährig, schafften miteinander nicht so viel wie der

Vater allein. Endlich fiel es der deutschen Verwaltung ein, daß sie sich selbst im Wege war, wenn sie tüchtige Bauern zum Holzschnitzen verwandte. Sie gab bekannt, daß sie Gesuche Gefangener um Ernte-Urlaub „wohlwollend berücksichtigen“ werde. Sawickis Gesuch fand das versprochene Wohlwollen, er bekam seinen Urlaub und damit die Erlaubnis, seine Aehren zu schneiden, sein Korn zu dreschen, seine Wintersaat zu bestellen. Gleich wenn er fertig war, erwartete ihn das Gefängnis zurück.

So geschah es, daß Anton Sawicki an einem Sommerabend wieder in Bojkewice eintraf. Er war halt da, es gab deswegen kein großes Aufsehen. Und schon in der Frühe des anderen Tages stand er mit seinen beiden Buben im Korn.

Aber das Schicksal hatte es einmal auf Anton Sawicki abgesehen. Ihm wäre besser gewesen, er hätte diesen Urlaub gar nicht erbeten und lieber in seinem Bialystoker Quartier bis zum Ende des Krieges Hausrat geschnitzt.

Eines Morgens, als er die Stallung betrat, war ihm eine seiner Kühe gestohlen, und gerade die beste. Die Spuren des Tieres, mit den Spuren genagelter Schuhsohlen, liefen auf den Wald zu. Es lag klar am Tage, wes Zeichens die Diebesbande war.

Sawicki galt allerorten für einen gutartigen und umgänglichen Mann. In diesem Augenblick packte ihn der Zorn. Was, ihm das, ihm? Wie konnte das sein, daß ihm das geschah? Wie konnte das irgendwo auf der Erde erlaubt sein, daß ihm, dem Anton Sawicki, dies widerfuhr? Hatte er nicht um eines jener Leute willen gut acht Monate im Gefängnis gesessen? Tat sich nicht nach geringer Gnadenfrist das gleiche Gefängnis neu für ihn auf? Und zum Dank dafür sein Kuh? Seine beste Kuh zum Dank für mitleidiges Gastrecht, bezahlt mit drei Jahren Kerkers?

Sawicki lief, wie er war, auf die nächste Gendarmerie. Es lag ihm gar nichts daran, daß man die Diebe faßte. Er wollte seine Kuh wiederhaben, weiter nichts. Es konnte ihm keiner verdenken, daß er seine Kuh zurück haben wollte.

Die Gendarmen allerdings wollten noch etwas anderes. Sie machten sich spornstreichs mit Sawicki auf den Weg. Man folgte der Spur, man suchte stundenlang das Gelände ab. Man hatte am Ende Glück. Sawicki freilich bekam von seiner Kuh nur knapp die Hälfte zurück. Die Gendarmen jedoch brachten zwei lebendige Russenkrieger als Beute auf die Kommandantur.

Gericht und Vollstreckung ließen nicht auf sich warten. Aber die Flintensalve war kaum verhallt, da trat über Anton Sawicki, den Bauern, ein anderes Gericht zusammen. Dieses Gericht tagte verschwiegen irgendwo unter der Erde, und der Angeklagte war nicht dabei. Man hatte ihn nicht geladen, er konnte nicht Rede stehen. Er konnte nicht sagen, daß es ihm um gar nichts gewesen

war als um seine Kuh. Es waren nur die Ankläger und die Richter zur Stelle, und diese erkannten auf Tod. Während Anton Sawicki daheim mit seinen Söhnen die Reihe herum den Dreschflegel schwang, hatte er keine Ahnung davon, daß derweilen eine Handvoll verborgener Leute das Todesurteil über ihn sprach. Seine Söhne, übrigens, waren zwei gute Burschen. Der ältere hieß Pawel. Er hatte ein lichtes Paar Augen; ein frisches und offenes Jungengesicht.

Die Ernte war hereingebracht, und die Bauern mußten ihr Korn an die deutsche Verwaltung abliefern. Das gab für den Amtsvorsteher eine gute Last Arbeit. Ich versammelte, wie alle Sonntage, meine Starosten und sagte jedem, wieviel Pud Roggen, Hafer und Gerste sein Dorf aufzubringen hatte. Sache des Starosten war's dann, die Mengen unter die einzelnen Bauern nach eines jeden Kraft zu verteilen. Ihr müßt gleich anfangen, sagte ich. Ihr müßt gleich morgen in der Frühe bei euren Bauern herumgehen und einem jeden sein Teil zumessen.

Anderen Tags, bei Sonnenaufgang, erschienen in Bojkewice vor dem Gehöft des Anton Sawicki drei russische Krieger. Sie sahen einen Mann, der zur Scheune hineinsprach. Sie gewahrten ihn halb von der Seite: er war so groß wie Sawicki; sein Schnurrbart war schwarz wie Sawickis Schnurrbart. Die Krieger hoben ihre Gewehre und schossen. Der Mann fiel um. Sie warteten eine Weile, dann traten sie näher und geradenwegs auf den Röchelnden zu. „Da hast du deinen Lohn, Anton Sawicki!" — Der Mann drehte die Augen gegen sie hin. „Ich bin nicht Sawicki," brachte er heraus. — „Du bist nicht Sawicki? Wer bist denn du?" — „Konstantin Boltromowicz bin ich. Ich bin der Starost des Dorfes." Die Krieger erschraken. „Boltromowicz, armseliger Mensch du, Gott sei deiner Seele gnädig! Was suchst du auf dem Hof des Sawicki?" — Er gab keine Antwort mehr. Es steckte ihm diese Kugel im Bauch, ein abgestumpftes Geschoß, das gräßliche Schmerzen machte. Er fand bis zum Sterben nicht mehr Zeit, diesen Leuten zu erklären, was er auf Sawickis Hof zu schaffen gehabt.

Sagte ich nicht, daß der Tod des Konstantin Boltromowicz auf meinem Gewissen liegt? Er war ein gehorsamer Mann, der bravsten Starosten einer. Er hatte sich noch am Sonntagabend die Kornmengen für seine Bauern auseinandergerechnet. Und mit dem ersten Sonnenstrahl dieses Montags war er von Hause fort, den befohlenen Rundgang zu machen. Den Buben Sawickis, die sich in der Scheune die Augen rieben, gab er zu wissen, wieviel Pud von jeglichem Korn auf des Vaters Kopf kamen. Da traf ihn von rückwärts die Kugel. Es war mein Befehl, der ihn umbrachte.

Vielleicht könnte einer denken, es habe jene Burschen eine Art von Lähmung überfallen ob ihrer mißratenen und schlechten Tat; ob dieser Fehlgeburt einer Tat Aber nein

Sie waren gekommen, Sawicki zu richten. Sie wollten ihn richten. Und war der erste Schuß fehlgegangen: es steckten noch mehr Schuß im Lauf.

Sie rissen das Scheunentor auf. Der jüngere der Buben hatte sich beizeiten unter einem Fuder Heu verkrochen. Pawel, der ältere, wollte sich auch verkriechen. Aber er wurde erwischt. „Komm heraus!“ riefen die Räuber. Und Pawel kam.

„Wo ist der Vater?“ — Pawel sagte: „Ich weiß nicht.“ — „Lüg nicht, Hurensohn! Wo ist der Vater!“ — „Ich weiß nicht, wo er ist,“ sagte Pawel.

„Da tritt her!“ — Und er mußte sich an die Scheunenwand stellen. Sie legten auf ihn an. „Sagst du jetzt, wo der Vater ist?“

Alles Blut war weg aus Pawels Gesicht. Da stand er vor diesen Menschen und ihrer Flintenmündung, ein Geschöpf voller Unschuld. Ein guter, hübsch anzuschauender Junge, helläugig, die Haut ganz rein, der blonde Schopf noch verwirrt vom Schlaf. Er war fünfzehn Jahre alt. Er hatte noch kein Mädel geküßt. Er sollte einmal den Hof haben.

Pawel wußte gut, wo der Vater war. Nebenbei im Felde stand ein Schuppen, darin schlief der Vater.

„Ich weiß nicht, wo der Vater ist,“ sagte Pawel.

Und diese Hunde schossen zum anderen Mal. Diese Hunde schämten sich nicht, auch dem Lebendig-Unschuldigen, das da mit geöffneten Knabenaugen vor ihrem Angesicht stand, eine abgestumpfte Kugel in den Leib zu jagen.

An einem Spätsommermorgen des Jahres 1917 ist dies geschehen; in Bojkewice, einer kleinen Gemeinde westlich der Stadt Wolkowysk. Die Sonne hat es gesehen, sie ist nicht erblindet. Die Erde hat es getragen, sie ist nicht aus der Achse geglitten.

Da lag Pawel Sawicki, das Gesicht von Qual und Sterben verzerrt, und drei Schritte weiter lag der Starost.

Die Männer in den Soldatenkitteln hatten zwei Menschen an Stelle eines dritten gemordet. Eine schlechte, eine höchst stümperhafte Arbeit, auf die sie nicht stolz sein konnten. Sie kamen nicht mehr dazu, an dem Dritten, den sie suchten, das Blutgericht zu vollstrecken. Das Dorf war wach geworden von ihren Schüssen, man eilte herbei, es wurde hohe Zeit, sich zu drücken. Als Anton Sawicki zur Stelle war, fand er die Leiche seines Pawel, die Leiche des Ortsschulzen und das halbe Dorf ringsherum; aber die Mörder waren davon. Auch die Diebe der Kuh, ein paar Wochen früher, waren davon gewesen.

Sawicki brauchte ein schönes Stück Zeit, zu begreifen, was geschehen war. Seine Frau lag klagend über dem toten Buben, und die Frau des Starosten umklammerte klagend ihren Mann. Auch die umstehenden Weiber klagten, es gab in Bojkewice eine gute Weile

nichts anderes als das Weinen der Weiber, ein seltsam melodisches Weinen, das ich nirgendwo als in russischen Bauerndörfern gehört: ein Weinen, das zugleich ein Gesang ist; die Litanei eines Weinens, das dreitönige ewige Auf und Ab einer verlorenen Klagemelodie. Aber Anton Sawicki stand unterdem zwischen den Menschen in einer ratlosen Stummheit, er begriff nicht, nein, dieses Ganze ging nicht in ihn ein. Sein schlichtes Gehirn wollte sich diesem Geschehnis nicht auftun. Er stand so da, ließ die Arme hängen. Er sah schräg zur Erde. Er schüttelte immerzu den Kopf.

Seine Kuh — er dachte vielleicht an seine Kuh. Man hatte ihm seine Kuh gestohlen. Er war zu den Gendarmen gelaufen. Er hätte nicht dahin laufen sollen. Er hätte die Kuh verschmerzen sollen, gar kein Geschrei darum machen. Es waren ihm ohnehin nur ein paar Stücken von der Kuh wiedergekommen, und nun lag da sein Junge. Es hatte mit der Kuh begonnen — nein, nicht mit der Kuh. Es hatte viel früher begonnen. Mit einem hungrigen Mann und einem Schluck Milch hatte es begonnen. Das war der Anfang gewesen, die Schale Milch. Es war immer ein Schlimmes auf das andere gekommen. Und auch, was an Gutem gekommen war zwischendurch, war nicht gut gewesen; war nur gut gewesen zum Schlimmen.

Es ist nicht weiter viel von Anton Sawicki zu berichten.

Ich bekam ein paar Wochen später den Auftrag, ihm mitzuteilen, daß ihm der deutsche Befehlshaber den Rest seiner Strafe geschenkt hatte.

Sawicki, sagte ich, das ist nun ein kleines Gutes zu eurem Unglück, daß ihr nicht wieder ins Gefängnis müßt.

Er sah an mir vorbei, mit einem fremden und toten Blick. Es wäre gut, wenn mein Bub lebte, sagte er.

Und nach einer Weile fügte er hinzu: Ich ginge gern ins Gefängnis zurück, wenn ich damit meinen Buben aufwecken könnte.

Er stand vor mir in meiner Kanzlei, wie er das sagte. Es zuckte etwas in seinem Gesicht. Er sah mich nicht an. Es hat Stunden großer Beschämung in diesem Kriege gegeben

Die Nachbarn rieten dem Sawicki, fortan mit Weib und Kind in Porozowo zu schlafen. Aber es hielt ihn dort nicht lange. Schon nach einer Woche siedelte er in sein Dorf zurück. Es ist ihm nichts Böses mehr widerfahren. Die Deutschen hatten ihn begnadigt, und auch die Russen ließen es nun wohl genug sein. Sie nahmen den Sohn für den Vater.

Es war schon einmal, vor bald zweitausend Jahren, ein Sohn für seinen Vater gestorben.

Ich trenne mich von Sawicki.

Ich kann nun endlich meine dritte Geschichte erzählen.

(Schluß folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Augustwoche

Vom rein ökonomischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die Aufwertungsdebatte, die gegenwärtig mitten in den Londoner Verhandlungen die Gemüter bewegt, höchst langweilig. Das Aufflackern der Leidenschaften hat das geistige Niveau der Debatte nicht zu erhöhen vermocht. Hundertmal Geschriebenes, tausendmal Gesagtes ist in der großen Vernehmung von Interessenten, die der Aufwertungsausschuß vorgenommen hat, abermals aufgewärmt worden. Von der Untragbarkeit der Aufwertungslast bis zur unerhörten Bereicherung der Inflationsgewinnler, von der Ruhe und Klarheit, die die Wirtschaft im Interesse ihrer Kreditwürdigkeit brauche bis zur völligen Kreditunwürdigkeit nach solchem Rechtsbruch, alle Thesen pro und contra, die der gewöhnliche Zeitungsleser seit einem Jahr tagtäglich aufgetischt bekommen hat, waren vertreten. Auch mit der sensationellen Enthüllung, jede Aufwertung bedeute eine neue Zinsenlast, die schließlich eine Inflation hervorrufen und die Kaufkraft der Mark herabsetzen müßte (!), sollte schreckhaften Gemütern bange gemacht werden. Mit einem Wort, die sachliche Erörterung ermüdet jedermann. Auf Details, die innerhalb der bestehenden Aufwertungsverordnung zu bessern wären, richtete sich die Aufmerksamkeit der Verhandlungen leider erst in zweiter Linie.

Was sich jetzt noch zu vollziehen hat, ist nichts anderes als das Aushandeln der Aufwertungsquote zwischen den verschiedenen Interessentengruppen. Dabei stellt sich heraus, in welch verblüffendem Umfange es der rührigen Agitation des Hypothekengläubiger- und Sparerschutzverbandes gelungen ist, die Parteien auf die Beine zu bringen, obwohl die Konstellation nach der bestehenden Schichtung der Einflüsse der Aufwertungsverbesserung an sich wenig günstig zu sein schien. Es ist soziologisch sehr bemerkenswert, wie dieses Hineinwerfen der Aufwertungsparole in den Wahlkampf sich nachträglich bei denjenigen bürgerlichen Parteien auswirkt, deren faktische Beherrscher aus primitivstem Geldbeutelinteresse einer Aufwertung im Grunde ihres Herzens ablehnend ge-

genüber stehen. Der Erfolg, den die Aufwertungsfreunde mit der Wiederaufrollung der Diskussion erzielt haben, wird deutlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, daß bereits die dritte Steuernotverordnung, international verglichen, ein weites Entgegenkommen gegenüber der Gläubigerpartei darstellt. Obwohl es logischerweise für die Gestaltung des Aufwertungsproblems nicht viel ausmacht, ob der Geldwert auf ein Hundertstel oder ein Billionstel des einstigen Standes herabgerutscht ist, hat sich doch in den Ländern mit geringer Geldentwertung der Aufwertungsgedanke nicht entfernt in dem Maße durchzusetzen vermocht, wie das in Deutschland der Fall war. Ohne Zweifel wächst mit der Schärfe der Geldentwertung die Einsicht der breitesten Masse in die wirklichen Zusammenhänge. In Ländern, die es nur zu einem Dollarkurs von hundert oder tausend gebracht haben, ist die Lösung von der althergebrachen Vorstellung der Kontinuität des Inhalts der Werteinheit noch nicht weit genug vorgeschritten. Eine Zufälligkeit tat das ihre. Die glatte Umrechnungsmöglichkeit von der Billionmark zur Goldmark öffnete dem ganzen Volke vollends die Augen über das, was vorgegangen war.

Auch an Anträgen auf 100prozentige Aufwertung hat es neuerdings nicht gefehlt. Das sind natürlich Utopien. In gewissem Sinne nämlich ist die Geldentwertungsexpropriation ein naturnotwendiger Vorgang, den völlig korrigieren zu wollen Vermessenheit wäre. Nicht daß wir die Inflation nachträglich rechtfertigen wollten! Sie war zumal in der Dosierung, die Deutschland verabreicht wurde, ein Verbrechen sondergleichen. Aber es gibt doch zu denken, daß Währungsverschlechterungen, seit das Geld erfunden wurde, in einem gewissen Turnus die einzelnen Länder heimsuchen. Sehr plausibel klingt es darum, wenn Keynes dieser Regelmäßigkeit und scheinbaren Unabänderlichkeit einen *tieferen Sinn* beilegt. Er hält die Tendenz des Geldes, sich zu entwerten, für ein gewichtiges Gegengift gegen die akkumulativen Ergebnisse von Zinseszins und die Vererbung der Vermögen. Die Inflationen haben, so meint er, den Neuaufkommenden geholfen und sie von der „toten Hand" befreit. Ein mildernder Einfluß gegen die starre Verteilung des alterworbenen Vermögens und die Trennung des Eigentums von der Geschäftsführung ging von ihnen aus. Durch dieses Mittel könne jede Generation die Erben ihrer Vorfahren wieder enterben. Der Geldentwertung wäre danach eine Art Mission zugekommen, die sogenannten produktiven Erwerbsstände von einer unverhältnismäßig angeschwollenen Rentenlast zu

befreien. In der Tat, wollte man sich vorstellen, daß der Geldwert in Deutschland seit Kriegsende intakt geblieben sei, so wäre allerdings eine untragbar große Last alljährlich von der nationalen Wirtschaft an die Rentnerklasse abzuführen gewesen. Nicht allein die private Wirtschaft hätte alsdann unter schwerer Schuldenbedrückung geächzt, sondern auch der Staat hätte ungeheuerliche Aufwendungen für den Anleihedienst zu machen gehabt, Leistungen, gegenüber denen die Reparationen ein Pappenstiel wären. Insofern war ein Aderlaß am Kapital wahrscheinlich überhaupt nicht zu umgehen. Die Menschheit war aber nicht allein in Deutschland unverständig genug, sich derartigen Operationen mit allen Mitteln zu widersetzen, wenn sie etwa auf direktem Wege, nach vernünftigen und gerechten Prinzipien durch Besteuerung und der Vermögenskonfiskation versucht worden wären. Infolgedessen mußte die neue Verteilung des Nationalvermögens auf krummem Wege vorgenommen werden. Die „konsumierenden Müßiggänger", die im Laufe der Zeit durch Erbschaftsgesetze und Akkumulationsrate und auf andere Weise einen zu großen Bruchteil vom Einkommen der erwerbstätigen Klassen zu beanspruchen vermochten, wurden mit Hilfe der schuldenvernichtenden Inflation geschröpft. Eine offene, fast schmerzlose Teilkonfiskation der Vermögen wäre durch ein ohrenbetäubendes Gebrüll der Interessenten von vornherein unmöglich gemacht worden. So ging das Geschrei erst los, als die entsetzliche Inflationsprozedur schon fast vorbei war. Diese höheren Gesichtspunkte sind bisher bei der Diskussion über die Aufwertungsfrage zu kurz gekommen. Nicht etwa dürfte aus diesen Zusammenhängen der Schluß gezogen werden, daß die Geldentwertung überhaupt unvermeidlich gewesen sei. Im Gegenteil, die furchtbaren Folterungen, denen Deutschland in der Inflation ausgesetzt war, sollten weithin die Völker der Erde warnen, sich gegen unumgängliche Reformen der Reichtumsverteilung zur Wehr zu setzen, wenn sie auf normalem Wege vorgenommen werden. Die Natur läßt sich nicht vergewaltigen. Versperrt man ihr das Ventil, dann wird der Druck der Verhältnisse sich anderweit (durch Geldentwertung) Luft schaffen. An Stelle einer gerechten Steuer ist sodann die ungerechteste getreten, die es gibt, die alles über den Haufen wirft. Und ist die Inflationslawine einmal ins Rollen gekommen, so ist es schwer, ihr Einhalt zu gebieten. Die deutsche Geldentwertung ist das furchtbarste Beispiel, das der Welt seit ihrem Bestehen gegeben ist. Wird sie der Menschheit eine Lehre sein?

# GLOSSEN

## VORSCHLAG ZUR BESEITIGUNG DER ROTTER

Lieber Herr Rickelt!

Sie wollen die Gebrüder Rotter beseitigen? Sie wollen verhindern, daß unkünstlerisch gesinnte Leute führende Theater leiten. Famos, alter wackerer Kampfhahn. Ich will Ihnen schnell das Mittel sagen, wie Sie die Rotters mausetot schlagen können. Ich will es Ihnen sagen, weil Sie ein so famoser zorniger Polterer für die Kunst sind, Ihr Poltern ist ja beinahe schon Kunst.

Vorher nehme ich Sie nach altem Schwankgebrauch unterm Arm und führe Sie ein wenig beiseite, fort von dem großen Verhandlungssaal. Sie wissen, lieber Gustav, man poltert famos in lauten Versammlungen, aber zum Denken braucht man ein bißchen Stille. Also, kommen Sie, ich will Ihnen, neben der Versammlung, meine Gedanken beibringen. Es ist nämlich ein Unsinn, und zwar ein sehr gefährlicher, wenn Sie die Rotters mit Hilfe der Polizei umbringen wollen. Konzession, Steuerhinterziehung etc. etc. Erstens, das wissen Sie ja, sind solche Anzeigen wegen unterlassener Stempelung der Verträge eines Künstlers unwürdig. Die Rotters könnten Stanislawskys sein und doch mit ungestempelten Verträgen arbeiten. Weg mit diesen schlechten Mitteln. Auch der Appell an die Polizei, keine Konzession zu erteilen, ist nicht bloß aussichtslos, sondern auch gefährlich. Wenn ich nicht irre, Genosse Rickelt, sind Sie Sozialist. Oder waren Sozialist. Oder sind Beinahe-Sozialist. In den schönen kurzen Novembertagen schimmerten Sie jedenfalls rot. Nun, hören Sie, der Polizeipräsident Richter wird nicht ewig leben. Auch er kann mal abgebaut werden. Dann kommt wieder irgendein Jagow oder Prittwitz auf den Alexanderplatz. Wird dann ein kühner Neuerer um eine Theaterkonzession ansuchen, so wird er abgewiesen werden, weil ihm „die künstlerische Eignung“ abgesprochen wird. Der Neuerer wird murren, wird bezweifeln, ob das Polizeipräsidium Instanz für künstlerische Probleme ist. Da wird man ihm erwidern: „Was wollen Sie? Die Uebung stammt schon aus dem republikanischen System. Auch der frühere Polizeipräsident Richter hat sich für berechtigt gehalten, die Erteilung der Konzession von künstlerischen Erwägungen abhängig zu machen. Und die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger hat ihm diesen Standpunkt souffliert. Wir bedauern sehr, ein Direktor, der Ernst Toller aufführt, kann nicht konzessioniert werden.“ . . . . Sehen Sie, Rickelt, dieses Zukunftsunheil sind Sie im Begriffe anzurichten!

Lassen Sie das, tapferer Gustav. Ich sage Ihnen ein besseres Mittel, die Rotters totzuschlagen. Nehmen Sie sich eine Droschke und fahren Sie zu Herrn Dr. C a r b e, dem Erbe Mosses. Das ist ein gebildeter, anständiger, Argumenten zugänglicher Mann. Sagen Sie ihm: Sie, nur Sie sind der Schützer, der Protektor, der Retter der Rotter! Sie allein! Die Rotters pfeifen nämlich auf die ganze öffentliche Meinung, weil Sie, Herr Carbe, ihnen eine viel wirksamere Tribüne für Selbstlob auf der letzten Seite des „Weltspiegel“ einräumen. Ihr Kerr mag im „Berliner Tageblatt“ höhnen, zerfetzen, zu Tode analysieren. Wenn am nächsten Sonntag auf der letzten Seite des „Weltspiegel“ eine schöne Photographie mit der Unterzeile „Der stürmische Erfolg im Residenztheater“ erscheint, so ist Kerr besiegt. Sie brauchen, Herr Carbe, den Rotters

bloß diese Inseratenseite zu entziehen, und die Berliner Theater sind vor der Verrotterung geschützt. Sie müssen, tapferer Rickelt, Herrn Carbe ein radikales Loch in den Bauch reden, müssen ihm sagen, daß der Berliner Menschheit Würde in seine Hand gegeben ist und daß er allein uns herrlichen Zeiten entgegenführen kann, Sie können's durchsetzen!

Sollten Sie aber abgewiesen werden, ich halte es für unmöglich, nun, dann rufen Sie doch die rotterfeindlichen Schauspieler auf, dann sammelt unter den Kunstenthusiasten der Berliner Bühne und mietet Euch selber die letzte Seite des „Weltspiegel". Ich stelle mir den Augenblick herrlich vor, in dem einer der sechsunddreißig Anverwandten der Rotters an der Inseratenkasse erscheint, um sein Szenenbild aufzugeben, aber das Fräulein am Schalter lispelt: „Bedauere, der Raum ist schon an die Bühnengenossenschaft abgegeben."

Mit diesem Mittel schlagt Ihr die Rotters in drei Monaten mausetot. Auch die Autoren werden es Euch danken. In der vorigen Saison ist es Ludwig Fulda passiert, daß er eine Generalprobe bei den Rotters mitmachte, in welcher der Hauptdarsteller, Herr Falkenstein, fehlte, er hatte Wichtigeres zu tun, er filmte. Fulda wollte daraufhin seine Première inhibieren. Aber da sagten die Rotters: „Unmöglich!" Fulda fragte, drang in sie, warum die Verschiebung denn unmöglich sei. Endlich erhielt er das süße Geständnis: „Ja, das Bild im „Weltspiegel" mit dem ‚großen stürmischen Erfolg' ist schon im Druck!"

Folgen Sie mir, Rickelt, besuchen Sie Carbe, mit meinem Rezept schlagen Sie die Rotters für immer tot!"

*St. Gr.*

---

## OESTERREICHISCHE KRIEGSWITZE

Während des furchtbaren Jammerweltkrieges war der Kriegswitz die einzige Form, in der die menschliche Vernunft sich offen ans Tageslicht wagte. Dieser erbärmliche Krieg hat kein echtes Volkslied hervorgebracht. Sein Volksprodukt war: Der Kriegswitz, der zugleich die Kritik, die Rache darstellte, die der gesunde Volksgeist und Menschenverstand an den Tatsachen und ihrer ganz außerordentlichen Dummheit nahm. Kein Zweifel, daß der Kriegswitz (wie jeder Witz) vor Ungerechtigkeiten nicht zurückscheute. Dem alten Kaiser Franz Josef, dem Offizierkorps, den „Hin- und Herführern" wurden alle möglichen Ungeheuerlichkeiten angedichtet. Gerade die Monstrositäten, die sich der Witz zuweilen leistete, konstituieren seinen kulturhistorischen Wert, machen mit einem Schlag die Atmosphäre jener Schreckensjahre fühlbar, in der wir vegetieren mußten, von täglichen Sorgen um unsere Brüder und Freunde gefoltert. Jede der boshaften Pointen sagt nur das eine: wie schrecklich muß unsere Qual gewesen sein, um sich in solch wilden Racheakten der getretenen Vernunft entladen zu müssen.

*

Es folgt eine Auswahl aus meiner „Sammlung":

„Es gibt noch Richter in Oesterreich," sagte man, — d. h., man konnte sich beim Militär manches „richten".

*

Aus demselben Grund nannte man den Krieg „den österreichischen Befreiungskrieg", — jeder hatte den Wunsch, sich vom Militär zu befreien.

*

Das beste Mittel: bestechen, mit Geld um sich werfen. Wer das tat, war in der „Scheinwerferabteilung".

*

Assentierung. Ein Mann sitzt nach der Musterung nackt in der Ecke. Man fordert ihn auf, sich anzukleiden und endlich wegzugehen. „Ich warte lieber gleich auf die nächste Musterung.“

*

„Was fehlt Ihnen?“ — „Lungenkrank.“ — „So werden wir Sie an die Südfront schicken. Und Ihnen?“ — „Ich bin schwerhörig.“ — „Sie kommen zu den 42-Mörsern. Und Sie?“ — „Ich bin kurzsichtig.“ — „Also in die erste Linie.“

*

Bei Beginn des Krieges fährt der alte Kaiser durch die Straßen. Natürlich weiß er nicht, daß Krieg ist. Kopfschüttelnd betrachtet er die vielen Kriegskrüppel: „Nein, was für Leut’ man heuer assentiert hat.“

*

Endlich entschließt man sich, den alten Herrn aufzuklären. „Majestät,“ sagt einer seiner nächsten Vertrauten, „ich kann es Ihnen nicht länger verhehlen: wir haben Krieg.“ — „Herrgott, da bin ich froh, daß wir's den verfluchten Saupreißen mal geben können.“

Nach den ersten Niederlagen in Galizien: „Auf meine Oesterreicher lass’ ich nix kommen. Die halten mir die Russen auf, bis das Militär kommt.“

*

„Majestät, Przemysl ist gefallen.“ — „Ach Gott, so ein lieber, junger Mann.“

*

Auszeichnungen. In der Front verdient man sie, im Ministerium erdienert man sie, im Hauptquartier erdiniert man sie.

*

Was haben Fliegerbomben und Auszeichnungen gemeinsam? — Beide kommen von höchster Stelle und treffen Unschuldige im Hinterland.

*

Wer geht aus dem Kriegsministerium an die Front?“ — „Die Fenster.“

*

Charakteristischer Druckfehler aus dem letzten Kriegsjahr: „Oesterreich-Ungern im Weltkrieg.“

*

Einmarsch der Oesterreicher in Polen. Man findet einen alten Juden, der sich im Keller versteckt hält. „Wovor haben Sie Angst?“ „Vor der Assentierung.“ „So ein alter Mann, wie Sie!“ „Ich hab’ gehört, man braucht auch Generale.“

*

Was ist ein Kriegswitwer? — Einer, dessen Frau im Hinterlande gefallen ist.

*

Jemand fragte Frau v. Pollak, wie es ihrem Sohne gehe. Sie, errötend: „Er ist im Feld. Aber bitte, erzählen Sie das nicht weiter. Sonst glaubt man, wir hätten keine Beziehungen.“

*

Ein Abschiedsgruß unter Kameraden: „Auf Wiedersehn im Massengrab.“

*

Beginn des Krieges. Ein Jude als Patrouille an der Grenze. Ein Russe kommt, legt das Gewehr an. Der Jude: „Was schießen Sie? Sehen Sie nicht, daß da e Mensch steht?“

*Max Brod*

---

FILM

*Rintintin*

Das ist nicht etwa, französisch ausgesprochen, der Name einer Pariser Kokotte, sondern abermals ein Tierfilm, gefertigt in Amerika, der sich aber von (dem im vorigen Tagebuch betrachteten) „Tiere sind Menschen“ dadurch unterscheidet, daß dieser Hund Rintintin nicht den Ehrgeiz oder die Demütigung erstrebt, Mensch sein zu wollen oder zu sollen. Er ist nur ein Hund, nichts als Hund.

Zu Reklamezwecken wurde das rührsame Märchen erfunden, dieser

Hund sei in einem deutschen Schützengraben bei seinem erschossenen Herrn von kanadischen Soldaten gefunden und nach Amerika zwecks Filmstarwerdens geschafft worden. Erfreulicherweise ist der Hund nicht so blöd wie dies Märchen, sondern ist ein kluger, gelehriger, braver Schäferhund, der alle Möglichkeiten des Hund-Seins in höchster Vollendung zeigt. Und das macht den Wert des Films aus. Nicht die Handlung, die abenteuerlich-sentimental nach der Schablone ist; nicht die Regie, welche die übliche flotte Technik der Amerikaner zeigt; nicht die Schauspieler — — sondern weil wir hier eins der Geschöpfe, die mit uns auf dieser Erde zu leben verdammt sind, in allen Möglichkeiten seiner Existenz kennenlernen.

Wir wollen vergessen, daß dies Motiv vom Hund, der zunächst unter Wölfen aufwächst, bereits von C. D. Roberts, ähnlich auch von Kipling und Jack London meisterhaft behandelt ward; wir wollen auch die schlechtgeklebte Glyzerinträne im Antlitz dieses Hundes, als er von dem geliebten Herrn geschlagen wird, vergessen. Aber unvergeßlich wird uns sein, wie alle hündischen Eigenschaften: Treue und Wildheit, Schläue und Demut sich im ganzen Körper dieses Tieres mit herrlichen Bewegungen und edler Reinheit ausdrücken. Kein Wunder der Dressur, aber ein Spiel der Natur; Labsal für steinummauerte Großstädter.

*Die Jagd um die Erde in 18 Tagen*

Das ist mal ein echter, nicht vom europäischen Kunst-Film angekränkelter Amerikaner, mit derbraffiniertem Regiegriff, mit irrwitzigem Tempo und einer manchmal höchst lächerlich wirkenden Naivität. Richtig hat der Bearbeiter „Around the world“ übersetzt mit: „Die Jagd um die Erde.“ Jules Vernes Phileas Fogg reiste noch; sein Urenkel in diesem Film rast.

Fogg jr. will in 18 Tagen die über die ganze Erde verstreuten Aktionäre einer Petroleumgesellschaft besuchen, um vor der Aktionärversammlung ihre Stimmen zu fangen, auf daß nicht der kapitalistische Intrigant von Vizepräsident, sondern der menschenfreundlich-gute Präsident die Stimmenmajorität, und der Held dessen Tochter bekommt. Was hier gerannt, geboxt, geschwommen, getobt, geflogen, geklettert, geautelt, gesprungen, gemotorradelt wird, — das hat man noch in keinem Film der Welt gesehen. Dies Tempo, diese strotzende Verschwendung von Tricks und Sensationen, diese sportlichen Leistungen machen den Film sehenswert. Von der Welt selbst bekommt man leider sehr wenig zu sehen, von Schauspielerei noch weniger.

Das Gesetz der Kausalität ist wohltuenderweise in diesem Rekordfilm aufgehoben. Immer kommt im Augenblick höchster Not ein Auto, ein Flugzeug, ein Helfer, ein Trick. Man darf nicht nach den geographischen Kenntnissen des Manuskriptlers und Regisseurs fragen, wenn man etwa liest: „Abdul Hamid, ein Inder in Konstantinopel,“ dessen Tochter auf Befehl des Hohepriesters verbrannt werden soll. Man darf auch nicht fragen: Wann schlafen diese Leute eigentlich? Woher hat der Held immer des jeweiligen Landes Geld, mit dem er eben so rasend um sich wirft wie mit seinen Armen. Wie kommt er und die Braut im Augenblick, wenn sie pitschnaß dem Wasser oder gänzlich ramponiert aus überschwemmten oder brennenden Häusern entrinnen, immer gleich zu der fabelhaft sitzenden, zur jeweiligen Situation passenden Kleidung? Wo kriegt der Diener immer wieder die Koffer her, die er doch xmal in allen Weltteilen verliert?

Wer so fragt, wird mit entrüsteten Flüchen die unschuldsweiße Leinwand bombardieren müssen. Wer aber nicht solche europäischen Fragen

stellt, kann, von diesem Tempo mitgerissen, für eine Stunde alle Uebel der Welt und den Jammer des Tages aus seinem Bewußtsein verscheuchen.

*K. P.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

Adolf Uzarski: Die Reise nach Deutschland. Aus dem Spanischen des Don José Maria Bortico übersetzt und illustriert. (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam.)

Das erst Buch war gut, und man sagte es klänge an Rabelais an. Das zweite wurde mittelmäßig und drehte die einmal angepackte Kurbel weiter. Das dritte bleibt gleichfalls dabei. Es gibt Menschen, die sich über Uzarskis Humor kaputlachen. Ich finde Letzteres lächerlich. Nach fünf Seiten liegt ein Rezept zutage: das Rezept der ewigen Verhinderungen, etwa, es will jemand im Nachbarladen eine Wurst kaufen und reist deswegen erst einmal nach Australien. Wenn auf der ersten Seite die Ortsbestimmung lautet „Auf dem Atlantischen Ozean, 2. Etage“, so ist das Kommiswitz der billigsten Sorte. Der Pfeffer, der auf den späteren Seiten kommt, macht das Ganze nicht würziger. Um mit Blumenthal zu reden: das Papier ist miserabel, schade um das schöne Papier!

Jakob Wassermann: Der Geist des Pilgers. Drei Novellen. (Rikola-Verlag, Wien.)

Es wird immer ein Vergnügen sein, diesen Mann an der Arbeit zu beobachten. Denn gerade seine Art den Stift zu führen ist eine Lust für das aufnehmende Hirn. Die unerhörte Flüssigkeit seiner Diktion, die an Balzac erinnert, rafft mit einer (nicht getadelten) Skrupellosigkeit förmlich die ganze Umwelt, das geringfügigste wie elementarste Erlebnis heran und verarbeitet fast noch den dampfenden Augenblick. Aber auch wenn er an Historisches herangeht, bleibt die außerordentliche Fähigkeit, den Extrakt herauszuholen, wunderbar. Das ist hier der Fall.

*K.*

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 30)



---

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel.: Merkur 8307 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8 Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank. Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Augustwoche

Wir haben in Deutschland oft genug die Erfahrung gemacht, daß man die Dinge der Welt nicht richtig sieht, wenn man sich immer da aufhält, wo angeblich der jeweilige Mittelpunkt ist. Von außen oder vom Rande sieht sich Vieles anders an — und wenn man an den Krieg und die Kriegspropaganda in der Heimat denkt, wird man nicht behaupten wollen, daß dieser Randblick schlechter wäre als der Rundblick, mit dem sich das Offiziosentum begnügt. So hat auch die Totenfeier vor dem Reichstag am Rande mehr von ihrer Wirklichkeit verraten, als zwischen der Freitreppe und dem Bismarckdenkmal entwickelt werden konnte. An dieser Feier hat keiner der Beteiligten die rechte Freude oder sagen wir passender — die rechte Trauer gehabt. Es war alles viel zu sehr gestellt und verabredet. Kein echtes und freies Gefühl kam zum Ausdruck. Die Reden der Feldpröpste haben nur wenige Teilnehmer gehört. Sie mögen gut gewesen sein. Auch im Felde haben die Leute mit den Schlapphüten, die keine Stahlhelme zu tragen brauchten, sehr gut gesprochen. Daß es Gutes gewesen wäre, wird man nicht sagen können. Die Rede des Reichspräsidenten ist ja niemandem, der eine Zeitung liest, vorenthalten geblieben. Welch ein qualvoller Versuch, nichts zu sagen! Die Kriegsverlängerer, die noch schlimmer und noch leichter überführbar sind, als die Kriegsanstifter, haben es das deutsche Volk vergessen lassen, wofür seine Toten gestorben sind. Kein Wunder, daß jetzt das große Heer dieser ewig Stummen von allen Seiten auf Sonderfahnen verpflichtet werden soll. Und da diese Eide nur vorgesprochen und nicht nachgesprochen werden, sind die Gelöbnisse leicht zustande gebracht. Das war es denn auch, was bei der Feier den stärksten und schmerzlichsten Eindruck hinterließ: daß selbst die Schweigeminuten nicht gewahrt wurden, sondern Gesang und Geschrei und noch viel mehr Geschwätz und Gleichgültigkeit hineindringen konnten. Auf den Straßen war noch weniger Andacht zu merken. Wie beschämend dieser mißglückte Versuch, eine gewaltige Gebärde, mit der sich andere Völker trauernd über die Gräber ihrer Toten geneigt haben, zwischen einem künstlichen Katafalk mit künstlicher Fackelbeleuchtung und einem unkünst-

lerischen Denkmal kümmerlich nachzuahmen! Deutschland ist nicht nur zerrissen von Parteikämpfen — das sind andere Länder auch. Es ist ihm vielmehr im Kriege und nach dem Kriege der Zusammenhang mit dem größten Opfer seiner besten Generationen zerrissen worden — und am wenigsten Präsidenten und Priester sind imstande, ihn wieder zu finden.

Schon einmal ist eine deutsche Delegation nach London gefahren. Der Ruhm, an internationalen Verhandlungen teilzunehmen, ist kein Reservat der Regierung Stresemann. Es erfolgreich zu tun, war bisher ein Reservat Rathenaus. Möchte ihm Stresemann es streitig machen. Einstweilen vollzieht sich alles nur gar zu programmäßig. Am unangenehmsten war es, daß der Londoner Botschafter der Delegation wieder entgegenfuhr. Auf diese Weise hat er Zeit gehabt, seinen Kanzler und seine Minister zu informieren — und der Himmel behüte sie vor diesen Informationen! Immerhin liegt der Fall diesmal günstiger. Denn der Vorschlag kommt von der anderen Seite, und für Stresemann bleibt nur der Nachschlag übrig. Hoffentlich verhaut er sich nicht. Jedenfalls muß man ihm raten, sich nicht seinen Londoner Botschafter zum Sekundanten zu nehmen. Denn als die erste deutsche Delegation drüben war, endeten seine guten Dienste in einer solchen Abfuhr, daß daraus nicht nur eine Abfahrt aus London, sondern gleich der Sturz des Kabinettes wurde. Sicherlich wird Stresemann doch nicht stürzen wollen!

Die Berliner Schutzpolizei erläßt eine geheimnisvolle Ankündigung über ihre Pläne, am 10. August die Verfassung zu feiern, ohne sich dadurch von ihrem Schutz abhalten lassen zu wollen. Aufmarsch von Tausenden in Uniform und Zivil, mit und ohne Waffen im Lustgarten — Ansprache des Reichspräsidenten, „mindestens des Preußischen Ministerpräsidenten" — und trotzdem volle Sicherung der Feier, die gleichzeitig andere Leute veranstalten. Es ist gut, daß diesen Plan nicht die Reichswehr hat; denn sonst erschiene seine Ankündigung in der Presse sicherlich unter der Ueberschrift: „Die Reichswehr feiert beim Verfassungsschutz" — was man immerhin mißverstehen könnte. Solche Zweifel sind bei der Polizei glücklicherweise ausgeschlossen. Aber es ist angeblich eine andere bedenkliche Zeremonie geplant. Es sollen nämlich Jubiläumspreise verteilt werden an die soundsovielten Angehörigen der preußischen Polizei, die wegen Totschlags oder anderer Delikte verfolgt werden. Wir sind gerne bereit, dem Kommando aus unserer Liste zu dienen. Die Verteilung einer Festschrift könnte erwogen werden, mit folgenden Kapiteln: Der Spitzel als Massenmörder. Der aktive Wachtmeister als Lustmörder. Der Anwärter als schießfertiger Hausverwalter. Die Patrouille in

Trunkenheit. Freund oder Feind des Publikums? Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Polizei die Verfassung wirksam beschützt hat. Aber schließlich sind die Staatsbürger doch auch noch da, und wer schützt die vor ihrer Polizei?

In Deutschland ist man ein großer Mann entweder, wenn ma sich politisch oder militärisch blamiert hat, oder wenn ma dicke Bücher geschrieben hat. Oswald Spengler hatte zunächs. nur den Ruhm, einen phänomenalen Zettelkasten nach einer unbestreitbar genialen Einteilung in zwei dicke Wälzer ausgeleert zu haben, die der Aufgang seines Ruhmes und beinah wirklich der Untergang des Abendlandes waren. Weil aber das zweite nicht sogleich perfekt wurde, hörte auch das erste allmählich wieder auf. Darum wandte sich Oswald Spengler der Politik zu, durch die, wie oben gesagt, sich Ruhm und Einfluß leichter gewinnen lassen. Es genügen dazu schon ganz dünne Bücher, deren Spengler neuerdings mehrere verfaßt hat. In einem von ihnen beschimpft er an mehreren Stellen die Repräsentanten des neuen Staates und der neuen Verfassung. So behauptet er, die Führer Deutschlands hätten sich nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages in Weimar betrunken. Man hat ihn auf diese Behauptungen gestellt und um Beweise ersucht. Darauf hat er erwidert, er bekämpfe nicht so sehr einzelne Personen als das System. Von allen seinen Gedanken ist dieser als Entschuldigung für Lügen sicher der originellste. Wir könnten Helden so gut gebrauchen! Aber schade, einer nach dem anderen entleibt sich selbst.

Die Krankenhäuser spielen — neben ihren humanitären Zwecken — eine große Rolle als praktische Ausbildungsstätten des ärztlichen Nachwuchses. Daß sie aber auch einen eminenten Einfluß auf Wesens- und Charakterentwicklung haben, wird viel zu wenig beachtet. Und doch nehmen Aerzte und Schwestern nach längerem Aufenthalt in Krankenhäusern eine Art geistiger, gesellschaftlicher Wesensuniform an, geradeso, wie man bei der Truppe die Uniform nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich bemerken konnte. Es gibt einen Kasernenton und es gibt einen — Krankenhauston. Ja, man könnte den Vergleich zwischen Krankenhaus und Kaserne noch weiter ziehen: In beiden herrscht ein gewisser wagemutiger abenteuernder Geist, ein betontes Achselzucken über den Tod.

Aus jedem Milieu wächst eine bestimmte Sorte von Verbrechen. So kann man geradezu von einem Krankenschwesterverbrechen sprechen. Wir hatten jetzt in Berlin den Fall, wo eine Krankenschwester drei Männer hintereinander durch Gift zu Tode „pflegte", um sich ihres Vermögens zu bemächtigen! Kürz-

lich schleppte sich in Pankow ein Greis auf die Straße, der jahrelang von einer Krankenschwester, die ihn pflegen sollte, gefangen gehalten worden war und durch Schmutz und Hunger getötet werden sollte. Es wäre zu untersuchen, ob der Anstoß zur Umwandlung der Krankenschwester aus Schutzengel in Todesengel nicht schon in der Atmosphäre des Krankenhauses gegeben wird.

Die „Objektivierung" der Patienten — allerdings bedingt durch die große Zahl — führt nur zu oft zur Abstumpfung des Gefühls für das warme Fleisch und die warme Seele der Leidenden. Die Menschen sinken zu Gegenständen herab, mit denen etwas gemacht wird; täglich werden einige wie unbrauchbar gewordene Maschinen ausrangiert. Die Versuchung liegt nahe, sich dieser Gegenstände zu eigenen, habsüchtigen Zwecken zu bedienen. Ebenso groß ist in diesem Milieu die Gefahr der Gefühlsabstumpfung für den jungen Arzt. Er verliert nur zu leicht die Zartheit des körperlichen und geistigen Griffes. Nicht allen gelingt es, sich später in der Praxis auf den Patienten als „Einzelmenschen" umzustellen. Krankenkassenmitglieder können darüber berichten.

Nirgendwo wird der Geist einer Organisation so vom Chef bestimmt wie im Krankenhause. Letzten Endes ist es immer der Herr Geheimrat und der Herr Professor, der den Pegel der Humanität in seiner Abteilung angibt. Es genügt nicht, ein großer Gelehrter und ein großer Arzt zu sein, man muß auch ein großer Erzieher sein. Die ganz Großen waren es fast immer. Aber es gibt eine Mittelsorte, die sich durch ein soldatisch-rauhes Wesen auszeichnet — und dieses erbt sich dann — wie eine ewige Krankheit — durch ganze Generationen ihrer Schüler fort. Es ist eigenartig, wie rasch der junge Assistent gerade diese Art seines Chefs annimmt. Ich kannte einen Professor, der täglich brüllend und wie in wilder Jagd durch die Krankenhaussäle sauste und früh seine Assistenten fragte, ob der Patient schon draufgegangen sei. Nur unbeirrbar feste Charaktere haben die „Erziehung" durch diesen Herrn Professor ohne Schaden überstanden.

---

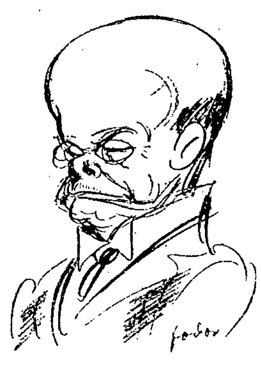
LEOPOLD SCHWARZSCHILD

## STREIFE DURCH DIE LONDONER KONFERENZ

### I.

Wenige Schritte hinter dem stillen, sehr anspruchslosen, immer von Blumen und Kränzen umsäumten Gefallenendenkmal, wird die breite Whitehall von Downingstreet geschnitten. Es ist keine Straße, es ist ein Gäßchen, und weder die geschwärzte Barockfront, die die ganze linke Seite okkupiert, noch gar das freistehende, ornamentlose, trocken-viereckige Backsteinwohnhaus gegenüber appellieren irgendwie sinnfällig ans Auge des Beschauers.

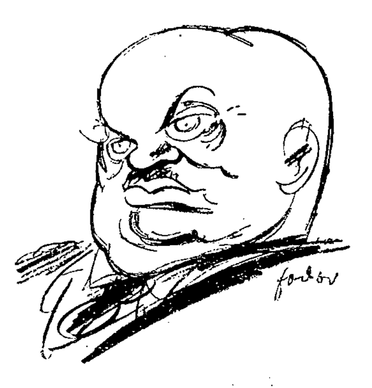
Aber dieser Bau zur Linken, der sich nach Passieren der Einfahrt freilich als riesiger Komplex entpuppt, ist Großbritanniens Foreign office. Und in dem puritanisch-antiquierten Vorstadtkasten gegenüber, mit der berühmten Hausnummer 10, residiert seit grauen Zeiten Englands Erster Minister; und wenngleich Mr. Ramsay Macdonald in dieser 8-Uhr-Vormittagsstunde, da er seine Konferenzkollegen wieder einmal zum traditionellen Frühstück empfängt, seinem stark abgearbeiteten Gesicht einen möglichst heiteren Ausdruck zu geben sich bemüht, ist doch unzweifelhaft, daß in Downingstreet Nr. 10 zurzeit größere Sorgen gewälzt und kompliziertere Aufgaben immer wieder und wieder durchdacht werden, als in irgendeinem anderen Staatsmannsdomizil Europas.



*Marx*

Das ist durchaus keine Uebertreibung, denn die politische Situation Ramsay Macdonalds ist zurzeit tatsächlich ziemlich einzigartig. Normann Angell hat mir in seiner zuspitzenden Art eine sehr hübsche Definition dafür gegeben. Er sagte, der Erste Minister sei gegenwärtig vor das angenehme Problem gestellt, gleichzeitig nicht weniger als drei europäische Kabinette im Sattel zu halten: das deutsche, das französische und sein eigenes.

Diese Darstellung ist wortwörtlich richtig. Schon vor der Konferenz, in Chequers und in Paris, offenbarte sich die Einsicht Macdonalds, daß es zu seinen wichtigsten Aufgaben gehöre, Herriot gegen die Opposition der französischen Intransigenten zu stützen; und noch offensichtlicher im Verlauf der Konferenz war ein großer Teil seiner Sorge darauf gerichtet, die Dinge immer wieder haarscharf an jener Linie vorbeizuführen, über die Herriot hätte stolpern müssen. Das wäre noch verhältnismäßig einfach gewesen, wenn es sich nur um eine Auseinandersetzung zwischen London und Paris gehandelt hätte. Aber ebenso wie Herriot stets in Gefahr war, das Schicksal Briands in Cannes zu erleiden, so waren andererseits auch Marx und Stresemann stets in Gefahr, von ihren



*Stresemann*

deutschen Intransigenten geköpft zu werden; ein allzugroßes Maß von Konzessionen an Frankreich hätte dazu führen können, daß das gemäßigte deutsche Kabinett noch vor seiner Zitierung nach London beiseitegeschoben oder doch nur mit so schroffen Vollmachten abgesandt worden wäre, daß daran wiederum die Konferenz gescheitert wäre. Ueberdies aber ist auch Macdonalds eigene Stellung nicht eben sehr stark; in der ersten Konferenzwoche hat er wegen innerpolitischer Fragen nicht weniger als drei Niederlagen im Unterhaus verbuchen müssen, die Gesamtzahl seiner Niederlagen ist damit schon auf zehn gestiegen; und obwohl ihm für die Dauer der Konferenz absoluter Burgfrieden in außenpolitischer Beziehung zugesichert worden ist und zuverlässig auch gehalten werden wird, weiß er doch, daß er nicht wird überleben können, wenn die Konferenz nicht zu einem Ergebnis führt, und wenn dies Ergebnis nicht auf der allgemeinen Linie dessen liegt, was die englische Einstellung (die ihrerseits wiederum weder mit der französischen noch der deutschen identisch ist) verlangt.

Macdonalds Lage war von vornherein also tatsächlich die, daß er mindestens zwei europäische Kabinette davor bewahren mußte, schon während der Konferenz zu stürzen, und daß er drei europäische Kabinette samt ihrem schließlichen Vertrag davor schützen mußte, spätestens nach Beendigung der Konferenz, während der parlamentarischen Ratifikationsverhandlungen, über Bord zu gehen. Jedes von ihnen muß Erfolge aufweisen können, und alle Erfolge müssen das wichtigste dessen enthalten, was die respektiven Oppositionen fordern zu müssen glauben. Halbrecherische Aufgabe für einen Politiker! Doppelt halsbrecherisch für einen Politiker ohne Schulung! Und dreifach halsbrecherisch angesichts einer Nervosität überall, die wahrscheinlich schlimmer ist als die Aufgabe selbst! Man mußte lächeln, wenn man, diese Situation vor Augen, gewisse deutsche Zeitungen in die Hand bekam, die fortwährend beleidigt darüber waren, daß Macdonald nicht den integralen deutschen Standpunkt vertrat, und die sich in Feststellungen von „Rückzügen“ und dergleichen nicht genug tun konnten.

## II.

Eines der Mittel, durch die Macdonald sich die Lage erleichtern zu können glaubte, war eine sehr viel andere Behandlung des Schlagworts „offene Diplomatie“, als in Cannes oder in Genua versucht worden war. Die einfache Erwägung war, daß es gut sei, wenn sowohl die Poincarés als auch die Hergts möglichst spät in den Besitz detaillierter Informationen gelangten, damit sie ihre Regierungen nicht schon während oder gar vor den hin- und herschwankenden Verhandlungen Schwierigkeiten machen könnten. Allerdings war auch damit die parlamentarische Ratifikation noch

nicht gesichert. Aber es schien Macdonald, daß es den Regierungen leichter fallen müsse, nach vollzogener Einigung ihre Parlamente mit sich zu schleppen, als unter dem Druck starker heimischer Opposition überhaupt zu einer Einigung zu gelangen.

Aus diesem Grunde versuchte er vom ersten Tage an, jede Publizität auf ein Minimum zu beschränken. Er erwirkte den Beschluß, daß die einzelnen Delegationen auf eigene Preßinformationen vollkommen verzichteten und daß der Oeffentlichkeit nur die gemeinsamen Communiqués mitgeteilt werden sollten, — Communiqués, die sich durch äußerste Kürze und Trockenheit auszeichneten. Bei dieser Methode ist Macdonald selbst und ist das Foreign office zunächst auch verblieben. Zweimal täglich versammelte sich die hungrige Presse in Downingstreet; aber die Mitteilungen, die sie aus dem Munde des Pressechefs Sir Arthur Willert empfangen konnte, waren so dürftig, Sir Arthur hatte die Kunst liebenswürdiger Defensive gegen alle Frage-Attacken bis zu einem solchen Grade entwickelt, daß die Franzosen schon am zweiten Tage nicht wiederkamen und ihre Inquisitionstalente lieber an ihrer eigenen Delegation versuchten.

Dort hatten sie wirklich größeren Erfolg. Denn obwohl sich Herriot dem Macdonaldschen modus procedendi offiziell angeschlossen hatte, wuchs sein Rechtfertigungsbedürfnis von Tag zu Tag doch derart, daß er sich in immer eingehendere Darstellungen der Ereignisse und seiner eigenen Haltung dazu verstrickte, ja, daß er sogar Dokumente zur Veröffentlichung hinausgab, die laut ausdrücklichem Konferenzbeschluß vorerst geheim gehalten werden sollten. Ueberdies war die französische Delegation nicht entfernt so homogen wie die englische, man bezeichnete Herrn Peretti della Rocca ganz offen als Haupt einer intermissionären Opposition, und es ist wahrscheinlich, daß vieles von dem, was aus Pertinaxscher oder Sauerweinscher Feder nach Paris gedrahtet wurde, seine Publizität irgendwelchen politischen Absichten dieser inneren französischen Opposition zu verdanken hatte.

Das Ergebnis war jedenfalls, daß zwar in London nur jene ruhige Spannung herrschte, die Macdonald erstrebt hatte, daß aber in Paris politische Wellen von sehr gefährlicher Stärke hochgingen, um so gefährlicher, als mitten in die nervöseste Erregung der Termin der Kammereröffnung fiel. Außerdem schien es, als ob diese Wellen, mit umgekehrtem Vorzeichen, auch eine entsprechende Bewegung in Deutschland zu entfesseln im Begriff seien. Um diese Zeit herrschte tiefster Pessimismus, und man hörte eigentlich von nichts anderem mehr reden, als von dem bevorstehenden Abbruch der Konferenz. Und wenn es schließlich doch noch gelang, die Klippe zu umschiffen, so bleibt als Lehre doch bestehen, daß Macdonalds Meinung richtig war und daß ein Uebermaß von Publizität in so diffizilen Verhandlungen nur schaden kann. Es schadet insbesondere deshalb, weil außer der direkten Kritik sofort immer

auch die gegenseitige Kritik der Kritiken einsetzt, weil alle Gegensätze in dieser Herumbalgerei sogar noch schärfer herausgearbeitet werden als sie vielleicht in Wirklichkeit bestehen, und weil in diesem Lichte aus jeder noch so leichten Akkomodation sogleich eine Aufgabe von Prinzipien wird. Macdonald, der ja genügend Gegner hat, ist über seine andersgeartete Taktik natürlich auch nicht uninterpelliert geblieben. Man fragte ihn im Unterhaus, ob dieser Mangel an Publizität mit der „offenen Diplomatie", die er früher so oft gefordert habe, seiner Ansicht nach vereinbar sei. Aber er antwortete mit einer jener kurzen Bemerkungen, die für das Parlament von Westminster charakteristisch sind: unter offener Diplomatie habe er niemals verstanden, daß auch die einzelnen Phasen von Verhandlungen in der Oeffentlichkeit breit getreten werden müßten, sondern nur, daß die Ergebnisse von Verhandlungen den Völkern nicht verheimlicht werden dürften. Alles, was sich bisher in London zutrug, ist eine Bestätigung dieser Meinung.

III.

Im Grunde genommen ist diese Konferenz aber eine offene Deklaration, daß Europa sowohl moralisch wie materiell nicht mehr imstande ist, seine verwahrlosten Angelegenheiten allein zu ordnen. So wie der Krieg vermutlich noch Jahre hätte dauern können, wenn Amerika nicht eingegriffen hätte (gewonnen hätte ihn Deutschland, entgegen landläufiger Meinung, vermutlich auch nicht bei amerikanischer Neutralität), so ist man heute zu der Meinung berechtigt, daß auch der jetzige Zustand labilen Halbfriedens voraussichtlich noch Jahre und Jahrzehnte fortdauern würde, wenn nicht von außen her neue Energien bereits eingegriffen hätten und noch ferner eingreifen würden, wenn nicht von außen her neue Möglichkeiten geboten würden. Tatsächlich war die Stellung der Amerikaner in London gleichzeitig diejenige eines freundlichen Vetters, wenn englische und französische Meinungen allzuweit differierten, eines weisen Vaters, wenn es sich um Interpretationen des Verhandlungsthemas, des Dawes-Berichtes, handelte, und eines reichen Onkels, wo die ersten (und eventuell auch ein großer Teil der späteren) Kosten der ganzen Prozedur in Betracht kamen.

Es ist sicher nicht Amerika selbst, das diese dreifache Prädominanz anstrebte; man hat ihm, seitdem es die Ratifikation des Versailler Vertrages verweigerte und Europa sich selbst überließ, mit viel größerem Recht das Gegenteil vorgeworfen; und noch heute läßt es sich, gezwungen von der tatsächlichen Lage, nur so widerstrebend in all diese Dinge ein, daß es noch immer, schon mitten drin in dezidiertester Teilnahme, die Fiktion aufrecht zu erhalten sucht, es nehme eigentlich doch nicht teil. Darum durften Mr. Kellog und Mr. Logan nur inoffiziell an der Konferenz teilnehmen, obwohl im Grunde niemand definieren könnte, worin eigentlich der Unterschied zwischen ihrer inoffiziellen Gegenwart

und der offiziellen aller Uebrigen bestünde. Aber es ist hinzuzufügen, daß diese offiziell nicht vorhandenen Amerikaner in Wirklichkeit und zeitweise sogar an Vertreterzahl und Vertreterbedeutung die übrigen Delegationen übertrafen. Man hat, zur Aufrechterhaltung der Fiktion, allerdings auch noch Abstufungen des Nichtvorhandenseins erfunden. Dr. Owen Young, Mitverfasser des Dawes-Berichts, figurierte noch um eine Reihe hinter Kellog und Logan; der Morganchef Thomas F. Lamont und der Berliner Botschafter Houghton wiederum — dieser letztere unter besonders auffallenden Umständen nach London dirigiert — blieben in ihren Hotelzimmern überhaupt unsichtbar; und Staatssekretär Hughes schließlich, tatsächlicher Chef der amerikanischen Außenpolitik, nebst Mr. Mellon, dem Chef des Schatzamts, waren schlechterdings nur zufällig in London, waren völlig unpolitische Vergnügungsreisende. Aber sollte diese unpolitische Ansammlung zahlreicherer und prominenterer amerikanischer Vertreter als irgend eine andere der beteiligten Nationen aufzuweisen hatte, nicht auch ein Licht auf die Rolle werfen, die Amerika hier spielt, die es spielen muß? Amerika ist, zögernd und widerwillig noch, im Begriffe, zum zweitenmal entscheidend in die europäische Politik einzugreifen! Zwischen England und Frankreich allein die Probleme auszutragen, hat sich in fünf Jahren als unmöglich erwiesen; und so wird ein neues Gewicht in die Wagschale geworfen — ein Gewicht, das sowohl im ephemeren Handel dieser Konferenz wie im Beharrungszustand der erstrebten Dauerregelung eine neue Balance schaffen soll.

Dies wenigstens ist der Wille Downing-streets. Und wenn dieser zäh, mutig und kunstvoll (man denke nur an die Lösung des japanischen Bündnisses) seiner Verwirklichung jetzt nahegebrachte Wille nur der aufrichtigen Ueberzeugung ganz Englands entspringen konnte, daß die beiden Völker tatsächlich aufeinander angewiesen sind, so wäre es England andererseits ebenso unmöglich gewesen, Amerikas geradezu schreckhafte Abneigung gegen jede nochmalige Verquickung mit europäischen Angelegenheiten zu überwinden, wenn nicht sein moralischer Einfluß auf die amerikanische öffentliche Meinung und wenn nicht die verwandtschaftlichen Empfindungen Amerikas außerordentlich wären.

Und das führt mich zu dem stärksten Eindruck, den man in London, auch außerhalb der Konferenz, in diesen Tagen empfangen mußte: dem Eindruck einer aus wirklichem Volksempfinden geborenen, von oben her dazu noch mit allen Mitteln geförderten Verbrüderung zwischen den beiden englischsprechenden Nationen. Im Laufe einer einzigen Woche hat sich in dieser Hinsicht nicht weniger ereignet als der wahrhaft königliche Empfang der 12 000 amerikanischen Zeitungs- und Reklamefachleute, die sich mit ihren englischen Kollegen zu einem riesigen Kongreß zusammensetzten, als ferner die rauschende Begrüßung der amerikanischen Welt-

flieger und als drittens die große Zusammengehörigkeitskundgebung der amerikanisch-englischen Juristen, zu der von den Vereinigten Staaten her so viele Anmeldungen angesehenster Anwälte und Richter, Mr. Hughes an ihrer Spitze, erfolgt waren, daß ein ganzer Ozeandampfer gechartert werden mußte. Ich habe einem offiziellen Souper dieser wohl mehrfach tausendköpfigen und im sozialen Leben ihrer Länder sicher höchst einflußreichen „Bar-Association“ beigewohnt, ich habe von englischer Seite den Prinzen von Wales, den Herzog von Connaught und Balfour, von amerikanischer den Staatssekretär Hughes reden hören, und trotz stark entwickeltem Skeptizismus mußte ich mir sagen, daß an der Echtheit dieser mit allen möglichen Argumenten belegten, mit offensichtlichster Herzlichkeit vorgetragenen Verwandtschaftbeteuerungen und Zusammenarbeitsgelöbnisse ebensowenig gezweifelt werden kann, wie an der Echtheit eines Beifalls, der brausend immer wieder jedes eindringlichere Wort unterstrich. Und ein Bekannter, der um dieselbe Zeit im allgemeinen Speisesaal des gleichen Hotels saß, wo jede dieser Reden gleichzeitig im Lautsprecher zu hören war, berichtete mir, daß auch dieses ganz unbeteiligte und bunt zusammengewürfelte Publikum mit nicht geringerer Befriedigung reagiert habe. Man soll solche Festkundgebungen im allgemeinen sicher nicht überschätzen, aber sie häuften sich in London zu sehr (und schon die Tatsache, daß sie sich so sehr häufen, ist zu charakteristisch), als daß man nicht Schlüsse darauf ziehen müßte, die übrigens auch anderwärts Bestätigung finden.

Mr. Hughes sprach von England wiederholt als von Amerikas mütterlichem Boden, als dem Stammland seiner geistigen Entwicklung. Und die Verbeugung, die dem respektableren Alter, der größeren Tradition und Erfahrung Englands damit erwiesen wurde, ist vielleicht bezeichnend für die besondere Art und Weise, in der die Kollaboration auf politischem Gebiete sich jetzt anspinnt. Man möchte meinen, daß eine Art achtungsvoller Unterordnung der Union unter die größere politische Reife Englands, mindestens unter seine bessere Kenntnis europäischer Verhältnisse dem ganzen Verhältnis zugrunde liege, als ob England, mit anderen Worten, mehr seine Führerqualifikation, Amerika mehr seine augenblicklich größere ökonomische Potenz und den Panzer seiner geringeren politischen Exponiertheit in den Pool einbringe.

Die Tatsache jedenfalls, daß dieser Pool im Werden ist, beherrscht die Londoner Konferenz zum einen Teil. Dies ist der Block, der Praxis, Praxis, nichts als Praxis will, der jeder Verkoppelung nicht absolut zusammenhängender Probleme Widerstand leistet, der immer wieder auf Isolierung der Fragen drängt, der wahrscheinlich der Ueberzeugung ist, daß es absolut gute und absolut endgültige Regelungen komplexer Fragen überhaupt nicht gibt, als dessen Devise also Erfahrung, Empirie, Geduld, — mit einem Wort: das berühmte englische „wait and see“ gelten muß.

## IV.

Frankreichs Stellung war sehr viel anders. Es hatte vor allem eine Theorie: — die Theorie auf das Recht zu isolierten Aktionen. Und es hatte ein Junktim zwischen dem Verhandlungsthema einerseits und allem, was der liebe Gott sonst noch auf dem gesegneten Boden des Krieges hat wachsen lassen, andrerseits: die Schulden- und die Sicherheitsfrage. An beiden drohte oft der ganze Dawes-Bericht zu scheitern.

Was die Frage der isolierten Aktion — die Sanktions- und Verfehlungsfrage — anbelangt, so ist sicher, daß vor allem Macdonald offensichtlich der Meinung ist, sie gehöre nicht zu den praktischen Problemen, und es sei eigentlich unnötig, sich gerade in diese Diskussion mit besonderem Raffinement zu vergraben und zu verwickeln. Nicht als ob Macdonald ein Unternehmen wie die Ruhrbesetzung, die tatsächlich ja eine isolierte Aktion gewesen ist, jemals auch nur im entferntesten gebilligt hätte. Aber er ist überzeugt davon, daß es unter dem Dawes-System zu sogenannten absichtlichen Verfehlungen überhaupt nicht mehr kommen wird und kann, und er war darum sehr bald geneigt, in dieser, wie er glaubt, rein akademischen Frage mit Konzessionen an Frankreich ziemlich weit zu gehen. Die Argumentation ist erstens, daß das Dawes-System ja die ganzen Zölle nebst mehreren indirekten Steuern pfandweise an den Reparationsagenten fließen läßt, so daß bereits weitgehende Sicherheiten für den Eingang auch der eigentlichen Reparationsleistungen gegeben seien; die Argumentation ist zweitens und vor allem aber auch, daß, wenn erst einmal die Anleihe und später auch noch ein Teil der Obligationen in aller Herren Länder untergebracht seien, — daß dann eine Weigerung Deutschlands, ihren Zinsendienst und ihre Amortisation ordnungsgemäß fortzusetzen, eine so exaltierte Herausforderung der ganzen Welt bedeuten würde, eine Herausforderung, die sofort zu so heftigen, sozusagen privaten Repressalien aller betroffenen Gläubigerwirtschaften führen müßte, daß nur ein märchenhaft erstarktes Deutschland sich das leisten könnte; und einem so undenkbar stark gewordenen Deutschland gegenüber, so endet die Argumentation, würden schließlich auch keine noch so detaillierten Sanktionsvereinbarungen mit dem Datum 1924 helfen. Weder in Frankreich noch in Deutschland hat man dies Desinteressement verstanden. Die Franzosen wünschten, wenn sie schon ihre „Pfänder" gegen „unbewiesene Zukunftsversprechungen" aufgeben sollten, mindestens eine juristisch klarere Determination ihrer Befugnis, notfalls auch allein gegen einen säumigen Schuldner vorgehen zu dürfen, als die umstrittene Determination des berüchtigten § 18. Und aus Deutschland kamen immer erregtere Stimmen, die gerade umgekehrt eine endgültige Stipulation darüber verlangten, daß jedes Einzelvorgehen unter allen Umständen aus-

geschlossen sei. Es war die Stärke der Engländer und Amerikaner, sich schließlich durch keine dieser Forderungen nervös machen zu lassen, die sie, wie gesagt, beide für akademisch hielten. Sie erachteten es als eine nähere und praktischere Frage, welche Körperschaft äußerstenfalls berechtigt sein sollte, den Tatbestand einer „absichtlichen Verfehlung“ festzustellen und brachten es in einem Zusammenspiel, das noch nicht ganz durchschaubar ist, schließlich dahin, daß jede Erklärung dieser Art auch das beistimmende Votum eines Amerikaners erfordert — im Gegensatz zum bisherigen Zustand, in dem Frankreich mit Belgien allein die Mehrheit hatte. Da sogar Frankreich nicht verlangt, seine eventuelle isolierte Aktion ohne vorangegangene Verfehlungserklärung beginnen zu dürfen, glaubt man auf der Gegenseite alles notwendige getan zu haben, wenn man eben diese Verfehlungserklärung dem einseitigen Willen Frankreichs entzogen hat. So ist Frankreich seine Reparationskommission erhalten geblieben, während man Deutschland gleichzeitig sagen kann, daß sie doch durch die Zuziehung des Amerikaners in ihren Majoritätsverhältnissen so grundstürzend geändert sei, daß eigentlich nur noch der Name verbleibe. Und so mag Frankreich in Gottes Namen seine Theorie von der isolierten Aktion weiter pflegen, während Deutschland andrerseits die Sicherheit erhält, daß die Verfehlungserklärung, die auch für eine isolierte Aktion Voraussetzung ist, nicht mehr nur vom Gutdünken des Franzosen und Belgiers abhängt. Man sieht: es ist keine absolute Lösung; aber sie nimmt sich um so besser aus, je mehr man den Optimismus teilt, daß die Aera der Verfehlungen ohnehin zu Ende ist, und daß alles, was man jetzt über Verfehlungen stipuliert, keine praktische Bedeutung mehr gewinnen wird.

Viel praktischer, ja, besorgniserregend praktisch, waren dagegen die Gedankengänge, die Frankreich fortwährend dazu drängten, das berühmte Junktim zwischen der Reparationsfrage und dem Reste seiner Nachkriegsprobleme herzustellen, vor allem dem Schulden- und Sicherheitsproblem. In Deutschland ist wahrscheinlich nie richtig verstanden worden, was es mit diesen Fragen eigentlich auf sich hat. Aber wenn man bedenkt, daß Frankreichs Schulden an England und Amerika rund 28 Milliarden Goldmark ausmachen, deren Verzinsung und Tilgung also, wenn sie einmal beginnt, selbst bei dem mäßigen Satz von 5 + 1 v. H. nicht weniger als 1,68 Milliard. Goldmk. im Jahr beanspruchen wird, so kann man verstehen, daß Frankreich gerade dann nervös wird, wenn man ihm immer wieder verweigert, diese Angelegenheit endgültig zu regeln. Denn nach dem Dawes-Bericht kann Frankreich aus Reparationen nur noch mit 52 v. H. von 2½ Milliarden Goldmark, das sind 1,3 Milliarden Goldmark, rechnen, es würde also im schlechtesten Falle noch mehr an seine Verbündeten zahlen müssen, als es seinerseits von Deutschland erhält. Aehnlich beunruhigend liegt die Sicherheitsfrage, die nicht gerade erleichtert wird durch die plumpen

Revancherufe, die aus gewissen deutschen Quartieren fortwährend über den Rhein geschickt werden. In beiden Fragen gibt es nun Optimisten und Pessimisten. Die Optimisten sagen: „Wenn wir erst in der Reparationsangelegenheit mit unseren Verbündeten einig geworden sein werden, wird man unseren guten Willen schon durch Zugeständnisse auf den beiden anderen Gebieten lohnen". Und in der Tat sind solche Versprechungen häufig. Die Pessimisten aber sagen: „Was ist uns nicht alles schon versprochen worden! Sollen wir uns von Versprechungen betören lassen? Von allen übrig gebliebenen Friedensfragen haben nur die Reparationen noch vitales Eigeninteresse für England und Amerika, nur im Austausch gegen Reparationskonzessionen hat Frankreich also begründete Aussicht darauf, Konzessionen für sich selbst in den beiden anderen Fragen zu erhalten. Lassen wir die Reparationen schon jetzt endgültig regeln, so wird künftig kein Hahn mehr nach unseren andern Schmerzen krähen. Wir müssen also umgekehrt verfahren, wir dürfen die Reparationen nicht ordnen lassen, ehe nicht auch Schuld und Sicherheit geordnet ist." Man muß sagen, daß diese Folgerung in sich logisch ist, und es läßt sich nicht länger mehr bezweifeln, daß sie die eigentliche Quelle dessen ist, was die früheren französischen Regierungen taten und nicht taten. Auch in der Londoner Delegation hatte diese Theorie offensichtlich Anhänger genug, und es schien einige Zeit sogar, daß sie durchgedrungen sei, und daß Frankreich, wenn auch nicht offen, sabotiere. Sogar heute, nachdem die Einigung unter den Alliierten schließlich doch zustande gekommen ist, läßt sich noch nicht voraussehen, was Paris schließlich tun wird, ob der neue Optimismus namentlich den Senat anstecken und zur Ratifikation bewegen wird. Auf der Konferenz jedenfalls gewann er schließlich Oberwasser — wenn auch erst nach heftigen intermissionären Kämpfen und nur unter dem äußersten Druck der Gefahr für Frankreich, vor aller Welt das furchtbare Odium dessen tragen zu müssen, der auch diesen chancenreichsten aller Pazifikationsversuche aufs neue absichtlich zerschlagen habe.

## V.

Allerdings hätte wohl auch dieser Druck und hätte auch die vollkommene Ratlosigkeit der Franzosen darüber, wie es ohne Einigung eigentlich weiter gehen solle, wahrscheinlich nicht genügt, den eingeborenen und von Paris aus fortwährend noch geschürten Hang zur Intransigenz zu überwinden, wenn nicht der Führer der belgischen Delegation gewesen wäre, den man geradezu als den Akkoucheur aller Einigungsformeln bezeichnen kann.

Herrn Theunis' Verdienst um die Konferenz ist unbestreitbar, und man illustriert seine Rolle vielleicht am besten, wenn man sie mit der ganz gegensätzlichen Rolle vergleicht, die der englische Schatzkanzler Philip Snowden spielte — oder vielleicht zu spielen gezwungen war. Snowden war wahrscheinlich die größte

Intelligenz der Versammlung, seine Logik und sein Deduktionsvermögen übertraf in hohem Grade die Talente seiner Kollegen. Gerade deshalb war dieser Mann mit dem rasiermesserhaft scharfen Gesicht ein wahrer Schrecken für die Franzosen, und wo er mit seinem gelähmten Bein hereinhinkte, entstand eine Stimmung von Nervosität. Es war seine Art — und es sollte wahrscheinlich seine Art sein — sich auf alle begrifflich schwachen Punkte zu stürzen und sie mit äußerster Konsequenz so bis zum letzten zu analysieren, daß man jedesmal, wenn er gesprochen hatte, alle Gegensätze in scheinbar unlötbarem Bruch vor sich sah. Wäre Mr. Snowden mit den Franzosen allein gewesen und hätte er dabei dieselben Methoden angewandt, so wäre die Konferenz wahrscheinlich zweimal täglich in die Luft geflogen. Aber obwohl, nachdem Snowden die Gegensätze auf die Spitze getrieben hatte, stets von Macdonald und den Amerikanern interveniert wurde — nach einem sicher stets zuvor besprochenen Programm —, waren sowohl der englische Premier als auch seine amerikanischen Kollegen anscheinend zu ungewandt, sie waren zu unerfahren in der ganzen, maßlos intrikaten Reparationsaffäre und vor allem zu verdächtig für die Franzosen, als daß sie allein imstande gewesen wären, die Dinge auf einer neuen Basis wieder zu kitten. In solchen Augenblicken griff regelmäßig Herr Theunis ein. Er beherrscht die Materie, die er nun jahrelang mitbearbeitet, wie keiner seiner jetzigen Ministerkollegen. Er ist Politiker mit Bankiersvergangenheit. Er gilt den Franzosen als aufrichtiger Freund, als Vertreter, wenn auch gemäßigter, ihres eigenen Standpunkts — im Gegensatz zu den Angelsachsen, einschließlich der Bankiers, die in dieser Sache ja doch stets als Gegner empfunden werden. Und auf dem Boden dieser dreifach günstigen Voraussetzungen vermochte er eine Tätigkeit zu entfalten, von der man im wahrsten Wortsinn sagen kann, daß sie unermüdlich und unentbehrlich war. Es scheint, daß alle Lösungen in knifflichen Fragen letzten Endes persönlich von Theunis herrühren, der seine Stellung ausgesprochen und sichtbar nur als die eines Vermittlers auffaßte (— nicht als die eines Trabanten, wie man in Deutschland oft glaubt —), und der diese Stellung deshalb auch wahren konnte, weil er eigentlich niemals mit eigenen Ansprüchen auftrat.

Man darf die vernünftige Hoffnung hegen, daß die Maklerschaft des belgischen Premiers, die natürlich eine wesentliche kompromißlichere Orientierung der belgischen Gesamtpolitik andeutet, auch dann schätzbare Dienste leisten wird, wenn etwa in den beginnenden Verhandlungen mit Deutschland neue Krisen sich zusammenziehen werden. Ob es zu solchen Krisen noch kommen wird? Das Sanktionskapitel noch einmal derb anzurühren, wird ratsamerweise wohl unterlassen werden müssen, nachdem die neue Regelung der Verfehlungserklärung bereits ein gut Teil neuer Sicherungen schafft, und nachdem es unwahrscheinlich ist, daß noch mehr überhaupt zu erreichen sein wird. Auch die Transfers,

die tatsächlich ungünstiger geregelt worden sind als der Dawes-Bericht vorsieht, werden schließlich wohl ohne Katastrophen erledigt werden können. Was übrig bleibt, ist die militärische Räumung — ein Thema, das formell ganz außerhalb der Konferenz steht, das formell überhaupt kein Thema ist, weil sich, nach dem Wortlaut des Dawes-Reports, die militärische Räumung ja ganz von selbst, als Folge eben seiner Anwendung, ergibt. Trotzdem sind gerade in diesem Punkte noch Wälle zu übersteigen, die vorerst abschreckend scheinen. Denn obwohl die militärische Räumung selbstverständlich sein und automatisch eintreten sollte, wünscht Herriot sie noch zum Objekt eines besonderen Handelns zu machen, er wünscht sie gegen den Handelsvertrag zu tauschen, der ja, bis zum Januar 1925, zwischen Frankreich und Deutschland geschlossen werden muß. Und wie wünscht man in Frankreich diesen Handelsvertrag? Ich fürchte, man beabsichtigt Bestimmungen zu verlangen, von denen tatsächlich schwer einzusehen ist, wie sie für Deutschland tragbar sein sollten. Gedanken, die mir in Paris entwickelt wurden, würden Anlaß geben, ausführlich davon zu sprechen. Aber es ist ratsam, das englische Beispiel zu befolgen und Schweigsamkeit während der Verhandlungen zu üben. Wenn erst, — vielleicht schon bei Erscheinen dieses Hefts, — wenigstens die Fragen, die zwischen Deutschland und dem Alliiertengremium schweben, endgültig kodifiziert sein werden, wird sicher — leider! — noch Zeit genug sein, ausführlicher von den Dingen zu reden, die zwischen Deutschland und Frankreich noch offen geblieben sein werden.

---

JEAN TARVEL

## „DER SIEG“

Ich weiß nicht, ob das Buch von Alfred Fabre-Luce „Der Sieg“ viele Leser in Deutschland haben wird, nicht einmal, ob es überhaupt einen Uebersetzer finden wird. Ich kann mich irren, wenn ich glaube, daß es die deutsche Oeffentlichkeit höchstlich interessieren dürfte: der deutsche Leser hält vielleicht manche Gedanken, die den französischen Leser überrascht haben, für schon allgemein bekannt; andere wieder, die in Paris Aufsehen erregen, sind für Berlin ein wenig schüchtern. Aber der Verfasser des Buches, der die französische Propaganda scharf kritisiert, hat nicht für die deutsche Propaganda geschrieben. Er wäre zweifellos traurig, wenn sein Werk, das von einer aufrichtigen Wahrheitsliebe und dem Wunsch nach Verständigung diktiert ist, von denen als Waffe benutzt würde, die um jeden Preis die Zwietracht erhalten wollen.

Zunächst einige Worte über den Verfasser. Es ist nicht üblich, daß ein junger Mann von 25 Jahren, der in der literarischen Welt schon durch zwei psychologisch bemerkenswerte Romane bekannt ist, sich auf Politik und Zeitgeschichte stürzt und hierüber 420 sorg-

fältig wissenschaftlich durchdachte Seiten schreibt. Es ist noch ungewöhnlicher, daß er sich in seiner Arbeit gegen die Ideen wendet, die in seiner Familie und seinem Milieu in ihn hineingelegt worden sind, und dies Milieu ist das der Großbourgeoisie[1].

Um die französische Nachkriegspolitik zu beurteilen, sucht Fabre-Luce nach den Gründen in der Vorkriegszeit: nach seiner Ansicht hat die Beurteilung, die man sich in Frankreich über Deutschland machte, zu dem „verfehlten Frieden" geführt. Man hat den Frieden in einer Vorkriegsauffassung geschlossen, einer Auffassung, die übrigens auch eine Rolle unter den vielen Ursachen spielt, die zum Kriege geführt haben.

Er untersucht diese Ursachen in ihrer Gesamtheit. Er analysiert sie sorgfältig, mit tiefgründiger Kenntnis der Dokumente, mit einem Minimum von Voreingenommenheit, mit kritischem Geist, mit einer geschärften Erkenntnis der geschichtlichen Kausalität, die gewiß nicht die Verantwortlichkeit übersieht, aber sie an die richtige Stelle rückt, indem sie das Mögliche von dem Notwendigen unterscheidet.

Der „Determinismus der Allianzen" ist eine anerkannte Tatsache „von allen denen, die freiheitlich in Europa denken". Fabre-Luce erinnert an das berühmte Wort von Lloyd George: „Keine Regierung hat wirklich den Krieg gewollt. Man ist vielmehr hineingeschlittert". Und das von Wilson: „Letzten Endes hat das ganze europäische System den Krieg hervorgerufen". Ferner an den Satz, den Paléologue am 27. August 1914 schrieb: „Kein menschlicher Wille kann dem automatischen Mechanismus der entfesselten Kräfte widerstehen. . . Wir Diplomaten haben jedes tatsächliche Eingreifen in die Ereignisse verloren".

Beruht dieser Determinismus wirklich, wie man behauptet, auf Interessenkonflikten und Gefühlsgegensätzen? Welches Volk haßte 1914 seinen Nachbarn in der Tat so, daß es einen Krieg wollte? Welches Volk hat aus diesem Krieg einen Vorteil gezogen? Die Allianzen, die ihn unvermeidlich machten, wurden gerade durch „einen gewissen Zustand der öffentlichen Meinung und der Sitten" verursacht. Die Völker sind dahin geführt worden, „ihre Sicherheit in einem Bündnissystem zu erblicken, dessen mechanische Entfesselung ein vollkommenes Bild des herrschenden Fatalismus darbietet".

„Die Staatsmänner hatten sich daran gewöhnt zu denken, daß sich in der Geschichte unvermeidlich und periodisch Kriege wiederholen und das Ziel ihrer Tätigkeit darin zu sehen, nicht den Frieden zu erhalten, sondern den günstigsten Augenblick für einen Krieg finden. . . . In Europa bestand keine tatsächliche Furcht vor dem Krieg, die den Konflikt hätte vermeiden können. . . . Der Krieg,

---

[1] Alfred Fabre-Luce ist Sohn des Vorsitzenden des Aufsichtsrats des Crédit Lyonnais.

seine Drohung und die Furcht vor ihm lagen nicht außerhalb des Friedens, sondern sie bildeten einen wesentlichen Bestandteil. . . . In Wirklichkeit war die herrschende Meinung die, daß die Staatslenker viel mehr den Vorwurf fürchteten, den Krieg schlecht vorbereitet, als den Frieden schlecht gehütet zu haben. . . . Berauscht von dem andauernden Fortschreiten in der Bewaffnung, beunruhigt durch die Feinde, aber auf die eigenen Kräfte vertrauend, zogen die Regierungen die Grenzen der Friedensmöglichkeiten immer enger, so eng, daß der Frieden nicht mehr darin leben konnte: sie wollten ihn nur noch nach der Formel von Poincaré, nämlich ‚auf Macht, Ehre und Würde' gestützt oder noch besser nach der Formel von Anatole France, denn sie verlangten, daß er ‚pompös, herrlich, glänzend und stolz wie der Krieg' sei. Und nachdem sie ihn nur schwer in vorhergehenden Krisen erhalten hatten, wünschten sie jetzt etwas unklar eine Epoche, in der die für ihre Klugheit allzu schwierigen Probleme mit Gewalt gelöst würden, wo in jedem Land der Geist sich weniger anstrengen und die Kritik nachlassen, die Gewalt zunehmen und das Verantwortungsgefühl in einem patriotischen Rummel ertränken würde; psychologisch erschien ihnen der Krieg weniger schwierig als der Frieden, und sie waren bereit, aus Faulheit hineinzustürzen".

Es wird schwer sein, die Wahrheit dieses psychologischen Gemäldes anzuzweifeln. Wenn man daraus eine Lehre ziehen will, so die, daß der Determinismus des großen Krieges nicht zu denen gehört, die unbedingt zur Rückkehr einer solchen Katastrophe führen müsse. Das leichtfertige und gefährliche Spiel, das alle Regierungen mit dem Kriegsgedanken getrieben haben, diese Anhäufung von Bluffs und Drohungen, Intrigen und gegenseitiges Ueberbieten in den Rüstungen haben diesen Krieg unvermeidlich machen können. Ist es aber auch unvermeidlich, daß dieses Spiel wiederum beginnt? Es war nur möglich, weil alle Völker systematisch von ihren Regierungen getäuscht worden sind, und weil sie sich haben täuschen lassen. Jeder hat geglaubt, eine Verteidigungspolitik billigen zu müssen, eine Sicherungspolitik gegen den Nachbar, ohne sich darüber klar zu sein, daß der Nachbar das gleiche tat. Wenn die öffentliche Meinung solche Irrtümer begangen hat, so deshalb, weil selbst in demokratisch regierten Ländern wie Frankreich „der demokratische Geist nicht in die äußere Politik eingedrungen war. . . . Nichts erlaubt uns, an das Vorhandensein einer unabhängigen, von der Regierung gänzlich verschiedenen Meinung zu glauben. . . In Wirklichkeit hatte die Regierung die Macht, das Land festzulegen, und am Tage der Gefahr hatten die Parlamente, unter dem Druck ernsthafter Folgen, nur noch die Verpflichtung, ihr zu folgen".

Diese Gesamtheit der Ursachen, aus der das Schicksal des Krieges besiegelt scheint, schließt aber doch die Verantwortlichkeit je-

des einzelnen nicht aus. Die Schicksalsnotwendigkeit war nicht absolut. Es gab noch einige Möglichkeiten, ihr zu entrinnen. „In Ermangelung einer wahrhaften Beruhigung, die nur aus einer geistigen Entwicklung geboren werden konnte, wäre die Geschicklichkeit der Staatsmänner dennoch fähig gewesen, jeden Tag einen provisorischen Frieden zu schaffen, der den fortschrittlichen Kräften Chancen gegeben hätte und und dessen Dauer vielleicht eine Gesinnungsänderung erzeugt hätte".

Das Bündnissystem war an sich gefährlich: es wurde es besonders durch die Art, wie es gehandhabt wurde. Man kann mit Beginn des 20. Jahrhunderts den genauen Zeitpunkt feststellen, wo durch die Fehler der Staatsmänner die Bedrohung gefährlich wird. „Auf französischer Seite ist es die Unklugheit Delcassés, die dem Krieg entgegensteuerte. Mit einer gesunden Politik der Verständigung im Mittelländischen Meer verband er eine antideutsche Einstellung, die absolut nichts damit zu tun zu haben brauchte. Die marokkanische Frage ohne Deutschland zu behandeln, unser Protektorat allen Seemächten Europas abzukaufen und über die Macht hinwegzusehen, von der wir am meisten abhingen, dieser Macht systematisch die Fehler einer ehemaligen kontinentalen Tradition vorzuwerfen, die nicht mehr lebte, das heißt eine Haltung einnehmen, die nur der Absicht entspringen kann, Deutschland nicht als Weltmacht anzuerkennen, was dieses notwendigerweise als eine Beleidigung ansehen mußte".

„. . . . 1912 wurde die französische Politik zum zweitenmal auf den Kriegspfad getrieben", als Poincaré „das Schicksal des deutsch-französischen Friedens an die Intrigen und Unsicherheiten des Balkans knüpfte. . . Seit 1899 diente das französisch-russische Bündnis nicht nur der Verteidigung gegen jeden Angriff, sondern auch „der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts", und diese gleichen Worte kehrten in dem Communiqué wieder, das im Frühjahr 1914 nach Abschluß der englisch-französischen Unterhandlungen veröffentlicht wurde. Nun war aber im Abkommen von 1899 ein Faktor des „Gleichgewichts" besonders ins Auge gefaßt: Delcassé schrieb am 12. Mai 1899 an Loubet, daß die Verlängerung der Konvention dazu diene, diese im Falle der Auflösung der österreich-ungarischen Monarchie in Kraft treten zu lassen, „eine Auflösung, schreibt Delcassé, die man vielleicht anderswo wünscht, die man vielleicht irgendwie begünstigt und von der man doch vielleicht Vorteil ziehen kann". . . . . Und schon 1892 schrieb Ribot, daß „wir kein Interesse daran hätten", im Falle eines russisch-österreichischen Konflikts Neutralität zu bewahren. Ein Bündnis zur Erhaltung des Gleichgewichts mit jemandem schließen, der dies Gleichgewicht selbst bedroht, im voraus eine Intervention in einem Krieg vorsehn, den man für unvermeidlich hält, das heißt einen Konflikt annehmen ohne moralische Notwendigkeit, das heißt im voraus das Recht abzuschneiden, die Frage der Verantwortlich-

keit zu erheben. Aber diese gefährlichen Direktiven wurden durch eine sehr pazifistische Praxis gemildert. Die Militärkonvention, die Europa bei dem geringsten Vorwand in Brand setzen konnte, war eingeschlafen, ohne daß ein Staatsmann die Möglichkeiten ausgenutzt hätte. 1912 beginnt ein gefährlicheres Spiel dadurch, daß Poincaré sich bemüht, nach der Formel von Saint-Aulaire, „das französisch-russische Bündnis mit der Rivalität des österreichisch-russischen Bündnisses zu nähren“ . . .

„Wenn am 29. Juli 1914, wie Caillaux es in seinem Memorandum „die Verantwortlichen“ sagt, nachdem Rußland mit Frankreich Fühlung genommen hatte, ehe es seine Mobilisierung vollzog und erklärt hatte, daß es sich jedem Vorschlag Englands und Frankreichs anschließen würde, die Pariser Regierung geantwortet hätte, nicht durch einfache Treuerklärung zum Bündnis, sondern auch durch eine Treuerklärung zur Triple-Entente und zum Geist des Friedens, auf den sich alle interalliierten Abkommen berufen; wenn sie in Achtung der Konvention von 1892 bestätigt hätte, daß Frankreich Rußland im Falle eines deutschen Angriffs zu Hilfe eilt, indem es gleichzeitig verlangt, die Möglichkeit dieses Angriffs nicht zu fördern, und wenn sie hinzugefügt hätte, daß die Konvention nicht in Kraft tritt, wenn der erste Mobilisationsbefehl von der russischen Seite kommt; wenn sie, ohne patriotische Hoffnungen, die hier und dort waren, zu verleugnen, sich hinter die Notwendigkeit der britischen Hilfe verschanzt hätte, die zum Siege notwendig war; noch deutlicher: wenn sie, anstatt in Petrograd zur heimlichen Mobilisierung zu raten, nach dem Einvernehmen mit London verlangt hätte, daß jede militärische Maßnahme gegen Deutschland solange zu unterbleiben habe, bis alle Verständigungsversuche gescheitert sind, dann hätte die Aussicht bestanden, die drei großen Faktoren, die zum Kriege geführt haben, unwirksam zu machen: die russische Drohung, die deutsch-österreichische Solidarität, die englische Unentschiedenheit.“

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

---

Aus dem Kriege, als aus einem bloßen Loseziehen der Gewalt und des Faustunrechts, trägt man leicht ein Stück dieser willkürlichen Gewalt in den Anfang des Friedens aus Gewohnheit hinein. Der Krieg verfälscht mit seinen Gewaltsbewegungen auf einige Zeit die Gewissensregungen, wie das Erdbeben die Magnetnadel irrig und lügend macht.

*Jean Paul.*

FRIEDRICH KOFFKA

# TRAKTAT ÜBER DAS SCHICKSAL

In drei Geschichten

(Letzte Geschichte)

## VIKTOR KECSKEMETHI

Ich verbinde mit dem Namen dieses Mannes keine genauere Vorstellung. Er ist mir nicht bekannt, wie mir Anton Sawicki und Bertha Devries bekannt sind. Alles, was ich von ihm weiß, stammt aus dem Bericht einer Zeitung, die ich mir eines Mittags auf der Straße gekauft habe.

Während ich dies schreibe, sitzt Herr Viktor Kecskemethi möglicherweise im Speisesaal eines großen Ozeandampfers auf der Ueberfahrt nach Europa. Ich denke ihn mir als einen schönen alten Herrn in gepflegter Kleidung, mit einem prächtigen Schopf weißen Haars. Sein Anblick erweckt Vertrauen und Ehrfurcht, ein Wohlgeruch milder Weisheit strömt von ihm aus, die Stewards bedienen ihn mit großer Zuvorkommenheit. Er spricht englisch, spanisch, französisch und deutsch — auch ungarisch, wenn es verlangt wird. Seine Unterhaltung ist fesselnd, er hat die Manieren eines betagten und erfahrenen Kavaliers. Er trägt einen kostbaren Brillantring am Finger. Zu der Tasse Mokka im Rauchsalon brennt er sich eine Brasilzigarre an. Alles zusammengenommen, ist es eine Freude, ihn anzusehen.

Aber vielleicht sitzt der alte Herr Kecskemethi gar nicht mehr auf dem Ozeandampfer. Vielleicht ist er inzwischen schon am Ziel der Europafahrt angelangt: in Budapest, seiner Heimatstadt, die er vor fünfundzwanzig Jahren verlassen und seither nicht wieder betreten hat.

Vor fünfundzwanzig Jahren ging es Herrn Kecskemethi noch nicht so gut. Man konnte ihn damals keinen Kavalier nennen. Er war Diurnist beim Budapester Magistrat, und er lebte das subalterne und schlecht bezahlte Leben, das alle kleinen Beamten führen. Ein enges Leben, ein fluchwürdig übersichtliches Leben. Ein Leben, das sich keine Ueberraschungen leistet.

Kecskemethi war jung. Er fand kein Gefallen an dieser Gattung Leben. Er wollte nicht alle Jahrzehnte, die Gott noch für ihn bereit hielt, damit verbringen, daß er des Morgens auf die Schreibstube lief, des Abends heimging, ein Käsebrot aß und sich ins Bett tat. Man sagt, er habe nebenbei Politik getrieben. Es gibt Leute, die sich vorstellen können, daß ihm auch dies auf die Dauer kein großes Vergnügen gemacht hat.

Eines Tages erhielt der Diurnist Kecskemethi vom Budapester Magistrat den Auftrag, 740 000 Kronen nach der Staatskasse zu bringen. Man gab ihm einen Amtsdiener mit, der die Geldscheine in einer Ledertasche trug. Auf dem Wege blieb Kecskemethi

unversehens stehen und faßte sich an die Stirn. Es war ihm rechtzeitig eingefallen, daß er in dem Hause, an dem man eben vorbeikam, einen eiligen Brief abzugeben hatte. Er bat den Diener, ihm den Brief zu besorgen. Er würde warten, jawohl. Er war so gefällig, derweilen die Tasche zu nehmen.

Als der Diener zurückkam, war aber Kecskemethi nicht mehr da. Es war ihm nicht eingefallen zu warten. Aus dem nächsten Bahnhof lief gerade ein Zug nach Italien aus. In dem Zuge befanden sich Viktor Kecskemethi und eine Ledertasche mit 740 000 Kronen.

Ein großer Aufwand an Depeschen und Signalements reichte nicht hin, den Defraudanten Kecskemethi zu fassen. Den Schnurrbart, mit dem er den Eisenbahnzug betreten, trug er schon an der nächsten Station nicht mehr. Er hatte einen vortrefflichen russischen Paß; man machte ihm keine Umstände an der Grenze. Im Genueser Hafen ankerte ein Schiff, das ihn bei schönstem Seewetter nach Amerika trug.

Geheime Agenten setzten ihm nach. Amerika ist ein großer Erdteil. Verschiedene Detektivs gaben unnötiges Geld aus.

Der Magistrat von Budapest hatte den Diurnisten Kecskemethi und 740 000 Kronen verloren.

Fünfundzwanzig Jahre lang hörte kein Mensch in Budapest etwas von Viktor Kecskemethi. Sogar seine ehedem berühmte Tat geriet halb und halb in Vergessenheit. Es gab mittlerweile andere Defraudanten.

Aber jetzt, vor weniger Zeit, traf in Budapest ein Brief aus Argentinien ein, den die Zensurbehörde öffnete. Siehe da, der alte Herr Kecskemethi hatte seinen Verwandten daheim einen schönen und rührenden Brief geschrieben. Er lebte in Buenos Aires, ein reicher Mann. Er erfreute sich bester Gesundheit, er litt keine Art von Mangel. Was ihm allein mangelte, war die ungarische Heimat. Ja, er war alt geworden, er verspürte eine Sehnsucht nach der Stadt seiner Väter. Er mußte allmählich ans Sterben denken, und er wollte das lieber in Budapest besorgen als in einer argentinischen Stadt. Er war gern bereit, dem Magistrat die Summe, die er ihm fünf Lustren zuvor gemaust hatte, mit Zins und Zinseszins wiederzuzahlen. Nur Freiheit von Strafe bedang er sich aus.

Er brauchte sich das nicht erst auszubedingen. Sein Vergehen ist längst verjährt, kein Staatsanwalt in Budapest kann ihm mehr etwas anhaben.

Der Magistrat freilich trifft große Vorbereitungen für Kecskemethis Rückkehr. Er will ihn gleich am Bahnhof mit einem Aufgebot von Vollziehungsbeamten empfangen, die ihm eine Forderung auf 20 Milliarden Papierkronen präsentieren sollen. Es heißt, diese Leute freuten sich schon auf das lange Gesicht, das Viktor Kecskemethi bei ihrem Anblick machen werde.

Ich glaube gar nicht, daß Kecskemethi ein langes Gesicht machen wird. Ich nehme an, er hat sich in Argentinien inzwischen an andere Geldsummen gewöhnt. Er wird die Exekutoren der Stadt höflichst in das nächste Caféhaus bitten, er wird ihnen über dieses Gelump von zwanzig Milliarden Kronen einen Scheck ausschreiben, auf dessen Einlösung sich der Magistrat verlassen kann. Dies getan, besteigt er ein Automobil, und das Haus seiner Väter empfängt den Zurückgekehrten mit Blumen und Küssen.

Verehrung und Liebe werden den Lebensabend des alten Herrn Kecskemethi erwärmen. Er ist der gute und vortreffliche Onkel aus Argentinien, ein Mann, der Farmen besitzt und in Pesos rechnet. Lange Zeit war keine Botschaft von ihm gekommen, die jüngere Generation der Familie wußte überhaupt nichts von seinem Vorhandensein. Nun ist er heimgekehrt, sitzt großartig in der Stube, raucht dicke Brasilzigarren. Die Geschwisterenkel machen sichs auf seinen Knien bequem und spielen mit dem Brillantring an seinem Finger. Er hat die Welt gesehen, er kann was erzählen. Er ist wundervoll imstande, gibt ausgezeichnete Ratschläge. Eine neue Epoche für alle Verwandten und Freunde schreibt sich von seiner Ankunft her. Sein Lächeln, die funkelnde Güte seiner Augen gewinnen ihm ringsum die Herzen. Er strahlt Leben aus. Er ist ein lebendiger Mittelpunkt.

Einmal wird er sterben, und alle seine Farmen und Pesos fallen den Hinterbliebenen zu. Er hat ein schönes Testament gemacht, darin niemand zu kurz kommt. Ein großes Begräbnis wird ihm gerichtet, der Geistliche preist den vorbildlichen Mann; er preist den argentinischen Farmer, der bis an sein Ende ein guter Magyare geblieben ist. In ein marmornes Grabmal steht gülden sein Name gemeißelt: der stolze Patriarchenname des Ungarn Viktor Kecskemethi, den Lebenden zum Gedächtnis, den Kommenden zu nacheifernder Ehrfurcht.

So endet, wenn nicht alles täuscht, die Geschichte von Kecskemethi.

Auch meine Geschichte endet so.

* * *

Ich hatte zu Anfang noch ein paar nützliche Betrachtungen anzuhängen versprochen. Aber ich gerate darum in Verlegenheit. Ich weiß nicht, was einer aus den Geschichten, die ich erzählt habe, nützliches sollte lernen können.

Die Phantasie der Wirklichkeit ist erfinderischer und skrupelloser als die aller Balzacs der Welt.

Ich finde die Tat Kecskemethis nicht gar so bedeutend, und ich wundere mich, daß sie dereinst eine ganze große Stadt in Erregung versetzt haben soll. Die Hilfsmittel dieses Defraudanten kommen mir heute primitiv und abgebraucht vor. Ein getäuschter Magistratsbote, ein falscher Paß, ein abgeschnittener Schnurrbart:

was ist das groß? Es langt nicht einmal mehr für den Kinematographen. Die Methoden des Defraudierens haben in fünfundzwanzig Jahren Fortschritte gemacht. Kecskemethi ist weit überholt.

Dennoch halte ich seine Geschichte für sehr bemerkenswert.

Als der kleine Diurnist Kecskemethi die anvertrauten Kronenscheine nach Amerika mitnahm, galt aller Welt diese Tat für schlecht. Immer seither, wenn jemand an ihn dachte, gedachte er einer verabscheuenswerten Tat, die leider nicht die verdiente Sühnung gefunden.

Nun aber, fünfmal fünf Jahre später, erweist es sich, daß Viktor Kecskemethi gar keine schlechte Tat getan hat.

Wenn er gefaßt worden wäre, bevor er in Genua das Schiff bestieg: alle Welt hätte recht behalten. Die Tat war schlecht, ihre Schlechtigkeit wurde von den Gerichten mit einigen Jahren Gefängnis bescheinigt, und Kecskemethi bekam reichlich Muße, seine Reisepläne zu verfluchen.

Aber er ist nicht gefaßt worden. Er hatte Gelegenheit, sich fünfundzwanzig Jahre in Argentinien aufzuhalten. Er kehrt am Ende zurück: und es stellt sich heraus, daß er eine gute Tat getan hat.

Ungewöhnlich gut ist die Tat Kecskemethis. Man wird nicht leicht eine Tat finden, die so nach allen Richtungen gut wäre wie die seine.

Sie war gut für ihn selbst. Sie gestattete ihm, sich aus einem armseligen Aktenschreiber in einen Mann von Welt zu verwandeln, einen Farmer und Unternehmer, der die Augen aufhielt, die Hände regte, Lebendiges in Bewegung setzte und wußte, zu was er vorhanden war. Sein enges Dasein geriet ins Weite. Seine leeren Tage wurden voll Inhalts. Er wucherte mit dem Pfunde Lebens, das ihm gegeben war, statt es auf einem Büroschemel zwischen vier staubigen Wänden verkümmern zu lassen.

Die Tat war gut für die Seinen. Ich nehme nicht an, daß diese Leute bis dahin weniger Not gelitten haben als die meisten Bewohner eines geschlagenen Landes. Mit der Heimkehr des reichen Onkels Viktor war plötzlich ein Haufen Freude da; ein Haufen abgeworfener Sorgen; ein Haufen Glücks. Wohlstand für viele Geschlechter wird seinem Grabe entblühen. Kinder und Kindeskinder segnen des Diurnisten Amerikafahrt.

Aber, zuletzt und zu oberst: die Tat Kecskemethis war auch gut für die Kasse der Stadt Budapest. Gesetzt den Fall, er hätte die 740 000 Kronen, wie ihm befohlen war, auf die ungarische Staatsbank getragen: ach, diese Summe wäre heute nicht mehr viel wert. Sie gliche, offen gesagt, einem Nichts, wie alles Geld, das den Krieg überlebt hat. Nun aber meldet sich dieses Geld, wohlbehalten und um ein Beträchtliches angewachsen, aus Buenos Aires zurück. Der Magistrat von Budapest hätte den Betrag bei keiner

Sparkasse so sicher anlegen können wie bei dem Defraudanten Kecskemethi. Es ist vielleicht die einzige Barsumme, die er heil aus dem großen Einsturz herausgerettet hat.

Zweifelt noch jemand, daß Kecskemethi eine gute Tat getan hat?

Ich kann trotzdem keinem Diurnisten raten, Gelder zu unterschlagen. Es kommen nicht alle Diurnisten bis nach Amerika. Und es kehrt auch nicht jeder als ein Nabob aus Buenos Aires zurück. Ich sagte schon, daß ich zu nützlichen Betrachtungen wenig Möglichkeit finde.

Das Schicksal meinte es gut mit Viktor Kecskemethi. Er beging eine Handlung, die zumindest im Anfang ein Unrecht war. Und zum Dank gewann er Reichtum, Macht und ein großes Leben.

Mit Anton Sawicki und Bertha Devries meinte das Schicksal es schlecht. Sie begingen kein Unrecht, alle ihre Taten waren schon in den Ursprüngen gut und nicht nur von rückwärts betrachtet, wie die Tat Kecskemethis. Zum Dank verlor die eine den Arm und das Bein, der andere verlor seine Freiheit und seinen Pawel.

Eine sichere Hoffnung, daß dieser Widersinn einstens durch höllische Strafen und himmlische Schadloshaltung ausgeglichen werde, scheint mir nicht zu bestehen.

Warum sollte Kecskemethi bestraft werden? Er hat auf der Erde nur Segen gewirkt. Kein Wohlmeinender kann ihn dafür in die Hölle wünschen.

Den Seelen der Bertha Devries und des Anton Sawicki wünschen wir alles Gute. Aber ich glaube nicht daran, daß irgendein Himmelslohn reich genug sein könnte, das Böse aufzuwiegen, das diesen Menschen die Erde angetan hat. Die Koloraturen der reinsten Engelschöre werden den Schrei nicht übertönen, der aus den verstümmelten Gliedmaßen der Frau, aus dem verblutenden Körper des Knaben ins Ewige fortschallt. Was einmal geschehen ist, vergeht nicht. Was einmal erlitten wurde, kann nicht ausgelöscht werden. Die Macht einer einzigen Stunde nimmt es mit jeder Ewigkeit auf.

Nein, es kommt kein Nutzen aus diesen Geschichten. Es kommt kein Trost. War das ein Trost für Sawicki, daß er nicht wieder ins Gefängnis zurück mußte? Ein Trost für Fräulein Devries, daß ihre Verstümmelung sich in der Diagonale vollzog? Es gibt keinen Trost. Es hat vielleicht etwas Tröstendes, daß es keinen Trost gibt.

Wir wissen nicht, ob ein Gott lebt. Daß ein Teufel lebt, erfahren wir neu mit jedem Tage. In einem Traktätchen hieß es: Ich leugnete gern das Dasein des Teufels, wenn ich nicht seine Werke sähe. Der Mann hat recht. Glauben wir an den Teufel, wenn wir schon nicht an Gott glauben. Alles wird klar. Die ganze Weltgeschichte wird überraschend klar, wenn der Teufel ihr Autor ist.

Der Mensch, in diesem Falle, überläßt es auch fürderhin besser dem Teufel, Bosheiten anzustiften. Ich bin trotz allem der Meinung, daß man einem Verhungernden nicht die Tür weisen soll. Ich bin sogar der Meinung, daß man gut tut, sich nicht an fremden Geldscheinen zu vergreifen. Ich rate allen Diurnisten davon ab, und nicht nur, weil sie erwischt werden könnten. Ich rate ihnen ab, weil es ein Unrecht ist, und weil ich, trotz allem, etwas dawider habe, daß Unrecht geschieht. Der Mensch stirbt besser, je weniger Böses er auf der Erde zurückläßt.

Es ist nicht wahr, daß das Trachten des Menschen von Jugend auf böse sei. Der Mensch hat, im Gegenteil, eine unheilbare Liebe zum Guten. Sie wird nicht erwidert, sie bringt ihm nur Schaden, aber er läßt sich von ihr nicht kurieren. Wir sind alle miteinander hoffnungslos anständig, und wir werden es bleiben trotz Kecskemethi; trotz Anton Sawicki und Bertha Devries. Keine Veranstaltungen des Teufels sind beredsam genug, uns eines Besseren — uns eines Schlechteren zu belehren.

Woher dieser Anstand in uns? Woher diese törichte, heillose menschliche Gutartigkeit?

Wir wissen die Antwort nicht. Am Ende gibt es doch einen Gott —?

---

KLABUND

## BEN JONSON UND DER SPITZBUBE

Spitzbuben und Straßenräuber gibt es mehr als genug auf der Welt, aber wenige sind (nicht nur mit ihren Keulen und Pistolen) so schuß- und schlagfertig wie es Walter Tracey war, und deshalb soll von ihm ein wenig die Rede sein. Er war ein wohlhabender Pächter und Landwirt, mit einer hübschen Frau, der Tochter eines reichen Viehmästers, rechtschaffen und angemessen verheiratet, als ihn im vierzigsten Jahre seines den allgemein gültigen Gesetzen der Moral und Schicklichkeit entsprechend verbrachten Lebens der Ekel vor soviel süß- und sauertöpfischer Bürgerlichkeit entscheidend packte. Er hatte von London, der Stadt der Abenteuer und Genüsse, von Wanderpredigern, Reisenden in Düngemitteln und Vagabunden so viel Reizendes vernommen, daß er eines Tages, als die Gelegenheit sich günstig bot, sein Gut verkaufte und, die Geldkatze prall über den Bauch gebunden, mit Frau und gebrechlichem Schwiegervater gen London abreiste. Unterwegs in einem Landgasthaus ließ er die Frau samt dem armseligen Greis einfach gänzlich hilf- und mittellos sitzen und hat sich in der Folge niemals mehr um sie bekümmert. In London verlor er in ein paar Tagen und Nächten in einem berüchtigten Spielsalon fast sein ganzes Geld. Den Rest nahm ihm Anna Holland, pockennarbige Aufwärterin in

einem niederen Kaffeehause, ab. Kurz entschlossen warf sich Walter Tracey von nun ab auf den Straßenraub. Der erste, der ihm auf einer Straße vor London in die Hände fiel, war niemand anders als der Dichter Ben Jonson. Dieser zog seine Pistole und apostrophierte den Banditen in dem von ihm erfundenen Blankvers wie folgt:

„Du Höllenhund, du Abfall allen Drecks,
Du Jauchetonne, die die Luft verpestet,
Du Schurke, Gauner, Lump und Strolch: entfleuch!
Daß diese Kugel, eisenrohrentsprungen,
Dir nicht die krätz'ge Brust zerreist, dein Leib
Ein Fraß der wilden Hund' und Katzen werde!"

Der Räuber, der den Dichter erkannte, parierte seinen Hieb geistesgegenwärtig mit der gleichen Waffe:

„Ich habe bessere Verse schon gehört
Und bin vor ihnen nicht davongelaufen.
O schweig, Ben Jonson, schweig und gib klein bei!
(Da du nicht groß beigeben kannst, denn groß
Ist Shakespeare nur, dem seinen Ruhm du neidest.)
Du Schmiedejunge holpriger Trochäen,
Gedankengauner, Dieb an fremdem Geist,
Du Räuber auf den Straßen Phantasia's:
Heraus mit deinem Gold! Ich nehme Geld
In Vers und Prosa, wie es eben kommt.
Doch wehrst du dich mit deiner Donnerbüchse
(Die älter, wahrlich, als der Hammer Thor's),
Wird man auf deinem Grabstein lesen können:
Hier liegt Ben Jonson, dessen leere Verse
Den Tod ihm brachten und sein voller Beutel."

Ben Jonson mußte sich in jeder Richtung geschlagen bekennen. Er lieferte Tracey seine Guineen aus und ging mißmutig seines Weges. Seine Laune besserte sich erst, als ihm der Gedanke kam, die sonderbare Begegnung zu einem Gedicht zu verarbeiten. Solches tat er. Das Gedicht gelang ihm bestens, wurde in einem Flugblatt verbreitet und in Großbritannien viel belacht. Als Walter Tracey es zu Gesicht bekam, geriet er außer sich: „So ein Spitzbube!" rief er einmal über das andere: „So ein Spitzbube! Schämt sich nicht, dem lieben Gott die Zeit und einem Walter Tracey seine Ideen und Verse zu stehlen. Was für ein schmähliches Handwerk ist doch das Dichterhandwerk. Um zu Ruhm zu gelangen und Ehre, müssen sie einen Dieb bestehlen!" Er saß in dem elenden Kaffeehause, in dem Anna Holland Aufwärterin war, schlug ihr vor Wut ein Stuhlbein in das pockennarbige Gesicht und bestellte die dritte Flasche Schnaps.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Augustwoche

Vor zweieinhalb Monaten, als in großagrarischen Kreisen die ersten Pläne über die Nutzbarmachung der Rentenbank für die eigenen Bedürfnisse der Landwirtschaft ausgeheckt wurden, ist im Tagebuch sogleich warnend darauf hingewiesen worden, welche Gefahren für die Allgemeinheit diese Projekte in sich bergen. Das Sachverständigengutachten sieht bekanntlich vor, daß mit Inkrafttreten der umgestalteten Reichsbank die Rentenbank allmählich abgewickelt wird. Die Rentenbankschuld der Industrie, des Handels und der Banken, 1,2 Milliarden Goldmark, erlischt alsbald. Die Landwirtschaft hat aus ihrer Grundschuld jährlich einen gewissen Betrag an einen Tilgungsfonds abzuführen, zu dem auch das Reich seine Zuschüsse leistet, bis die Rentenbankschuld des Fiskus in Höhe von 1200 Millionen erloschen ist. Die Kredite, die die Industrie aus Rentenbankmitteln bisher erhalten hat, werden von der reorganisierten Reichsbank übernommen; die ca. 800 Millionen Mark Kredite der Landwirtschaft sollen allmählich abgezahlt werden, nach neueren Plänen in drei gleichen jährlichen Raten. Bis hierher ist alles klar. Durch die Prolongierung der landwirtschaftlichen Wechsel um bis zu drei Jahren schien der Notlage der Landwirtschaft gebührend Rechnung getragen. Die großagrarischen Führer blickten jedoch in die Zukunft und wurden gewahr, daß im Laufe der Zeit, mit zunehmender Tilgung der verbleibenden Reichsschuld, die umgelegte Schuld der Landwirtschaft zum Erlöschen kommen würde, während andererseits die Industrie schwer mit den 5 Milliarden Goldmark Industrieobligationen zu Reparationszwecken belastet bliebe. Es entging diesen Herren nicht, daß dann in der steuerlichen Leistung der Landwirtschaft eine Lücke offenbar werden würde. Nichts läge näher, als daß der Staat hier zugriffe, sei es, daß er eine der Rentenbankbelastung etwa entsprechende Steuer von der Landwirtschaft einforderte, sei es, daß er sich das Vorhandensein einer wohlumgelegten Grundschuld auf andere Weise zu Nutze machte, indem er darauf eine staatliche Anleihe basierte. Legt doch das Sachverständigengutachten der deutschen Regierung ausdrücklich nahe, sie möge im Hinblick auf die verfügte schwere Bürde der Industrie gegenüber „anderen" Steuerzahlern (gemeint ist vor allem die Landwirtschaft) einen gehörigen und billigen Ausgleich zugunsten ihres eigenen Staatshaushaltsplans vornehmen. Offenbar

um einer solchen gerechten Verteilung der Lasten von vornherein vorzubeugen, bemüht sich die Landwirtschaft, die freiwerdende Grundschuld anderweit vorzubelegen, indem sie sie auf ein mächtiges zentrales Agrarkreditinstitut überführt, um auf dieser Grundlage für ihre privatwirtschaftlichen Zwecke Kredit aufzunehmen. Angesichts der mangelnden Fähigkeit zahlreicher Mitbürger, zwischen Allgemeinwohl und agrarischem Wohlbefinden eine Unterscheidung zu treffen, ging die Spekulation offenbar dahin, daß man, wenn man eine schon bestehende „Belastung" vorweisen könne, jede noch so wohlbegründeten Absichten des Staates auf weitere steuerliche Heranziehung der Landwirtschaft zu hintertreiben vermöge. Man reklamierte also die Grundschuld für sich selbst, um ihre Verwendung für die Allgemeinheit unmöglich zu machen. Das war der Verteidigungsplan, der, rechtzeitig in Szene gesetzt, seine prompte Wirkung auch nicht verfehlte. Die Oeffentlichkeit, der Sand in die Augen gestreut worden war, verlernte das Sehen. Und sofort ging man zum Angriff über, um die Position vollends zu festigen. Man begnügte sich nicht mehr mit der Uebernahme der auf Grund staatlichen Zwanges auf die gesamte Landwirtschaft umgelegten Grundschuld durch ein privates Agrarinstitut, das sie als zusätzliche Garantie für Kreditaufnahmen verwenden konnte, sondern man verlangte darüber hinaus die teilweise Auslieferung der Steuerhoheit an die Agrarbank. Nichts anderes nämlich bedeutet es im Grunde, wenn in einem weiteren Gesetzentwurf über die Liquidierung der Rentenbankscheine vorgesehen ist, daß der Agrarbank von der in Abwicklung befindlichen Rentenbank im Anfang jährlich 25 Millionen M. — später eventuell bis zu 100 Millionen M. — zugeleitet werden sollen, aus Mitteln, die die gesamte Landwirtschaft, also auch die mittleren und kleineren Besitzer, zur Begleichung der Zinsen ihrer Rentenbankbelastung aufgebracht haben. Das ist zunächst eine Umkehrung des Organisationsprinzips, auf dem die Rentenbank beruht. Das Rückvergütungsrecht, das den Grundschuldverpflichteten, die zugleich Anteilseigner sind, zusteht, soll zugunsten einer privaten Bank suspendiert werden. Die Sprecher der Landwirtschaft argumentieren, daß diese Leistungen, die der Landwirtschaft auferlegt werden, ihr selbst wieder zugute kommen. Zunächst bestehen begründete Zweifel, ob die Distribution der erlangbaren Kredite wirklich auf alle Kreise der Landwirtschaft gleichmäßig erfolgt. Eine Bevorzugung des Großagrariertums steht zu befürchten, denn es verfügt von allen Schichten des „Nährstandes" über die machtvollste und rührigste Organisation. In jedem Falle würde eine Ermächtigung der Agrarbank zur Erhebung von Zwangsbeiträgen eine unverantwortliche Preisgabe staatlicher Hoheitsrechte darstellen. Die Landwirtschaft hat sich jedoch mit diesem Plan, Privatsteuern im eigenen Kreise zu erheben, nicht einmal begnügt. Sie will, wenigstens für eine bestimmte Frist, auch Industrie, Handel und Bankgewerbe zur Stärkung ihrer

Agrarbank auf steuerlichem Wege heranziehen. Die übrigen Wirtschaftskreise scheiden zwar nach Errichtung der neuen Bank aus dem Kreise der Rentenbankverpflichteten aus. Aber die nicht unerheblichen Zinsen, die bis dahin von ihnen aufgebracht wurden und die ihnen nach dem Rentenbankgesetz zurückvergütet werden sollen, soweit sie nicht für die Verzinsung der als Deckung der Rentenbankscheine vorgesehenen, in Wirklichkeit kaum emittierten Rentenbriefe benötigt wurden, diese ganzen Beträge (und außerdem die Gewinne aus dem Rechte der Notenemission) verlangen die Agrarier, ein Staat im Staate, ebenfalls für sich! Und die Regierung soll sich mit diesen Wünschen einverstanden erklärt haben. . . . .

Gegenüber dem internationalen Geld- und Kapitalmarkt wird Deutschland wahrscheinlich für längere Zeit zur Passivität verurteilt sein. Nicht als Geber oder Mittler, sondern nur als Nehmer kommt es hier in Betracht. Der überragende Einfluß, den der Agent für Reparationszahlungen auf dem innerdeutschen Kreditmarkt gewinnen wird, die ständige Einwirkung, die vermutlich von seinem Konto aus auf den deutschen Waren-, Geld-, Anlage- und schließlich Devisenmarkt ausgeben wird, lassen für eine stetige Entwicklung wenig Raum. Ueberdies verhindert Deutschlands eigene Kapitalnot jede aktive Betätigung auf dem Gebiete internationalen Kredits. Aber auf einem anderen Felde liegen beachtliche Aufgaben, deren Wahrnehmung als erster Versuch gelten könnte, in bezug auf internationale finanzielle Bedeutung ein wenig an Terrain zurückzugewinnen. Der deutsche Devisenhandel wäre bei sorgsamer Pflege sehr bald wieder in Richtung auf seinen früheren Standpunkt zurückzuführen. An die Stelle der Jobberei und der zügellosen Spekulation, die der deutschen Devisenhandelstätigkeit in den letzten Jahren ihr Gepräge gab (wobei man sich zuguterletzt in der Frankenaffaire noch so kläglich blamierte), hätte dann wieder die ehrliche Arbitrage, der veredelnde Kursausgleich zwischen den europäischen Devisen zu treten. Dank seiner zentralen Lage ist Berlin für solche Funktion prädestiniert. Den Randstaaten, Rußland, Polen und dem währungspolitisch gleichfalls zerklüfteten Südosten Europas wäre es wahrscheinlich sehr erwünscht, wenn für ihre Valuten auf diese Weise ein dauerhafter Markt geschaffen würde. In den skandinavischen Devisen wurde schon vor dem Kriege fast der gesamte Umschlag über die deutsche Hauptstadt vollzogen. Der personelle Apparat für die Bewältigung solcher Mission ist vorhanden. Zur Entlassung der Devisenprimadonnen und ihres Stabes vermochten sich die meisten Bankhäuser nicht gleich nach der Stabilisierung zu entschließen, weil sie für den Fall einer Wiederkehr der Währungsschwankungen gewappnet sein wollten. Die Beschäftigung so hochqualifizierten Personals wäre, vom sozialen Gesichtspunkt ganz abgesehen, auch volkswirtschaftlich

höchst erwünscht. Eine Umstellung von der Nachkriegs- zur richtigen Friedensarbeit müßte allerdings auch hier Platz greifen. In der Devisenarbitrage muß wieder mit den kleinsten Promillebeträgen gerechnet werden, wenn bei dem Geschäft etwas herausspringen soll. Unter dieser Voraussetzung aber könnte sich ein starker Devisenhandel als hochwillkommene Einnahmequelle für die Volkswirtschaft erweisen und die Zahlungsbilanz, die infolge der Transferierungserfordernisse einer chronischen Belastung ausgesetzt sein wird, könnte fühlbar entlastet werden. Gegenwärtig liegt der Devisenhandel in Berlin noch völlig brach, und London konnte den Umschlag der kleineren europäischen Währungen mit übernehmen. Diese Ausschaltung des deutschen Devisenhandels hat mehrere Ursachen. Zum ersten ist daran die unsinnige Besteuerung der Devisenumsätze selbst im Arbitrage- und Usanceverkehr schuld gewesen, die ehemals, zurzeit des ungehemmten Auf und Abs, eine gewisse Berechtigung besaß, die aber seit der Stabilisierung einen geradezu marktvernichtenden Einfluß ausgeübt hat. Der deutsche Devisenhandel mußte im Verhältnis zu den übrigen europäischen Plätzen natürlich völlig konkurrenzfähig werden, denn jedes Geschäft war mit einer Steuer vorbelegt, die alle etwaigen Gewinne ziemlich auffraß und im übrigen die notwendige Wahrnehmung minimaler Schwankungen unterband. Die Besteuerung des Arbitrage- und Usanceverkehrs ist in diesen Tagen freilich ausgeräumt worden. Der Umsatz von Reichsmark gegen Devisen jedoch unterliegt nach wie vor starker steuerlicher Belastung. Es wäre eine sehr kurzsichtige Politik, wollte man diese Steuer auf die Dauer aufrecht erhalten. Sie bringt dem Fiskus nicht sonderlich viel ein und verhindert die Erschließung einer sehr wichtigen nationalen Gewinnquelle. Vorläufig unterliegt der Handel außerdem noch den aus der Geldentwertungsepoche überkommenen gesetzlichen Beschränkungen. Restitution der absoluten Devisenhandelsfreiheit ist selbstredend unumgänglich, wenn Deutschland im Weltdevisengeschäft wieder eine Rolle spielen soll. Das dritte Hemmnis für die Erstarkung des deutschen Devisenhandels liegt in den Währungsverhältnissen selbst begründet. Ein Land, das noch mit einer Billionmark und einer Rentenmark wirtschaftet, vermag noch keinen Anspruch darauf zu erheben, den Devisenverkehr anderer Länder über sich zu leiten. Dies ändert sich aller Voraussicht nach demnächst. Die 40proz. Goldnote, die der Währungsplan der Experten Deutschland bescheren will, wäre ein vorzüglicher Umschlagsmaßstab. Berlin würde dann eine Attraktion für den übrigen europäischen Valutenverkehr werden können. Es gilt den zeitlichen Vorsprung auszunützen, der sich daraus ergibt, daß Deutschland als drittes Land der Welt nach Amerika und Schweden, aber *vor* England, Frankreich und Italien zur Goldwährung zurückkehrt. Eine kluge Volkswirtschaftspolitik dürfte diese Chance nicht ungenutzt lassen.

# Preisausschreiben!

Um die verehrten Leser und nicht minder verehrten Leserinnen des Tagebuches endgültig von der Tatsache zu überzeugen, daß neun Zehntel der neuerdings zu einer Epidemie gewordenen Preisrätsel der pure Quatsch sind, erlasse ich hiermit folgendes Preisausschreiben:

Aus den Silben

Die — preis — aus — schrei — ben — sind — bock — mist — und — bam — meln — mir — furcht — bar — zum — hals — her — aus

ist ein Satz mit 11 Worten zu bilden, der eine Kritik am Unfug der Preisausschreiben darstellt.

## Prämien und Preise:

1. Preis: Eine hochelegante D-Zug-Lokomotive mit Personal, Löschblatt, Tender und Palmströms Tagnachtlampe.

2. Preis: Das mittlere Drittel des Simplon-Tunnels einschließlich eines daselbst in Form eines Niggerboys zur Welt gekommenen Knaben.

3. Preis: Ein vergoldeter Rasierpinsel in ff. Ausführung nebst Anleitung zur Verhütung von Geschäftsaufsicht.

4. Preis: Einen kompletten Aussichtsturm von 96 m Höhe, mit Ozon und idealem Rundblick.

5. Preis: Ein Halbdutzend garantiert unverwüstlicher Sicherheitsnadeln.

6. Preis: Ein Waggon direkt importierter Batavia-Bananen.

7.—50. Preis: Je ein Wellen-Sittich mit Ia Käfig.

51.—100. Preis: Je ein Monatsabonnement auf den „Kladderadatsch".

## Bedingungen:

a) Die Lösung ist unter Beifügung von 20 Rentenmark in verschlossenem Umschlag an einem beliebigen Orte zu verstecken.

b) Der Betrag für die Anschaffung der Preise wird unter Ausschluß des Rechtsweges einem Bankhaus anvertraut.

c) Die Verteilung der Preise erfolgt nach eigenem Ermessen des Veranstalters. Spätere Reklamationen werden nicht berücksichtigt.

d) Letzter Termin: 24. Dezember 1924. An diesem Tage öffne man den teils die Lösung, teils die 20 Rentenmark enthaltenden Briefumschlag, den man am zweckmäßigsten im eigenen Bücherschrank deponiert hat, und lege ihn unter die Weihtanne.

e) Sämtliche Preise werden frei Haus geliefert.

f) Ein Briefwechsel kann nicht stattfinden.

g) Die Beteiligung an diesem Preisausschreiben schließt jede weitere Beteiligung an anderen Preisausschreiben ein für allemal aus.

Hans Reimann.

# GLOSSEN

## JUBELJAHR 1924

Die Republik feiert. Feiert Kriegsausbruch und Verfassung. An der Art, wie sie es macht, sehen wir, daß sich seit 1918 doch einiges geändert hat.

Unter Wilhelm II. war eine öffentliche Feier großes militärisches Gepränge. Der kaiserliche Puppenspieler hatte Sinn für Buntheit, aber nicht für Bewegung. Alles war farbenfroh, aber rhythmisch, unfrei, eckig, Dressur. Sogar der schlichte Zuschauer, der bei Paraden Volk markierte, sah aus wie von Eberlein oder Knackfuß frisiert.

Die ebertinische Aera hat nicht Wilhelms Talent für blühendes Kolorit, aber sie hat das Bewegungsproblem auf ihre Weise gelöst. Sie verzichtet völlig auf Massenregie und läßt alles hübsch durcheinanderlaufen. Reichskunstwart Dr. Jarres estimiert nicht die Farben Schwarz-Rot-Gold. Er ist mehr für Schwarz-Weiß(Rot)-Kunst. Aber er kann Leute auf die Beine bringen, Hunderttausende. Vom Stahlhelm bis zum sozialdemokratischen Reichsbanner. Und Papa Ebert freut sich, auf freiem Grund mit freiem Volk zu weilen.

Etwas problematisch wirkt bei solchen Gelegenheiten immer das Erscheinen der Reichswehr. Man weiß es nie recht: macht sie nun mit oder gegen? Unbewegte Gesichter, von Stahltöpfen überschattet. Schreitet Herr Geßler die Front ab, so spielt eine unsichtbare Kapelle: „Zu Mantua in Banden."

Die Paladine aus der Wilhelmstraße, hufeisenförmig um die Herren Minister geschart. Sie zeichnen sich im Gegensatz zur Wehrmacht durch völlige Problemlosigkeit aus. Sie sind immer guter Laune, sie lächeln und tauschen witzige Bemerkungen aus. Sie wissen, daß die Staatsform das Vergängliche ist, und der tüchtige Beamte das Bleibende. Dieser Wissenschaft verdanken sie die Serenität ihres Lächelns. Sie stehen mit sämtlichen Füßen unerschütterlich auf dem Boden der Tatsachen. Und so'n bißchen, bißchen nebenbei.

Warum wird heuer so emsig gefeiert? Weil wir das Geld dazu haben. In London und Paris hat man den 3. August ziemlich klanglos vorüber gehen lassen. Ohne Ansprachen und Schnedderengdeng. Wahrscheinlich sieht man dort jetzt endlich ein, daß eigentlich Ludendorff den Krieg gewonnen hat und schämt sich in Stille ob der späten Einsicht.

Mitten in die allgemeine Festesfreude platzte der amerikanische Besuch herein, dessen Bedeutsamkeit für die politische und wirtschaftliche Zukunft des Reiches kaum zu bestreiten ist. Der konnte sich also von der deutschen Bedürftigkeit gleich an Ort und Stelle überzeugen. Mit List und Umsicht lud man ihn auf der äußersten Kante des Bahnhofes Friedrichstraße aus, da, wo der Bahnsteig zwanglos den Charakter eines Bauplatzes annimmt. Das legt ein schönes Zeugnis ab für unsern ungebrochenen Wiederaufbauwillen. Ueber den Salonwagen des Gastes legte sich melancholisch die auf Halbmast gerichtete Fahne. Herr Hughes mag sich nicht schlecht gewundert haben, daß seine Ankunft Anlaß zu einer so sichtbaren Trauerkundgebung gab.

Von diesem Unglücksfall abgesehen, ist der frohe Tag harmonisch verlaufen. Herr Ebert wird jetzt anfangen Mahnmale zu bauen zur Erinnerung an die Niederlage seines erlauchten Vorgängers, so wie dieser die Siege seiner Väter in Erz und Marmelstein verewigte. Auf die Sieges-Allee die Schlappen-Allee. Ein freundlicher Ausblick! Im übrigen sei dem Herrn Reichspräsidenten konzediert, daß er als Festredner die

## Ebert spricht!



*Zeichnung von Fodor*

günstigste Wirkung hatte, die ein solcher überhaupt haben kann: — nämlich gar keine. Und was etwa doch noch an monarchistischem Groll zurückgeblieben war, das wurde von der munter plätschernden seelischen Wasserspülung, verabfolgt von den beiden Archimandriten der Reichswehr, restlos fortgeschwemmt.

So feiert unsere Republik sich populär. Sie hat nicht die mächtige theatralische Verve ihrer französischen Halbschwester, sie appelliert auch nicht an den *citoyen,* sondern an den *bourgeois.* Niemals wird sie ein leichtfertiges Frauenzimmer als Göttin der Vernunft zur Adoration herausstellen. Sie hat es überhaupt nicht groß mit der Vernunft. Von der Begrenztheit des menschlichen Verstandes durchdrungen, bleibt sie im engen Rahmen ihrer Erkenntnismöglichkeiten. Bescheiden und genügsam wie Palma Kunkel zeigt sie sich nicht gern öffentlich: „Schon daß hier ihr Name lautbar ward, widerspricht vollkommen ihrer Art.“ Mit jedem Publikwerden überzeugt sie mehr Leute von ihrer kompletten Ungefährlichkeit (falls ihr sonstiges Tun noch irgend welche Zweifel gelassen haben sollte.) So sichert sie sich vielleicht nicht ihre Existenz, wohl aber einen sanften Abgang: Wilhelm der Nächste wird niemanden zu füsilieren brauchen. Ja, eines schönen Tages wird man für sie selbst eine Erinnerungsfeier abhalten, und die beiden Regimentspopen werden in linden Worten ihren tugendhaften Wandel und ihren vorbildlichen Tod preisen. Es wird ein Mohrenspaß werden. Fürwahr, wenn ich nicht Lucius Schierling wäre, ich möchte Feldpropst bei der Reichswehr sein.

*Lucius Schierling.*

## DAS BORKUM-LIED

Dieses hier ist der vom „Völkischen Kurier“ beglaubigte Text.

(Weise: „Hipp Hipp, Hurrah.)

Es herrscht im grünen Inselland,
Ein echter deutscher Sinn,
Drum alle, die uns stammverwandt,
Ziehn freudig zu dir hin.
An Borkums Strand nur Deutschtum gilt,
Nur deutsch ist das Panier.
[: Wir halten rein den Ehrenschild
Germanias für und für! :]
Doch wer dir naht mit platten Füßen,
Mit Nasen krumm und Haaren kraus,
Der soll nicht deinen Strand genießen,
Der muß hinaus! Der muß hinaus!

'ne Lustfahrt, die von Norderney,
Hier eines Tags traf ein,
Da war'n auch „unsre Lait“ dabei,
Wie's anders nicht konnt' sein.
Doch als man die hier hat erblickt,
Rief alles im Verein:
[: Borkum, bewahre deinen Strand,
Nichts Koschres laß herein! :]
Rebeckchen Meyer und Herr Levi
Kehrt schnell nach Norderney nach Haus.
Allhier auf Borkums grüner Insel
Blüht euch kein Glück, ihr müßt hinaus.

Doch naht die Zeit, da wir von hier
Scheiden mit frohem Sinn,
So nimm von uns als letzten Gruß
Noch diese Worte hin:
Borkum, der Nordsee schönste Zier,
„Bleib' du von Juden rein“,
[: Laß Rosenthal und Levisohn
In Norderney allein! :]
Doch wer dir naht mit platten Füßen,
Mit Nasen krumm, mit Haaren kraus,
Der soll nicht deinen Strand genießen,
Der muß hinaus! Der muß hinaus!

---

## CHINAS RENAISSANCE

Tsen Tsonming, ein chinesischer Schriftsteller, hat vor einigen Monaten in Lyon ein Buch erscheinen lassen, „La Chine Pacifique“, das einen Ueberblick über die Macht moderner Ideen in seinem Vaterlande geben soll. Aus einem Beitrag von Tsai Yuan-Pei, einem Führer der chinesischen Jugendbewegung von großer Popularität, geben wir hier folgendes wieder.

Die Entfernung, die uns von Europa trennt und die Eigenheiten unserer Sprache erschweren einen Ideenaustausch. Die Erzählungen von Reisenden, die China oft in wenigen Monaten durcheilen, die oberflächlichen Bücher gewisser Beobachter, mehr oder weniger gut informierte Zeitungsartikel, haben die Wahrheit über China oft entstellt und den Eindruck erweckt, als ob China noch sehr geheimnisvoll und schwerverständlich für Europäer sei. In Wirklichkeit ist für die, die Europa und China beide gut kennen, kein sehr

großer Unterschied mehr, der Urgrund beider Zivilisationen ist ungefähr der gleiche. Je näher man zusieht, desto mehr entdeckt man, daß beide Zivilisationen sehr ähnliche Stadien der Entwicklung durchgemacht haben, obgleich aus verschiedenen Gründen diese in dem einen Lande schneller als im andern vor sich gegangen ist. So hat Dank neuer Ideenströme die Renaissance Europa schon lange erfaßt, und ihre Blütezeit gehört längst der Vergangenheit an. In China hingegen fängt sie erst jetzt an, sich zu entwickeln. . . .

Nach meiner persönlichen Ueberzeugung können wir hoffen, daß in weiteren 40 Jahren die Fortschritte Europas des 16. bis 19. Jahrhunderts auch in China verwirklicht sind. Dann kann die Chinesische Zivilisation mit der europäischen Hand in Hand gehen und der Welt die Dienste leisten, die man von ihr erwartet.

Wenn man aber optimistisch von der Zukunft Chinas spricht, denkt vielleicht mancher an das berühmte Wort des Exkaisers Wilhelm II. Ich meine „die gelbe Gefahr“. Man stellt sich das so vor, daß das wiedererstarkte China ganz Europa überschwemmen würde, wie es die Mongolen getan haben und so die weiße Rasse in Gefahr bringen. Das ist ein Märchen „made in Germany“, um die Welt zu vergiften. Wenn wir auch nicht den Pazifismus der ganzen gelben Rasse garantieren können — denn die Chinesen sind nicht die einzigen dieser Rasse — so können wir doch wenigstens für unsere eigne friedliche Gesinnung die Gewähr übernehmen. . . . .

Nach der grundlegenden Einstellung des chinesischen Volkes kann ich zusammendfassend sagen, daß wenn die Renaissance in China vollzogen ist und dieses Land seine alte Macht wieder erreicht hat, China, weit davon entfernt eine Gefahr für Europa zu sein, Unterstützung bringen wird und mit allen seinen Kräften an dem internationalen Werk teilnehmen wird zum Besten der gesamten Menschheit.

---

*Dumas-Anekdoten.*

Bei Roger de Beauvoir lernte Dumas die Schauspielerin Ida vom Theater Porte Saint-Martin kennen und nahm sie ihm kurzerhand ab. Idas Vormund war Inhaber der Pariser Fäkalienabfuhr, und er war ein Vormund, der es ernst nahm. Sein Mündel besaß ein Vermögen von vierzigtausend Francs; das benutzte er dazu, Dumas Schuldforderung über zweihunderttausend Francs aufzukaufen. Andern Tags erschien er mit dem Gerichtsvollzieher bei dem erstaunten Dichter und ersuchte ihn um die Zahlung von zweihunderttausend Francs, d. h. die Mitgift Idas. Oder aber, er möge sich ins Schuldgefängnis begeben. Dumas bat und erhielt einen vierundzwanzigstündigen Aufschub, den er dazu benutzte, Chateaubriand zum Trauzeugen aufzubieten. Die Mitgift blieb im Fäkalienunternehmen investiert, doch machte Dumas von den Zinsen ebensowenig Gebrauch wie von seiner Ehe.

Dumas und Ida bewohnten nicht dieselben Räume. Aber eines Abends trat der Dichter bei seiner Gattin ein, das Wetter war miserabel, er wünsch-

te sich, da es bei ihm so kalt wäre, an ihrem Kamin zu wärmen und an ihrem Tisch zu arbeiten. Kein noch so empörter Protest bewegt ihn, davon abzustehen. Ida legt sich ins Bett, Dumas entlädt sich Seite um Seite über das Papier. Plötzlich kracht die Tür des Ankleidezimmers auf, und in einem durchaus nicht rätselhaften Deshabillé stürzt Roger de Beauvoir in den Raum. Große Tirade des empörten Gatten. Roger erklärt es für eine Unverschämtheit, daß Dumas die Gattin derart belästige, außerdem sei es abscheulich kalt im Ankleidezimmer. Dumas, zugeknöpft bis dorthinaus, sagt nichts als: „Wir werden uns morgen sprechen! Jetzt scheren Sie sich zum Teufel!“ Roger: „Bei diesem Wetter?“ Dumas: „In der Tat, Sie haben recht! Ich kann Sie bei diesem Hundewetter nicht vor die Türe setzen. Ich überlasse Ihnen diesen Fauteuil — das Weitere findet sich morgen!“ Darauf löscht Dumas das Licht und legt sich an die Seite der Gattin zu Bett. Das Feuer geht aus, es wird kalt im Raum, Roger klappert vor Frost. „Sie werden sich erkälten, mein Herr“, meint endlich Dumas, das wäre mir unangenehm. Legen Sie sich hier ins Bett. Aber das Weitere morgen früh!“ Roger schlüpft also auch ins Bett, und die drei Feinde schlafen bald den Schlaf des Gerechten. Gegen Morgen erwacht Dumas und schaut sich die Dreiheit an. Plötzlich weckt er Roger und erklärt ihm: „Ich fände es schade, wenn wir uns einer Frau wegen verkrachten, und wäre es selbst die legitime. Versöhnen wir uns!“ Darauf legte er seine und Rogers Hand an die Stelle, wo Ida sterblich war und sprach: „Versöhnen wir uns wie die alten Römer auf öffentlichem Markte!“

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 31)






Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Augustwoche

Nun ist die Verfassungsfeier überstanden — die echte und die unechte. Die Republik hat sich auf der Straße ganz kräftig gezeigt. Hinter den stillen Wänden der Amtsgebäude, auf denen die schwarz-rot-goldene Fahne wehte, dürfte es erheblich schwächer um sie bestellt sein. Man könnte auf den häßlichen Gedanken kommen, daß Jarres nur darum so bereitwillig die Straßen und Plätze freigegeben hat, weil er einige andere Plätze nicht gerne für die Republik zur Verfügung stellen würde, und weil Ablenkung leichter ist als Widerstand. Innerlich geht es ihm sicher wie seinem Kollegen aus Bayern: Minister wäre er ja ohne diese Verfassung nicht geworden, und insofern . . . Aber das ist auch die einzige Freude, die er daran hat. Seinem Kollegen im Finanzministerium mag es ähnlich gehen. Aber er sollte es sich nicht so merken lassen. Was der da als Fahne hat hissen lassen, das war wirklich nur ein Tränentüchlein. Macht es denn soviel aus, ob die ungeliebten Farben in Streifen zu dreißig oder sechzig Zentimeter an einandergereiht sind? Oder ist dieser unbescheiden bescheidene Fahnenschmuck ein kleines Feigenblatt, hinter dessen zur Schau gestellter Spärlichkeit der Minister ungestört seine Art von Sparsamkeit treibt? Es wäre ein arger Schwindel. Oder doch nicht? Denn das eine muß man dem Finanzministerium lassen, mit und ohne Chef und unter welchem Chef immer, — wenn es sich um die Republik gehandelt hat, ist er äußerst sparsam gewesen. Allein die Verwaltung des Fonds zum Schutze der Republik ist ein Roman. Alles findet dieser arme Staat bei seinen mächtigen Freunden, Hergabe und manchmal sogar Hingabe. Nur Hingabe — das ist ein Fremdwort und heißt auf republik-deutsch: Loyalität!

Auf der Londoner Konferenz könnte es sich zum bessern wenden. Man hat ein atembeklemmendes Gefühl, daß hier zum erstenmal das unvermeidliche Theater solcher Kongresse sich zur Wirklichkeit auswachsen und ein Lichteffekt auf der Bühne auch den finsteren Zuschauerraum Europa erleuchten könnte. Auch die Delegierten spüren, daß sie nicht vor lauter abgekarteten Partien sitzen. Es ist ihnen allen ernst. Stilvoll blieb dem deutschen Leser-Untertan nicht vorenthalten, daß Marx und Stresemann in ihre zuständigen Gottesdienste gegangen sind. (Luther hat am Namen genug.) Man sollte meinen, in einer solchen Spannung

hielte auch die Presse den Atem an, hielte besonders an sich. Weit gefehlt! Ein Blick auf die Schlagzeilen jener nervösen Kriegserrungenschaft und Hinterlassenschaft lehrt das Gegenteil. Als Herriot nach Paris flog — was er gerne früher hätte tun können, da es leicht zu spät gewesen wäre — da schrieben die einen sachlich: „Herriot eilt nach Paris“. Die anderen verschwiegen dies und schrieben: „Die deutschen Forderungen“ — die ohne Zweifel in diesem Augenblick unpassend waren. Aber es gab auch eine Ueberschrift: „Die Schlacht in London schon verloren!“ Wenn es aber ihre Schlacht wäre? Wie hat gerade die Rechtspresse während des Krieges jedes Wort der Vernunft unterdrückt; wie hat sie jeden geschmäht, der gewagt hat, die Wirklichkeit zu verraten, weil sie es für patriotischer hielt, zu lügen! Damals log sie den Sieg. Soll es jetzt etwa patriotisch sein, eine Niederlage zu lügen, in einem Stadium des Kampfes um europäisches Schicksal, wo noch nichts entschieden ist und wo außerdem Sieg oder Niederlage etwas anderes sind und weiter spannen, als der vaterländische Horizont deutschnationaler Blätter reicht. Es gibt Leute, die erzählen unwahre Geschichten so lange, bis sie selbst sie glauben. Die Deutschnationalen erzählen vom Dolchstoß so lange, bis sie ihn selber führen.

Berlin ist sicher nicht der Inbegriff Deutschlands. Aber der Potsdamer Platz in Berlin ist jetzt das Musterbeispiel einer bestimmten deutschen Art, die Dinge dieser Welt anzupacken. Und da über diesen Platz täglich recht viel Menschen gehen — Einheimische und Fremde, In- und Ausländer —, so können sie ja etwas lernen. Werden sie wohl? Damit ist nun freilich nicht gemeint, daß sie lernen sollen über die weißen Striche zu gehen, die da jetzt für den Fußgängerverkehr gezogen sind. Das ist auch eine Sache reiner Einbildung. Es erinnert an jenen Gelehrten, der sich aus dem gemeinsamen Familienzimmer mit Kreide ein Studierzimmer ausschnitt, so daß nicht nur seine Kinder den Fuß anhielten, der auf diese Kreidestriche stieß, sondern er selbst meinte, auch Geräusche und Gerüche gemeinsamen Lebens blieben dadurch gebannt. Auf dem Strich des Potsdamer Platzes wird man, so scheint es, ebenso gut oder schlecht überfahren werden wie daneben. Wer im übrigen die neue Verkehrsordnung kapiert hat, der hole sich den sicherlich vom Verkehrsdezernenten ausgesetzten Trostpreis. Wie ist diese ganze Veranstaltung so köstlich in Szene gesetzt! Hier konnte man den Fluch der bösen Tat so schön verfolgen! Oeffentlich zeugte sie Böses und Bösem. Erst machte man ein paar der mit Recht beliebten Fußgängerinselchen in den Strom des Verkehrs. Bei der Besichtigung dieser Verbesserung kam man auf neue Gedanken — der Plan, den Potsdamer Platz zu ordnen, ist nachweislich nicht am grünen Tisch entstanden! — Die Inseln, eben aus dem Asphalt herausgerissen, wurden wieder hinein-

gestampft, Pflastersteine drüber, und keiner zählte noch die Gehirnerschütterungen, die das allem darüberfahrenden Volk einträgt. Nun baute man Barrikaden. Eines Morgens sah es aus wie ein neuer, besser bearbeiteter Kapp-Putsch. Zäune, Bretter, Steine rings auf dem Platz. Die Friedrichstraße in den besten Bauzeiten sah dagegen ordentlich aus. Nun kommen die Kommissionen. Braucht man eine Parallele zu unserer Politik zu ziehen? Heute hüh und morgen hott, Unbeschädigtes eingerissen, Beschädigtes liederlich geflickt, künstlicher Eifer sinnloser Nachtarbeiten, Kommandos und ein großes Polizeiaufgebot, statt einer natürlichen Ordnung im Trümmerfeld — Firma: Wiederaufbau — und als Ergebnis Aerger in millionenfachen Auflagen! Nur dem bewundernswerten Bürgersinn der Deutschen ist es zu danken, wenn . . . na, die Sache kennen wir. Und wer sie nicht kennt, komme aufs Karussell Potsdamer Platz.

Es wäre eine interessante, mehr als interessante Aufgabe, eine Statistik über das Problem Fakultät und Politik aufzustellen. Wie sind die Hauptarten der politischen Weltanschauung innerhalb der Hauptgruppen der Wissenschaftler verteilt? Zum Beispiel, wieviel Prozent der Mitglieder der juridischen Fakultäten haben ein engnationales Weltbild, wieviel ein gemäßigt nationales, wieviel ein allmenschliches? Wie ist diese Verteilung bei den Philologophilosophen? Bei den Naturwissenschaftlern, bei den Theologen? Kurz, wie stellen sich diese denkgewohntesten Menschen zu dem einschneidendsten Probleme unserer Tage, wie stellen sich diese Weltbegutachter und Weltsachverständigen zur Nation? Welchen Einfluß hat die Denkrichtung und das wissenschaftliche Denkmaterial auf diese Einstellung? Sind bei den Philologen die Roethes in der Ueberzahl, und bei den Naturwissenschaftlern die Einsteins? Sinds bei den Juristen die schlauen Kompromißler? Man kann nur raten. Vielleicht hat das politische Denken ein von hohen Adernmauern abgeschlossenes Zentrum im Gehirne und steht gar nicht im Zusammenhange mit den Zentren, die Wissenschaft denken. Man kann sich wahrscheinlich mit Sonnensystemen und Sternradien befassen und dabei doch die borniierteste politische Einstellung haben. Es klingt unglaublich? Aber wie sollen wir uns z. B. Einsteins Fach- und Nobelpreiskollegen Lenard erklären? Das Tollste, was ich in dieser Hinsicht erlebte, war ein Wink, den man mir gab, als ich mit den wissenschaftlichen Organen eines Museums für Völkerkunde in Verbindung treten wollte. Man bezweifelte, daß diese Herren einem Mitarbeiter eines freidenkerischen Blattes Auskünfte erteilen werden. Zu welchen Anschauungen hatte die „Völkerkunde“ diese Herren geführt? Trotzdem glaube ich, daß man immer noch auf die Naturwissenschaftler die größten Hoffnungen setzen muß. Kein anderer Wissenszweig ist so auf Export und Import angewiesen, bei keinem geht die Arbeitsteilung

so über Grenzen und Länder hinaus. Schon aus Geistessparsamkeitsgründen ist eine Cooperative, ein Weltclearinghaus dieser Wissenschaften notwendig. Der französische Unterrichtsminister François-Albert hat eben dem Völkerbunde den Vorschlag gemacht, in Paris ein internationales Institut der geistigen Zusammenarbeit zu errichten. Nun, wenn es selbst der „geistigen Zusammenarbeit" nicht gelingen sollte, das politische Blickfeld der Mikroskop- und Teleskopmänner zu weiten, dann — — ja, dann mögen sie in ihren Laboratorien Untersuchungen darüber anstellen, ob die Politik nicht ganz und gar zu den instinktiven, unbewußten Funktionen des menschlichen Körpers gehört.

In Deutschland macht man jetzt ein gewagtes Experiment: Man führt bei der Polizei den Gummiknüppel ein. Es ist eine Vorstufe der Prügelstrafe.

Der Knüppel soll sich in anderen Ländern hervorragend bewährt haben. Vor einigen Tagen stand in einem amerikanischen Blatt, daß ein Polizeisergeant, der 220 Pfd. wiegt, einer zierlichen Schauspielerin, die 102 Pfd. wiegt (beide waren mit Gewichtsangabe abkonterfeit) durch Schläge mit seinem Knüppel den Arm und das Nasenbein gebrochen hat, — weil ihr Auto zu schnell fuhr.

Die Freude am Prügeln ist wohl bei allen Nationen gut ausgebildet. Aber in Deutschland kommt noch eine andere Lust, ein anderer Drang hinzu: der Drang zur Züchtigung. Die Lust am zweckhaften, erzieherischen Prügeln. In der Faust des deutschen Polizisten wird sich der Knüppel rasch in den Bakel des Schulmeisters verwandeln. Er wird ein Instrument werden zur Erziehung artiger Staatsbürger. Und die Gefahr ist riesengroß, daß diese Erziehung in unglaublich kurzer Zeit gelingt. Denn der Deutsche, besonders der Norddeutsche, ist der erziehbarste Mensch der Welt. Er hat gleichsam eine Tradition des ewigen Unterderfuchtelstehens, des ewigen Unmündigseins. Der Geist des alten Soldatenkönigs, der vor 200 Jahren in den Berliner Straßen mit seinem Krückstocke die guten Bürger verprügelte, wenn sie nicht artig waren, hat im deutschen Bürger einen unauslöschlichen, vom Vater auf den Sohn vererbten Hang zum schülerhaften Erzogenwerden bis ins höchste Greisenalter zurückgelassen. Die leichte Organisierbarkeit ist die eine — vielleicht vorteilhafte — Seite dieser Eigenschaft; die hundertjährige militärische Drillfähigkeit die andere. Wie tief der Trieb nach körperlichen und geistigen Prügeln im Volke sitzt, beweist das Betrauern, das Zurückwünschen, die Verherrlichung nicht etwa bloß der verlorenen Wehrmacht, nein vor allem des verlorenen Wehrdrills, des Drills an sich.

Der Deutsche verträgt das Prügeln nicht — weil er es zu gut verträgt.

Die Herrlichkeit der Staaten als der höchsten Träger sittlicher Ideen, als der letzten Souveräne in Fragen des Rechts und der Gerechtigkeit, als der Richter auch in eigener Sache ist vor dem Kriege von Juristen und Philosophen durch immer neue Argumente befestigt worden. So kam es zu der Lehre, daß die Staaten sich durch Verträge nur selber binden könnten, also auch frei sein müßten, sich wieder zu lösen. Folgerichtig wurde auch der Krieg entweder in dieses System als ein Teil des Rechtes der Staaten zur Verfolgung der eigenen Interessen eingeordnet, oder er wurde als außerhalb der Rechtsordnung liegend übergangen.

Das änderte sich mit einem Schlage, als nach langer Pause die Subjekte und die Objekte dieses eigentümlichen Völkerrechts seine Folgen am eigenen Leibe verspürten. Der Krieg zwischen europäischen Staaten war ein so furchtbares Schicksal, daß es mit Konstruktionen schöner Theorien nicht mehr getan war. Jeder Staat, der das letzte Opfer von seinen Bürgern verlangte, mußte diesen Anspruch auch bis ins letzte rechtfertigen. Der Krieg, eben noch ein zuverlässiges und selbstverständliches Mittel staatlichen Selbstgefühls, mußte nun als ein gerechtes und gerechtfertigtes Unternehmen hingestellt werden. Das war schwierig. Denn weil es in der Theorie weder erlaubte noch unerlaubte Kriege gab, war es in der Praxis kaum möglich, das eine oder das andere zu beweisen. Kein Wunder, daß sofort Anlaß des Krieges und Zweck des Krieges verwechselt wurden. War die Rechtfertigung nicht aus den formalen Umständen zu beweisen, so mußte die Gerechtigkeit durch das Ziel erklärt werden. Daher denn die feierlichen Versicherungen unserer Kriegsgegner, daß sie zur Rettung der europäischen Zivilisation, zur Vermeidung ähnlichen Unglücks in Zukunft, zur dauernden Wahrung der Gerechtigkeit, zur Sicherung der Völkerfreiheit die Waffen ergriffen hätten und führten. Deutschland verstand es nicht, sich diesen Gedankengängen anzupassen. Es war blind gegenüber der Tatsache, daß sich mitten im Kriege ein Recht des Friedens und auf Frieden entwickelte. Es verteidigte sich mit den alten völkerrechtlichen Theorien. Denn die Ideenwelt, aus der die neuen rechtsbildenden Kräfte herrührten, war ihm fremd.

Das umsomehr, weil es selbst mit einem schweren Verstoß sowohl gegen das geltende geschriebene Völkerrecht, wie gegen das nun in Entstehung begriffene ungeschriebene Recht der Völker den Krieg begonnen hatte. Der Bruch der belgischen Neutralität hätte sich vielleicht im Rahmen der alten Vorstellungen durch Spitzfindigkeiten verteidigen lassen. Dazu aber war Deutschlands damaliger Kanzler zu ehrlich. Gerade in diesem Punkte schloß er sich einer Gesamtüberzeugung an, die noch nicht vollständig im formalen Recht ihren Niederschlag gefunden hatte. Statt das Recht zu bestreiten, versuchte er eine Entschuldigung für seine Verletzung.

Damit hatte er auch amtlich den Gegnern die Waffen geliefert, die sie außeramtlich ohnehin in Händen hatten. So konnte die Entente, konnte besonders England den Krieg leicht zu einem Kampf für die Vertragstreue machen. Noch heute wirkt das nach. Wenn die Franzosen auf den Buchstaben des Versailler Vertrages bestehen, wie sie ihn auffassen, dann haben sie für sich all die bewußten und unbewußten Kräfte, die aus dem Weltkrieg die Umkehrung jenes alten grausamen Rechtssatzes mit heimgebracht haben: fiat justitia ne pereat mundus.

Einmal ins Unrecht gesetzt, ist Deutschland für die ganze Welt im Unrecht geblieben. Die unhaltbaren Gründe, mit denen an Frankreich der Krieg erklärt wurde, der U-Boot-Krieg, die Gasangriffe, belgische Arbeiterdeportationen und die Erschießung von Spionen: alles das lief rund um die Erde als Beweis für den heiligen Krieg der Alliierten und Assoziierten gegen die Barbaren. Deutschland war als Land, jeder einzelne Deutsche war leiblich und seelisch von der übrigen Welt abgeschnitten. Der Hunger fraß nur in der Heimat; der Haß aber wucherte rund um die Erde. Mit grausamer Folgerichtigkeit hat sich aus diesen Tatsachen der Gedanke der Schuldfrage und seine Formulierung im Versailler Diktat entwickelt; unsere Unschuldsapostel vergessen nur zu leicht, daß sie mindestens so sehr wie eine neue Theorie des Völkerrechts, ein tief sitzendes Trauma der Völkerseele zu überwinden haben.

Sie würden es besser verstehen, ihrem Vaterland zu nützen, wenn sie einmal wieder die eigenen Kriegszielerklärungen mit denen aus den Ententeländern verglichen. Während bei uns der Gedanke der Entschädigung und der Sicherung ausschließlich aus nationalen Erwägungen entstand und die Grenzberichtigungen allenfalls damit begründet wurden, Deutschland müsse ein neuer Krieg erspart bleiben, haben nacheinander fast das ganze übrige Europa und dann fast die ganze Erde es so darzustellen gewußt, als wenn es sich bei allen ihren Kriegszielen um die Sicherung des Friedens für die Welt handelte — und daran leicht den Schluß fügen können, daß für die Welt jetzt gegen Deutschland bedeute. Das Programm eines neuen Völkerrechts, das langsam Punkt für Punkt in diesen Kriegszielerklärungen entstand, bis es Präsident Wilson in seinen Punkten zusammenfaßte, ist so gebaut, als wäre es gegen Deutschland erfunden. Selbst die Bolschewisten haben sich diesem Zuge der Zeit anzuschließen gewußt. Ihr Friedensprogramm trug absichtlich ähnliche Züge wie das der Engländer und Amerikaner.

Dreifaches Unglück für Deutschland! Die Menschen- und Bürgerrechte, aus denen besonders Wilson seine Gedanken für das neue Völkerrecht geschöpft hat, waren den Deutschen fremd — sowohl tatsächlich wie historisch. Das braucht nicht erst bewiesen zu werden; denn zum guten Teil sind sie es noch heute. Als aber im Augenblicke höchster Not den getreuen Untertanen das schreckliche Licht aufging und aus der Idee der inneren Freiheit die Mög-

lichkeit der äußeren Rettung zu erwachsten schien, da waren Hoffnung und Begeisterung ebenso rasch erwacht wie enttäuscht. Nun wollte Keiner der Dumme gewesen sein, und jedermann versuchte, durch Hohn gegen das neue Programm seine Hoffnung darauf nachträglich zu sühnen. Als die deutsche Regierung begriffen hatte, was „Völkerbund" in den Köpfen der feindlichen Staatsmänner, was erst recht in den Herzen der feindlichen Soldaten und Bürger bedeutete, als sie wie andere Neubekehrte ihren Glauben übertrieb und ein allzu ideales Projekt für die Neugestaltung der Welt entwarf und unterbreitete, da hatte ihr eigenes Volk schon wieder umgelernt; und seitdem hat es den Kampf gegen diese Gedanken und ihre Verwirklichungen weitergeführt — isoliert, mißverstanden und verleumdet, wie während des Krieges.

Es konnte wohl schwer anders sein. Denn der Völkerbund, in dessen Satzung sich schließlich niederschlug, was unsere Kriegsgegner ihren Toten und Hinterbliebenen, schließlich sogar unseren Gefangenen und Grabensoldaten versprochen hatten, ist in Entstehung und Formung gegen Deutschland gerichtet. Nicht nur allgemein, weil er den Grundsatz der Vertragstreue betont im Anschluß an die leidenschaftliche Propaganda wegen des „scrap of paper", deren Opfer Deutschland geworden ist, sondern besonders in all den Bestimmungen seiner Satzungen und der Friedensbedingungen, dank denen er gegen Deutschland wirksam wird, ohne daß es mitwirken könnte. Trotzdem wäre der Vorwurf falsch, daß alle Kriegsziel-Verheißungen nur Heuchelei gewesen wären. Wie immer man die Frage entscheiden mag, ob die friedenssehnsüchtigen und kriegsmüden Massen aller kämpfenden Länder durch das Traumbild endgültig eroberten Friedens mehr verführt oder geführt worden sind: dieser Geist und diese Gesinnung sind nun einmal wie alle übrigen Kräfte auf Seiten unserer Kriegsgegner mobilisiert worden. Sie konnten ihre Soldaten und Invaliden, ihre Witwen und Waisen ebensowenig ideell wie materiell unentschädigt lassen. In diesem Sinne aber ist der Völkerbund und das in ihm geschaffene neue Recht doch und auch eine Kriegsentschädigung.

Auch bei ihm liegen in seinen Satzungen wie in seinen Handlungen Recht und Gerechtigkeit im Kampf, und dieser Kampf wird noch gefährlicher, weil er vielfach Politikern statt Richtern überlassen ist. Aber die Grundlage ist dennoch der Gedanke der Solidarität. Maßstab für seine Entscheidungen ist wenigstens satzungsmäßig und wird allmählich auch praktisch das Gesamtwohl der in ihm verbundenen Staaten. Als Grundlage dieses Gesamtwohls aber gilt der Frieden. Dem Recht der Staaten wird endlich dieselbe hohe Aufgabe zuteil, die das Recht in den Staaten längst erhalten hat: Interessenausgleich zu sein statt Interessenbefriedigung. Und die beiden unentbehrlichen Hilfsmittel dafür, deren das Völkerrecht bisher immer entbehrte, sichert ihm diese

Satzung: eine Instanz eigenen Willens über den Staaten, und eine Zwangsgewalt gemeinsamen Willens gegen den Rechtsbrecher.

Es gehört zu unserm Schicksal als Deutsche, daß sich diese bedeutsame Entwicklung gegen uns und über uns hinweg vollzogen hat. Wir haben damit zu rechnen, wie mit unserer Niederlage. Aber wir sollten uns hüten, aus dieser Tatsache allein einen Rückschluß auf den Wert der Entwicklung zu ziehen. Nichts wäre gefährlicher, als in dem Bestreben, den richtigen Platz in dem Staatenbund und der Völkergemeinschaft zu gewinnen, beide selbst zu bekämpfen. Wenn man einer Gesellschaft hauptsächlich vorzuwerfen hat, daß man nicht darin ist, und sich um den Platz in ihr bemüht, dann ist es gelinde gesagt ungeschickt, diese Gesellschaft gleichzeitig von oben bis unten schlecht zu machen.

Die Gräber der Gefallenen umschließen Freund und Feind; in einer Reihe liegen die Toten, die als Lebendige sich gegenüber standen. Ungefragt sind sie alle für ein gemeinsames europäisches Schicksal gestorben. So wenig wir unsere Toten aus dieser Gemeinschaft, so wenig wir sie aus der alle gleich bedeckenden Erde herausreißen können, so wenig können wir Lebenden uns aus den geistigen und seelischen Wirkungen aussondern, die der Krieg für die ganze Menschheit gehabt hat. Aber wir können helfen, sie zum Guten zu wenden. Daß wir uns dabei als Deutsche noch in der schlechtesten Lage befinden, darf uns nicht entmutigen. Gerade wenn wir daran glauben, daß der Krieg nicht nur vernichtet hat, müssen wir auch darauf vertrauen, daß wir so wie an seinen Zerstörungen auch an seinen Schöpfungen unseren Anteil haben werden. Der banale Trost des Enttäuschten: „Es kann ja nicht immer so bleiben" — er ist zugleich die Triebkraft der Tapfersten gewesen: „non si male nunc et olim sic erit".

---

JEAN TARVEL

## „DER SIEG"

### II.

Worin besteht nun, nach Fabre-Luce, der Fehler Deutschlands? Er glaubt nicht, daß Deutschland den Krieg gewollt hat, noch daß der Kaiser diese Absicht gehabt hätte, noch daß „die Armeeführer, wie man behauptet, die absolute Herrschaft in Deutschland hatten"; er legt der Tatsache, daß von dort die ersten Kriegserklärungen kamen, nur einen relativen Wert bei. Aber Deutschland und sein Verbündeter haben die „Gelegenheit" zum Kriege geschaffen, indem sie bis zum äußersten die Situation ausnutzten, die durch die Ermordung Franz Ferdinands entstanden war. Oesterreich hat sich in das serbische Abenteuer gestürzt, ohne die Folgen voraus zu sehen; Deutschland hat es nicht zurückgehalten, oder wenigstens nicht zur Zeit zurückgehalten. Endlich hat es in den Vorkriegsjahren nicht verstanden, daß seine Vormachtstellung es zu einer

bestimmten Rolle und bestimmten Pflichten zwang. „Der Umstand, daß es die erste Macht in Europa geworden war, gab ihm *die Möglichkeit in weitgehendstem Maße die Politik der andern Nationen zu bestimmen*, und die gleiche Macht legte ihm eine Verantwortung für die Zivilisation auf. Das Konzert der Mächte hatte lange die bismarckische Vorherrschaft mit einer gewissen Genugtuung ertragen, weil der alte Kanzler seinen Sieg nicht mißbraucht hatte. Wenn Deutschland trotz des Anwachsens seiner Macht den Mut gehabt hätte, dieses Gewicht nicht so sehr fühlen zu lassen, wenn es eine Friedensbotschaft gebracht hätte, hätte sich Europa vielleicht verbündet, um ihm zu folgen anstatt um es zu zerstören . . .

„*Der Krieg ist aus einer sozusagen automatischen Entfesselung geboren, in einer Periode des Materialismus und eines europäischen Bündnissystems. Aber diese schlechte Atmosphäre hat sich in einer Zeit verbreitet, in der Deutschland die Vorherrschaft hatte, und dieser Mechanismus ist durch einen seiner Schritte in Bewegung gesetzt worden.*“

Man sieht aus diesen wenigen Zitaten, daß der Autor dieses Buches sich nicht darauf beschränkt, wie viele andere, die sich mit diesen Problemen beschäftigen, die Dokumente auf Grund einer These auszuschlachten; er befleißigt sich nicht nur der Objektivität, er interpretiert mit einer seltenen Feinheit den Sinn der Ereignisse. die Tragweite eines Schrittes und die Unterlassungssünden der hauptsächlichen Akteure. Folgendermaßen beurteilt er den berühmten Artikel 231 des Versailler Vertrags:

„Bei Fehlen einer schiedsgerichtlichen Entscheidung müssen die gesetzlichen Friedensbestimmungen notwendigerweise zu verschiedenen Meinungen führen. Kann eine Meinungsdifferenz durch ein Dekret aus der Welt geschafft werden? Außerdem hat der Krieg, der durch internationales Recht nicht verboten war, niemals zu Strafmaßnahmen an sich geführt. Und endlich war die Verantwortlichkeit für alle großen Kriege der letzten Zeit gleichmäßig verteilt. Diese Präzedenzfälle hätten vor der Feststellung eines einzigen Schuldigen, der dann um so empfindlicher ist, warnen sollen. Dann ist das Urteil von Versailles in eine solche Form gefaßt, daß die geringste Ungewißheit den Inhalt erschüttern konnte. Er konnte von gewissenhaften Franzosen ratifiziert werden, die immer den Frieden gewünscht haben; er konnte aber vielen Deutschen, die das gleiche Gefühl hegten, nicht aufgezwungen werden. *Es stehen sich also zwei gute Absichten gegenüber.* In Deutschland müßte die fortschreitende historische Wissenschaft sich gegen Frieden und Reparationen stellen. In Frankreich müßte man sich angewöhnen, systematisch die begangenen Fehler zu ignorieren, um die erworbenen Rechte nicht

aufs Spiel zu setzen. War diese grobe Feststellung überhaupt nötig, um unsere Forderung zu begründen? Keineswegs. Die Formel wurde erst nach dem Waffenstillstand eingeführt und diente dazu, die Forderung auf Pensionen zu rechtfertigen, eine Forderung, die wenig nützlich und ungesetzlich ist, und die man im übrigen heute fallen gelassen hat."

„. . . Die Verantwortlichkeit für den Schaden ist unabhängig von der Verantwortung für den Krieg und sie muß heute aufrecht erhalten werden nach dem Zusammenbrechen der ersten Auffassung . . . Konnte denn nicht, außerhalb jeder Betrachtung nach Strafbarkeit, die Wiederherstellung der zerstörten Gebiete nicht einfach ein Akt gemeinsamer menschlicher Solidarität der Nachkriegsdemokratien sein? So haben sich die Sozialisten aller Länder geeinigt, das Problem anzusehn. Das war auch der Gedanke Wilsons, als er Deutschland vor Abschluß des Waffenstillstands versprach, daß es keine „Strafkontributionen" geben solle."

„. . . Diese moralische Verpflichtung ist von Deutschland nie bestritten worden, auch von keiner Oppositionspartei in den alliierten Ländern. Die Schikanen, die man uns gemacht hat, haben sich immer auf die Unfähigkeit Deutschlands gestützt, nicht auf die Verweigerung seiner Pflichten. Und wenn sie so zahlreich gewesen sind, so kommt dies einerseits daher, daß jede bezahlte Goldmark unsern Feinden wie ein neues Eingeständnis ihrer Schuld vorkam, die sie nicht anerkannten . . . Paradoxerweise kam ihnen die Nichterfüllung des Vertrages wie eine Ehrenpflicht vor . . . So kann man die Utopie verstehen, die darin besteht, daß man einem Vertrag, der nicht einfach durch Annektionen und direkte Besteuerung, sondern vielmehr durch freiwillige Arbeit jedes Einzelnen ausgeführt werden kann, eine Basis gibt, die das Gewissen des Unterzeichners ablehnt . . ."

In diesem ersten Teil, der ungefähr zwei Drittel seines Buches umfaßt, untersucht Fabre-Luce „Wie der Krieg entstand". Der zweite Teil betitelt sich „Der verfehlte Frieden". Er untersucht darin das doppelte Problem der „Reparationen und Sicherheiten", die Ursachen und Wirkungen der Ruhrgeschichte. Aus Platzmangel versuche ich nicht zu analysieren. Dieses Buch gehört übrigens zu denen, die sich nicht analysieren lassen. Jedes Kapitel ist in Paragraphen von ein oder zwei Seiten eingeteilt, die jeder eine andere Frage anschneiden, oder wenigstens eine andere Seite jeder Frage. Gewisse Leute werden sagen, daß diese Einteilung, die lange Entwicklungen und Auseinandersetzungen ausschließt, der Gesamtwirkung schadet! Aber die vorherrschende Eigenschaft von Fabre-Luce ist der Reichtum seiner Gedanken, die wunderbare Lebendigkeit, mit der er ein Ding von allen Seiten betrachtet, um

es zu beleuchten, um es zu erschöpfen. Noch nie sind die Ursachen und Folgen des Krieges in einem französischen Buch so klar und schonungslos beleuchtet worden, so bis in ihre letzten Winkel und in ihrer Gesamtheit betrachtet worden.

Beweist der junge Autor des „Siegs" — der Titel ist nicht ohne Ironie — einen übertriebenen Optimismus, wenn er schreibt: „Allein die Ansichten, die sich über den Ursprung des Krieges gebildet haben, verhindern eine unwiderstehliche pazifistische Bewegung?" Es scheint so, als wenn er den Finger auf die geheime Wunde legt, die die deutsch-französischen Beziehungen vergiftet, wenn er sagt, „daß sich vielen vernünftigen Lösungen grundsätzliche Einwände gegenüberstellten, die aus der Vorkriegszeit stammten". Diese Auffassung entspringt der Legende, „die von den Regierungen zur Zeit der Zensur und der Kriegsgerichte in die gelehrigen Köpfe hineingehämmert wurde".

Die Legenden werden nicht in einem Tag zerstört. Aber diese Arbeit der „geistigen Befreiung" wird eines Tages ihre Früchte tragen. Die Franzosen, die Fabre-Luce folgen werden, werden dies um so lieber tun, wenn die ausländischen Leser dieses Buches daran denken möchten, daß Frankreich nicht das einzige Land ist, in dem Legenden zirkulieren.

---

STEFAN GROSSMANN

## NORDLANDSREISE

I.

Auf der Fähre von Saßnitz nach Trälleborg sind wir wohlgezählte zweiundzwanzig Reisende. Davon sind acht Schweden. Es sind also am 5. August sechzehn Deutsche nach Schweden entwischt. Trotz der Aufhebung der 500 Mark-Strafe für Deutsche, die Auslandsluft schnappen wollen. Im Juli 1914 war die Fähre so überfüllt wie die Dampfer von Potsdam nach Werder. Viele Orte in Süd-Schweden wurden ungemütlich, weil die Deutschen sie lärmend okkupiert hatten, Mölle, Nyhamn, Arilt, das waren Deutsche Bäder geworden. Die Zeitungsjungen riefen die „B. Z. am Mittag" aus, und auf den Sandburgen flatterte die schwarzweißrote Fahne. Die Wirte entschlossen sich, den mit dreißig Schüsseln beladenen Smörgostisch abzuschaffen, und die Punschsauferei wurde so arg, daß sich die Schweden zu halbabstinenten Gesetzen entschlossen.

Heute fahren sechzehn Deutsche an einem leuchtenden Augusttag ins nordische Land!

*

Auch auf der Fähre ist der Smörgostisch abgeschafft. Die Deutschen, verhungert, gierig nach Friedensgenüssen, haben ihn fortgefressen. Erst in der fremdenlosen Zone erstehen die Frühstückstische wieder mit zwanzig oder dreißig Schüsseln. Heringe, Aal,

Lachs, Krebse, Anchovis, Fleischsalat, Blumenkohl und Remouladensauce, kleine Klöße, Fischpasteten, gebratener Speck, Nieren in Weinsauce, Eieromelett mit Champignon, Fischpudding, gefüllte Tomaten, kleine Koteletts in Gelee und das geliebte Hausgericht Püttüpanna, das aus Würfeln von Speck, Fleisch, Kartoffeln und roten Rüben besteht. Dazu dreierlei Käse und fünferlei Arten von hartem, weichem oder süßem Brot. Das schwedische Frühstück auf der Fähre ist karg. Drei bescheidene Gänge, ein Aquavit und eine Flasche Pilsener Oel aus Malmö.

Der Einzige, der sich diesem Gesetz der Kargheit nicht fügt, ist der schwedische Kapitän. Er ist 180 cm groß, wiegt mindestens 220 Pfund, trägt eine blanke weiße Uniform und drunter einen Bauch von ungeheurer Wölbung. Er sitzt, abseits von den Gästen, an einem kleinen Tischchen und hat acht Schüsseln vor sich, die er mit dem schnellen Blick des Erfahrenen übersieht. Nach diesem reichlichen Tisch mit Vorgerichten, angeregt durch einen ordentlichen Aquavit, wird ihm eine Blumenkohlsuppe serviert. Dazu gehört ein Glas Madeira. Zum Fisch trinkt er Weißwein, zum Braten Bordeaux; den Cognac, den er nach dem Pudding braucht, nimmt er rücksichtsvoll in der Kajüte. Aber dafür platzen ihm die Wangen vor Wohlbehagen, sein breiter Rücken ist wohlgerundet, der fette Hals drängt aus dem niederen Kragen.

Alle sechsundzwanzig Passagiere sahen ihm andächtig zu.

Er bemerkt keinen von den Sechsundzwanzig.

Nirgendwo in der Welt wird mit soviel ungeteilter Andacht gegessen, wie in Schweden.

Das Essen ist in Schweden ein heiliger Akt. Auch die Franzosen schmausen gern, aber sie kennen einen noch heiligeren Akt.

Ich bin in diesem Falle mehr für die Franzosen.

*

Wann war ich zuletzt hier oben in hellen Nächten?

1917.

Viktor Adler lag, sterbenskrank, im Grand-Hotel Stockholm und wartete auf die Internationale, die nicht zusammenkommen wollte.

Abends raffte er den müden Körper zusammen, und wir saßen auf der weiten Terrasse des Opernkellers und sahen hinaus aufs Abendmeer. Die Russen wollten nicht kommen!

Es kamen bloß die alten Bekannten aus Mitteleuropa, Bernstein und Kautsky, der Tscheche Nemec, Ungarn, Polen und einige Bolschewiki, die noch nichts zu sagen hatten. Einmal kam ein Feind. Vandervelde. Er wohnte wie Viktor Adler im Grandhotel. Er ging zuweilen an Adlers Tisch vorüber. Hat er den alten Freund nicht einmal gegrüßt? Der nicht nur im Ohr ertaubte Mann trug eine Miene von abschreckender Unnahbarkeit zur Schau.

In diesem Sommer 1917 waren die Schweden schwer zu genießen. Sie saßen in ihrer Neutralitätsloge, nährten sich wie immer

mit viel Behagen, und gerade die Schweden, auf die es uns ankam, Branting und seine Leute, wurden durch die militaristische Besoffenheit der schwedischen Konservativen in französische Sympathien hineingetrieben. Dieses Wegwenden von den Deutschen war so auffällig, daß selbst die gute alte Tante Ellen Key, die nur in Deutschland so ungerecht überschätzt wie nachher vergessen werden konnte, nur einen sehr bösen, geradezu giftigen Blick für das Land ihrer unverdienten Triumphe aufbrachte. Die gute Tante Ellen, die mir einst einen adelnden Kuß auf die Jünglings-Stirn gehaucht hatte, war so böse auf alle Kriegführenden, daß sie ihr ziemlich ausgedehntes Klosett mit Kriegsplakaten aller Völker tapezieren ließ. Aber ich glaube, wenn sie sich zu längerer Verrichtung niederließ, hatte sie vor allem ein Plakat mit Ludendorffs strengem Antlitz vor Augen.

Am meisten schimpften die Bolschewiki über die Schweden. „Dieses schmatzende Volk!" tobte jeden Tag ein anderer der Russen, „diese begeisterten Fresser, diese Egenhem-Narren (die Egenhem-Bewegung ist die auf kleine Landhäuser gerichtete schwedische Wohngenossenschaftsaktion), diese Punschtrinker, dieser süßliche klebrige Weiberlikör, dieses Volk von Gymnasten, diese Leute, die nicht Zeit haben, Marx zu lesen, weil sie jeden Abend in ihrem Garten graben müssen!" Es schien ihnen das eigentliche Kleinbürgervolk par exzellence zu sein, die Russen tobten, der „harmonische Mensch", von dem alle schwedischen Idylliker schwärmen, und die Schweden haben in Larsson und der Lagerlöf Schutzgeister der bürgerlichen Idylle gefunden, der harmonische Mensch hing den revolutionären Russen zum Halse hinaus.

Wir warteten viele Wochen.

Unvergeßlich die hellen Nächte, wenn der alte, sterbenskranke Viktor Adler vom Opernkeller zum Grandhotel promenierte und glücklich war, von seinem Sohn Friedrich zu sprechen, dessen Tat er mißbilligte, dessen Charakter er unbedingt bejahte. Friedrich Adler saß damals im Gefängnis in Stein an der Donau. Kein Abend verging, an dem der Alte nicht seines Fritz gedachte. Wir wurden mäuschenstill, wenn Viktor Adler den Namen des geliebten Kindes aussprach, voll Vaterstolz auf den Sohn, dessen Tat er nicht billigen konnte.

Ich gehe in einer kleinen schwedischen Stadt spazieren.

Auf dem Rathausplatz stehen zwei alte Herren beieinander und schwatzen. Ich ging zum Arzt, blieb fast eine halbe Stunde oben, kam wieder auf den Rathausplatz: Die beiden alten Herren standen noch immer gemächlich beieinander und schwatzten.

An dem Tage, an dem auf dem Wittenbergplatz in Berlin zwei Leute so geruhig beieinander stehen und über den Lauf der Welt ihre Meinungen ungestört austauschen, an dem Tage wird Deutschland innerlich genesen sein! Dann wird es jene entsetzliche Gehetztheit verloren haben, an der es schon in den Jahren vor dem

Kriege litt. Ein Volk, das sich keine Muße, keine Betulichkeit gönnt, das keine Zeit hat, sich selber heiter zuzuschauen, ein Volk, das immer läuft oder angekurbelt dasteht, um sogleich weiterzurasen, ein solches Volk verliert seine innere Harmonie.

Aber vielleicht kommen die übermenschlichen Leistungen von den Gehetzten ohne Harmonie. . . .

Gott weiß, wie lang die beiden alten Herren noch auf dem Rathausplatz geblieben sind. Ich hatte nicht genug Geduld, das Ende der Konversation abzuwarten, ich lief davon.

---

H. L. MENCKEN

## DER SEXUALAUFRUHR

Die ökonomische Emanzipation der Frau ist's, glaube ich, die man schuldig sprechen muß, die gegenwärtige, der Romantik so feindliche Großdiskussion über die sexuelle Frage verursacht zu haben. Hohe Autoritäten haben reichlich oft, und mit gewaltigem Feuer und gewaltiger Beredsamkeit, die Lage der Frau beschrieben, bevor sie von ihren Fesseln erlöst und freigelassen wurde, zu wurzeln oder zu sterben. Ihr einziges als vollwertig anerkanntes Geschäft war in jenen dunklen Tagen das eines Eheweibes. Sie konnte allerdings auch Dienstmädchen werden, oder in eine Fabrik arbeiten gehen, oder sich in den Straßen anbieten, — aber alle diese Berufe waren so entsetzlich, daß sie kein verständiges Weib ergriff, wenn sie sich anders helfen konnte; sie gab jeden sofort auf, wenn ein Mann rief; denn der Ruf eines Mannes bedeutete für sie Erhebung, köonomisch und sozial.

Die Männer jener Zeit, die wohl wußten, was sie für Wohltaten zu vergeben hatten, waren sehr schwierig in ihren Geschäftsabschlüssen. Sie verlangten eine lange Liste von hohen Eigenschaften von den Frauen, die sie in ihre Serails beriefen, aber vor allem verlangten sie das, was sie Tugend nannten. Es genügte nicht, daß eine Kandidatin anatomisch intakt war, sie sollte auch vollkommen reinen Sinnes sein. Natürlich gab es da nur einen Weg, ihre Reinheit zu bewahren, und der bestand darin, daß man eine hohe Mauer um ihren Verstand baute und ihr jedesmal eins mit dem Knüttel versetzte, wenn sie es versuchte, darüber hinauszuschauen. Es war in jenen christlichen Tagen für ein Weib genau so gefährlich, irgendein Interesse oder eine Kenntnis der großen physiologischen Geschlechtsposse zu zeigen, wie es heute für einen Präsidentschaftskandidaten wäre, sich betrunken auf die Wahltribüne zu stellen. Jeder wußte natürlich, daß sie als Säugetier ein Geschlecht hatte und daß sie als künftige Ehefrau und Mutter wahrscheinlich irgendein geheimes Interesse für diese Phänomene hegte, aber man fühlte, vielleicht weise, daß selbst die akademischste theo-

retische Behandlung des Themas in sich die tödlichen Keime der Experimentalmethode trage; und so war es ihr verboten, überhaupt über die Materie nachzudenken, und jede Aufklärung, die sie tatsächlich irgendwie erlangte, mußte sie durch eine Art von „Schnapsschmuggel“ erlangen.

Die jetzt lebende Generation sah den fast vollständigen Zusammenbruch dieses naiven, polizeihaften Systems. In den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts beginnend, erhob sich eine Haremrebellion, die es schnell in Stücke schlug. Die Frauen der westlichen Welt stürzten sich nicht bloß herrisch in all die alten Berufe, die bisher für den Mann geheiligt waren; sie begannen auch eine Reihe neuer Berufe zu erfinden, von denen die Männer nichts geahnt hatten. Ja, noch schlimmer! Sie begannen darin Erfolg zu haben. Die arbeitende Frau der alten Zeit arbeitete nur so lange, bis es ihr gelang, einen Mann einzufangen; jeder Mann war besser als ihre Arbeit. Aber die arbeitende Frau der neuen Zeit stand nicht unter einem solchen Zwang; ihr Werk schaffte ihr einen Lebensunterhalt und manchmal mehr als das; wenn sich ein Mann in ihrem Netz zeigte, dann sah sie sich ihn erst zweimal an, bevor sie ihn ans Land zog. Das Resultat war eine enorme Steigerung ihres Selbstgefühls, ihres Unabhängigkeitsdranges, ihrer natürlichen Neigung, zwei Eisen im Feuer zu haben. Das Resultat war weiterhin eine Revolte gegen alle alten Tabus, die sie umgeben hatten, gegen all die kindischen Unfähigkeiten und Unwissenheiten, die man ihr aufgezwungen hatte. Das Resultat war drittens ein gewaltiges Amoklaufen in jenem Gebiete, das man ihr vor allen anderen verboten hatte: in dem Gebiete der Sexualkenntnis und des Sexualexperimentes.

Wir leiden jetzt an den Folgen dieses Amoklaufens. Die Frauen sind es, nicht die Männer, die jetzt das landläufige Geschwätz über die Sexualität vollführen und die all die neumodischen Modifikationen der von Gott gegebenen Gesetze und Einrichtungen vorschlagen; und sie sind gehörig und ausgiebig bei der Arbeit, denn daß sie sich damit befassen dürfen, ist ein Privileg, das noch ganz neu für sie ist. Die ganze Gattung der Menschenweibchen ist mit anderen Worten dabei, ein intellektuelles Jünglingsalter zu durchschreiten und sie ist dabei ebenso stark aufgestört, wie es die Jünglinge biologisch sind, wenn die Hormone beginnen, sich zu ergießen. Es scheint mir, daß sich die Haltung der Männer zur sexuellen Frage in meiner Zeit nicht merklich verändert hat. Mit Ausnahme einiger weniger ernster Leute, deren Gedankengänge hier wie anderswo im Wesen weibisch sind, betrachten sie die Frage alle irgendwie von der spaßhaften Seite. Sie glauben, alles in allem genommen, daß sie alles darüber wissen, was des Wissens wert ist, und so reizt diese Frage keineswegs ihre Neugierde und sie verwenden nicht viel Zeit dazu, darüber zu diskutieren. Aber bei den Frauen ist — wenn sich ein Junggeselle ein Urteil erlauben

darf — das Interesse heftig. Sie wollen alles wissen, was man darüber weiß, alle Hypothesen, alle Theorien. Sie strotzen von eigenen Ideen. Es ist heute schwer, eine denkende Frau zu finden, die nicht irgend ein neues, aufsehenerregendes Schema zur Heilung der Uebel der monogamischen Ehe in ihrem Busen hegt; es ist unmöglich, eine Frau zu finden, die einem solchen Schema nicht ihr Ohr geliehen hat. Frauen und nicht Männer lesen die endlosen Bücher über dieses Thema, die sich jetzt bergehoch in den Buchläden türmen, und Frauen und nicht Männer besprechen und besprechen immer wieder von neuem die darin geäußerten Ansichten. Einer meiner Bekannten, ein ausgezeichneter Kritiker, besitzt ein Exemplar eines der revolutionärsten dieser Bücher, betitelt „Die Kunst der Liebe“, das am Tage seines Erscheinens von der Zensur unterdrückt worden war. Er erzählt mir, daß er es schon 26 Frauen geborgt hat und daß mehr als 50 weitere vorgemerkt sind. Aber er selbst hat es nie gelesen!

Als Fanatiker des freien Gedankens und des freien Wortes von Profession, kann ich diesen Aufruhr im „Frauenzimmer“ nur mit hoher Genugtuung betrachten. Es bereitet mir Vergnügen, ein Tabu verletzt zu sehen, und dieses Vergnügen wird verdoppelt, wenn das Tabu vollkommen sinnlos ist. Die Sexualität ist ungeheuer wichtiger für die Weiber als für die Männer, und deshalb sollen sie die Freiheit haben, darüber zu diskutieren, so viel es ihnen beliebt und alle Gedanken, die ihnen unterlaufen, auszubrüten und zu propagieren. Und ebenso sehe ich nur eitel Nonsens in der Doktrin, daß die Beschäftigung mit derartigen Dingen ihre Reize schädigt. Was mich betrifft, so finde ich eine Frau, die genau weiß, was ein Graafsches Folikel ist, genau so reizvoll als eine, die es nicht weiß — genau so reizvoll und bedeutend weniger gefährlich. Frauenreiz ist ein veränderlicher Stern, er zeigt verschiedene Farben zu verschiedenen Zeiten. Als das Hauptmerkmal der Frauen Unwissenheit war, war die unwissendste die reizvollste; jetzt, da sie mit Tiefe und Empörung zu locken beginnen, liegt der Reiz in ihrer besonderen Schlauheit. Aber ich bin noch nicht überzeugt, daß sie eine echte, eigene Schlauheit auf dem neuen Gebiete der Sexualität erlangt haben. Im Gegenteil, es scheint mir, daß ein fundamentaler Irrtum ihrer ganzen Behandlung dieses Stoffes anhaftet, der Irtum nämlich, anzunehmen, daß die sexuellen Fragen, seien sie nun sozialer, physiologischer oder pathologischer Art, von riesiger, ja überragender Bedeutung für das Menschengeschlecht sind — kurz, daß die Sexualität eine Angelegenheit ersten Ranges ist.

Ich bezweifle es. Ich glaube, daß auf diesem Gebiete die Männer ein besseres Urteil zeigen als die Frauen, vielleicht schon deshalb, weil ihre Kenntnis älter und ihre Erfahrung weiter ist. Ihre Tendenz geht dahin, über die ganze Sache leicht hinwegzugehen, die Sexualität auf den bescheidenen Grad eines Nebengedankens und

einer Erholung zu reduzieren; und dieser Tendenz liegt ein gesunder Instinkt zugrunde. Ich glaube nicht, daß das Leben normaler Männer direkt oder indirekt durch rein sexuelle Erwägungen gefärbt oder bedingt wird. Ich glaube, daß neun Zehntel von ihnen alle Tätigkeiten, die sie jetzt beherrschen, fortsetzen, und zwar mit genau derselben humorlosen Geschäftigkeit fortsetzen würden, auch wenn es kein einziges Weib auf der Welt gäbe. Die Ansicht, daß der Mann nicht arbeiten würde, wenn er keine Zuhörerschaft hätte, und daß diese Zuhörerschaft ein Weib sein muß, scheint mir eine hohle Sentimentalität. Die Männer arbeiten, weil sie essen, weil sie sich sicher fühlen wollen, weil sie Verlangen tragen, unter ihren Kameraden hervorzuglänzen, aus keinem anderen Grunde. Ein Mann mag für seine gesellschaftlichen Vorzüge, für seinen Geschmack, seinen Seelenadel und seinen Mut die Anerkennung seines Weibes oder eines anderen Weibes erstreben, aber lange bevor er noch an dergleichen denkt, und lange nachdem er es schon vergessen, erstrebt er die Anerkennung seiner Mitmänner. Vor allem aber erstrebt er die Anerkennung seiner Meisterschaftsgenossen — jener Männer, die das, was er zu tun versucht, durchaus verstehen und als Sachverständige berufen sind, darüber zu urteilen. Können Sie sich einen Chirurgen vorstellen, der die gute Meinung seines Weibes über die gute Meinung anderer Chirurgen stellt? Wenn Sie das können, dann können sie etwas, was ich nicht kann.

Natürlich will ich damit nicht den Unsinn behaupten, daß ihm die gute Meinung seiner Frau nichts bedeutet. Selbstverständlich bedeutet sie eine ganze Menge, denn wenn sie auch nicht den Hauptlohn seiner Arbeit darstellt, so ist sie doch schließlich die Hauptfreude seiner Mußestunden. Er wünscht, daß ihn sein Weib achte und bewundere; auch das ist ein Talent: fähig sein, sie dazu zu bringen. Aber wenn er intelligent ist, wird er sehr bald entdecken, daß ihre Achtung und Bewunderung nicht unbedingt in gerader Proportion zu seinem innersten Werte steht, daß die Eigenschaften und Handlungen, die ihr gefallen, nicht immer die Eigenschaften und Handlungen sind, die den Zensor in seinem eigenen Innern am meisten befriedigen, — kurz daß das Verhältnis zwischen Mann und Weib, wie intim es auch zu sein scheint, immer ein wenig zufällig und oberflächlich bleiben muß, — daß die Sexualität im Grunde zur Komödie in der Abendkühle gehört, nicht zu dem nüchternen Geschäft, das in der Hitze des Tages vor sich geht. Daß das nüchterne Geschäft, wie ich schon sagte, auch noch weiter ginge, wenn die Frauen abgeschafft wären und Nachkommen und Erben in Walzwerken hergestellt würden. Die Männer würden nicht bloß ebenso fleißig arbeiten wie heute, sie würden aus ihrem Werk fast die gleiche Genugtuung herausholen. Unter allen Männern, die mir auf dieser Erde bekannt sind, vom Poeten bis zum Botschafter, vom Bischof bis zum Statistiker, kenne ich keinen, der

vor allem deshalb arbeitet, weil er einer Frau gefallen will. Sie sind alle hart bei der Arbeit, weil sie sich selbst gefallen wollen.

Es liegt klar zu Tage, daß die Frauen sich in einer ganz anderen Lage befinden. Ihre Emanzipation hat noch nicht die Anerkennung erreicht, um sie wahrhaft frei zu machen. Sie haben sich in recht hohem Maße freigemacht von der absoluten Notwendigkeit, dem Manne zu gefallen, aber sie haben sich noch nicht frei gemacht von dem Impulse, dem Manne zu gefallen. Vielleicht wird es ihnen nie gelingen: man könnte leicht einen plausiblen Grund auf biologischer Grundlage dafür erdenken. Aber klar zu Tage liegt das Phänomen vor uns: sie sind frei geworden vom alten Tabu, das ihnen verbot, über Sexualität nachzudenken und zu sprechen, und sie quälen sich noch unter dem alten Aberglauben, daß die Sexualität ein Gegenstand von überragender Bedeutung ist. Das Resultat ist meiner Ansicht nach eine gewaltige Erzeugung von Geschwätz. In jeder Unterabteilung der Sexualfrage herrscht eine endlose und lächerliche Uebertreibung. Der Kampf um die Geburtenregelung nimmt die kolossalen Dimensionen des Kampfes um die Demokratie an. Die venerischen Krankheiten stellt man so dar, als ob sie — wenigstens beim Mann — so verbreitet wären wie Schnupfen und so tödlich wie Pneumonie oder Krebs. Große Viragohorden durchziehen das Land und unterrichten die Schulmädchen im Mechanismus der Zeugung und deren Mütter in der Geburtshilfe. Die Monogamie, die uns alle hervorgebracht hat, wird als Infamie denunziert, dem Kanibalismus vergleichbar. Man votiert Gesetze, die die Paarung menschlicher Wesen so regeln, als ob es sich um Hornvieh handelte und die die Eheschließung zu einem Verhör vor dem Untersuchungsrichter verwandeln. Ueber allem tönt der Schlachtruf der Quacksalber und Zeloten: „Veritas liberabit vos!"

Die Wahrheit? Wieviel von diesem neuen Evangelium ist tatsächlich wahr? Vielleicht zwei Prozent. Der Rest ist bares Theoretisieren, doktrinärer Unsinn, eitel skandalöser Mist. Alles Wissenswerte über Sexualität — alles, was sicher festgestellt und von gesunder Möglichkeit ist — kann man jedem 16jährigen Jungen in 2 Stunden beibringen. Wird es in den Büchern gelehrt, die jetzt so enorm im Umlauf sind? Ich bezweifle es. Alle ohne Ausnahme ermahnen den armen Lehrling, auf die gegenseitige Geschlechtsbetätigung zu verzichten — sie — wie die Lieblingsphrase lautet — zu sublimieren — in die Leidenschaft für freie Verse, für Dampfmaschinen oder für die Liga der Nationen. Die Ermahnung ist albern und, ich glaube, auch gefährlich. Es ist ebenso widersinnig die Sexualität in den Kerker zu sperren, wie es verkehrt ist, sie auf die Kommandobrücke zu stellen. Ihr eigentlicher Platz ist der Gesellschaftsraum.

Als Ersatz für diesen Unsinn werfe ich eine Perle der Weisheit hin. Nämlich: Der strenge Monogamist kommt nie in Nöte.

Wir beginnen in diesem Heft mit der Wiedergabe der Lebenserinnerungen Suworins, des bedeutendsten Zeitungsmannes des alten zaristischen Rußlands. Einleitend gibt Kurt Kersten ein Bild dieser in vielen Farben schillernden Persönlichkeit.

Witte nannte ihn einen „alten Schlaukopf", und in seinen Memoiren kehrt Suworins Namen häufig wieder, aber jedesmal scheint Witte bei seiner Erwähnung von einer ohnmächtigen Wut gegen diesen Pressemenschen gepackt zu werden, jedesmal geht es nicht ohne Beschimpfungen und Verleumdungen ab, jedesmal aber muß er dem Alten irgend ein Kompliment machen — knirschend vor Wut; er kann ihm sein Talent, seinen ungeheuren Einfluß, seine vielseitigen Beziehungen nicht nehmen, er wirft ihm Profitsucht, Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel, maßlose Verlogenheit vor, aber zuletzt senkt er den jungen Grafendegen vor dem hoch begabten Emporkömmling — er brauchte ihn.

Und Suworin brauchte ihn. Suworin hat eine Zeitlang in Witte den Bismarck eines neuen Rußland sehen wollen, eine Zeitlang beschimpfte er ihn, jedenfalls nannte er ihn einen „sehr klugen Menschen". So standen zwei Männer im absolutistischen Rußland einander gegenüber, die sich um ihre Machtstellung beneideten und mit raffiniertesten Mitteln bekämpften, die sich immer wieder gegenübertreten, sich Aug' ins Auge sehen mußten und sich erst die Wahrheit in ihren Tagebüchern sagten, die Jahre nach ihrem Tode an die Oeffentlichkeit drangen.

A. S. Suworin kam vom Dorfe, er stammte aus einer armen Bauernfamilie, wuchs in Not und Elend auf; damals drückte die Leibeigenschaft noch in ihrer brutalsten, rohsten Form den russischen Bauern; Suworin wurde irgendwo in der Provinz dieses vagen Reiches Lehrer, begann plötzlich zu schreiben: kleine Erzählungen in populärer Form. Sie gefielen Tolstoi; er empfahl den jungen Magister. Und dann begann eine schwindelnde Karriere; Suworin stürzte in das Zeitungsgetriebe, der Kapitalismus begann in Rußland seine Flügel zu schlagen, das begriff der junge Mann. Mit diesen Methoden begann er zu arbeiten. So wurde er Chefredakteur, Inhaber des „Nowoje Wremja", ihm gab er sein Gesicht: schillernd und farbig, unzuverlässig, geschmeidig, einflußreich und abhängig, geschäftstüchtig, perfide, nie wählerisch, immer interessant, unruhig, zweiflerisch, nie um einen Ausweg verlegen, immer bereit, Tempo und Weg zu ändern, immer fähig, die neueste Mode mitzumachen, Suworin war für den Kapitalismus; die Bauern wurden unruhiger, Suworin warf um, war für die Bauern; das Proletariat wurde unruhiger, Suworin umschmeichelte das Proletariat; die Konterrevolution siegte, Suworin wurde ein wilder Chauvinist und Antisemit. (Man weiß

doch, daß die Reaktion solche Stimmungen in höchster Blüte entwickelt . . .)

Suworin war ein Revolutionär im russischen Zeitungswesen, er sah, wo hier das Geschäft zu machen war: und verschaffte sich ein Inseratenmonopol! So verdiente er Millionen! Er entfaltete alle Methoden eines großkapitalistischen Betriebes, er gliederte auch schon — da hatte er ein eigenes Theater, da war er an allerlei Unternehmungen beteiligt; er ist der einzige große Zeitungsunternehmer des zaristischen Rußland gewesen. Und er hat diese Stellung nach Kräften benutzt; da die Bourgeoisie schwach und im Schlepptau des Zarismus war, war Suworin nicht einmal Vertreter einer bestimmten kapitalistischen Clique, bestimmter Konzerne — er vertrat seine eigensten Interessen; die deckten sich meist mit den Interessen des Staates; deckten sie sich nicht, so feilte er unterirdisch, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Suworin war in seinem Gewerbe ein Absolutist, war losgelöst, darin wurzelte seine Schwäche, daher rührte aber auch seine ganze innere Haltlosigkeit und Ungläubigkeit. Dieser Mächtige hatte keine Kräfte hinter sich und in sich.

Er hatte immer Fäden in der Hand, er war sehr rührig, immer nahm er Stellung — bei sich — immer widersprach er — bei sich — er war wie alle Russen — natürlich konspirativ — aber Suworin war nur konspirativ bei sich daheim am Schreibtisch — so entstand sein Tagebuch, eine Reihe Aufzeichnungen aus dem letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, sie reichten bis in seine letzte Lebenszeit — 1907. Diese Aufzeichnungen fand Michael Kritschewski in Leningrad vor drei Jahren, gab sie heraus; eine deutsche Ausgabe soll nun erscheinen.

Suworin war nach außen konservativ, reaktionär, Panslavist — aber er hat dieses alles nicht geglaubt. Er war besessen von Taktiken, Praktiken, er war ein Meister der Finessen, ein Scharfmacher, eher Spiegelfechter als Haudegen, er nutzte alle Schwächen des Absolutismus, eigentlich war er sehr gerieben, sehr schlau und hinterhältig, er war doch vom Lande, dabei stärkte er seinen Einfluß, war unzuverlässig, tückisch, querulierte, legte ungeheuern Wert auf seine Sauberkeit . . . er konnte in solchen Fällen ganze Feldzüge führen, war unermüdlich in Briefschreibereien; je unsicherer er sich fühlte, desto mehr neigte er zu Rechtfertigungen; alle diese Dokumente kamen in die Tagebücher, er wollte vor der Nachwelt sauber dastehen — sein wahres Inneres fault mit ihm im Grabe.

Dabei war er verzweifelt — er wußte, daß der Fall hoffnungslos lag. Er war ungläubig. Sehr interessant: er hat Schopenhauer herausgegeben. Der war noch immer der Evangelist der klügeren Reaktionäre, der geistigen Desparados. Dieser Suworin war ein „übertünchtes Grab" — er hat an das zaristische Rußland nicht mehr geglaubt, nichts mehr von ihm erhofft, auf das bürgerliche demokratische Rußland hat er nicht gerechnet; man findet bei ihm sehr

hübsche abfällige Wahrheiten über Miljukow und alle diese Leute, die heute in Berlin sitzen und den „Rul“ machen.

Suworin — Reaktionär, Unternehmer, Dramatiker, Chefredakteur — läßt sich mit keinem mittel- oder westeuropäischen großen Zeitungsmanne vergleichen; vielleicht denkt man bei uns noch an Leute aus der D.A.Z., aber Suworins Format ist größer, wenn auch die konkrete Macht, die hinter ihm stand, viel kleiner gewesen ist. Es ist doch merkwürdig, daß ein solcher schillernder Mensch ein sehr intimer und aufrichtiger, ja wertvoller Freund Tschechows war! sehr eng mit Tolstoi verbunden war, mit Dostojewski interessante Gespräche führte. Dabei selber einen nicht unbedeutenden Roman schrieb, Dramen dichtete; es gibt Partien in den Tagebüchern von eignem dichterischen Reiz, man spürt da die Melancholie des Weltgeschehens heraus. Ich weiß nicht, wo bei unseren Zeitungsmännern ein solcher Mensch zu finden ist!

Am Ende seiner Aufzeichnungen erscheint frisch und hoffnungsseelig, über alle Maßen selbstbewußt und großspurig Herr Minister des Aeußern — Iswolsky — einer der Urheber der großen Tragödie, einer der blutigen Kartenmischer. Sporenklirrend tritt er chauvinistisch auf die Bühne und erfrischt den staunenden, antisemitischen, sterbenden Greis. Da habt ihr die Todesblüten der Konterrevolution: Hypernationalismus und Antisemitismus. Wie Fortinbras tritt Iswolsky in das Leben des großen Komödianten. Wie ein karikierter Fortinbras — er wird einer der Totengräber des alten Rußland. Und ist auch schon hinab.

Melancholisch — aufrichtig — wie er es in Augenblicken sein konnte, vor allem wenn er allein am Schreibtisch saß und über sein „verfehltes Leben“ (? ? lügt er?) trauerte, bekennt er auf einem der letzten Blätter: „Mir tut es leid um das zu Tode gehetzte Tier: die Revolution. Nicht, daß ich seinen scharfen Zähnen, seinem Raubtiersprung, seiner sinnlosen Wildheit nachtrauerte. Gott behüte! Ich trauere um die entschwundene Schönheit dieses in seiner Weise einzigartigen russischen Bären, der so viel versprach und so wenig erfüllt hat. Ich trauere um die wie ein Traum entschwundene Jugend. Es kommt etwas Grauenhaftes, Schleimiges, Ekelhaftes herangekrochen. Vor dem Schauspiel der zu Tode gehetzten Revolution überschleicht mich etwas wie Uebelkeit und Reue. Auf der einen Seite die Kühnheit der ihrer Kraft und Verwegenheit bewußten Jugend, auf der anderen Seite die Gemeinheit der Reaktion, die Gemeinheit zu triumphieren, die boshafte Greisenhaftigkeit, die imposante, aber lüsterne Energie des Alters“ . . . .

Witte aber erzählt, Suworin habe sich kurz vor seinem Tode heftig beklagt, daß er in Rußland nur einige Millionen verdient hätte; mit seinen Methoden würde er in Amerika mehrere Dutzend Millionen verdient haben . . .

So war er.

I.

8. Februar 1893.

Der Thronfolger besucht die Kschsesinskaja. Sie wohnt bei den Eltern, die sich sehr zurückhalten und so tun, als ob sie nichts wüßten. Er fährt zu ihnen, mietet nicht einmal eine Wohnung für sie und schimpft auf seinen Vater, der ihn wie einen Jungen behandele, obwohl er schon 25 Jahre alt sei; er spricht sehr wenig, ist im allgemeinen uninteressant, trinkt Kognak und sitzt fünf, sechs Stunden bei den Kschsesinskys, langweilt sich und klagt über Langeweile.

*

14. Februar 1893.

Bei uns gibt es keine herrschenden Klassen. Die Höflinge sind nicht einmal Aristokraten, sondern etwas ganz Minderwertiges, irgendein Gesindel. Eine Aristokratie existierte nur unter den alten Zaren, unter Alexej Michailowitsch, diesem wunderbaren, außergewöhnlichen, vollendeten Manne, der in Wahrheit auch den Grundstein des neuen Rußland gelegt hat. Peter begann Ausländer, Abenteurer und portugiesische Narren um sich zu scharen, der Abschaum aus aller Welt erschien bei uns in Rußland, um es zu beherrschen. Bei den Zarinnen kamen Kirchensänger in Mode, die zugleich die Rolle guter Hengste spielten. Unter Alexander I. waren es wieder die Nesselrode, die Kapodistria, die Marquise de Traversé, lauter Nichtrussen, denen Rußland nichts bedeutete. Ein schlechter Russe ist besser als ein Ausländer. Die Ausländer demoralisieren die Russen schon dadurch, daß die Russen sich gedemütigt, sich als Sklaven fühlen und ihr Selbstgefühl verlieren.

*

Paris, 15. Mai 1893.

Eine Matinée im Theater Libre. Hauptmanns Stück „Die Weber". Das Stück macht einen starken Eindruck. Großer Erfolg.

*

4. Juni 1893.

Die französisch-russischen Sympathien sind illusionär, sie existieren nicht. Die Franzosen sympathisieren nur mit solchen Leuten, die Geld bei ihnen lassen. Sie haben sich eine schlechte Position geschaffen. Engländer besuchen nur Läden, wo man „englisch spricht", und veranlassen so die Leute, englisch zu lernen.

*

Berlin, 26. August 1893.

In Berlin. Habe zweimal mit Harden zu Mittag gegessen. Einmal war auch der Priester Alexej zugegen. Anekdoten über Pobiedonoszew. In Kiew zeigte ihm ein Mönch die heiligen Gebeine. „Ich danke Ihnen. Ich wünsche Ihnen, nach dem Tode auch eine schöne Reliquie zu werden", sagte er zum Mönch.

*

5. September 1893.

Gesellschaft beim Priester Alexej. Sehr unterhaltende Gespräche. Anläßlich des Zollkrieges: „Nun sollen sie doch zeigen, daß sie ohne Deutschland (?) auskommen können." Kaiser Wilhelm hat sich einen neuen Thron errichten lassen. Man erzählte sich, er hätte sich am Thron ein Fahrrad anbringen lassen, um beständig durch Deutschland radeln zu können.

*

Paris, 30. September 1893.

Wieder in Paris. Ein Frühstück bei Durand, das Canivé gegeben hat. Canivé hielt eine Rede, de Roberti antwortete mit einem Toast auf die fran-

zösische Presse. Ich sagte: „Sie haben eine wichtige Sache vergessen." — „Nun?" — „Sie sagten: La presse, mais il faut dire: Sa majestée la Presse." Das gefiel. Rank ist ein sehr sympathischer Herr. Ich fragte ihn nach dem Tode Gambettas, ob es wahr sei, daß eine Frau eine Rolle gespielt habe. Er bestritt es energisch. Gambetta hätte sich selbst verwundet. Er hatte eine Zusammenkunft mit dem General Thomas, wollte wegfahren, blieb noch eine Weile und sah einen halbentladenen Revolver auf dem Tisch, nahm ihn und verletzte sich die Hand. Die Wunde heilte. Doch kam vom langen Liegen eine andere Krankheit hinzu; an der starb er. Frau Leon war Gambettas Geliebte, er wollte sie heiraten, trotzdem die Freunde abrieten. Sie war eine sehr anständige Frau. Einmal war Gambetta sehr fröhlich und zufrieden, schwatzte usw. „Ich fragte ihn", erzählte Rank, „weshalb sind Sie so fröhlich?" — „Ich war mit Skobelew zusammen", antwortete er. Beide waren außergewöhnlich begabte Männer und verstanden einander. Skobelew sagte zu Maslow: „Ich habe Gambetta betrunken gemacht, und er hat alles ausgeschwatzt." Auch er war von der Begegnung mit Gambetta sehr befriedigt.

*

19. Oktober 1893.

Daudet hatte einen Schlaganfall. Seine Hände und sein Kopf zittern. „C'est l'oeuvre de sa femme." Es wird erzählt, seine Frau sei geradezu von einer krankhaften Sinnlichkeit besessen — daher rühre sein Zustand.

Ich war bei Daudet. Er hinterläßt einen traurigen Eindruck und tut einem herzlich leid. Er hat sich furchtbar verändert, ist völlig grau geworden, Kopf- und Barthaare sind gelichtet. Er sitzt immer, denn er ist seit sechs Jahren gelähmt. Er hat Anfälle. Leidet beständig, doch läßt sich die Ursache nicht feststellen.

„Ich bin gütiger und besser geworden; ich war nur 20 Jahre in Gefangenschaft; doch verändern Leiden zum Besseren. Auf einem Bankett würde ich unbedingt einen Toast auf Tolstoi ausbringen. Sein „Krieg und Frieden" — incomparable. Ich kenne diesen Roman auswendig. Nicht wahr, Levin ist Tolstoi selbst?" „Die Kreuzersonate" von Tolstoi und ebenso seine Philosophie liebt er nicht: „Ich liebe die Liebe, die Jugend, das Leben, aber diese Werke des Greises sind erbarmungslos."

*

Berlin, 24. Oktober 1893.

Abends war ich mit Tatischtschew im Lessingtheater. Die Schauspielerinnen sind Köchinnen oder Dirnen. Widerliche Stimmen. Sie verstehen weder zu gehen, noch sich zu benehmen.

*

Moskau, 16. Februar 1896.

Vorgestern bin ich mit Tschechow in Moskau angekommen. Gestern besuchten wir L. N. Tolstoi. Tschitscherin erschien auch. Er begann einen Streit über Ge's Christusbild. Wie lebhaft uns auch Tolstoi zu überzeugen suchte, daß die moderne Kunst ihre eigenen Aufgaben hätte, und daß Christus anders dargestellt werden könne, als bei Raphael, um uns zu beweisen, daß wir mit unseren Taten beständig „Christus ans Kreuz schlagen", — ließ sich Tschitscherin nicht beirren. Die Gräfin Sophie Andrejewna aber reizte ihn beständig durch Widerspruch, Tolstoi war darüber sehr erregt. Anscheinend war er überhaupt nicht in Stimmung. Anläßlich Strachow's Tod, sagte er, daß er keine literarische Bagage hinterlassen habe, obgleich er gepriesen wurde und wird. Als ich sagte, es sei besser, plötzlich zu sterben, bemerkte er, natürlich sei es gut, doch sei der beste Tod der, wenn der Mensch den Tod herannahen fühlte, bei klarem Verstand bliebe und seinen Nächsten sagen könnte, daß er sterben müsse und mit ruhigem Gewissen verscheide.

Tolstoi versteht nicht, weshalb man überhaupt über den Dichter V e r l a i n e schreibt. Er hat ihn gelesen. Von den Intellektuellen sagte er über die „Dekadenten“: „Das sind die Läuse, die an dem Volkskörper parasitieren, und man tröstet sie noch mit Literatur.“

Er wandte sich dann an Tschechow:

„Ich bedaure, daß ich Ihnen die ‚Auferstehung‘ zu lesen gegeben habe.“

„Weshalb?“

„Weil jetzt da kein Stein auf dem anderen geblieben ist, alles ist vollkommen verändert.“

„Werden Sie sie mir jetzt zu lesen geben?“

„Sobald ich sie beendet habe, werde ich sie Ihnen zu lesen geben.“

Die Gräfin zeigte uns seine Korrekturen. Augenblicklich arbeitet nicht sie an der Abschrift, sondern die Töchter.

Der Tod machte mehrmals Versuche, in sein Haus einzudringen. Zuerst erkrankte die Gräfin, dann er selbst. Er hat Nierensteine und leidet entsetzlich; zum Glück nicht sehr häufig. Er schläft unten. Bei dem letzten Anfall waren die Schmerzen so heftig, daß er es unten nicht mehr aushalten konnte, er versuchte, nach oben sich zu begeben; er fiel im Saal hin und begann zu schreien. Man machte ihm heiße Umschläge und legte ihm ein Senfpflaster auf; Arzneien nimmt er nicht.

*

19. April 1896.

Ich habe einen sehr interessanten Brief erhalten.

Sehr geehrter Alexi Sergejewitsch!

Wie soll ich nur anfangen? Wahrhaftig, ich bedaure mein ehemaliges verführerisches Wesen. Die Schönheit bringt einer Frau ohne Vermögen — nur Leiden, wenn sie seelisch auch nur ein wenig rein ist. Ich persönlich habe meine Schönheit teuer bezahlen müssen. Vom siebzehnten bis zum siebenunddreißigsten Jahr habe ich, wenn ich den Wunsch hatte, etwas Nützliches zu leisten, immer hören müssen: „Wozu braucht eine hübsche Frau zu arbeiten?“ Und diese Antwort erhielt ich in allen Sprachen und von allen Männern, den Polizeikommissar von Paris einbegriffen, den ich einmal um Hilfe bat und anflehte, für mich eine Arbeit zu finden.

Es war im Jahre 1873, als ich noch naiv und tugendhaft war und Hunger litt... buchstäblich! — „Einer hübschen armen Frau“ öffnet sich nur ein gebahnter Weg. So lebt man als besseres Beefsteak, nach dem ein jeder gierig mit Augen und Leib verlangt.

Nur einmal erhielt ich Hilfe von einem Freunde, wenn sie auch nicht ganz uneigennützig war, es war der verstorbene Moschkin — Gott hab' ihn selig. Er gab mir die Mittel, um nach Wien zu fahren und dort f r e i und unabhängig zu arbeiten. Und wie habe ich gearbeitet! — wie ein Pferd! Wissen Sie, was es heißt: in 10 Monaten — eine fremde Sprache zu erlernen? Das ist ein Wunder, mein Lieber! Fragen Sie die Professoren. Und nun, nach einer vierjährigen Höllenarbeit, nach einem langen Klosterleben, als ich in Berlin endlich die Stufe des Erfolges erstiegen hatte, — mußte das „Verführerische“ in mir alles vernichten. Lindau und seine Folgen — und nun von vorn beginnen! Nein, wahrhaftig, Gott mit ihr, mit der Schönheit! Auch die letzten Ueberreste der Jugend bringen mir nur Leiden. Wenn ich ganz alt wäre, würde man mich nicht mit H a r d e n ins Gerede bringen, nicht für seine Taten verantwortlich machen, ja, er würde mich gar nicht so sehr brauchen. Freiheit! Oh, mein Gott, wie ich sie liebe, und immer wieder muß das „Verführerische“ in mir sie töten! Mir liegt nichts an meiner Schönheit. Nicht ein bißchen!

Ich habe Harden schon lange von Ihrem Roman gesprochen, als er noch eine Erzählung war, und nachher habe ich ihm das ganze Kapitel erzählt. Er interessiert sich sehr dafür und sagt: „Es ist ja wahr, daß die Liebe, oder

richtiger, die Liebhaber, die Frau von der Arbeit ablenken, doch es ist trotzdem nicht ganz richtig, die berühmten Weiber waren meist lasterhaft!!! Nun meine Meinung, mit der er auch einverstanden ist, werden Sie im Feuilleton über Strindberg lesen, ich glaube, die Widersprüche werden da aufgeklärt. Aber der Roman interessiert ihn sehr, er sagt, daß Warenka ein ganz neuer Typus sei, den man vorher noch nie dargestellt habe. Wir denken oft: Was wird nun kommen? Denn der Roman ist ganz anders als die Erzählung und sehr originell. Von Witalin sagt Harden, daß es auch hier viele solcher Männer gäbe, — doch Murin ist ein reiner Russe. Schade, daß jede Fortsetzung so kurz ist und nur einmal wöchentlich erscheint. Sagen Sie, ist er bereits fertig, oder schreiben Sie in Absätzen? Ich bin sehr neugierig.

Jetzt von Wilhelm, was mir bekannt ist.

Gewachsen ist er, ganz wie unser Thronfolger, doch trägt er doppelte Absätze, und er scheint voller durch die wattierte Uniform (wie das hier bei den Offizieren üblich ist). Die Haarfarbe ist mittelblond, durch das Fixatoir etwas nachgedunkelt, und das Haar ist glatt zurückgekämmt. Der Schnurrbart ist ein wenig heller, immer zu einem Faden zusammengedreht. Die Augen — grau, mit dunklen Wimpern. Die Hautfarbe ist graugrün und sehr krankhaft, — mitunter zucken die rechten Mundwinkel leicht. Seine Stimme — ein scharfer Tenor. Er spricht leicht schnarrend, wie die preußischen Offiziere, die Worte kurz abhackend. Die linke Hand ist verkrüppelt und kürzer als die rechte. Doch merkt man das nicht. Er stützt sich immer auf den Säbelkorb und hat die Gewohnheit, einem die Hand besonders stark zu drücken, um zu zeigen, wie kräftig sie ist. Leute, die nicht darauf vorbereitet waren, haben oft aufschreien müssen. Die Zügel kann er ganz ungezwungen halten und er ist kein schlechter Reiter. Aber zum Essen braucht er ein besonderes Besteck — Messer und Gabel mit einem Stiel. Das Besteck trägt er immer bei sich, es wird ihm bei allen Paradediners vorgelegt. Merkwürdige Gewohnheiten hat er eine ganze Menge: 1) kleidet sich sechsmal täglich um, hat gegen 700 verschiedene Uniformen usw., 2) ißt gern sehr viel, besonders einfache Speisen, unter anderem — russische Okroschka (kalte Suppe aus Kwas mit Fleischstücken, Fisch, Gurken darin usw.), 3) hört er gern pikante Anekdoten, besonders aus dem Leben der Kriegsflotte. Von seiner nächsten Umgebung ist Philipp Eulenburg sein bester Freund, die Freundschaft ist derart, daß manche bereits eine Liebe à la Ludwig von Bayern dahinter vermuten. In Frauenangelegenheiten — erzählt man — er habe schon vor der Heirat viele recht skandalöse Affären gehabt, zusammen mit dem Prinzen von Wales, was häufig viel Geld und Unannehmlichkeiten gekostet hat. Dann wurde er ruhiger und spielte den musterhaften Ehegatten. Doch, seit dem vorigen Jahre (um Gottes willen, das bleibt natürlich unter uns) hat er eine offizielle Liebschaft — eine Frankfurter Bankiersfrau. Daher seine Vorliebe für die Juden, die er früher nicht ausstehen konnte. Der Mann der Gnädigen leiht ihm Geld, und die Frau begleitet ihn auf seinen Seereisen. Die Kaiserin hat bereits was gemerkt, beginnt eifersüchtig zu werden und begleitet ihn auf seinen Fahrten.

Besondere Merkmale — er liebt die allerdicksten Schmeicheleien. Die Gattin errötet und entfernt sich häufig, wenn sie hört, daß man ihm sagt, er sei ein ebenso großer Mann wie Friedrich II. und Alexander von Macedonien. Er läßt sich als Friedrich II. photographieren und hat eine große Vorliebe dafür, sich porträtieren zu lassen, — mindestens 6—8 mal im Jahr.

Einige gelehrte Mediziner finden bei ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit Friedrich Wilhelm IV., der in geistiger Umnachtung starb, und sind überzeugt, daß er ähnlich enden wird. Tatsächlich ist er sehr launisch, veränderlich, begeistert sich für alles Neue, um es sofort wieder zu verwerfen und kennt kein Maß, in wichtigen Dingen wie in Kleinigkeiten.

Ich könnte Ihnen noch eine Menge politischer Neuigkeiten mitteilen, wenn Sie wünschten. Ueber sein Aeußeres ist dies vorläufig alles, was ich weiß.

Ja, noch die Leidenschaft, Eindruck zu machen, sich immer sehen zu lassen, die Presse mit seiner Person zu beschäftigen; ganz theatralisch. Für die Richtigkeit dieser Mitteilungen garantiere ich, denn sie stammen von Personen, die ihn schon jahrelang kennen und intim mit ihm verkehren. Seine Lieblingsblume ist das Maiglöckchen. Sein Lieblingsparfüm war in der letzten Zeit chipre, doch hat er jede Woche ein neues, das in London erfunden wird. Seine Lieblingsfarben sind: weiß und rot. Sein Lieblingswein ist: Röderer und alte Liköre, Gin, Kognak und Arrak. Lieblingsbücher hat er keine, denn er liest wenig. Von den Franzosen rechnet er Ohnet zu den Klassikern (das teilte er Jules Simon beim Diner während der Konferenz über die Arbeiterfrage mit). Er interessiert sich nur für Zeitungen, die von ihm schreiben. Liest die „Zukunft" und äußerte sich einmal recht anerkennend darüber (anläßlich des „König Phaeton"), der hinderte ihn aber durchaus nicht, Harden in der vergangenen Woche wegen „Majestätsbeleidigung" vor Gericht zu ziehen. (Die Sache kommt in der nächsten Woche zur Verhandlung, diesmal wird es ganz gewiß für den Aufsatz „Monarchenerziehung" eins abgeben.) Von Künstlern liebt er Koner (seinen Porträtisten — vollständig talentlos) und Begas, den begabten Bildhauer. Aber er urteilt völlig unsachlich, läßt sich von persönlichen Sympathien leiten, behandelt die Leute nicht nach dem Verdienst. Er liebt lateinische Zitate, versteht sie aber schlecht und gebraucht sie häufig am unrechten Platze. In der Musik ist er ganz wahllos und liebt alles durcheinander, doch hegt er keine besondere Sympathie für Wagner. Von den Dramatikern liebt er Wildenbruch, — der Schmeicheleien und nicht seiner guten Eigenschaften wegen, denn seine Stücke werden nicht aufgeführt, bloß die letzten, die den Monarchismus verherrlichen!

Nun das ist vorläufig alles. Wenn Sie noch etwas wissen wollen, so schreiben Sie bitte . . .

(Fortsetzung folgt)

---

ARNOLD HAHN

## DIE FURCHT VOR DER INQUISITION

Der oft gebrauchte Satz, daß ein großer Denker seiner Zeit um 100 Jahre voraus war, ist falsch. Ein großer Denker ist seiner Zeit mindestens um 2—3000 Jahre voraus. Schon der einfach Gebildete hat einen Vorsprung von mindestens 500 Jahren. Die Zeit — das kann doch nichts anderes bedeuten, als das arithmetische Mittel, die Durchschnittszahl des Wissens aller in einer Zeit lebenden Menschen, das Mittel aus den Milliarden Einzelwissen. Nun, man mache den Versuch und nehme das Mittel aus dem Wissen Einsteins und aus dem von nur 10 gewöhnlichen Schulzes oder Piefkes! Wie schnell wird die hohe Wissenszahl Einsteins herunterpurzeln! Aber es gibt 100 000 Piefkes, Millionen, Milliarden. Welch jämmerlicher Durchschnitt bleibt der Zeit! Man braucht gar nicht die Buschmänner und Feuerländer heranzuholen.

Wenn ein großer Mann nur hundert Jahre seiner Zeit voraus wäre, dann müßte jetzt ein Sokrates, ein Plato, ein Leibniz, ein Newton von allen Schlächtermeistern, Kommerzienräten und Preisboxern nicht bloß verstanden, nein überholt — oder — wenn man das Wort in dieser Bedeutung gebrauchen darf — überdacht sein. Sie sind aber alle immer noch einige 1000 Jahre im Vorsprung. Das ist eine bittere

Sache — für die großen Männer. Denn sie müssen in ihrer Zeit leben, noch mehr, sie müssen nach dem Willen ihrer Zeit leben, nach dem Willen einer vorsintflutlichen Majorität. Das ginge noch hin, wenn sich dieser Zwang nur auf das äußere Leben bezöge! Aber durch ein seltsames Naturgesetz, das ich „den Willen zur Macht der Masse“ nennen möchte, fordert die Majorität auch die Gewalt über die Denkprozesse und Urteile des Einzelnen. Man soll als wahr, heilig, verehrungswürdig anerkennen, was sie für wahr, heilig, verehrungswürdig hält, nicht bloß anerkennen soll man, man soll — glauben! Das ist das Fürchterlichste, was einem Denkhirn angetan werden kann, einem Organe, dessen Leben und Wollust darin besteht, frei zu denken — und zu zweifeln. Es wundert mich immer wieder, daß im Laufe der Jahrtausende so wenig Große vor die Menge getreten sind und sie angeschrien haben: „Was wollt ihr von mir? Ich habe nichts mit euch zu tun!“ Es sind erstaunlich wenig Große auf dem Scheiterhaufen gestorben.

Denn Gedanken und Wissen sind motorische Kräfte. Die gefundene Wahrheit ist keine Beruhigung der suchenden Gehirnkräfte. Sie ist ein explosives Gasgemisch, ein hochgespannter Dampf, der das Gehirn zur Mitteilung treibt. Eine gefundene Wahrheit muß ausgesprochen, muß auf andere übertragen werden. Sie rüttelt unbarmherzig an dem Menschen, der sie birgt. Dasselbe Gesetz, das die Masse drängt, *ihre* „Wahrheit“ dem Einzelnen aufzuzwingen, drängt den einzelnen Wahrheitsfinder, seine Wahrheit der Masse aufzunötigen. Das ist der Grund aller „eppur si muove“.

Aus diesem grausamen Konflikt haben sich die meisten Denker durch List herausgezogen. Sie haben den hochgespannten Dampf in ihrem Gehirne nicht plötzlich aus breiten Röhren ausströmen lassen, sie haben enge Ventile geöffnet und sich vorsichtig vom Ueberdrucke befreit. Sie haben ihre Wahrheit verkleidet unter die Massen geschickt. Wer Mauthners „Geschichte des Atheismus“ liest, wird finden, wie in den Jahrhunderten, die ich die Epoche der Religion nennen möchte, der lebensgefährliche Atheismus, ja auch nur der Zweifel, in tausenderlei Gewändern, mit tausend Listen in scheinbar gottesfürchtige Schriften eingeschmuggelt wurde. Wie unter der Drohung der Inquisition atheistische Beweise hart an das Endurteil herangeführt und dann plötzlich in das Gegenteil umgebogen werden. Wie man unter ständiger Bekräftigung der Dogmen gleichsam unter der Oberfläche der Sätze und Worte sie widerlegte. Wie man in klugen Dialogen den verruchten Ketzer scheinbar — bekehrte. In den meisten Schriften der Großen jener Zeit sind Sprünge, Brüche, Widersprüche, und fast von allen heißt es: er schrieb so, weil er aus Furcht vor der Inquisition so schreiben mußte, aber . . . . Man kann diese Vermutungen noch bei Kant, ja noch bei Goethe hegen.

Es hat sich nichts geändert. Auch wir in unserem gesegneten 20. Jahrhundert leben noch unter der Drohung der Inquisition.

Um es gleich herauszusagen: Wir sind aus der Epoche der Religion in die Epoche der Nation getreten. Und allen Zwang und alles Wehe, das einst Religion den Denkerhirnen angetan hat, tut ihnen jetzt die Nation an. Das Dogma „Nation“ wird vor ihnen aufgerichtet und wehe! wenn sie sich nicht dazu bekennen! In nichts, aber in gar nichts unterscheidet sich die heilige Nation von der heiligen Religion, sie verlangt geradezu den ganzen Menschen mit Leib und Seele, mit Haut und Haar; sie verbrennt, zertrümmert und kerkert geradeso ein, wie einst die Religion. Sie exkommuniziert, sie macht vogelfrei, verachtet und angespieen. Sie hat ihre Feme und ihr Ketzergericht, sie hat ihre „Gelehrten“ und ihre Dogmatiker. Und genau so wie einst, haben jene, die tausend Jahre ihrer Zeit voraus sind, zu wählen zwischen Scheiterhaufen, Widerruf und — List.

Und wieder wählen die meisten die List. Man halte nur Umschau in allen Ländern unserer Kugel Erde: man kann die offenen, kühnen, frechen Nationsketzer an den Fingern abzählen. Sie sind verfolgtes Wild. Und auf der anderen Seite überlege man: sollte es möglich sein, daß alle die großen Denker, die unsere Zeit hervorgebracht, alle die großen Philosophen, Historiker, Naturwissenschaftler, Dichter, Schriftsteller, Staatsmänner, Nationalökonomen, ja selbst Industrielle, — daß alle diese Menschen mit dem wahren Tausendjahrvorsprung überzeugte innige und blinde Gläubige der Kirche „Nation“ sind? Es ist nicht möglich. Sie sind alle verkleidet! Mehr noch vielleicht als die Großen der Religionsepoche. Tausendfach vorsichtiger noch, tausendfach listiger. Tausendfach furchtsamer. Aber glaubt es mir nur, sie sind verkleidet, so gut verkleidet, daß viele selber glauben, daß sie wahrhaftig das sind, was sie vortäuschen.

Darum seid vorsichtig, wenn ihr sie reden hört und wenn ihr ihre Schriften lest. Lernt aus der Religionsepoche. Bedenket, daß sie die Inquisition überlisten wollen, horcht tiefer hinein, deckt die Wortverstecke auf, sucht hinter dem Pathos die Ironie, hinter der Bejahung die Verneinung. Und wenn die „Aktivisten“ und die „Realphilosophen“ unter ihnen lehren, daß das Nationale eine Bedingung, eine Notwendigkeit, ein von den Tatsachen unerbittlich geschaffenes Ergebnis unserer Zeit ist, — so glaubt nur nicht, daß sie es für sich selbst anerkennen. Denn der unaufhaltbare Dampfkolben ihres Gehirns duldet nicht, daß sie die „Notwendigkeiten“ und die Ergebnisse dieser Zeit für wahr und gültig halten. Sie müssen über die Zeit hinausdenken, über Zeit und — Nation. Laßt euch nicht noch einmal betrügen, wie die Frommen, die Jesuiten und Päpste einer früheren Zeit, lernt aus der Religionsepoche, treibt sie alle auf einen Haufen, und verbrennt sie allesamt. Es schadet nichts, wenn um der guten Sache willen auch einige Unschuldige mitkrepieren.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Augustwoche

Tröpfchenweise nur, hauptsächlich auf dem Umwege über ausländische Zeitungen, gelangt der Inhalt der Gesetzentwürfe, die der Durchführung des Dawesgutachtens dienen, zur Kenntnis der deutschen Oeffentlichkeit. Außer der gewohnten Geheimnistuerei der Regierenden, außer der zugesagten Diskretion, spielt bei dieser Zurückhaltung offenbar noch eine besondere taktische Erwägung mit. Man will verhindern, daß gewisse Politiker, deren Interesse einer gerechten Lösung der Reparationsfrage konträr sind, in die Lage versetzt werden, die Deutschen so herauszufordern, daß sie gezwungen sein würden, die erzielten Verhandlungserfolge bereits zu einem Zeitpunkt zu beleuchten, in dem es noch gar nicht feststeht, ob diese Erfolge als endgültig betrachtet werden können. Wer Einblick hat in die verschiedenen Entwürfe über Eisenbahn und Notenbank, bemerkt, daß beinahe nach jeder Lesung eine weitere Annäherung an den deutschen Standpunkt stattfand. Ein günstiges Ergebnis ist unbestreitbar auch beim Gesetzentwurf über die Industrieobligationen erzielt worden. Hier gestalteten sich die Verhandlungen im Anfang besonders schwierig. Die Franzosen klammerten sich an den Wortlaut des Gutachtens, der ihre Forderung notdürftig deckte, und verlangten, die Fünfmilliardenschuld der Industrie solle in der Weise aufgebracht werden, daß die größten deutschen Unternehmungen individuelle Schuldverschreibungen an den Treuhänder ausfolgen, der ihre Veräußerung zu betreiben hat. Es ist gelungen, die Gegner von dieser Forderung zum größten Teil abzubringen. Nach der schließlichen Formulierung wird nur noch zu 10 Proz. nach dem französischen Rezept verfahren. Lediglich im Gesamtbetrage von 500 Millionen Goldmark können die Schuldverschreibungen der bedeutendsten industriellen Unternehmungen als besonders fette Happen vom Treuhänder separat verkauft werden, während im übrigen, also zu 4500 Millionen Goldmark, die einzureichenden Schuldtitel

als Unterlage für eine Kollektivobligation dienen. Eigens für ihre Ausstellung und Verwaltung wird die „Bank für deutsche Industrieobligationen“ errichtet, der somit nur eine mehr technische Funktion zufällt. Nach Art der Landschaften und Hypothekenbanken stellt sie, wie es die Rentenbank tat, auf Grund der eingereichten Schuldurkunden einheitliche, bequem gestückelte Obligationen aus.

Das 10proz. Reservat, das deutscherseits dennoch zugestanden werden mußte, ist vermutlich ein Niederschlag von Einflüsterungen französischer Industrieller. Man wollte allem Anschein nach die günstige Gelegenheit nützen und die Möglichkeit schaffen, durch Ankauf von Obligationen deutscher Konkurrenten (der Emissionspreis steht noch dahin) einen geschäftlichen Einfluß zu gewinnen. Das deutsche Recht macht zwar einen scharfen Unterschied zwischen Beteiligungs- und Forderungsverhältnis. Nur der Aktionär hat einen gewissen Anspruch auf Anteilnahme an der Verwaltung, während nach dem Buchstaben des Gesetzes das Verhältnis zum Gläubiger ein rein vermögensrechtliches ist. In der Praxis jedoch steht auch dem Gläubiger unter Umständen ein beträchtliches Mitbestimmungsrecht zu, vor allem, wenn die Forderung groß und die finanzielle Position des Debitors ohnehin nicht sonderlich stark ist. Es wäre kein geringer Unterschied, ob das französische Eisenwerk mit leeren Händen zur deutschen Kohlenzeche kommt, oder ausgerüstet mit einer Schuldverschreibung über rund ein Fünftel vom Vermögen des Verhandlungspartners. Eingeweihte haben keinen Zweifel, daß bei glücklichem Ausgang der Reparationsverhandlungen die Frage der deutsch-französischen schwerindustriellen Kooperation spruchreif werden wird. Wahrscheinlich hat die Gegenseite, wobei ihr Rechberg'sche Ideen vorgeschwebt haben mögen, mit der getroffenen Regelung für die Industrieobligationen einen Verhandlungsvorsprung angestrebt. Eine andere Auslegung für die französischen Bemühungen in dieser Beziehung ist jedenfalls kaum möglich. Denn die Verkäuflichkeit von Eigenschuldtiteln beispielsweise der Harpener Bergbau-A.-G. wäre kaum größer als von einheitlichen Stücken, die nicht minder speziell fundiert und mit einer Garantie des Reichs ausgestattet sind. Noch in einem anderen Punkte haben Sonderwünsche einflußreicher französischer Industrieller in dem Gesetzentwurf sich

durchgesetzt. Das Prinzip, daß die Last gleichmäßig von allen Gliedern der deutschen Industrie getragen werden soll, auf Grund einer Veranlagung, zu der alle Unternehmungen von einiger Größe unterschiedslos heranzuziehen wären, ist durchbrochen durch eine Bestimmung, daß die Schwerindustrie mit 20 Proz., die Maschinenfabriken und Elektrowerke mit 17 Proz., die chemischen Fabriken mit 8 Proz. und die Textilindustrie mit 7 Proz. als Mindestquote an der Gesamtschuld partizipieren müssen. Dieses Verlangen, das gerade die Konkurrenzindustriellen mit einer Minimalbelastung bedenkt, ist ebenfalls ein fremdes, unsachliches Element im Entwurf.

Ueber die Tragweite der Bürde, die der Industrie durch die Obligationen aufgeladen wird, hat man sich in der breiteren Oeffentlichkeit noch wenig ernsthafte Gedanken gemacht. Auf der einen Seite wird die Höhe der Last beklagt, und die Industrie, mit deren Zustimmung die Obligationenforderung akzeptiert worden war, bekam nachträglich Angst vor der eigenen Courage. Es wird zum Vergleich darauf verwiesen, daß die Summe von Obligationen, die vor dem Kriege ausgegeben waren, nur wenig mehr als 4 Milliarden betragen habe. Diese Schuld sei nicht einmal verschwunden, sondern bestehe infolge der verfügten Aufwertung noch mit ca. 600 Millionen Mark fort. Inzwischen jedoch seien neue Schuldaufnahmen teils durch Emission wertbeständiger Anleihen, teils durch übermäßige Anspannung des Betriebskredits noch hinzugekommen. Vielfach habe man überdies Vermögenseinbußen erlitten. Die Arbeitsbedingungen und Verdienstmöglichkeiten hätten sich verschlechtert, und der etwa verbleibende Ertrag werde zum größten Teil durch die erhöhten Steuerlasten aufgefressen. Auf der anderen Seite machen sich weiteste Aktionärkreise, macht sich vor allem die Börse eines geradezu sträflichen Leichtsinns schuldig, indem sie die eminente Bedeutung der neuen Industrieschuld beinahe ignorieren. Beide, Unternehmungen auf der einen, Aktionäre auf der anderen Seite verkennen, daß die Belastung, die für die Industrie entsteht, abwälzbar ist. Zum Teil mag die Abwälzung auf die Konsumenten möglich sein. In der Mehrzahl der Fälle müssen aber die Aktionäre als die eigentlichen Träger der Last angesehen werden, und die Unternehmer als solche haben darum kein Recht, die Opferfreudigkeit ihres Standes anzupreisen.

Viel zu wenig ist man sich klar darüber, daß die Konstruktion des Beteiligungsverhältnisses bei der Aktiengesellschaft (die heute im gewerblichen Leben prädominiert) im Verein mit der Verselbständigung der Verwaltungen die Möglichkeit für die Unternehmerklasse bietet, ohne große Umstände alle Lasten auf die Aktionäre abzubürden, indem sie die Aktionärrente, deren Bemessung weitgehend in ihr Belieben gestellt ist, entsprechend kürzt. Im vorletzten Tage-Buch der Wirtschaft wurde unter Bezugnahme auf Keynes dargelegt, daß der Depossedierung der Rentnerklasse mittels Inflation ein tieferer Sinn beizumessen ist, als das gemeinhin geschieht. In regelmäßigem Turnus haben sich im Laufe der Geschichte die Unternehmer auf irgend eine Weise von der „toten Hand“ zu befreien vermocht, wenn das Gesamteinkommen der Nation unter den besonderen Distributionsumständen nicht hinreichte, um den „Müßiggängern“ ihre mehr oder weniger verbriefte Quote am Sozialprodukt auszuzahlen. Die Geschichte ist erfinderisch in ihren Methoden, die sogenannte Rentnerklasse der stillen Expropriation zu unterwerfen. Nachdem das Inflationsinstrument abgespielt ist, bietet nunmehr die eigentümliche Konstruktion der Aktienschuld eine weitere Möglichkeit, die Unternehmer von ihren Schulden zu befreien. Die Gesetze der Zinsbildung, die gegenwärtig und vermutlich auch noch für längere Zukunft einen Hochstand des Zinsfußes in Deutschland bedingen, haben eben nur Geltung für Kredit, der neu aufgenommen werden muß. Für das Kapital, das früher hergegeben wurde, gibt es, zumal wenn die Geber töricht genug waren, auf den Vorbehalt einer Mindestverzinsung zu verzichten, praktisch keine untere Grenze bei der Zinsnotierung. Zwar bestehen Ausnahmebetriebe, bei denen die Differentialrente, die sie beziehen, gestattet, auch noch die Aktionäre zu bedenken. Aber im allgemeinen werden die Aktionäre die erforderlichen Rationalisierungen der Betriebe der Neuinvestitionen der Ausscheidung alter Produktionsmittel, ferner der vermehrten Heranziehung durch den Fiskus und nicht zuletzt der Aufwendungen für die Reparationsobligationen am eigenen Leibe, das heißt an der Rente zu spüren bekommen. So rosig die Perspektiven angesichts der Höhe der Zinssätze für solche Kapitalisten sind, die neues Kapital zur Ausleihung verfügbar haben, so düster gestalten sie sich für die alten Aktionäre. Was die Börse völlig übersieht.

# GLOSSEN

## DIE „KREATUR HARDEN."

1. Das Blatt der Stinnes-Erben, die „Deutsche Allgemeine Zeitung" brachte am 9. August folgende derb antisemitisch getönte Nachricht, unter der Ueberschrift: „Ein Landesverräter."

e. New York, 9. 8. (Eigenbericht.)

Die New Yorker „Sun" veröffentlicht eine Pariser Unterredung mit Maximilian Harden, geb. Wittkowski. Dieser sagte, es gebe keinen Militarismus in Frankreich (!), aber Deutschland wimmele von Soldaten (!). Dieser sonderbare deutsche — Staatsangehörige wird am Sonnabend Poincaré besuchen, wahrscheinlich, um auch diesem gegenüber das Volk zu verdächtigen, dessen Gastfreundschaft er genießt.

2. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten", ein Blatt, dessen Besitzer sich nach Ausbruch der Revolution heiß darum bemühte, zum Zentralorgan der sächsischen Kommunistenpartei ernannt zu werden, brachte die gleiche Nachricht am gleichen Tag mit der Einleitung: „Wie die Frankfurter Zeitung meldet...", und mit einem Nachwort, das die endgültige Beseitigung der „Kreatur Harden" forderte.

Wir haben uns die Mühe gemacht, dieser Angelegenheit auf den Grund zu gehen; sie schien uns den Stempel der Lüge im Gesicht zu tragen, und es schien uns überhaupt von einigem Interesse, diese Fortsetzung der Mordhetze festzunageln. Wir haben also festgestellt:

1. Es ist gelogen, daß die „Frankfurter Zeitung" jemals eine Nachricht dieses oder ähnlichen Inhalts gebracht habe.

2. Es ist gelogen, daß Maximilian Harden jemals eine Zusammenkunft mit Poincaré gehabt oder angestrebt hat. Er steht in keinerlei, wie immer gearteten, mündlichen oder schriftlichen, direkten oder indirekten Beziehungen zu Poincaré, und selbst wenn er in einer Verbindung zu ihm stünde, — was nicht wahr ist, — so würde dennoch schon die Prophetengabe eines nationalen Halunken erforderlich sein, um im voraus schon zu wissen, was er mit ihm reden wird.

3. Herr Harden hat dem Pariser Vertreter der „New York Sun" niemals ein zur Veröffentlichung bestimmtes Interview gegeben, sondern sich nur beim Frühstück mit ihm unterhalten. Aus dieser Unterhaltung hat der Korrespondent ein Telegramm an seine Zeitung gemacht, das den mitgeteilten Inhalt tatsächlich aber nicht enthielt. Es enthielt eine scherzhafte Bemerkung Hardens darüber, daß man in Deutschland noch eine gewisse Freude an der Uniform habe, während in Frankreich sogar die besten Truppen nur aussähen, wie städtische Polizisten. Infolgedessen sehe man äußerlich nicht viel von Militarismus. Ob dieses Kabel auf dem Wege nach New York verstümmelt worden ist, oder ob eine Fälschung der deutschen Nachrichtenagentur vorliegt, die darüber berichtete, läßt sich im Augenblick noch nicht feststellen. Jedenfalls liegt uns der Originalwortlaut des Korrespondenten-Telegramms vor, und der Inhalt des Gespräches ist überdies durch Zeugen zu beglaubigen.

4. Zur selben Stunde, in der deutsche nationalistische Blätter über dies gefälschte Interview berichteten, veröffentlicht der „Petit Parisien" ein echtes Interview Hardens, zu dem er eine Einleitung gab, aus der wir die folgenden Sätze zitieren:

„Wir machen natürlich alle Reserven gegenüber den Thesen, die

Herr Harden entwickelt, weil sie uns wirklich ein übertriebenes Maß von Vertrauen in die guten Absichten seiner Landsleute offenbaren. Dieses Vertrauen würden wir gern teilen, aber die berechtigte Sorge um unsere Sicherheit verbietet es uns bis auf Weiteres."

Eine Antwort Hardens in diesem Interview lautete: „Die deutsche Entwaffnung ist viel zu vollständig, als daß ein Krieg überhaupt möglich wäre." Kann irgend ein vernünftiger Mensch annehmen, daß Harden am gleichen Tage erzählen könne, Deutschland wimmele von Soldaten und die Entwaffnung sei vollständig? Und daß er am gleichen Tage, an dem ihm eine französische Zeitung erklärt, seine Aeußerungen enthielten „ein übertriebenes Maß von Vertrauen in die guten Absichten seiner Landsleute", diese guten Absichten anderwärts abstreitet? Nichtsdestoweniger: Verräter und Kreatur!

---

„WUCHT!"

Es handelt sich ja wirklich nur um eine Silbe, um e i n Wort — aber gerade dieses Wort durfte nicht fallen.

Es handelt sich um den Aufruf der Reichsregierung, gezeichnet Ebert und Marx, freiwillige Spenden für ein Denkmal der deutschen Kriegsopfer zu sammeln.

Ich weiß nicht, ob ein solches Denkmal sein muß.

Viele Menschen glauben ja noch immer, daß eine Sache erst in Ordnung ist, wenn die Unkosten für einen Maler oder Plastiker nicht gescheut wurden. Kunst gibt allemal die letzte endgültige Weihe. Kunst als Begräbnis erster Klasse und Beschwichtigung des Gewissens.

Die befürchten, ohne hohes und breites Denkmal aus Marmor, Granit und Bronze könnte man den Deutschen Mangel an Pietät gegen ihre Kriegstoten vorwerfen, dürften in der Mehrzahl sein, ihnen dürfte jener Aufruf „Für ein Ehrenmal" aus der Seele gesprochen sein, und der Einwand jener, die es für besser hielten, die Denkmalssummen den Krüppeln, Verstümmelten, Blinden zu geben, dürfte ohne Erfolg bleiben.

Die bürgerliche Schicklichkeit siegte unbedingt. Nur Kunst kann unsere Ehre retten.

Also das Denkmal wird kommen.

Und man kann auch schon sagen, wie es aussehen wird. Der Aufruf, gezeichnet Ebert und Marx, verspricht ein Denkmal „in schlichter und wuchtiger Form".

„Wucht!" Da ist es wieder, dieses üble Wort, da taucht es glücklich wieder auf in der offiziellen Reichskunst (trotz Reichskunstwarts!), als ob seit den hohlen Bismarcktürmen mit ihrem Strohfeuer, den Begas-Monstrositäten, den Kaiser Wilhelm-Kavalkaden und den schlichten Völkerschlacht-Klötzen kein Weltkrieg und kein System-Wechsel gewesen wäre, als ob noch immer Wilhelm II., nicht einer aus dem Volke an der Spitze wäre.

In einer französischen Kunstzeitschrift war vor einiger Zeit das Modell eines Verdun-Denkmals reproduziert. Ziemlich wuchtig! Ein holländischer Architekt knüpfte an diesen — ganz privaten — Vorschlag eine Kritik, in der es hieß: es sollte doch in monumentalster Form am Denkmal noch mitgeteilt werden, daß F r a n z o s e n dieses Denkmal i h r e n Toten setzten, und daß s i e die Sieger seien. Wenn das nicht am Denkmal ausdrücklich und nachdrücklich gesagt werde, so sollten es die Deutschen nicht besser wissen, als daß s i e bei Verdun gesiegt und daß s i e dieses Denkmal i h r e n Toten gesetzt hätten.

Baut man den Gefallenen dieses Krieges ein Denkmal, so gehört dazu

ein besonders hohes Maß von Takt — auf beiden Seiten. Die anderen könnten leicht blasphemisch und antiquarisch wirken, wollten sie stolze Siegesmäler türmen — wir aber, wenn wir „in Wucht malen“, werden wir nicht — bemitleidenswert?

Während des Krieges machte Edmond Rostand den Vorschlag, den Toten ein Denkmal zu geben, indem man in Stadt und Land den Namen jedes Gefallenen auf die Wand des Hauses schriebe, aus dem er fortzog.

Unser Denkmal soll nach dem Wortlaut des Aufrufes dreierlei „verkörpern“: Trauer um das Vergangene, die Lebenskraft des deutschen Volkes und den Freiheitswillen des deutschen Volkes.

„Trauer um das Vergangene“. Vielleicht Trauer auch um die verlorene Dynastie? Weshalb dieser unklare, verschwommene Ausdruck? Warum nicht Trauer um die Toten? Ist das schon zu pazifistisch?

Die Lebenskraft aber des deutschen Volkes und sein Freiheitswille haben schließlich andere Möglichkeiten, sich zu „verkörpern“, als ein Grab-Denkmal. Allerdings, Kunst ist bequemer als Politik.

Wie soll bei solchen bedenklichen Worten am Anfang schließlich ein gutes Denkmal werden? Setzt man denen, die wir im Weltkrieg verloren haben, ein Denkmal, so kann dieses eine überzeugende Gestalt nur empfangen aus hellster, klarster, menschlichster und mutigster Einsicht.

Aber wozu?

Machen wir das Gewohnte, Modell 70/71, noch 20 m höher und setzen wir statt Menschlichkeit, Wahrheit, Reinheit „schlichte Wucht“.

Siegen wir wenigstens in Marmor.

*Adolf Behne.*

---

LEONIDAS

Geschichte wird gefälscht wie Kaffee und Feigenkaffee — wir erleben es täglich beim Frühstück, sowohl was den Kaffee betrifft wie die Geschichte.

Ich könnte (nun meine ich die Geschichtsfälschung) tausend Beispiele aus allerjüngsten Zeiten anführen — doch damit geriete ich in die Kreise der Politik, und grade sie liebe ich zu meiden.

Ein Fall aber, der weit genug zurückliegt, die aktuellen Leidenschaften nicht zu entzünden, sei als Beweis leichtfertiger Geschichtsschreibung und ihrer Mittelchen herangeholt: Leonidas.

Die Vorgänge an den Thermophylen (480 v. Chr.) sind uns des breiten und im ganzen richtig überliefert — doch was hat zu scharf nuancierte Betonung, ein Durakkord aus dem Moll hellenischer Kultur gemacht!

Leonidas war kein rauher Wachtmeister, wie man bei uns in den Schulen lehrt — vielmehr ein dekadenter Fürst aus uraltem Geschlecht.

Als die Perser auf Grund der vierzehn Punkte verlangten, daß er seine Waffen ausliefere, näselte Leonidas müde:

„Aeh, — sie sollen doch kommen und sich sie holen.“

Als die Perser darauf mit Trommelfeuer drohten — ihre Pfeile würden die Sonne verfinstern — da antwortete Leonidas so schläfriglangsam, wie nur einer von sicherm Adel es zuwege bringt:

„Na, schön — dann werden wir eben im Schatten kämpfen.“

Und endlich dichtete er sich die Grabschrift:

O xein', angelein Lakedaimaniois, hoti tede
Keimetha tois keinon remasi peithomenoi.

Zu Deutsch:

Kommst du nach Sparta, Verehrter, verfehl nicht, ihnen zu sagen,

Was ein blöder Erlaß anzurichten vermag.

*Roda Roda.*

---

BALZAC GEGEN DIE TODESSTRAFE

Der Dichter Lamartine erzählt folgenden charakteristischen Zug über den Schöpfer der „Menschlichen Komödie“:

„In politisch-erregten Zeiten traf ich Balzac in einem Kreis von sieben oder acht Leuten, unter denen sich Victor Hugo und Girardin befanden. Es wurde darüber debattiert, ob die Parteien, die gerade gesiegt hatten, das Recht hätten, die Unterlegenen, die, so lange sie Sieger waren, die Todesstrafe angewandt hatten, zu töten. Die meisten Anwesenden waren bereit, die Bedenken der Menschlichkeit zurückzustellen und gnadenlos diejenigen zum Tode zu verurteilen, die der Sieg unserer gerechten Rache überliefert hatte. Das Wohl des Staates schien unerbittlich den Tod zu fordern. Balzac hörte mit trauriger Miene zu. Es schien Uebereinstimmung darüber zu herrschen, daß man das Recht habe, die Todesstrafe über den politischen Gegner zu verhängen. Schließlich nahm Balzac das Wort. Er sprach bescheiden und doch entschlossen, und was er sagte, machte auf alle Anwesenden den stärksten Eindruck. Er wandte sich gegen diejenigen, die so leichten Herzens mit dem Leben ihrer Mitmenschen umgingen. Da bekamen auch Girardin und Victor Hugo Mut, sich gegen die Todesstrafe zu wenden. Ich selbst sprach im gleichen Sinne. Wir alle waren geübte politische Redner. Wir kannten solche Diskussionen. Balzac war ein Neuling. Er gehorchte nur der Stimme seines Gewissens, und er zwang uns, ihm zuzustimmen und Beifall zu zollen.

„Denken Sie von mir, was Sie wollen,“ sagte er, „über das Leben eines Menschen dürfen Menschen nicht entscheiden. Gott allein darf urteilen, und seine Entscheidung ist unseren Leidenschaften nicht unterworfen. Ihr alle habt Euch dafür erklärt, daß die Todesstrafe gegen politische Verbrecher abgeschafft würde, und jetzt wollt Ihr es für recht und billig halten, daß das Volk an seinen Gegnern Rache nimmt?“

Balzacs Meinung wurde zuletzt von uns allen geteilt.“ *P. M.*

---

FILM

*Zwei amerikanische Filme*

1. ein schlechter: „Modell“.

Warum ist dieser Film schlecht? Schlecht, — trotzdem die preisgekrönte Schönheit Corinne Griffith mitspielt, die, wenigstens von vorn gesehen, wirklich wunderhübsch und dazu eine gute Schauspielerin, mit feinen Mitteln, ist... schlecht, — trotzdem man die übliche saubere Photographie und inszenatorische Technik der Amerikaner sowie geschicktes Zueinanderhinspielen konstatiert.

Der Film ist schlecht, weil in ihm die Verlogenheit des amerikanischen Gesellschafts- und Liebeslebens so faustdick durchbricht, daß diese Faust alles kurz und klein schlägt. Wir haben die amerikanischen Filme und mit ihnen das gemischte Völkchen der Vereinigten Staaten herzlich zu lieben begonnen. Wir wissen, daß zumindest der Durchschnitt der Amerikafilme besser ist, als der Durchschnitt der deutschen Filme. Wenn aber hier ein reicher Maler aus bester Familie das übliche arme, aber schöne und anständige Modell

liebt, und wenn diese zwei gesunden, liebeerfüllten Menschen immer wieder aus Angst vor der Familie, aus Angst vor ihren Gefühlen, aus Angst vor, Gott behüte, freier Liebe auseinandergehen, so stinken aus diesen Bildern die Schwaden einer gedanken- und gefühlsträgen, in verfälschter Sittlichkeit verstumpften bürgerlichen Gesellschaft kitschigsüßgeschwängert zum Himmel der Menschlichkeit. Ueble Atelieraufnahmen, lebloses Leben, zuckrige Lüge und aufgedunsene Moralspreizerei verkrusten und entstellen diesen Film so, daß durch solcherlei heuchlerische und verderbte Eigenschaften die gute Leistung einer Nation — und unsere Sympathie für diese Nation zerstört wird.

2. Ein guter: „Spiel und Ehre“.

Ist man einen Abend den Amerikanern böse, so sühnt dieser in jeglicher Hinsicht geglückte und erquickliche Film wieder mit ihnen aus. Hier haben wir alles Gute aus Amerikas Leben und Filmindustrie vereinigt. Wir haben eine simple, mildspannende Handlung, die von der guten Durchführung in Bildmäßigkeit und Bewegung der Spieler aber übertrumpft wird, sodaß man die Geschehnisse über den Einzelheiten fast vergißt. Für die Moral wird dadurch gesorgt, daß die amerikanische Moral-Verlogenheit grade ein bißchen veralbert wird: ein wilder Junge macht einen Bösewicht, aber guten Baseballspieler, über den in der Zeitung viel Gutes zusammengelogen wird, und den sich der Junge zum Vorbild nimmt, wirklich zu einem guten Menschen.

Wie spielt aber dieser dicke Junge, ein Miniatur-Fatty! Wie spielt dieser Bösewicht, der zugleich Nationalheld ist und im letzten Augenblick aus seinem Herzen den Baum des Anstands und der Güte sprießen fühlt, wie spielt er trotz seines Verbrechergesichts! Wie spielt dieses proletarische, reizlose Mädchen, das ihn liebt und zu dürftigem Wohlstand gelangt? Wie hat dieser Regisseur Genreszenen, Baseballspiel vor versammelter Nation, Naturaufnahmen, Prügelszenen, drollige Einfälle ineinandergelegt! Auf diese und noch viel mehr solcher Fragen antwortet man freudig: das ist ganz großartig, dabei immer liebenswürdig, spielerisch und wunderschön mitanzusehen.

Hier sieht man wirklich amerikanisches Leben. Das ist ein volkstümlicher Film, ein Film für Groß und Klein und Reich und Arm. Selbst die Wandlung des Bösewichts in einen guten Mann wird populär veranschaulicht, indem neben dem bösen Helden er plötzlich noch einmal, ganz verwischt, als Guter auftaucht; die beiden Doppelgänger belauschen einander, die gute Gestalt wird immer deutlicher, die böse immer schwindender, bis sie ganz verschwunden ist, und wiederum nur einer: der gut Gewordene dasteht. Das ist ganz primitiv unaufdringlich gemacht, — und unaufdringlich ist Regie, Spiel, Moral, Handlung. Es bleibt allerlei Frisches, Gesundes, Heiteres in Erinnerung. Stundenlang kann man sich so etwas anschauen.

*K. P.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

Ernst Weiß. Daniel. Erzählung. Verlag: Die Schmiede.

Die Stätte dieser Dichtung, in der eine mythisch-historische Welt zu bedrängend naher Gegenwart wird, ist Babylon, die Riesenstadt am Ufer des gelben Flusses, der aus der Wüste kommt, die Stadt der weißen Mauern mit den tiefen Rillen und scharfen Ecken, die aus ihren bunten Märkten und von den geschwungenen Brücken hinabschaut auf die Safransegel im Fluß. Sie verdämmert in Plätzen, auf denen die Kamele lagern, die nachts bei Fackelschein be-

laden werden, um am Morgen in die Wüste zu ziehen. Sie endet bei den Sümpfen und Gerberbächen der Vorstädte und birgt in ihrer Mitte Gärten und Paläste; und überall wird sie überragt von dem Koloß des Turmes mit seinem Riesengurt steigender Treppen und dem Opferfeuer in seiner Stirn.

Durch den roten und schwarzen Staub der babylonischen Straßen wandert tagelang der Ochsenkarren, der die Prinzessin von Juda trägt und ihr Neugeborenes, das hoch und schnell atmende Kind, das sie in verpesteter Schlangenhöhle geboren hat bei den gefangenen Königen, das Kind des Elends, aus dem der Erwählte wird, der Seher, der einzige Freie, Daniel.

Kindheit, Welt und Gegenwelt dessen, der da kündet, nicht zeugt, des Menschen, den nur Gott nährt und in dessen Munde das Verfaulte zu reiner Nahrung wird, dessen, den der Vater verleugnet und die Mutter verläßt, weil er ein andrer werden soll als die vielen, deren die tragende Erde müde ist, — Daniels Kindheit und Welt ist das Thema dieses Buches, das auch innerhalb der Dichtungen von Ernst Weiß einzig ist. Bisher hatte der Dichter in vielerlei Formen die Not der Unfreien, der Blutgebundenen dargestellt, der von Dämonen Besessenen, die in allen Verstümmelungen und Erhöhungen ihres Wesens das Stigma der Begierden, der Haßliebe tragen. Sind doch selbst die Götter seines ozeanischen Mythos Atua an die Welt verloren, die Moa hassend und wider Willen dem begehrenden Gotte gebiert. In seinem Daniel aber erscheint dem Dichter der Heilige, der, gleich dem Buddho, mehr wird als seine Götter sind, der seinen eigenen Gott segnet, der Stille, in dessen Gestalt Gott in der Welt ist. Weiß, der immer ein Realist im Metaphysischen und ein Metaphysiker im Realistischen war und blieb, ist auch bei der Erschaffung dieses menschenfernsten seiner Geschöpfe ganz im Wirklichen und Sichtbaren geblieben. Wir sehen die Metallspäne im Haare des Jünglings am Werktisch, die Fäden, die er aus der Lötflamme zieht, so nahe wie seine Seheraugen. Und die von Lohe gebeizten Hände der armen Mutter, welche das faulende Fleisch von den Fellen der Widder schaben, sind nicht realer als die Gegenwart des Gottesboten auf der Schwelle des Erwählten, dem der Schlag seines Herzens ein Kuß von innen ist.

In elf Kapiteln von östlicher Magie und gut europäischer Plastik, in elf Bibelgesängen wird das Leben des werdenden Propheten erzählt bis zu der Verkündigung, die ihn zu dem Kaiser der Welt führt, dem er seine Gesichte und Träume deuten wird. Der Dichter endet, wo die Bibel beginnt.

In schönem Druck und stattlichem Format ist der Daniel im Verlag die Schmiede erschienen. Es bleibt zu hoffen, daß dies Werk und ebenso Weiß', ‚Hodin' und seine ‚Feuerprobe', die bisher auch nur in Luxusausgaben vorliegen, bald in einer populäreren Form erscheinen und allgemein zugänglich werden wie die bekannten Romane des großen Epikers.

*f. h.*

O t t o D i x. Der Krieg. 24 Offsetdrucke nach Originalen aus dem Radierwerk. Verlag Karl Nierendorf, Berlin 1924.

Die Ruhmeshalle im Berliner Zeughaus schließt die Reihe ihrer schmucken Hohenzollernschlachten sehr taktvoll mit „Sedan". Dieser letzte Krieg paßte wirklich nicht hinein — er ist zu proletarisch —, so wenig Otto Dixens Antlitz des verreckenden Soldaten mit Schlüters Masken pompös sterbender Krieger zusammenpaßt. Ich glaube nicht, daß irgendwo eine Heroisierung dieses Krieges gelingen wird. Der Mensch reagiert doch etwas anders auf ihn als auf die früheren Schlachten. Trauer um die Opfer läßt keinen

Raum zur Verherrlichung. Kein Name eines siegreichen Marschalls, nicht einmal der Name eines geschlagenen Generals besteht neben der Stummheit des unbekannten Soldaten, der allen Nationen gehört und keiner.

Die Bilder von Dix: der vorderste Kampfgraben der letzten wüstesten Jahre, unirdische Resultate eines mythischen Massakers. Keine sentimental-pathetische Deklamation, kein aufgeregtes Menschlichkeitsmanifest eines Gutgesinnten, das Schlachten nicht nochmals ausgeschlachtet, sondern als das einzige, was Wert behält, Wahrheit, eine stille, demütige, gütige Wahrheit.

Nierendorfs Buch trifft den notwendig einfachen und starken Charakter. Kein Text, kein Vorwort, keine Einführung. Nur um eine Kleinigkeit ist es mir noch zu sehr „Bilderbuch". Der Verlag hätte die Darstellungen, ohne Rand zu lassen, über die ganze Seite drucken sollen, ohne Respekt vor einer Buchästhetik, die immer wieder Pausen einschiebt und durch den weißen Rahmen distanziert. Dies sind ja nicht künstlerische Impressionen, im Schützengraben geerntet — auch der Massenmord noch birgt ästhetische Momente! — sondern Belege, Dokumente, Wirklichkeiten, die in den Familien-Darstellungen der großen Zeit zu kurz kommen. Dix teilte sie mit in der Technik, die ihm die prägnanteste schien, (die Vorbilder sind radiert) — mit einer Einfachheit, die den Künstler als Person ganz zurücktreten läßt.

*a. b.*

---

## MÜHSAM UND DIE POLIZEI

Am vergangenen Sonntag fand eine Mühsam-Feier in der „Tribüne" statt. Am Tag darauf war Verfassungstag, und da sprach Reichspräsident Ebert zur Polizei: „Das, was M ü h s a m, nicht zuletzt mit Ihrer Hilfe aufgerichtet, muß erhalten und befestigt werden."

Armer Mühsam, diese Ehrung hättest du dir auch nicht träumen lassen!

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 32)



Redaktion des „Tage-Buch" Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# Wer seinen Freunden
## eine Freude bereiten will,
# schenkt ihnen ein Abonnement aufs TAGE-BUCH!

............................ Bestellzettel ausschneiden! ............................

Ich bestelle hiermit das TAGE-BUCH, geleitet von Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild, Tagebuch-Verlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11, zur vierteljährlichen — halbjährlichen — ganzjährlichen Lieferung an:

| Name | Ort, Straße, Postamt |
|---|---|
| ............ | ............ |
| ............ | ............ |
| ............ | ............ |

Der jeweilige Quartalspreis soll bei mir erhoben werden. Einen Geschenk-Gutschein bitte ich mir umgehend zuzuschicken.

............................

............................ ............................

Ort und Datum — Name und genaue Adresse (recht deutlich)

# Wer nicht schenken kann, gebe uns eine Reihe von Adressen

bekannt, die wir einen Monat lang kostenlos mit Probeheften beliefern und sodann zum Bezug auffordern wollen.

............................ (Ausschneiden) ............................

Ich bitte Sie hiermit, das TAGE-BUCH einen Monat lang probeweise an folgende Adressen zu liefern, ohne Kosten für den Adressaten.

| Nr. | Name | Ort, Straße, Postamt |
|---|---|---|
| 1 | | |
| 2 | | |
| 3 | | |
| 4 | | |
| 5 | | |
| 6 | | |
| 7 | | |

............................ ............................

(Ort und Datum) — (Name und genaue Adresse)

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Augustwoche

Herr Wiedtfeld wird die Washingtoner Botschaft jetzt also endgültig verlassen, der wichtigste Posten des deutschen diplomatischen Dienstes, neben dem Londoner und Pariser, wird frei. Aber ist er wirklich noch frei? Man muß fast glauben: Nein. Denn fast wie ein fait accompli, wenngleich nicht offiziell, wird bereits Herr Cuno, weiland deutscher Reichskanzler, nominiert, photographiert und kommentiert; und das erstaunlichste und niederschmetterndste an der Geschichte ist, daß diese inferiorste aller möglichen Kandidaturen kaum irgendwo noch Widerspruch weckt. Es scheint sich wieder einmal zu bestätigen, daß in Deutschland ein Mensch zwar dem Boykott verfällt, wenn er sich kritisch über Wilhelm II. oder freundlich für die offiziellen Reichsfarben äußert, daß es ihm aber nicht das mindeste schadet, wenn er nichts weiter getan hat, als nur Land und Volk ein bißchen zu ruinieren. Und Herr Cuno hat das nicht einmal nur ein bißchen, sondern sogar sehr gründlich besorgt! Hat man schon vergessen, daß dieser flache Gehrock es gewesen ist, der den Franzosen in einer Art Koks-Rausch planmäßig erst die Vorwände zu jener selben Ruhrbesetzung lieferte, um deren Rückgängigmachung man jetzt monatelang kämpfen, betteln und opfern mußte? Hat man schon vergessen, daß er diesen seinen kleinen Krieg ausschließlich mit dem verbrecherischsten aller denkbaren Mittel, ausschließlich mit organisiertem Straßenraub an den Wehrlosesten seines Volkes finanzierte und die deutsche Wirtschaft und Sozialstruktur dadurch in eine Verfassung brachte, für die es kein Beispiel in irgend einem Land und irgend einer Zeit gibt? Hat man schon das widerliche Stammtischgesabber vergessen, das er, keiner freien Gedankenformulierung mächtig, aus ledernen Hausaufsatzmanuskripten immer mal wieder jedem, der es hören wollte, vorbuchstabierte? Oder glaubt man noch immer an die kindische Legitimation, mit der er seinerzeit präsentiert wurde, an die „ausgezeichneten Beziehungen in Amerika", von denen wir bekanntlich so enorm profitiert haben? Wir haben niemals einen Hehl daraus gemacht, daß sich uns jene Sahara von Phrasengedresch, Vernageltheit, Räuberei und noch nicht dagewesenem Leichtsinn, als die sich die Aera, die Methoden und die Person des Herrn Cuno charakterisieren, nicht einmal für Vergnügungsreisen als erwünschter Exportartikel zu empfehlen scheint.

Wir haben stets die Meinung vertreten, daß, wenn irgend wann, so diesem Bankerotteur und seinen Helfern Hermes und Rosenberg gegenüber der Staatsgerichtshof in Funktion treten müßte, — weil ein Volk doch schließlich irgend wann einmal beweisen muß, daß man es nicht ohne jegliches persönliche Risiko als willenlosen Einsatz in verwegen-verwaschenen Spielen benutzen darf. Aber das mindeste, was verlangt werden kann, ist sicher, daß Herren dieser Art, wenn man ihnen schon nicht an den Kragen geht, wenigstens bescheiden in ihrer Retirade verbleiben. Nur in Deutschland, wo die Tressen eines Ex-Unteroffiziers als ewige Legitimation dafür genommen werden, daß er zum Unteroffizier auch befähigt sei, — nur in Deutschland ist das System der Versicherung auf Gegenseitigkeit denkbar, das zwischen den politisch Impotenten und Lädierten gegenwärtig im Schwang ist, — dieses System, auch die Abgewirtschaftetsten immer wieder mit Pöstchen zu beglücken, weil man ja entweder selbst schon abgewirtschaftet hat, oder in naher Zukunft möglicherweise abgewirtschaftet haben wird.

Drei Jahre ist es her, seit am Kniebis die Schüsse krachten, durch die E r z b e r g e r getötet wurde. Niemand kann in dem Ermordeten das Ideal des neuen deutschen Staatsmannes verkörpert sehen. Bei aller Hochachtung vor seiner nie ermüdenden Lebendigkeit, vor seinem Verantwortungsmut und seinem taktischen Geschick kann seine voreilige Wendigkeit, seine Leichtfertigkeit und sein Mangel an Tiefe nicht vergessen werden. Aber der Tod hat auch Erzberger über die Grenzen seiner eigenen Persönlichkeit hinaus zum unfreiwilligen Blutzeugen einer Idee und zum blutigen Zeugnis ihrer Schande erhoben. Daß er ermordet werden konnte, war ein traurigeres Zeichen für die Republik, der er diente, als seine eigene, allzu rasch errungene Stellung und Bedeutung für sie sein konnte. Aber beides ist seitdem weit übersteigert worden durch die Umstände, denen die Mörder Freiheit und Leben verdanken. Bayern und Ungarn teilen sich in den Ruhm, im Zeichen der Wiederherstellung christlicher Weltanschauung und Staatsordnung die heidnischen Mörder eines frommen katholischen Mannes geschützt und unterstützt zu haben. Es hat wenig Zweck, darüber große Worte zu machen. Wichtiger bleibt, es im Gedächtnis zu behalten. Es wird immer für ein gefährliches Vorzeichen gehalten, wenn bei der Masse des Volkes der Sinn für Gerechtigkeit, der Blick für die Grenze zwischen Selbstsucht und Sünde verloren geht. Dieser Zustand ist in der Tat in vielen Ländern weit fortgeschritten, und es ist sehr nötig, sich darüber Sorgen zu machen. Aber was soll man erst da sagen, wo die Regierenden selbst diesen Sinn verloren haben, wo die Machthaber jene Grenze absichtlich verwischen und die breiten Massen des Volkes ihrerseits nicht die Güte, aber den Glauben daran und infolgedessen den Willen dazu verlieren? Was immer von all den widersprechenden Nachrichten zutreffen

mag, die seit der Auffindung verdächtiger Leute auf dem Gute des Abgeordneten Gömbös bei Budapest durch alle Zeitungen gelaufen sind: die Tatsache eines solchen Ungewitters von Behauptungen und Gegenbehauptungen, von Enthüllungen und Verdunkelungen ist schlimmer noch als die Ursache dahinter — ist ein Katastrophenzeichen, hinter dem die Mordtat, die Mörder und auch der Ermordete an Bedeutung verlieren. Man muß füglich daran zweifeln, daß die Wahrheit über das Treiben auf jenem Gute überhaupt herausgebracht wird. Denn den beteiligten Behörden liegt nichts daran. Schon im voraus traut ihnen die öffentliche Meinung alles nur Mögliche zu. Trauriges Zeichen der Zeit, was für Behauptungen über ungarische Polizei und deutsche Diplomatie bei dieser Gelegenheit aufgestellt werden konnten, ohne von vornherein durch jenen erleichternden Mangel an Wahrscheinlichkeit ausgezeichnet zu sein, durch den sich in klareren Verhältnissen Verleumdungen von anderen Mitteilungen unterscheiden. Oder hält es jemand für unmöglich, daß die ungarische Polizei die Mörder wieder laufen läßt, auch wenn sie feststellt, daß sie Schulz und Tillesen heißen? Daß sie die Mithilfe der Presse und des Publikums nicht nur ablehnt, sondern sogar durch eigene Maßnahme hindert? Ja, hält es jemand für ganz unmöglich, daß es in Deutschland auch an maßgeblichen Stellen maßgebliche Leute gibt, denen die Entdeckung der fragwürdigen Flurhüter auf dem Gute des ungarischen Politikers mindestens unbequem ist? Das Asylrecht der politischen Verbrecher ist ein Gut der Kulturmenschheit, das den Würdigen erhalten bleiben muß, auch wenn die Schurken es mißbrauchen. Aber es ist schwer, noch von politischen Verbrechen zu reden, wenn die Organisation Consul eine politische Organisation, wenn Ehrhardt ein Politiker sein soll. Unmöglich wird es, wenn eine feige Tat, deren feiler Lohn sich in runden Summen nachrechnen läßt, deren intellektuellen Urhebern intellektlose Täter gegenüber stehen, wenn eine Gemeinheit die Ehre einer Gesinnung für sich in Anspruch nimmt.

Wenn man eine Untersuchung darüber anstellen wollte, welcher Stand die größte Macht im Deutschen Reiche hat, würde man wahrscheinlich finden, daß es der Stand der Richter ist. Sie sind die wahren Nachfolger der absoluten Monarchen, sie sind Herren über Leben und Tod, über Freiheit und Gefangenschaft, über Hab und Gut. Sie sind von Gottes Gnaden — unabsetzbar. Das neue Schwurgerichtsverfahren hat ihnen endgültig diese absolute Macht verliehen. Wäre es da nicht angebracht, daß die Bürger etwas strenger darauf sehen, wen sie zu ihrem Tyrannen einsetzen? Soll das Examen der einzige Nachweis der göttlichen Berufung sein? Herr Landgerichtsrat Stark, der jetzt durch einen Wink den ehrenwerten Rechtsanwalt Klee mit Tochter und Sohn verhaften ließ, hat vielleicht sein Examen summa cum laude bestanden. Daß

er aber von Eltern stammt, die beide im Irrenhause endeten, daß er die politische Gesinnung einigemal nach dem politischen Winde drehte, — darum hat sich bei seiner Ernennung niemand gekümmert. Da war schon der alte Moses weitschauender, als er bestimmte, daß zum Seelenhirten des Volkes, zum Priester, nur ein ganz gesundes Kind, das von gesunden Eltern abstammt, erzogen werden dürfe. Auch vom katholischen Priester verlangt die Kirche vollkommene körperliche und geistige Intaktheit. Es wäre an der Zeit, daß ähnliche Gesetze bei der Wahl der Richter befolgt würden.

Es ist im Leben häßlich eingerichtet, aber nicht vom lieben Gott, sondern von der deutschen Bürokratie. Aus einer einzigen Woche seien die beglückenden Erfahrungen eines einzigen bedauernswerten Gegenstandes bürokratischer Künste einmal festgehalten: An einer Straßenecke geraten eine Straßenbahn, ein Auto und eine Pferdedroschke unsanft an- und stellenweise ineinander. Zwei Schutzleute beschäftigen sich mit dem so entstandenen Verkehrshindernis. Sie nehmen mit gewichtiger Miene: — Namen, Geburtsort, Alter und Umstände der beteiligten Kutscher auf, die natürlich alle drei, jeder durch eine deutlich sichtbare Nummer, vor Gott und der Welt gekennzeichnet waren. Nach 10 Minuten griffen ein paar ungeduldige Asphaltarbeiter zu und schoben die Wagen auseinander, während die Schupo die Schuldfrage klärte. — Ein Reisender ist fortgebracht. Sein Begleiter verläßt den Bahnsteig. In der Sekunde, da er dem Schaffner seine Karte gibt, fällt ihm etwas ein — er will zurück. Der Schaffner erklärt — zutreffend — die Karte sei schon abgegeben gewesen. Aber es war nicht einmal Zeit, daß ein andrer sich umdrehte, Verwechselung, Betrug völlig ausgeschlossen, der Bahnsteig leer, der Vergeßliche allein mit dem Schicksal Schaffner. Umsonst! Er mußte eine neue Karte lösen, und wie er das getan hatte, war der Zug mit dem Opfer seiner Vergeßlichkeit abgefahren. Dies Verhalten haben Vorgesetzte gebilligt! Nun also zum Telephon-Automaten. Markenverkauf — nicht am Schalter. Man sollte zum Postamt gehen, das ein paar Minuten entfernt liegt. Wer also nicht Telephonmarken um den Hals rägt, wie die Wilden ihre Kaurimuscheln, für den sind Telephon-Automaten auf Bahnhöfen nicht gebaut. — Da wird eine Straße asphaltiert und ist für den Wagenverkehr gesperrt. Der neue Belag ist bereits hart geworden, aber man hat die Sperrbalken noch nicht fortgenommen. Folglich steht auch noch ein Schutzmann da und wacht über den Gehorsam der Bürger-Schulkinder. Da kommen von hinten zwei Radfahrer — denn auf der anderen Seite war das Sperrschild inzwischen entfernt. Ihre Beteuerungen halfen ihnen nichts. Sie mußten zur Strafe diese Straße, die doch gesperrt war, damit sie nicht befahren würde, wieder zurückfahren und ihr Ziel auf irgendeinem Umweg erreichen. Genug für heute! Der Vorrat ist zu groß. Wer paßt nächste Woche mit auf?

1.

Zur selben Stunde, in der die deutschen Minister England verließen, im Koffer die 93 Druckseiten des Londoner Reparationspakts, huben in Weimar, auf dringendes Anraten ihres Poesiedichters Dinter, zehntausend völkische Jungmannen ihre Fäuste gen Himmel und schwuren, nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis eben diese Minister, „diese Hoch-, Volks- und Vaterlandsverräter," vom Staatsgerichtshof verurteilt seien. Einige Entschlossenere gaben sogar ihre Auffassung zu erkennen, daß es noch wünschenswert wäre, ohne weitere Formalien ein radikales Aufhängen zu veranstalten.

Aus welchen Gründen war der völkische Herr Dinter, aus welchen Gründen war (und ist) auch der Troß weithinhallender deutschnationaler Leitartikler so furchtbar erregt über das Londoner Ergebnis und über die deutschen Unterhändler?

Es wird immer zu den Merkwürdigkeiten der deutschen Seele gehören, daß sie sich mit Vorliebe nicht an's Wesentliche, sondern an's Nebensächliche klammert.



Die Oppositionsführer:
*I. Tirpitz*

Im vorliegenden Falle war die Kleinigkeit geschehen, daß auf mindestens 37 Jahre deutsche Jahreszahlungen festgelegt worden waren, deren Kapitalwert vollkommen ausreichend wäre, das ganze Ruhrgebiet, mit allem mobilen und immobilen Inventar, mit Stumpf und Stil im Kauf zu erwerben. Aber nicht um diesen immerhin nicht ganz bedeutungslosen Tatbestand kreisten und kreisen die Gedanken, sondern darum, daß eine Anzahl ausländischer Truppen — unter Verzicht auf jede fernere Verwaltungskompetenz und ganz und gar auf ihre eigenen Kosten — sich in den Kopf gesetzt hat, noch einige Monate länger im Ruhrgebiet zu exerzieren als Optimisten geglaubt oder glauben gemacht hatten.

Man sollte das nicht für möglich halten! Man sollte nicht glauben, daß in der Wahl, welche von zwei Fragengruppen wichtiger zu nehmen sei, — ob diese: hie 37 Jahre im Minimum und ein Arbeitsertrag im Kapitalwert des gan-

zen Gebiets, oder diese: hie 6 oder sogar 12 Monate im Maximum und ein Aufenthaltsrecht für einige Divisionen fremder Uniformen, — man sollte wirklich nicht glauben, daß in solcher Wahl mit tödlich sicherem Instinkt gerade die zweite Gruppe ausgewählt werden könnte.

Aber in Deutschland ist das tatsächlich geschehen und geschieht noch.

Sogar die Deutschnationalen hatten Herrn Marx ein Verhandlungsprogramm mit auf den Weg gegeben, das keinerlei Remonstration mehr sowohl gegen die Summen wie auch gegen die Aufbringungsmethoden des Dawes-Planes enthielt. Sie hatten — wie übrigens alle Beteiligten in allen Staaten — den rein sachlichen, also weitaus wichtigsten Teil der Londoner Verhandlungen schon dadurch gebilligt, daß sie sich unmittelbar vor der Abfahrt der Minister ausdrücklich geweigert hatten, ihre Stimmen dem beantragten Mißtrauensvotum zuzugesellen, — obwohl doch schon feststand, daß auch die deutsche Delegation nur noch über die Durchführung, nicht mehr über eine Abänderung des Dawesplanes diskutieren würde. Sogar der Rest jener „unverzichtbaren Vorbehalte“, die sie außer dem Räumungsbegehr noch formuliert hatten — Amnestie, Rückkehr der Ausgewiesenen usw. — der Großteil also sogar der Ehrenpunktliste ist in London unbestritten durchgesetzt worden.

Wie also kann man beanspruchen, ernst genommen zu werden, wenn man einen Vertrag, der 100 Prozent der praktisch überhaupt erhobenen sachlichen Ansprüche und 90 Prozent der Ehrenansprüche befriedigt, nur deshalb als Dreck und Trug behandelt, weil irgendwo noch 10 Prozent Ehre fehlen?

Wir sind, nachdem 10 Jahre lang Mißbrauch damit getrieben worden ist, schon generell mißtrauisch gegen das Wort Ehre. Wir sind der Meinung, daß sich hinter dem vagen und jeden Tag neu drehbaren Begriff allzuhäufig nichts anderes verbirgt, als Volksbetrug, für den substanziellere Argumente fehlen. Ganz und gar aber verwerfen wir den Ehrenbegriff — mag das Individuum es halten, wie immer es mag — wenn er in bezug auf Völker in Zusammenhängen angewandt wird, in denen er praktisch nicht zu verwirklichen ist. Dem Einzelnen mag Ehre gebieten, lieber unterzugehen als von seinen Rechten abzulassen, und wenn zum Beispiel Herr Ludendorff anno 1918 für sich persönlich „Komme, was da wolle . .“ gesagt hätte, anstatt unterm Schutze seiner blauen Brille vor allem einmal sein eigenes teures Haupt in Sicherheit zu bringen (was er seither übrigens in jedem kritischen Augenblick wiederholt hat), so wäre das sicher als ehrenhafte Haltung anzuerkennen gewesen.

Ein Volk dagegen, das überhaupt nicht untergehen kann, — denn wie stellt man sich das Untergehen vor? — hat höchst prosaischerweise keinerlei andere Ehre, als seine Lebensführung mit seinen Lebensbedingungen in Einklang zu bringen. Ein Volk und eine Re-

gierung sind ehrenhaft, wenn sie sich nach der Decke strecken; und sie sind närrisch, wenn sie mit dem Kopf durch die Wand der Tatsachen stoßen, wenn sie mehr erreichen wollen, als sie erreichen können. Der einzelne mag sogar noch als Don Quichote tragisch sein. Ein Volk als Don Quichote ist schlechthin absurd.



Die Oppositionsführer:
*II. Ludendorff*

In jeder Beziehung ist es also skandalöser Betrug, zu behaupten, es wäre notwendig gewesen, den Pakt wegen der Räumungsfristen abzulehnen. Es ist Betrug, weil die Differenz in der Räumungsfrage im Verhältnis zu den übrigen, negativen wie positiven, Teilen des Vertrags überhaupt nicht ins Gewicht fällt. Es ist Betrug, weil selbst durch den Abbruch der Verhandlungen, — ja, gerade durch ihn — ganz sicher nicht hätte erreicht werden können, daß das Ruhrgebiet auch nur um einen Tag früher geräumt worden wäre. Es ist Betrug, weil gerade diejenigen, die jetzt so enorme Redensarten vom Stapel lassen, vor ganz kurzer Zeit noch am eifrigsten darauf drängten, die besetzten Lande „sich selbst zu überlassen" und weil sie nie aufhörten, zu prophezeien, die Franzosen würden auch in Jahrzehnten noch nicht abziehen. Es ist endlich Betrug, weil es keine Ehre gibt, die Völkern geböte, so zu tun, als könnten sie mehr tun als sie tun können.

2.

Der Pakt von London setzt den Dawes-Plan in Kraft; und es sei wiederholt, daß während der ganzen Beratungsdauer von keiner Seite auch nur andeutungsweise versucht worden ist, irgend eine seiner Bestimmungen über die der Zahlungen oder die Quellen, aus denen die Zahlungen fließen sollen, zu kritisieren oder abzuändern.

Die Oppositionsführer:
*III. Westarp*

Alles, worüber in London verhandelt wurde, drehte sich also nur um Begleitmodalitäten; und wenn man so will, kann man mit Berechtigung sagen, daß die ganze Konferenz nur ein zweitrangiges Ereignis, ein Handel von nur sekundärer Bedeutung war.

Aber da sie tatsächlich zu dem Ergebnis geführt hat, daß der Dawes-Plan in Kraft gesetzt werden soll, da die Protokolle, die jetzt zur Entscheidung stehen, in jedem Satz auf ihn Bezug nehmen, und da Kentnisse darüber, was dies vielkommentierte, vielbeschwatzte, aber sehr wenig gelesene Dokument eigentlich enthält, nicht allzu weit verbreitet scheinen, halte ich es für angebracht, noch einmal seine Hauptbestimmungen zu rekapitulieren.

Die Summen, die Deutschland in den vier Uebergangsjahren zahlen soll, und die Summen der Normaljahre, von 1929 an, sind, nach Quellen differenziert, folgende:

| | Übergangsjahre | | | | Normaljahr |
|---|---|---|---|---|---|
| | 1. Sept. 1924 bis 31. Aug. 1925 | 1. Sept. 1925 bis 31. Aug. 1926 | 1. Sept. 1926 bis 31. Aug. 1927 | 1 Sept. 1927 bis 31. Aug. 1928 | 1. Sept. 1928 bis 31. Aug. 1929 |
| | alles in Millionen Goldmark | | | | |
| 1. Aus laufenden Reichseinnahmen . . . . . | — | — | 110 | 500 | 1 250 |
| 2. Aus einmaligen Reichseinnahmen (Anleihe, Obligationsverkauf) . . | 800 | 250 | — | — | — |
| 3. Aus Gewinnen der Eisenbahn (als Dienst d. Eisenb-Obligationen) | 200 | 595 | 550 | 660 | 660 |
| 4. Aus d. Transportsteuer (Zuschläge z. allen Tarifen) | — | 250 | 290 | 290 | 290 |
| 5. Aus Gewinnen der Industrie (als Dienst d. Industrie-Obligationen) | — | 125 | 250 | 300 | 300 |
| Gesamtbetrag jeder Jahressumme | 1 000 | 1 220 | 1 200 | 1 750 | 2 500 |

Das nimmt sich ungewöhnlich einfach aus, und es mag zunächst vielleicht nicht ganz verständlich erscheinen, wozu, neben den Details des Dawes-Plans selbst, und neben den notwendigen deutschen Gesetzen, noch ein weiteres Protokoll erforderlich war.

Aber es gab Schwierigkeiten auf Schritt und Tritt.

Zunächst sind ja die Summen nicht unbedingt fest. Sie sollen sich erstens erhöhen oder vermindern, je nachdem die Kaufkraft des Wertmaßstabes Gold sichtlich steigt oder sinkt. Sie sollen sich zweitens erhöhen oder vermindern, je nachdem der wirtschaftliche Wohlstand Deutschland wächst oder schrumpft, gemessen an einem sehr komplizierten Index. Wer soll die Indizes aufstellen und an Hand welcher Unterlagen? Wie sollen die Unterlagen kontrolliert werden? Und was geschieht, wenn sich Zwistigkeiten ergeben?

Ferner: Alle Zahlungen sind in Mark zu leisten, sie gehen in die Kasse des „Agenten für Reparationen“, der seinerseits vor die Aufgabe gestellt ist, sie in Devisen- oder Warenform zu „transferieren“. Welche Waren soll er kaufen dürfen, zu welchen Preisen und in welcher Prozedur? Wenn mehr als zwei Milliarden sich untransferierbar auf seinem Konto angesammelt haben, ist ihm auferlegt, auch langfristige Kapitalanlagen in Deutschland durchzuführen; wenn andererseits mehr als fünf Milliarden untransferierbar zusammengeströmt sind, sollen die deutschen Zahlungen überhaupt aufhören. Welche spezielle Arten von Kapitalanlagen sollen ihm gestattet sein, damit Deutschland dennoch „im Besitz der Kontrolle über die deutsche Wirtschaft“ bleibe? Was geschieht, wenn (und wer entscheidet, ob) die Transferierung nur durch „absichtliche deutsche Manöver“ erschwert oder verhindert wird? Wie steht es überhaupt im Fall von Meinungsdifferenzen?

Weiter: Um den Eingang der Zahlungen zu sichern, werden eine Reihe von öffentlichen Einnahmen, — alle Zölle, sowie die Steuern auf Alkohol, Tabak, Bier und Zucker — den Reparationsberechtigten verpfändet. Wie soll dieses Pfandrecht im einzelnen organisiert werden? Was geschieht, wenn die verpfändeten Einnahmen hinter den Pflichtsummen zurückbleiben? Wie erfolgt die Rücküberweisung der Pfanderträgnisse an die deutsche Regierung, wenn die Erträge aus den eigentlichen Quellen eingehen? Welche Kontrollrechte hat der Pfandkommissar den einzelnen deutschen Zoll- und Steuerkassen gegenüber? Was geschieht, wenn diese Absichten divergieren?

Schließlich: was geschieht ganz allgemein, wenn Deutschland gegen seine Verpflichtungen verstößt. Wer verfügt, ob etwaige Minderzahlungen, Versäumnisse oder Verstöße als absichtlich oder unabsichtlich betrachtet werden müssen, als wesentlich oder unwesentlich? Wer beschließt Gegenmaßnahmen und wie sollen sie beschaffen sein? Wer entscheidet außerdem, wenn eine der beteiligten Parteien darüber Klage führt, die jetzige Durchführungs-Organisation des Dawes-Plans sei unpraktisch oder schädlich und wenn sie andere Mechanismen an ihre Stelle gesetzt wünscht?

Das Register der Fragen ließe sich vermehren, aber ich fürchte, daß schon das bisherige etwas lang ist. Es hat auch gar keinen Sinn, zu sehr zu detaillieren, — hier, wo es sich weniger um genaue Darstellung handelt, als um einen Versuch, das Endergebnis zu werten, — das Ergebnis, wohlgemerkt, nicht nur des Londoner Disputs, sondern der ganzen Reparationsregelung, so wie sie jetzt vorliegt, als Summe von Dawes-Plan und Londoner Pakt.

Welches ist, in großen Zügen, das Ergebnis?

Man muß sich klar werden, was man erwartet, mit welchem stab man die Wertung vornimmt.

Es gibt Leute, die noch immer mit 1913 vergleichen, mit der Zeit, in der Deutschland unbelästigt und unbelastet dastand. Man kann nicht abstreiten, daß bei solchem Vergleich, — bei Erwägungen, wie die Dinge stünden, wenn wir diese verfluchten Reparationen überhaupt nicht hätten, — jede Regelung ziemlich gleichmäßig niederdrückend ist. Dieser Vergleich der Sentimentalität, mit dem gewisse Propagandisten ihre schwindelhaften Erfolge beim kleinen Mann erzielen, muß leider aber außer Betrachtung bleiben.

Man kann ferner mit dem Zustand vergleichen, der vor der Ruhrbesetzung herrschte. Es ist festzustellen, daß dieser Zustand summenmäßig, — also was die Quantität der Geld- und Güterlieferungen anbelangt, die Herr Cuno damals nicht mehr leisten konnte, — fühlbar leichter war als die neue Regulierung. Er war aber schwerer in den Methoden; und es war außerdem ein Moratoriumszustand, der kaum lange vorgehalten hätte. Früher oder später wäre eine Rückkehr zum Traktat von 1921 erfolgt, und das wiederum war schwerer als der neue Pakt.

Man kann schließlich vergleichen mit dem gegenwärtigen Zustand, sowie mit dem reinen Dawes-Report.

Verglichen mit dem Micum-System, ist der Londoner Pakt eine wahre Erlösung. Er involviert nicht einmal im Normaljahr, geschweige in der Uebergangsperiode, die Kosten, die jetzt das besetzte Gebiet allein aufzubringen hat; und er beseitigt überdies den ganzen Strangulationsapparat, in den die Wirtschaft dieser Provinzen bisher eingezwängt war, er bringt wieder Luft und Bewegungsfreiheit, er beseitigt die Innengrenze und öffnet den Export. Verglichen mit dem Micum-System gibt es wahrscheinlich überhaupt nichts, was schlechter wäre.

Aber auch im Vergleich zum ursprünglichen Dawesbericht bringt der Pakt von London einige wesentliche Vorteile. Eine Verschlechterung kann ich überhaupt nur in einem Punkte finden: in der Erstreckung der Pflicht zur Lieferung von Farbstoffen, die nach dem Friedensvertrag schon im Jahre 1925 beendet wäre, bis zum Jahre 1928; und in der Erstreckung der Pflicht zur Lieferung von Kohle, Koks, Braunkohlenbriketts und synthetischem Dünger, die nach dem Friedensvertrag im Jahre 1930 enden würde, auf schlechthin unbegrenzte Frist. Aber es ist mildernd anzumerken, daß die Lieferung nur zu „handelsüblichen Bedingungen", zum Marktpreis demnach, verlangt werden kann, daß sie also mindestens vom Standpunkt des Erzeugers nur Export wie jeder andere darstellt, mit dem er möglicherweise sogar sehr zufrieden sein wird.

Abgesehen von diesem einen Punkt aber bringt der Londoner Pakt, nachdem es während der Verhandlungen oft ganz anders zu werden drohte, auch dem reinen Dawes-Plan gegenüber nur eine lange Liste von Verbesserungen, — allerdings von Verbesserungen, die teilweise schon ganz auf seiner Linie lagen, die er nur, aus diesen oder jenen Gründen, noch nicht näher zu präzisieren vermochte.

Vor allem enthält er, als entscheidende Neuerung, einen fast lückenlosen Ausbau des Schiedsgerichtsgedankens.

3.

Die Crux der ganzen Reparations- wie der Friedensfragen überhaupt ist bisher gewesen, daß die interessierte Partei zugleich Richter war.

Die Reparationskommission entschied und interpretierte; und da zwei von ihren vier Mitgliedern, Frankreich und Belgien, praktisch immer gleichmäßig stimmten, und da Frankreich zugleich den stimmbevorzugten Präsidenten stellte, war eine Entscheidung der Reparationskommission de facto stets identisch mit einer Entscheidung Frankreichs.

Für die Zukunft ist dieser Zustand nicht nur dadurch geändert, daß in allen Fällen, in denen über eine Verfehlung Deutschlands diskutiert werden soll, auch Amerika einen Vertreter in die Kommission entsendet, sodaß ein neues Stimmengleichgewicht entsteht; sondern auch dadurch, daß in allen wichtigen Fällen außerdem noch an neutrale Schiedsgerichte appelliert werden kann. In praktischer Beziehung läuft das darauf hinaus, daß die Reparationskommission, obwohl als technisches Instrument fortbestehend, als Entscheidungsinstanz nicht mehr existiert.

Das ist der Sieg des Schiedsgerichtsgedankens, von dem Macdonald in seiner Schlußrede sprach; und ich glaube, man hat Grund, seinen Stolz darauf zu würdigen.

Nicht weniger als zwölf Fälle zähle ich, in denen der Pakt solche Schiedsgerichte vorsieht; und zwar handelt es sich dabei sowohl um allgemeine Probleme als auch um Details auf den verschiedenen Gebieten. Zusammengenommen bilden sie, namentlich, da auch noch weitere Verfahren dieser Art vereinbart werden können, ein geschlossenes Netz, in das alle vorerst denkbaren Fragen fallen, die sich aus dem Pakt überhaupt noch ergeben können.

Es empfiehlt sich, da es noch nirgendwo geschah, eine Uebersicht darüber zu geben. Folgende Schiedsinstanzen sind vorgesehen:

A. Indexfragen.

1. Ad-hoc-Obmann für das Komitee zur Feststellung des Wohlstandsindex. Er soll in allen Fällen angerufen werden, in denen sich das paritätische deutsch-alliierte Komitee über irgend eine Frage nicht verständigen kann. Ernannt wird er von der Finanzabteilung des Völkerbunds, auf Verlangen Deutschlands muß es ein Neutraler sein.

2. Ad-hoc-Schiedskomitee zur Beschlußfassung darüber, ob die Meinung einer der Parteien richtig ist, daß der Kaufwert des Goldes sich um mindestens 10 v. H. geändert hat. Das Komitee wird vom Völkerbund ernannt.

B. Kontrolle der verpfändeten Einnahmen.

3. Ad-hoc-Schiedsrichter über die Auslegung der Kontrollbestimmungen, insbesondere über die Rechte des Kommissars. Er wird auf

Antrag vom Präsidenten des Internationalen Gerichtshofs im Haag ernannt und muß auf deutschen Wunsch Neutraler sein.

C. Transferierung und Sachlieferungen.

4. Dauer-Komitee aus drei unabhängigen und unparteiischen Schiedsrichtern, das über die Sachlieferungsprogramme für Deutschland in Streitfällen sowohl innerhalb der Reparationskommission als auch zwischen Deutschland und der Reparationskommission entscheiden soll. Wird durch Agrément der einstimmigen Reparationskommission und Deutschlands berufen, oder, mangels Einigung hier oder dort, durch den Präsidenten des Haager Schiedsgerichts. Der Vorsitzende muß Amerikaner sein.

5. Ad-hoc-Schiedsrichter für den Fall von Meinungsverschiedenheiten zwischen Transfer-Comité und Deutschland, darüber, welche Kategorien Daueranlagen in Deutschland erworben werden dürfen oder für welche Kategorien eine schon bestehende Erlaubnis rückgängig gemacht werden soll und dergleichen. Wird einstimmig von den Parteien, ernannt oder, mangels Uebereinstimmung, vom Haager Präsidenten. Auf deutschen Antrag muß er Neutraler sein.

6. Ad-hoc-Schiedsrichter für den Fall von Stimmengleichheit im Transfer-Comité wegen der Frage, ob Deutschland durch finanzielle Manöver die Transferierung erschwere. Es muß sich um einen Finanzsachverständigen handeln, der einstimmig vom Transfer-Comité gewählt wird, oder, mangels Einstimmigkeit, vom Haager Präsidenten.

7. Dreiköpfiges Ad-hoc-Schiedsgericht aus unabhängigen und unparteiischen Finanzsachverständigen für den Fall, daß die nichttransferierten Fonds bereits 5 Milliarden betragen und daß dennoch entschieden worden ist, es liege kein deutsches Manöver vor. In diesem Fall kann die Minorität an das Schiedsgericht appellieren, das entweder einstimmig vom Transfer-Comité gewählt wird, oder, mangels Einigung, vom Haager Präsidenten. Der Vorsitzende muß Amerikaner sein.

D. Räumungsfragen und Amnestie.

8. Der Ständige Gerichtshof im Haag soll angerufen werden, wenn sich zwischen Deutschland und den Alliierten, oder innerhalb der Alliierten, irgendwelche Meinungsverschiedenheiten über die wirtschaftliche Räumung oder die vereinbarte Amnestie ergeben.

E. Allgemeine Fragen.

9. Dreiköpfiges Dauer-Schiedsgericht mit fünfjähriger Amtsdauer für alle Fragen, die sich zwischen Reparationskommission und Deutschland in bezug auf den Pakt erheben werden. Jede Partei ernennt einen Beisitzer, der Obmann wird gemeinschaftlich ernannt, oder, mangels Einigung, vom Haager Präsidenten.

10. Dreiköpfiges Ad-hoc-Schiedsgericht für den Fall, daß eine Partei beantragt, den Dawesplan wegen schlechten technischen Funktionierens ohne Verletzung seiner wesentlichen Grundsätze zu ändern. Kommt die Reparationskommission zu keinem einstimmigen Ergebnis oder erklärt sich Deutschland nicht damit einverstanden, so wird das Schiedsgericht dieser drei unabhängigen und unparteiischen Sachverständigen angerufen. Sie werden durch allseitige Einstimmigkeit oder durch den Haager Präsidenten ernannt.

F. Verfehlungen und Sanktionen.

11. Dreiköpfiges Dauer-Schiedsgericht, bestehend aus unparteiischen und unabhängigen Personen, für den Fall, daß eine Entscheidung der Reparationskommission darüber, ob eine deutsche Verfehlung vor-

liegt oder nicht, und ob sie absichtlich und wesentlich ist oder nicht, nicht einstimmig erfolgt ist. Die Minorität kann an das Schiedsgericht appellieren. Es wird für die Dauer von fünf Jahren einstimmig durch die Reparationskommission, mangels Einstimmigkeit, vom Haager Präsidenten ernannt. Der Vorsitzende muß Amerikaner sein.

12. Der interalliierte Gerichtshof im Haag wird angerufen, wenn nach erfolgter Verfehlungserklärung keine Einigung zwischen den Alliierten über etwaige Sanktionen erzielt werden kann, oder falls sich aus etwaigen Sanktionen Streitigkeiten in bezug auf die Priorität ergeben, die dem Dienst der 800-Millionen-Anleihe eingeräumt ist.

Ich höre die Einwände der Pessimisten.

Sie sagen: wer garantiert uns, daß der Völkerbund oder der Präsident des Haager Gerichtshofs unparteiisch ist? Wer garantiert uns, daß die Schiedssprüche nicht durch Gewaltakt beseitigt werden? Wer garantiert uns in den Fällen 6, 7, 11 und 12, in denen Deutschland von der Mitbestimmung über die Schiedsrichter ausgeschlossen ist, daß die einstimmige Wahl der „Feindausschüsse“ nicht auf befangene Personen fällt? Und warum ist Deutschland in diesen Fällen nicht ebenfalls zur Appellation berechtigt?

Darauf läßt sich völlig befriedigend nicht antworten.

Aber ich sehe nicht, was man verliert, wenn man wenigstens versucht, ein unparteiisches Votum zu erhalten. Ich sehe nicht ein, was man verliert, wenn man wenigstens abwartet, ob irgendein Beteiligter wagen wird, sich offen gegen Schiedssprüche aufzulehnen. Verschlechtert wird dadurch sicher nichts. Und ganz offen herausgesagt bin ich der Meinung, daß, wenn in den Fällen 6, 7, 11 und 12 ein restlos einstimmiges Votum aller übrigen Staaten schon vorliegt, deren Interessen, wie sich bisher gezeigt hat, in solcher Lage nie identisch sind, — daß dann ohnehin keine große Aussicht bestände, von irgend einem sonstigen Schiedsrichter ein gegenteiliges Urteil zu erwirken, und daß dann das formale Recht — das Recht, wohlgemerkt, im Rahmen des Paktes, nicht irgendwelches Moral- oder Naturrecht, — vermutlich tatsächlich auch auf Seite derjenigen sein wird, die trotz widerstreitender Interessen und trotz vielfacher Kopfzahl zu ungeteilt einhelligem Ergebnis kamen.

## 4.

Man soll sich durch das Geheul nicht irremachen lassen und dem lieben Gott dankbar dafür sein, daß er endlich einmal eine Situation hat wachsen lassen, in der sogar die Deutschnationalen werden sagen müssen, was sie eigentlich wollen. Biser haben sie immer nur gesagt, was sie nicht wollen.

Für uns ist der Londoner Pakt ein Erfolg, der überraschend viel größer geworden ist, als selbst in Traumstunden angenommen worden war. Nach der Räumungsperiode, die am 1. September beginnt und deren letzter Rest am 6. Dezember beendet sein muß, wird das Wirtschaftsregime im gesamten Besatzungsgebiet wieder

rein deutsch und autonom. Alle Strafen und Verfahren gegen Private, außer solche wegen Mord, werden aufgehoben. Alle Ausgewiesenen können zurückkehren. Spätestens in Jahresfrist wird auch das Militär abrücken. Das Reparationssystem ist großenteils kommerzialisiert, gegen Sanktionen auf Grund von Zahlungsmankos — die selbst schon unwahrscheinlich genug sind, — ist eine dreifache Barriere errichtet, in Form der amerikanischen Vertretung in der Reparationskommision, das Schiedsgericht für den Fall, daß eine Verfehlungserklärung nicht einstimmig erfolgt ist, und des Schiedsgerichts für den Fall, daß nach rechtswirksamer Verfehlungserklärung keine Vereinbarung über Sanktionen erzielt werden kann. Die Anleihe ist, wenn nicht de jure, so doch de facto gesichert, ihr — unwahrscheinliches — Scheitern würde übrigens die Möglichkeit bieten, sich noch nachträglich aus allen Arrangements wieder zurückzuziehen. An Stelle des bisherigen Parteispruch-Systems ist ein System neutraler Schiedssprüche kodifiziert. Alle Kosten der Besatzung und der Kommission sind nicht mehr gesondert, sondern aus dem Reparationstopf zu bestreiten. Ueberdies ist das dringende Ansinnen abgeschlagen, irgendeine dieser Verbesserungen mit besonderen Handelsrechten zu bezahlen, für die bevorstehenden Handelsvertragsdebatten ist keinerlei Terrain geopfert.

Wird das Trifolium Hergt-Tirpitz-Westarp wagen, dies alles in die Brüche gehen zu lassen?

Sie werden es nicht wagen, wenn keine Drehung und Deutung an der verfassungsrechtlichen Lage gestattet wird, wenn nicht gestattet wird, die innerdeutschen Gesetze, die, bis zum Monatsschluß jetzt noch zu erlassen sind, mit geringerer als Zweidrittelmehrheit rechtsgültig zu erklären. Die einzige Sorge, die uns bewegt, ist die Möglichkeit, daß die Notwendigkeit der Zweidrittelmehrheit vollkommen oder zum größten Teil weginterpretiert wird. Das würde ein neues Entschlüpfen einer Opposition ermöglichen, die endlich zum offenen Bekenntnis zu zwingen innerpolitisch fast ebenso wichtig ist, wie es außenpolitisch wichtig ist, die Reparationsfrage endlich zu regeln.

Aber ich hoffe, daß keine unbegründete Angst und keine Bequemlichkeit dazu verleiten wird, diese nie wiederkehrende Chance zu verspielen. Es ist auf lange Zeit die letzte Chance, einer Partei, die fast ausschließlich mit außenpolitischer Propaganda ausschließlich innenpolitische Absichten verfolgt, die Wässer der Aufwieglung ein für allemal abzugraben. Wenn als Nebenprodukt des Londoner Paktes auch diese Wirkung noch erreicht werden kann — und sie kann es, sogar ohne besonderen Trick, sie kann es, wenn man die Dinge nur so läßt, wie sie sind, — so wird nicht nur das außenpolitische Trümmerfeld einigermaßen aufgeräumt sein, wir werden auch der verpesteten inneren Atmosphäre einen sehr hygienischen Luftverbesserer appliziert haben.

# STAATSGERICHTSHOF — AUCH DU?

Der Staatsgerichtshof in Leipzig wurde ins Leben gerufen, als die tödlichen Schüsse auf Walter Rathenau der deutschen Republik zeigten, in welche Gefahr sie geraten war, geraten nicht zuletzt dank einer Justiz, die mit geradezu frivoler Beharrlichkeit denjenigen Milde und Nachsicht angedeihen ließ, die offen und heimlich die Messer wetzten, um dem jungen Staatsgebilde den Todesstoß zu versetzen. Der Reichskanzler Wirth hatte damals, wohl in seiner schönsten Stunde, den Satz geprägt: Der Feind steht rechts! Er wurde von der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes wie eine Erlösung empfunden. Endlich der Wille zu einer Tat!

*

Der Staatsgerichtshof hat sich in den zwei Jahren seines Bestehens mit mancherlei Nichtigkeiten beschäftigen müssen, Zeit und Kraft verschleudert an Dinge, die seiner nicht würdig erscheinen dürften, wenn die ordentlichen Gerichte eben jene Garantie böten, in politischen Prozessen objektiv zu sein. Von diesen Nichtigkeiten abgesehen, hat der Staatsgerichtshof in drei wichtigen Fällen so entschieden, daß das Urteil wie eine Strafe aussah. Der Mord an Rathenau, das Attentat auf Scheidemann, der Parchimer Fememord sind nicht nur an den Tätern, soweit man ihrer habhaft werden konnte, gesühnt worden, es kam bei diesen Prozessen auch zu einer gewissen Aufhellung der politischen Hintergründe, aus denen die Verbrechen wuchsen. Dafür war dem Staatsgerichtshof zu danken, damit schien er den Nachweis seiner Notwendigkeit erbracht zu haben, da gerade auch hier der wunde Punkt war, wo die ordentlichen Gerichte an chronischem Unvermögen krankten. Glatt versagt hat der Staatsgerichtshof in der Unschädlichmachung völkischer Geheimorganisationen. Der so wichtige Prozeß gegen die Organisation des Herrn Ehrhardt, der Aufklärung in die dunklen politischen Vorgänge der letzten Jahre bringen könnte, scheint auf 99 Jahre vertagt zu sein. Roßbach und Ehrhardt, zwei Schwerbelastete, sind den Händen des Staatsgerichtshofes entglitten. Der eine ist unter seltsamen Umständen aus dem Untersuchungsgefängnis spaziert, der andere ist sträflicherweise entlassen worden: beide just in dem Augenblick, als von Bayern her ein neues Pütschlein gedreht werden sollte. Daß der Arm des Staatsgerichtshofes nicht nach Bayern reicht, die eigentlichen Zentren politischer Verschwörungen von ihm also nicht berührt werden können, macht seine Tätigkeit unzulänglich, wenn nicht gar zur Farce. Jedoch liegt hier die Hauptschuld bei der Reichsregierung und jenen Parteien, die die Machtbefugnisse des Staatsgerichtshofes auf Bayern nicht auszudehnen wagten. Auf alle Fälle ist das Betätigungsfeld völkischer Geheimorganisationen nicht aufge-

ackert worden, die anfänglichen Versuche sind längst eingestellt, dafür hat sich der Staatsgerichtshof seit einigen Wochen mit einem Eifer auf die Verfolgung kommunistischer Umsturzpläne gestürzt, der ihm alle Ehre machen könnte, wenn er, mit gleichen Machtbefugnissen ausgestattet, den gleichen Fleiß auch bei der Verfolgung rechtsradikaler Umsturzpläne an den Tag gelegt hätte. Die Urteile, die in den letzten Wochen gegen Kommunisten verhängt wurden, müssen stutzig machen. In drei Prozessen an die 150 Jahre Zuchthaus und Gefängnis gegen kaum zwei Dutzend kommunistische Arbeiter: das erscheint als ein so erschreckend hohes Strafmaß, daß wohl die Frage berechtigt ist: Staatsgerichtshof, wohin geht die Reise?

*

Wir reden der Taktik kommunistischer Parteistrategen nicht das Wort. Wir sprechen der Republik nicht das Recht ab, sich gegen Gewaltstreiche, woher sie auch kommen mögen, zu wehren. Das wird jeder Staat tun, wie er auch beschaffen sein mag. Auf diese Abwehr muß eine Partei eben gefaßt sein, sie mag ihre Taktik danach einstellen. Zum Moralisieren ist da kein Platz. Trotzdem muß der Republik gesagt werden, daß die Wege des Staatsgerichtshofes ins Verhängnis führen müssen, denn seine jetzige Praxis läuft darauf hinaus, jene Rechtsungleichheit, von der das Land befreit werden sollte, zum bleibenden Bestand dieser Republik zu machen. Was ist den mit so erschreckend hohen Zuchthausstrafen bestraften kommunistischen Arbeitern zur Last gelegt worden? In Stuttgart wurden im Herbst v. J. Handgranaten angefertigt, im Kreise Darkehmen wurde auf einem Gutshof ein Waffenlager geleert und in kommunistische Hände gebracht, in Potsdam wurden mit Hilfe von Reichswehrsoldaten Waffen aus den Kasernen gestohlen und bei kommunistischen Parteimitgliedern untergebracht. Die Gewehre und Handgranaten sind nicht losgegangen, niemand ist beschädigt worden. Aber sie sollen nach Behauptung des Gerichts der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens gedient haben. Deshalb die drei Prozesse, die hohen Zuchthausstrafen, das Absprechen der bürgerlichen Ehrenrechte durch den Staatsgerichtshof. Daß die Waffen den Beschuldigten nicht als Spielzeug dienen sollten, ist wohl selbstverständlich. Selbstverständlich ist auch, daß der Staat sich vor einer in Vorbereitung befindlichen Handlung zu schützen versuchen muß. Aber gerade deshalb erscheint das Urteil gegen die kommunistischen Arbeiter um so grausamer, weil in anderen Fällen, wo nicht nur eine vorbereitende Handlung, sondern eine ausgeführte Tat vorlag, Urteile in dieser Höhe und Härte nie, nie gefällt worden sind. Bei der Verurteilung des Potsdamer Waffendiebstahls fiel strafverschärfend ins Gewicht der Umstand, daß Angehörige der Reichswehr zum Ungehorsam und

Eidbruch verleitet worden sein sollen. Die Reichswehr aber dürfe als einzigste Stütze der Republik durch Machenschaften dieser Art nicht zermürbt werden. Richtig! Aber im Küstriner Putsch hat Major Buchrucker weit schlimmeres getan. Er hat in der ernstesten Stunde des Reiches zum todbringenden Streich gegen den Staat ausgeholt, die Regierung acht Tage lang auf ein Pulverfaß gesetzt und kam mit mehrjähriger Ehrenhaft davon, seine Komplicen blieben von der Verhaftung überhaupt verschont. In München hat Herr Ludendorff sich nicht nur Waffen verschafft, er hat mit seinen Mannen zum Hauptschlag gegen die Republik ausgeholt, das Reich krachte dabei in allen Fugen, mehr als zwanzig Tote blieben auf der Strecke. Er wird freigesprochen.

*

Zur Kritik herausfordern muß auch die Prozeßführung durch den Vorsitzenden des Staatsgerichtshofes Herrn Niedner. Er kam nach Leipzig mit dem Ruf, Demokrat, Republikaner zu sein, und fand es nicht geschmacklos, im Königsberger Prozeß die Fahne der Sowjetmacht einen — Schmutzfetzen zu nennen. Der Krach mit den Verteidigern war die Folge. In Leipzig bekannte der angeklagte Schütze Mehlhorn, daß in der Voruntersuchung der Potsdamer Staatsanwalt Gysae geäußert habe: Für ein solches Vergehen gehörten Sie eigentlich an die Wand gestellt. Niedner, der Vorsitzende des Staatsgerichtshofes, rügt ein solches Verhalten nicht, macht sich diese bösen Worte vielmehr zu eigen. Vorwegnahme des Urteils? Die Verteidiger behaupten es, protestieren, legen die Aemter hin, nachdem sie schon vorher — allerdings vergeblich — Herrn Niedner wegen seines Verhaltens in Königsberg als befangen abgelehnt hatten. Sollte Richter Haß auch in Leipzig seinen Einzug gehalten haben?

*

Der Staat will Ruhe und Ordnung zu seinem Aufbau. Er wird sie nur bekommen können durch Recht, nicht durch Häufung von Unrecht. Der Staat wird der kommunistischen Bewegung am allerwenigsten Herr werden können durch solche Urteile, wie sie soeben vom Staatsgerichtshof in Leipzig gefällt worden sind. Sie fordern zu Vergleichen heraus, reizen die Nerven, peitschen auf, schweißen die Front derer zusammen, die abgeschreckt werden sollen. Eine weise Staatspolitik sollte darauf bedacht sein, destruktive Elemente nicht immer neu zu beleben. Voraussetzung dafür ist eine Rechtsprechung, die nicht Haß, sondern Vertrauen erweckt. Der Staatsgerichtshof sollte diese lobenswerte Aufgabe erfüllen. Aber die Republik hat Pech mit ihrer Justiz. Auch du, mein Staatsgerichtshof, auch du?!

„Alle Welt spricht davon, wieviel die Menschheit durch das Christentum gewonnen habe. Was sie aber verloren, erfährt man nicht. Das Interesse an der Antike rechtfertigt sich heute nur noch mit geschichtlicher Wißbegierde: wir sollen die historischen Grundlagen unserer geistigen Bildung kennen lernen. Von absoluten Werten der klassischen Kultur wagen auch ihre Freunde nicht mehr zu reden. Kein Wunder, da wir die antiken Ideale nur durch die christliche Brille sehen und unter religiöser Empfindung nichts anderes mehr verstehen können, als das, was das Christentum daraus gemacht hat. Darum läuft auch das bestgemeinte Lob der vorchristlichen Gesinnung auf die Vorstellung hinaus, daß sie den hohen Idealen des Christentums und der Neuzeit in vielen Punkten schon nahe gekommen sei."

Also beginnt die Einleitung eines Buches von Walter F. Otto: „Der Geist der Antike und die christliche Welt" (Verlag von Friedrich Cohen, Bonn, 1923), eines Buches, das in seiner Durchführung den Beweis von der Minderwertigkeit der christlichen verglichen mit den antiken Werten zu bringen versucht.

Der Beweis ist dem Autor vollkommen gelungen: er hat es verstanden, die große Antithese Vornehmheit und Sklavengesinnung, die den Heiden von den Christen trennt, klar herauszuarbeiten. Dank seiner großen Kenntnis, nicht nur der Antike, sondern auch der christlichen Welt und ihres Schrifttums Paulus, Augustinus, Franz von Assisi, Pascal ist er imstande, den Christen bis in die geheimsten Schlupfwinkel seiner Psychologie zu verfolgen und ihn auf Minderwertigkeit auch dort zu ertappen, wo er sich bisher als Held und Meister drapiert, einer gläubigen Mitwelt aufgezwungen hatte. Die Kardinaltugend des Christentums, die Selbstlosigkeit, demaskiert Otto als Angstgefühl, das sich in einen Allerhöchsten rettet und sich vor ihm demütigt, oder auch den Nächsten „liebt" und der „Menschheit dient" — um von dem Anblicke des eigenen Selbst, von der Unruhe um dieses eigene Ich loszukommen. Nicht Selbstlosigkeit, sondern höchste, allerdings verschleierte, darum aber um so tieferere Ichsucht ist das Charakteristikum des Christen. Was wir als „moralisch" an ihm schätzen, ist nur moralisch dank eines zweitausendjährigen falschen Training: vom Standpunkte einer vornehmen Kultur aus gesehen, sind christliche Tugenden nur geschminkte Laster. Wer eine Bibel ohne moralischen Humbug und „make-belief" lesen will, dem empfiehlt Otto den Homer, der für ihn das Lehrbuch der natürlichen (im Gegenteil zur christlich-unnatürlichen) Frömmigkeit ist. „Kein Zerfallensein mit dem Leben und mit sich selbst treibt den homerischen Helden sehnsüchtig über die Welt hinaus zu einem Gott, vor dem alle Realität nur ein Schemen ist. Sein Gottesglaube ist die religiöse Interpretation der Wirklichkeit." Das Christentum aber ist wirklichkeitsfremd, weil der

Wirklichkeit nicht gewachsen; und der Wirklichkeit nicht gewachsen, weil einseitig moralisch besessen. Diese moralische Besessenheit stammt aus dem jüdischen Monotheismus, den selbst die liberale Theologie — der Autor hätte hinzufügen können, auch die offizielle deutsche Philosophie, besonders diejenige Hegels — uns als eine höhere Entwicklung gegenüber dem einstigen niedrigeren Polytheismus der Heiden darstellt. In Wahrheit ist es umgekehrt: der antiken Frömmigkeit des alten Heidentums erscheint der Begriff eines einzig wahren, meist eifernden und intoleranten Gottes höchst töricht, „genau so sinnlos und töricht, wie er auch dem Geiste unseres neuen großen Heiden, nämlich dem Goethes erschienen ist".

„Der Triumph des Christentums ist das traurigste Ereignis in der europäischen Geistesgeschichte" und „erst das Christentum hat das Böse in die Welt gebracht", meint unser Autor. „Verglichen mit dem Christentum ist selbst eine andere Müdigkeitsreligion, nämlich der asiatische Buddhismus, ein ehrlicher und mannhafter Weg zur Erlösung und Selbstverneinung" fügt er hinzu. Das sind schwere und schwarze Worte. Und doch spricht hier keiner der bekannten Schwarzseher, die auf die Weißgläubigen der Vorkriegszeit in so jähem Konjunkturenwechsel gefolgt sind: hier wird nicht in gelehrten Grabestönen der Untergang des Abendlandes beklagt, sondern dem Aufgang einer neuen Sonne der Päean gesungen. Gesungen von jemandem, der den Untergangs-Nihilismus überwunden und einen neuen Glauben sich wieder erobert hat, was freilich erst nach mannhaften Kämpfen und endgültiger Besiegung des alten Drachenglaubens geschehen sein kann. Hinter und über den Niederungen des Christentums, wo reuige Sünder sich selbst zerfleischen, oder ihren Selbsthaß mit dem Opium der Nächstenliebe betäuben; wo kleine Ameisenmenschen nach Glück und Genuß lechzen, oder sich durch Arbeit und Beruf alkoholisieren, erscheinen seinen trunkenen Augen wieder die Gipfel einer männlichen Weltauffassung, wie sie als letztes Preislied des untergehenden Heidentums die stoische Philosophie überliefert hat. Dieser Philosophie (die übrigens, mit Erlaubnis des Verfassers, auch schon Dekadenz von der Antike war) ist das wunderschöne Kapitel der „Adlerflug" gewidmet, das also schließt: „Das Christentum hat uns unfähig gemacht, die männliche Religion so stolzer Herzen zu verstehen. Hier findet man allerdings keine Zerknirschung, kein Indenstaubsinken vor der Heiligkeit des Unendlichen, kein Schmachten nach dem Glück, in Gnaden geliebt zu werden, nichts von dem Elend der Schwachheit, dem der Gedanke eines Erbarmers und Erretters aufsteigt. Hier ist Gott das Höhenerlebnis des größeren Ichs, nicht der Arzt und Tröster des niederen. Darum gilt er auch als der erhabene Bruder, Genosse und Begleiter des Mannesstolzes und der Tat. O Freiheit der Berggipfel, helle, kühle und leichte Luft der Höhen; du machst die starken Augen trunken von Klarheit, und deine wachen Wunder sind

tiefer als mystische Träume und ernster in ihrer spielenden Heiterkeit! Wie rein ragst du hinaus über den Dunsthimmel süßer Selbstpeinigungs- und Liebesqualen!" (p. 100.)

Solche Töne erinnern an Nietzsche: das ist gefühlte und nicht mehr gelehrte Antike. Und neben Nietzsche tauchen als die geistigen Ahnen unseres Autors die anderen beiden deutschen „Hellenen", Hölderlin und Goethe, auf, sie, die schon vor unseren Tagen den unheimlichen Nazarenern den Krieg erklärten und darum unverstanden vom deutschen Volke in die Ewigkeit eingegangen sind. Auch jener philosophische Erzfeind des Christentums, der als solcher der Freund und Meister Goethes war, ist dem Autor als Bundesgenosse willkommen, jener große und einsame Denker, dem weder Einsamkeit noch Krankheit den gütigen Blick für diese Welt rauben konnten und der seiner eigenen Judenreligion gegenüber erklärte, daß alles Gute und Wahrhaftige von der „Laetitia" (der Heiterkeit) begleitet würde und daß die „Abjectio", die Selbstverwerfung, dem Reiche der Falschheit zuzuweisen sei — Baruch Spinoza. Spinoza, Hölderlin, Goethe und Nietzsche haben das weibliche Ich, das kleine Selbst, das ängstliche Ego, um deren Heil die christliche Religion besonders und ausschließlich besorgt war, überwunden und uns wieder auf das große, das männliche, das siegreiche Ich hingewiesen, dem einst die Vergangenheit gehörte und dem, nach Ueberwindung der christlichen Selbstflucht und Selbstsucht, auch wieder die Zukunft, eine Zukunft der Selbstzucht, gehören könnte und sollte. Eine Zukunft aber, die jenseits von Antike und Christentum steht und die, obwohl idealer Gestaltung, doch gereinigt von allem Glauben ist.

Das größte Hindernis für diese Zukunft ist und bleibt freilich das Christentum. Es hat, wie Otto richtig bemerkt, „den Jenseits-Glauben heute frei gegeben, um seine diesseitigen Werte desto stärker zu betonen": es wird darum direkt kultur- und lebensfeindlich, es geht dem Besten erst heute mit ungebremster Brutalität zu Leibe. Walter F. Ottos Buch ist das Buch eines Sehenden und Wissenden inmitten einer blinden, hoffnungslosen Zeit. Es ist besonders bezeichnend, daß dieser Ruf nach Klarheit, Besinnung und Männlichkeit aus dem weiblichen, verworrenen, hysterischen Deutschland heraus ertönt. Wenn auch nur einige Deutsche sich als erste der Europäer wieder auf die Männlichkeit besinnen und der Wildheit und Schwächlichkeit, die nach Otto „die Pole einer und derselben Konstitution" sind, ein Ende machen würden, dann könnte wirklich noch „an deutschem Wesen (und von deutschem Wesen!) die Welt genesen". Aber wir wollen nicht frühzeitig hoffen und glauben, auch nicht einmal da, wo wir lieben. „Glaube, Liebe, Hoffnung" sind ja auch weibliche und christliche Tugenden, und zum Manne von heute gehört nur jenes Weib, das der Gegensatz aller Gläubigkeit und alles Christentums ist — die Skepsis.

II.

Moskau, 5. Mai 1896.

Bin in Moskau eingetroffen. Habe im Hotel „Dresden“ ein Zimmer für 450 Rubel genommen. Abgeschlossene Wohnungen von 3—4 Zimmern in der unteren Etage kosten 300—600 Rubel. Ein paar Pferde mit Wagen — 700 bis 1200 Rubel. Ich arbeite nicht und unterhalte mich mit Leuten, die mir gerade in den Weg kommen. Ich liebe das Geräusch, den Verkehr, die Masse. Mir wird das Vergnügen an dieses Leben durch den Gedanken vergällt, daß ich schreiben muß, aber was muß ich schreiben?

*

9. Mai 1896.

Gutes Wetter. Kleine Wolken. Ausfahrt des Zaren. Bleibe im Hotel „Dresden“. Bei mir im Zimmer sehe ich einige Bekannte. Sah selber aus Schuwalows Wohnung zu. Das Volk begann sich um 5 Uhr morgens einzufinden. Es fiel allen auf, daß der Kaiser sehr bleich aussah und straffe Haltung bewahrte. Während der Ausfahrt hielt er beständig die Hand am Mützenschirm und schien sehr in sich gekehrt. Die Kaiserin-Mutter wurde sehr herrlich vom Volke begrüßt. Sie hätte beinahe geschluchzt, als der Kaiser bei der Iwerskaja vom Pferde stieg und herantrat, um ihr aus dem Wagen zu helfen. Die Tochter Kriwenko's hörte im Hause, von dem aus sie zusah, wie die Amerikaner über diesen Pomp spotteten. Sie machten giftige Bemerkungen und sagten, es wäre „märchenhaft“.

*

Der preußische Prinz Heinrich ist unzufrieden, weil ihn niemand an der Bahn empfangen hat.

*

Die Krönung des Zaren war um 7½ Uhr in der Uspenskikathedrale; die Feier endete um 12 Uhr 45 Minuten. Abends sah ich mir die Illumination an. So stand ich 6 Stunden in der Kirche und lief abends noch 2 Stunden in den Straßen umher. Schlief sehr gut und erwachte heute viel frischer. Wladimir Anatoljewitsch hatte im Tempel dem Kaiser seinen Purpurmantel so eifrig zurechtgezogen, daß ein Stück der Ketten Andrei Perwoswannys, die der Kaiser trug, riß. Der Kaiser sprach das Bekenntnis „Ich glaube“ wundervoll, das Gebet aber hastig, unsicher. Die „Nowoje Wremja“ veröffentlichte das Gebet, das Paul Petrowitsch gesprochen hatte. Ich hatte es hingeschickt und riß es aus einer Broschüre über die Krönung Pauls I. heraus, da ich glaubte, es würde dasselbe Gebet bleiben. Aber man hatte es stark gekürzt, um dem Kaiser das lange Knieen zu erleichtern. Viele sind unzufrieden über die Gnadenerlasse und die Belohnungen, aber es gibt viele Zufriedene.

Die Ssasonowa erzählte, daß die teuerste Schüssel vom ehemaligen Königreich Polen gespendet wäre: 24 000 Rubel. Auf dieser Schüssel ist ein Löwenfell mit abgehauenen Krallen dargestellt. Anscheinend ein Symbol. Weshalb nur das Fell und nicht der ganze Löwe?

*

18. Mai 1896.

Nach Erzählung sind bei der Verteilung der Krüge und bei der Bewirtung der Menge fast 2000 Menschen erdrückt worden. Den ganzen Tag wurden Leichen fortgetragen, das Volk gab ihnen das Geleit.

Der Weg ist ganz ausgefahren. Die Polizei erschien erst um 9 Uhr, das Volk aber hatte sich schon um 2 Uhr versammelt. Behr hatte einige Male die Verteilung der Krüge in der Presse angekündigt, und in einer Nacht trafen auf der einen Moskau—Kursker Linie mehr als 25 000 Menschen ein. Welche

Menge! Und welches Unglück! Die Verteiler warfen die Geschenke in die Luft, das Publikum fing sie auf. Ein Weib sagte: fast 2000 Menschen wurden erdrückt. Ich sah einen 15jährigen Knaben in roter Bluse daliegen, einen lieben Jungen! Hinter ihm rief ein dreißigjähriger Bauer empört aus: „Ich würde die Mutter verprügeln, die solche Kinder hingehen läßt. Bis zum 20. Jahre hätte man niemanden hingehen lassen dürfen. Siehst du, ihn gelüstete nach einer solchen Kleinigkeit! Einen dieser Krüge kann man in zwei Wochen für 15 Kopeken kaufen." —

Wer hat denn gewußt, daß ein solches Unglück hereinbrechen wird? Viele Kinder waren da. Man hob sie in die Höhe, und sie retteten sich über Köpfe und Schultern weg. Ich habe keine anständigen Menschen gesehen. Dort liegen lauter Arbeiter und kleine Händler", sagte ein anderer. Mit Recht wird gesagt, man hätte nichts unter das Volk verteilen sollen. Wir leben nicht mehr in den alten Zeiten, wo eine Menge von 100 000 Menschen eine Seltenheit war. Etwa eine halbe Million Menschen kamen zusammen, man hätte das voraussehen müssen. Um 3 Uhr 20 Minuten fuhren der Kaiser und die Kaiserin, von Zurufen empfangen, durch die Twerskaja. Soweit ich beobachten konnte, war keine Feindseligkeit unter dem Volke zu bemerken. Der Hofminister Woronzow meldet um 9 Uhr selbst dem Kaiser, daß laut Gerüchten 2000 Menschen erdrückt worden seien und fuhr dann hinaus, um an Ort und Stelle die Gerüchte zu prüfen. Man sprach, der Zar würde unter dem Eindruck dieses Unglücks nicht auf dem Volksfest erscheinen. Trotzdem kam er. Ich verließ eben, gegen 2 Uhr, die Chodynka, als er zum Schlosse Peters fuhr. Dies Unglück hatte die festliche Stimmung getrübt, und den Kaiser sehr bedrückt. Was hat er wohl gesagt? Und was hat er gedacht! Noch gestern im Theater war er so fröhlich. Welch' Gesindel sind doch die Polizisten! Allesamt. Wo die hohe Gesellschaft durchfährt, werden schon 2 bis 3 Stunden vorher Plätze in Ordnung gebracht, man stellt Schutzleute in ununterbrochener Kette auf, Kosaken usw., aber an das einfache Publikum, an das Volk, wird nicht im geringsten gedacht. Wie sich die Seele in einem empört! Ich habe einen Aufsatz über die Krönung geschrieben und erhielt heute die Korrektur, doch nach allen Vorfällen schäme ich mich noch, in dem Tone, in dem ich geschrieben habe, zu reden.

Heute findet im Schlosse Peters ein Diner für die Aeltesten statt. Der Tod der Zweitausend wird ihren Appetit kaum steigern. Einige Leichen wurden zum Polizeirevier, gegenüber dem Hause des General-Gouverneurs, gebracht, nach dem Twerskoi-Platz. In Moskau wird alles einfach gemacht. Man erdrückt, verprügelt die Leute und führt sie dann ruhig, bei Tageslicht, nach den Revieren. Wieviel Tränen werden heute in Moskau und in den Dörfern geweint werden! Zweitausend Menschen — selten mäht eine Schlacht soviel Opfer hin! Unter den früheren Herrschern ist nie etwas Aehnliches vorgekommen. Die Krönungstage waren immer grau, und die Regierung — farblos, ruhig. Diese Krönungstage sind hell, leuchtend, heiß . . Auch bei der Regierung wird es heiß hergehen — ganz gewiß. Wer wird daran verbrennen, und was wird verbrennen? — Verbrannt wird sicher vieles werden, doch wird auch vieles neu aufsprießen! Ach, wie nötig hätten wir ein ruhiges Wachstum!

Der Kaiser hat für jede verwaiste Familie tausend Rubel gespendet. Dem Kammerherrn Durassow habe ich heute scharf meine Meinung gesagt, als er erklärte, es wäre unnötig gewesen, den Kaiser von den Todesfällen zu unterrichten. Es sind — 1138 Menschen umgekommen. Morgen werden auf dem Wagankow-Friedhofe die Leichen zur Schau gestellt, um ihre Namen festzustellen usw.

Bei den nächsten Krönungen — wenn überhaupt noch welche stattfinden werden — wird es keine Zarengeschenke und Krüge mehr geben. Dies war die letzte unentgeltliche Verteilung gewesen. Heute hat man die Verteilung der Gedenkmünzen in den Kirchen untersagt. Bei der vorigen Krönung wurde in einer Kirche der Altar vom Volke umgestürzt, und der Priester mußte sich in die Fenstervertiefung am Altar retten.

Viele wünschen, der Kaiser möchte den Ball in der französischen Gesandtschaft nicht besuchen, d. h. mit anderen Worten, die Botschaft solle den Ball des Unglücks wegen aufschieben. Der Kommandeur der Kavalleriegarde Schipow sagte: „Lohnt es sich solcher Bagatelle wegen den Ball aufzuschieben? Solche Dinge pflegen bei Krönungen immer vorzukommen.“ Graf P. A. Schuwalow besuchte den Ball nicht.

Wie widerlich Bogdanowitsch ist, mit seiner Heuchelei, Weitschweifigkeit, Scheinheiligkeit und seiner unleidlichen Wichtigtuerei! Was redete er heute? Und wie friedlich bei ihm Scheinheiligkeit, Frömmigkeit mit der hochmütigsten Ausschweifung zusammenleben! Doch diesen Menschen fürchten noch viele.

Pöbel, auch das gebildetste — bleibt immer Pöbel. Gestern entstand während des feierlichen Schauspiels in den Pausen — an den Tischen am Buffet ein furchtbares Gedränge. Bei Unglücksfällen bricht immer eine verzweifelte Panik aus.

Wer ist am Unglück schuld? Das Fehlen von Anordnungen. Die Polizei glaubte an das Volk, an Ruhe und Ordnung. Wlassowsky hatte gesagt, 100 Kosaken und Schutzleute genügten.

*

Ich war heute auf dem Chodynkafelde. Ueberall sind dreieckige Pavillons aufgebaut, alles wurde illuminiert, was nur möglich war. Es wurden Matrosen engagiert, die auf der Spitze des Spasskyturmes elektrische Birnen anbringen sollten; auf dem Wege der Einfahrt des Zaren wurden Pavillons für Delegationen errichtet, aber die Brunnen wurden nicht verdeckt, der Graben neben den Baracken, in denen Geschenke verteilt wurden — nicht verschüttet . . . Ich war heute dort und habe mir die Erzählungen angehört. Die Baracken sind in einem scharfen Winkel zum Graben dicht nebeneinander errichtet. Zwischen ihnen blieb Raum für 2 Menschen. Vom Barackenwinkel bis zum Graben, der 70—80 Schritte breit ist, sind es 26 Schritte. Der Graben ist sandig und sehr tief. Zwei Brunnen waren mit halbverfaulten Brettern verdeckt. Ein Herr erzählte, er habe dem Mitglied der Stadtverwaltung, Below, und dem Dumaarchitekten gesagt, man solle die Brunnen zuschütten, doch schenkte man dieser Warnung keine Aufmerksamkeit. Aus dem 10 Ssashen tiefen Brunnen (er wurde während der Ausstellung 1882 gegraben) wurden 28 Leichen herausgezogen. Heute morgen hat man 8 Leichen herausgeholt, es sollen noch Tote unten liegen. Durch die Zeitungen wurde angekündigt, man solle sich von der Twerskaja her versammeln. „Wenn man uns gesagt hätte von Wagankowsky her, würden wir auch von dort gekommen sein, uns ist es doch gleichgültig, dort sind nicht solche Gruben, und dort war auch während der Verteilung viel Raum.“ Die ganze Schuld liegt daran, daß man vor 10 Uhr mit der Verteilung begann, während sie erst zwischen drei und vier Uhr stattfinden sollte. Viele schliefen, aber kaum hatte sich das Gerücht von der Verteilung verbreitet, als alle auf einmal dorthin stürmten, in die Gräben und Brunnen gerieten, zu Boden stürzten, und aus den toten Körpern begann sich eine Brücke zu bilden. DerAufstieg von den Gräbern zu den Baracken ist steil wie bei Festungswerken; die Baracken, die 25 Schritte vom Graben entfernt sind, stellten geradezu eine Festung dar, die gestürmt werden mußte. Wer den Graben glücklich überschritten hatte, drängte sich an die Baracken heran. „Hilfe! Rettet, oh, ah!

Tränen, Verzweiflung. Hunderte von Kosaken, die auf der gegenüberliegenden Seite der Baracken aufgestellt waren, ließen Personen durch, die nichts haben wollten und nur flehten, man möchte sie durchlassen. Andere stiegen über Zäune, die 50 Ssashen entfernt waren und einen Teil der Baracken vom anderen trennten. Auch auf der anderen Seite der Baracken versammelte sich die Menge. Einer erzählte: „Es war wie eine Verschwörung. Neben mir drängten sich zwei 16 jährige Mädchen. Man hatte uns in den Durchgang gestoßen. Ich sagte: „Wir wollen die Mädchen herausziehen. Aber man erwiderte: Wozu sind sie denn hierher gekommen! Ich bemühte mich, die Arme

auszustrecken, da schrie man: „Stoß doch nicht. Nur mit Mühe bin ich herausgekommen. „Und die Mädchen?“ fragen wir. — „Sie wurden erdrückt. Ich sah ihre Leichen.“ Ein anderer, ein Kwaßhändler, erzählte: „Ich hatte mich fast bis zu den Baracken durchgedrängt. Von den Baracken aus begann man zurückzudrängen, ich fiel rücklings in den Graben und rollte hinab. Ich schreie, strecke meine Hände aus. Jemand reicht mir die Hand, ich beginne zu klettern, ließ aber dabei die Hand los und flog in eine andere Grube. Man fiel rücklings irgendwohin.“ „Wo waren die meisten Leute?“ — „An den Durchgängen. Da stellte man sich auf Schultern, kletterte unter den Dächern der Baracken hindurch ins Innere und von dort auf die Dächer, riß Bretter herunter. Man hörte Schreien und Stöhnen. Ich lief fort.“ Gegen 8 Uhr sind viele fortgegangen. Die Körper türmten sich immer höher. Um 9 Uhr kam die Polizei. Man räumte die Toten weg; bespritzte sie mit Wasser — erwachten sie nicht, schleppte man sie fort und schichtete sie in drei Reihen auf, wie „Holz ssashenweise“ sagte jemand.

Der Kaiser begegnete einer der Fuhren auf der Twerskaja, stieg aus seiner Equipage, trat heran, sagte etwas und setzte sich mit gesenktem Kopf wieder in den Wagen. Die Stimmung ist sehr ernst, man schimpft.

Man erzählt, die Betrunkenen wären am Graben noch mit Schnaps bewirtet worden. Dann hatten sich noch Barfüßlerscharen eingefunden. Man beschuldigte Wlassowsky (gestern sprach man davon, daß er sich erschießen wollte, doch soll sein Adjutant seine Hand weggestoßen haben, und so schoß er statt dessen in ein Bild (nichts von allem ist wahr), doch hat er auch nur einen Kopf. Drei Chefs. Der Großfürst Wladimir ist mit Woronzow verfeindet und stellte kein Militär zur Verfügung. Auch Ssergius wollte Woronzow nicht anerkennen, — und nun hat man das Resultat! In der Bevölkerung heißt es nun nicht mit Unrecht, daß die Menge absichtlich so aufgestellt wurde! Man hat Fallen gestellt, Wolfsgruben gegraben!“ Der Kaiser solle doch hinfahren und sich jetzt diese Gruben und diese Brustwehren ansehen. Er würde dann Bescheid wissen, wie seine Untertanen die Festung seiner Geschenke stürmen mußten. Diese Schluchten des Herrn Behr müssen historisch werden. „Die Behr’schen Schluchten!“ Man hat ohne Ueberlegung gehandelt. Aber dafür hat es auch jemand verstanden, die Krüge im Auslande zu bestellen und den Auftrag zu einer Auslandsreise zu erhalten, um sich die Verfertigung der Krüge anzusehen. Wenn man erwägt, daß 400 000 Krüge bestellt wurden und jeder 10 Kopeken kostete, daß es dazu ferner noch für 5 Kopeken Süßigkeiten gab und endlich die magere Broschüre „Volksfest“, dann kosteten die Geschenke in allem — höchstens — 60 000 Rubel. Die Polizei aber kostete viel mehr! Andere Vergnügungen und Theatervorstellungen, für die 90 000 Rubel angesetzt waren, haben im Vergleich damit gar nichts gekostet. Ueberhaupt wurde hier alles von den Beamten kopflos vorbereitet, die während der Illumination ihre Wohnungen mit Orden in Lampenform geschmückt hatten. „Sie wollen dem Kaiser zeigen, welche Orden sie zu erhalten wünschen“, witzelte jemand.

Auf dem Wagankowfriedhofe lagen die Leichen in Särgen und ohne Särge. Alles war aufgedunsen, schwarz, und ein solcher Gestank verpestete die Luft, daß den Angehörigen, die ihre Kinder und Verwandten suchten, übel wurde. Eine Frau erzählte mir: „Ich habe meinen Bruder nur an der Stimme erkannt.“

•

Wenn man je sagen konnte: „Cäsar, die Toten grüßen Dich!“ so hätte es gestern geschehen können, als der Kaiser auf dem Volksfeste erschien. Auf dem Platze schrie man Hurra, sang „Gott erhalte unseren Zaren“ und einige hundert Ssashen weiter lagen Hunderte noch nicht weggeräumte Tote.

•

9. Juni 1896.

Mit Tschechow eine Woche nach dem Unglück auf dem Wagankow-Friedhofe gewesen. Die Gräber waren noch frisch; die Kreuze standen wie Soldaten schon in Reih und Glied, größtenteils sechseckig, aus Fichtenholz. Es wurde ein langer Graben gegraben, die Särge wurden nebeneinander gestellt. Ein Bettler erzählte, man habe die Särge in drei Reihen übereinander gestellt. Die Kreuze — sind 1 oder 2 Arschin voneinander entfernt. Man liest Bleistiftaufschriften, wer da beerdigt ist, zuweilen mit der Erklärung: „Sein Leben währte 15 Jahre, 6 Monate", oder „sein Leben währte 55 Jahre". — „Herrgott, nimm seine Seele in Frieden hin". — „Die Umgekommenen auf dem Chodynkafeld". An einer Stelle „Die Umgekommenen". „Plötzlich Verstorbene". „Die Stunde Deiner Leiden hat geschlagen, Gott hat Dich von Deinen Leiden erlöst". Auf den Kreuzen sieht man Bildnisse der heiligen Mutter Gottes und auch des Erlösers. An einem Kreuze — ein Halskettchen der Verunglückten mit silbernem Kreuzchen. „Gottes Dienerin Anna, Maria und Jungfrau Warwara, umgekommen am 18. Mai. Vom Tula — Gouvernement, Bogorodsky-Kreis", alle drei unter einem Kreuz.

*

In Moskau herrscht große Bewegung unter den Arbeitern. In Petersburg streikten fast 20 000 Arbeiter. Die Ankunft des Kaisers in Petersburg soll sich deshalb verzögert haben.

(Fortsetzung folgt)

---

KARL OTTEN

## DER EINBRECHER-VERLEIH

Wenn du, freundlicher Leser, jene kurze Nachricht flüchtig schauernd oder staunend vernimmst, daß in der Leipziger Straße ein Konfektionshaus ausgeräumt, in der Martin-Luther-Straße eine Wohnung ihres Inhalts an Silber, Schmuck, Kleidern und Pelzen beraubt, dick von Zärtlichkeit gepanzerten Geldschränken ihr kostbarer papierner Inhalt abgezapft wurde, der sich aus Milch und Wurst, Maschinen, Automobilen und Radiosprechern hineinkristallisierte, so überlegst du dir schwerlich, welche Mühe dieser Triumph des Menschen über die materialisierte List und Angst des Mitmenschen verursacht.

Welche Fülle von Vorarbeit geleistet werden mußte, um alle Gefahren zu überwinden, als da sind: Grausamer und komischer als alles in der Welt, der Zufall. Dann das leise Geräusch, das den Ahnungslosen zum Spürhund verwandelt, beim Knacken der Behälter, beim Oeffnen der Riegel, beim Abtransport der Ware, beim Erklettern der Fassaden, beim Durchwaten der Kanäle, Durchschleichen der Keller, Korridore, auf denen Fahrräder, Stühle, Porzellan des Eindringlings harren, um ihn klingelnd und krachend zu begrüßen.

Kehrst du aus dem Bade heim in deine still und muffig verdämmernde Wohnung und findest sie leerer und ausgeräumter als

deine weitgehende Sorgfalt im Kampf gegen Motten sie schon herrichtete, Schränke und Koffer, Kisten und Verschläge ihrer Schätze und Teppiche beraubt, so überfällt dich Verzweiflung und Mutlosigkeit . . . wie war das nur möglich? Doppelschloß, Alarmglocke, der Nachbar und Hausmeister . . . nichts hat genützt.

Wir leben in einer geordneten Welt, hinter oder besser unter der sich eine zweite, nicht weniger geordnete verbirgt, die in unsere Ordnung einbricht, sie angreift und zu zerstören trachtet.

Diese abgewandte, dunkle, unbekannte Welt, von der ein unangenehmes Gruseln manchmal herüberweht, stellt einen festgefügten Staat im Staate dar, der von der Polizei mit diplomatischen Vertretern bedacht, seinerseits wiederum Polizei aufstellt, Manöver im Stadtgelände unternimmt, Kläger, Richter und Angeklagte eisernen Gesetzen unterwirft, Befehlshaber und Untergebene, Händler und Zwischenhändler, eine eigene Sprache und Signale, Zeitungen, Börse und Versammlungen hat.

Alles wie bei uns. Diese Welt ist freier als die unsere, sofern ihre Bewohner nicht von den Mauern der Zuchthäuser umdroht auf den Tag der Freiheit oder des Ausbruches lauern.

Die Seele dieser unserer unsichtbaren, jenseitigen Mitmenschen verbirgt sich im Dunkel, schwingt in mit unseren groben Instinkten unmeßbaren Schattierungen, als kämen sie aus einer anderen Dimension.

Keinerlei Ressentiment, keinerlei Bindung nach oben, an Gesetz, Convention, Hemmung, wie sie Civilisation, Staat, Kirche erfanden. Sie verteidigen ein einziges Gut: Ihre Freiheit.

Am Leben liegt ihnen weniger.

Ich verstehe die Romantik meines Freundes Donald, der, ein phantastisches Kind voll hemmungsloser Einfälle, zynischer Faulheit und unbändigen Freiheitsdurstes, von unzähligen Berufen gemartert, von Lehrern, Maschinen, Geistlichen und Unmenschen gefoltert, freiwillig aus diesem geordneten Tanzsaal des wohl temperierten Walzers zu den Negertänzen, Boxkämpfen, Irrfahrten der Verbrecher wechselte. Aus metaphysischem Sportbedürfnis den Kragen, das Symbol des anständigen Normalmenschen ablegte und mit dem blassen Karl, dem Zirkusemil und deren Damen in Kellern, Mansarden, Hinterhaus-Tanzböden zusammenkommt, um dort die rauchige aber doch klarhitzige Luft mit jenen zu atmen, die in die Stunde den Tag, in einen Tag ein Leben pressen und es hinschleudern mit dem Elan eines Menschen, der nichts zu verlieren hat.

Dort fühlt Donald sich wohl. Er spricht ihre Sprache, singt ihre Lieder, dort freut er sich fern von Europa und doch nahe seinen

Büchern, die Langeweile vergessen zu können. Bei Menschen, die nicht wissen, wie stark sie sind. Deren rauhe Zärtlichkeit, Hingabe und verzweifeltes Leiden zur Größe eines dunklen Dramas ansteigt, bei dem das Stichwort unhörbar, die Spieler im heiligsten Ernst das Aeußerste hergeben, was Leidenschaft vermag.

Seit einigen Wochen hat sein selbstgewähltes Exil tiefere Bedeutung gewonnen. Es ist ihm gelungen, die zersplitterten Leistungen der einzelnen Heroen zu einer geordneten und nützlichen, ja ökonomisch sinnvollen Einheit zu verschmelzen.

Donald besitzt als weltgewandter, witziger und boshafter Europäer die Eigenschaft eines Magneten. Er zieht Menschen an sich und leitet ihnen aus seinem Strom von Energien und Ideen eine Ader, eine Injektion, einen Reflex seines Wesens zu, der die Atome ihres Willens, Denkens und Erinnerns amalgamiert, anders lagert, lockert.

Seinem erfindungsreichen Hirn entstammt die Idee des Einbrecher-Verleihs.

Die bürgerliche Welt leidet unter würgender Geldnot.

Da sind abgearbeitete Kaufleute, Fabrikanten, Gelehrte, die aufs Land fahren müssen, neue Kräfte zu sammeln zur neuen Schlacht.

Da sind bekümmerte Familienväter, deren Frauen und Kinder oder gebrechliche Eltern nach Gastein, Heringsdorf oder Tirol müssen, wollen sie anders nicht in Siechtum verfallen.

Aber niemand von diesen geplagten, übermüdeten, nervösen Arbeitern hat Geld, um diesen dringendsten aller Wünsche befriedigen zu können. Donald hat die Lösung gefunden. Er hat seine dunkle Garde mobilisiert, in Trupps eingeteilt, denen er Listen und Pläne der Wohnungen und Geschäfte seiner bürgerlichen, so viel Güte nicht ahnenden Freunde übergab.

Heute ist jeder Mensch gegen Einbruch versichert. Alle Versicherungsgesellschaften zahlen nach Erledigung der Formalitäten als da sind: Einbruch, Feststellung des Tatbestandes durch Polizei und Detektivs, Erhebung der Anklage und deren logischer Einstellung, zahlen, und das ist die Hauptsache: b a r. Donald, immer hilfsbereit, empfindsam für fremdes Leid, läßt bei seinen bargeldlosen bürgerlichen Freunden einbrechen und bleibt als der Gott der Diebe und des Finanzministeriums bescheiden im Hintergrund. Niemand ahnt den Weg der milden Hand.

Auf diese Weise ist allen geholfen. Ins Unabsehbare fast erstreckt sich der Segen seiner radikalen Erkenntnis: Die Waren verbilligen sich von Tag zu Tag, Eisenbahn und Bäder sind überfüllt, die Versicherungen werden von Kunden überrannt, die schreien „Mir auch"! Und die Zeitungen brauchen die Tage der sauren Gurken nicht zu fürchten.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Augustwoche

Der Deutsch-französische Handelsvertrag, ursprünglich von den Franzosen als Entgelt für beschleunigte Ruhrräumung gedacht, ist bisher nicht zum Abschluß gelangt. Da Frankreich in der Räumungsfrage keine nennenswerten Konzessionen gemacht hat, ist dieser Trumpf deutscherseits nicht aus der Hand gegeben worden. Es bleibt also möglich, daß sich der Handelsvertrag dereinst noch einmal als ein wertvolles Kompensationsobjekt für die Erlangung von Zugeständnissen auf anderen Gebieten erweisen wird. Vorläufig harrt dieses heikle Problem noch der Lösung. Frankreich selbst, sein eigener Wirtschaftskörper, ist daran, was läufig übersehen wird, weniger interessiert. Der Güteraustausch zwischen Deutschland und dem Frankreich alten Umfangs hielt sich vor dem Kriege ziemlich die Wage. Das handelspolitische Uebergewicht lag sogar eher bei Frankreich. Im Jahre 1913 hat Deutschland für 583 Millionen Mark Waren aus Frankreich bezogen, dafür aber Werte von 789,9 Millionen Mark seinerseits nach Frankreich exportiert. Das Austauschverhältnis hat sich erst dadurch beträchtlich verschoben, daß Elsaß-Lothringen — wirtschaftlich sehr eng mit dem übrigen Deutschland verflochten — an Frankreich fiel. Dieses Land ist seiner ganzen Struktur nach auf den Absatz nach Deutschland angewiesen. Würde hier ein Riegel vorgeschoben, so müßte die Produktion des Landes zu einem großen Teil verkümmern, es sei denn, daß ihr mit Hilfe von Staatssubventionen ein Ueberspringen der Zollbarrieren ermöglicht würde. Der Eifer Frankreichs, seinem Schützling den Markt offen zu halten, ist also durchaus verständlich. Das Wirtschaftsproblem Elsaß-Lothringen zerfällt in drei Hauptteile: in eine Kali-, eine Erz- und eine Textilfrage. Bezüglich der Textilien liegen die Dinge ziemlich kompliziert und es wird vielleicht schwierig sein, einen Ausgleich zwischen den widerstreitenden Interessen hüben und drüben herzustellen. Was das Erz anbelangt, so wäre es schon erheblich leichter, den Gegensatz in Harmonie zu wandeln, sobald erst die deutsch-französische schwerindustrielle Kooperation zustande gekommen ist, was nach Ansicht aller Eingeweihten nur eine Frage der Zeit sein kann. Damit wäre zugleich die Richtung für die zollpolitische Behandlung des Saargebietes festgelegt.

Wie rasch derartige Abreden der Interessenten zustande kommen können, hat sich in dem dritten Punkte gezeigt. Ueber Nacht beinahe, inmitten der Londoner Verhandlungen, ist der seit

Jahren umkämpfte deutsch-französische Kalivertrag abgeschlossen worden. Wiewohl die Mehrzahl der deutschen Tageszeitungen sich mit der Wiedergabe einer spärlichen Mitteilung des deutschen Kalisyndikats begnügte, ist dieser industriellen Uebereinkunft eine außerordentliche Tragweite beizumessen. Ihre Bedeutung ist einmal eine symptomatische. Nachdem sich die heftigsten Widersacher, die deutsche und die elsässische Kaliindustrie, die Hand gereicht haben, ist die Bahn für weitere Abschlüsse auf anderen Gebieten freier geworden. Sodann ist der Vertrag auch in wirtschaftlicher Beziehung von höchster Wichtigkeit. Er erstreckt sich zwar vorläufig lediglich auf den amerikanischen Markt, wo die Preisunterbietungen der Konkurrenten besonders ruinösen Charakter angenommen hatten. Aber es steht zu erwarten, daß die Verständigung über kurz oder lang auf die anderen Absatzgebiete ausgedehnt werden wird, sodaß eine völlige Restitution des deutsch-elsässischen Kalimonopols erfolgt. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die elsässische Kalipolitik bei weitem nicht so ziellos und töricht verfahren ist, wie es ihr die deutsche sehr zur Ueberheblichkeit neigende Syndikatsleitung (die inzwischen gewechselt hat) mit geringschätzigem Achselzucken vorzuwerfen pflegte. Es verdient sogar Anerkennung, daß die elsässischen Werke, auch dann, als sich infolge der politischen Uebermacht die Gelegenheit dazu geboten hätte, darauf verzichtet haben, den Teil von Süddeutschland mit ihrem Erzeugnis zu überschwemmen, der geographisch ihnen näher lag, als der Mitteldeutschen Kaliindustrie. Sie haben statt dessen, freilich auch unter völliger Vernachlässigung des innerfranzösischen Marktes, alle ihre Kräfte angespannt, um auf dem Weltmarkt, insbesondere in den Vereinigten Staaten von Amerika, dem deutschen Wettbewerb das Feld streitig zu machen. Unter der kostspieligen Parole „Absatz um jeden Preis" ist es den Elsässern schließlich gelungen, ihren Anteil am amerikanischen Geschäft, der ursprünglich nur ca. 5% betrug, auf 33⅓% und mehr heraufzuschrauben, sodaß den deutschen nur noch die restlichen 66⅔% verblieben. Dieses statistische Verhältnis ist in dem Abkommen beinahe in vollem Umfange zu ungunsten von Deutschland wenn auch nicht verewigt, so doch auf vorerst drei Jahre stipuliert worden, sodaß der Schaden groß genug bleibt, der aus der Nichtachtung der französischen Konkurrenz der deutschen Volkswirtschaft erwachsen ist. Wäre das deutsche Syndikat mit Hilfe von Preisunterbietungen dem elsässischen Kali in Amerika energisch zu Leibe gegangen, so hätten sich daraus vielleicht für den Augenblick Verluste ergeben, die schmerzlich gewesen wären; aber es wäre den elsässischen Kaliinteressenten dann nicht möglich gewesen, bei den Verhandlungen eine so stark gestiegene Absatzziffer zu repräsentieren, die von deutscher Seite respektiert werden mußte.

Wenn Deutschland seine Exportfähigkeit wiedererlangen soll, so muß ein doppeltes erreicht werden. Einmal sind die Zollschranken zu beseitigen, die von den verschiedensten Ländern in unerträglicher Höhe gegenüber den deutschen Waren noch aufrechterhalten werden. Das wird Aufgabe der Handelsvertragsverhandlungen sein, die im Januar nächsten Jahres einsetzen werden, weil dann Deutschland von den zollpolitischen Fesseln des Versailler Vertrags frei geworden sein wird. Zum anderen ist die Herstellung der Exportfähigkeit davon abhängig, daß das innerdeutsche Preisniveau auf eine angemessene Höhe zurückgeführt wird. Durch rücksichtslose Kreditpolitik kann ein solcher weiterer Preisrückgang bis zur Erreichung des Exportpunktes erzwungen werden. Durch Selbstdisziplin könnte aber eine Verbilligungsaktion in die Wege geleitet werden, ohne daß eine abermalige drückende Verknappung des Kredits unbedingt einzusetzen brauchte. Dabei kann es mit der Rationalisierung und Kalkulationsreinigung im einzelnen Betriebe nicht getan sein. In der Struktur der Gesamtwirtschaft müssen Veränderungen eintreten. Der Verteilungsapparat ist im Laufe der letzten Jahre ganz ungebührlich angewachsen, und die Rückbildung, die beispielsweise im Bankwesen ziemlich rasch sich vollzog, hat im eigentlichen Warenhandel erst bescheidene Fortschritte gemacht. Die Gewinnmargen des Zwischenhandels gehen im Groß- wie im Kleinhandel prozentual über den Friedenssatz noch sehr erheblich hinaus. Das lehrt die tägliche Beobachtung, und das ist neuerdings auch statistisch einwandfrei nachgewiesen worden.

Die Konsumenten wie vor allem die Produzenten neigen infolge solcher Hyperthrophie des Handelsstandes sehr leicht dazu, die Produktivität der Handelstätigkeit überhaupt zu negieren. Die Auffassung der Physiokraten, der Handel sei parasitär, ist auch in unserer aufgeklärten Zeit noch weit verbreitet. Dem Bauer will es nun einmal nicht in den Kopf, daß ein anderer an seinem Produkt mitverdienen soll, und er wird es schwerlich ganz begreifen, daß der Ertrag seiner Arbeit wesentlich geschmälert werden würde, wenn er selbst gezwungen wäre, sein Korn in der Stadt feilzuhalten und seine Kartoffeln pfundweise zuzuwiegen. Aber es ist nur natürlich, daß sich gegen ein übermäßiges Anschwellen des Handelsnutzens alsbald eine Reaktion geltend macht. In dieser Hinsicht sind die Bestrebungen sehr interessant, die vom Reichslandbund zwecks Ausschaltung des Zwischenhandels eingeleitet sind. Zunächst ist beabsichtigt, in Form einer Aktiengesellschaft in Berlin eine Brotfabrik der Landwirte zu errichten. Der Landbund will das ihm zur Verfügung stehende Getreide entweder in eigenen Mühlen, oder auf Grund von Mahlverträgen in fremden Mühlen vermahlen lassen. Die Brotfabrik in der Hauptstadt wird

dann die einzelnen Bäckereien beliefern, soweit sie sich verpflichten, das Brot zu den vom Landbund vorgeschriebenen Preisen mit bestimmtem, geringem Nutzen weiterzuverkaufen. Nicht weniger als 100 000 Brote sollen täglich hergestellt werden. Da der Berliner durchschnittlich in der Woche ein Brot vertilgt, heißt das, daß zunächst ein Drittel der gesamten Brotversorgung von Berlin vom Landbund in eigene Regie genommen werden soll. Aehnliche Projekte bestehen bezüglich der Belieferung mit Fleisch und Butter. In allen diesen Fällen wird freilich nicht der Konsument der Nutznießer sein. Sondern die Agrarier haben den lebhaften Wunsch, auf diesem Wege ihren eigenen Profit zu vermehren. Sie versprechen sich von dieser Neuorganisation sogar einen nicht geringen materiellen Erfolg. Was sie nicht hindert, nebenher den Ruf nach Schutzzöllen nur umso lauter ertönen zu lassen.

Der Schiedsgerichtsgedanke, der bekanntlich auf Grund des Dawesgutachtens weitgehend bei der Regelung der Reparationsfragen in Anwendung gekommen ist, und danach den Ausarbeitungen der Organisationskomitees auch in den Gesetzentwürfen über Eisenbahn, Industrieobligationen und Reichsbank niedergelegt wurde, ist neuerdings von der internationalen Kaufmannschaft in beachtlicher Weise weiter entwickelt worden. Soeben verlautet von dem Abschluß eines Vertrages zwischen dem Deutschen Industrie- und Handelstag und den maßgebenden ungarischen Wirtschaftsorganisationen, wonach handelsrechtliche Streitigkeiten zwischen deutschen und ungarischen Kaufleuten unter Ausschluß des Rechtsweges künftig durch Anrufung einer deutsch-ungarischen Handelseinigungsstelle geschlichtet werden können. Diese Institution wird zunächst auf formlose Einigung der Parteien oder auf einen Vergleich hinarbeiten und nur bei Mißlingen dieses Versuches ein schiedsgerichtliches Urteil fällen. Ein gleichartiges Abkommen war vor etwa einem Vierteljahr bereits mit dem Dänischen Industrierat abgeschlossen worden. Mit den Staaten Nordwesteuropas und des Balkans schweben Verhandlungen in gleicher Richtung. Wer das internationale Warengeschäft kennt, wird ermessen können, welch außerordentlicher Fortschritt mit der Errichtung dieser Schiedsgerichte erzielt ist. Handelseinigungsstellen der beschriebenen Art, die in der Geschichte ziemlich ohne Beispiel sind und höchstens in dem Spezialabkommen westdeutscher Handelskammern mit den niederländischen Kammern einen Vorläufer haben, eröffnen, von den praktischen Konsequenzen abgesehen, auch in völkerrechtlicher Hinsicht neue, erfreuliche Perspektiven. Ist das ein Anzeichen dafür, daß im zwischenstaatlichen Verkehr nach dem Jahrzehnt des Unrechts das Recht wieder in Geltung kommt?

# GLOSSEN

## ALTE UND NEUE PRÜDERIE.

Im vergangenen Winter gabs in den Lokalredaktionen unserer hauptstädtischen Organe ein großes Rumoren. Die Carbidlampe des „Lokalanzeiger" hatte in einen Sündenpfuhl hineingeleuchtet, und bald wußten es alle: in einer Berliner Gemeindeschule wird unter Regie eines Junglehrers nacktgetanzt; der Rektor toleriert es mit wollüstig quellenden Augen, und auch der sozialistische Stadtschulrat hat sein Vergnügen daran. Ueber alle politischen und konfessionellen Schranken hinweg stiegen vereint inbrünstige Gebete empor, der liebe Gott möge alsbald das Moabiter Gemeinde-Gomorrha seinen geflügelten Kammerjägern zur Ausschwefelung übergeben. Es soll nicht verschwiegen werden, daß, von einer Ausnahme abgesehen, die demokratischen Blätter am nachdrücklichsten gebetet haben.

Wie sich die himmlische Instanz endlich entschieden hat, ist dunkel geblieben. Bekannt wurde nur, daß die weltlichen Behörden den jungen Mann von seinem Amt suspendierten. Er ging aufrecht und mit Protest als ein Vertreter des Fortschritts gegenüber der großen Koalition der Nachteulen und Astlochgucker, und unsere Sympathien sind bei ihm, obgleich er seitdem ein dickes Buch zu seiner Rechtfertigung veröffentlicht hat. Körperbildung — Nacktkultur. Von Adolf Koch. Verlag Ernst Oldenburg, Leipzig.)

Es ist ein typisches deutsches Malheur, daß so viele Menschen befähigt sind, umfangreiche Wälzer zu schreiben und so wenige nur ein ganz kurzes, ganz anspruchsloses Pamphlet, von dem aber jedes Wort ein paar Striemen hinterläßt. Man bedauert das umsomehr, wenn man den Verfasser im guten Recht weiß und nun sieht, wie er seine Position durch Weitschweifigkeit und Uebertreibung schwächt und wie die Wahrheit aufhört, Wahrheit zu sein, einfach, weil sie Theorie wird.

Der Junglehrer sagt also nicht: es ist besser, vernünftiger, gesünder, daß Kinder Tanzen und Turnen unbekleidet lernen, sondern: es ist rückständig und minderwertig, solches im bekleideten Zustand zu treiben. Und er chartert ein halbes Dutzend Kapazitäten, die diese Auffassung mit einigen Tragkörben voll ästhetischer und philosophischer Argumentation schwerfällig belegen. Damit wird eine verdienstliche Sache auf eine Ebene projiziert, wo nicht mehr Helligkeit gegen Finsternis steht, sondern Dogma gegen Dogma, Zelot gegen Zelot.

Man soll sich hüten, aus einem Riesenschwung oder einer Kniebeuge eine Gesinnung oder einen kultischen Akt zu machen. Ob ich das nackt, oder halb- oder ganz angezogen tue, ist eine Frage praktischer Erwägungen und nicht der Weltanschauung. Am Reck oder Barren empfinde ich mit Freude das Straffwerden meiner Muskeln und die wachsende Gelenkigkeit meiner Glieder, aber antike Reminiscenzen belästigen mich dabei nicht, und der berühmte „Rhythmus" ist mir schon völlig egal. Unsere „Lebensreformer" aber haben immer den unseligen Rhythmus vor Augen und fühlen sich als Griechen, wenn sie nur die Beinkleider abgestreift haben. (Wenn übrigens das Korsett, einst ein unwegdenkbares Inventarstück weiblicher Bekleidung, heute verschwunden ist, so ist das nicht ein Effekt reformerischer Philippiken, das hat die Mode in einer Saison fertig gebracht.)

Die Nacktheit ist nicht unser normaler Zustand und erst recht nicht der ästhetisch wohlgefälligste. Wir sind keine Hellenen. Es ist ein Unfug, die gesteigerte Idealität griechischer Statuen als Maß aller Körperdinge zu nehmen. Wir leben nicht bukolisch, sondern als gehetzte, berufsbebürdete Wesen mit Katarrhen und Krampfadern. Wir sollen das Manko unseres Leibes tapfer bekämpfen, das ist der Sinn gymnastischer Uebungen, aber dieses Manko eignet sich nicht zum Schauobjekt. Der Gott, der Wolle wachsen ließ, wird schon gewußt haben warum. An jedem Badestrand erfährt man es neu, daß es nicht nur eine Nackt-Kultur gibt, sondern auch eine Nackt-Unkultur.

So oft hört man es von braven Fortschrittspädagogen, aber harmlosen Menschen, die Halbwüchsigen müßten sich rechtzeitig an den Anblick des Nackten gewöhnen, um späterhin gegen alle Versuchungen des Fleisches desto besser gefeit zu sein. Tja. Die Nacktheit als Mittel zur methodischen Abstumpfung der Sinne. Das ist doch ein bißchen degoutant. Wie stumpfsinnig, wie reizlos wäre die Erotik ohne Ueberraschungen! Traurig wäre es um eine Jugend bestellt, der man diese entzückendste aller Sensationen rauben wollte.

Die alte Prüderie ging in Flanell und giftete sich über einen tiefen Busenausschnitt. Die neue Prüderie trägt nur einen Lendenschurz, wird aber grün und gelb vor Wut über einen koketten Seidenstrumpf. Prophete rechts, Prophete links. Dazwischen, bedenklich lüstern, dennoch wohltätig regulierend, die Erkenntnis der unsterblichen faunischen Bestie:

„Das Auge fordert seinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was auszukleiden,
Wenn man doch einmal lieben soll."

*Lucius Schierling.*

---

## WIE KÄMPFT MAN GEGEN UNRECHT?

Der Fall Fechenbach — wie oft haben wir es gelesen! — ist ein Faustschlag ins Gesicht der Gerechtigkeit. Hunderttausenden anständigen Menschen ist' so, als säße der Schlag in ihrem eigenen Gesichte. Was aber ist bisher geschehen, um zu retten, zu helfen, zu kämpfen, zu siegen? Das erreichte Resultat gibt die Antwort. . . . Auch im Kampfe gegen das Unrecht gibt es Erfahrung und erprobte Methoden. Und es wäre Zeit, daß sich auch die deutschen Kämpfer ums Recht ihrer bedienten, anstatt planlos, zersplittert, verzettelt ein aussichtsloses Kämpfchen zu führen. Auch hier können wir wieder einmal das Technische von Amerika lernen, die Mechanik des Kampfes für unschuldig Verfolgte. In der Union bilden sich in Fechenbachfällen sofort Komitees, besser gesagt Vereine, die den Namen des Verfolgten führen

und solange bestehen, bis er befreit ist. Diese Vereine vereinigen einmal alle Kräfte zu gemeinsamem Angriff, dann — zum Kriegführen gehört Geld — sammeln sie Beiträge zu einem Fonds, aus dem dann kostenlos Flugblätter und Broschüren über das ganze Land verbreitet werden. Sie zahlen davon die besten Anwälte, die zu finden sind, sie sammeln Material, Zeugen. Ueber den Fall Fechenbach sind sehr gute Bücher geschrieben worden. Sind sie ins „Volk“ gedrungen? Weiß der Durchschnittsbürger, worum es sich handelt, daß er, er selbst, durch dieses Urteil erniedrigt wurde? Hier müßte eine Fechenbachvereinigung ans Werk gehen. Wir hätten übrigens in Deutschland noch für ein paar andere Vereinigungen dieser Art Bedarf. Als Musterbeispiel gebe ich hier einen Aufruf der American Civil Liberties Union, Sektion Los Angeles wieder (diesmal kein spezieller Verein): „Helft, helft, helft! Würden Sie einen Dollar geben, um einen Waldbrand in ihrer Nachbarschaft zu löschen? Würden Sie einen Dollar geben, um einer Typhusepidemie in ihrer Nachbarschaft Einhalt zu tun? Wollen Sie einen Dollar geben oder mehr, um einer Epidemie von Pöbelgewaltätigkeit und Gesetzlosigkeit in ihrer Nachbarschaft Einhalt zu tun? Was ist Ihnen die Konstitution ihres Landes wert? Die Stadt Los Angeles hat sich von der Union losgesagt und hat sich unter die Kontrolle von Rebellen gestellt. Ein Gesindel von 50 Mann hat eine Versammlung der I. W. W. überfallen; es zertrümmerte alles im Saal, schlug in grausamer Weise die Zuhörer, warf ein kleines Mädchen in einen Kessel mit siedendem Kaffee, so daß das Fleisch teilweise von ihren Beinen weggekocht wurde. Dann verschleppten sechs Männer das Kind und teerten und federten es. Die Schuldigen spazieren frei in den Straßen herum, und ihre Opfer begegnen ihnen, kennen sie, können jedoch nicht erreichen, daß sie verhaftet werden. Die Jury hat einige von den Opfern vernommen, jedoch erklärt, daß sie nichts tun können, weil Teeren, Federn und Quälen von kleinen Mädchen kein Verbrechen ist. Wir haben an die Stadtbehörden immer wieder erfolglos appelliert. Stellen Sie sich vor, daß 50 I. W. W.-Leute in die Handelskammer eingebrochen wären und sechs prominente Bankiers geteert und gefedert hätten. Würde die Jury jedes Eingreifen ablehnen? Wir wenden uns an das Volk der ganzen Vereinigten Staaten, uns in unserem Bemühen zu unterstützen, um Los Angeles zur Union und unter die Konstitution und die Gesetze zurückzubringen. Wir sind eine Organisation von amerikanischen Bürgern, die an das Gesetz und die Konstitution unseres Landes glauben, vor allem auch an die Satzungen, die die Freiheit des Wortes, der Presse und der Versammlung garantieren . . . .“

Der Aufruf braucht nicht viel geändert zu werden, wenn man für Los Angeles Bayern setzt.

*Arnold Hahn.*

---

## BAYERISCHES GEFÄNGNIS-ALLERLEI

I.

Reisen ist interessant. Doppelt in Bayern, wo, wer politisch nicht völlig stubenrein scheint, leicht das Vergnügen haben kann, mir nichts, dir nichts aus heiterem Starnberger Regenhimmel auf ein paar Tage ins „Kittchen“ zu wandern.

II.

Wenn ein Gefangener zuerst in seine Zelle geführt wird, macht ihn der Aufseher pflichtgemäß auf ein schwarzes Büchlein aufmerksam, in dem sich die Haftvorschriften befinden. Darin gibt es auch einen Extraparagraphen über „die Reinlichkeit“. Da heißt es: „Der Gefangene ist zur

äußersten Reinlichkeit verpflichtet. Morgens muß er sich Hände, Gesicht und Hals waschen. Außerdem soll sich der Gefangene am Tage möglichst häufig die Hände waschen, vor dem Essen und nach der Benutzung des Aborts ist er dazu verpflichtet." So — die Vorschrift. Leider bekommt in bayrischen Gefängnissen ein Gefangener sein Waschnäpfchen mit einer Handvoll Wasser nur des Morgens, 10 Minuten lang, in seine Zelle.

Reinlichkeit? — Des Morgens läutet es. Dann muß man aufstehen. Zehn Minuten später kommt der Aufseher, schließt das Bett an der Wand hoch, während der Gefangene sich nunmehr das besagte Waschnäpfchen mit Wasser in die Zelle nehmen darf. Ich erwarte meinen Aufseher im Nachthemd. Erstaunte Frage: „Jo, warum ziegens denn nacha Ihre Kleider net an?"

„Weil ich noch kein Waschwasser hatte. . ."

Langes Schweigen. Auf dem Antlitz meines Cerberus' zeichnet sich der tiefschürfende Prozeß philosophischen Nachdenkens ab. Dann seufzt er tief. Er hat eingesehen, daß es nicht gut angeht, eine Disziplinarstrafe zu verhängen, nur, weil der Gefangene sich e r s t waschen und d a n n anziehen will. Resignierend murmelt er: „Na schön . ." und überläßt mich meinen sonderbaren norddeutschen Passionen.

III.

Aufseher sind eine tiefbeklagenswerte Menschenrasse. Ihr Verhalten den Gefangenen gegenüber wird von einem besonderen Paragraphen der Haftordnung bestimmt. „Ernst, gerecht und unparteiisch" sollen sie die Gefangenen behandeln. Duzen ist verboten. Doch solch ein Beamter hat es furchtbar schwer. Oftmals fühlt er sich irgendeinem Häftling gegenüber zu besonderer Freundlichkeit oder Höflichkeit veranlaßt. Da er aber „unparteiisch" sein muß, darf er sich das nicht herausnehmen.

Arme Menschen, die sich ihre eigenen Höflichkeits- und Freundlichkeitsregungen nicht erlauben dürfen. Ich besinne mich auf den Ausspruch eines Festungskommandanten, der den klassischen Satz prägte: „Ich bin dafür bekannt, daß ich mit meinen Gefangenen besonders m e n s c h l i c h u m s p r i n g e!" Was kein Dichter besser dichten könnte.

IV.

Man hatte im Münchener Polizeigefängnis verabsäumt, Fingerabdrücke von mir herzustellen. Nun war eben das Verfahren gegen mich eingestellt, meine Ausweisung aus dem lieblichen Lande Bayern beschlossen und mein Abtransport zum Bahnhof angeordnet worden. In letzter Minute sollte das Verabsäumte nachgeholt werden. Heftiger Protest von meiner Seite. Antwort: „Quatschen Sie hier keinen Unsinn!" Meinerseits Drohung mit dem Staatsanwalt, falls man mit Gewalt vorginge; ich sei nicht mehr Untersuchungsgefangener, also sei die Zumutung ungesetzlich.

Telephongespräch: Doch die politische Polizei „überläßt" es dem Erkennungsdienst, ob man mit Gewalt oder nicht . . .

Dann erfolgt der Umschwung. Freundlicher Versuch, mich zu überreden: „Also, gehn's, schaugns, wolln's Ehna net dooch Fingerabdrick machen lassen? Es ist doch bloß zu Ihrem eigenen Besten."

„Zu meinem Besten? Und warum?"

„Ja, schaugn's, wenn Sie da wieder nunterkummen und politisch tätig san, und dann kriegens eins uff an Kupp und bleibn liegen — jo, wenn wir dann keine Fingerabdrück net habn, dann könn' mer Ehna auch net identifitschieren: Do werdn's halt verscharrt. Dagegen, wenn wir de Fingerabdrück dahaben, nacha könn' mer Sü feststellen und dann werden dooch auch Ihre Angeherrigen benachrichtigt, no freili, des is doch ganz was anderes!"

„Dann will ich in Gottes Namen schon lieber verscharrt werden!"

Er, beinahe persönlich gekränkt: „Ja, wenn's net wollen, nacha . . ."

Und das war echtes Bayern!

*C. M.*

---

## FILM

### *Der Wettlauf mit dem Tode*

Aus einem mäßigen Roman des Sherlock Holmes-Papa Conan Doyle ward ein mäßiges, in den ersten Akten schwerfällig - ungeschicktes Manuskript gemacht. Schauspielerisch ist — bis auf den Helden Nigel Barrie — nichts Erhebliches geleistet. Aber in den letzten Akten gibt es Aufnahmen aus der grellbelichteten nordafrikanischen Wüste, wie man sie in Deutschland noch nicht sah. Wie hier die Monotonie des glühenden Sandes zur bewegten Landschaft wird, wie hier Menschen, von hoch oben her photographiert wimmeln, springen, rennen, wie hier Kamele mit schwerfällig - biegsamen und dennoch unendlich graziösen Bewegungen sich erheben, in langer Reihe traben, sich zur Ruhe legen und immer die Brücke zwischen Erde und Himmel bilden... das entlockt der Netzhaut unseres Auges eitel Entzücken. Da schließlich auch Spannung und Erregtheit in die Handlung kommen, ist in den letzten drei Akten alles aufgefunden, was wir im Film suchen, — vorausgesetzt, daß man rechtzeitig vor den albernen Schlußbildern flieht.

### *Gösta Berling*

Reißerische Reklame würde schreien: eins der größten Filmwerke aller Zeiten und Völker. Das ließe sich tatsächlich sagen, und deshalb wäre der Film leidenschaftlicher Beachtung wert... um so mehr aber, weil er zugleich einer der schönsten ist, die bisher Menschenwitz fertigte.

Trotzdem jedoch — und trotzdem Europas bester Regisseur Mauritz Stiller und herrliche schwedische Schauspieler diesen Film drehten, darf Kritik nicht kuschen. Denn es ist hier eine der größten Dichtungen unseres Zeitalters verfilmt worden; und diese Dichtung, bereits völlig in das genießende und bedenkende Bewußtsein der europäischen und angloamerikanischen Völker übergegangen, ward leider arg verkürzt, vergröbert, durch allerlei Zusammenziehungen und Kolportageelemente verzerrt... ohne aber hierdurch (in diesem Fall aber wäre es verzeihlich gewesen) ein filmisches Ganzes zu werden.

Man muß sagen: herrliche Bilder zeigt Stiller, Bilder, in denen Menschen und nordische Landschaft, Körperspiel und Innenräume zu atmosphärischer Einheit wunderbar verschmelzen, Bilder mit vollkommen bewegten Gruppen, rasenden Schlitten und Tieren, Bilder voll höchster mimischer Kunst und kompositorischer Schönheit. Aber immer fühlt man, wie der Zwang, sich an die Handlung des Romans zu halten, diese vorwärts und zurück und durcheinandergleitenden Geschehnisse der Dichtung optisch zu fassen, den

Künstler Stiller stört ... wie unzählige Titel dehnen und zerreißen ... und wie in abenteuerliche Spannung und schwedischen See- und Waldwinter die banale Intrige hemmend hereinbricht.

Der Film als Ganzes kann deshalb nicht gepriesen werden; wohl aber sind zu preisen die herrlichen Einzelbilder, die Gesichter der Menschen, die Gesellschaftsszenen und Interieurs und die Nachtszenen mit Flucht und Brand in der verschneiten Einsamkeit. Zu preisen ist, was Stiller aus den Schauspielern gelockt hat: vor allem die große Tragödin Gerda Lundequist als prunkhaft herrschende und dann auf den Landstraßen büßende Majorin von Ekeby, die liebliche Jenny Hasselquist, die lieblichere Mona Martenson und die lieblichste Greta Garbo. Auch der Gösta Hansons ist, wenn auch nicht der Gösta der Dichtung, so doch eine poesievolle und zugleich kräftige Figur, schwärmend und angeschwärmt, verludert und sich emporraffend. Die Episodengestalten sind, wie in den amerikanischen Filmen, nicht mäßige Statisten, sondern Typen, die den Phantasiegestalten des Regisseurs vollkommen gleichen.

Dieser Film ist nicht Selma Lagerlöfs melancholisch - resignierte Dichtung, die sich wie ein Mythos liest, sondern eine derbere, lärmendere, grobschlächtigere und am Schluß gartenlaubig versöhnliche Sache. Vergessen wir beim Anblick des Films, daß eine große Dichterin einst als junges Mädchen einen sehr männlichen Roman gleichen Namens schrieb, sondern erfreuen wir uns an Bildfolgen von hinreißender Bewegtheit und Schönheit, in denen wir gleichsam zufällig einige Gestalten und Illustrationen zu dem Roman der Lagerlöfin finden.

Und wieder ist warnend zu rufen: Verfilmt nicht Romane und nicht Dramen, sondern erfindet für den Film filmgemäße Stoffe!

*Kurt Pinthus.*

## TISCH MIT BÜCHERN

Leo Trotzki. Ueber Lenin. Material für einen Biographen. Neuer Deutscher Verlag. Berlin 1924.

Die Lenin-Literatur wächst ins Unermeßliche. Und trotzdem ist der Mann schon Legende geworden, um den, fern von allem Politischen, über das sich streiten läßt, schon bei Lebzeiten der Glanz des Heroischen war. So ist auch Trotzkis Buch, dem großen Gegenstand gemäß, ehrfürchtig. Es ist nicht Historie, nicht einmal ausgeprägt Tendenz. Trotzki sammelt eine Reihe von Episoden und Einzelzügen, manches unfertig trägt Notizbuchcharakter, aber das Verbindende ist immer Wladimir Iljitsch. Der Verfasser tritt zurück, er will nicht im Porträt eines Anderen sein eigenes malen. Er hat keine Autoreneitelkeit. Nur einmal, in der bösartigen und ungerechten Polemik gegen Wells regt sich ganz unvermittelt der alte Pamphletist. Da vergißt der Staatsmann plötzlich in ergötzlicher Weise seinen neuen Rang, und aus dem Mann des Schicksals wird im Nu der einstige Literat, der sich über das prätentiöse Auftreten eines Zunftkollegen ärgert. Aber wo er von seinem Helden erzählt, da trübt nichts das Bild. Wladimir Iljitsch vor und in großen Entschlüssen, Wladimir Iljitsch hoffend und bangend, scherzend und trauernd, das ist sein Thema. Einerlei, ob dieses Material einmal den kongenialen Biographen finden wird, hier scheint eines der großen Dokumente der Menschengeschichte vorzuliegen.

*c. v. o.*

Ludwig Winder: Hugo. Tragödie eines Knaben. Roman. (Rikola-Verlag, Wien.)

Winder schreibt klar, durchsichtig bei einer überströmenden Fülle an Expression. Vielleicht getrieben von allerlei innerstem Bekenntniszwang, hat er doch unentwegt das große

Tattwamasi vor Augen, das den Schilderer menschlichen Schicksals bestimmt, eine Gestalt in ihren Fassungs- und Aeußerungsgrenzen zu halten. Der Schmerz der Pubertät entläd sich nicht in Verworrenheit, er wird plausibel und tragisch im einfachen Ausspruch, vor allem aber durch den Mangel an Exzessivem, das in solchen Romanen sonst gepflegt wird.

---

## AUS CHAMFORTS ANEKDOTEN

Jemand versuchte, den Papagei der Frau von Nemours zum Sprechen zu bringen. „Geben Sie sich keine Mühe", sagte sie, „der macht den Schnabel nie auf." — „Wie, Madame, er spricht kein Wort? Schaffen Sie sich doch einen Papagei an, der wenigstens: Es lebe der König! rufen kann." — „Behüte," sagte Frau von Nemours, „den hätte ich heute doch nicht mehr, den hätte man längst zum Abgeordneten gemacht..."

*

Herr von Beauzée, ein Sprachforscher, ertappt, als er von der Akademie nach Haus kam, einen fremden Kavalier bei seiner Frau: „Sagte ich es nicht", jammerte der Liebhaber, sagte ich es nicht eben: es wäre an der Zeit, daß ich meiner Wege gehe!" — „Ginge, mein Herr, ginge muß es heißen!" sagte der Gelehrte vorwurfsvoll.

Dem heutigen Heft des „Tage-Buch" liegt das Inhaltsverzeichnis für das erste Halbjahr 1924 bei.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 33)



---




**Redaktion des „Tage-Buch"**: Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise**: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, letzte Augustwoche

Auf den Reichstag, der aus den Wahlen vom 4. Mai entstanden ist, wird jetzt von allen Seiten weidlich gescholten. Ein Verdienst hat er aber, das man ihm bescheinigen soll: er hat mit einigen Vorurteilen aufgeräumt. Leider nicht so sehr, wie möglich gewesen wäre. Verschiedene Enthüllungen sind deshalb unterblieben, weil die Abgeordneten, von denen oder für die man sie erwartet hatte, sich schweigend wie Denkmäler verhalten haben. Es gibt Leute, die so oft auf Kriegspostkarten idealisiert worden sind, daß sie Mühe haben, morgens vorm Spiegel an sich selber zu glauben. Man kann verstehen, daß sie nicht noch andere in ihre Zweifel stürzen wollen. Andere Abgeordnete aber mußten sich preisgeben. Dieser arme Präsident! Was hat man nicht alles über Führereigenschaften gehört, wie oft ist nicht das alte Beamtentum von der Rechten als die Brutstätte der Begabungen bezeichnet worden! Wenn Herr Wallraf unter dem alten Regime Staatssekretär werden konnte, ist das schlimm genug. Daß er unter dem neuen Präsident des Reichstages werden durfte, dafür kann zwar dieses Regime nicht, wohl aber die alten Regisseure, die jetzt wieder über die Bühne laufen möchten. Der nervöse, verärgerte und ungeschickte Reichstagspräsident, der die parlamentarische Weltgeschichte um zwanzig Stunden aufgehalten hat, ist hoffentlich ein schwererer Schade für die Deutschnationalen als für Deutschland.

Das Deutsche Reich wurde letzte Woche durch einen Privatbesuch des künftigen Präsidenten von Mexiko geehrt. Dieser Herr erfreute sich bis dahin völligen Unbekanntseins bei uns. Es soll darum auch kein Wort für oder gegen ihn gesagt sein. Er hat bei seiner Landung die Gewerkschaften begrüßt und in Potsdam das neue Gardedenkmal besucht; er hat also mindestens rasch verstanden, sich den deutschen Verhältnissen anzupassen. Dagegen scheinen die Anpassungsversuche, die man von deutscher Seite dem hohen Gaste vorgemacht hat, etwas unverhältnismäßig gewesen zu

sein. Die Zeiten, wo Herr Zimmermann das Sonderbündnis mit Mexiko gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika probierte, sind ja lange vorbei. Sollte man diesmal in Anbetracht der Verhältnisse etwa die Vereinigten Staaten von Mexiko so heftig gefeiert haben, um die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu ehren, in deren Tasche ja auch sonst mancherlei fließt, was aus Mexiko Gutes zu holen ist? Das wäre bedenklich. Denn ohne das Sprichwort vom Sack, den man schlägt und Esel, den man meint, hier etwa in anderer Beziehung zitieren zu wollen: dem Präsidenten von Mexiko dürften die Schläge zuviel geworden sein, und dem anderen sind sie bestenfalls gleichgültig, vielleicht sogar auch unangenehm gewesen. Es macht einen etwas kümmerlichen Eindruck, wenn man einen Mann, der selbst den privaten Charakter seines Besuches so nachdrücklich betont, derart heftig in Anspruch nimmt, um eine Freundschaft zu feiern, die zumindest etwas ferne liegt. Komisch, bei was für Gelegenheiten unsere Ehrenkompagnien aufziehen, und welche Anlässe benutzt werden, um die Politik der Freundschaft und des Friedens zu beteuern! Hoffen wir nur, daß die Verhältnisse in Mexiko sich nicht ändern. Es wäre wirklich hart, wenn dieser Aufwand an einen General verwendet wäre, den nachher ein anderer General am Besteigen des Präsidentenstuhles hindert. Wir haben uns mit Mexiko schon einmal lächerlich gemacht.

An der neuen Suche nach den Erzbergermördern, die von der ungarischen Polizei als Versteckspiel behandelt wird, hat sich wieder ein deutscher Kaufmann beteiligt, der schon vor drei Jahren die beiden Helden Schulz und Tillessen festgestellt hatte, als sie noch in einem Budapester Hotel wohnten und ihre Zeit zwischen Modemagazinen und „Mädchenpensionaten" teilten. Damals hat dieser Mann ohne irgendwelche Unterstützung durch die ungarischen Behörden, lediglich auf Grund der Zeitungsberichte dank seiner Aufmerksamkeit und Entschlußkraft die beiden Mörder erkannt, beobachtet, verfolgt und der Polizei so kenntlich gemacht, daß sie sofort hätten verhaftet werden können, wenn die Polizei nicht eben die ungarische gewesen wäre. Zur Belohnung für diese tapfere Tat mußte der Kaufmann auf dringendes Anraten der deutschen Gesandtschaft, die ausnahmsweise die Verhältnisse im Lande ihrer Arbeit zu kennen schien, seine Frau und ein eben geborenes Kind, sein Geschäft und damit die Grundlage seines persönlichen und beruflichen Lebens verlassen, weil ihm sonst ein ähnliches Schicksal widerfahren wäre, wie anderen Leuten, die gewagt haben, gegen Verbrecher und Verbrechen aufzutreten. Außerdem ist dieser Kaufmann Jude. — Er kam nach Berlin. Er ging von Behörde zu Behörde. Er versuchte, wenigstens einen Teil der auf die Ergreifung der Mörder ausgesetzten Belohnung zu erhalten. Alles war vergeblich. Ihm, der freiwillig und mutig der Deutschen Republik einen wesentlichen Dienst geleistet hatte und dafür hatte fliehen müssen,

konnte „amtlich" nicht geholfen werden. Er mußte von privaten Almosen leben. Er bekam keine Wohnung und keine Entschädigung. Trotzdem hat er den Glauben an die Republik nicht verloren. Nachdem er sich bei verbesserten Umständen seine Existenz in Budapest zurückerobert hatte, setzte er sie abermals aufs Spiel. Die ungarischen Behörden haben es ihm schon übel gedankt, daß er bereit war, die Erzberger-Mörder zu identifizieren. Was werden die deutschen Behörden tun?

Die „Süddeutschen Telephonapparate-, Kabel- und Drahtwerke A.-G." in Nürnberg haben in ihrem Betriebe ein Schreiben zirkulieren lassen, in welchem die Angestellten aufgefondert werden, sich unterschriftlich für die Durchführung eines Volksbegehrens auf W i e d e r e i n f ü h r u n g der f r ü h e r e n R e i c h s f a r b e n zu erklären. Auf eine Anfrage des Betriebsrates erklärte die Direktion, es handle sich dabei „nicht um eine politische Angelegenheit", sondern um eine notwendige geschäftliche Maßnahme, weil im gesamten Ausland, besonders in Uebersee, „als deutsche Fahne nur schwarz-weiß-rot bekannt sei." Dann heißt es weiter: „Die Abschaffung dieser Fahne hat dem deutschen Ueberseehandel unendlichen Schaden gebracht, es ist daher eine geschäftlich gebotene Maßnahme, diesen Schaden für die Zukunft zu verhüten, um dadurch den schwer darniederliegenden Ausfuhrhandel wenigstens durch die jetzigen Reichsfarben nicht mehr leiden zu lassen." Die Drahtzieher der Drahtwerke müssen vom Wesen des Ausfuhrhandels äußerst seltsame, heftig bayerisch abgefärbte Begriffe haben. (Ganz abgesehen davon, daß es höchst unzulässig ist, die Angestellten eines Betriebes in dieser Weise und zu solchem Zweck einzuspannen.) Der Ausfuhrhandel hängt von sehr vielen Dingen ab, von der Handelspolitik, von der Konjunktur, von der Qualität, aber nur nicht von der Flagge, unter der die Ware segelt. Oder wollen die Herren etwa jedem einzelnen Stück eine schwarz-weiß-rote Gösch einbrennen? Es ist komisch, zu beobachten, in was für phantastische Gefilde die berühmten „kühlen Kaufleute" geraten können, wenn sie anfangen, mit nationalen Zeitungsschreibern und abgetakelten Generalen zu wetteifern.

Dreimal hat im Laufe dieses Frühjahrs E. D. Morel, der hochangesehene außenpolitische Spezialist der Labour Party, den Premierminister im Unterhaus interpelliert über die u n e r l a u b t e  E r z e u g u n g  u n d  A u s f u h r  v o n  W a f f e n  i n  u n d  a u s  O e s t e r r e i c h. Zweimal hat MacDonald die Richtigkeit der Angaben Morels in vollem Umfange bestätigt. Nun hat Morel die Angelegenheit ein viertes Mal aufgerollt und die Frage gestellt, wie es zuginge, daß die österreichische Rüstungsindustrie mit Kenntnis des Liqui-

dierungsorgans, das unter der Kontrolle des Botschafterrates steht, entgegen dem Vertrag von Saint Germain, noch weiterhin Waffen produzieren und exportieren dürfe. „Diese Produktion," stellte Herr Morel in diesem Zusammenhange fest, „begann im August vorigen Jahres und noch im gleichen Jahre wurden große Mengen von Kriegsmaterial nach Jugoslawien, Polen und Rumänien exportiert. Im Mai 1924 wurden von österreichischen Fabriken zweitausend Maschinengewehre nach Jugoslawien geliefert und sehr viele Waggons Infanterie- und Artilleriemunition." Soweit Herr Morel. Die österreichische Regierung hat dazu in allen Tonarten geschwiegen. Sie scheint der Meinung zu sein, daß, wenn ein Land schon durch den Druck eines Friedensvertrages und sein geographisches Fatum zu lebenslänglichem Pazifismus verurteilt ist, es durchaus erlaubt sein kann, von dem Militarismus der anderen zu profitieren. So ist das arme, kleine Oesterreich, das bis zum Beginn der Aera Zimmermann immer ganz ehrpusselig versicherte, daß es nun auch wirklich, wirklich schon dreiviertel tot sei, über Nacht eine ansehnliche Waffenschmiede für die Kleine Entente geworden. Sollten allerdings die gelieferten Maschinengewehre doch einmal losgehen . . . Aber vielleicht sind bis dahin die Kontrollorgane endlich aufgewacht. Obgleich bekanntlich kein Schlaf gesünder ist als der kontrollierenden Instanzen.

Sport ertüchtigt, — macht er auch schön? Man könnte daran zweifeln, wenn man die illustrierten Sportblätter aufschlägt. Die Menschen, die uns hier einzeln, zu Dutzenden, zu Hunderten und zu Tausenden gezeigt werden, sind selten, höchst selten so, daß sie in unsere ästhetischen Wunschschemen hineinpassen. Fast könnte man das Gegenteil behaupten: sie liegen meistens auf der Minusseite der ästhetischen Koordinate. Die Weltmeister sind im allgemeinen eine Galerie von Häßlichkeiten, vom großen Dempsey angefangen bis zum Schnelläufer Nurmi. Dabei erstreckt sich die ästhetische Unzulänglichkeit keineswegs bloß auf die Gesichtszüge, auch die Körper sind weit, weit entfernt von der erwünschten Vollkommenheit. Ich muß gestehen, daß mir die Bilder in den Sportblättern meistens das größte Unbehagen bereiten. Erstens sind sie von einer erschreckenden Einförmigkeit. Man sieht immer wieder uninteressante rennende, schwitzende, springende Menschen, heute wie morgen, am abscheulichsten, wenn sie in ganzen Herden abgebildet sind. Zweitens sind diese Menschen alles andere als Kunstwerke der Natur. Und es entsteht die Frage, ob das alte Sportvolk der Hellenen bei seinen Athletenstatuen geschwindelt hat, oder ob tatsächlich der antike Sport imstande war, diese Edelmenschen zu bilden. Vorläufig ziehe ich den „geistlosen" Gesichtsausdruck, den man den hellenischen Standbildern von mancher Seite zum Vorwurf macht, dem Gesichtsausdruck der meisten unserer Sporthelden vor.

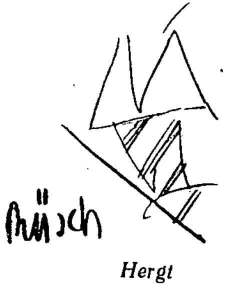
LEOPOLD SCHWARZSCHILD

# ZWISCHEN WELTBLOCK UND BÜRGERBLOCK

Wann immer der deutsche Reichstag in den letzten Jahren vor tragischen Entscheidungen stand, stets erlebten wir dasselbe von ihm: eine exzeptionelle Befähigung, auch die ernsteste Sache zu einem Ulk, bestenfalls zu einem Würfelspiel herunterzuentwickeln.

Daß auch diesmal die Partei, auf die es ankommt, wenige Stunden vor der entscheidenden Abstimmung noch keine Ahnung haben werde, wie sie schließlich abstimmen solle, durfte erwartet werden; es war, wenn es sich um Probleme des Friedensvertrags handelte, ja immer so; und das flammende Telegramm, entweder Pro oder Kontra, das fünf Minuten vor der Entbindung aus Pillkallen oder Neustrelitz im respektiven Fraktionszimmer eintraf, ist noch stets dazu berufen gewesen, mindestens ebensoviel Einfluß auf die abschließende Stellungnahme auszuüben, wie alle vorangegangenen Wehen des Gehirns.






*Hergt*

Aber wenn es schon lächerlich genug ist, daß eine Partei, deren öffentliche Reden niemals von Zweifeln angekränkelt waren, in der Entscheidungsstunde erst ihre Zweifel darüber klären muß, ob sie die öffentlichen Reden auch wahr machen soll, so ist noch lächerlicher das Verhalten jener gegnerischen Parteien, die keine andere Sorge zu kennen scheinen, als den hoffnungslos Verhedderten „Brücken zu bauen", — und seien es selbst Brücken aus Seifenschaum.

Niemals waren Parteien (samt den von ihnen verkörperten politischen Tendenzen) in günstigerer Lage, als dieses Mal. Sie, die mit allen Giftpfeilen aus dem Köcher der Nationalhysterie überschüttet worden sind, brauchten diesmal nichts anderes zu tun als just nichts zu tun. Sie brauchten nichts zu tun, als jede Assistenz für die schwerarbeitenden Kollegen von rechts zu verweigern und es ihnen ganz allein zu überlassen, welche Art des Selbstmords sie wählen würden: ob den Selbstmord durch offenkundigen Bruch aller ihrer bisherigen Versicherungen, oder den Selbstmord durch Dezimierung in einer Wahl, in der nicht nur Frieden oder Krieg, sondern sogar Geld und Kredit, die heiligsten aller Güter, zur Entscheidung stehen würden.

Alle mindestens, denen der Ekel über die bisherigen Methoden dieser „nationalen Opposition“ die Kehle schnürt, waren glücklich über die einzigartige Chance, die der Zwang zur Zweidrittelmehrheit endlich bot; und man hätte für logisch halten sollen, daß auch den Parteien, die das Gewicht der Verantwortung tragen müssen, nichts angenehmer sein könnte, als den Umfang der Verantwortung klar determiniert zu halten.

Aber die Posse, die man im Reichstag zu spielen anfing — und die zur Stunde, in der dies geschrieben wird, immer noch Aussicht darauf hat, zu Ende gespielt zu werden —, läuft gerade darauf hinaus, die Verantwortungen zu verdunkeln. Sie läuft darauf hinaus, den Anschein zu erwecken, daß es sich gar nicht mehr um den Dawes-Plan und den Pakt von London handle, sondern um irgendwelche illusionären Verbesserungen, um derentwillen man das saure Gericht schließlich doch noch schlucken könne.

Welches sind diese eigentümlichen Verbesserungen, die angeblich noch möglich sein sollen in bezug auf einen Pakt, von dem jeder weiß, daß kein Buchstabe mehr an ihm geändert werden kann? Welches sind diese Aenderungen, von denen man zwar nicht mehr in London, wohl aber in Pillkallen reden möchte — diese Aenderungen, die nicht einmal ein an die Vertragspartner gerichtetes „Wie ich es auffasse“ Deutschlands enthalten, sondern nur eine an den deutschen Spießbürger gerichtete Aufforderung, zu glauben, daß irgendwer es je anders aufgefaßt habe?

Man hat einige Resolutionen verfaßt und tut so, als seien die nun was ganz Wichtiges.

Erstens ist da der Beschluß, die Reichsregierung habe darauf hinzuwirken, daß die Sanktionsgebiete noch vor Ablauf der einjährigen Frist geräumt werden. Seinen guten Willen, das zu tun, hat Herr Marx bekanntlich schon oft genug versichert (hat seinerseits übrigens auch MacDonald schon kundgegeben), aber man hält es anscheinend für sehr bedeutungsvoll, ihm noch einmal ausdrücklich zu befehlen, diesen guten Willen auch wirklich zu haben. Weil er ihn sonst, als deutscher Hochverräter, vielleicht doch nicht haben würde. Man kann sich denken, wie erhebend diese „energische Festlegung“, die entweder sinnlos oder überflüssig ist, auf den ostpreußischen Vereinsboten wirken wird.

Zweitens ist da die Resolution, daß die drei Belastungsgesetze außer Kraft treten, wenn die 800-Millionen-Anleihe nicht zustande kommen sollte. Das steht zwar schon im Gutachten selbst, das bekanntlich ein „unteilbares Ganzes“ ist, von dem also jeder Teil hinfällig wird, wenn ein wesentlicher anderer Teil nicht verwirklicht werden kann. Niemand hat auch jemals Deutschlands Befugnis bestritten, den ganzen Dawes-Plan als gescheitert zu behandeln, wenn wirklich die Dawes-Anleihe scheitern sollte. Aber wo steht geschrieben, daß eine Reichstagsresolution nur notwendige

Dinge enthalten soll? Niemand wird dem Reichstag einen Beschluß übelnehmen, der ein- für allemal kategorisch festlegt, daß Wasser entschieden naß zu sein hat.

Endlich ist da eine Deklaration über die Schuldfrage. Das deutsche Volk stellt darin fest, daß die Annahme des Londoner Paktes keine Erneuerung des deutschen Schuldbekenntnisses darstelle. Wir hielten uns darüber schon dadurch orientiert, daß weder im Londoner Protokoll noch im Dawes-Gutachten irgend ein Wort über Schuld und Nichtschuld steht, so daß dies Problem durch keines der beiden Dokumente in andere Verfassung geraten ist, als es zuvor war. Andrerseits wird, wie uns bei genauer Prüfung erscheint, an den Londoner Abmachungen nicht das geringste dadurch geändert, daß man Feststellungen darüber veranstaltet, was nicht in ihm steht. Da es aber Leute gibt, die schon zufrieden sind, wenn man das Wort Kriegsschuld mit irgendwelcher negativen Betonung nur eben ausspricht, ob es am Platze und nützlich sei oder nicht, ob es angehört werde oder nicht — in Neustrelitz freilich wird es stets gehört! —: warum sollte man da nicht auch hier den Leuten, die gar nicht über diese Frage gestritten haben, ausdrücklich noch einmal zurufen, daß sie nicht darüber gestritten haben?

Jeder, der noch halbwegs denken kann, wird zugeben, daß dieser ganzen Resolutionenbrücke, praktisch und objektiv betrachtet, nicht einmal die Konsistenz einer Brücke aus Ankers Steinbaukasten innewohnt. Objektiv ist sie reines Geschwätz — und sie würde auch Geschwätz bleiben, wenn in diesem oder jenem Punkt noch ein recht blendendes deutschnationales Licht draufgesetzt werden sollte.

Aber warum bemüht man sich so, den Deutschnationalen selber die Tiraden zur Verfügung zu stellen, mit denen sie ihre Lüge bemänteln können? Warum bemüht sich eine Regierung und bemühen sich Parteien, die als schlimmste aller Hochverräter ausgegeben werden, so aufopferungsvoll, den Deutschnationalen die Möglichkeit zu der Behauptung zu geben: „Was Ihr Andern wolltet, war wirklich Hochverrat, aber wir haben die große Wandlung erzwungen, die Wandlung der ehernen Resolution!"?

Man braucht nicht lange nach Antwort zu suchen. Die Posse der Resolutionen führt, wenn man die Motive untersucht, zu sehr ernsten Angelegenheiten.

Denn die Wahrheit ist, daß eine gewisse Gruppe der Regierungsmannschaft gar keinen Wahlkampf will mit einer Partei, mit der morgen zum Block sich zusammenzuschließen ihre absolut feste Absicht ist. Es ist unliebsam, wenn man morgen gemeinsam regieren will, heute noch einen bittren Wahlkampf miteinander führen zu sollen. Es ist andrerseits, wenn man morgen miteinander regieren wird, eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür gegeben, daß

die Hochverratspropaganda auch dann aufhören wird, wenn man ihr die äußerste Kompromittierung erspart. Warum also, angesichts der Bundesgenossenschaft von morgen, die Feindschaft heute bis zum Ende kämpfen? Man schließt einen Nikolsburger Frieden —: wie Preußen den geschlagenen Franz Josef, so wollen auch jene Zentrums-, Volkspartei- und Demokratenführer, denen der Bürgerblock bereits wie das gelobte Land vorschwebt, ihre deutschnationalen Nachbarn so billig wie nur irgend möglich und mit jenem Händedruck entlassen, mit dem man den Abschluß eines agreement among gentlemen besiegelt.

Es ist, in dem Augenblick, in dem dies geschrieben wird, noch nicht ganz sicher, ob es so kommen wird. Die Ratgeber aus der Provinz können, wie gesagt, noch im letzten Augenblick Wunder wirken. Aber wer zweifelt, daß in dem Augenblick, in dem die Entscheidung darüber bevorsteht, in welcher Weise Deutschland der Sozialität der Welt eingegliedert werden soll, überall bereits an die ebenso wichtige Frage gedacht wird, in welcher Weise die respektiven Gruppen in die deutsche Sozialität eingegliedert sein sollen? Es ist eine Frage der Kompensation. Hat man, als Land, sich dem Weltblock fügen müssen, so ist es sicher erstrebenswert, daß man, als Schicht, dazu gelangt, das Land dem Bürgerblock fügsam zu machen.

Wie weit dieses Streben schon Vertrag geworden ist, darüber wird schlüssig die Abstimmung belehren, die, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wahrscheinlich schon vollzogen sein wird. Sie wird keinesfalls den Beweis erbringen, daß der Bürgerblock gescheitert wäre; dazu sind zu viel Zufälle möglich. Aber sie wird, wenn sie mit der Annahme der Gesetze enden sollte, ein ziemlich schlüssiger Beweis dafür sein, daß der Bürgerblock bereits gebildet ist. Und im Wahlkampf wird es sich, außer um London, ganz sicher auch um diese Frage handeln.

---

H. N. BRAILSFORD (London)

## AUF HALBEM WEGE ZUM FRIEDEN

Mit diesem Aufsatz tritt H. N. Brailsford, der in Deutschland keiner besonderen Einführung mehr bedarf und der auch den Tagebuchlesern wohl bekannt ist, auf Grund eines besonderen Abkommens in den Kreis unserer ständigen ausländischen Mitarbeiter.

Die entscheidende Konferenz ist zu Ende: Die Arbeiterschaft hat den ersten großen Versuch gemacht, Europas Angelegenheiten zu führen, und die Ueberschriften der Tageszeitungen berichten uns, daß „eine neue Aera des Friedens" begonnen hat. Das ist eine freundliche Uebertreibung. Durch selbstgefällige Mißdeutung dieser ersten Tat werden wir nichts gewinnen. Der Bruch mit der Vergangenheit ist nicht vollkommen. Unsere Partei wird den

Weg des Liberalismus gehen; wenn sie nicht die Redlichkeit besitzt, bei ihren eigenen Taten und denjenigen ihrer Führer dieselbe Freimütigkeit des Urteils anzuwenden, die sie angewendet hätte, wenn während dieses kritischen Monats Lord Grey oder Lord Curzon die Präsidentschaft über die Versammlungen in Downing Street geführt hätten. Nur so können wir hoffen, der Entartung zu entgehen, die den bedroht, der vor den Toren zur Macht wartet.



*MacDonald*

Der positive Erfolg der Konferenz ist beträchtlich, und es wäre überaus unfair, ihn zu bagatellisieren. Sie hat an Stelle der stupiden und brutalen Methoden, nach denen früher die Reparationen erpreßt wurden, den geistreichen und geschäftsmännischen Dawesplan gesetzt. Man kann nun hoffen, daß Deutschland die Aussicht auf Zahlungsfähigkeit und friedliche Arbeit vor sich hat, befreit von der ewigen Drohung eines ungesetzlichen Zwanges. In klar festgesetzten Etappen wird die Usurpation, durch die sich die Franzosen zu Herren des ganzen Wirtschaftslebens der Ruhr und des Rheinlandes gemacht haben, ihr Ende nehmen, wenn alles in den letzten Tagen des Novembers gutgeht. Selbst die militärische

Okkupation, die unter Poincaré ewig gewesen wäre, wird schließlich zu Ende gehen, wenn sie auch noch um ein Jahr verlängert wurde. Ihr Wirkungskreis ist jetzt schon vermindert. Und wenn es auch falsch wäre zu sagen, daß bei dieser Konferenz kein Diktat gewesen sei, so besteht doch die Tatsache, daß hier zum erstenmal die Deutschen mit aller Höflichkeit als Gleichgestellte behandelt wurden; ihre Sache wurde ohne Ungeduld angehört, und sie verhandelten über eine ganze Zahl wichtiger Punkte in aller Freiheit und selbst mit relativem Erfolge.

Bei diesem bemerkenswerten Erfolge wäre es pedantisch, die kleinen Unzulänglichkeiten der Konferenz besonders zu betonen. Es ist wahr, daß sich Frankreich hartnäckig an das angemaßte „Recht", selbständige Aktionen gegen Deutschland im Falle absichtlicher Verfehlungen zu unternehmen, geklammert hat; aber bei dieser Gefahr brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Unter dem Dawesplan wird Deutschland wenig Vorwände für Verfehlungen haben, auch kann es nicht ohne die vergleichsweise unparteiische Zustimmung eines amerikanischen Sachverständigen als Wortbrüchiger verurteilt werden. Nicht diese Einzelheit ist es, die uns beunruhigt, auch nicht die unglückselige Verlängerung der Zwangslieferungen auf dreißig Jahre. Der dunkle Fleck der Konferenz ist die peinliche Szene kurz vor ihrem Schlusse, als Herr MacDonald, sicherlich widerstrebend, aber mit großer Fertigkeit und Entschiedenheit die französische Forderung nach einem weiteren Jahre militärischer Besetzung der Ruhr unterstützte. Wir dürfen uns in unserer Kritik keine Uebertreibung zuschulden kommen lassen. Es gab kein „Ultimatum" und keine harte Zeitsetzung für die Antwort. MacDonald hat bis zum letzten Moment Herriot zu einem früheren Rückzug von der Ruhr gedrängt. Er erreichte, daß die Periode der Okkupation von zwei Jahren auf eines reduziert wurde, mit der Aussicht, daß der Umfang des besetzten Gebietes schnell vermindert werden solle. Herr Herriot gab unter dem Drucke seine frühere Position auf, in der für die Notwendigkeit der „Sicherheit" und für die Vervollständigung der Entwaffnung Deutschlands eingetreten war. Er konnte jedoch nicht weiter gehen, weil er mit der öffentlichen Meinung Frankreichs rechnen mußte. Die Grenze der Zugeständnisse schien erreicht, und die Konferenz selbst war die Gefahr. MacDonald anerkannte in keiner Weise, daß das Jahr für ihn selbst verbindlich sei. Aber er nahm die schwere Verantwortung auf sich, die Deutschen zum Nachgeben aufzufordern. Wenn sie auf ihrer Forderung, daß die Ruhr im Januar oder April des nächsten Jahres geräumt werden solle, bestanden hätten, wäre auf sie, nach dem allgemeinen Urteil der zivilisierten Welt, die Schuldlast des Bruches der Konferenz gelegt worden. Der Umstand, daß MacDonald, als die Konferenz noch tagte, zu wiederholten Malen seiner entschiedenen Meinung Ausdruck gab, daß die Ruhrbesetzung eine ungesetzliche Handlung

war, vermag keineswegs unsere Verurteilung seiner Handlungsweise zu mildern: Er hat seine moralische Autorität, wenn auch widerstrebend, dazu benutzt, um diese ungesetzliche Handlung zu verlängern.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß sich MacDonald, als Vorsitzender der Konferenz, einer peinlichen und schwierigen Entscheidung gegenüber sah. Er hatte mit zwei schwachen Regierungen zu verhandeln und durfte auch nicht vergessen, daß seine eigene Minderheitsregierung gebieterisch einen Erfolg verlangte. Es war weder für die französische noch für die deutsche Regierung leicht, nachzugeben, denn beide werden von rücksichtslosen, entschlossenen Oppositionen bekämpft, die leicht im Senat oder im Reichstag die Majorität erhalten können. Für beide Regierungen war es also lebenswichtig, daß die Konferenz Erfolg habe. Ihr Versagen hätte in Deutschland die vernichtendste finanzielle Krisis, die es je erlebt hat, beschleunigt, aber auch für Frankreich hätte es einen unheilvollen Fall des Franken bedeutet. Von diesen zwei schwachen Gegnern war Frankreich um ein wenig der stärkere, erstens, weil es sich im faktischen Besitze der Ruhr befindet, und zweitens, weil seine finanzielle Lage weniger verzweifelt ist. Unter diesen zweien hatte der Premierminister zu wählen. Der Schwächere hatte alles Recht auf seiner Seite. Er verlangte nichts anderes, als die Beendigung einer Invasion, die drei aufeinanderfolgende englische Regierungen als ungesetzlich bezeichnet hatten. Er war überdies noch bereit, den Preis der Befreiung durch freiwillige Uebernahme all der schwerlastenden Kontrolle des Dawesplans zu zahlen. Vor die Wahl gestellt, gab MacDonald seine Stimme gegen den Schwächeren ab.

Aber beging die Konferenz auch ein wirkliches Unrecht? Man kann sagen: „Ihr macht zuviel Aufhebens von dem Unterschied zwischen acht und zwölf Monaten. Frankreich verlangte anfänglich zwei Jahre, und die Deutschen selbst waren schließlich bereit, die Okkupation bis April auf sich zu nehmen.“ Was die Deutschen nach Vernunft und Recht forderten, war: daß die Besetzung ein Ende nehmen solle, wenn sie alles getan hätten, um den Dawesplan in Tätigkeit zu setzen. Das wird noch vor dem Ende dieses Jahres der Fall sein. Die Differenz liegt nicht zwischen vier oder acht Monaten und zwölfen. Sie liegt in den eminent verschiedenen Wirkungen, die eine Konferenz hervorbringt, je nachdem sie beschließt, dem Starken in seiner Gewalttätigkeit Vorschub zu leisten, oder den Schwachen in seinem Rechte zu stützen.

Hätte die Konferenz die deutsche Forderung unterstützt, so wäre in Deutschland ein Stimmungsumschwung eingetreten, eine Zunahme der Hoffnung, eine Erneuerung des erschütterten Glaubens an Gerechtigkeit; und dadurch wäre das soziale, wirtschaftliche und politische Leben umgewandelt worden. Die

radikalen Parteien hätten Boden verloren. Die Republik wäre gestärkt worden. Der Militarismus hätte sich schamvoll in den Hintergrund verzogen, und selbst die Industrie hätte mit der Wiederbelebung des Kredits die neu aufkeimende Hoffnung gespürt. So wie es jetzt steht, wird die Regierung dem Reichstage im besten Fall eine widerstrebende Zustimmung entwinden. Um diese Zustimmung zu gewinnen, wird sie der nationalen Opposition die schwersten Zugeständnisse bei Tarifen, Steuern und — das Schlimmste von allem! — bei dem Achtstundentag machen müssen. Wie jedes Unrecht, das die Alliierten bisher begangen, wird auch dies letzte nur die deutsche Reaktion stärken.

Aber wieder mag der Leser sagen: „Sie sind zu streng. Sie vergessen, daß Herr Herriot nur auf dem Maximum einer zwölfmonatelangen Besetzung besteht. Hat er nicht angedeutet, daß er vielleicht viel früher abzieht?" Gewiß, das hat er, aber gerade das, so paradox es klingt, ist das übelste Bild eines übeln Geschäftes. Herr Herriot hat sich, oder seinen Nachfolger (denn französische Kabinette sind kurzlebig) verpflichtet, nur dann in zwölf Monaten das Ruhrgebiet zu räumen, wenn er mit der Führung Deutschlands zufrieden ist, und über diese Führung ist er der einzige Richter. Andererseits ist er bereit, in der Zwischenzeit mit Deutschland über die weiteren Forderungen der französchen Hüttenindustrie zu verhandeln. Das Comité des Forges verlangt Beteiligung an den Industrien an der Ruhr, was gleichbedeutend wäre mit ihrem Eintritt als untergeordnete Partei in den französischen Kohlen- und Eisentrust, und außer diesem Verlangen nach industrieller Eroberung, fordert es alle Arten einseitiger Privilegien in einem Handelsvertrag. Wenn Deutschland diese Bedingungen annimmt, wird die Ruhr noch vor dem Ende dieses Jahres geräumt sein. Wenn es diese Bedingungen ablehnt, dann können wir sicher sein, daß der ganze Scharfsinn der Sachverständigen, die in Poincarés Schule trainiert wurden, aufgewandt werden wird, um zu beweisen, daß Deutschlands Verhalten nicht so war, um die Räumung der Ruhr im nächsten August möglich zu machen.

Ein Jahr erbitterten Schachers und bewaffneten Druckes liegt vor uns. Die Franzosen haben noch immer die Absicht, ihre ungesetzliche Invasion und ihre militärische Suprematie zur Erpressung von Vorteilen für ihre Industriellen und Finanziers zu benützen. Das Tor der günstigen Gelegenheit ist weit geöffnet für den letzten Akt des kapitalistischen Epos an der Ruhr. Herrn Poincarés Einbruch kann noch immer dazu benutzt werden, das größte Industriegebiet Europas unter permanente französische Kontrolle zu bringen.

Es ist klar, daß uns die Konferenz noch nicht in die neue Aera des Friedens geführt hat. Aber war die schließliche Unterwerfung unter Frankreich unvermeidlich? Es ist nicht leicht für

einen Außenstehenden, ein Urteil zu fällen, aber offenbar hatte MacDonald doch einige Trümpfe in der Hand. Sollen wir sagen, daß in einer Frage von Recht und Unrecht die Meinung der Welt nichts gilt? Wäre selbst Frankreich vollkommen indifferent geblieben, wenn Mac Donald mit amerikanischer Unterstützung frei und vor aller Welt verkündet hätte, daß die Deutschen im Recht sind, und daß die Okkupation mit der Verwirklichung des Dawesplanes ein Ende finden müsse? Es ist wahrscheinlich, daß die Unterstützung der Bankiers für eine solche Haltung gefunden worden wäre. Wenn sie sich geweigert hätten, die Anleihe von 800 Millionen Goldmark flott zu machen, solange die französischen Truppen in der Ruhr stehen, wie lange hätten die wackligen Finanzen Frankreichs den Zusammenbruch des Franken, der sicher gefolgt wäre, aufgehalten? Unsere Räumung Kölns, die im nächsten Januar fällig wird, und die jetzt bis August hinausgeschoben werden muß, hätte uns einen zweiten Hebel in die Hand gegeben. Schließlich kommt noch die Frage der französischen Schulden an unser Land in Betracht, die man zurückgestellt hat. Man nimmt an, daß Herr MacDonald in dieser Angelegenheit bereit ist, Frankreich große Konzessionen zu machen, aber man nimmt auch an, daß dies nicht ohne gewisse Gegenleistung geschehen wird. War es notwendig, die Frage der Schulden so streng von der Ruhrangelegenheit zu isolieren? Herr Herriot war gezwungen, dem Senate einige Erfolge von den langen Verhandlungen in London zurückzubringen, und es mag wohl für Herrn Mac Donald notwendig gewesen sein, sie ihm zu verschaffen. Wenn die Wahl zwischen einem moralisch-unheilvollen Jahre in der Ruhr und der Löschung der Schuld lag, hätte *unsere* Partei wenigstens ohne Schwanken die Löschung der Schuld gewählt.

Die Konferenz mit ihrem gemischten Ergebnis ist zu Ende. In dieser letzten, kritischen Stunde hat der Premierminister eine Entscheidung getroffen, die, wie uns scheint, einige von den großen Erfolgen, die er nach so viel Geduld und Geschicklichkeit errungen hat, aufheben wird. Aber gerade die unter uns, die wie ich glauben, daß es weiser gewesen wäre, einen Bruch am Ende zu wagen, werden ihm in seinen Schwierigkeiten die Sympathie nicht versagen und ihre Dankbarkeit für das, was erreicht wurde, nicht mindern. Dieses Kapitel ist noch nicht abgeschlossen; Mac Donald hat die Hände frei bekommen und wird wohl noch seinen Einfluß geltend machen, um das gefährliche Jahr abzukürzen. Wenn die Schuld, wie wir glauben, noch eine starke Waffe für die weiteren Verhandlungen ist, vertrauen wir darauf, daß Herr Snowden und das Schatzamt sich ihrer Verwendung nicht widersetzen werden. Mit einer vereinigten Partei und mit dem loyalen Rückhalt von seiten seiner Kollegen wird es Herrn Mac Donald sicher noch möglich sein, diesen halbgewonnenen Frieden in ein Abkommen zu verwandeln, das seines und unseres Ideals würdig ist.

JAMES FUCHS

# WARUM MATTEOTTI STERBEN MUSSTE

Die deutsche Oeffentlichkeit ist über den wahren Mussolini und über die wahren Gründe der Ermordung Matteottis, dessen Leiche jetzt endlich gefunden wurde, viel zu wenig unterrichtet. Darum geben wir hier die klare Schilderung aus der Feder des amerikanischen Autors, des früheren Herausgebers von Pearson's Magazine, wieder.

Für die Protektionsgrößen und Vizekönige des „regulären“ Fascismus waren die Aprilwahlen in Italien nicht einfach ein Kampf um die Aufrechterhaltung der Macht, sondern ebensosehr einer um ihre persönliche Sicherheit. Beinahe 4000 ihrer Verbrechen — hauptsächlich Ueberfälle, Morde, Eigentumzerstörung, Brandstiftung —, die vor Mussolinis Aufstieg zur Ministerwürde begangen wurden, hat seine Weihnachtsamnestie vom Jahre 1922 ausgelöscht. Dieses Dokument ist vielleicht das erste in der Geschichte, das die Zugehörigkeit zu einer Partei zum Kriterium der Immunität machte bei der Begnadigung von Handlungen, die „im Hinblick auf einen nationalen Zweck“ — mit anderen Worten, von regulären Fascisten vollführt worden waren. Aber viele Hunderte ähnlicher Verbrechen, deren Verfolgung noch möglich wäre, sind seitdem von den Fruchtnießern der Amnestie und ihren Genossen begangen worden; deshalb war ein Wahlsieg für sie von vitaler Notwendigkeit — und für den Erlasser der Amnestie nicht weniger —, da kein Mensch den geringsten Zweifel hegte, daß er am Tage nach seinem Sturze aufgeknüpft werden würde.

Aber ein Sieg an den Urnen in den Formen einer frei und gesetzlich geleiteten Wahl war ein Sieg der Unmöglichkeit. Er mußte durch eine die ganze Nation umspannende Campagne von Betrug und Gewalt zustande gebracht werden. Die Regierung wurde nicht bloß von einer mächtigen sozialistischen und kommunistischen Bewegung bekämpft, die im Jahre 1919, zu Beginn der kriegerischen Laufbahn des Fascismus, die Mehrheit in fast 2000 der 8000 italienischen Stadtverwaltungen hatte — einer Bewegung, die sich in weitem Maße von den Folgen des fascistischen Angriffs erholt hat. Sie sah sich gleicherweise einem liberalen Bürgertum gegenüber, das durch und durch darüber verärgert war, daß es nur in Form von Duldung an der Verwaltung teilnehmen durfte; ferner einer katholischen Bauernbewegung, die dem Fascismus bitter feind ist, und — als gefährlichsten Gegner — einem mißvergnügten fascistischen Elemente, das erpicht darauf ist, die „Regulären“ unter der Führung derer um Mussolini zu diskreditieren und zu bekämpfen.

Vom Mussolinismus muß man sagen, daß der Weg der Amtstätigkeit des Fascismus bedeckt ist mit Winkelzügen, gebrochenen Versprechen und schamloser Ableugnung der Grundsätze des Parteiprogramms, die von der ursprünglichen Gefolgschaft Mussolinis

im Jahre 1919 für wesentlich befunden wurden. Von diesen alten Anhängern leisteten zwei Gruppen dem Haupte blinden Gehorsam: die Inhaber von Staatsstellen und gewisse „Männer der Tat“ (Gewalttat), die eines besonderen Regierungsschutzes bedürfen. Um die tiefe Empörung der anderen zu verstehen, muß man sich erinnern, daß sie, wie Mussolini selbst, aus den Reihen des internationalen Sozialismus emporgestiegen sind. Diese „Alten“ sind meistens Arbeiter und Intellektuelle, leichtgläubig, aber mit ehrlichen Absichten, die sich das syndikalistische Programm zu Herzen nehmen, mit dem Mussolini nach Kriegsende die Reihen der Sozialisten spaltete. Sie nahmen seine vor dem Aufstieg zur Macht endlos wiederholten Versprechen ernst, daß er im nationalen Interesse ein gerechtes Gleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit halten werde. Das fascistische Programm von 1919 umfaßte die gesetzliche Einführung des Achtstundentages, Mindestlöhne für alle Industrie- und Landarbeiter, Alters- und Invalidenversorgung, Produktionskontrolle durch die Arbeiter. Einmal im Amte, durchlöcherte die Fascistenregierung alle ihre Grundsätze in schmählicher Weise.

Die kraftvollste Persönlichkeit unter den fascistischen Dissidenten ist der Deputierte Cesare Forni. Zu Beginn dieses Jahres hielt er eine sensationelle Rede voll Herausforderung und Anklage, in der er erklärte, daß „Mussolini in schlechte Gesellschaft geraten sei“. Der Prefekt von Pavia forderte ihn dringend auf, Namen zu nennen. Er nannte Cesare Rossi, Luigi Freddi, Aldo Finzi und Francesco Giunta. Die Dissidentenpresse fügte dieser Liste von „schlechten Genossen“ General de Bono und Giovanni Marinelli hinzu. Von diesen sechsen sind jetzt vier im Gefängnis, verwickelt in den Mord an Matteotti. Am 24. Januar, in seiner Rede im Palazzo Venezia, lobte und verteidigte Mussolini alle sechs ganz ausdrücklich: „Die Männer, die man als schlechte Ratgeber des guten Tyrannen anklagt, sind fünf oder sechs Männer, die mir jeden Morgen Bericht erstatten. Ich mache hiermit das klare Bekenntnis, daß ich sie als meine engsten Mitarbeiter und Mitträger aller Lasten ansehe, die mit mir das salzige Brot der direkten Verantwortlichkeit für die Handlungen der Fascistenregierung teilen. Ich erkläre vor Ihnen allen, daß ich jenen das tiefste Gefühl der Dankbarkeit und Liebe entgegenbringe.“

Ein anderer von den Mördern Matteottis, Amerigo Dumini, verteidigte die „schlechten Genossen“ Mussolinis in einem mehr buchstäblichen Sinne des Wortes: er überfiel im Verein mit drei „regulären“ Recken Forni auf einer Eisenbahnstation. Forni, einem Manne von kräftigem Körperbau, gelang es, einen Angreifer niederzuschlagen, die anderen mit Hilfe von Passanten in die Flucht zu jagen. Er erhielt dabei eine ernste Verwundung.

Umgeben von der Feindschaft von wenigstens zwei Dritteln der Nation und einem wilden Streite unter den Fascisten selbst, begann also Mussolini im vergangenen Frühjahr die Wahlkampagne.

Mussolinis Auftreten bei der Kammereröffnung war die seltsamste Mischung von Herausforderung und Liebeswerben, die man sich nur vorstellen kann. Er hielt die Eröffnungsrede in einem schimmernden Phantasiegewand seiner eigenen Erfindung. Bei all seinem prahlerischen Getue wußte er genau, daß man jetzt mit einem zermalmenden Ueberfluß an Beweismaterial darangehen werde, die Wahlen als ungeheuern Betrug, als eine am ganze Volke verübte Orgie von Fälschung, Einschüchterung und Zwang nachzuweisen. Seine Prefekten, seine Karabinieri, seine Miliz, seine Zenturionen und Stoßtrupps hatten einige Tage vor der Wahl gegen alle Gegner der Regierung die Hölle losgelassen. Er wußte, daß wenigstens 100 Mandate der „Nationalliste" als ungültig erklärt werden müßten. Er wußte auch, wer den Nachweis führen und die Wahlen vor Italien und der Welt ungültig machen werde. Die Person, die in diesem Verfahren von der radikalen Opposition zum Generalanwalt bestellt war, war Giacomo Matteotti, der Deputierte von Rovigo. Matteotti sammelte einen formidablen Band von Belastungsmaterial über den Wahlbetrug der Regierung, die fascistischen Gewaltorgien nach den Wahlen und die persönliche Korruption einiger jener Männer, die mit dem Diktator „das salzige Brot der Verantwortung" teilen, und zwar:

Amerigo Dumini, Gründer der toskanischen Fascistenbewegung und professioneller Meuchelmörder der Partei; Führer so mancher „Strafexpeditionen"; verwickelt in die Ueberfälle auf die Villa Nitti und auf die Deputierten Forni, Misuri und Amendola. Nach Mussolinis Machtergreifung sicherte er sich den luktrativen Posten eines Reiseinspektors des fascistischen „Corriere Italiano". Er war im Begriffe, von Matteotti als Schmuggler von Waffen nach Jugoslavien entlarvt zu werden.

Albino Volpi, ein zweiter Angreifer Fornis; Haupt des fascistischen Terrors nach den Wahlen in Mailand, wo zwei Tage nach dem Wahlgang eine Versammlung von hundert unbewaffneten Bürgern von ihm und seinen Truppen angefallen wurde, wobei 15 Schwerverwundete am Platze blieben.

Filippo Filipelli, der Herausgeber des „Corriere Italiano"; Cesare Rossi, Chef des Pressebüros Mussolinis und Giovanni Marinelli, Generalsekretär des fascistischen Direktorenkonvents.

Um die Mordmotive von falschen Vermutungen zu trennen, muß gesagt werden, daß es nichts in Matteottis Vergangenheit und persönlichen Charaktereigenschaften gab, was ihn zu einer besonderen Zielscheibe der fascistischen Rachsucht gemacht hätte. Er war ein gemäßigter Sozialist, ein erklärter Feind des Kommunismus. Er wurde aus drei Gründen erschlagen: weil er durch Enthüllung der wahren Geschichte der Wahlen den Weg Mussolinis sperrte, der verlangte, daß die 320 Mandate en bloc als rechtskräftig erklärt werden sollen; weil er im Begriffe war, die Hauptbeteiligten an dem Terror nach den Wahlen anzuklagen; und weil er, wenn er am Leben ge-

blieben wäre, eine gerichtliche Aktion gegen die Hauptkorruptionisten in der Umgebung Mussolinis erzwungen hätte. Daß er, wenn nicht die Dolche und Kugeln der Mörder gewesen wären, genügend Mandate rechtsungültig gemacht hätte, um der Regierung die Majorität zu entreißen, unterliegt keinem Zweifel.

Nur einige Beispiele der Wahlmache: Zwei Tage vor den Wahlen erhielten alle Post-, Telegraphen- und Telephonbeamten ein Zirkular der Regierung, in dem ihnen befohlen wurde, die „Nationalliste“ zu wählen, andernfalls sie durch Entlassung gestraft würden. In Girgenti wurden die katholischen Municipalbehörden ihres Amtes enthoben und erst wieder eingesetzt, nachdem sie sich verpflichtet hatten, die Bevölkerung zur Wahl der Fascisten anzuhalten. In Allessandria del Rocco drohte ein Polizeikommissär den Behörden, daß er am Wahltag mit 50 fascistischen Milizmännern zurückkommen und „jedem, der nicht fascistisch wähle, die Hirnschale einschlagen werde“. In Campobello di Licota behandelte die Miliz den Chef der „Popolari“ mit Rizinusöl, verwundete ihn schwer, und bedrohte alle, die nicht fascistisch wählen sollten, mit dem gleichen.

Am 30. Mai beantragte die Wahlprüfungskommission die en bloc Gültigkeitserklärung von 320 Mandaten. Matteotti eröffnete das Feuer und machte seine ersten Enthüllungen.

Zwei Tage später, am 1. Juni, forderte Mussolinis persönliches Organ, der „Popolo d'Italia“ zu physischer Gewalttat gegen Matteotti auf. Einige Tage später war die Verteidigung der Wahlen durch den Ministerpräsidenten vor der Deputiertenkammer einzig in ihrer lateinischen Aufrichtigkeit — wenn nicht zu sagen Unverschämtheit: Mögen auch einundeinhalb Millionen Stimmen der Nationalliste betrügerischerweise oder unter physischem Zwang abgegeben worden sein, selbst dann noch sei die Fascistenpartei die rechtsmäßige Repräsentation der Nation. Ihr von der Opposition beklagt euch, daß ihr an der Abhaltung von Wahlversammlungen gehindert worden seid. Was liegt daran? Diese Versammlungen haben ja doch keinen Zweck. Eine zweite Breitseite aus Matteottis Geschützen, in der die Wahlmache der persönlichen Busenfreunde Mussolinis und ihre Transaktionen auf dem Gebiete der hohen Finanz mitgeteilt worden wären, hätte voraussichtlich selbst dieses Extrem gouvernementaler Unverschämtheit erschüttert. Es sollte nicht sein. Es wurde ihm keine Gelegenheit mehr zu weiterer und gewichtigerer Enthüllung gegeben. Am 10. Juni wurde er von 5 Mördern entführt, — unter ihnen war der florentinische Räuber Dumini, — und zutode geschossen und gestochen. Bis zum 15. Juni wurde die Fiktion einer bloßen Entführung Matteottis von der Regierung aufrecht erhalten. Am 15. Juni gab Mussolini diese Haltung auf.

Matteotti mußte sterben, weil er im Begriffe war nachzuweisen, was sein Tod ohne jede Diskussion bewiesen hat: daß Italien seinen Rang unter den Nationen mit einer vom Volk gewählten Regierung verloren hat.

II.

Ich vergaß, zu erzählen, was mir in Kopenhagen mit Nina Bang passiert ist. Frau Nina Bang ist, man weiß es, zurzeit dänischer Unterrichtsminister. Wir kennen uns, ohne uns gesehen zu haben. Sie hat vor Jahr und Tag meinen Roman „Die Partei“ ins Dänische übersetzt, eine saure Arbeit, weil er mehr wienerisch als deutsch geschrieben ist. Schon vor Jahr und Tag wollte ich Frau Bang aufsuchen, nun brauchte ich bloß ein paar Gassen zu durchqueren. Aber ich habe gegen Wartezimmer in Ministerien immer eine unüberwindliche Scheu gehabt, so bummelte ich lieber nach Klampenborg und fuhr die Küste entlang nach Marienlyst, beiläufig gesagt den schönsten Strand, den irgendeine europäische Großstadt hat. Hier ist nicht nur Mariens Lust, an diesem sonnig-blauen Sandstrand wird man trunken vom Wind, Sonne, Meer, eine dünne, immer kühl durchwehte Luft erzeugt Leichtigkeit und Fröhlichkeit des Leibes, eine immer gnädige Sonne bringt Glanz in alle Augen. Hab ich die Wahl zwischen dem Lido und diesem Stück dänische Küste, mit dem Duft alter Buchenwälder im Hintergrunde, nun, nun, dann fliege ich nach dem Sund.

Ja, also, ich sah die Frau Minister Bang nicht. Oder doch?

An einem Vormittag entschloß ich mich, die Glyptothek in Kopenhagen wiederzusehen. Was da der Bierbrauer Jakobsen den Dänen geschenkt hat, während Wilhelm II. den Röhrenstiefelmaler Werner liebte, das ist wert, um einen hohen Preis zu nennen, einen Sommertag von Marienlyst zu opfern! — Hier sind die besten Arbeiten Meuniers (ich nenne ihn als ersten), Rodins, hier sind die Tänzerinnen von Degas, die herrlichsten Théodore Rousseaus, unvergleichlich Delacroix, der zarteste Hammerskoi, und, lebendig wie am ersten Tag, die Lichtwunder von Kroyer.

Während ich durch die kleinen Säle schlendere, erblicke ich plötzlich eine kleine Tapetentür, auf der eine Messingtafel hängt: Directoren. Während ich das Schild entziffere, öffnet sich lautlos die kleine Tür, ein weißhaariger alter Herr läßt einer alten Dame in schwarzem Seidenkleid den Vortritt. Die alte Frau, sehr schlicht, sehr still, mit dem wunderschönen Greisinnenhaar der Skandinavierinnen — schon weiß, noch blond — hört dem Direktor aufmerksam zu, er führt sie zu seinen französischen Kostbarkeiten. Ich stehe daneben und höre nur, wie die alte Dame sagt: „Ja, ja, dafür werde ich sorgen.“ In diesem Augenblick bilde ich mir ein, die Frau Unterrichtsminister Nina Bang getroffen zu haben.

Ich könnte jetzt den Diener fragen, ob mein Erkennungsblitz richtig eingeschlagen hat. Aber wozu? So stelle ich mir vor, muß meine Frau Minister aussehen. So leise muß sie durch die Säle

gehen, so vertieft muß sie vor diesen Werken stehen, so sanftbestimmt muß sie sagen: „Ja, ja, dafür werde ich sorgen!"

Auf Wiedersehen, Nina Bang.

*

Vielleicht, weil der Norden Skandinaviens einen endlosen, sonnenarmen Winter hat, besteht in Mittel- und Südschweden dieser das tägliche Leben durchdringende Sonnenkultus. Carl Larsson, der freundliche Hausgott des schwedischen Heims, hat sein Standardwerk „Das Haus an der Sonne" genannt. Ich kenne keine Weltgegend, in der so viel Sonnenkultus getrieben wird, wie an der schwedischen Küste. Die Häuser sind durchströmt von Luft und Sonne. Liegt es an den vielen Fenstern? Liegt es an den hellen, immer gelben oder weißen oder hellblauen Wänden? Liegt es daran, daß alle Fenster sommerüber weit aufgerissen sind? Der grämliche Herr, der immer über „Zug" klagt, existiert in Schweden nicht.) Liegt es daran, daß die Ortschaften, lang hingestreckt, dem Strande folgen? In den schwedischen Wohnungen ist Sonne, Helligkeit, Weiträumigkeit. Es fehlen, selbst in den Zimmern der Kleinbürger, diese schweren, braunen Schränke und Kredenzen, auch die Möbel sind licht und leicht. (Vortrefflich die Institution der in die Mauer eingebauten Wandschränke, dank ihnen ist in verhältnismäßig kleinen Zimmern viel Raum, während bei uns, durch die Anhäufung schwerer geräumiger Möbel selbst große Zimmer einen beengten, vollgepfropften Eindruck machen.)

Die kleine Stadt lebt am Strande.

Unvergeßlich diese Kindersiedlungen am Strand. Das läuft am Morgen hinunter zur Küste und verlebt hier bis zum Sonnenuntergang den Tag.

Nirgendwo in der Welt sah ich so schöne Kinder, wie hier am schwedischen Strand. Die Sonne ist in alle diese blonden Leiber gefahren, sie leuchten. Kein dickliches Kind, kein überfressener Junge. Aber man sieht auch nicht die Abgezehrtheit der „gotischen" Schönheiten. Alle Kinder langbeinig, alle Kinder birkenschlank, die Haut dieser Körper goldbraun oder goldgelb, durchsonnt, nur die alleredelsten werden nicht braun, sondern ihre Weise bekommt in der Sonne einen leisen rötlichen Pfirsichhauch.

Und wie bewegen sich diese Kinder! Wie leicht ist ihr Sprung, wie gehen diese Knaben und Mädchen, ganz leicht, immer fast nur auf den Zehen. Kein bebrillter Gymnasiast mit verkrümmtem Rückgrat ist hier, kein grüngelbes Schulmädchen mit verengtem Brustkasten. (Ich muß an die Wanderung mit Schulrat Paulsen durch Berliner Vorortschulen denken. Oh Gott, was für eine verkümmerte Industriearbeiterrasse wächst hier zum Licht, nein zum Dunkel.)

Ein gut Teil ihrer körperlichen Schönheit verdanken die Schweden der Selbstverständlichkeit, mit der alle Gymnastik treiben. Ich sah an den Wänden eines schwedischen Zellengefängnisses die Plakate mit den dreißig täglichen Uebungen, denen man die beinahe ewige Jugend verdanken kann. Bei uns ist Turnen eine zweimal in der Woche zwangsweise geübte Behelligung. Die Schweden treiben Gymnastik wie Zähneputzen. Wer keine Kniebeuge kann, ist gerade so unappetitlich, wie ein Mensch mit schwarzgelbem Gebiß.

*

Abends geht man auf den Kai, an die Hafenmauer.

Die kleine Stadt promeniert hier. Schwatzt sie, klatscht sie, zischelt sie? Vielleicht. Aber dann und wann blicken die Zischelnden aufs Meer hinaus. Man klatscht giftiger und erbarmungsloser in engen Stadtgassen. Man ist unwillkürlich milder, wenn man, mitten im Austausch der Kleinlichkeiten, einen Blick über die stahlgraue oder abendblaue Endlosigkeit tut. Vor allem aber, das Meer erzieht zum Maulhalten. Der Herr aus Sachsen, der die Schneekoppe erklommen hat, ruft natürlich: „Brachtvoll!“ Aber, wie soll der nicht das Reden verlernen, der Abend für Abend am Meer wandert? Doch der Ernsteste, Schweigsamste kann ein Lächeln der Freude nicht unterdrücken, wenn er die halbnackten Buben abends am Kai klettern, springen, jagen sieht, von den Booten auf die Mauern, in die verlassenen Lastschiffe hinein, durch die Planken der Zollstation und plötzlich in ein Fischerboot hinein, das mit rostbraunem Segel durch die stahlgraue Flut gleitet.

*

Abendessen im Hafenpavillon.

Wir haben einen Tisch bestellt. Das Abendessen zwei Kronen, fünfzig Oere.

Ich will nicht vom Essen sprechen, bloß vom Tisch.

In dem großen hellen Speisesaal stehen im Ganzen acht Tische.

Jeder ist mit blendendem Leinen bedeckt.

Vier kleine Vasen mit Nelken, in der Mitte eine Schüssel mit roten, blauen, weißen Wicken.

Wenn ich in Berlin abends im überfüllten Pschorr für zwei Mark fünfzig esse, muß ich einen fleckigen Holztisch sehen, darauf steht als einziger Schmuck eine halb gebrochene Aschenschale mit zerkauten Zigarrenresten.

Es wäre schön, wenn das Leben in Deutschland wieder ein bißchen appetitlich würde.

## I.

Einer der bevorzugten Gedankengänge des sogenannten menschlichen Geistes geht auf folgende Weise vor sich: Zuerst wird ein Vernunftschluß gezogen, dann bemüht man sich eifrig, die Wahrheit seiner ersten Prämisse zu beweisen und dann, nachdem diese Wahrheit bewiesen worden ist, nimmt man an, daß die zweite Prämisse und der Schluß beide auch richtig sind. Ich nehme ein Beispiel aus dem unbestrittenen Gebiet literarischer Kritik, wo das Gehirn radioaktiv ist und die Logik wie Obstwein aus einem Kruge sprudelt. Erste Prämisse: Die ernsthaften Romandichter, die in Amerika während der letzten zwanzig Jahre auftauchten, betrachten alle das nationale Gebahren mit scheelen Augen und sind nicht hundertprozentige Amerikaner. Zweite Prämisse: Es ist die Pflicht jedes Künstlers in Amerika, wie jedes anderen Bürgers, ein hundertprozentiger Amerikaner zu sein. Schlußfolgerung: Die jungen Romandichter sind keine Künstler.

Dieses klingt vielleicht wie eine Burleske, es ist jedoch genau das, was all dem Gerede über amerikanische Ideale, über die amerikanische Tradition in der Literatur und über die Bestimmung Amerikas in der Welt zugrunde liegt, das sich jetzt unter den patriotischen amerikanischen Kritikern breit macht. Die meisten von ihnen sind Schulmeister, und deshalb würde es grausam sein, von ihnen zuviel Geist zu verlangen; trotzdem scheint mir, daß sie ihre Bestrebungen auf ein unerreichbares Ziel richten. Wie viele Tonnen von Papier und wieviele Liter von Tinte haben sie verschwendet, um diese erste Prämisse zu beweisen, und welchen Wortschwall haben sie vergeblich aufgewandt! Will es irgend jemand ernsthaft bestreiten? Wenn er es will, dann möchte ich von ihm noch hören.

## II.

Die Wahrheit ist natürlich, daß man fast ebenso sicher annehmen kann, daß ein Künstler von irgend einem Rang gegen sein Land ist, das heißt gegen die Umgebung, in die der liebe Gott ihn gesetzt hat, wie man annehmen kann, daß sein Land gegen den Künstler ist. Die besondere Fähigkeit, die aus ihm einen Künstler macht, mag in der Tat als eine außergewöhnliche Begabung für Aeußerungen abfälliger Urteile, als eine pathologische Ueberempfindlichkeit gegen die Spitzen und Stacheln der umgebenden Welt, gedeutet werden. Er unterscheidet sich von seinen Mitmenschen hauptsächlich darin, daß er scharf reagiert und zwar in ungewöhnlicher Weise auf Phänomene, die seine übrigen Mitmenschen nicht weiter berühren oder sie höchstens nur wenig in ihrer Ruhe stören. Kurz: er ist ein empfindlicherer Bursche, als wir es

sind, und daher weniger geeignet, sich wohl zu fühlen und das Leben zu genießen, dem er und wir in gleicher Weise gegenüber stehen. Deshalb widmet er sich der künstlerischen Laufbahn, die sofort eine Kritik am Leben und einen Versuch, diesem Leben zu entfliehen, bedeutet.

Doch genug von theoretischen Erwägungen darüber. Je mehr man die nackten Tatsachen betrachtet, umsomehr beweisen sie die Richtigkeit des Grundsatzes. Auf jeden Fall kann man auf denjenigen Kunstgebieten, die sich mit Ideen oder mit Empfindungen befassen, nirgends die Spur eines Künstlers finden, der nicht heftig seine Umgebung bekämpft und deshalb für vaterländische Empfindungen nichts übrig hatte. Von Dante bis Tolstoi und von Shakespeare bis Mark Twain ist die Geschichte immer dieselbe. Die bloße Nennung von Namen genügt, um sofort die Erinnerung daran wach zu rufen: Goethe, Heine, Shelley, Byron, Balzac, Rabelais, Cervantes, Swift, Dostojewski, Carlyle, Molière, Pope — sie alle waren scharfe Kritiker ihrer Zeit und ihres Volkes, die meisten von ihnen wurden ehrlich gehaßt von ihren damaligen Ku-Kluxern, einige von ihnen mußten sogar vor der Wut und Gewalttätigkeit die Flucht ergreifen.

Dante versetzte alle die hundertprozentigen Italiener seiner Tage in die Hölle und zeigte sie, wie sie gesiedet und geröstet wurden und sich vor Schmerz auf ihren Foltern krümmten. Cervantes entwarf ein so erbärmliches Bild von Spanien, in dem er lebte, daß es die Spanier zugrunde richtete. Shakespeare machte Ausländer zu seinen Helden und Engländer zu seinen Clowns. Goethe bewunderte Napoleon. Rabelais, eher ein Anhänger der christlichen Lehre, als ein Bürger von Frankreich, griff in seinen Schriften sein Vaterland derart an, daß die Christenheit sich noch vergeblich bemüht, ihm die Spitze zu nehmen. Nachdem Swift zuerst die Irländer und dann die Engländer unmöglich gemacht hatte, machte er die ganze menschliche Rasse herunter.

III.

Nach meiner Ansicht gibt es nur wenig Ausnahmen hiervon, und nicht viele von ihnen werden einer Prüfung standhalten. Soviel ich weiß, war der einzige Schriftsteller von hohem Range in der englischen Geschichte, der ein hundertprozentiger Engländer und über jeden Verdacht erhaben war, Samuel Johnson. Der Ku-Klux seiner Tage vergönnte ihm ein langes Leben; er war der Roosevelt des achtzehnten Jahrhunderts. Aber war Johnson wirklich ein Künstler? Wenn er es war, dann ist ein Klapphornbläser ein Musiker. Er wandte das Material von einer der Künste an, nämlich Worte, aber die Art, wie er sie benutzte, war ermahnend und nicht künstlerisch. Johnson war der erste wirkliche Patriot; wenn er heute lebte, so würde er ein Senator der Vereinigten Staaten oder ein Prä-

sident einer Universität sein. Er schlug der englischen Prosa solche Wunden, daß sie sich während eines halben Jahrhunderts davon nicht erholen konnte.

Aber Kipling ist nicht zu vergessen! Das ist er allerdings nicht, und er macht eine bewunderungswürdige Ausnahme. Kipling ist ein Mann, der einmal ein Künstler war, aber der es nicht mehr ist. In der Zeit, als er ein Künstler war, hielt man ihn oft unrichtigerweise für einen englischen Patrioten, ja sogar für den Führer der englischen Vaterlandsfreunde, aber das war nur eine optische Täuschung. Kipling war tatsächlich kein Bewunderer Englands und der Engländer; im Gegenteil, er war ein scharfer und rücksichtsloser Satyriker Englands und der Engländer, und seine Satyre machte auch vor pöbelhaften Ausdrücken nicht halt. Was er bewunderte war nicht England, sondern die englische Armee. Seine Freude daran war genau dieselbe, wie die Begeisterung, mit der er die Offiziere, die ihr angehörten, an ihr hingen, ein Gefühl, das nichts mehr mit Patriotismus zu tun hat und das nur so benannt wird, ebenso wie die Sorgfalt, die ein Arzt seinen Patienten angedeihen läßt, etwas zu tun hat mit der Achtung, die er für sie empfindet.

Der Weltkrieg verwandelte Kipling unglücklicherweise in einen wirklichen Patrioten, und das hatte verheerende Folgen. Mit einem Schlage war der Künstler in ihm zugrunde gerichtet. Während der vier Kriegsjahre schrieb er ununterbrochen, aber nicht eine Strophe von dem, was er schrieb, war von hohem Range, nicht eine Linie war so, daß sie selbst den letzten seiner „Kasernenballaden“ an die Seite gestellt werden könnte. Als der Krieg vorüber war, verschwand er einfach von der Bildfläche. Heute scheint er einer weit entfernt liegenden und halbvergessenen Epoche anzugehören. In dem Augenblick, als er aufhörte ein Künstler zu sein, gab die Welt es auf, an ihm Interesse zu nehmen.

IV.

Die Einfaltspinsel, die jetzt für amerikanische Künstler und besonders amerikanische Dichter und Romanschreiber wegen ihrer Gleichförmigkeit, ihrer Konzessionen an die allgemeine Anschauung, ihrer Schwärmerei für die Ideale von Coolidge und des Clubs der Hundertprozentigen eintreten — diese Tölpel sind wirklich zu dumm, um ernsthaft widerlegt werden zu müssen. Die amerikanische Tradition, von der sie sprechen, ist ein Erzeugnis ihres schwachen Verstandes und ist ebenso unsinnig wie ihre Logik. Die wirkliche amerikanische Tradition in der Literatur, wie die wirkliche Tradition eines jeden anderen Landes, war eine solche der umstürzenden Ideen. In dem goldenen Zeitalter, wie auch in unseren Tagen, wandten die hervorragenden, schöpferischen Schriftsteller ihren Geist an, nicht in grotesken Bemühungen um die Zivilisation, in der sie lebten, als vollkommen zu schildern, sondern sie bemühten

sich, eine bessere Zeit in ihrer Phantasie hervorzuzaubern und ihr das Wort zu reden.

Was auch immer Emerson war, er war sicher kein überzeugter Patriot. Er betätigte sich nicht nur als ein Umstürzler; er riet sogar öffentlich zum Aufruhr, und die hundertprozentigen Amerikaner seiner Zeit waren alle gegen ihn. Er stieß die Harvard-Universität vor den Kopf und reichte Walt Whitman die Hand; es ist eine genügende Grabschrift. Die Professoren seiner Zeit taten sicherlich keines von beiden; heute müßte man sie, wenn man ihre Namen nennen würde, aus mit Spinnweben überzogenen Büchern ausgraben. War Poe ein guter Staatsbürger? Ich möchte es bezweifeln; es ist uns nichts davon überliefert, daß er ein Anhänger des Idealismus von van Buren, Tyler oder Polk war, oder daß er freiwillig sich für den mexikanischen Krieg anwerben ließ, obwohl er militärisch ausgebildet war. Und Hawthorne? Hawthorne, ein Puritaner aus Neu-England, versetzte dem Puritanismus einen doppelten Schlag in dem „Scharlachbrief" — ein Hieb, der so traf, daß er sich bis heute noch nicht davon erholt hat.

Whitman bleibt noch übrig. Sicherlich war Whitman, der Dichter der Demokratie, ein hundertprozentiger Amerikaner! In seinen wohlklingenden Strophen pulsierte das wahre Lebensblut der Republik! Mit allem schuldigen Respekt, Unsinn! Die Demokratie, die Whitman besang, hatte mit der Republik nichts mehr zu tun, als mit Belutschistan. Sie war nicht nur vollkommen aus seiner Phantasie geboren, sondern, soweit sie überhaupt verstanden wurde, von einem unerträglichen Angriffsgeist gegen jeden gesunden Amerikaner seiner Zeit erfüllt. Wenn er die wirklichen Amerikaner jener Zeit besang, dann waren die wirklichen Amerikaner jener Zeit fast alle Schwachköpfe, denn neun Zehntel von ihnen, die seine Dichtkunst in sich aufnahmen, klagten ihn deswegen an, versuchten ihm seine Lebensgrundlage abzuschneiden und schlugen vor, ihn ins Gefängnis zu werfen. Das hat etwas Befremdendes an sich. Er war ein hundertprozentiger Amerikaner und doch der unpopulärste Amerikaner. Ich überlasse die Folgerung den Verfechtern des Vernunftschlusses in meinem ersten Kapitel.

(Uebersetzt von Dr. William Söder.)

---

Das arme Volk! Ueberall wird es in den Schloßhof geladen, wo die größten Lasten des Kriegs und des Friedens wegzutragen sind; überall winds aus demselben gejagt, wo die größten Güter auszuteilen sind, z. B. Licht, Kunst, Genuß usw. Mit welchem Recht fordert irgendein Stand den ausschließenden Besitz des Lichts — dieser geistigen Luft, wenn er nicht etwa eines aus dem Unrecht machen will, desto besser aus dem Hellen hinab zu regieren ins Dunkel?

*Jean Paul*

III.

Petersburg, 17. Oktober 1896.

Heute fand die Erstaufführung der „M ö w e“ im Alexandertheater statt. Das Stück hatte keinen Erfolg. Das Publikum war unaufmerksam, hörte nicht zu, plauderte und langweilte sich. Ich habe schon lange keine solche Aufführung gesehen. Tschechow war sehr niedergeschlagen. Um ein Uhr nachts kam seine Schwester zu uns und fragte in großer Sorge nach ihm. Wir schickten ins Theater zu Potapenko und zur Lewkejewa, bei der sich die Schauspieler zum Abendessen versammelt hatten. Er war nirgends zu finden. Um zwei Uhr nachts kam er. Ich ging auf ihn zu und fragte:

„Wo waren Sie?“

„Ich ging durch die Straßen und blieb bald hier, bald dort sitzen. Ich konnte über diese Vorstellung nicht hinwegkommen. Und wenn ich noch siebenhundert Jahre lebe, lasse ich kein einziges Stück mehr aufführen. Wahrhaftig! Auf diesem Gebiet muß ich einen Mißerfolg erleben.“

Morgen um drei Uhr will er fahren. „Bitte, halten Sie mich nicht auf. Ich kann nicht alle diese Gespräche anhören.“ Schon gestern nach der Generalprobe war er wegen des Stückes in Unruhe und wollte zurückziehen. Er war mit der Darstellung sehr unzufrieden, die in der Tat ungewöhnlich mittelmäßig war. Aber auch das Stück hat seine Schwächen: eine schwache Handlung„ wenige, durch ihren dramatischen Aufbau interessante Szenen, während sich kleine, alltägliche Dinge und die Schilderung unwichtiger und uninteressanter Charaktere stark vordrängen. Die Arbeit des Regisseurs Karpow war schludrig und geschmacklos, er beherrschte das Stück schlecht und hatte nachlässig geprobt. Tschechow ist sehr ehrgeizig; als ich ihm meine Eindrücke mitteilte, hörte er ungeduldig zu. Es war nicht anders möglich, als daß dieser Mißerfolg ihn aufs tiefste erregte. Ich bedaure sehr, daß ich nicht zur Probe gegangen bin, aber ich hätte kaum in irgend einer Weise helfen können. Ich war vom Erfolg überzeugt und hatte sogar schon vorher eine Notiz über den großen Erfolg des Stückes geschrieben. Nun mußte ich sie ganz umarbeiten. Als ich diese Notiz über das Stück schrieb, hatte ich den Wunsch, alles Gute darüber zu sagen, was mir beim Lesen eingefallen war.

Wenn Tschechow länger an dem Stück gearbeitet hätte, würde es auch auf der Bühne Erfolg gehabt haben. Meiner Ansicht nach spielt man es in Moskau besser. Das hiesige Publikum hat es nicht verstanden. M e r e s c h k o w s k i, den ich in den Wandelgängen des Theaters traf, fand das Stück nicht sehr klug, denn die erste Eigenschaft der Klugheit wäre Klarheit. Ich gab ihm ziemlich unverhohlen zu verstehen, daß diese Klarheit bei ihm nirgends zu finden wäre.

*

21. Oktober.

Heute fand die zweite Aufführung von Tschechows „Möwe“ statt. Das Stück gefiel besser, aber immerhin, als Bühnenwerk ist es schwach. Es enthält eine Fülle schöner Dinge, vortreffliche Absichten, aber es ist nichts gestaltet. Die Handlung spielt sich mehr hinter der Bühne ab als auf der Bühne; man denkt, der Verfasser wolle nur zeigen, wie die Ereignisse auf einen Kreis von Menschen wirken; und in ihrer Einstellung auf diese Vorgänge wolle er sie charakterisieren. Alles Hauptsächliche wird erzählt. Ich bin sehr zufrieden, daß alles, was ich über die „Möwe“ geschrieben habe, aufs Wort dem widerspricht, was die anderen über sie gesagt haben.

*

10. November.

M. A. Stachowitsch suchte mich auf. Wir sprachen über ein Denkmal für Turgenjew. Er will den Gutshof Turgenjews im Dorfe Spasskoje kaufen, es sind sechsundzwanzig Dessjatinen. Man könnte dort ein Lehrerseminar oder

eine Landschule errichten. Er erzählte dann von Lew Nikolaiwitsch Tolstoi, der in diesem Sommer wegen des Musikers Tanejew auf seine Frau sehr eifersüchtig war; er benahm sich dabei wie Lewin, und wie der Held in der „Kreuzersonate". Es kam zu heftigen Szenen und skandalösen Auftritten, schließlich drängte er Tanejew hinaus. Darauf fuhr er mit der Gräfin in die Optiner Einsiedelei, wo sie fastete und beichtete. Er fastete nicht, besuchte aber den Gottesdienst und war beim Starez Josef, vielleicht hat er ihm gebeichtet. Er schreibt nun etwas aus dem kaukasischen Leben, liest viel über den Kaukasus und beschäftigt sich mit seinem Tagebuch, das er nicht einmal seinen Töchtern zum Abschreiben gibt. Er hat für diese Arbeit irgendeinen Taubstummen gefunden, dem er die Handschrift persönlich übergibt, er verwahrt sie auch selbst wieder. Niemand weiß, was das bedeutet.

*

11. Februar 1897.

Ich war bei Lew Nikolaiwitsch Tolstoi, der seit zwanzig Jahren nicht mehr in Petersburg gewesen ist. Er ist bei Oljufjew, Fontanka 14, abgestiegen. Ich traf dort noch den Maler Ge, Tschertkow und die Baronesse Uexkull. Tschertkow wird wohl nun ins Ausland verschickt werden, es war Haussuchung bei ihm, und man hat Papiere über die Duchoborzen gefunden und mitgenommen. Ueber Tschechows „Möwe" sagte Lew Nikolaiwitsch, sie sei unsinnig, tauge nichts und sei in derselben Art geschrieben, wie Ibsen schreibe.

„Er hat da etwas hingeduselt, weiß Gott, weshalb. Europa aber schreit: „Vorzüglich!" — Tschechow ist der Talentvollste von Allen, aber die „Möwe" ist sehr schlecht."

„Tschechow würde sterben, wenn man ihm mitteilte, daß Sie so denken. Sagen Sie es ihm nicht." — „Ich werde es ihm sagen, aber nicht so schroff, und ich wäre erstaunt, wenn er sich darüber aufregen würde. Jeder hat schwache Sachen geschrieben."

Wir sprachen vom Kaiser.

„Sie sollten zu ihm fahren, Sie würden ihn überzeugen."

„Wenn man seine eigene Frau nicht überzeugen kann," sagte Lew Nikolaiwitsch, „dann den Kaiser erst recht nicht."

„Nun, mit der Frau ist es eine andere Sache, sie steht einem zu nahe."

„Und der Kaiser zu fern," sagte Tolstoi.

Man sprach über die Regelung des Arbeitstages: er verstehe den Grund nicht. Sie würden den Arbeiter nur beengen, denn er wolle arbeiten, und nun gäbe man ihm keine Arbeit. Der Arbeiter brauche Freiheit. Es gibt Leben und Bewegung auf der Erde, und es gibt keinen Raum dafür.

„Und die Streiks?"

„Was bedeuten Streiks? Henry George sagt ganz richtig, man könne die Streiks mit zwei Reichen vergleichen, die am Meeresufer stehen und Dukaten hineinwerfen. Einer wirft ein Goldstück hinein, der andere zwei; der erste zwei und der zweite drei und so geht es ins Endlose weiter."

Ueber die „Möwe" sagt Tolstoi noch:

„Literaten sollte man nicht auf die Bühne bringen: man interessiert sich nicht für uns. Das Beste im Stück ist der Monolog des Schriftstellers, aber der enthält autobiographische Züge, und diese Stelle hätte man für sich selbst schreiben können oder in einem Brief; im Drama ist sie weder Fisch noch Fleisch. In Tschechows Buch „Mein Leben" liest der Held dem Tischler aus Ostrowski vor und der Tischler sagt: „Das alles kann sein, das alles kann sein.""

Tolstoi sagte dann noch, daß er nicht mehr lange zu leben habe, daß er aber noch sehr viel sagen und arbeiten müsse. Daher beeile er sich und arbeite ständig.

*

4. März 1897.

Heute wollte die akademische Jugend der Universität, des Technikums, der Bauschule und der höheren weiblichen Kurse usw. eine Totenmesse abhalten für ein in der Peter-Paulfestung umgekommenes Mädchen, angeblich eine Jüdin. Das Mädchen war wegen Beteiligung an irgend einer politischen Affäre in die Festung gebracht worden, hatte sich mit dem Petroleum ihrer Lampe begossen und war verbrannt. Nach einem Gerücht ist sie vergewaltigt worden, aber das läßt sich nicht beweisen. Das Mädchen soll nicht hübsch gewesen sein. Angeblich hat sie einen der Ihren beim Verhör verraten und sich deshalb selbst getötet. Wie dem auch sei, die Behörde ließ einige Tage lang die Verwandten nicht zu ihr hinein, und dann erklärte man, sie wäre gestorben. Den Angehörigen wurde vom Staatsanwalt erklärt, daß ihm der Vorfall bekannt sei, die Untersuchung ergeben habe, daß das Mädchen Selbstmord begangen hätte; wegen der Brandwunden ließ man sie drei Tage lang in einer mit Wasser gefüllten Badewanne sitzen, wo sie große Schmerzen auszuhalten hatte. Man hat sie dann heimlich auf dem Preobraschenskij-Friedhof begraben. Der Metropolit Palladij gab seine Zustimmung zur Totenmesse. Der Leiter der höheren weiblichen Kurse, Rajew, der ein Sohn des Metropoliten Palladij sein soll, hatte um die Erlaubnis nachgesucht. Vor der Kasaner Kathedrale versammelte sich heute eine große Menge. Die Polizei hatte schon gestern ihre Vorbereitungen getroffen, umzingelte die jungen Leute und jagte sie auf der Kasaner Straße auseinander. Dem Mädchen zu Ehren sang man „Die ewige Ruhe". Eine Menge Menschen hielt den Platz und die Straßen besetzt. Zündstoff ist bei uns genug vorhanden. Die Sache ist sogar dem Kaiser zu Ohren gekommen.

*

5. März 1897.

Ich las die lithographierte Bekanntmachung, die der Staatsanwalt über diese Vorfälle veröffentlicht. Das Mädchen heißt Maria Fedorowna Wetrowa. Der Staatsanwalt beschuldigt Kitschin, der der dritten Abteilung für politische Angelegenheiten zugeteilt ist und außer seinem Grundgehalt von 4500 Rubeln für diesen Posten noch 2000 Rubel erhält. Man nimmt an, daß er ihr durch Drohungen den Verrat irgend eines Mitverschworenen abgepreßt habe, aus Reue habe sie sich dann selbst verbrannt. Im Publikum spricht man von Vergewaltigung, aber das wird in der Bekanntmachung zurückgewiesen oder verschwiegen, man beschränkt sich auf dunkle Anspielungen, daß das Mädchen ausgepeitscht worden sei. Sie war wegen des Besitzes irgendwelcher verbotener Bücher verhaftet worden, man wollte sie entlassen. Das wußte sie, deshalb hatte man ihr auch eine Petroleumlampe gegeben.

Von den gestrigen Teilnehmern an den Unruhen hat man niemand verhaftet, sondern nur die Namen festgestellt.

*

Moskau, 24. März 1897.

Vorgestern, als wir in der Eremitage beim Mittagessen saßen, bekam Tschechow einen Blutsturz. Er bat um Eis, wir brachen das Mahl ab und fuhren fort. Heute ist er in sein Hotel „Groß-Moskau" gegangen. Zwei Tage lang lag er in meiner Wohnung. Der Anfall hatte ihn sehr erschreckt und er sagte mir, sein Zustand wäre sehr ernst. „Wenn ein Kranker hustet, dann sagt man zu seiner Beruhigung, es komme vom Magen, bei einem Blutsturz — es seinen Haemorrhoiden. Aber einen Magenhusten gibt es nicht, und der Blutsturz kommt immer von der Lunge. Bei mir kommt es von der rechten Lunge, genau wie bei meinem Bruder und einer anderen Verwandten, die bereits an Schwindsucht gestorben ist." —

*

26. März 1897.

Gestern — in Moskau — stand ich um fünf Uhr morgens auf, ohne eine Minute geschlafen zu haben, schrieb Tschechow einen kurzen Brief und trug ihn selbst in sein Hotel. Dann ging ich im Kreml spazieren, den Quai entlang, bis zur Erlöserkirche und zurück zum „Slawischen Bazar". Um sieben kam ich ins Hotel zurück, legte mich hin und schlief ein wenig. Um elf Uhr kam Dr. Obolenski, der mir sagte, daß Tschechow um 6 Uhr früh einen neuen Blutsturz gehabt und daß man ihn in die Klinik Ostromoos auf dem Jungfernfeld gebracht habe. Ich war zweimal bei Tschechow in der Klinik. Mag es dort noch so sauber sein, es bleibt doch ein Krankenhaus voller kranker Menschen. Das Mittagessen wird in einem besondern Zimmer neben dem Korridor eingenommen. Tschechow liegt auf Nummer 16, zehn Zimmer weiter als sein „Saal Nr. 6", wie Obolenski bemerkte. Der Kranke lacht und scherzt wie immer, dabei spuckt er jedoch dauernd Blut in ein großes Glas. Als ich jedoch sagte, der Eisgang auf der Moskwa habe begonnen, veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und er sagte: „Der Fluß bricht wirklich auf?" Ich bedauerte das erwähnt zu haben. Wahrscheinlich ging ihm durch den Kopf, ob nicht der Eisgang in Verbindung mit seinem Blutsturz stehe... Einige Tage später sagte er mir: „Wenn man einen schwindsüchtigen Bauern behandelt, sagt er: Hilft nichts. Mit dem Frühlingswasser gehe ich auch."

*

23. Juli 1897.

Tschechow ist angekommen. Samstag, den 26., reise ich nach Paris ab. Ich konnte Tschechow nicht dazu überreden mitzureisen. Er beruft sich darauf, daß er im Herbst ja doch ins Ausland reisen müsse, um den Winter dort zu bleiben, er will nach Korfu oder Malta, und wenn er jetzt reisen würde, dann müsse er noch einmal zurückkehren. Er sagte, daß er Maupassant übersetzen werde, der ihm sehr gefällt. Er hat genügend Französisch gelernt.

Einige Gedanken von Tschechow:

„. . . . . Der Tod ist eine Grausamkeit, eine abscheuliche Heimsuchung. Wenn nach dem Tod die Individualität vernichtet ist, so gibt es kein Leben. Ich kann mich nicht mit dem Gedanken trösten, daß ich mit den Seufzern und Qualen des Gesamtlebens, das zweckvoll ist, zusammenfließen werde. Ich kenne diesen Zweck nicht einmal. Der Tod erregt mehr als Entsetzen. Aber so lange man lebt, denkt man wenig an ihn. Wenigstens ich. Nun, wenn ich sterbe, werde ich ja sehen, was es mit dem Zustand nach dem Tode auf sich hat. Es ist furchtbar, Nichts zu werden. Da tragen sie einen auf den Friedhof hinaus, kehren dann nach Hause zurück, trinken Tee und halten scheinheilige Reden. Es ist sehr widerlich, daran zu denken.

. . . . . Freundschaft ist besser als Liebe. Meine Freunde lieben mich, und ich liebe sie, und durch mich lieben sie einander. Die Liebe dagegen verfeindet die, die ein und dieselbe Frau lieben, untereinander. Wenn man liebt, wünscht man die Frau ganz zu besitzen, sie keinem anderen zu überlassen und sieht jeden als Feind an, der den Wunsch äußert, ihr zu gefallen. Die Freundschaft kennt solche Eifersucht nicht. Deshalb gibt es auch für die Ehe besser: keine Liebe, sondern Freundschaft.

. . . . . Wenn die Frauen soviel Aufmerksamkeit auf die Schönheit der Männer verwenden würden, als die Männer auf die Schönheit der Frauen, dann würden die Männer ebenso eitel wie die Frauen werden. Die Frauen aber interessieren sich auch für häßliche Männer, ein Beweis ihrer Gescheitheit und Nüchternheit, aber im gewissen Sinne ihres Mangels an ästhetischem Empfinden.

. . . . . Unser ganzes Herz verschenken wir viel leichter als unser ganzes Geld.

. . . . . Eine schöne Frau muß eine Menge guter Eigenschaften besitzen, damit sie in der Ehe die Treue bewahrt."

(Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, letzte Augustwoche

Am Tage, an dem ein wirtschaftsfremdes Reichsjustizministerium die abermalige allgemeine Hinausschiebung der Frist für die Goldbilanzvorlegung verfügte, somit die Trägheit der Gesellschaftsleitungen förderte und die Linderung der Kreditnot auf seine Weise hintertrieb, am selben Tage fand Karl Fürstenberg den Mut, die Division des Kapitals der Berliner Handelsgesellschaft zu verkünden. Der Schnitt auf ein Fünftel, der vollzogen werden soll, ist freilich ungeheuerlich. Ungeheuerlich bei der einzigen Großbank, die im Dezennium nicht nur seit Kriegsbeginn, sondern seit 1908 ihr Kapital um keinen Pfennig über den Stand von 120 Millionen Mark vermehrt hatte, ungeheuerlich bei einem Institut, das zum Ausgleich seiner Verluste unzweifelhaft manche Effektengewinne und bedeutende Devisenprofite einzustecken vermochte und das infolge vorsichtiger Auswahl der Kreditbeziehungen nicht wie andere unter Illiquidität der Kundschaft schwer zu leiden hatte. Ein gar trauriges Kapitel deutscher Bankgeschichte findet mit der Goldmarkbilanz der Berliner Handelsgesellschaft einen Abschluß. Was voranging an Goldbilanzen (Preußische Staatsbank) war atypisch, und was noch folgt, ist mutmaßlich Imitation. Die Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft ist angesichts des Ansehens, das das Institut in allen Finanzierungsfragen genießt, wahrscheinlich ein Präjudiz für die Umstellungsprinzipien, die nun überhaupt in der Aktienwirtschaft der Großen, vor allem der Großbanken, Platz greifen werden. Die Methode, die da nachgeahmt werden wird, kann durchaus nicht als nachahmenswert gelten. Sie ist beinahe ebenso kurzsichtig wie jenes andere Verfahren, das zu Anfang bei Aufstellung von Goldbilanzen angewandt zu werden pflegte. Unerfahrene Direktoren setzten zu Beginn der Umstellungsaera ihren Ehrgeiz darein, mit möglichst hohen Kapitalziffern aufwarten zu können und vergaßen jede Rücksichtnahme auf angemessene Rentabilität des ziffernmäßigen Kapitals. Es wäre nicht minder verkehrt, wollte man nun das gegenteilige Extrem, in das die Berliner Handelsgesellschaft verfiel, als höchste Stufe der Weisheit ansehen.

Denn worauf läuft die Methode Fürstenberg hinaus? Rücksichtslos wurden an allen Aktiven Abstriche vorgenommen. Die Guthaben in Amerika und anderwärts im Auslande sind, was allenfalls zu rechtfertigen wäre, abgeschrieben. Das Bankgebäude

steht weit niedriger zu Buch als vor dem Kriege. Die Effekten sind mit Rekordtiefkursen eingesetzt. Grundbesitz ist nach dem miserabelsten Stande der Wohnungszwangswirtschaft bewertet. Trotz dieser übertriebenen Stellung stiller Reserven, wurde auf der anderen Seite noch eine offene Rücklage mit beinahe 25 v. H. des neuen Eigenkapitals gebildet. Damit die Rechnung stimmte, mußten den Aktionären, mit ihnen dem Hause Stinnes, das Herrn Fürstenberg gegenüber sich artig verhält, vier Fünftel ihrer Einlagen weggestempelt werden. Und der Zweck? Der Aktienkurs soll im Interesse des Renommees ein starkes Agio erhalten. Es ist das eigentlich eine etwas primitive Art des Renommierens. Erschöpft sich mit diesem simplen Rechenkunststück die Fürstenbergsche Bilanzierungskunst? War er nicht ein wenig versessen in diese seine Idee der rechnerischen Rentabilisierung, die er als erster ausgesprochen hatte? Die Unterkapitalisierung unterscheidet sich in ihrer Schädlichkeit nur wenig von der Ueberkapitalisierung. Sie schläfert, indem sie die Herauswirtschaftung einer hohen, dem gegenwärtigen Durchschnittszinsfuß entsprechenden Rente selbst für ungünstige Betriebsverhältnisse mit Leichtigkeit ermöglicht, jeden Antrieb zu wirtschaftlichen Leistungen und Erfolgen ein. Sinkt in einigen Jahren, was zu erwarten steht, der Zins in Deutschland sehr beträchtlich, so würde die übermäßige Eindickung des Kapitals, das rechnerisch hochrentabel gemacht wurde, zu einer unerhörten Kurssteigerung der Aktien führen. Ein Trugbild höchster Prosperität würde hervorgezaubert. Die Führer der Wirtschaft würden sich auf ihren Lorbeeren ausruhen wollen und sehr bald vergessen (wenn sie es überhaupt gemerkt haben), daß dieser ganze vermeintliche Erfolg ihrer Betriebsführung lediglich einem Rechenexempel zu danken ist. Das Gegenteil aber müßte erstrebt werden. Den Goldbilanzen erwächst auch eine erzieherische Aufgabe. Die Kapitalziffern dürften keinesfalls zu tief, sondern sie sollten wenigstens so hoch veranschlagt werden, daß unter allen Umständen ein starker Druck auf Rationalisierung und Leistungserhöhung ausgeübt wird.

Wie die Redaktion der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ sich die Reparationsregelung gedacht hat, schon vor beinahe drei Jahren gedacht hat? Endlich wird's offenbar: Nach dem Versailler Vertrag (Artikel 248) haftet der Gesamtbesitz und alle Einnahmequellen des deutschen Reiches und der deutschen Staaten an erster Stelle für die Bezahlung der Kosten der Wiedergutmachung und aller anderen Lasten, die sich aus dem gegenwärtigen Vertrag und aus allen ihn ergänzenden Verträgen oder Uebereinkommen ergeben. „Es konnte niemandem wohl einen Augenblick zweifelhaft sein, daß zu solchem Besitz

leider auch die deutschen Reichseisenbahnen gehören." Sie waren sogar der wichtigste staatliche Besitz, der auf Grund dieser Bestimmung für die Reparationen haftete. Was also einfacher, als die ganze Reparationslast und Reparationshaftung auf ein Minimum zu reduzieren? Man brauchte nur „den Status der Bahnen zu ändern, sie aus dem Reichseigentum, dem sie erst vor kurzer Zeit eingegliedert waren, wieder herauszulösen." Zu solcher Herauslösung bedurfte es zwar einer Zustimmung der Reparationskommission. Aber warum hätte diese sie, wenn nur der richtige Mann darum gebeten hätte, nicht erteilen sollen? Solche kleinlichen Bedenken haben in der Rechnung unserer phantasiebegabten Redaktion keinen Platz. Doch nun zur Pointe! Der Trick gelingt. Die Reparationskommission, ahnunglos, was ihr bevorsteht, stimmt zu. „Der Hebel wird unauffällig angesetzt." Und? Die Reichsbahn ist draußen. Die übertölpelte Reparationskommission hat das Nachsehen. Die Reparationsfrage ist mangels Pfandmasse augenblicklich gelöst. „Die Eisenbahn wäre vor dem Zugriff unserer Feinde gerettet gewesen." So zu lesen in Nummer 399 des 63. Jahrgangs des Weltblattes „Deutsche Allgemeine Zeitung". Das ist der grandiose Plan, den sie, ein Blitz aus heiterem Himmel, als nachträgliche Rechtfertigung der größenwahnsinnigen Ambitionen der ihr nahestehenden Kreise enthüllt, derjenigen Patrioten, die zu Zeiten, als es der Reichsbahn infolge Kriegsfolgen und auf Betreiben der Industrie künstlich tiefgehaltener Tarife schlecht zu gehen schien, nimmersatt ihre Hand auf das Riesenunternehmen auszustrecken sich erfrechten. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" ist stolz auf ihre Enthüllung. Bis heute sei ihr der Mund verschlossen gewesen. Denn der Eigentümer der Zeitung habe sie damals „wissen lassen", er verspreche sich angesichts der Verblendung maßgebender Kreise nichts mehr von einer Fortsetzung des für das deutsche Gemeinwohl geführten Kampfes. So habe sie bis heute geschwiegen, bis heute, wo das Unglück da sei, wo es aber auch möglich sei, ungestraft die wahren Beweggründe jener Zeit darzulegen. Sie zitiert mit Genugtuung ihren eigenen Artikel vom Dezember 1921. Damals hätte sie, den skizzierten Reparationsplan im Kopfe, geschrieben: die lebensnotwendigste Einrichtung, die Bahn, müsse dem politischen Zugriff, komme er, woher er wolle, also auch dem Zugriff der Regierung, entzogen sein, wenn sie ihre wahre Bestimmung erfüllen soll. Konnte man, fügt sie hinzu, deutlicher werden? — Man konnte es nicht!

Mit barmherziger Geste hat man damals, vor knapp drei Jahren, nach dem wertvollen Besitz des deutschen Volkes gegriffen. Franko Valuta hätte man am liebsten die gesamte Reichseisenbahn, das angebliche Bankrottunternehmen, eingesteckt. Welcher Art war dieses Unternehmen? Rekapitulieren wir darüber die Aussagen der Sachverständigen, deren Wirklichkeitssinn in dieser Beziehung schwerlich bestritten werden kann:

„Ein beträchtlicher Teil des rollenden Materials ist neuerer Konstruktion. Zwei Drittel des Ganzen (18 000 Lokomotiven und 500 000 Personen- und Güterwagen) wurden in den letzten zehn Jahren in Dienst gestellt. Das augenblicklich im Besitze des deutschen Eisenbahnsystems befindliche rollende Material ist sowohl an Qualität wie an Quantität dem vor dem Krieg verwendeten weit überlegen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Ausstattung der Reichseisenbahn modern ist und völlig auf der Höhe der letzten eisenbahntechnischen Vervollkommnungen steht.“ (Vorbemerkung zu Anlage 3 des Berichtes.) „Die Eisenbahnen sind nicht nur wieder auf ihre Vorkriegsleistungsfähigkeit gebracht, sondern auf einen viel höheren Stand, der unseres Wissens denjenigen, jedes anderen Landes überragt.“ (Aus dem Abschnitt II „Zukünftige Kontrolle“ der Spezialsachverständigen William Acworth und Leverve, Anlage 3.)

Trotz solcher Feststellungen wird von neuem das Märchen von der mangelnden Rentabilität, vom unkaufmännischen Gebahren aufgetischt, das den planwirtschaftlich eingestellten Geistern, als das Hauptsächliche und Wesentliche erschienen sei.

Aber, wie gesagt, die Möglichkeit, die Eisenbahn vor dem Zugriff der Feinde zu retten, die T a r i f h o h e i t wenigstens für das deutsche Wirtschaftsleben zu bewahren, ist von dem törichten staatssozialistisch eingestellten Parlament ungenutzt gelassen worden. Der Leser soll glauben, daß die nunmehrige Lösung die gesamte Tarifhoheit den „über hundert Kontrolleuren“ auf Gedeih und Verderben preisgibt. Wie steht es damit in Wirklichkeit? Die Erfolge, die in London erzielt wurden, sind in diesem Punkte sogar besonders bedeutend. Die Befürchtungen, die Helfferich kurz vor seinem Ende in so maßlos demagogischer Form geäußert hatte, daß es auf Grund des Sachverständigenberichtes mit der deutschen Eisenbahntarifhoheit ein für allemal vorbei sei, erweist sich endgültig als völlig grundlos. War es nach dem Expertengutachten nicht genau ersichtlich, ob etwa eine rigorose Aenderung in der Tarifpolitik, ein Abbau der Ausnahmetarife usw. gefordert werden könne, war es also zweifelhaft, ob aus solcher Umgestaltung der Tarifgrundlagen der deutschen Volkswirtschaft eine weitere Verschärfung der Umstellungskrise bevorstehe, so ist im § 33 des Entwurfes zum Reichsbahngesetz mit Zustimmung der Vertragsgegner nunmehr eindeutig eine ausschließlich dem deutschen Standpunkt günstige Regelung festgelegt worden. Die Reichsbahngesellschaft hat danach vom Tage ihrer Errichtung an die geltenden Tarife anzuwenden. Will sie irgendwelche Aenderungen der Normaltarife einschließlich der allgemeinen Tarife, der Gütereinteilung und der Nebengebühren sowie Einführung, Aenderung und Aufhebung von internationalen und von Ausnahmetarifen, sowie von sonstigen Tarifvergünstigungen vornehmen, so bedarf sie dazu der G e n e h m i g u n g der Reichsregierung. Was heißt das? Die deutsche Tarifhoheit ist gesichert, — ohne daß die deutsche Reichseisenbahn in Stinnesschen Privatbesitz überführt worden ist.

# GLOSSEN

## BOTSCHAFTER CUNO

Ein Hamburger Großkaufmann schreibt uns zu unserer vorwöchentlichen Glosse über die Washingtoner Botschafterkandidatur Cuno's einige Details, die aufklärend für die Schätzung sind, die Herrn Cuno von berufenen Beurteilern in seiner eigenen Residenz zuteil wird:

„Bei dem Feste, das zu Ehren des mexikanischen Präsidenten Calles hier gegeben wurde, sprach ich längere Zeit mit ........ Dabei sagte er mir auch, daß tatsächlich keine andere Kandidatur für New York da sei als eben nur Cuno, der doch seine „Beziehungen" drüben habe. Das ist genau dieselbe faustdicke Lüge, wie seinerzeit die Märchen von dem „Kaufmann" Cuno. Er war und ist nichts weiter wie Burokraticus vulgaris in Reinkultur, — Geheimrat aus dem Reichsschatzamt, der 1916 mit Ballin (als dem Vertreter der Rhedereien) über die Abfindung für das Schiffsmaterial die Verhandlungen führte. Diese Verhandlungen haben den Rhedern ihre Substanz erhalten, und zum Dank nahm ihn Ballin hier als Direktor in die Linie auf. Das kam ja auch gar nicht drauf an. Nun aber die späteren Lorbeeren Cunos. Im Jahre 1919 kam Felix Warburg von New York nach Hamburg und klagte seinem Bruder Max, die ihm nahestehende Harrimanline wisse mit den deutschen Schiffen nichts anzufangen, habe auch kein Personal dafür. Max Warburg saß im Aufsichtsrat der Hapag, die ihrerseits wieder zu viel Leute und keine Schiffe hatte. Da schickte man eben den guten Cuno mit einem fertigen Programm nach New York, — einem Programm, das jeder Kommis fertiggebracht hätte. Das sind Cunos ganze „amerikanischen Beziehungen", nicht ein Jota mehr, — obwohl die Zeitungen damals große Töne über einen „Sieg" redeten.

Dann gibt es in Berlin ein Haus Bellevuestraße 10, das Warburg und der Hapag gemeinsam gehört und in dem einige Etagen zur Aufnahme der Inhaber und Direktoren immer freistehen; dort war es, wo auch der damalige Abgeordnete Petersen wohnte, mit Herrn Cuno zusammen frühstückte und sich unterhielt. Und aus diesem schönen Hause heraus wurde Cuno dann Herrn Ebert von Petersen als „der Mann" präsentiert, der uns damals gerade fehlen sollte, als gegen Wirth und seine „Erfüllung" Sturm gelaufen werden sollte, damit endlich wieder Helfferich die famose Reichskanzlei zur Filiale seiner Theorien machen könne. Denn in Wirklichkeit hat Cuno selbst niemals etwas bestimmt und niemals etwas getan, dazu ist er politisch viel zu unbegabt und wohl überhaupt zu dumm.

Und solcher Mann wird jetzt ungestraft als deutscher „Belange"-Vertreter für den wichtigen Außenposten präsentiert, — nur weil er zufällig arisch ist und aussieht! Denn das ist wohl sein einziges Verdienst, — andere Verdienste sind bei ihm wohl nur in Dollars auszudrücken..."

—

## FÜR DAHEIMGEBLIEBENE

Eigentlich wollte ich diesen Sommer verreisen. Projekte türmten sich phantastisch. Paris, der Riesenklamauk von Wembley. Und eine Nacht unter dem bösen, grellen Mond von Sevilla.

Dann kam die große Saisonkrankheit, die auch solideren Vorhaben als den meinen verderblich wurde. Schließlich blieb nichts übrig als eine Einladung in die Gegend von Teltow. Die kam von einem guten Freund. Der lebt da auf seiner Klitsche wie

ein kleiner König und schießt sich jeden Morgen sein Frühstück selbst. Neulich hat er dem Gemeindediener, der ihm in die Zusammenstellung seiner Speisekarte dreinreden wollte, eine Schrotladung ins Dickfleisch geschickt, ohne daß sich juristische Weiterungen ergeben hätten.

Ich lehnte dankend ab.

*

So bin ich nicht einmal nach Teltow gekommen. Und das ist gut so. Denn die Reise wäre zu anstrengend geworden, hätte zu strapaziöse Anforderungen an die Imagination gestellt, um das zu ersetzen, was die Realität versagt.

Es gibt Reisen, die lediglich die Bewegung als Selbstzweck haben, das Gefühl nicht zu kleben, unterwegs zu sein. Und es gibt Reisen aus irgend einer halbbewußten Passion, aus Sehnsucht nach einer fremden Stadt, nach einem Bild, nach einem unbekannten Aroma. Diese Art zu reisen ist gefährlich. Man sieht und hört, und bleibt indifferent, bis schließlich ein kleiner, dummer Zufall rettungslos entillusioniert. Wem hat nicht schon einmal nach drei Tagen die Schweiz, pardon, kilometerlang zum Halse herausgehangen? Wer ist nicht schon mit dem Schreckensruf „Nie wieder Neapel!“ in den Zug geflüchtet und dachte dabei wonneschauernd an die Heimat, Groß-Salze bei Magdeburg?! Nein, der Weg des passionierten Reisenden führt kopfüber in die Enttäuschung.

Jahrelang trug ich als grüner Junge eine spleenige Schwärmerei für jenes bizarr dunkle Brügge in mir, so wie es George Rodenbach beschworen hat. Totes Brügge, ich träumte von ihm immer als von einem mächtigen gotischen Steinsarkophag von melancholischer Kostbarkeit, darinnen gebettet eine schöne wachsbleiche Frau, das Antlitz umrahmt von schweren goldroten Flechten. Als ich endlich, oh Bruges-la-morte, dort landete, da schrieb man unglücklicherweise gerade 1916. Zu beiden Seiten des Bahnhofs grüßte eine großzügige Abortanlage militärischer Provenienz, deren Wohltaten indessen auch der minderbemittelten Zivilbevölkerung zugute kamen. In der Stadt selbst Marinestäbe, Etappeninspektion, Entlausungsanstalt, hygienisch zuverlässige Bordelle. Grau und griesgrämig guckte altes Gemäuer auf eine recht durchschnittliche Etappenschweinerei.

Die blasse Frau mit den goldroten Haaren habe ich nicht gefunden. Wahrscheinlich hatte man sie längst nach Kowno befördert.

*

Eine Kleinigkeit, ein störendes Etwas demoliert den Sinn einer langen Reise. Wehe, wenn man nur durch sein eigenes Ich sehen muß. Dieses Augenglas ist oft trübe. Du brauchst das Medium eines Andern, einer Andern. Erst dein Gefühl für die zweite Person gibt dem Himmel seine Farbe, den Bergen ihre Majestät, beseelt die langweilige Kulissenschönheit der Natur, gibt dem Menschenwerk zur Form den Inhalt.

Ja, es gibt Stunden, wo Pirna paradiesisch erscheint und das herrlichste Fleckchen Toskana sächsisch.

*

Ich habe meinen Ausweg aus dem Dilemma gefunden. Wenn man schon auf alle Fälle, ob in Teltow oder Sevilla, seine Vorstellungskraft bis auf die letzten Reserven erschöpfen muß, dann lohnt sich nicht einmal die Partie nach Teltow. Es gibt einen Platz in unserm turbulenten Berlin, der ungemein sympathisch sicher umfriedete Enge mit Ausblick in unendliche Weiten vereint. Das ist der Wartesaal Erster Klasse im Potsdamer Bahnhof.

Ein nicht großer Raum mit wenigen weißlich gedeckten Tischen und verschlissenen roten Polstermöbeln aus der Zeit der Entenpest. Wenige Besucher nur, der eiserne Bestand

jedes Wartesaales: die Dame mit dem Handkoffer, die immer auf die Uhr sieht und niemals abfährt, und dann der tabetische ältere Herr, der gelegentlich ans Büfett geht, — die Mamsell langt automatisch nach der Zigarrenkiste, aber er will nur eine Briefmarke. Soweit das Inventar.

Aber draußen in der Halle, da schnauben und keuchen die Lokomotiven, da kreischen die Räder, da tuten die Sirenen den Choral der namenlosen Ausdehnungen. Durch die matten Fensterscheiben siehst du eilfertige Schatten huschen. Geschrei, Abschiedsrufe, unendliches Brausen. Schließe die Augen, und zwischen Gestampf und Gelärm glätten sich die seelischen Landschaften (so sagt man, richtiger: schreibt man), die bewegten Höhenzüge, die Gipfel und Klüfte deiner Gedanken sinken, dein Gemütsleben plattet sich freundlich ab zu einer unermeßlichen Fläche. Das ist wohltuend, ist herrlich. Das ist mehr als der Traum mit seinen ins Wache hineinspielenden Beunruhigungen. Das ist jener alles egalisierende Stumpfsinn, der höchst wahrscheinlich identisch ist mit kompletter Seligkeit.

. . . nachher auf der Straße empfängt dich das bewährte Tempo von Berlin, und es kommt dir weniger schrecklich vor.

Du hast eine große Reise gemacht. Du warst überall und nirgendwo. Ohne Enttäuschungen, ohne Paßkontrolle und — — billig. Fünf Glas Cognac genügen. Anfänger kommen mit weniger aus.

*Lucius Schierling*

## DIE ZEHN GEBOTE

1. Ich bin der größte und teuerste Film der Welt, von Paramount hergestellt, inszeniert von Cecil B. de Mille, dem mit zugleich starker und feiner Hand Begabten. Ich spiele zuerst im Aegypterland, zeigend Israels Fronarbeit, den Prunkhof des Pharao und den Auszug des Judenvolks mit Kind und Weib und Tier und Habe (dieses schön koloriert); sodann als größte Attraktion die Verfolgung durch die Wüste mit sechshundert pferdebespannten ägyptischen Streitwagen, das Auseinanderklaffen des Roten Meeres und sein Zusammensturz, Roß und Mann und Wagen verschlingend; zuguterletzt die Orgie ums goldene Kalb und Gottes Offenbarung in Blitz und Gewölk auf dem Berge Sinai.

2. Du sollst diesen Teil des Films für das schönst bewegte, bildmäßig erfreulichste Filmwerk der gesamten Industrie halten. Du brauchst des Mose verfilzten Riesenbart, in den sich ganz Israel einwickeln könnte, sowie mancherlei drollige Anachronismen nicht lächerlich zu finden, denn umso beglückter und beglükkender ist dieses Teiles größter Teil.

3. Du sollst beachten, wie hier und auch im folgenden Teil allerlei Einfälle und Episoden den großen Schwung durchbrechen, sodaß Dein Auge und Herz ausruhen kann und Dich die Fülle des Geschehens nicht erdrücke.

4. Gedenke, daß die Amerikaner in der Schule keinen Religionsunterricht haben, sodaß sie, ewige Kindlein, gerne die alten Geschichten

hören und sehen. Bedenke, daß die Amerikaner auf der Bühne und im Film gern das sehen, was ihr gefühlstötendes und dollarjagendes Leben ihnen versagt. Sie können und wollen also in der Kunst und was man so nennt viel mehr als wir vertragen an Kitsch, Sentimentalität, Moralismus und allerlei Verlogenheit.

5. Deshalb wird in dem zweiten, weitaus längsten Teil, die Nutzanwendung der zehn Gebote in der Art einer großväterlichen Volkskalendergeschichte allzu weitschweifig und dick predigend dargeboten. Wer gegen die zehn Gebote predigt, wird hart bestraft, der gute Bruder aber wird belohnt und der reuigen Sünderin wird vergeben.

6. Mischest Du als Baumeister allzu viel Sand in den Zement einer zu errichtenden Kirche, so wird sie ausgerechnet Deine Mutter, die Du nicht geehrt hast, erschlagen; Deine Frau wird vom Turm stürzen und Deinem guten Bruder, der nicht wagte, sie zu begehren, in die Arme. Der Gebotebrecher aber wird sich im Ehebruch mit einer Abenteuerin den Aussatz, welchen wir Neueren Syphilis nennen, zuziehen, und auf der Flucht vor der irdischen Gerechtigkeit vom Meer am Felsen zerschmettert werden.

7. Du sollst diesen Kitsch nicht verachten, wenn er für Dich auch nur schwer erträglich ist; denn er ist eindringlich und mit allen Finessen gearbeitet, und er rührete das ganze Volk der Yankees ein Jahr lang allabendlich zu Tränen der Einkehr und Besserung, auf daß sie ihren armen deutschen Brüdern eine große Anleihe geben wollen.

8. Du kannst (vorläufig) keine bessere Photographie bringen, als sie dieser Film bietet; Du kannst ihn auch nicht besser reklamemäßig aufziehen als dies tat der kleinste aller Jakobsöhne für das Große Schauspielhaus zu Berlin.

9. Drum sollst Du Dir diesen Film anschauen, da Du aus seinen Vorzügen und aus seinen Fehlern vielerlei lernen kannst und Dich reichlich ergötzen über das, was darin gelungen und was komisch verunglückt ist.

10. Laß Dich aber nicht gelüsten, solche Filme nachzuahmen, die uns die Traktätchen ersetzen und uns in die Vergangenheit führen wollen. Denn wir gehören der Zukunft, der wir dienen sollen, denn sie ist unser gelobtes Land.

*Kurt Pinthus.*

---

## DAS MENSCHENGERÜMPEL

In den Bodenkammern alter Erbhäuser findet man eine ganz bestimmte Art von Gerümpel: Alte Spinnrocken, unförmige hohe Zylinderhüte in unförmigen Hutschachteln, unendlich schwere Reisekoffer, die einstmals an Postkutschen angekettet wurden, Steinfeuerzeuge, Krinolinen und eine Menge anderer Dinge, deren Gebrauch man sich kaum erklären kann. Ein wenig den Staub weggeblasen, ein wenig gescheuert und gebürstet — und alles könnte, wenn man die Zeit um 100 Jahre zurückschraubte, gleich wieder mit seiner vollen Fähigkeit verwendet werden. Alle diese Dinge, in die einstmals bestimmte Zwecke hineingeschaffen wurden, sind nicht unbrauchbar, — sie werden nur nicht mehr gebraucht. Es sind gleichsam Schlüssel, die nicht mehr in das Schloß der neuen Zeit passen, Energien, die keine Angriffspunkte mehr finden. Für jeden von Menschenhand oder Menschengeist geschaffenen Mechanismus kommt diese Zeit der Versteinerung, die inertia.

Aber diese Ungebrauchtheit befällt nicht bloß die Dinge, sie befällt auch die Menschen, die sie schaffen. Durch den Beruf — selbstgewählte und sozial geforderte Einseitigkeit — ist der Mensch nicht bloß Schöpfer und Herr seiner Erzeugnisse, er ist auch mit seinem Leben an sie gebunden

wie die Hamadryade an den Baum. Er versteint, wenn seiner Hände Werk versteint, er wird Gerümpel. Es gibt Erzeugnisse, die in einer ständigen Fortentwicklung sind, in einer ungebrochenen Evolution. Aber es gibt auch welche, die ganz plötzlich absterben, deren Zwecke auf ganz neuen Wegen erfüllt werden, bei denen der eingeschlagene Weg ganz plötzlich abbricht. Wehe dem Menschen, der sein Leben mit ihm verbunden hat, wehe dem Menschen, der mit ihnen alt geworden ist! Er wird unbarmherzig unter das Gerümpel geworfen. Habt Ihr die rührende Geschichte von dem alten Droschkenkutscher gelesen? Der alte Schnauzbart mit dem verwitterten Wichsleinenzylinderhut wartete die ganze Nacht an seinem Stande auf einen Passagier. Das kleine Pferdchen, das einst so amüsant über das Pflaster tappelte und von selbst vorrückte, wenn der Vorderwagen weiterfuhr, wartete mit gesenktem Kopfe mit. Es kam niemand. Und der alte Schnauzbart wartete auch noch den nächsten Tag und es kam wieder niemand. Wegen der paar Groschen Ersparnis nimmt man doch keine langweilige Droschke. Man kompromittiert sich geradezu, wenn man darin fährt. Hallo! Auto! Da nahm der alte Rosselenker den Futtersack mit dem letzten Rest von Häcksel und Hafer und band ihn dem Pferdchen um. Dann nahm er ein Halfter, wand es um den Hals, band einen Stein daran, ging zum Fluß und sprang hinein. Plumps. Da lag er dann am Grunde mit dem anderen alten Gerümpel, das man im Laufe der Jahre hineingeworfen hatte.

Sollte die von der Gesellschaft geforderte Arbeitsteilung der Gesellschaft nicht auch gewisse Pflichten auferlegen?

Wenn übrigens der alte Droschkenkutscher ein wenig dramatisch veranlagt gewesen wäre, hätte er seine Tat noch symbolischer gestalten können: Er hätte sich, sein Pferdchen und seinen Rumpelkasten von einem der rasenden 100-pferdekräftigen Autos in Grund und Boden fahren lassen sollen.

*Arnold Hahn*

---

## DIE REISE

Vor Tag aufbrechen in die Dunkelheit
Und niemand nach dem Wege fragen können,
Von Ort zu Ort sich schleppen also weit,
Daß schon um Mittag heiß die Sohlen brennen;
Zu Häupten sich die Wolken ballen seh'n
Im tiefen Sand zwei Schritt für einen geh'n,
Und eilen dann, von Wettern arg zerweicht,
Zum Ziel, das man nicht kennt und nicht erreicht;
Am Abend Zuflucht suchen vor der Not,
Hinsinken und entschlafen, seufzend, wehe:
Dies heißt Geburt, Leben und Tod.
Gottes Wille geschehe!

*Nach Jean Pierre Claris de Florian (1755—1794) von Ossip Kalenter.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

Gracchus: Imperialismus und Friede. Neuer Deutscher Verlag. Berlin.

Die alte orthodoxe, marxistische Schule der Vorkriegszeit behauptet, daß der Pazifismus unvereinbar sei mit den Tendenzen der kapitalistischen Wirtschaft, daß er keine praktischen Resultate zeitigen könne, daß der ewige Krieg der ganzen Wirtschaftsstruktur entspringt. Diese fatalistische Auffassung von Staat und Gesellschaft gehörte zur Rüstungskammer des Marxismus. Seit dem

Kriegsende haben sich die Tendenzen innerhalb des Sozialismus geändert und der Pazifismus aller Länder findet in den gemäßigten sozialistischen Parteien den besten Bundesgenossen.

Ein Sozialist, der sich unter dem Pseudonym Gracchus versteckt, will die alte marxistische Theorie der Unvereinbarkeit des Friedens mit dem Regime der Monopole und Trusts verteidigen. Er tut das in einer Broschüre, betitelt: Imperialismus und Friede. Er sagt im Vorwort, „daß er in dieser Arbeit die Entwicklung der Außenpolitik der Großmächte vor und nach dem Kriege und ihre auf neue kriegerische Verwicklungen hinzielenden Tendenzen schildern" will. Jedenfalls enthält diese Arbeit viel Material, und auch dem Gegner dieser Auffassung bringt sie neue Tatsachen. Die Zukunft wird auch da das letzte Wort sprechen, und die Tatsachen werden zeigen, wer Recht hat.

Guy de Maupassant: Peter und Hans. Roman, Deutsch von Erik Ernst Schwabach. (Kurt Wolff, Verlag, München.)

In Le Havre gibt es einen Boulevard François-Premier, man schreibt in diesem Fall Premier: I^er. Der Uebersetzer sieht die I als J an und nennt den Boulevard: François-Jer. Der Uebersetzer läßt die Mutter zur Schwiegertochter sagen: „Ich danke Ihnen nur, Hans genommen zu haben." Oder: „Ich bin ein Schwein, das gesagt zu haben." Zwei Beispiele für viele. Die Uebersetzung ist miserabler als die Kladde eines Quintaners. Wie soll maupassantsche Eleganz aus der deutschen Sprache strahlen, wenn der Uebersetzer nicht einmal deutsch kann? Peinlich, daß der Verlagslektor diese Liederlichkeiten stehen ließ. Nachdem Ompteda den ganzen Maupassant für die Gartenlaube verhunzt, eine geflissentliche Propaganda den einzigen Schüler Flauberts zum Pornographen gestempelt hat, wären Respekt, Takt, Sorgfalt Grunderfordernisse einer neuen Ausgabe gewesen, zumal bei einem Verlag, der den Strindberg-Töter Schering ad absurdum führte.

*K.*

---

## PRINZESSIN UND DICHTER

Die Prinzessin Belgiojoso, die mit Heine und anderen Berühmtheiten befreundet war, entsprach ganz dem Mode-Ideal der Romantik. Sie lebte in Paris, seitdem die österreichische Regierung ihr wegen ihrer Beteiligung an der italienischen Freiheitsbewegung den Aufenthalt in ihrem Vaterlande unmöglich gemacht hatte. Alfred de Musset fand die Prinzessin zu mager, aber ihre großen Augen und ihre provozierenden Liebenswürdigkeiten hatten seine Einbildungskraft entflammt. Er witterte ein Abenteuer.

Eines Abends war Musset der einzige Gast. Nach dem Souper lustwandelten die Prinzessin und der Dichter im einsamen Park. Die Prinzessin bat Musset, Liebesverse zu rezitieren. Er kam dieser Aufforderung nach und versuchte dann, zu Tätlichkeiten überzugehen. Die Prinzessin flüchtete, und der Dichter setzte ihr nach. Dabei stieß er gegen einen Baumstumpf und purzelte hin. Er hatte sich verletzt und die Prinzessin ließ ihn in ihren Palast bringen. Er wurde zu Bett gebracht, und auf Anordnung des Arztes durfte er sich einige Tage lang nicht rühren. Da er nichts zu tun hatte, verliebte er sich jetzt ernsthaft in die Prinzessin, die nun alle Künste spielen ließ, um ihren Gefangenen zu necken und zu reizen. Sie hatte zwei feurige Anbeter: Mignet, den Mann der Wissenschaft, und einen Musiker.

Musset zersprang fast vor Eifersucht. Ans Bett gefesselt, mußte er mit ansehen, wie seine Angebetete mit Mignet im Dunkel des Parkes verschwand und mit anhören, wie sie

mit dem Klaviervirtuosen musizierte.

Eines Tages war die Prinzessin, die dem Poeten immer versicherte, daß sie ihn ihren anderen Anbetern vorzöge, noch liebenswürdiger zu ihm als sonst. Aber plötzlich entzog sie ihm ihre Hand, sprang auf und sagte: „Mein Musiklehrer wartet schon."

Als Musset die Musik vernahm, hielt er es nicht länger aus. Er riß sich den Verband vom verletzten Bein und tauchte wie ein Gespenst vor den Musizierenden auf, die sich gerade küßten.

Die Prinzessin, die sich schnell gefaßt hatte, sagte lächelnd: „Ich wußte, daß Sie kommen würden, ich hatte Sie schon gesehen, ich wollte Sie auf die Probe stellen."

„Ich habe von Ihrer Gastfreundschaft genug," antwortete Musset, ich langweile mich bei Ihnen. Diese Musiziererei stört mich beim Schlafen; vielleicht ist der Herr, der hier so etwas wie der Hausherr zu sein scheint, so freundlich und klingelt nach einem Diener, der mir beim Ankleiden behilflich ist und mich in den Wagen bringt. Ich fahre nach Hause."

Die Prinzessin wollte ihn beschwichtigen. „Versuchen Sie nicht, mich zurückzuhalten," meinte er lächelnd, „Sie lieben die Musik zu sehr."

Als er im Wagen saß, rief ihm die Prinzessin siegesgewiß zu „Auf Wiedersehen! Sie werden ja doch wieder zu mir kommen."

Sie irrte sich. Musset blieb böse und beeilte sich, das Abenteuer, das ihm bei der Prinzessin zugestoßen war, unter die Leute zu bringen.

*P. M.*



INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 34)




**Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.**

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.**

**Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.**

**Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.**

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Septemberwoche

Im vorigen Hefte des Tage-Buchs ist in einem Aufsatz Leopold Schwarzschilds gesagt worden: „Die Abstimmung über die Dawesgesetze wird, wenn sie mit der Annahme enden sollte, ein ziemlich schlüssiger Beweis dafür sein, daß der Bürgerblock bereits gebildet ist.“ Inzwischen ist tatsächlich angenommen worden, und die Deutschnationalen begründen ihr sogenanntes nationales Opfer, (— bei ihnen ist es immer ein Opfer, bei andern immer eine Schurkerei! —), sie begründen ihr Opfer ganz offen mit der Behauptung, man habe ihnen als Gegenleistung dafür definitiv den Eintritt in die Regierung versprochen. Aber während so die Deutschnationalen durchaus Wert darauf legen, sich selbst als gekauft und bezahlt hinzustellen, wird von seiten der Gezahlthabenden merkwürdigerweise ebenso eifrig bestritten, daß von einem abgeschlossenen Handel überhaupt die Rede sein könne. Nicht bestreiten es zwar die Volksparteiler, deren einstimmiger Fraktionsbeschluß in der Nacht vor der Abstimmung auch keiner Interpretation mehr fähig ist. Wohl aber bestreiten es gewisse Zentrumsleute. Sie stützen sich dabei auf dreierlei Argumente. Erstens sei die Erklärung ihrer Unterhändler v. Guérard und Lammers nicht im Namen der Fraktion, sondern nur im Namen der „erreichbaren Vorstandsmitglieder“ abgegeben worden, und diese erreichbaren Vorstandsmitglieder hätten gar kein Recht, die Gesamtfraktion festzulegen. Zweitens sei die Bereitschaft des Zentrums, den Deutschnationalen Ministersitze einzuräumen, in jener Erklärung nur für den Fall ausgedrückt worden, daß „die“ Deutschnationalen die Gesetze annähmen; es habe aber nur ein Teil der Fraktion mit Ja gestimmt. Drittens könne das Zentrum überhaupt keine bindenden Zusagen machen in einer Frage, zu deren parlamentarischer Entscheidung nicht einmal die Willensübereinstimmung von Deutschnationalen plus Volkspartei plus Zentrum genüge; da zur Mehrheitsbildung mindestens noch notwendig sei, daß auch die Demokraten, oder die Völkischen, oder die Wirtschaftliche Vereinigung plus Bayerischer Volkspartei der Kombination beiträten, sei vorerst alles noch Spekulation. Man muß gestehen, daß solche Finessen selbst dann übel wären, wenn sie stimmten; in

diesem Fall müßte man sagen, daß die Deutschnationalen durch zweideutige Erklärungen einfach betrogen worden sind, und man wird Betrug wohl niemals billigen, gegen wen auch immer er angewandt werde. Aber stimmt die Rabulistik denn wirklich? Leider besteht nur eine sehr kleine Dosis von Möglichkeit, es zu glauben. Nach unbestrittenen Darstellungen des Herrn v. Guérard ist seine Erklärung mindestens nachträglich nicht nur ein-, sondern sogar zweimal einmütig von der Gesamtfraktion gebilligt worden, und zwar unmittelbar vor der Abstimmung und unmittelbar nach ihr. Namentlich das Letztere ist wichtig, denn nach der Abstimmung war ja schon bekannt, daß nur die Hälfte, nicht die Gesamtheit der Deutschnationalen mit „Ja" votiert hatten. Wie vereinbart sich also jene Einstimmigkeit mit den Ausdrücken mangelnder Uebereinstimmung, die jetzt von sonst so einwandsfreien Politikern, wie etwa Herr Dr. Wirth es ist, der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden? Wir müssen bekennen, daß wir uns vor einem Rätsel finden. Wenn wirklich Einstimmigkeit vorhanden war, so verstehen wir nicht Herrn Dr. Wirth, und wenn keine Einstimmigkeit vorhanden war, so verstehen wir nicht, wieso Herr v. Guérard nicht desavouiert wird. Der Eindruck, daß üble Dinge vorgegangen sind, drängt sich dem normalen Denken jedenfalls auf; und wenn man die Unwahrscheinlichkeit hinzunimmt, daß die Deutschnationalen so dumm gewesen sein sollten, auf derart primitive Zweideutigkeiten hereinzufallen, so muß man wohl doch dazu gelangen, daß sie in gutem Rechte sind, wenn sie behaupten, sie seien wirklich gekauft worden.

In der vergangenen Woche haben gewisse Kreise, die nicht genug davon bekommen können, Tannenberg gefeiert; und obwohl zwischen Herrn v. Seeckt und Erich Ludendorff seit München keine große Seelenharmonie mehr herrscht, haben sie sich diesmal, auf dem Schlachtfeld von 1914, doch die Hand gedrückt, und die Teilnahme des Reichswehrchefs an der Parade der Generale hat der Veranstaltung sogar einen stark offiziellen Anstrich gegeben. Damit ist neuerlich auch von oben her eine Lüge progagiert worden, von der man annehmen zu dürfen hoffte, daß sie, wenigstens in nicht völlig militärgeblendeten Hirnen, schon ein wenig angemodert sei. Es mag fraglich sein, ob man — selbst vom militärischen Standpunkt aus — militärische Einzelleistungen dann noch besonders feiern soll, wenn das Gesamtergebnis des ganzen Krieges schließlich doch nur eine Niederlage war. Das erinnert ein wenig an einen Monte-Carlo-Besucher, der zwar alles, was er besaß, verloren hat, der aber beharrlich nur von jenen ersten fünf Minuten spricht, in denen das Glück ihm zu lächeln schien. In anderen Ländern und früheren Zeiten hat man, so weit wir sehen können, solch selbstzufriedene Bescheidung mit pars pro toto nicht für geschmackvoll gehalten. Wie es mit dieser Taktfrage aber auch gehalten werden möge, die Lüge ist jedenfalls die, daß Tannenberg

überhaupt eine preisenswerte Genieleistung gewesen sei. Das widerspricht der Wahrheit gründlich, und es gibt keinen ernsthaften Militärkritiker, der leugnete, daß der Sieg von Tannenberg nichts anderes als die Folge eines wahrhaft ungeheuerlichen Verrats auf russischer Seite war. Ludendorff, der miles gloriosus, der gerne von „seinem“ Tannenberg spricht, griff mit seiner schwächeren VIII. Armee das ziffernmäßig überlegene Heer Samsonows an und schlug es in achttägiger, schwerer Schlacht. Aber nördlich von Samsonow, ohne irgendwelche deutschen Streitkräfte vor sich, stand noch das 24 Divisionen starke Heer des Generals Rennenkampf, dessen selbstverständliche Pflicht es gewesen wäre, sofort in die Ereignisse einzugreifen und die deutschen Truppen von der Flanke her (in der er bereits stand!) „aufzurollen“. Hilferuf auf Hilferuf, direkt und auf dem Wege über Petersburg, ging von Samsonow an Rennenkampf, aber der saubere Tigergeneral blieb taub und lahm, kein Mann und keine Kanone wurden in Bewegung gesetzt. Man kennt heute die Gründe dieses patriotischen Verhaltens. Zwischen Samsonow und Rennenkampf war bitterste persönliche Feindschaft, und dem Rennenkampf war es ein hoher Genuß, der Niederlage seines Nachbarn nur eben zuzuschauen. Aber was wäre aus Ludendorff, was aus Tannenberg geworden, wenn geschehen wäre, was normalerweise hätte geschehen müssen: wenn Rennenkampf in ein bis zwei Tagemärschen den Rücken unseres großen Strategen attackiert hätte? Die Militärkritik ist einhellig der Ansicht (und sogar der „Völkische Courier“ vom Jubiläumstag muß einräumen), daß dann nicht aus Samsonow, sondern aus Ludendorff Brei gemacht worden wäre. Nun gut also, — wo steckt die Genialität und die Feierwürdigkeit einer Schlacht, deren einziges Glück der glatteste Verrat eines Gegners gewesen ist und die sich ohne diese unerwartbare Hilfe rettungslos in die fürchterlichste Katastrophe verwandelt hätte? Wir sind der Meinung, daß keinem Feldherrn gestattet sein sollte, die Schurkerei eines Gegners zum Piedestal eignen Heroentums zu machen, und daß es im Interesse keiner Obrigkeit liegt, bei der Umfälschung glattesten Dusels in geheimnisvolle Wunderkraft mitzuwirken. Im übrigen war dieser Dusel Ludendorffs, der auf seinen Dusel von Lüttich nur folgte, auch objektiv wahrscheinlich das Verderblichste, was Deutschland zustoßen konnte. Denn tatsächlich befestigte sie den Glauben Ludendorffs, daß er eben immer auf Dusel rechnen könne, und seine Spielernatur wäre wohl nie den Exzessen der späteren Zeit entfesselt worden, wenn ihm schon das tolle Spiel von Tannenberg schlechter bekommen wäre. Tannenberg war sicher eine gewonnene Schlacht, — aber für den Verlust des Krieges war diese gewonnene Schlacht vielleicht entscheidender als die verlorene an der Marne. Wir sehen keinen Anlaß, sie zu feiern, — und wenn wir den relativ schuldlosen Samsonow, der

sich nach verlorener Schlacht erschoß, mit dem schuldbeladenen Ludendorff vergleichen, der sich nach verlorenem Krieg feiern läßt, so sind unsere Sympathien nicht bei Tartarin, sondern bei Raskolnikow.

Otto von Bismarck junior ist nicht nur dritte Generation, er ist auch — so haben es die Völkischen mit Schrecken entdeckt — dritte Garnitur. War es nicht ein verlockender Gedanke, das Bild des „Eisernen Kanzlers“ mit Hilfe des Enkels zu verfälschen? Mußte nicht die deutschnationale Keckheit, die den alten Bismarck für sich in Anspruch nimmt, als treue Bescheidenheit wirken, wenn das junge Kanzlerküken echt deutschnational ist? Der Plan war gut, bis über die Gesetze zum Londoner Abkommen im Reichstag abgestimmt wurde. Denn dabei erhob sich nicht nur die Frage: was ist echt deutschnational? Es erhob sich auch der junge Bismarck und gab die weiße, die Ja-Karte für das Eisenbahngesetz ab. Was nun? Soll man den Enkel entartet schelten? Oder soll man den Großvater wieder als Kanzler der Vernunft anerkennen? Soll man die Hoffnung für Deutschland aufgeben, daß es, nachdem es seinen zweiten Moltke, seinen zweiten Wilhelm und infolgedessen sein „zweites Versailles“ gehabt hat, nun auch zur Rettung aus aller Not seinen zweiten Bismarck haben würde? Glücklicherweise braucht sich niemand die Deutschnationalen und die deutschvölkischen Köpfe zu zerbrechen. Sie tun es selber, indem sie sich gegenseitig sie einschlagen. Man kann aber ihren Schmerz nachfühlen. Allerdings hätte man es ihnen vorher sagen können. Denn der junge Otto war zum Umfallen geradezu vorbestimmt. Das erste Mal passierte es ihm, als seinem Großvater ein Denkmal in der scheußlichen Walhalla bei Regensburg gesetzt wurde. Damals beschäftigte sich die ganze Oeffentlichkeit wichtigtuerisch mit diesem Ereignis — und ahnte nicht, daß die Ohnmacht und der Umfall des Jungen beängstigende Vorzeichen seiner politischen Tätigkeit sein würden. Wenn man weiter bedenkt, daß der junge Mann kurzsichtig ist und gar Halbschuhe trägt statt der Kürrassierstiefel seines



*Otto v. Bismarck*

Großvaters, dann kann man die Enttäuschung hoffnungsfreudiger Jünglinge nicht mehr überraschend finden. Müller (Otfried) und Schulze (Frankfurt a. O.) haben Nein gesagt — Bismarck Ja! O demokratisches Zeitalter, wo die wahren Tugenden bei den Trägern der kleinen Namen liegen!

Um eine schmerzlich klaffende Lücke auszufüllen, hat sich in München ein neuer völkisch-vaterländischer Kampfbund aufgetan, namens „Frontbann", unter der sieggewohnten Führung des Hauptmanns Roehm, der sich ja auch schon allerhand Lorbeeren und ähnliches verdient hat. Er umfaßt nicht etwa solche, die von der Front verbannt waren; immerhin haben viele der Kameraden sich den Schützengraben freiwillig ferngehalten. Aber sie müssen sich „bedingungslos zu Hitler, Ludendorff und Graefe bekennen". Heil! Eine Frontjugend ist angegliedert; sie besteht nicht etwa aus Kindern, die an der Front zur Welt gekommen sind; immerhin haben einige der Mitglieder den Weltkrieg schon miterlebt. Zweck der Uebung: Einigung gegen das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Vergebliches Bemühen! Denn solange es noch mehr als einen früher aktiven Offizier als Pensionär der Republik gibt, der nichts gelernt hat, als Befehle zu brüllen, wird es auch mehr als eine Kompagnie dummer Jungen geben, die eine Gelegenheit zum Gehorchen aller Selbständigkeit vorziehen. Nichts ist so deutlich für den Unterschied zwischen den angeblich zersetzenden Kräften der Demokratie und den angeblich volksgemeinschafts-bildenden Tendenzen der Reaktion, als die lächerliche Zersplitterung der (frei erfunden) vaterländischen Bewegung und die eindrucksvolle Einheit des Reichsbanners. Wer zählt die Völker? Jungdeutscher Orden, Stahlhelm, Reichsflagge, Reichskriegsflagge, Werwolf (von dem leitenden Studienrat bezeichnender Weise mit „h" geschrieben), Bund Oberland, Westfalen-Treubund, Verein für Rasensport, Schwarzer Adler, Schwarze Reiter,



*Hauptmann Roehm*

Brigade Ehrhardt, Deutschorden, Bismarckorden, Nationaldeutsche Jugend, Jungsturm, — von all den Ortswehren, Selbstschützen und zehnköpfigen Sturmbataillonen unter ehrgeizigen Reserveleutnants ganz abzusehen! Für deutsche Tage, Fahnenweihen und Festreden, für Kommerse und Geländespiele finden sich einige von ihnen immer einmal zusammen. Aber für deutsche Fragen finden sie keine Einheitsfront. Bisher war der Republikschutz nicht über das Registerführen hinausgekommen. Daher erschien die Vielfältigkeit all dieser Bünde und Bündchen gefährlich. Jetzt haben sich die Republikaner zusammengefunden: und mit einem Schlage sieht das Bild anders aus. Die langen Listen werden langweilig.

---

H. N. BRAILSFORD (London)

## DER FLUCH DER REPARATIONEN

Fünf Jahre zu spät erwacht England und erkennt die Gefahr der Reparationen. Die Träume der Khakiwahlen sind zugleich mit dem Siegesfieber dahingeschwunden, und es würde schwierig sein, selbst unter den Stammlesern des „Daily Mail" einen Trottel zu finden, der sich danach sehnt, daß eine ständige Flut von Reparationseinfuhren gegen unsere Küste strömt. Was wir von Anfang an behauptet haben, wird jetzt die allgemeine Meinung des Landes, und die Mehrzahl der Leute mit gesundem Menschenverstand würde heute wahrscheinlich mit der Lösung, die die internationale Arbeiterbewegung vor Jahren verfocht, sehr zufrieden sein. Es gibt keinen moralischen oder ökonomischen Rechtsanspruch auf irgendeine Art von Reparationen außer einem einzigen: den auf Wiederherstellung der verwüsteten Regionen Nordfrankreichs, soweit es durch deutsche Arbeit und deutsches Material möglich ist. Die Rückkehr zum gesunden Denken ist immerhin bei uns schneller vor sich gegangen als anderswo. Die Franzosen haben verhältnismäßig wenig aus diesen belehrenden Jahren gelernt. Die Belgier sind nur um eine Nuance gemäßigter, und selbst die Italiener wünschen durch verstärkte Kohlenlieferungen zu profitieren. Die große Masse in Amerika erkennt noch nicht den Schaden, den eine Einfuhr von Geld in großem Maßstabe dem Lande, das sie erhält, zufügt. Sie besteht auf der Rückzahlung unserer Schulden und ist

---

nicht geneigt, den andern Alliierten gänzlich die Verpflichtungen zu erlassen. Wie sehr wir auch eine Generalstreichung der Schulden ersehnen, wir haben mit der Tatsache zu rechnen, daß andere Gläubiger noch unerbittlich sind.

*

Es ist paradox genug, daß sich gerade eine Arbeiterregierung, die dem moralischen wie dem ökonomischen Rechtstitel der Reparationen skeptisch gegenübersteht, in der Lage findet, für die Ausführung des Dawes-Planes verantwortlich zu sein. Er ist ein Bankierentwurf. Er enthält ganz sicher eine vitale Bestimmung, die unsere Prinzipien aufs tiefste verletzt — die Aushändigung der deutschen Staatsbahnen an ein Privatunternehmen. Er kann (obzwar nichts davon in seinem Wortlaute zu finden ist) gewichtige Konzessionen an die deutsche Reaktion, und im Besonderen eine Vernichtung der letzten Reste des Achtstundentages zur Folge haben. Das wird eintreten, weil die deutsche Regierung die notwendige Zustimmung des Reichstags nur durch weitgehende Konzessionen an die Nationalisten erreichen kann. Aus den Debatten dieser Woche wird es nicht klar, in welchem Umfange diese gewalttätige Partei gekauft werden will, aber wenn sie beschließt, ihre Stimmen zu verkaufen, werden es die deutschen Arbeiter sein, die den Preis zahlen werden. Trotz diesem häßlichen Ausblick schien es uns gerade so wie den deutschen Sozialdemokraten, daß der Schade durch den Gewinn des europäischen Friedens aufgewogen wird. Frankreich aus der Ruhr hinauszubringen, selbst wenn es noch ein volles Jahr dauern sollte, den gesetzlosen „Sanktionen" ein Ende zu machen, die Prinzipien der Schiedsgerichtsbarkeit anzuerkennen, Zentraleuropa zu Zahlungsfähigkeit und ruhiger Arbeit wieder aufzubauen — das sind ungeheure Gewinne. Hätten wir uns andererseits entschlossen, abseits zu stehen, wäre die Folge gewesen, daß Frankreich zu Herrn Poincarés unheilvoller Führerschaft zurückgekehrt wäre und, um die Hoffnung auf Reparationen betrogen, die Nebenbuhlerpolitik seiner militärischen Schule verfolgt hätte — Zerstörung und Auflösung Deutschlands. Es hätte sich für immer im Rheinland und an der Ruhr niedergelassen. Es hätte die Quellen dieser Länder ohne Gnade ausgebeutet. Der Rest Deutschlands, bankerott und hoffnungslos, wäre durch Hungersnot, Revolution und Bürgerzwist in den unvermeidbaren Revanchekrieg hineingetaumelt. Keine britische Regierung, am allerwenigsten eine Arbeiterregierung hätte wohl mit solchen Ausblicken vor sich die Verantwortung übernommen, den Dawes-Plan zu verwerfen.

Der erste Weg, der ausfindig gemacht werden muß, ist nach unserer Meinung der gerade Weg, der zum Verzicht auf unseren eigenen nationalen Anteil an den Reparationen führt. Wir haben

auf sie keinen moralischen Anspruch. Wir bestreiten die Legende von Deutschlands alleiniger Schuld am Kriege. Wir weisen die Sophistik zurück, durch die der Anspruch auf Kriegspensionen der Schuldrechnung hinzugefügt wurde. Jedenfalls wäre es für uns der Ruin, diese Güter zu erhalten. Es müssen natürlich noch einige technische Schwierigkeiten überwunden werden, bevor wir auf unseren Anteil verzichten können. Die Gesamtsumme der Reparationen wurde noch nicht festgelegt, die Aufgabe unseres Anteils würde nur die Anteile der anderen Alliierten vergrößern. Auf irgendeinem Wege muß eine Lösung gefunden werden, die uns von der Notwendigkeit befreit, irgendeinen Teil dieser gefährlichen Gabe zu erhalten.

Der Dawes-Bericht ist ein verwickeltes Dokument, und manche seiner subtileren Bestimmungen sind wohl der Aufmerksamkeit jener entgangen, die heute Alarm rufen. Er beginnt mit einer Periode eines partiellen Moratoriums, und vier Jahre werden vergehen, ehe Deutschland seine volle Quote zahlen wird. Ein geistreicher Mechanismus wurde ausgedacht, der es gestattet, selbst nach Ablauf des Moratoriums die tatsächlichen Zahlungen, die Deutschland nach außerhalb zu leisten verpflichtet ist, weit unter die Summen des Planes herabzusetzen. Wenn die Sachverständigen der Ansicht sind, daß diese Maximalsummen die Stabilität der Mark gefährden, wird keine Ueberweisung von Geld in dieser Höhe stattfinden. Wenig kompetente Beurteiler nehmen tatsächlich an, daß irgend ein Geldexport, der nur annähernd diese jährlichen Totalsummen erreicht, wirklich möglich ist. Die Bergleute haben zweifellos den stärksten Grund zur Besorgnis. Der wachsende Gebrauch von Oelfeuerung und der hydroelektrischen Kraft bedroht von Jahr zu Jahr mehr unseren Kohlenexport. Wenn es den Ruhrbergleuten nicht gelingt, ihren Siebenstundentag zu retten und wenn sie fortfahren, bei ihren gegenwärtigen Löhnen zu arbeiten, ist der Ausblick für unsere eigenen Leute düster. Aber der Druck zu gesteigerter Ausfuhr von Ruhrkohle kommt von den Franzosen, und solange sie an der Ruhr bleiben, wird es für unsere Regierung nicht leicht sein, diesen Druck zu mindern. Wenn der Dawesplan morgen aufgehoben würde, würde die Versklavung der Ruhr unter der französischen Okkupation nur noch drückender werden. Die Moral daraus scheint uns, daß alle Hilfsmittel der internationalen Arbeiterschaft und aller Einfluß der britischen Regierung aufgewendet werden müssen, um die deutsche Regierung zu bestimmen, ihre Politik der Verlängerung des Arbeitstages aufzugeben. Hinter all den Verwicklungen der Politik und der Wirtschaft erhebt sich die menschliche Tatsache des ausgebeuteten und abgehetzten deutschen Arbeiters. Wir können uns selbst nur dadurch verteidigen, daß wir *ihm* helfen. Ihn vor dem Fluch der Reparationen zu schützen, ist die erste Pflicht einer Arbeiterregierung.

Wenn man einen Vogel, der in langer Gefangenschaft krank und blind geworden ist, aus dem Käfig läßt, dann weiß er mit sich nichts anzufangen; entweder stößt er sich das Köpfchen ein, oder er verhungert mitten im Kornfeld.

Auch Deutschland scheint zu lange im Käfig gesessen zu haben, als daß es sich ins Freie zurückfinden könnte. In Spaa vor vier Jahren — schön war es sicher nicht, aber doch anders als in Versailles; da erhob sich Stinnes, um „seinen Feinden" ins Auge zu sehen. In Genua — die angeblich erst von Stresemann entdeckte und erreichte Gleichberechtigung war der Anfang möglicher Erfolge; da machte das Auswärtige Amt seinen Rapallo-Vertrag. In London — wie gerne ließe man es als das zweite Versailles bezeichnen, wenn man das erste ihm nachträglich ähnlich machen könnte; da kam der Kuhhandel mit den Deutschnationalen. Unnötig, noch die Rede des deutschen Vertreters auf der letzten Arbeitskonferenz in Genf, die nicht vorhandene Trauerfahne für den verstorbenen Präsidenten Wilson auf der Deutschen Botschaft in Washington zu erwähnen.

Die neueste Leistung übertrifft alles Dagewesene. Marx, der viel Mißbrauchte, hat eine Erklärung zur Schuldfrage erlassen. Die Deutschnationalen rühmen sich außerehelicher Vaterschaft. Zwar sind die äußeren Ergebnisse der Londoner Konferenz glücklicherweise nicht mehr einzubüßen. Aber was für die innere Annäherung der Völker erreicht worden war, ist von neuem verdorben. Was muß es für einen Eindruck auf alle Verständigen machen, daß die deutsche Delegation zwar nach heftigem Schwanken schließlich in London auf die Erwähnung der Schuldfrage freundlich verzichtet hat, aber nun hinterher tapfer einen unfreundlichen Brief darüber schreibt. Jeder kennt den Typ des Zivilhelden, der einem morgens bei der Begegnung herzlich die Hand schüttelt, um mittags auf einer Eilkarte mitzuteilen, daß er sich alles weitere vorbehalte. Die Deutsche Regierung hätte es nicht nötig gehabt, nach einem — trotz allem — tapferen Kampf für die Annahme der Dawes-Gesetze sich so sehr den Anschein der Angst zu geben, vor Engländern, Franzosen und Deutschnationalen zugleich.

Inzwischen treffen sich in Genf die Vertreter der ganzen Welt, um sich gegenseitig zu dem Ergebnis der Londoner Konferenz zu beglückwünschen und sich darüber zu freuen, daß endlich der Albdruck der Schuld- und Schuldenfragen zu weichen scheint. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika können es sich gestatten, nur als Betrachter an diesem Schauspiel teilzunehmen. Geistig sind sie umso stärker vertreten. In dem großen Kampf um die Sicherheits- und Abrüstungsmöglichkeiten ist der von Amerikanern entworfene neue Friedenspakt der Haupteinsatz.

Wo ist der geistige, der machtpolitische oder der revolutionäre Anspruch Deutschlands, vor 54 anderen Staaten, kleinen wie großen, eine Sonderrolle zu spielen, die nur darin besteht, daß es eben keine Rolle spielt? Es gibt keine innenpolitische und keine außenpolitische Entschuldigung dafür, daß die schon aufgewandten oder noch aufzuwendenden Kräfte eines ganzen Volkes unnütz gemacht werden durch Unvernunft. Wenn man sich endlich entschloß, Erfüllungspolitik mit allen ihren Folgen zu treiben, dann gab es nur einen Weg: sofort nach der endlich erreichten Einigung mit den früheren Gegnern auch die Einigung mit den Neutralen, den Fernen, den Gleichgültigen zu suchen. Zur Durchführung des Friedensvertrages gehört nicht nur die Erfüllung der Reparationsverpflichtung. Es gehört dazu auch die Teilnahme an den wenigen Einrichtungen, die über ihn selbst hinauswachsen werden oder schon hinausgewachsen sind. Wenn es ein guter Grund war, die Stellung zum Völkerbunde von der Verwirklichung des Sachverständigen-Gutachtens abhängig zu machen, dann ist diese Verwirklichung, die jetzt begonnen hat, auch der beste Grund, in den Völkerbund einzutreten.

Muß sich denn für jedes politische Geschäft eine Bilanz vorlegen lassen, deren Ueberschuß sogar Deutschnationalen und Kommunisten imponieren kann? Ist nicht vielmehr die Genfer Versammlung der typische Ort, um moralische Eroberungen zu machen, die auch zur Politik gehören, sogar vielleicht nötiger als Landerwerb?

Es ist übrigens auch jetzt noch nicht zu spät. Die Stimmung in Genf ist für Deutschland sehr günstig; denn die Annahme der Gesetze zu den Sachverständigenberichten hat der Deutschen Regierung Sympathien verschafft, die sie sich noch nicht ganz hat verscherzen können. Wenn Deutschland heute, ohne Rücksicht auf die Vorschriften einer veränderten Geschäftsordnung, seinen Eintritt in den Völkerbund anmeldete, dann würde die Behandlung dieses Gegenstandes auf der Tagesordnung einstimmig beschlossen werden. Wenn die Deutsche Regierung dann noch einen geeigneten Vertreter fände, würde er von der Versammlung bei seinem ersten Auftreten mit einmütigem Beifall empfangen werden. Statt kitzliger Untersuchungen darüber, ob die Voraussetzung des Artikels 1 zur Völkerbundssatzung erfüllt wäre — ob also Deutschland seinen Willen bewiesen habe, seinen internationalen Verpflichtungen nachzukommen — würde die Annahme der Dawes-Gesetze als Beweis betrachtet werden. Das viel erörterte Bedenken, Deutschland müsse den Friedensvertrag noch einmal anerkennen, wenn es in den Völkerbund einträte, hätte sein Gewicht verloren, nachdem die aus diesem Vertrage entstandenen Verpflichtungen von der Volksvertretung mit größter Mehrheit anerkannt worden sind.

Und selbst die innerpolitischen Bedenken wären erledigt. Denn ein Parlament, das Eisenbahngesetz, Goldbankgesetz und ähnliches

angenommen hat, könnte im Beitritt zum Völkerbund höchstens eine Verbesserung der von ihm gebilligten Politik erblicken. Die deutschnationale Fraktion brauchte sich nicht zu spalten, und auf die Kommunisten müßte und könnte man einstweilen ebenso verzichten, wie der Völkerbund auf Rußland. Selbst der Mann auf der Straße würde es richtig verstehen, daß die Deutsche Regierung, nachdem sie all die schweren Lasten auf sich genommen und damit auf ihn geladen hat, nun auch die letzte Möglichkeit der Erleichterung wahrnimmt. Und mit seinem Gefühl für die großen Zusammenhänge, das er dank der Aktenferne nicht verliert, würde der einfache Wähler begreifen, daß es sinnlos wäre, in Genf den Unnahbaren zu spielen, wenn man in London für eine Einladung dankbar war.

Statt dessen eine Erklärung zur Schuldfrage! Wenn in Genf von Deutschland die Rede sein wird, dann nur, weil man aus seinem Fernbleiben unfreundlich Schlüsse zieht, um von ihm drohende Gefahren zu beweisen. Eine Friedensgemeinschaft, in der zum erstenmal aus den Utopien Möglichkeiten und aus den Pazifisten Ministerpräsidenten geworden sind, beginnt das große Werk eines europäischen, eines vielleicht über die Erde reichenden Neubaus — ohne Deutschland. Und in der Wilhelmstraße hält man es für das Wichtigste, wieder einmal zu erklären, daß man bei der Zerstörung des alten Gemäuers nicht so sehr dabei gewesen wäre. Schade um das Geld für die Sonderzüge und Hotelzimmerfluchten, wenn Minister und Geheime Räte die Atmosphäre ihrer Amtsstuben überall hin mitschleppen, wie der Einsiedlerkrebs seine Muschel! Immerhin weiß man, daß dieser Einsiedler unter den Tieren seine Schale trägt, weil er sich schwach fühlt. Die Politik der Vereinsamung, die auf Kosten des Deutschen Volkes getrieben wird, ist eine Politik der Schwäche. Um auf Bürokratenstühlen den Einsiedler zu spielen, dazu gehört nicht einmal Seelengröße, — und die Geschichte wird dies Verfahren einmal unheilig sprechen.

---

CARL v. OSSIETZKY

## LASSALLE

Sechzig Jahre sind es her, daß Ferdinand Lassalle in Genf als Opfer einer recht durchschnittlichen Weibergeschichte blutend auf dem Rasen blieb. Der unabhängigste und profundeste Kopf der deutschen Demokratie fiel, verstrickt in einen Ehrenhandel, fiel, als freiwilliger Sklave der feudalsten aller Traditionen. Damit ist am sinnfälligsten die Zwiespältigkeit des Mannes dargelegt, der einem jungen Klassenbewußtsein die Standarte gab und unter der vermoderten, wurmzerfressenen Fahne einer nur noch scheinlebendigen Herrenschicht seinen glanzvollen Weg beendete, wie irgend ein verschuldeter Offizier, der keinen andern Notausgang mehr gefunden

hat. Die Tragödie Lassalle aber ist zur Tragödie der deutschen Arbeiterbewegung überhaupt geworden. Er starb, ohne Schule gemacht zu haben; er hinterließ nicht einmal Epigonen. Kein Sozialist im Buchstabensinne, kein Radikaler mit dem Nachgeschmack von Achtundvierzig, ein Volkstribun in des Wortes stärkster Bedeutung, ein unendlich beredter Advokat aller gefesselten Kreatur, ein Kreuzfahrer zum heiligen Grabe der Freiheit, so hat er die in den Anfängen zappelnden deutschen Arbeitervereine aus dem obskuren Versammlungszimmer hinter der Schenke in die mächtige Arena der Weltbegebenheiten geholt. Dann ging er. Und da standen sie nun plötzlich in unbarmherziger Tageshelle: kleine Kegelbrüder, zur Gladiatorenrolle verurteilt, unfähig zum ganz großen Spiel, das ihm immer das Selbstverständliche gewesen war. Er, erfüllt von Phantasiekraft, die dennoch niemals die kritische Verstandesschärfe überschattete, Draufgänger und Taktiker, Revolutionär und Reformer, Rebell und Regent in einem. Sein Nachlaß, die deutsche Sozialdemokratie, stets ohne Gefühl für Tempo; revolutionär trompetend, wenn mutiges Bekenntnis zur stillen Reform notwendig war, spießerlich kalkulierend, dagegen sanft flötenblasend, wenn eine hallende Parole wie Tubaton des Weltgerichts den ganzen reaktionären Hexensabbath zusammengeblasen hätte. In diesen sechzig Jahren hat der deutsche Sozialismus oft die Form gewechselt, gelegentlich auch den Inhalt etwas aufgebügelt, aber niemals hatte er ein Organ für die Untertöne der Zeit und immer hat er das Stichwort verpaßt. Vielleicht war das Lager, das ihm Lassalle bereitet hatte, um etliches zu bequem, zu wenig gesinnungshart, zu phäakenhaft, aber es war alles in allem weniger gefährlich als das Prokrustesbett des Marxismus. So ist er eine einmalige Erscheinung geblieben ohne Fortsetzung, und die Bahn, die uns geführt Lassalle, ist in Wahrheit niemals betreten worden. Einer hat ihm ähnlich gesehen. Das erste Quartal des Weltkrieges hat ihn verschlungen. Einer möchte ihm gern ähnlich sehen. Er redet gut und wirkt ganz amüsant in seiner Mischung von Blasiertheit und Geschäftigkeit, aber er ist zu lang, um ihn zu erreichen. Ob Lassalle selbst den katastrophalen Kontrast erkannt hat zwischen seinem Wollen und . . . seinem Material? Sein Fatum hatte diesen Politiker par excellence mitten in das politikfremdeste Volk unter Gottes Sonne gestellt. Er hätte als nationaler Held hoch emporsteigen oder glorreich fallen können. Er zog es vor, als Held eines wappengeschmückten Unterrockes vor die Pistole eines schwindsüchtigen Abenteurers zu treten. Eine kleine Malice der Geschichte, der erste Vorkämpfer des modernen Industrie-Proletariats starb als der letzte Ritter des dekadenten Byronismus. Etwas sensationslustig, etwas überdrüssig, etwas indifferent, kopierte er Lenaus Don Juan:

„Mein Todfeind ist in meine Hand gegeben,
Doch dies auch langweilt — — wie das ganze Leben,“

und warf sein Dasein wie einen Federball in die Luft.

OTTO KAUS

# DIE TRAGÖDIE DER ZWEITEN GENERATION

In Chicago haben vor einiger Zeit zwei Millionärssöhne, Nathan Leopold und Richard Loeb, der erste neuzehn- und der zweite achtzehnjährig, in Räuber- und Verbrecherromantik befangen, den dreizehnjährigen Arthur Franks, der ebenso wie die Mörder aus einer der reichsten Familien der Stadt stammte, ermordet und müssen jetzt in einem hochnotpeinlichen Verfahren ihre grausame Tat verantworten. Sie erklärten, den Mord aus „intellektueller Neugierde“ begangen zu haben. Wenn man die Berichte über den Prozeß liest, so bekommt man den Eindruck, als wäre die amerikanische Oeffentlichkeit von einer moralischen Panik ergriffen. Man will die Möglichkeit des krankhaften Ursprungs des merkwürdigen Mordentschlusses der beiden Jünglinge gar nicht erörtern lassen, irgendein irregeleitetes demokratisches Gefühl schreit blutdürstig nach Sühne und trübt allen Beteiligten den Blick. Die beiden jugendlichen Mörder, deren Tat auch für das ungeübteste Auge nicht nur Grausamkeit und moralische Verlotterung, sondern auch des Absonderlichen und Krankhaften genug verrät, traten vor die Schranken des Gerichtes, hinter denen sie den harten Kampf mit dem elektrischen Stuhl durchkämpfen müssen, unter viel ungünstigeren Chancen, als sie auch der strengste Richter dem gewöhnlichsten Verbrecher einräumt. Um der Verteidigung den Weg abzuschneiden, holte die Anklage selbst das Gutachten von zwei Psychiatern ein, das die Burschen für zurechnungsfähig erklärte, sodaß schon vor Beginn des Prozesses das Schicksal der beiden Angeklagten besiegelt schien; erst mit schwerer Mühe gelang es der Verteidigung, einen dritten Arzt zu Wort kommen zu lassen, dessen Erklärungen das Vertrauen des Gerichts zu der Unfehlbarkeit der beiden ersten Auguren wenigstens erschütterte. Die Oeffentlichkeit ist bestürzt über die innere Haltlosigkeit, die in den höchsten Kreisen der Gesellschaft herrschen muß, wenn zwei ihrer sorgsam gepflegten und behüteten Sprößlinge so schnurgerade in die hemmungsloseste Kriminalität hineinwachsen. Sie will die Privilegierten an ihre Pflicht erinnern, die Führer und nicht der Auswurf der Nation zu sein. Vor allem verlangt der Amerikaner, daß seine Richter die Gelegenheit ergreifen, um sich von dem Verdacht des allzuwilligen Paktierens mit reichen Angeklagten reinzuwaschen, welcher der amerikanischen Justiz seit dem Prozeß Thaw anhaftet, dem Mördermillionär, den man aus dem Gerichtssaal ins Sanatorium entkommen ließ.

Wir vermögen beim besten Willen nicht, diesen plötzlichen Ausbruch von Puritanismus, durch den Amerika sich selbst widerlegen möchte als das Land des Mammons und der Machtanbetung, schön zu finden, trotz des Scheins ausgleichender Gerechtigkeit, den er

dadurch schafft, daß er die Privilegierten für ihre Verfehlungen doppelt büßen läßt. Wir könnten ihn nicht billigen, auch wenn wir uns über eine Sittlichkeit, die dem Uebel der Kriminalität nicht anders beizukommen versteht, als durch Roßkuren von einigen Tausend Volt Spannung, überhaupt keine Gedanken machen wollten. Unschön ist nicht nur das tiefe Mißtrauen gegen Richter und Aerzte, das die Fanatiker der Gerechtigkeit zweckmäßiger betätigen könnten, als dadurch, daß sie an den Unglücklichen, die gerade in den Schuß kommen, ein Exempel statuieren. Die Amerikaner werden selbst am besten wissen, was sie ihren Institutionen zutrauen dürfen; sie vergessen nur bei der bequemen Hetze, daß sie für ihre Institutionen verantwortlich sind und zwar im Sinne einer wesentlich tieferen Verantwortung, die sich in der Kontrolle einzelner Akte nicht erschöpfen kann: auch der schlechteste Richter wird nichts unternehmen, wessen er nicht den Durchschnittsbürger seines Landes für fähig hält, aus dem einfachen Grunde, weil er von diesem Durchschnittsbürger die Moral empfängt, mit welcher er ins Amt tritt. Grotesk und häßlich ist jedoch in erster Linie das moralische Saltomortale, durch welches eine in ihren Urinstinkten gereizte öffentliche Meinung sich von ihrem berechtigten Selbstmißtrauen auf eine Rettungsinsel der scheinbaren Ueberlegenheit hinüberzuschwingen versucht.

Der Kampf geht in diesem Prozeß nicht um irgend einen Tatbestand, der durchaus aufgeklärt ist, sondern um die Anwendung des Unzurechnungsfähigkeitsparagraphen. Nun ist der Unzurechnungsfähigkeitsparagraph in Amerika nicht anders als in allen anderen Ländern: ein Mittelding zwischen dem Aschenbrödel, das die schmutzige Arbeit der Justiz erledigt — und dem zukünftigen Beherrscher der ganzen Justiz. Vom Unzurechnungsfähigkeitsparagraphen aus, d. h. durch das Vordringen psychologischer und pädagogischer Erkenntnis auf dem Gebiete der Kriminalität wird einmal, insofern menschliche Vernunft die Dinge dieser Welt regelt, die ganze Frage des Strafrechts aufgerollt werden — er ist das Kuckucksei im eisernen Nest des Justizgeiers. Wir glauben jedoch, daß besonders in jenen Fällen, in denen die rein psychisch-moralische Komponente der kriminellen Handlung in den Vordergrund tritt und besonders dort, wo das Alter der Schuldigen zu der Hoffnung berechtigt, daß es mit der Zeit und bei richtiger Behandlung gelingen kann, den kriminell Gewordenen zu einem geraden Menschen zurechtzubiegen, der Arzt heute schon eine dankbarere Rolle übernehmen kann, als sie die Psychiater im Prozeß von Chicago wählten. Die Gelegenheit ist so verlockend und augenfällig, daß es vielleicht nur durch den Terror der öffentlichen Meinung, es sei denn außerdem noch durch die wissenschaftlich reaktionäre Verstocktheit der angerufenen Aerzte, zu erklären ist, daß sie so gründlich versäumt wurde. Wenn die Rolle des Klägers neben dem Kläger, der sich die von der Anklage zitierten Kapazi-

täten mit solcher Beflissenheit ergaben, in jeder Beziehung unsinnig ist, so kann es auch nicht die Aufgabe des Arztes sein, wie ein Deus ex machina einen Freispruch zu erzwingen, der ihm unberechenbare Verantwortung auflädt, oder auf Grund irgendwelcher klassifizierter Minderwertigkeiten für mildernde Umstände zu plädieren, welche den Sinn der Strafe und die Art des Strafvollzugs in keiner Weise tangieren, wie es der von der Verteidigung herangezogene ärztliche Beirat versuchte. Die zweckmäßige Aufgabe in einem solchen Falle konnte nur sein: den leeren Begriff der Minderwertigkeit und Desiquilibrierung, über den sich trefflich streiten läßt, aufzufüllen durch die Erkenntnis der bestimmenden Ursachen, die den Charakter der Knaben ins Kriminelle umbogen und die in den Umständen ihrer Erziehung und Entwicklung zu suchen sind, und die Empfehlung jener pädagogischen Maßnahmen, welche die Schuldigen zu einer Lebenskunst in Uebereinstimmung mit den Forderungen der Gemeinschaft zurückzuführen vermögen. Der Arzt, der das Richtige treffen sollte, müßte allerdings im Sinne einer aufgeklärten Psychologie denken, die ihn tatsächlich befähigte, die Erscheinungen restlos zu erfassen. Letzten Endes hätte ein solcher Aufklärer, der das dunkle Fatum zu durchleuchten vermöchte, in dem sich die beiden Knaben verirrten, ein solcher Missionär neuer Erziehungsmethoden, also fast ein Missionär einer neuen Menschheit, auch mehr für die puritanische Sittlichkeit getan, als bornierte Gewissensenge oder irgend ein Zwang je tun können. Denn er würde auch die Erkenntnis der tieferen Ursachen vermitteln, welche die öffentliche Moral sich selbst gegenüber so unsicher machen.

Wir möchen im Nachfolgenden, gestützt auf die Erfahrungen der individualpsychologischen Schule, die in der theoretischen und praktischen Pädagogik auf durchschlagende Erfolge hinweisen kann und aller Voraussicht nach berufen ist, für die Grundsätze einer zukünftigen Erziehung die zentralen Erkenntnisse zu liefern, versuchen, ein Bild der Entwicklung der jugendlichen Mörder zu skizzieren. Es mag daraus wenigstens ersichtlich werden, welche Umstände eine Seele, die von der Natur selbst mit den günstigsten Chancen zu schöpferischer Leistung ausgestattet sein kann, in einen Gegensatz zu den Zielen der Gemeinschaft hineinzutreiben und den subjektiven Wahn fördern können, der ein Verbrechen, selbst einen Mord in einen beneidenswerten Erfolg umdeutet. Diese Umstände sind typisch für eine ganze Kategorie jugendlicher Verbrecher. Das Material, das über die Lebensgeschichte Leopolds und Loebs vorliegt, ist nicht gerade erschöpfend, obwohl ihre traurige Berühmtheit genug kolportiert wurde, und muß auch für den gewissenhaftesten Beobachter lückenhaft bleiben, solange man an den Fall mit einer *statischen* Auffassung des kriminellen oder psychopathischen Charakters herantritt, die übersieht, daß das scheinbar Sinnlose und Widerspruchsvolle nur als Resultat einer

Entwicklung seinen Sinn offenbart. Einen Sinn nicht nach dem Schema einer biologistischen Anschauung, die den Einbruch irgendwelcher krankhafter Instinkte in den Verlauf normaler Regungen konstatiert, — sondern einen Sinn in der Bedeutung einer funktionellen Zweckmäßigkeit im einheitlich erfaßten Seelenleben des Täters, einer Zweckmäßigkeit, die in der gegebenen Phase der Entwicklung durch keine andere Eingebung ersetzt werden konnte. Ein typischer Zug wird in die Lebensgeschichte der beiden Mörder durch den Umstand hineingetragen, daß sie beide Söhne erfolgreicher Väter sind, die sich eine bedeutende Machtstellung im Leben ihres Landes errungen haben. Ihre Krankengeschichte spiegelt die Tragödie der zweiten Generation wieder, der stets besondere Schwierigkeiten daraus erwachsen, daß das engere und weitere Milieu, Familie und Gesellschaft von vornherein mit der mehr oder weniger deutlich ausgesprochenen Forderung und Erwartung nach erhöhter Leistung an sie herantreten. Die Forderung nach erhöhter Leistung ist die sicherste Methode, um in einer Seele selbst die Fähigkeit zu normaler Leistung zu ersticken oder auf Abwege zu führen: sie schafft einen Druck, in dessen Bann die Seele alle Vorbereitungsstadien auf das Leben wie gehetzt und gejagt vollzieht, und steigert das Risiko der Niederlage und damit die Tendenz zum Ausweichen. Sie erzeugt ein künstliches Minderwertigkeitsgefühl, das sich zwangsmäßig in überspannte Zielsetzungen umsetzt. Innerhalb des amerikanischen Milieus, das dem Reichen einen größeren Vorsprung einräumt in der allgemeinen Wertschätzung als andere Völker; in dem Reichtum nicht nur beneidet, sondern gleichzeitig irgendwie verehrt wird und als Zeichen von Macht *und* Leistung, als Vermittler nicht nur materieller Höherstellung, sondern auch moralischer Anerkennung und aristokratischer Bevorzugung gilt, ist die Stellung eines geschäftlich erfolgreichen Vaters ebenso günstig, wie die seines Erben ungünstiger wird. Denn der Häufung von Ehren für den Erfolgreichen entspricht das Mißtrauen und stille Ressentiment dem verdienstvollen Erben gegenüber. Der Erbe braucht einen Befähigungsnachweis, der ihm eine für seine innere Selbstbehauptung notwendige Anerkennung seiner persönlichen Ueberlegenheit verschafft, die seiner privilegierten Situation entspricht. Der Befähigungsnachweis wird ihm nicht nur durch die Erfolgsmöglichkeiten erschwert, die ihm der Vaterrivale vorweggenommen und deren Erfüllung alle möglichen Erfolge hinauflizitiert hat, sondern schon durch das Bewußtsein des *Privilegs* seiner sozialen Stellung, das der Vater nach bestandener Prüfung erwarb, dem Sohne jedoch eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen der Prüfung selbst verschleiert: das Verwachsen mit den Forderungen, Bedürfnissen, Willensregungen eines größeren Kreises aktiver Mitmenschen, die langsame Durchdringung eines Betätigungsfeldes durch organisch zusammenhängende Vorbereitungsakte. Gleichzeitig ist jedoch die

Forderung nach der Leistung eine ununterbrochene und stets aktuelle, die mit jedem Schritt ins Leben und unter Menschen fühlbar wird, und trifft auf eine Seele, deren Chancen von vornherein gefährdet sind. Diese Seele wächst in eine allgemeine Unsicherheit hinein, welche alle Gefahren der fiktiven Auswege in sich schließt.

Leopold und Loeb fanden den geschäftstüchtigen Vätern gegenüber den Ausweg der intellektuellen Leistung, die Fiktion der wissenschaftlichen und künstlerischen Genialität. Es bleibe dahingestellt, inwieweit bei der Wahl der intellektuellen Leitlinie das Judentum Pate stand, dessen talmudistische Tradition von der Gottnähe des Rabbiners, der die ganze Nation rehabilitiert, als geistige Haltung auch dort fortwirkt, wo die Orthodoxie abgelegt wurde, ebenso wie die Idee der Auserwähltheit, in welcher der Hauptgrund für den nervösen Zug im jüdischen Charakter zu suchen ist. Die Knaben züchteten in sich und in ihrer Umgebung den Glauben an ihre besondere geistige Befähigung und organisierten ihr Leben ganz auf die geniale Leistung hin: sie hatten sich damit ein Gebiet abgesteckt, in dem die Konkurrenz der Väter ausgeschaltet war, sie hatten sich jedoch gleichzeitig ein „Hic Rhodus, hic salta" geschaffen, das unbequem mahnte und vor das sie mit derselben ungeduldigen Vorbereitungsattitude hintraten, die ihnen als Rhythmus ihres Handelns eingeimpft war. Es steht gar nicht zur Diskussion, ob diese Begabung vorhanden war oder nicht: Begabung, die zur Leistung drängt, muß auf alle Fälle durch eine schwere Geduldprobe hindurchgehen, die Fähigkeit zur Anpassung und sicheres Selbstvertrauen erfordert; die Leistung ist jedesmal ein Ergebnis von Begabung u n d Charakter. Kommt Begabung allein zu einem Gefühl des Privilegs hinzu, so verstärkt sie die Widerstände gegen Gemeinschaftsdenken und Gemeinschaftsempfinden, die in jeder Bevorzugung liegen, und untergräbt sich selbst die Voraussetzungen ihres Erfolges. Falsche Zielsetzungen locken, die scheinbar dasselbe versprechen wie die Leistung, — Eklat, Bekanntwerden, Hervorstechen aus der Masse — ohne dasselbe zu sein, Ziele, bei denen die Kontrolle, die Maßstäbe fehlen und deren Vorbereitung müheloser ist. Die Hemmungen sozialer Vorurteile, welche mit sozialer Niederlage und Strafe drohen, werden abgestumpft: die Niederlage in einen Sieg verwandelt. Ein Training der Tat und ein Training des Denkens geht voraus und schließlich finden sich die Opfer eingesperrt in einem komplizierten System überwertiger Ideen, die wie durch Eigenmacht wirken, obwohl sie ihre Anziehungskraft gar nicht aus sich oder den „antisozialen Gefühlen", die sie begleiten, schöpfen, sondern aus der ursprünglichen Unsicherheit und dem ungezüchteten Minderwertigkeitsgefühl, welche den ganzen krankhaften Mechanismus in Bewegung setzte. Durch das Verschwinden der lezten Ursache aus dem Bewußtsein und ihre Ueberschichtung durch wirklichkeitsfremde Vorstellungen, erhält der Antrieb von den fiktiven Zielen

her den Charakter eines Zwanges, weil dem Individuum die Möglichkeit genommen ist, die Umwege seiner Gedanken und Gefühle bewußt zu kontrollieren.

Aus den Belegen für das wissenschaftliche Interesse, das die beiden Jünglinge belebte, möchten wir nur einen Umstand hervorheben, der uns zu beweisen scheint, wie sehr auch in ihren scheinbar zweckmäßigen Handlungen das sachliche Interesse sich mit dem nach außen gerichteten, unmittelbaren Wirkungswillen vereinte: das Vivisezieren von Vögeln. Es kann sich hierbei nicht viel mehr als um einen Unfug handeln, bei dem das Bestreben, auf die Umgebung Eindruck zu machen, jedes mögliche oder denkbare wissenschaftliche Interesse überwiegt. Wenn wir uns außerdem den übertriebenen Ton vor Augen halten, mit dem von den Leistungen der beiden Jünglinge, die etwa ein besseres Mittelmaß verraten, berichtet wird, so erkennen wir unmittelbar, wieviel Inszenierungskunst sie darauf verwendeten, um die mißtrauische Welt von ihrer Auserwähltheit zu überzeugen. Dadurch zogen sie die Schlinge, in der sie steckten, immer enger. Die Räuber- und Verbrecherromantik schuf den Abfluß, in den sich der früh aufgereizte ungeduldige Geltungsdrang ergoß, und der Mord sollte der Tatbeweis ihrer Ueberlegenheit sein.

Was der Tat eine soziale Tiefe verleiht ist der Umstand, daß sie nur denkbar ist in einer Gesellschaft, in welcher die geltenden Ueberlegenheits- und Machtideale jeder gemeinschaftsbildenden Bedeutung entkleidet erscheinen. Die subjektive Verirrung ist vorbereitet in einem Denkfehler des Gesamtmilieus, die sozialen Nutzen und persönlichen Nutzen, soziale Zielsetzung und egoistische Zielsetzung nicht mehr zu vereinigen versteht, weder in der Auffassung noch in der Praxis, sondern sich den äußerlichsten Maßstäben des materiellen Erfolges oder des reklamistischen Prestiges überläßt, die ihr die Sorge um jede Wertung abnehmen sollen. Nur dort, wo Erfolg gleichzeitig Absonderung erlaubt und bedeutet, kann die Absonderung, Vereinsamung, die Hervorhebung durch die furchterweckende Tat einer getrübten Seele als Erfolg erscheinen. Es ist dieser instinktive Verdacht der allgegenwärtig, in den alltäglichsten Anschauungen und Handlungen lauernden Gefahr, der die öffentliche Meinung aufwiegelt, das dunkle Gefühl, daß sehr tief ausgeackert werden müßte, um die Möglichkeit solcher Entgleisungen aus der Welt zu schaffen. Weil eine Gesellschaft nichts so sehr liebt und braucht als ihre Denkfehler, die sie aus ihren Mängeln gebiert, wird sie leichter rebellisch gegen die Wirkungen als gegen die Ursachen und tobt sich in Ungerechtigkeiten aus in der Hoffnung, ihre Angst vor sich selbst zu ersticken.

„Der brave Svejk“ ist eines der volkstümlichsten Bücher der Tschechen, die Titelfigur ist keine erfundene. Ist denn Till Eulenspiegel nur Erfindung? Der Roman beginnt vor dem Kriegsausbruch.

„Also den Ferdinand haben's uns ermordet,“ sagte die Bedienerin zu Herrn Svejk, der, nachdem er vor Jahren, als er durch eine ärztliche Kommission definitiv als blödsinnig erklärt wurde, den Militärdienst quittiert hatte, sich mit dem Verkauf von Hunden, häßlichen, gemischtrassigen Kreaturen, beschäftigte, deren Stammbaum er fälschte.

Außer mit diesem Beruf war er mit Rheumatismus behaftet und war gerade dabei, sich die Knie mit Opodeldok einzureiben. „Was für einen Ferdinand, Frau Müller?“ fragte Svejk, indem er nicht aufhörte, seine Knie zu massieren, „ich kenne zwei Ferdinands. Der eine, der ist Diener beim Drogisten Prusa, und einmal hat er ihm irrtümlich eine Flasche von irgendeinem Haarmittel ausgetrunken, und dann kenne ich noch den Ferdinand Kokoska, der was Hundedreck zusammenklaubt. Um beide wäre es nicht schade.“

„Aber, gnä' Herr, den Herrn Erzherzog, den aus Konopischt, wissen's, den dicken, frommen.“

„Jesusmaria,“ schrie Svejk auf, „das ist aber eine Geschichte. Und wo ist es denn dem Herrn Erzherzog passiert?“

„Man hat ihn, gnä' Herr, in Sarajevo, wissen's, aus einem Revolver niedergeknallt. Gerade, wie er dort mit seiner Frau Erzherzogin im Automobil gefahren ist.“

„Also da schaut's her, im Automobil, Frau Müller. Ja, so ein Herr kann sich's erlauben und überlegt gar nicht, wie schlecht eine solche Fahrt im Automobil ausgehn kann. Und noch dazu in Sarajewo, das ist in Bosnien, Frau Müller. Wahrscheinlich haben das die Türken gemacht. Wir hätten ihnen halt dieses Bosnien und Herzegowina nicht wegnehmen sollen. Da sehn Sie, Frau Müller. Er ist also schon im Jenseits, der Herr Erzherzog. Hat er sich lange gequält?“

„Der Herr Erzherzog war gleich fertig, gnä' Herr. Mit dem Revolver, wissen's, gibt's keine Spasseteln. Bei uns in Nusle hat unlängst ein Herr mit einem Revolver gespielt und die ganze Familie angeschossen, mitsamt dem Hausmeister, der nachseh'n gekommen ist, wer da im dritten Stock herumschießt.“

„Mancher Revolver, Frau Müller, geht nicht los, und wenn Sie zerspringen. Solche Systeme gibt's eine Menge. Aber für den Herrn Erzherzog hat man sicher etwas Besseres gekauft, und wetten wollt' ich, Frau Müller, daß der Mensch, der das gemacht hat, dazu fein angezogen war. Glauben Sie mir, den Herrn Erzherzog zu erschießen, das ist eine verflucht schwere Arbeit, das ist nicht so, wie wenn der Wildschütz auf den Heger schießt. Da heißt es, wie an ihn

herankommen. Auf einen solchen Herrn kann man nicht in Fetzen losgeh'n. Da muß man im Zylinder erscheinen, damit einen nicht vorher die Polizei abfaßt."

„Es sollen mehrere gewesen sein, gnä' Herr."

„Das versteht sich von selbst, Frau Müller," sagte Svejk, indem er die Massage seiner Knie beendete, „wenn Sie den Herrn Erzherzog oder gar den Kaiser ermorden wollten, so werden Sie sich gewiß mit jemand beraten. Mehr Menschen haben mehr Verstand. Der meint das, der meint jenes, und so gelingt das Unternehmen, wie es in unserer Hymne steht. Hauptsache ist, den Moment abpassen, bis ein solcher Herr vorüberfährt. Ob Sie sich noch an diesen Herrn Lucheni erinnern, der was unsere selige Elisabeth mit der Feile erstochen hat. Spazieren ist er mit ihr gegangen. Dann traun Sie jemandem. Und es erwartet noch viele. Und Sie werden sehn, Frau Müller, es wird noch den Zaren und die Zarin erwischen, und, kann sein, auch den Kaiser, wenn man schon mit seinem Neffen den Anfang gemacht hat. Er hat viele Feinde, der alte Herr. Mehr noch als der Ferdinand. Wie unlängst ein Herr im Wirtshaus gesagt hat, daß die Zeit kommen wird, wo die Kaiser einer nach dem andern dran glauben müssen, und daß ihnen nicht einmal die Staatsanwaltschaft helfen wird. Dann konnte er die Zeche nicht bezahlen und der Wirt mußte ihn abführen lassen. Ja, Frau Müller, das sind so Sachen in der Welt. Ist das wieder ein Verlust für Oesterreich! Wie ich beim Militär war, hat ein Infanterist einen Hauptmann erschossen. Ladet das Gewehr und geht in die Kanzlei. Dort sagt man ihm, er soll sich zum Teufel scheren, aber er bleibt dabei, daß er mit dem Herrn Hauptmann sprechen muß. Der Hauptmann kommt herein und pelzt ihm sofort einen Kasernenarrest auf. Da packt der Infanterist das Gewehr und schießt ihn gerade durchs Herz. Die Kugel hat noch großen Schaden in der Kanzlei angerichtet. Ein Tintenflaschl ist kaput gegangen und die Tinte ist auf die Akten ausgeflossen."

„Und was ist mit dem Infanteristen passiert?" fragte nach einer Pause Frau Müller, während Svejk sich ankleidete.

„Er hat sich mit den Hosenträgern erhängt," sagte Svejk, indem er seinen steifen Hut bürstete. „Und die Hosenträger haben nicht einmal ihm gehört. Die hat er sich vom Profoßen ausgeborgt, weil ihm angeblich die Hosen rutschten. Hätte er vielleicht warten sollen, bis man ihn erschießt? In einer solchen Situation, Frau Müller, verliert jeder den Kopf. Der Profoß wurde dafür degradiert und bekam sechs Monate. Aber er hat sie nicht abgesessen. Er ist auf und davon, in die Schweiz. Heute gibt's wenig ehrliche Leute mehr, Frau Müller. Ich stell' mir vor, daß sich der Herr Erzherzog Ferdinand in Sarajevo auch in dem betreffenden Menschen geirrt hat. Er bemerkt dort irgendeinen Herrn und denkt noch bei sich: Das muß aber ein anständiger Mensch sein, der da Hoch ruft. Und

indessen knallt ihn der Herr nieder. War es ein Schuß oder mehrere?"

„Die Zeitungen schreiben, gnä' Herr, daß der Herr Erzherzog wie ein Sieb war. Der Attentäter hat alle Patronen in ihn hineingefeuert."

„Das geht ungemein geschwind, Frau Müller, kolossal geschwind. Ich möcht' mir für eine solche Sache einen Browning kaufen. Der sieht aus wie ein Spielzeug, aber Sie können damit in zwei Minuten zwanzig Erzherzöge erschießen, magere oder dicke. Wiewohl Sie, Frau Müller, unter uns gesagt, einen dicken Erzherzog leichter treffen als einen mageren. Ob Sie sich noch erinnern, wie sie damals in Portugal ihren König abgeschossen haben. Das war auch so ein Dicker. Ein König wird doch nicht mager sein. Jetzt geh' ich also in's Gasthaus „Zum Kelch" und wenn jemand kommen sollte, um den Rattler abzuholen, auf den ich Vorschuß bekommen hab', so sagen Sie ihm, daß er auf dem Land' in meinem Hundeheim ist, wo ich ihm unlängst die Ohren gestutzt hab', so daß er jetzt nicht transportiert werden darf, bis ihm die Ohren zuheilen. Den Schlüssel geben Sie zur Hausmeisterin."

Im Gasthaus „Zum Kelch" saß ein einziger Gast. Es war der Zivilwachmann Bretschneider, der in Diensten der Staatspolizei stand. Der Gastwirt Palivec wusch Tassen und Bretschneider mühte sich vergebens, ein ernstes Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Palivec war ein bekannter Grobian, und jedes zweite seiner Worte war Arsch oder Dreck. Dabei war er jedoch belesen und machte jeden aufmerksam, er solle nachschlagen, was Victor Hugo von dem letzteren Gegenstande bei der Schilderung der Antwort der napoleonischen Garde an die Engländer nach der Schlacht bei Waterloo bemerkt habe.

„Ein schöner Sommer," begann Bretschneider sein ernstes Gespräch.

„Ist alles einen Dreck wert," erwiderte Palivec, indem er die Tassen in den Glasschrank stellte.

„Die haben uns in Sarajevo eine schöne Geschichte eingebrockt," ließ sich Bretschneider mit schwacher Hoffnung vernehmen.

„In was für einem „Sarajevo"?" fragte Palivec, „in der Nusler Weinstube „Sarajevo"? Dort prügelt man sich alle Tage, ich bitt' Sie, Nusle."

„Im bosnischen Sarajevo, Herr Wirt. Den Herrn Erzherzog Ferdinand hat man dort erschossen. Was sagen Sie dazu?"

„Ich misch' mich in solche Sachen nicht hinein, damit kann mich jeder gern haben," antwortete Herr Palivec, indem er sich die Pfeife anzündete, „sich heutzutage in so was einmischen wollen, das könnte einen den Kragen kosten. Ich hab' mein Gewerbe, wenn jemand kommt und Bier bestellt, schenk' ich ihm ein. Aber so was wie Sarajevo, Politik oder weiland Erzherzog, das ist nichts für uns, da schaut höchstens Zuchthaus heraus."

Bretschneider saß stumm und sah sich enttäuscht in der öden Stube um.

„Hier hat einmal das Kaiserbild gehangen," sagte er nach einer Weile wieder, „gerade dort, wo jetzt der Spiegel hängt."

„Da haben Sie ganz recht," antwortete Herr Palivec, „da hat es gehangen und die Fliegen haben drauf geschissen, da hab ich es auf den Boden gegeben. Sonst könnte sich noch jemand eine Bemerkung erlauben. Was soll mir das?"

„Es muß aber, Herr Wirt, häßlich gewesen sein, in diesem Sarajevo."

Auf diese arglistig gestellte Frage antwortete Herr Palivec ungewöhnlich vorsichtig:

„Die Sommertage pflegen in Bosnien furchtbar heiß zu sein. Wie ich dorten gedient hab', hat unser Oberleutnant Eis auf den Kopf bekommen müssen."

„So. Bei welchem Regiment haben Sie denn gedient, Herr Wirt?"

„An eine solche Bagatelle erinnere ich mich nicht, für eine solche Trottelei hab' ich nie Interesse gehabt und war auch nie neugierig darauf," antwortete Herr Palivec. „Neugier schadet."

Der Zivilwachmann Bretschneider verstummte endgiltig, und seine düstere Miene heiterte sich erst auf, als Svejk eintrat, der, bei Tische platznehmend, schwarzes Bier mit folgenden Worten bestellte:

„In Wien ist heute Trauer."

Bretschneiders Augen leuchteten hoffnungsvoll auf; er sagte kurz:

„In Konopischt wehn zehn schwarze Fahnen."

„Zwölf, hört man," versetzte Svejk, nachdem er getrunken hatte.

„Warum meinen Sie zwölf?" fragte Bretschneider.

„Damit es sich besser rechnet, und dann: per Dutzend kommt alles billiger," antwortete Svejk.

Es trat eine Stille ein, welche Svejk selbst mit einem Seufzer unterbrach:

„Er ist also schon im Jenseits. Gott hab ihn selig. Er hat es nicht einmal erlebt, daß er Kaiser wird. Wie ich beim Militär war, da ist ein General vom Pferd gefallen und hat sich in aller Stille erschlagen. Man wollt' ihm wieder auf's Pferd helfen, wollt' ihn aufsetzen, und wollte nicht glauben, daß er ganz tot war. Und er hätte auch avancieren sollen, zum Feldmarschall. Das ist bei einer Heeresinspektion passiert. Diese Inspizierungen führen zu nichts Gutem. Einmal, erinnere ich mich, haben mir bei einer solchen Inspektion ein paar Knöpfe an der Montur gefehlt und dafür hab' ich vierzehn Tage Einzelarrest bekommen. Aber Disziplin muß beim Militär sein, sonst würde man sich aus nichts etwas machen. Unser Oberleutnant Makovec, der pflegte immer zu uns zu sagen: ‚Diszi-

plin, ihr blöden Kerls, muß sein, sonst würdet ihr wie die Affen auf den Bäumen klettern, aber das Militär macht Menschen aus euch, ihr blöden Trottel!‘ Und stimmt es nicht? Stellen Sie sich einen Park vor, und auf jedem Baum einen Soldaten ohne Disziplin. Davor hab' ich mein Lebtag immer die größte Angst gehabt."

„Sarajevo," knüpfte Bretschneider an, „haben die Serben am Kerbholz."

„Da irren Sie sehr," erwiderte Svejk, „das haben die Türken gemacht, wegen Bosnien und Herzegowina."

Und Svejk trug seine Ansicht über die internationale Politik Oesterreichs auf dem Balkan vor. Die Türken haben," sprach er, „im Jahre 1912 ggen Serbien, Bulgarien und Griechenland verloren. Sie wollten, Oesterreich solle ihnen helfen, und da dies nicht geschah, schossen sie eben auf Ferdinand."

„Magst du die Türken?" wandte sich Svejk an den Wirt, „magst du diese heidnischen Hunde? Nicht wahr, du magst sie nicht?"

„Ein Gast wie der andere," rief Palivec, „meinetwegen ein Türke. Für uns Gewerbsleute gibt's keine Politik. Bezahl' dein Bier und trink' im Wirtshaus und quatsch', was du willst. Das ist mein Prinzip. Ob es ein Serbe war, oder ein Türk', Katholik oder Mohammedaner, Anarchist oder Jungtscheche, ist mir ganz piepe."

„Gut, Herr Wirt," sagte Bretschneider, dem die Hoffnung, einer von den Beiden werde sich fangen lassen, wieder zu schwinden begann, „Sie werden aber zugeben, daß es ein großer Verlust für Oesterreich ist."

An Stelle des Wirts antwortete Svejk:

„Ein Verlust ist es, das läßt sich nicht leugnen. Sogar ein furchtbarer Verlust. So ein Ferdinand kann nicht durch irgendeinen Trottel ersetzt werden. Er hätte nur noch etwas dicker sein sollen."

„Wie meinen Sie das?" fragte Bretschneider lebhaft.

„Wie ich das meine?" antwortete Svejk selbstzufrieden, „durchaus nur so: Wäre er dicker gewesen, hätte ihn gewiß schon früher der Schlag getroffen, als er in Konopischt die alten Weiber jagte, die in seinem Revier Reisig und Schwämme gesammelt haben, und er hätt' nicht eines so elendigen Todes sterben müssen. Wenn ich es so bedenke, der Neffe unseres Kaisers, und sie erschießen ihn. Es ist doch ein Skandal, die Zeitungen sind voll davon. Da wurde bei uns in Budweis vor Jahren auf dem Markt bei einer kleinen Rauferei ein Viehhändler erstochen, ein gewisser Ludwig. Der hatt' einen Sohn, und wo der hinkam, um Schweine zu verkaufen, wollt niemand etwas von ihm kaufen und jeder sagte: Das ist der Sohn von dem Erschossenen, das muß ein feiner Lump sein. In Krummau mußt' er von der Brücke in die Moldau springen, man mußt' ihn herausziehn, Wasser aus ihm pumpen, und er mußte nach einer Injektion in den Armen eines Arztes sterben."

„Haben Sie aber sonderbare Vergleiche," bemerkte Bretschneider mit Nachdruck, „erst reden Sie von Ferdinand und dann von einem Viehhändler."

„Aber keine Spur," widersprach Svejk, „da sei Gott vor, daß ich irgendwen mit irgendjemand vergleichen wollt'. Der Herr Wirt kennt mich. Sag', ob ich irgendwann irgendwen mit irgendjemand verglichen hab'. Ich wollt nur nicht in der Haut der Witwe nach dem Erzherzog stecken. Was wird sie jetzt anfangen? Die Kinder verwaist, Konopischt ohne Herrn. Und wieder irgendeinen neuen Erzherzog heiraten? Was hat sie davon? Fährt mit ihm wieder nach Sarajevo und wird zum zweitenmal Witwe. Da war bei uns in Zliw bei Frauenberg vor Jahren ein Heger. Wilderer haben ihn erschossen und es blieb nach ihm eine Witwe mit zwei Kindern und die nahm ein Jahr später wieder einen Heger. Der wurde auch erschossen. Dann heiratete sie zum drittenmal, und zwar wieder einen Heger: Aller guten Dinge sind drei, sagte sie. Wenn es jetzt nicht gelingt, dann weiß ich wirklich nicht mehr, was ich machen soll. Selbstverständlich hat man auch den erschossen und da hatte sie schon mit den Hegern zusammen sechs Kinder. Sie war sogar beim Fürsten in Frauenberg gewesen und hat sich beklagt, was für ein Kreuz sie mit den Hegern habe. Sie empfahlen ihr dort, den Fischmeister Jaresch zu nehmen. Und würden Sie es glauben, er geht beim Fischfang im Teich zugrunde und sie hat zwei Kinder mit ihm gehabt. Dann nahm sie den Viehkastrierer aus Wodnan; der tupft sie einmal nachts mit der Hacke und stellt sich dann freiwillig der Polizei. Beim Kreisgericht in Pisek, unterm Galgen, hat er dem Pfaffen die Nase abgebissen und schwor hoch und teuer, daß er überhaupt nichts bereue, und dann sagte er noch etwas sehr Häßliches vom Kaiser."

„Und wissen Sie nicht, was er von ihm gesagt hat?" fragte Bretschneider hoffnungsvoll.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, weil niemand gewagt hat, es zu wiederholen. Aber angeblich war es etwas so Entsetzliches und Furchtbares, daß ein Gerichtsrat, der dabei war, irrsinnig davon geworden ist, und heute noch hält man ihn isoliert, damit nichts darüber bekannt wird. Das war keine bloß so gewöhnliche Majestätsbeleidigung, wie man sie in der Besoffenheit sagt."

„Und was für Majestätsbeleidigungen werden gewöhnlich in der Besoffenheit gesagt?" fragte Bretschneider.

„Ich bitte, meine Herren, reden wir von was anderem," rief der Wirt Palivec dazwischen," ich hab das nicht gern. Wie leicht fällt ein Wort, und dann tut's einem leid."

„Was für Majestätsbeleidigungen in der Besoffenheit gesagt werden?" fuhr Svejk fort. „Verschiedene. Trinken Sie mal anstän-

dig, lassen Sie die österreichische Hymne spielen und Sie werden seh'n, was Sie da zu reden anfangen. Es wird Ihnen so viel über den Kaiser einfallen, daß nur die Hälfte davon wahr zu sein braucht, damit er die Schande sein ganzes Leben lang nicht los wird. Den Sohn Rudolf hat er im zarten Alter, in schönster Mannesblüte verloren. Die Gattin Elisabeth hat man mit der Feile erstochen, dann ist ihm der Johann Orth verloren gegangen, den Kaiser von Mexiko, seinen Bruder, hat man irgendwo in einer Festung erschossen. Und jetzt, auf seine alten Tage, schießt man ihm den Neffen weg. Eiserne Nerven müßte man haben. Und dann fällt es irgendeinem besoffenen Kerl ein, auf ihn zu schimpfen. Wenn heute etwas ausbricht, ich melde mich freiwillig und werde dem Kaiser dienen bis zum letzten Atemzug."

Svejk machte einen tiefen Zug aus seinem Glase und fuhr dann fort:

„Sie glauben, der Kaiser läßt das so laufen? Da kennen Sie ihn schlecht. Krieg mit den Türken muß sein. Ihr habt mir den Neffen ermordet, da habt ihr eins über die Schnauze. Der Krieg steht fest. Serbien und Rußland sind auf unserer Seite. Da werden die Fetzen fliegen."

In diesem prophetischen Augenblick sah Svejk geradezu schön aus. Sein lächelnd einfältiges Vollmondgesicht strahlte in Begeisterung. Alles war ihm so klar.

„Kann sein," fuhr Svejk in der Schilderung der Zukunft Oesterreichs fort, „daß uns im Fall eines Krieges mit den Türken die Deutschen anfallen werden, weil der Deutsche und der Türke immer zusammenhält. Das sind solche Ludern, daß sie nicht ihresgleichen haben. Wir dagegen können uns mit Frankreich verbünden, das seit einundsiebzig auf Deutschland schlecht zu sprechen ist. Und schon kann's losgeh'n. Der Krieg kommt, mehr sag ich Ihnen nicht."

Bretschneider erhob sich feierlich und sagte: „Mehr brauchen Sie nicht zu sagen, kommen Sie mit mir auf den Gang, ich werd' Ihnen was erzählen."

Svejk trat mit dem Zivilwachmann auf den Gang hinaus, wo eine kleine Ueberraschung seiner harrte, als sein Nachbar den Adler vorwies und erklärte, daß er ihn verhafte und sogleich auf die Polizeidirektion abführen werde. Svejk bemühte sich aufzuklären, der Herr scheine sich zu irren, er sei vollkommen unschuldig, er hätte kein Wort gesprochen, durch das sich jemand beleidigt fühlen könnte.

Bretschneider erwiderte jedoch, er habe sich tatsächlich einige Strafhandlungen zu schulden kommen lassen, worunter auch der Hochverrat eine Rolle spiele.

Dann kehrten beide in die Wirtsstube zurück und Svejk sagte zu Herrn Palivec:

„Ich habe fünf Biere, ein Würstel und ein Kipfel. Jetzt gib mir noch einen Slibowitz, ich muß schon geh'n, denn ich bin verhaftet."

Bretschneider kehrte wieder den Adler hervor, betrachtete Herrn Palivec eine Weile und fragte ihn dann:

„Sind Sie verheiratet?"

„Ja."

„Und kann Sie Ihre Frau in Ihrer Abwesenheit im Geschäft vertreten?"

„Das kann Sie."

„Dann ist alles in Ordnung, Herr Wirt," versetzte Bretschneider heiter; „rufen Sie Ihre Frau her, übergeben Sie ihr alles und abend holen wir Sie ab."

„Mach dir nichts draus," tröstete ihn Svejk. „Ich geh' ja bloß wegen Hochverrat hin."

„Wofür denn ich?" jammerte Herr Palivec. „Ich war doch so vorsichtig."

Bretschneider lächelte siegesgewiß:

„Dafür, weil Sie gesagt haben, daß den Kaiser die Fliegen beschissen haben. Man wird Ihnen schon den Kaiser aus dem Schädel treiben."

Und Svejk verließ das Gasthaus „Zum Kelch" in Begleitung des Zivilwachmannes, den er, indem sein gutmütiges Lächeln das Gesicht des anderen zu erreichen trachtete, auf der Straße ansprach:

„Soll ich vom Trottoir hinunter?"

„Wieso?"

„Ich denk' mir halt, wenn ich verhaftet bin, hab' ich auf dem Trottoir nichts zu suchen."

Als sie das Tor der Polizeidirektion passierten, sagte Svejk:

„Hübsch ist uns die Zeit verlaufen. Pflegen Sie oft „Zum Kelch" zu kommen?"

Und während Svejk in die Aufnahmekanzlei geführt wurde, übergab Herr Palivec die Wirtschaft seinem weinenden Weibe, indem er sie recht sonderbar zu trösten versuchte:

„Wein nicht, heul nicht, was kann man mir denn machen wegen dem beschissenen Kaiserbild?"

Und so hat der brave Svejk in seiner lieben, netten Art in den Weltkrieg eingegriffen. Historiker wird es interessieren, daß er weit in die Zukunft gesehen hat. Wenn sich die Situation später doch anders entwickelte, als er es im Gasthaus „Zum Kelch" auseinandergesetzt hat, so dürfen wir nicht vergessen, daß er keine gründliche diplomatische Vorbildung besessen hat.

(Aus dem Tschechischen übersetzt von Rudolf Fuchs.)

IV.

Petersburg, 1. Januar 1898.

Heute abend kam Borja herein und sagte:

„Ist es wahr, daß englische Schiffe Port Arthur angelaufen haben?"

„Ja."

„Nun — und der Kaiser? Wird er diesen Affront so hinnehmen?"

„Weshalb soll er den nicht hinnehmen? Er ist doch nur Oberst."

Solange sich der Kaiser von Dummköpfen oder Professoren wie vom Grafen Murawjew beraten läßt, den Witte den „Sohn Iwan Alexandrowitsch Chlestakows" nennt, wird es nicht anders werden. Er bildet sich ein, eine Macht zu sein, in Wirklichkeit aber ist er eine sehr kleine Größe ohne Verstand und Talent. Kaiser Wilhelm II. ist wegen der Neujahrsdepesche an Faure wütend auf ihn. Die Depesche wurde aus Gatschina abgesandt. Die beiden Kaiserinnen bekämpfen sich gegenseitig: die eine strebt nach einem französischen Bündnis, die andere nach einem deutschen. Der Kaiser sitzt zwischen zwei Stühlen.

*

Petersburg, 25. März 1899.

Witte arbeitete mit Plechwe zusammen und hat sich von Murawjew getrennt, mit dem er sich nicht vertrug. Am 17. März sprach er sich im Ministerrat für so strenge Maßnahmen aus, daß Pobjedonoszew angeblich ausrief: „Nein, Ssergej Juljewitsch, das ist unmöglich." Er hatte sich völlig in seinen Voraussetzungen geirrt, als er mir nämlich vor der allerhöchsten Verordnung vom 20. Februar sagte, die Studenten würden mit Begeisterung auf die Initiative des Kaisers eingehen. Es stellte sich heraus, daß die Begeisterung gänzlich ausblieb, im Gegenteil: Streik über Streik!

*

Ich schrieb einen Brief folgenden Inhalts an P. N. Isakow: „Da das Komitee des Hilfsverbandes der Schriftsteller übereingekommen ist, mich vor ein Ehrengericht zu stellen, worüber bereits bindende Ankündigungen in den Zeitungen erschienen sind, und da vor dem Komitee während oder unmittelbar nach der Sitzung vom 19. März öffentlich gegen mich eine als Schriftsteller außerordentlich entehrende verleumderische Beschuldigung vorgebracht wurde, habe ich Sie gebeten, sich dafür einzusetzen, daß das Ehrengericht in diesen Tagen stattfinden möchte. Mein Gesundheitszustand erfordert meine Abreise aus Petersburg, aber die Verleumdungen, die verbreitet werden, halten mich hier zurück. Ich fürchte die Verleumdung nicht, aber ich trage auch kein Verlangen danach, ihnen Anlaß zu einer neuen Verleumdung zu geben, als sei ich vor ehrenhaften Leuten geflohen. Haben Sie die große Liebenswürdigkeit, das Verfahren zu beschleunigen. Soweit mir bekannt ist, führt das Komitee keine Untersuchung, sondern nimmt nur die Erklärungen und Beschuldigungen entgegen und gibt sie an das Ehrengericht weiter. Die Zeit vom 19. bis 26. März hätte dazu genügt. Wenn Sie sich nicht beeilen, bleibt mir nichts übrig, als einen Prozeß wegen Verleumdung beim Kreisgericht anhängig zu machen, da meine Anwesenheit dort nicht erforderlich ist."

*

26. März 1899.

Letzten Endes ist es ja dumm. Ich bin kleinmütig und nervös geworden, wie eine Frau. Ich schreibe Briefe über Briefe und werfe sie dann weg. Nur an Isakow habe ich drei Briefe geschrieben und, Gott sei Dank, keinen

einzigen an diesen „Chef der 3. Abteilung des Schriftstellerverbandes". Geheimräte, Spione, verlogene Denunzianten überall! im „Sohn des Vaterlandes" in den „Nowosti", im „Volk", wo Trubnikow aufgetreten ist, der jetzt in der 3. Abteilung des Verbandes dienen will, nachdem er in der 3. Abteilung der höchsteigenen Kanzlei seiner Majestät im Pressereferat gearbeitet hat.

Worum handelt es sich? Darum, daß ich den Zusammenstoß der Polizei mit den Studenten als etwas höchst Gewöhnliches betrachtet habe. Aber man hat daraus ein politisches Ereignis machen wollen und tatsächlich auch gemacht. Man stellte den Kaiser an die Spitze des polizeilichen Vorgehens, indem man ihn glauben machte, (Witte) die Jugend werde über die Ernennung Wannowskis begeistert sein. Ich versicherte Witte, daß das nicht der Fall sein würde. Und es kam auch so. Die „3. Abteilung" des Verbandes will mich jetzt verurteilen. Ich werde ihr sagen, was sie wert ist. Eigentlich sollte man einfach sagen: „Schert Euch alle zum Teufel!" Und sonst nichts.

*

Dieser Monat, den ich durchlebt habe, scheint mir Jahre gedauert zu haben. Nie war ich in einer solchen Erregung. Mir kommt es vor, als sei alles gegen mich, und ich ginge zu Grunde. Potapenko ist aus der Zeitung ausgetreten. Ich trauere ihm nicht nach. Er ist ein mittelmäßiges Talent, aber ungewöhnlich produktiv.

*

27. März 1899.

Amfiteatrow ist aus der Zeitung ausgeschieden und hat mir einen beleidigenden und verlogenen Brief geschrieben.

*

29. März 1899.

Brief an A. B. Amfiteatrow (Geschrieben am 29. März, aber nicht abgeschickt):

Ich erhielt Ihren Brief mit der Anspielung auf die „gesellschaftlichen Verhältnisse", die sie veranlaßten, aus der Zeitung auszutreten. Mein Sohn, Lelja, der später bei Ihnen war, erklärte mir, daß Sie darunter jene Verleumdung verstehen, die man gegen mich ausgestreut hat, als hätte ich beim Minister das Zirkular vom 17. März erwirkt. Das heißt, Sie gehen aus Anstands- und Ehrengründen.

Um Anstand und Ehre zu wahren aber genügt es nicht, nur sich allein für ehrlich und anständig zu halten. Man muß auch das Recht eines anderen hierauf achten, namentlich unter Leuten, die sich lange kennen, einander Verpflichtete sind. Ich hatte gedacht, Sie würden mich vor der Verleumdung in Schutz nehmen. Als man mir nach Ihrer Katastrophe beim Theater schlechthin ehrenrührige Dinge von Ihnen erzählte, glaubte ich nicht nur daran, sondern half Ihnen, als alle Sie verließen, auch die Moskauer Kaufleute. Weshalb haben Sie jenen Schändlichkeiten Glauben geschenkt, die Ihnen „zuverlässige" Leute erzählt haben. Weil es Ihnen sonst schwer gefallen wäre, aus der „Novoje Wremja" auszuscheiden und an die Spitze einer neuen Zeitung zu treten, die den Augenblick ausnutzen und der „Novoje Wremja" ihre Position rauben will. Aber wäre es nicht einfacher gewesen, wenn Sie offen gesagt hätten, die Ihnen dort gebotenen Bedingungen seien besser, als die Sie bei mir haben, daß die Selbständigkeit verführerisch ist usw. Ich hätte kein Wort darüber verloren, wenngleich Sie noch vor kurzer Zeit mir so warm von Ihrer Ergebenheit und Ihrem Wunsche sprachen, in der „Novoje Wremja" zu bleiben. Ich verstehe das Streben nach Unabhängigkeit sehr gut. Aber Sie wollen unverzüglich aus der Zeitung austreten und stützen sich dabei auf die Verleumdung, wie auf ein Schwert, das man gegen mich zückt. Wenn Sie ein schlechter Mensch wären, würde ich das verstehen. Aber ich erinnere

mich an unsere Auseinandersetzung anläßlich des Feuilletons von Burenin. Sie schrien, zankten, und ich schrie gleichfalls. Wir beide gerieten außer uns, schrien uns an, und dann begannen wir friedlich zu sprechen. Böse Menschen handeln nicht so. Sie haben weder Burenin, noch mich getötet. Weshalb wollen Sie mich jetzt töten, indem Sie das Schwert der Verleumdung ziehen? Für wen tun Sie das? Wem wollen Sie damit dienen? Wer hat Ihnen so schreckliche Bedingungen gestellt? Sie haben mir gegenüber nicht einmal etwas erwähnt, Sie sind nicht zu mir gekommen und haben gesagt: Ich beschuldige Sie, daß Sie das und das getan haben. Sagen Sie es, bitte, wer handelt so! In Zuchthäusern handelt man nicht einmal so. Sie haben mich furchtbar beleidigt, und das bedrückt mich mehr, als die Beleidigung selbst.. Ich weiß, daß Edelmut ein Laster ist, aber ich wußte nicht, daß Verleumdung eine Tugend sei. Weshalb versprechen Sie mir, als wenn das eine Gnade wäre gegen mich aufzutreten? Nachdem Sie im Besitz solch einer Waffe aus der Zeitung ausgeschieden sind, müssen Sie sich auch weiter ihrer bedienen, die verleumderischen Beschuldigungen mit allen Mitteln aufrecht erhalten, wie Sie Ihren eigenen Beruf und Ihre eigene Ehre schützen müssen. Ist es Ihnen vielleicht auch dort in den Kopf gekommen, in dieser Weise Gnade zu üben? Sie sollten wissen, daß ich Sie zurückweise. Sie wollten mich auch noch mit diesem „Nie werde ich ein Wort gegen Sie äußern" kränken, um die Beleidigung zu verstärken. Wissen Sie, was mich tröstet? Nur das, daß Menschen, die so gehandelt haben wie Sie, in der Tiefe ihrer Seele ein Gefühl dafür haben müssen, wie erbärmlich sie sind. Den Hausherrn, bei dem man Schulden hat, schmähen, den Hausherrn, dem man verpflichtet ist, tödlich zu beleidigen, um zu jemand anderem übergehen, das ist ein echt russischer Wesenszug, und zwar einer der allerschlimmsten. Ich habe zweimal meinen Herrn gewechselt, aber so habe ich nie gehandelt. Leben Sie wohl."

*

An Witte schrieb ich:

Hochverehrter Ssergej Juljewitsch, mir schien es stets, als nähmen Sie einen gewissen Anteil an mir, und wenn ich mich an Sie gewandt habe, so wandte ich mich nicht an den Minister, sondern an den klugen und talentvollen Menschen. So war es auch am 11. März, als ich bei Ihnen war, und mit Ihnen über die Studentenunruhen und die Polemik gegen mich und die „Novoje Wrenja" sprach. Ich weiß wahrhaftig nicht, wem ich das Zirkular der Hauptverwaltung für Presseangelegenheiten vom 17. März verdanke, das die Polemik in einem Augenblick verbot, als die Ereignisse in der Universität bewiesen, daß ich recht hatte. Aber dieses Zirkular bringt mich völlig zur Verzweiflung. Meine Gegner haben die Verleumdung mit vieler Kunst in Umlauf gesetzt, als hätte ich beim inneren Minister dieses Zirkular nachgesucht. Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Kopie meines Briefes an den Minister J. L. Goremykin beilege. Ich gehe noch weiter. Ich werde alle Mittel anwenden, um die Wahrheit ans Licht zu bringen. Ich werde mich an den Kaiser wenden, aber ich werde diese Verleumdung nicht auf sich beruhen lassen. Anfangs schenkte ich ihr keine Aufmerksamkeit. Allein es haben sich gewandte Leute gefunden, die sie um jeden Preis und mit allen Mitteln der Entstellung ausnützen wollten. Einstweilen denke ich: Gott wird nicht zulassen, daß die Schweine mich fressen. Wenn er es aber zuläßt, dann heißt das, daß es nicht anders sein kann, daß meine Taten es verdienen.

*

Ich habe an Goremykin, Witte usw. geschrieben. Welche alberne Geschichte ist doch diese Verleumdungsaffäre. Verleumden im Grunde genommen eigentlich nicht alle? Wann hat man mich nicht verleumdet? Wann hat man mir gegeben, was mir gebührte? Jetzt hat die Ssavina mit

ihrer Truppe in Berlin „Tatjana Repina“ gespielt. Die Zeitungen lassen auch dem Stück Gerechtigkeit widerfahren. Bei uns dagegen schmähte man nur mit „Kennermiene“ vor allem freilich die Neider. Selbst W. A. Krylow schrieb darüber in den „Nowasti“ ein Feuilleton voll Beschimpfungen, und war sogar erstaunt darüber, daß die Direktion der Kaiserlichen Theater das Stück eines Autors aufgeführt habe, der so oft über diese Direktion hergefallen sei!

*

In der Universität finden heute Prüfungen statt. Die Studierenden werden gruppenweise und nur gegen Karten hereingelassen. Die erste Gruppe des I. Kurses zählt etwa hundert Menschen. Es kamen nur 17! Geogjewski prüft in National-Oekonomie. Als er saß, stand ein Student auf und sagte, die Studenten hätten beschlossen, der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen, sie würden solange weder ein Kolleg hören, noch sich prüfen lassen, „und wer zum Examen kommt ist ein Schuft!“ Dann stand ein anderer auf, und überhäufte die Professoren mit gemeinen Schimpfworten. Man nahm die beiden fest und führte sie ab. Die übrigen wurden geprüft. In der Stadt wurde erzählt, man hätte die Professoren verprügelt.

*

Der Zar sagte, er bedaure, daß er nicht vor dem 20. Februar auf Bogoljepow gehört habe, denn es wäre besser gewesen, schon damals strenge Maßnahmen zu ergreifen, als erst jetzt, er bedauere überhaupt sehr, daß man ihn in diese Angelegenheit hineingezogen habe. Suworin allein hat die Wahrheit gesprochen. Andere fügen hinzu, der Zar habe gesagt: „Sowohl die Oeffentlichkeit als ich tragen vor ihm die Schuld.“

---

ERNST BLASS

## NACHT

Verworrenes Café, farbig Gewitter!
Musik und Dirnen, und die Pauke tollt!
Die Whisky's! Diese Angostura bitter,
Die man schon trinkt, bevor man sie gewollt —

Und deine Augen, bläulich, süß und bebend
In deines schmalen Körpers Eleganz,
Nun starr und fremd und nun schon wieder lebend
Zu deines Lächelns halbverwehtem Tanz!

In dieser sehnsuchtsvoll verlorenen Nacht
Gibt auf die Ordnung des Betriebes Acht
Im Hintergrund, seriös, Direktor Keller.

O Thymian, dein welkend buntes Blut
Bewegt mein Herz, schon stürzt es banger, schneller,
Und lieben werde ich dich, coûte que coûte!

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Septemberwoche

Hat man in Deutschland eine richtige Vorstellung davon, wer der Mann ist, der soeben in Berlin eintraf, um die erste Zahlung von 20 Millionen Goldmark entgegenzunehmen, die von der deutschen Regierung auf Grund des Londoner Pakts à conto Auslandsanleihe vorgeleistet werden muß? Herr Owen Young, der interimistische Agent für Reparationszahlungen, kommt als Erlöser und Herrscher zugleich. Seine Dispositionen am Devisen-, Geld-, und Kapitalmarkt werden in den nächsten Jahren Gegenstand höchster Aufmerksamkeit der gesamten Geschäftswelt sein. Seine Käufe am Devisenmarkt werden Oszillationen der Kurse um die Paripunkte bewirken, die vom berufsmäßigen Devisenhandel, wie vom Exporteur auf das Genaueste beachtet sein wollen. Läßt er dagegen seine Guthaben bei der Reichsbank auflaufen und setzt er damit die Reichsbankleitung in den Stand, vermehrte Ausleihungen am Geldmarkt und im Diskontgeschäft vorzunehmen, so wird das nicht allein für die Gestaltung der Zinssätze, sondern für die Entwicklungen der gesamten Konjunktur am Waren- und damit am Arbeitsmarkt entscheidend sein. Auch der Effektenmarkt wird dadurch maßgeblich beeinflußt werden. Er ist noch einer besonderen Einwirkung ausgesetzt für den Fall, daß die Guthaben des Agenten das der Reichsbank genehme Maß überschreiten, weil dann unter Umständen sogar unmittelbare Effektenkäufe vorgenommen werden können.

Wird der Agent — das ist das Grundproblem der Transferierung — überhaupt in der Lage sein, bedeutende Beträge von seinem Konto in fremde Währung umzuwandeln, oder wird er vielmehr dauernd große Guthaben in Deutschland stehen lassen müssen? In diesem Falle würde das Reparationsguthaben, kreditpolitisch gesehen, nur den Charakter einer Art Zwangssparkasse annehmen, einer Sparkasse freilich, deren Inhalt nicht mehr der sparenden deutschen Volkswirtschaft gehört, sondern ins Eigentum der Reparationsgläubiger übergeht. Immerhin würden die angesammelten Beträge als Kredite der Volkswirtschaft im ganzen zur Verfügung bleiben, und die gegenwärtige Kreditnot würde unter diesen Umständen nicht nur nicht verschärft, sondern wahrscheinlich gemildert werden. Doch die Aussicht, daß die Dinge so laufen werden, sind gering. Auf Grund genauer theoretischer Analysen gewinnt die Meinung immer wieder die Oberhand, daß

die eigentliche Schwierigkeit nur bei der inneren Aufbringung liegen, daß aber, sobald diese schmerzhafte Aussonderung aus dem Sozialprodukt im Inland erst einmal bewerkstelligt sei, die Möglichkeit der Transferierung nach Ueberwindung erster Umstellungsschwierigkeiten nicht mehr fraglich sein könne. Denn nunmehr fehlt im Inlande das entsprechende Quantum Kaufkraft, und durch dieses Defizit auf der Nachfrageseite müssen bei gleichbleibendem Angebot die Preise weichen bis zu dem Punkt, bei dem die frei gesetzten Waren ausfuhrfähig werden. Aus den Devisenerlösen dieses Exports würde sich alsdann der Agent befriedigen können. Diese Folgen sind jedoch nur dann zu erwarten, wenn der Agent die Wiederausleihung seiner Guthaben bei der Reichsbank verhindert. Denn nur in diesem Falle würde das geschilderte inländische Kaufkraftvakuum entstehen, das letzten Endes die Devisen herbeizwingt. Die Entscheidungen, vor denen der Agent steht, sind also sehr weittragender Art.

Die Anhänger der Meinung, daß die Transferierung der intern aufgebrachten Summen im allgemeinen durchführbar sein werde, verkennen nicht, daß eine Anzahl von Ausgleichshemmungen das glatte Funktionieren des Transfermechanismus zu stören imstande sind. Denn die Waren, die infolge der innerdeutschen Kaufkraftentziehung sozusagen übrigbleiben und zum Export kommen sollen, sind selbstredend nach Gattung und Qualität nicht von vornherein identisch mit denjenigen Waren, für die Aufnahmegeneigtheit im Auslande besteht. Sie werden im Gegenteil anfangs, da es sich um inländische Konsumgüter handelt, wenig exportgeeignet sein. Es bedarf erst einer allmählichen tastenden Umstellung der gesamten Produktion, bis endlich der Gleichgewichtszustand erreicht ist, bei dem die Produktion qualitativ ausfuhrfähige Güter in solcher Quantität liefert, wie das dem Ausfall an heimischer Nachfrage entspricht. Und in diese Versuche zur Wiedererlangung der Balance greifen nun die handelspolitischen Veränderungen überaus störend ein, denn leider muß erwartet werden, daß gerade an denjenigen Stellen, an denen der deutsche Export soeben mit knapper Not Fuß gefaßt hat, Zollbarrieren aufgerichtet werden mit dem Ergebnis, daß die Produktion eine abermalige Umstellung vornehmen muß, um andere sich bietende Exportmöglichkeiten wahrzunehmen.

Auch die Gegner haben augenscheinlich all diese Schwierigkeiten ziemlich hoch, und damit die Chancen für die unmittelbare Transferierung entsprechend zurückhaltend veranschlagt. Infolgedessen ist in aller Stille und wenig beachtet ein System der Transferumgehung ersonnen worden, um zu verhindern,

daß Uebertragungshemmungen den Reparationsertrag nennenswert schmälern. Vor allem sind hier die Sachleistungen zu erwähnen, die auf Drängen der Franzosen im Londoner Protokoll einen viel größeren Platz eingeräumt erhielten, als es dem Sachverständigengutachten entsprach. Die Experten hatten festgestellt, daß grundsätzlich die Sachleistungen, auch in ihrem Einfluß auf die Währungslage, nicht anders zu beurteilen seien als die Käufe von fremden Devisen. Die französische Ansicht ging dahin, daß mindestens im Anfang die Sachleistungskapazität größer sein werde, als die Aussicht auf Erzielung von Devisenüberschüssen. Die Sachleistungen sind sozusagen gesicherter Export, der mit all den geschilderten Hemmungen (Aufnahmewilligkeit, Zollbelastung) nicht zu kämpfen hat. Vom deutschen Standpunkt aus gesehen wohnt ihnen nur der Nachteil inne, daß sie lediglich bestellte Gelegenheitsarbeit sind, daß eine dauernde Eroberung von Absatzmärkten mit ihnen nicht Hand in Hand geht. Nicht der Schuldner, sondern der Gläubiger hat dabei die Wahl, was geliefert werden soll. Dem Uebertragungsmechanismus ist noch in einem weiteren Punkte vorgegriffen worden, durch die Wiedererhebung der 26 pCt. Reparationsabgabe durch die englische Regierung. Wiewohl diese Maßnahme der Engländer weniger darauf gezielt haben mag, statt deutscher Mark unmittelbar Devisen zu erhalten, sondern ihre Absicht wahrscheinlich nur die gewesen ist, sich gegenüber den anderen Alliierten eines gewissen Reparationsanteils von vornherein zu versichern, so läuft doch auch diese Abgabe dem Transferprinzip zuwider. Selbst für den Fall, daß die Devisen aus dem Englandexport in der Gesamtdevisenbilanz Deutschlands nicht entbehrt, also eigentlich nicht tranferiert werden könnten, werden sie von England orginaliter einbehalten. Wenn dazu noch die französische Ankündigung wahr gemacht würde, daß Frankreich eine ähnliche Abgabe erheben wird, so würden dadurch die Transfermöglichkeiten in ganz ungerechtfertigter Weise präjudiziert. Noch von einer dritten Seite her droht dem Transferprinzip eine Erschütterung. Es ist weder im Sachverständigengutachten, noch im Londoner Protokoll eindeutig festgelegt, ob die Verzinsungs- und Tilgungsbeträge für die Industrieobligation und die Eisenbahnobligation, sobald ihre Plazierung im Auslande erfolgt ist, ebenfalls, wie es notwendig wäre, nur in deutscher Reichsmark auf das Konto des Agenten eingezahlt zu werden brauchen, oder ob etwa im Interesse einer besseren Verkäuflichkeit dieser Werte eine Verpflichtung konstruiert werden kann, den Anleihedienst ohne Rücksicht auf die deutsche Währungslage stets direkt an den ausländischen Obligationär zu entrichten. In allen diesen Fällen erwächst dem Agenten die Pflicht, gegebenenfalls dem Transfergrundsatz zum Sieg zu verhelfen und keine Devisenübertragung, gleich welcher Art, zuzulassen, wenn die Währungslage sie verbietet.

Mit dem Schlagwort von der Ueberfremdungsgefahr ist in den letzten Jahren viel Mißbrauch getrieben worden. Jetzt allerdings gewinnt das Ueberfremdungsproblem im Zusammenhang mit der Transferfrage ein ganz neues Gesicht. Den Sachverständigen schwebte zwar der Gedanke vor, daß die deutschen Produktionsmittel keine geeigneten Transferierungsobjekte seien, daß vielmehr nur aus dem Ertrag dieser Produktionsmittel möglichst viel herausgepreßt werden solle. Auch im Londoner Protokoll ist der deutschen Regierung ausdrücklich das Recht zugestanden, daß die Aufrechterhaltung ihrer Kontrolle über die eigene innere Wirtschaft zu berücksichtigen sei. Eine unmittelbare Ueberfremdungsgefahr wurde jedoch nur für den Fall erkannt, daß bei Ueberschreitung der Zweimilliardengrenze Guthaben des Agenten zu Einkäufen in Deutschland benutzt würden. Darum war bestimmt, daß für Markbestände, die vom Agenten an Privatpersonen überlassen werden, nur solche Vermögensgegenstände erworben werden dürfen, die unter bestimmte, durch Uebereinkunft zwischen Komitee und deutscher Regierung festgesetzte Kategorien fallen. Doch damit ist der Ueberfremdungsgefahr noch keineswegs wirksam begegnet. Man braucht nicht einmal an böswillige Manipulationen von der Art zu glauben, daß nur zum Schein Transferierung in Devisen vorgenommen, alsbald aber Mark zurückgekauft und mit ihr Produktionsmittel erworben werden. Man braucht auch nicht den Verdacht zu hegen, daß nur zur formalen Wahrung des Rechts Waren aus der vereinbarten Liste gekauft, diese aber alsbald weiter veräußert und der erzielte Erlös zu Ueberfremdungstransaktionen benützt würde. Dies alles ist nicht notwendig, und trotzdem besteht eine Gefahr. Wofern nur auf ausländischer Seite ein Ueberfremdungswille vorhanden ist, wäre jede bremsende Wirkung des Transferpinzips illusorisch gemacht. Wenn nämlich die deutschen Produktionsmittel dem ausländischen Kapital, sei es wegen des Tiefstandes der Preise, sei es weil andere Anlagemöglichkeiten fehlen, als ein reizvolles Erwerbsobjekt erscheinen, und wenn nennenswerte Käufe dieser Art vom ausländischen Kapital getätigt werden (was mit Reparationen und Transfer nicht das Geringste zu tun zu haben braucht), so würden alle aus solchem Kapitalexport aufkommenden Devisen zur Transferierung zur Verfügung stehen, gleichgültig, ob auch der volkswirtschaftliche Ertrag die Uebertragung gestattet oder nicht. Man braucht vor solchen Gefahren nun nicht gleich gruselig zu machen. Sicher bestehen auch mancherlei Abwehrmöglichkeiten. Es wäre aber bedauerlich, wenn der Mißbrauch, der lange Zeit mit dem Worte Ueberfremdungsgefahr getrieben worden ist, die Aufmerksamkeit der in Betracht kommenden Stellen soweit eingeschläfert hätte, daß sie nunmehr einer wirklichen Gefahr tatenlos gegenüberstünden.

# GLOSSEN

## DER ATLAS

Selbst ein Riese wird zuweilen müde. Und wenn dann Atlas sich den Zweck seiner Existenz, die Erdkugel, auf die andere Schulter rollt — er wird alt und es geschieht immer häufiger — gehts nicht ohne einige Schürfungen der Kugelkruste. Die Menschen nennen es Kriege, Revolutionen und finden für diese wie jene ihre eigenen pathetischen Gründe und Absichten, was sie dann ihre Geschichte nennen.

Dem kleinen Jungen aber, der vor seinem Atlas sitzt, bedeutet diese Geschichte zunächst nur ein kleines koloristisches Phänomen: die verschiedenfarbigen Abgrenzungen der Länder. Auch vielen erwachsenen Knaben, man nennt sie auch oft, weiß Gott weshalb, Politiker, — bedeutet die Geschichte zunächst und endlich auch nicht viel mehr als Farbe, sei es die der Partei, sei es die der Landkarten. „Mein Vaterland muß gröhößer sein", erinnere ich mich des Refrains eines Liedes großdeutscher Erweiterung. Den Großgrundbesitzerkomplex der Dynasten haben die demokratischesten Politiker geerbt. Der Leibesumfang gilt ja auch individuell im Volke als Zeichen männlicher Kraft, Schönheit und Bedeutung. „O mei, der hat ja net a mal an Bauch", hörte ich eine Münchener Bierkellnerin von einem schmächtigen Männchen verächtlich sagen. Einmal trauerten die Deutschen über den Verlust des Elsaß; dann tatens die Franzosen; jetzt wieder die Deutschen. Doch nicht, um das Straßburger Sauerkraut im „Inlande" zu erzeugen. Um 1770 verlor Goethe in Straßburg seinen französischen Zopf und entdeckte das Deutsche, und damals war Straßbung französisch. Und um 1910 entdeckte mancher deutsche Elsässer hinwieder bei sich Sympathien für Frankreich, damals, als in Zabern ein preußischer Leutnant mit dem Säbel herumlief und die deutsche Welt blamierte. Das italienische Riva war österreichisch und Battistini zerriß es das Herz. Heute ist Bozen Bolzano und der Innsbrucker Nationaldeutsche weint Tränen darüber. Glücklicher Staat, wo, wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Grenzen der Einzelstaaten oft scharf mit dem Lineal gezogen sind und so bleiben, weil sie „unnatürliche" Grenzen sind! Aber der Romantik entbehren und darum keine Geschichte erzeugen. Die Bewohner von Nord-Carolina und die von Süd-Carolina werden über den Strich, der sie auf der Landkarte voneinander trennt, nie uneinig werden.

Ich schlage Blatt um Blatt des neuen Ullstein-Atlas um, der alle die neuen Länder und Reiche seit 1918 enthält, in allen Farben voneinander sauber getrennt (über Blutrot sind sie alle gezogen), und (ich glaube, es geht jedem Erwachsenen so), es ist mir, als begänne übermorgen das neue Schuljahr, das „Geographie hat". Historische Atlanten fallen einem ein, etwa Europa um 1810 oder Italien um 1600. So bunt sieht es in dem neuen Atlas oft aus, daß man denkt, nächstens müßten diese kleinen Farbtrennungen wieder blutrot ineinander schwimmen. Staat zu spielen ist ja eine teure Sache. Und da man die Kosten weder materiell noch geistig aufbringt, muß man beim größeren Gründer eine Anleihe machen, die nur nicht Tribut heißt. Dann kommt ein Tag, wo man nicht einmal die Zinsen der Zinsen zahlen kann, und die Ministerien überstürzen sich im Abdanken. Es ist heute fatal, eine liliputanische Nation zu sein und der modernen Vorstellung zu erliegen, daß man als eigentümliche Nation auch

einen eigenen Staat haben müsse. Hat schon ein so großes Volk wie das deutsche nur ein sehr schwach ausgebildetes Talent zum Staate, was soll man, — aber ich will den „befreiten" kleinen Nationen nicht ihre frische staatliche Freude verderben. Nur so meine Zweifel über ihre Dauer äußern. Auf den weißen Blättern dieses schönen Atlas sind alle Daten der neuen Staaten vermerkt, ihre Wirtschaft innen und außen, ihre Finanzen, ihre Budgets, — auch da wird einem bange. Wie soll diese Handvoll kleiner Bauern das Geld aufbringen, daß ein Parlament samt Anhang auskömmlich leben kann? Das Parlament wird leicht geneigt sein, sein vertretenes Ländchen zu klein zu finden, und der „Imperialismus" ist da. Seltsam: je unbegrenzter das geistige und wirtschaftliche Leben der europäischen Staaten wird, um so leidenschaftlicher geben sie sich politische Grenzen, die ja fast immer nur koloristische Mirakel sind. Hört Italien wirklich am Brenner auf? Ist es nicht viel größer und viel kleiner? Der politische Atlas: er ist wirklich ein Knabenbuch, ein Wunderbuch.

Franz Blei.

---

## LASSALLES NACHLASS

Um Lassalles Papiere haben die Parteien gestritten wie die Helden des trojanischen Krieges um die Waffen des toten Achill. Erst nach endlosen Rechtsstreitigkeiten ist die Gräfin Sophie Hatzfeld in den Besitz der Papiere und Briefe gelangt, die heute erst der öffentlichen Beurteilung zugänglich gemacht werden. Der Historiker des Sozialismus Gustav Meyer hat in einer groß angelegten Publikation, von der bisher drei Bände erschienen sind, die Briefe des Knaben und Jünglings Lassalle und die Korrespondenz zwischen Karl Marx und Lassalle herausgegeben. (Ferdinand Lassalle: Nachgelassene Briefe und Schriften. Bd. I, II, III. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1921—1923.)

Ein Feuerstrom von Vitalität ergießt sich aus diesen Dokumenten einer Lebenskraft, der alles zu tun vergönnt war, nur Eines nicht: zu ruhen und zu träumen. Lassalles Frühzeit ist Selbstbehauptung und Willensmacht: „Mein Wille ist mein ganzer Mensch", schreibt der Einundzwanzigjährige aus Paris an den Vater. Niemals hat ein Werdender sein ganzes Wesen auf eine so eindeutige, erschöpfende Formel gebracht. Weil der Knabe schon so sicher weiß, was er will, ist er so unkindlich, so unnaiv. Weil schon der Knabe die Welt als Kampf erfährt, fehlt ihm das unbewußte Blühen, die Mozartmelodie, die im Erotischen wurzelt und im Kosmischen mündet. Der Knabe ist schon der Mann. Das Antlitz des Kindes ist schon ein Bronzeporträt. Keine Renommisterei, sondern traurige Wahrheit ist es, wenn Lassalle mit neunzehn Jahren behauptet: „Ich bin ein Mann, in der vollsten Bedeutung des Wortes ein Mann." Weil er Wille ist, nichts als Wille, muß er wirken. Der Student Lassalle bekennt sich zu dem Satz: „Ohne Zwecktätigkeit ist kein Genuß im Dasein."

Einige Briefe an Frauen werden den Philister ein bißchen chokieren. Dem jungen Lassalle war die Liebe kein Schäferspiel. Er ist ganz illusionslos, ganz unlyrisch und sehr pathetisch. Man glaubt einen Grabbeepigonen zu hören, wenn man liest: „Wenn unsere Lüste um die Wette rennen, will ich die Deinigen zu Tode hetzen." Pikant an solchen Episteln ist nur die Tatsache, daß der Liebende, wie ein Schüler, der sich unsicher fühlt, die Liebesbriefe erst fein säuberlich ins Konzept geschrieben hat.

Der Gladiator bedarf der Arena, Lassalle findet die seine im Hatzfeldtprozeß. Alle seine Energien ent-

spannen sich hier am adäquaten Objekt. Rücksichtslos spannt er Freund und Feind vor den Siegeswagen seiner Ueberlegenheit. Die Kameraden geraten unter die Räder. Lassalle sieht nur das Ziel. Wenn er hier unterliegt, ist er für immer erledigt. Nicht in den Liebesbriefen, in einem Schreiben an den Vater zuckt das nackte Herz des Gepanzerten, dem für Sekunden das Schwert entsinkt. „Wenn ich nach all diesen ungeheuren Anstrengungen und Siegen scheitere, dann gehe ich dran zugrunde. Dann bin ich quitt mit allem, was die Erde trägt. . . . Ich würde eine Leiche sein, auch schon während meines Lebens, das ich schwerlich lange ertrüge. . . . Ich mußte Dir nur sagen, daß mein ganzes Ich auf dem Spiele steht.“ Für ihn ist der Prozeß der Gräfin keine Privatangelegenheit, sondern „Sache der Menschheit.“ In den Briefen an den katholisch-ständischen Grafen Clemens von Westphalen erläutert Lassalle den geistig-sittlichen Gehalt der Hatzfeld-Affäre. „Mehr als in den hohlen und abstrakten Theorien der Liberalen inkarniert sich in der Sache der Gräfin die Passionsgeschichte der menschlichen Freiheit und edler Genußberechtigung. . . . Die soziale Befreiung kann nur vom Weibe und seiner mutigen Hingabe an die Macht, an den Genuß der Liebe ausgehen. Und wo ein Weib hierfür leidet als mutige Bekennerin, leidet sie als Vorkämpferin für die große Sache der Menschheit.“

*Paul Mayer.*

---

## FILM

*Ehe im Kreise.*

Ueber diesen Film kann man ganz kurz sprechen. Weil sich nichts gegen ihn sagen läßt, sondern für ihn nur die besten Vokabeln, die unsere Sprache zum Lobe einer Leistung aufzuweisen hat.

Am Schluß der Vorstellung hätte sich eigentlich das Publikum erheben und ein dreimaliges Hoch auf diesen Lubitsch ausbringen müssen, der hier den besten, feinsten, filmgemäßesten, unterhaltsamsten Film gemacht hat, der bislang auf der kratzigen Oberfläche unseres Planeten entstand.

Lubitsch machte ihn in Amerika, mit amerikanischen Schauspielern — angeregt von Mauritz Stillers „Erotikon“ (der bis jetzt als bester Gesellschafts- und Gegenwartsfilm zu gelten hatte). Mit einem Mindestmaß von Handlung, mit einem Mindestmaß von Mimik ist hier das Stärkste und Sprechendste und zugleich Amüsanteste an Ausdruck erzielt, das bis zum heutigen Tage möglich war.

Fünf Menschen nur treten auf: Marie Prevost, Florence Vidor, Monte Blue, Adolphe Menjou und Greighton Hale: alle gleich gut im Spiel. Ein erotisches Geplänkel hebt an, und wir erleben tiefste Einblicke in menschlichstes Wesen, aber alles nur andeutungsweise, nur huschend, nur spielerisch gezeigt.

Und das Wunder geschieht: nicht einen Augenblick vermißt man das gesprochene Wort. Sondern die Sprache des menschlichen Gesichts, die sparsame Geste, der durchdachte Einfall sagt mehr als abgenutzte Dialogphrasen. Der wohltuend stumme

und tempoflotte Film triumphiert über das gesprochene Lustspiel.

Noch ein Wunder ist geschehen: hier ist ein Theaterstück, nach Lothar Schmidts „Nur ein Traum“, ganz ins Filmgemäße aufgelöst worden. Nichts geschieht mehr aus dem Wort oder aus der Bühnenkonstellation heraus, sondern alles Geschehen ist den Filmmöglichkeiten entlockt worden. Man sieht nichts Ablenkendes mehr an Dekoration oder Episoden. . . . nur das Spiel dieser fünf Menschen . . . und dennoch ist man erregt, gespannt, nachdenklich belustigt ohne Nachlassen, weil die Spannung zwischen den fünf Menschen im Bild keinen Augenblick nachläßt. Und auch die kleinen Einfälle sind samt und sonders der Handlung eingeordnet, niemals als Selbstzweck, sondern stets zur Erhellung innerer Vorgänge.

Hier ist Kammerspiel und Publikumsstück in Verschmelzung geglückt. Hier ist das erste und einzige vollkommene Lustspiel, das bisher von deutscher Hand erzeugt wurde — tragikomischer Weise in Amerika. Gäbe es ein Wort in unserer Sprache, das Vergnügen auszudrücken, welches dieser Film bereitet, ich setzte es mit solcher Leidenschaft hierher, daß sich alles, was sonst in Deutschland an Lustspielen erzeugt wird, verkröche und jeder Leser spornstreichs hinliefe, sich dieses Lubitsch-Opus anzusehen.

*Kurt Pinthus.*

## ANEKDOTE

Bei der Prinzessin Bagration war eines Abends eine kleine Gesellschaft versammelt. Balzac, der zu den Gästen gehörte, hatte von tausend verschiedenen Dingen gesprochen, vor allem von der Eigenart des weiblichen Charakters.

„O, wie gut Sie die Frauen kennen,“ rief eine junge Dame.

„So gut,“ erwiderte der Dichter lächelnd, „daß ich Sie bloß anzusehen brauche, um Ihnen Ihren Lebenslauf vom Tage Ihrer Geburt an, zu erzählen. Soll ich die Geschichte Ihres Lebens erzählen, gnädiges Fräulein?“

„Aber bitte nicht laut“ war die entsetzte Antwort.

——

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 35)




**Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.**

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.**

**Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.**

**Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.**

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Septemberwoche

Die gute, gesunde, ungebrochene Dummheit ist nicht zu verachten, dagegen kann man die gemeine Pfiffigkeit, die mit der Dummheit Arm in Arm aufmarschiert, nicht ohne Unbehagen betrachten. Der Leser merkt: Hier ist die Rede von Stresemann. Daß die guten deutschnationalen Tölpel glaubten, die Londoner Verhandlungen müßten mit einer internationalen Diskussion über die Schuldfrage beendet werden, ist nicht unbegreiflich. Die Kunde, daß Deutschland kaputt geschlagen wurde, ist bis zu den pommerschen Gütern noch nicht gedrungen. Zwischen Stralsund und Stolp sind wir noch immer das Europa befehlende Herrenvolk. Aber Herr Dr. Stresemann, der ja nicht in Pasewalk lebt, mußte wissen, wann wir vor Europa zu schweigen, wann wir mit Erfolg zu reden haben. Jeder Student, der französische oder englische Zeitungen entziffern kann, hätte dem Herrn Außenminister sagen können, daß er jetzt keine Diskussion über die Schuldfrage hervorrufen dürfe und könne. Stresemann aber hatte den deutschnationalen Weltpolitikern aus Stargard, Stolp und Pyritz versprochen, die Schuldfrage aufzurollen, und er brachte den viel weniger frivolen und darum geachteten Reichskanzler dazu, Briefe an Herriot und Macdonald zu schreiben. Eine regelrechte Kriegsschulddebatte sollte losgehen, nur freilich war ein kleines Hindernis da: Die Andern wollten sie nicht führen. Der französische Ministerpräsident schickte den französischen Botschafter in die Wilhelmstraße und ließ zu gleicher Zeit veröffentlichen, Macdonald und Herriot hätten nach Berlin gewinkt, die Notifizierung der Kriegsschulderklärung zu unterlassen. Daraufhin beschlossen Stresemann und Marx, ihren Erholungsurlaub schleunigst abzubrechen. Das Wolffbüro stammelte eine verworrene Erklärung, der Reichsregierung seien Wünsche und Anregungen „hinsichtlich Form und Zeit der Uebermittlung“ (im Wolffbüro kann niemand deutsch) zugekommen. Mit einem Wort: Stresemann löste sich hastig aus Hergts Umschlingung und entschloß sich, wieder europäische Politik zu treiben, nicht die in Pyritz, Pasewalk und Stargard verlangte.

Daraufhin begreifliche Entrüstung der pommerschen Diplomaten. Ergrimmte Anfrage der Deutschnationalen: Warum die Regierung die vor der Abstimmung übernommene Verpflichtung nicht ausführe? Die Strebemänner sind doppelt kompromittiert. Vor den Deutschnationalen, denen sie gestern die diplomatische Dummheit feierlich versprochen. Aber das wäre nur ein kleines häusliches Unglück. Aber die Strebemänner haben uns vor der ganzen Welt bloßgestellt, weil sie erst, nachdem Herriot ihnen einen deutlichen Wink gegeben, schleunigst zurückzuckten. War dieser Wink nicht sicher zu erwarten? Wäre Herr Strebemann nicht eben Herr Strebemann, so hätte er, Arm in Arm mit Hergt wandelnd, dem zappelnden Zukunftskollegen schon vor Wochen ankündigen können, daß dieser Wink kommen und daß man ihn beachten müsse. Aber die deutsche Pfiffigkeit versuchte es vorerst, nach zwei Seiten zu übertölpeln. Strebemann trieb in London europäische Politik und in Berlin pommersche Diplomatie. Wie beschämend. dieses Einschnappen auf Herriots Wink! Wann wird Deutschland dieser sächsischen Kniffe müde werden. Wann wird es Herrn Strebemann abwinken? Schließlich handelt es sich hier nicht um pfiffige Praktiken für den Flaschenbierhandel; sondern um Deutschlands Reputation vor der ganzen Welt.

Wie konnte Herr Stresemann, der gute, sanfte, weltversöhnliche Stresemann überhaupt dazu kommen, die Dummheit dieser Kriegsschulddebatte mitzumachen, von der doch sogar im Moniteur Stinnes zu lesen ist:

„Der deutsche Widerruf hat bei den fremden Völkern nicht das geringste Echo gefunden... Die deutsche Aufklärungsarbeit über die Kriegsschuldfrage hat in Deutschland die Massen geweckt und die Kenntnis der wichtigsten Vorgänge vertieft, im Auslande hat sie die Massen nicht erreicht. Der hingebende Eifer des „Arbeitsausschusses deutscher Verbände“, die vielen ausgezeichneten amtlichen und privaten Veröffentlichungen, sie haben im günstigsten Falle in die Schreibstuben einzelner fremder Gelehrter Eingang gefunden.“ Wie konnte Herr Stresemann wichtige Interessen der deutschen Gesamtheit aufs Spiel setzen, um den Interessen eines ganz kleinen deutschen Klüngels zu dienen, — denn in Wirklichkeit handelt es sich in dieser ganzen Frage ja nicht um Schuld oder Unschuld des deutschen Volkes, sondern nur um Schuld oder Unschuld des Monarchen und seiner Nächsten? Die Antwort ist aus folgendem Gespräch mit Herrn Dr. Stresemann zu entnehmen:

Auf meine Frage antwortend, sagte Dr. Stresemann:
„Ja, ich bin Monarchist, aber die Zeit ist noch nicht reif!“
„Und Ihr Kandidat?“ inquirierte ich. „Der Kaiser?“
„Oh nein.“
„Der Kronprinz?“
Die Antwort war ein rätselhaftes Lächeln.

„Aber . . .“ wollte ich zu erwidern beginnen. Ehe ich indessen noch fortfahren konnte, unterbrach er mich:

„Oh, ich weiß, was Sie, wie alle Engländer, von ihm denken. Aber glauben Sie mir, Sie unterschätzen ihn ungeheuer (vastly underrate him). Jedermann begeht Jugendtorheiten; aber haben Sie je darüber nachgedacht, welche Meinung die Welt von Friedrich dem Großen gehabt hätte, wenn er noch als Kronprinz in Rheinsberg gestorben wäre?“

So zu lesen in einem soeben (bei Small, Maynard & Co., Boston) erschienenen Buch des Brigadegenerals J. H. Morgan, früherem Generaladjutanten der Interalliierten Kontrollkommission für Deutschland. Herrn Stresemanns Rolle sowohl in der Kriegsschuldfrage als auch in früheren Angelegenheiten, — zum Beispiel in der Frage der Kronprinzenrückkehr, — wird verständlicher, wenn man dies Bekenntnis (dies sicher höchst kluge Bekenntnis) gelesen hat und wenn man den Außenminister der deutschen Republik hinfort als feurigen Anhänger der Kronprinzen-Restauration betrachten darf.

Die weiblichen deutschnationalen Abgeordneten lassen mit besonderer Betonung verkünden, keine von ihnen habe für die Dawes-Gesetze im Reichstag gestimmt, einmütig seien sie bei dem Nein geblieben. Was nicht erst zu beweisen war. Hier im Tage-Buch ist wiederholt festgestellt worden, daß die deutschen Frauen, mangels inneren Interesses, mangels sachlicher Befähigung unfähig zur Politik sind. Der Einfachheit halber sind sie unentwegt. Ruth Fischer oder Käthe Schirmacher. Immer nur starre Statistinnen, rechts oder links. Man kann auch nicht sagen, daß das „Nein“ dieser Frauen eigentlich „vielleicht“ bedeute und ihr „vielleicht“ eigentlich „Ja“. Denn die fürchterlichen Kariathyden des Reichstags stehen außerhalb der der heiteren Gesetze der Psychologie des Weibes.



*Eine deutschnationale Abgeordnete*

Man muß immer richtig reagieren. Während in Genf die Staatsmänner der Entente die neue Friedensära proklamieren, nun was macht man in Deutschland? Man macht Reichswehr- und Flottenmanöver. Denn wenn unsere Wehrmacht auch nach oben hin limitiert ist, so müssen wir doch demonstrieren, daß uns keiner an den Wagen fahren kann. Zu diesem Zweck veran-

staltete man eine große Schlußparade bei Strausberg, zu diesem Zweck ließ man Einlaßkarten durch eine Konzertdirektion vertreiben. So sehr es unserer Reichswehr zu gönnen ist, daß sie mal an die Luft kommt, so sehr ist es den Herren vom Auswärtigen Amt zu verübeln, daß sie dem Reichswehrministerium nicht nahegelegt haben, für die Vorführung einen geeigneteren Zeitpunkt zu wählen. Herr v. Seeckt ist Soldat, ihn trifft kein Vorwurf. Aber Herr Geßler dürfte doch noch nicht so weit militarisiert sein, um nicht noch einigen Sinn für die Gedankengänge schlichter Zivilisten behalten zu haben. Ein seltsamer Zufall will es, daß am gleichen Tage in London der General Sir Jan Hamilton in einer Rede einen Friedensgruß an die Soldaten aller Länder sandte. Dieser alte General nannte den Krieg einen rasenden Mörder, ihn zu bändigen, müßten die Soldaten den Zivilisten voraus sein. Bei uns ist man Gott sei Dank nicht so larmoyant. Hier hat man noch Sinn für männliche Tugenden. Nur schade, daß der Sinn für außenpolitischen Takt dadurch etwas in den Schatten gerückt wird.



**Seeckt**

Der Herbst ist da, der Kunstbetrieb in den großen Städten geht wieder los. Es gibt in dem wirklichkeitsblinden Deutschland noch immer drollige Phantasten, die verlangen, erwarten und dafür kämpfen, daß die Theater Kunststätten seien. Diese kindlichen Gemüter unterscheiden zwischen Kunst- und Geschäftstheatern. Die einen, die Kunsttheater, sollen durch unerbittliche Kritik gefördert, die andern, die Geschäftstheater, höchstens durch Aufnahme von Inseraten beachtet werden. In Berlin gar kämpfen die himmelblauen Spezialisten einen grimmigen Kampf gegen die Geschäftstheaterleiter, so sich unter dem Sammelnamen „Die Rotter“ eingenistet haben. Sie beschwören den Schatten des edeln Otto Brahm aus dem Grabe und rennen gegen die Unholde an, die bloß auf gute Kassenrapporte sehen. Die ahnungslosen Engel. Hat es Sinn und Nutzen, ihnen das ABC der Zusammenhänge zwischen Volkswirtschaft und Kunst vorzuführen? Es hat immer nur zweierlei Theater gegeben, nämlich Geschäftstheater und subventionierte Theater. Diese Subventionen, durch welche ausnahmsweise künstlerisch geführte Schaubühnen möglich waren, wurden ehedem von Fürsten bezahlt, später von Frau Dr. Löwenstein. (Hieß nicht so die langjährige

Mäzenin Reinhardts?) Nun ist Deutschland verarmt, es gibt keine fürstlichen Mäzene mehr und keine Frau Dr. Löwenstein. Der Staat kann höchstens für ein, zwei Bühnen Zuschüsse leisten, die Städte, halb passiv, müssen sparen. Was Wunder, daß es nur mehr Geschäftstheater gibt? Unter diesen Geschäftstheatern sind die Volksbühnen, welche theatralische Konsumvereine darstellen, die saubersten, aber, unter uns gesagt, auch die langweiligsten. Nun ließen sich ja auch mit Kunstwerken Geschäfte machen? Aber diese Konjunktur ist abhängig vom Wohlstand des gebildeten Bürgertums. Gerade die feinsten Schichten der deutschen Bourgeoisie sind aber durch Krieg, Inflation und durch die Stinnesse vollkommen ausgeplündert. Der Landgerichtsrat, der Gymnasiallehrer, der Ingenieur ist nicht mehr imstande, regelmäßig das Theater zu besuchen. So muß sich das Niveau der Theater nach denen richten, die noch zahlen können. Das bedeutet allenthalben Aufblühen der Rotter, Saltenburg und James Klein. Es bedeutet schlimmste Don Quichoterie, gegen diese ökonomischen Voraussetzungen des Kunstbetriebes anrennen zu wollen. Das deutsche Theater wird noch zwanzig Jahre verrottert sein. So lange wird es zum mindesten dauern, bis ein neues Bürgertum ersteht. Wenn es ersteht . . .

Will man wissen, warum München die dümmste Stadt Deutschlands ist, warum Bayern die tölpelhafteste und brutalste Politik treibt, so muß man die Ziffern über Bayerns Bierkonsum nachlesen. In Bayern kommt auf den Einzelnen durchschnittlich ein Jahreskonsum von 225 Liter Bier. Bedenkt man, daß bei dieser Rechnung alle Kinder, Kranke, Greise, Frauen mitgerechnet werden, so darf man getrost annehmen, daß auf den bayerischen Mann mindestens das doppelte Saufquantum fällt, d. i. etwa 500 Liter Bier im Jahr. Das schlägt sich natürlich aufs Gehirn. Die Hitlerei, die Kahrbeständigkeit, die Haßrichter, die „Münchener Neuesten Nachrichten" — das alles ist durch diese 500 Liter Bier sehr einfach zu erklären.

---

SPRUCHWEISHEIT ZUR KRIEGSSCHULD-AFFÄRE:

Wenn über eine böse Sache
mal endlich Gras gewachsen ist,
kommt sicher ein Kamel gelaufen,
das alles wieder runter frißt.

## THEODOR LEIPART ZUR NEUEN POLITIK DER ERFÜLLUNG

Der Vorsitzende der freien Gewerkschaften sendet uns folgende Antworten auf wichtige Fragen, die wir ihm, wie einer Reihe anderer Politiker und Wirtschaftsführer, vorgelegt haben.

*Ist es richtig, daß der Dawes-Plan einen Teil der Jahressummen in bezug auf ihre letzte Quelle vollkommen indeterminiert läßt, nämlich die Gesamtheit aller vom Reiche direkt zu zahlenden Beträge? Ist es richtig, daß diese Beträge nach freiem deutschen Gutdünken auf die einzelnen Schichten der Bevölkerung umgelegt werden können? Besteht akute Gefahr dafür, daß sie in ungerechter oder schädlicher Weise auf die verschiedenen Klassen und Schichten Deutschlands umgelegt werden? Ist es wahrscheinlich, daß die Frage der Leistungsverteilung nach endgültiger Annahme des Sachverständigen-Gutachtens zu einem der wesentlichsten Konfliktstoffe der inneren Politik werden wird?*

Ueber das soziale Problem der Verteilung der Lasten auf die einzelnen Schichten des deutschen Volkes haben sich die Verfechter des Dawes-Gutachtens wenig Gedanken gemacht.

Noch das 30-Milliarden-Angebot der Regierung Cuno im Sommer 1923 plante eine Belastung von Eisenbahn, Verbrauch und Berufsständen (Industrie, Handel, Landwirtschaft) mit je einem Drittel. Das Gutachten dagegen hält sich zunächst mit einer vollen Hälfte seiner 2½-Milliardenforderung direkt an den Verbraucher; es legt dann weitere zwei Fünftel auf den Eisenbahntransport, das heißt mittelbar zum Teil zwar auf die Produktionskosten, zum Teil aber ebenfalls auf Konsum und Lebenshaltung; und es legt nur ein Achtel auf die Industrie. Das nämlich ist der Inhalt der unmittelbaren Lastenverteilung durch den Dawes-Plan, der sich bekanntlich nur an drei Quellen hält:

1. an die Reichsfinanzverwaltung (1¼ Milliarden aus Zöllen und Verbrauchssteuern, nebst 290 Millionen aus der Beförderungssteuer),
2. an die Eisenbahn (660 Millionen als Verzinsung der Obligationen),
3. an die Industrie (300 Millionen, ebenfalls als Obligationsverzinsung.

Dieser Generalverteilung gegenüber hat es relativ wenig zu bedeuten, daß in unverbindlicher Form auch Ratschläge darüber erteilt sind, wie neben der Industrie auch Handel und Landwirtschaft erfaßt und welche anderen Einnahmequellen zum Ausgleich für die beschlagnahmten Verbrauchssteuern erschlossen werden könnten. Unter den Anregungen, die der Plan in dieser Hinsicht enthält, findet sich zudem neben Richtigem in bunter Reihe auch viel Halbrichtiges und gänzlich Unrichtiges.

So ist Deutschlands Parlament und Regierung, wenn sie wirklich den sozialen, inneren Ausgleich für die außerordentlich unsozial verteilte Dawes-Last schaffen wollen, vor die schwere Aufgabe gestellt, den Haushalt des Reiches ganz neu aufzubauen, unter schärf-

ster Ausnützung aller verfügbaren und noch erfindlichen Möglichkeiten der Besteuerung und Belastung. Der Findigkeit der deutschen Finanzgesetzgebung ist in formeller Hinsicht kaum eine Grenze gesetzt.

Den Sachverständigen konnte nicht zweifelhaft sein, daß dieser Ausgleich, der in Wirtschaft und Staatsfinanzen für die von ihnen einseitig beschlagnahmten Werte und Einnahmequellen vorgenommen werden muß, nicht ohne schwere innere Kämpfe vor sich gehen wird. Sie überlassen die Sorge um die Regelung dieser Fragen aber den Deutschen und ihrer Regierung, was nach der Natur ihrer Aufgabe durchaus verständlich ist. Nichtsdestoweniger muß hervorgehoben werden, daß der Zugriff der Gutachter auf deutsche Erwerbsquellen mit weniger sozialer Rücksicht erfolgte, als — auch ohne eine besondere Vertiefung in die sozialen oder innerpolitischen Probleme — hätte geschehen können. Die Gutachter belasten die deutsche Industrie kaum schwerer als es die gewiß nicht des Steuerradikalismus verdächtige Regierung Cuno plante. Handel und Landwirtschaft werden überhaupt nicht unmittelbar herangezogen; dagegen wird der Verkehr mit 7, der Verbrauch sogar mit 17 Prozent der Gesamtzahlungen mehr belastet als im Cuno-Angebot. Zieht man hierbei in Betracht, daß nach überwiegender Ansicht der verschiedensten deutschen Wirtschaftsgruppen einschließlich der Arbeiter wie auch nach der Meinung der Gutachter selbst die Umsatzsteuer (die mit 1,4 Milliarden im jetzigen Voranschlag den Grundpfeiler des gesamten, 4,1 Milliarden betragenden Steueraufkommens darstellt) in einer Weise reformiert werden soll, die ihren Ertrag wahrscheinlich bedeutend kürzen wird, so läßt sich annähernd ermessen, wie grundlegend die Umgestaltung sowohl der indirekten wie schließlich auch der direkten Besteuerung nach Inkrafttreten des Dawes-Planes sein muß.

Daß das Objekt dieses steuerpolitischen Kampfes gerade den Löwenanteil des Dawes-Planes ausmacht (1250 plus 290 Millionen), ist hinsichtlich des künftigen Ganges der deutschen inneren Politik eines der Hauptbedenken. Man braucht sich — trotz des Schweigens der Gutachter über diesen Punkt — nicht darüber zu täuschen, daß auch Belastungen in anderer Form die Tendenz haben werden, sich über eine möglichst große Zahl von Belasteten auszubreiten; doch kann diese Art der Verteilung unter Umständen organischer vor sich gehen, als wenn sie das Ergebnis einer zufälligen Parlamentsmehrheit ist.

Aus dem Gesagten wurde von mancher Seite bereits der Schluß gezogen, daß gerade die Arbeiterschaft allen Grund gehabt hätte, einen solchen Modus der Reparationszahlungen abzulehnen, — einen Modus, der in seiner Wirkung auf die innere und soziale Politik unseres Landes weitaus unsozialer ist, als die Pläne einer früheren bürgerlichen Regierung, die gewiß nicht nach ihrem Sinne waren. Bei dieser Argumentation wird nur der entscheidende Um-

stand übersehen, daß die Arbeiter — und insbesonders die Arbeiter des besetzten Gebietes — auch Mitträger der viel schwereren Erfüllungspolitik des Micum-Systems waren, das hart genug war, um selbst den Industriellen — zum ersten Male in der Geschichte des Reparationskriegs! — eine so ganz offene Zustimmung zu einem vom Ausland kommenden Zahlungsplan abzuringen. Bei den Arbeitern liegt der Fall nur insofern anders, als sie dazu noch die Leidtragenden in der Periode der Nichterfüllung, im Ruhrkriege, waren, in einem Umfange, wie es von den Industriellen gewiß nicht behauptet werden kann.

*Bestehen Möglichkeiten dafür, daß sogar die anscheinend determinierten Summen von ihren vermeintlichen Trägern ganz oder großenteils auf andere Klassen und Schichten abgewälzt werden können? Sind sie voraussichtlich überhaupt nur durch solche Abwälzung tragbar, oder wäre solche Abwälzung gleichbedeutend mit einer weiteren, an sich vermeidbaren sozialen und ökonomischen Gleichgewichtsstörung?*

Was die nichtfiskalischen Lasten der Industrie und der zu gründenden Eisenbahngesellschaft betrifft, so wird zumindest von der Industrie nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu erwarten sein, daß sie die ihr zugedachte Bürde ohne kräftige Versuche auf sich nehmen wird, ihre Arbeiter, und, soweit wie möglich, die Konsumenten des Inlandes zu ihren Mitträgern zu machen.

Der Erfolg wird nach der zeitlich und örtlich verschiedenen Widerstandskraft der Opponenten verschieden sein. Manchen Industriezweigen, namentlich der kartellierten und syndizierten industriellen Urproduktion, mag es gelingen, auch den Verbrauch zur teilweisen Kostentragung heranzuziehen. Erschwert auch künftig eine große industrielle Reservearmee den Abwehrkampf, so ist zu befürchten, daß die Industriearbeiterschaft außer dem erhöhten Anteil an den erhöhten Steuern, die auf den Volksmassen lasten, auch noch die besondere Last der Verpflichtungen der Industrie in weitem Umfang wird tragen müssen. Wie weit aber eine solche industrielle Reservearmee auch in der Wirtschaftsperiode der künftigen Erfüllungspolitik weiter bestehen wird, hängt allzusehr von den Reparationsgläubigern und den Amerikanern ab.

Dabei muß wiederum in Erwägung gezogen werden, daß die angelsächsischen Länder an der deutschen Wirtschaft von den widersprechenden Gesichtspunkten des Absatzes und der Konkurrenz aus interessiert sind. Wo der Schnittpunkt dieser Interessen jeweils liegen wird, kann heute niemand voraussagen. Als bedenklich stimmendes Zeichen mag nur angedeutet werden, in welchem Ausmaß in den Vereinigten Staaten die Eigenproduktion an industriellen Rohstoffen, insbesondere an Kohle und Eisen, in den Jahren nach dem Kriege angewachsen ist. Geht die Entwicklung der Industrie der Vereinigten Staaten in Richtung und Tempo so weiter, so wird die Gefahr akut, daß sich die Aufnahmefähigkeit des

Weltmarktes für deutschen Export stark verringert. Dann wird auch in Amerika das Konkurrenteninteresse dahin neigen, dem Lieferanteninteresse die Wage zu halten, während in England das Konkourrenteninteresse schon jetzt das Lieferanteninteresse entschieden überwiegt.

Daß der Wunsch und die Absicht, der deutschen Exportindustrie ihren Wirkungskreis abzuzirkeln und ihre Bedingungen vorzuzeichnen, auch in mächtigen Kreisen des französischen Kapitals besteht, geht aus den Aeußerungen Poincarés in der Londoner „Daily Mail“ deutlich genug hervor, und so entstand die paradoxe Lage, daß das Gläubigerinteresse mit dem Konkurrenteninteresse in jenen Widerspruch geriet, aus dem allein eine Reihe von Vorschriften im Dawes-Plan zu erklären sind. Dazu gehört hauptsächlich die Bestimmung über die Befugnis des Agenten, angesammelte Mark-Reparationsgelder von bestimmten Summen an in deutschen Unternehmungen zu investieren. Es ist immerhin möglich, daß damit dem bis ins einzelne (u. a. im „Temps“) entwickelten französischen Plane der „industriellen Beteiligung“ ein gewisses Zugeständnis gemacht oder vorsichtig der Weg gebahnt wurde.

*Sind die Summen, die von den vereinigten öffentlichen Körperschaften (Reich, Ländern und Gemeinden) gegenwärtig für eigene Zwecke (also für andere als Reparationszwecke) verausgabt worden, bereits so äußerst knapp bemessen, daß weitere Abstriche daran nicht mehr tunlich sind? Oder sind Abstriche noch möglich und in welcher ungefähren Höhe?*

Ob an Einzelheiten auf der Ausgabeseite des jetzigen Reichshaushaltsplanes noch gespart werden kann, mag der Steuerfachmann entscheiden. Daß ins Gewicht fallende Summen dabei erzielt würden, darf man bezweifeln. Sicherlich unrichtig ist es, den Nominalbetrag des jetzigen Ausgabeetats dem von 1913 einfach gegenüberzustellen, mit der Prämisse: Goldmark gleich Goldmark. Setzt man aber den Vorkriegswert der jetzigen Etatsummen, auf Grund eines Goldindex oder Großhandelsindex ermittelt, in Rechnung, so liegen diese Ziffern so nahe bei denen der Vorkriegszeit, daß Ersparnisse, — deren Möglichkeit und Erwünschtheit keineswegs bestritten werden soll — höchstwahrscheinlich keine Summe ergeben, durch deren Erübrigung uns ein wesentlicher Teil der Zahlungslast abgenommen wird.

*Welche Aenderungen im gegenwärtigen Steuer- und Abgabensystem sind zu empfehlen, um die notwendige Gesamtsumme von äußerst reduzierten eigenen Ausgaben plus Reparationslast des Budgets am gerechtesten und wenigst schädlichsten aufzubringen? Sind, entsprechend den Industrie-Obligationen, kapitalisierte Sonderbelastungen auch einzelner anderer Berufsstände zu empfehlen? Welche Fehler und Gefahren in bezug auf die richtige und gerechte Budgedform, so wie sie sich zur Durchführung des Dawes-Gutachtens als notwendig ergibt, sind ganz besonders zu vermeiden? Welche sonstigen Maßnahmen sind zu ergreifen oder welche sonstigen Fehler zu verhindern, um dahin zu ge-*

*langen, daß die Umlage der Gesamtlast auf die einzelnen Wirtschaftsschichten so gerecht und wenig schädlich wie nur irgend möglich erfolgt?*

Von der fiskalischen Seite her bleibt also im wesentlichen nur der Einnahmeetat, der Mehrbeträge für den Ausgleich der Kontributionen erhoffen läßt. Erste Vorbedingung hierfür ist natürlich die restlose Wiederherstellung der Zoll- und Steuerhoheit des Reiches in den besetzten Gebieten. Aber auch dann wird gar manches, was zur Aufbringung der dem Reiche fehlenden Milliardensumme steuer- und gesetztechnisch unternommen werden muß, Experiment sein, und hier ist vielleicht der Punkt, wo einiges über die steuerlichen Ratschläge der Gutachter gesagt werden mag.

Mit ihrer Empfehlung, die Umsatzsteuer herabzusetzen, sind, soweit man heute sehen kann, auch weite Kreise der deutschen Wirtschaft einverstanden. Diese größte Reichssteuer, aus der ein volles Drittel aller Steuereinnahmen des Reiches entspringt, ist nach der Meinung verschiedener steuerlicher Sachverständiger in Aufbau und Wirkung reichlich roh.

Des weiteren sind die Gutachter der Meinung, daß künftig an der Erwerbslosenunterstützung gespart werden könne. Daß sie bei diesem Urteil nicht von der Höhe der Unterstützungssätze ausgegangen sind, sondern von der Annahme, die Zahl der Erwerbslosen müsse sich in absehbarer Zeit beträchtlich vermindern, ist anzunehmen. Hiermit nehmen die Sachverständigen aber ein Urteil vorweg, dessen Richtigkeit erst in Zukunft bestätigt oder widerlegt werden wird und dessen Voraussetzungen, wie schon gezeigt, mehr in der Hand des Auslandes als in unserer eigenen liegen.

Ihrem Vorschlag, die hohen Einkommen mit einer Sondersteuer heranzuziehen, kann vom sozialen Standpunkt gewiß zugestimmt werden, und wenn die Kenner unseres Steuerwesens recht haben, so soll eine solche Besteuerung, wenn bei Einkommen von 20 000 M. angefangen wird, 100 Millionen jährlich erbringen.

Auch der gleichfalls empfohlenen verschärften Erbschaftsbesteuerung wird von Fachmännern ein Ertrag bis zu einer Viertelmilliarde prophezeit.

Daß man der Inflationsgewinne auf eine gerechte und fruchtbringende Art habhaft werden könne, wird von mancher Seite in Abrede gestellt und dafür einer entsprechenden Vermögenszuwachssteuer unter Zugrundelegung des Vermögensstandes von 1913 das Wort geredet.

Die Kraftfahrzeugsteuer, auf die die Sachverständigen auch hinweisen, ist wahrscheinlich noch ausbaufähig. Sie steht im jetzigen Haushaltvoranschlag mit 50 Millionen Jahresergebnis.

Die durch das Gutachten selbst nicht belasteten Teile von Handel und Gewerbe sind inzwischen, mit Ausnahme der Landwirtschaft, von einem Betriebskapital von 20 000 Mark an durch die deutsche Ausführungsgesetzgebung herangezogen worden. Damit

wurde der Kreis der Träger dieser Sonderbelastung bedeutend weitergezogen als im Gutachten, das nur die rein industriellen Betriebe, und zwar erst von 50 000 Mark Betriebskapital an, für die Belastung vorsieht.

Bei der generellen Bemerkung im Gutachten, daß die indirekten Steuern in Deutschland ungewöhnlich niedrig erscheinen, haben die Sachverständigen offenbar den Maßstab der angelsächsischen Länder angelegt. Die bloße Erwägung aber, daß man in England nach einer Rechnung des Völkerbundes weit mehr als das doppelte dessen an Einkommen auf den Kopf der Bevölkerung annimmt, was für Deutschland günstigstenfalls geschätzt werden kann, zeigt den geringen Spielraum, der für die ertragreichsten unter den indirekten Steuern noch übrig bleibt. Der Vergleich der Arbeitslosenziffern mit dem Ergebnis der Umsatzsteuer in den einzelnen Monaten des Jahres 1924 ist in diesem Zusammenhange außerordentlich lehrreich. Die beiden Zahlenreihen steigen und fallen jeweils im umgekehrten Verhältnis.

Die letzte Betrachtung zeigt am allerdeutlichsten, wie alle steuerpolitischen Fragen, wo man sie auch anfassen mag, immer wieder zurückführen auf die beiden Kardinalfragen aller Zahlungs- und Leistungsfähigkeit der Nation: die Frage des Produktionsüberschusses der Wirtschaft und der Aufnahmefähigkeit des Auslandes. Nicht als ob der Produktionsüberschuß irgend wie gemessen werden könnte am Ausfuhrüberschuß. Ein Ausfuhrüberschuß kann auch ohne tatsächlichen Produktionsüberschuß zustande kommen, durch Entbehrung oder einen durch Not erzwungenen Unterkonsum im Innern, aber auch durch Ausfuhr von Waren, die mit unterentlohnter Arbeitskraft hergestellt wurden. In beiden Fällen ist es im letzten Ende nicht so sehr die sichtbare Ware, die wir exportieren und deren Gegenwert wir einnehmen, sondern es ist in der Tat ein Export an lebendiger Volkskraft und Volksgesundheit, und dies ist — von allen anderen Bedenken abgesehen, im rein volkswirtschaftlichen Sinne ebensowohl eine Verschleuderung produktiver Substanz, wie der Verkauf von Anlagen oder Grundstücken der eigenen Volkswirtschaft. Dennoch gibt es in Deutschland Leute, die der Meinung sind, daß nur auf diese Weise eine Politik der Erfüllung überhaupt möglich sei. Sie mögen in ihrer Auffassung bestärkt werden dadurch, daß es uns anderen nicht möglich ist, den exakten Beweis dafür zu führen, bis zu welchem Punkte, ohne Raubbau an der Gesundheit und am Kulturstande der Massen des arbeitenden Volkes, Erfüllungspolitik dadurch ermöglicht werden kann, daß die Produktion rationalisiert, daß auf ungerechtfertigt hohe Gewinne einzelner Unternehmungen am Arbeitsprodukt verzichtet, daß auch die Arbeitslosen planvoll in den Prozeß der Erfüllungswirtschaft eingegliedert werden usw. Mag auch hier eingewendet werden, daß der Schein trügt und alles auf diesem Wege Herauszuschlagende auf der Kontributionswage nicht schwer wiegt,

so muß leider doch gesagt werden, daß die mächtigen Faktoren der Industrie bis zum Ruhrkriege auch den Versuch unterlassen haben, unter dem Drucke des nationalen Unglücks den von ihnen tragbaren Teil jener Last auf sich zu nehmen, die die Kräfte des Staates und der Volksmassen gleicherweise erschöpfte.

***Welche politische Kräftegruppierung kommt für die praktische Durchsetzung dieser Forderungen möglicherweise in Betracht, und was kann zur Aufklärung der öffentlichen Meinung in dieser Richtung getan werden?***

Die Liquidation des Ruhrkrieges durch das Diktat der Micum-Kontributionen hat die deutsche Innenpolitik, soweit sie sich auf die Reparationsfrage bezieht, in ein neues Stadium gerückt. Die Zeit ist vorüber, in der ausschlaggebende Teile unseres Volkes ihre Haltung zur Reparationsfrage von der Auffassung bestimmen ließen, daß es nur auf eine geschlossene Abwehrfront nach außen ankomme, um eine Politik der Nichterfüllung durchzusetzen. In seiner großen Mehrheit anerkennt heute das deutsche Volk die harte Notwendigkeit des Erfüllungsversuches.

Damit wird die innerpolitische Kampffront von dem grundsätzlichen Streit um die Richtung der Reparationspolitik entlastet und es bleibt als einziges Ziel, Deutschland auf die schnellste und erträglichste Weise von den Lasten der Kontribution zu befreien.

Der Dawes-Plan, der anscheinend Deutschlands Verpflichtungen sehr klar abgrenzt, hat imponderable Posten in seiner Rechnung stehen, um die der Kampf entbrennen wird. Die ziemlich deklamatorische Ankündigung des Gutachtens, die Lebenshaltung des deutschen Volkes dürfe nicht unter diejenige anderer Kulturvölker herabsinken, garantiert uns faktisch weder einen entsprechenden Lohn- und Gehaltsstandard, noch die gesetzliche Höchstarbeitszeit. In der Praxis setzen die Gutachter sogar den Umstand, daß der deutsche Eisenbahner geringer besoldet ist als sein englischer und amerikanischer Kollege, als festen Faktor in ihre Rechnung. Dies sind Angelpunkte unserer künftigen Reparationspolitik nach außen.

Die Stellung unseres Volkes hierzu muß eine einheitliche sein. Das kann sie aber nur, wenn zunächst alle Teile der Nation in wirklichem Opfersinn — der allein das Recht gibt, sich national zu nennen — ihr Mögliches dazu beitragen, sich der Reparationslast zu entledigen. Nur wenn dies geschieht und wenn die Arbeiterschaft endlich das Bewußtsein erlangt, mit ihren Opfern zur Befreiung der Nation nicht ein vergebliches Werk zu unternehmen, das von anderen Schichten in egoistischer Verkennung unserer Lage zu verhindern gesucht wird, kann sich auch nach außen die feste und einheitliche Politik durchsetzen, die dringend nötig ist im Kampf um die Regelung der zahlreichen Streitfragen aus dem Dawesplan, die nicht zuletzt soziale Fragen sind

CARL v. OSSIETZKY

# SCHUTZ DER REPUBLIK — DIE GROSSE MODE

Es hat sich in diesen letzten Monaten in Deutschland etwas geändert. Es sind Leute sichtbar geworden, die die Republik verteidigen wollen. Sie haben eine Organisation geschaffen, die heute schon das ganze Land umfaßt. Hörsings Gründung, das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, hat überraschend schnell Epoche gemacht. Eine nützliche und notwendige Gründung. Der Staat vermag sich nicht zu schützen, blamiert sich in Kompromissen mit der Reaktion. Es war Pflicht der Bürger einzugreifen. Etwas spät kam die Erkenntnis zwar, aber immerhin. . . .

Das Reichsbanner hat den Camelots der Rechtsparteien die Straße streitig gemacht und die Farben der Republik öffentlich gezeigt, den Deutschen Tagen Republikanische Tage entgegengestellt. Das ist für unsere Verhältnisse allerhand. Aber das Reichsbanner zeigt auch die bedenkliche Tendenz, es dabei bewenden zu lassen. Und hier hat die Kritik einzusetzen. Wer aus der Geschichte von fünf Jahren gelernt hat, weiß es, daß nicht die Völkischen, die Monarchisten die eigentliche Gefahr bilden, sondern die Inhaltlosigkeit und Ideenlosigkeit des Begriffes deutsche Republik, und daß es niemandem gelingen will, diesen Begriff lebendig zu machen. Schutz der Republik ist gut. Besser, darüber ins Reine zu kommen, was an dieser Republik schützenswert und was nicht zu halten ist. Diese Frage umgeht das Reichsbanner, richtiger noch: es hat wahrscheinlich noch gar nicht erkannt, daß eine solche Frage überhaupt besteht.

Unsere Republik ist noch kein Gegenstand des Massenbewußtseins, sondern eine Verfassungsurkunde und ein Amtsbetrieb. Wenn das Volk die Republik sehen will, führt man ihm die Wilhelmstraße vor. Und wundert sich, wenn es ziemlich begossen nach Hause geht. Nichts ist da, was die Herzen schneller schlagen ließe. Um diesen Staat ohne Idee und mit ewig schlechtem Gewissen gruppieren sich ein paar sogenannte Verfassungsparteien, gleichfalls ohne Idee und mit nicht besserem Gewissen, nicht geführt, sondern verwaltet. Verwaltet von einer Bureaukratenkaste, die verantwortlich ist für die innen- und außenpolitische Misere der letzten Jahre und die alles frische Leben mit kalter Hand erstickt. Wenn das Reichsbanner nicht aus sich heraus die Idee findet, die mitreißende Idee, und der Jugend nicht endlich die Tore aufstößt, dann wird es nicht zu einer Avantgarde der Republik, sondern zu einer Knüppelgarde der Bonzokratien, und deren Privileg wird in erster Linie geschützt und nicht die Republik.

Das Reichsbanner verfügt über ein Bundesorgan. Dieses Organ ist beschämend sehenswert. Da ist neben Aufsätzen längst abgestempelter, zum Teil überfälliger Persönlichkeiten ein Ver-

zeichnis von Artikeln der Magdeburger Einkaufszentrale, von der Einheitswindjacke angefangen bis zu „Plakate, Eichenlaubrand, mit Adler, Text: ‚Frei Heil‘, ‚Hoch die Republik‘, ‚Herzlich willkommen‘. Eine Rubrik führt den Titel: „Granatsplitter“, eine andere: „In der Kantine“. Das ist, liebe Kameraden, wie er leibt und lebt der Stil der mit Recht gelästerten alten Armeezeitungen. Kommt ihr wirklich nicht über eine so klägliche Kopie hinaus? Habt ihr denn eine so unbezwingliche Sehnsucht nach Eichenlaub und Adlern, und muß man sich in der Republik wie in der Kantine fühlen?

Es droht ein großer Aufwand kleinlich vertan zu werden. Die unverkalkten Elemente der Linksparteien brauchten ein Betätigungsfeld. Ihre Aktivität war in der Tat nahe daran, sich an den Gittern des Parteikerkers zu vergreifen. Also mußte abgebogen, mußte ein bißchen Camouflage getrieben werden. So gab man ihnen ein eigenes Revier aber grenzte es fürsorglich ab. Und machte aus einer Sache, die eine Sache des Geistes hätte sein müssen, eine Mützen- und Uniformangelegenheit, eine unverfälschte Kriegervereinsangelegenheit mithin. So leitete man die Parteirebellion in erlaubte Kanäle ab, und anstatt den neuen republikanischen Typ zu bilden, lackierte man den alten Unteroffizierstyp mit neuen Farben. Und aus einer breiten, hoffnungsvollen Bewegung ist eine Mode geworden, keine Gesinnung, eine Mode, diesmal zur Abwechslung: Schutz der Republik!, launenhaft, flexibel wie alle Moden.

Und der Effekt? Reichsbanner zelebriert Verfassungsfeiern, Reichsbanner macht Stechschritt, Reichsbanner drapiert Potsdam schwarzrotgold, Reichsbanner prügelt sich mit Kommunisten, — und Fechenbach sitzt im Zuchthaus. Das ist der Humor davon. Wenn aber das Reichsbanner so viele entschlossene Kerle hätte wie der Kapitän Ehrhardt unter seinen Leuten, so säße Fechenbach heute nicht mehr im Zuchthaus. Französische Demokraten entrissen den spanischen Weltbruder, den sie nicht einmal von Angesicht kannten, den Klauen des Diktators. Der Gedanke an ein irgendwo in der Welt begangenes Unrecht ließ sie nicht schlafen. Die deutschen Demokraten und Sozialisten sind solider organisiert. Es ist gar nicht wahr, daß sie so knochenschwach sind wie man immer glaubt, sie haben nur ein so furchtbar dickes Fell. Außerdem sind sie gesetzes- und verfassungstreu. Jemanden aus dem Gefängnis holen, das hieße doch illegal vorgehen! Gott bewahre! Reichsbanner marschiert. Und Fechenbach sitzt im Zuchthaus.

Derweilen aber werden weiter Einheitswindjacken vertrieben und Militärbrotbeutel und Satinschärpen, einfache Ausführung, do. bessere Ausführung, gefüttert, do. Seidenmoiré, mit Goldfransen (siehe Bundesorgan). Frei Heil! Wer auf den ewigen Korporal im Deutschen spekuliert hat, der hat noch niemals falsch spekuliert.

Auch der Stahlhelm, auch die Bismarckbünde vertreiben Kokarden und Brotbeutel.

Zwischen Schwarzweißrot und Schwarzrotgold soll eine Welt liegen. Wirklich, wirklich?!

Variationen über ein deutsches Thema.

---

OTTO CORBACH

## WAS GEHT IN CHINA VOR?

Während die Völkerbundstagung in Genua auf das inbrünstigste den „ewigen Frieden“ heraufzubeschwören suchte, ging im Fernen Osten der Vorhang vor einem chinesischen Bürgerkriege auf, der vielleicht den Auftakt zu einem neuen Weltkriege bedeutet. Die weltpolitische Tragweite der Ereignisse, die sich auf dem ostasiatischen Schauplatze abzuspielen beginnen, läßt sich freilich nicht nach den verwirrenden Zeitungsmeldungen über die Vorgänge in und bei Schanghai, wo die „Heere“ der Provinzen Kiangsu und Tschekiang aufeinanderschlagen, ermessen; man muß sich schon von der allgemeinen politischen Lage in jener Weltgegend ein ungefähres Bild zu machen wissen. Ueber den furchtbaren Ernst dieser Lage gibt man sich in den ostasiatischen Fremdenniederlassungen, für die es sich unter Umständen um Sein oder Nichtsein handeln kann, schon seit langem keinen Täuschungen mehr hin. Die in Schanghai erscheinende Zeitschrift „The China Weekly Review“ brachte in ihrer Ausgabe vom 7. Juni d. J. Ausführungen eines „hervorragenden Fremden, der wegen seiner Stellung und seines „educational background“ die Lage in China besser verstehen sollte als die meisten Sterblichen und von dem wenigstens eine hervorragende fremde Regierung in großem Umfange für Informationen über China abhängt“. Diesem nicht genannten, hochgestellten „alten Ostasiaten“ war die Frage vorgelegt worden „What's the matter with China“ und er hatte u. a. geantwortet, sie sei äußerst ernst nicht nur vom Standpunkte Chinas, sondern auch vom Standpunkte der Mächte, da sich „jederzeit ein neuer Weltkrieg aus dieser Lage entwickeln könnte“. Die Vorgänge seit der Washingtoner Konferenz hätten die Entfaltung des Militarismus in China begünstigt, gerade das Gegenteil von dem, was Amerika und England wünschten. „Wenn diese gegenwärtige Tendenz nicht aufgehalten werden kann“, fuhr er fort, „so befindet sich China auf dem geraden Wege zur Entwicklung eines militärischen Systems, dergleichen die Welt noch nicht gesehen hat; denn keine Nation, Amerika und Rußland vielleicht ausgenommen, verfügt über solche Hilfsquellen an Menschenkräften und Kriegsmaterial wie China. Zuguterletzt werden die verschiedenen Armeen in eine verschmolzen, und dann wird China in der Lage sein, seine Streitigkeiten mit fremden Nationen auf seine eigene

Art und nach seinem Belieben zu lösen". Mit diesem Urteil vergleiche man, was der Pekinger Korrespondent der Londoner „Times" neulich am Schlusse seiner Berichte über Wahrnehmungen auf einer Reise nach Kanton schrieb: „Es ist dieser Militarismus, der China tötet — nicht der Militarismus, der Krieg über Europa brachte, sondern eine kleine Varietät von ihm, der den Mann mit einem Gewehr instandsetzt, einen ganzen Landstrich auszubeuten. Eine Million Lumperkerle („rapscallions") mit Waffen beherrschen die 400 Millionen Chinesen, und das schlimmste an der ganzen Lage ist, daß diese gewaltige Mehrheit in einer solchen Verfassung zu sein scheint, daß sie sich darunter duckt". Der Gewährsmann der „Times" nimmt in seinen Berichten Partei für die „Freiwilligen", die die Kantoner Großkaufmannschaft mit Unterstützung der Banken in Schanghai und Hongkong ausrüstet, um ihre Interessen gegen die im Dienste mehr oder weniger revolutionär gesinnter Militärgouverneure stehenden „Lumpenkerle mit Waffen" zu verteidigen; daher seine schlechte Meinung vom chinesischen Militarismus im allgemeinen. Umsomehr gibt aber sein Zugeständnis zu denken, daß „eine Million Lumpenkerle mit Waffen" gegenwärtig die Herren der Lage in China sind. Was das bedeutet, kann nur der würdigen, der in China gelebt hat und aus Erfahrung weiß, daß dem Chinesen an und für sich die Auflehnung gegen jede Art der Gewaltherrschaft im Blute steckt, gehört doch das Recht zum Aufstande gegen einen Tyrannen zum eisernen Bestande der konfutseanischen Sittenlehre. Nur im Einklang mit den breiten Massen der Bevölkerung konnten die chinesischen Militaristen die ausschlaggebende politische Macht gewinnen. Das bestätigt auch der Gewährsmann der „China Weekly Review". Er hebt hervor, daß sich die chinesischen Militaristen nach der Washingtoner Konferenz den fremden Mächten gegenüber auf den Standpunkt stellten: „Ihr habe eure Interessen in China großenteils mit Gewalt erlangt, und wir gehen dazu über, diese Interessen mit Gewalt zu beseitigen", um dann fortzufahren: „Indem sie diesem Programm gemäß handelten, fingen Chinas Militaristen an, die Verträge zu brechen und die fremden Rechte zu mißachten, und bei der Durchführung dieser Politik gelang es ihnen, die Wortführer der Bevölkerung, d. h. die einflußreichen studentischen Elemente auf ihre Seite zu bringen. Sie mißachteten auch ihre eigene Regierung, die die ganze Zeit hindurch versucht hat, freundschaftliche Beziehungen zu den Mächten zu unterhalten".

Auf diese Weise erklärt sich die jämmerliche Verfassung, in der sich die Zentralregierung in Peking heute befindet und die doch für die fremden Mächte, solange sie mit friedlichen Mitteln arbeiten, das einzige China vorstellt, das sie für die Erfüllung alter und neuer Verträge haftbar machen können, soweit sie nicht auf Grund jener Verträge noch — und das ist ja, wie das Beispiel der

von ihnen kontrollierten Seezollverwaltung beweist, in großem Umfange der Fall — über eigene gut funktionierende Exekutivorgane auf chinesischem Boden verfügen. Eine Sonderkommission für die Wiederherstellung der chinesischen Finanzen unter Leitung Dr. W. W. Yens hat kürzlich einen Bericht herausgegeben, wonach die Pekinger Regierung weniger als 6 Prozent von dem, was sie ausgeben muß, aus Steuern und Abgaben einnimmt. Nur 7 Prozent von dem, was in den Provinzen im Auftrage der Zentralregierung für ihre Zwecke an Steuern erhoben wird, findet seinen Weg nach Peking. Das übrige ziehen die Kassen der Militärgouverneure an sich. Was Wunder, daß die immer anleihebedürftige Pekinger Regierung in immer hoffnungslosere Schuldknechtschaft gegenüber ihren auswärtigen Gläubigern gerät. Inzwischen bewähren sich manche der Militärgouverneure als fortschrittliche, modern gesinnte Staatsmänner. Sie umgeben sich mit fremden technischen Beratern, lassen Kunststraßen bauen, industrielle Unternehmungen gründen und ahmen überhaupt unbewußt das frühkapitalistische Zeitalter Europas nach. Der Bevölkerung wird dadurch zugleich der beste Anschauungsunterricht darüber erteilt, wieviel schneller China ein modernes Wirtschaftsleben entfalten kann, wenn die Steuern in den Provinzen verbleiben, statt in das Danaidenfaß des Schuldendienstes der Pekinger Regierung zu fließen.

In unversöhnlichem Gegensatz zu diesen Bestrebungen provinzialer Diktatoren stehen natürlich die Handelsinteressen der fremden Mächte. Sie sind daran gewöhnt, daß mit Hilfe der Anleihetechnik des modernen Finanzkapitals jede Bahn, die in China gebaut, jedes Bergwerk, das dort neu angelegt, jedes industrielle Großunternehmen, das eröffnet wird, zu einer unerschöpflichen Quelle des Tributs wird, den das chinesische Volk seinen fremden Lehrmeistern entrichtet, und daß der ganze Warenaustausch über die Vertragshäfen sich so vollzieht, daß das Land mit allen modernen Massenartikeln, vor allem indischem Opium, überschwemmt wird, die in großem Umfange nur mit billigen Rohstoffen bezahlt werden können, weil die fremde Konkurrenz wohl die uralten chinesischen Hausindustrien überall vernichtet, aber den „freigesetzten“, proletarisierten Arbeitskräften keine Gelegenheit gibt, außerhalb der Vertragshäfen in modernen Betrieben Beschäftigung zu finden.

Aus dieser Sachlage erklärt sich ohne weiteres, warum die amerikanischen Handelskammern in China schon seit Monaten in einem fort das Staatsdepartement in Washington mit Resolutionen bestürmen, die einen Bruch mit der bisherigen Politik der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten Chinas fordern und keine Mittel scheuen, um die amerikanische Presse zugunsten einer gewaltsamen Intervention zu stimmen. Nach der in Japan erschei-

nenden Tageszeitung „Trans Pacific“ (Ausgabe vom 15. März 1924) schrieb der „Philadelphia Ledger“ schon vor einem halben Jahre: „Die militärischen Führer zweier chinesischer Provinzen mögen zu irgendeiner Zeit Krieg miteinander beginnen mit der Kontrolle über Schanghai als Streitobjekt. Die Stadt einschließlich des Arsenals ist jetzt in der militärischen Sphäre des Kriegslords von Tschekiang, geographisch und verfassungsmäßig gehört sie zur Provinz Kiangsu. Schanghai ist ökonomisch und handelspolitisch enorm wichtig; es ist ein Zentrum gewaltiger fremder Interessen. Ein Krieg mit einem solchen Streitobjekt kann von den westlichen Nationen nicht geduldet werden. Es ist die Rede von einer Internationalisierung der Stadt, davon, es von China loszureißen. Das würde Imperialismus bedeuten, eine Verneinung von „Selbstbestimmung“, und deshalb ethisch verabscheuenswert. Aber welche andere Lösung wäre möglich, wenn ein solcher Krieg ausbräche? Es würde sich dann um einen jener Fälle handeln, die regiert werden von Umständen, über die wir keine Kontrolle haben.“ Das ist ein Musterbeispiel, wie die öffentliche Meinung in Amerika schon vor einem halben Jahre auf den Bürgerkrieg, der jetzt wirklich ausgebrochen ist, und das, was die amerikanische Regierung für diesen Fall seit langem im Schilde führt, vorbereitet wurde. Inzwischen hat die Pekinger Regierung unter dem Druck der Militärgouverneure Sowjetrußland anerkannt und Karakan ist als Botschafter in das Pekinger Gesandtschaftsviertel eingezogen. Seitdem sind alle Kundgebungen der chinesischen Nationalisten, die vor einigen Wochen in Peking eine „antiimperialistische Vereinigung“ ins Leben riefen, mit Pfeffer aus den Läden der bolschewistischen Propaganda gewürzt, während von Schanghai aus eine von amerikanisierten Chinesen in offener Nachahmung des Ku-Klux-Klan ein „Orden der drei K“ alles „echte“ Chinesentum vor bolschewistischer Ansteckung zu schützen sucht.

Werden nun die fremden Mächte unter Führung Amerikas, das nicht umsonst durch seine Bankiers Japan neuerdings äußerst vorteilhafte Anleihegebote machen ließ, wirklich wagen, das Abenteuer des Boxerkrieges im Riesenstil modernster Kriegführung zu wiederholen? Vielleicht werden sie sich damit begnügen, ihre Interessen in den Vertragshäfen zu schützen, aber die Vorgänge in Kanton, wo die Großkaufmannschaft mit vorwiegend englischer Unterstützung und in offener Feindseligkeit gegenüber ihrem politischen Oberhaupte Dr. Sun Yat Sen ein Heer von 48 000 Mann aufgestellt hat, beweisen, daß, wenn auch die fremden Mächte als solche im Hintergrunde bleiben, von ihnen besoldete und ausgerüsteten Heere unter Führung chinesischer „Denikins“ oder „Koltschaks“ mit allem von Rußland importierten Bolschewismus zugleich alle Selbstbestimmungsansprüche des chinesischen Volkes erdrosseln sollen.

III.

Trüber Tag in C h r i s t i a n i a. Ist das die Stadt, von der Hamsun einst vorzauberte, Keiner verlasse sie, ohne von ihr gekennzeichnet zu sein?

Ich gehe durch die Gassen von Christiania und denke: bin ich in Hannover? Es gibt solche Unglückstage, an denen Menschen, Städte und Natur grau bestaubt sind. Kein Glänzen. Die Frauen, denen ich in der Karl-Johansgade begegne, sind nicht hochgewachsen, sondern unter mittelmäßig, nicht blond, sondern braunschwarz. Weit und breit keine Hjördis. Genau so sehen die Damen vom Deutschen Volksverein in Hannover aus, wenn sie zur Komiteesitzung trippeln. Alles ist konfektioniert. Die jungen Mädchen in der Provinzeleganz von Görlitz. Kleinstadtkoketterie auf dem Korso vor dem Grandhotel. Das Gesicht einer einzigen Hilde Wangel möcht' ich sehen, aber immer kommt mir nur Fräulein Elfriede Müller, ins Norwegische übersetzt, entgegen.

Klägliche Architekturen. Kein Haus, das nicht zu Fröken Elfriede Müller paßte. Das berühmte Nationaltheater, das Björn Björnson vor fünfundzwanzig Jahren errichtet hat, ist eine unoriginelle Kopie des unoriginellen Deutschen Volkstheaters in Wien. Vor dem Theater die beiden Figuren von Sinding: Jbsen und Björnson. Beide stehen auf zwanzig übereinandergeschichteten runden Emmentaler Käsen aus Sandstein. Jbsen in geschlossenem Gehrock mit komischen runden Hosen. Björnson wenigstens mit flatterndem Havelock. Der Eindruck Görlitz verstärkt sich vor den beiden Herren. Ibsen steht strenge da wie ein entsetzlich korrekter Oberschulrat und Björnson wie der idealistische Festredner des fortschrittlichen Handwerkervereins in Pirna.

*

Ich habe die triviale Fassade der Hauptstraße satt und biege in ein Nebengäßchen. Verblüffend: Eine Minute neben dem pompösesten Platz der Stadt ein Gäßchen mit entsetzlichen, verwahrlosten, kaum einstöckigen Holzhäusern. Hütten mit dunkler Holztreppe, über die ein mittelgroßer Mann nur gebückt gehen kann. Ich muß hinauf, Christiania entzaubern. Finstere Gänge. Man kann sich kaum umdrehen. Durch niedere Türen in dumpfe Löcher. Sind die kleinen Fenster blind? Warum nehmen abgeschmackte Fabriksvorhänge noch das spärliche bißchen Licht weg? Sind das Wohnungen? Es sind Pferche! Hier kann nur eine verzwergte Fabriksarbeiter-Rasse gezeugt werden. Erst auf der Straße atme ich wieder leicht, und ich wünsche mir einen Kgl. Preußischen Wohnungsinspektor für Ibsens Residenz.

*

Plötzlich tritt auf dem Theaterplatz Björn Björnson aus seinem Haus. Auf ihn zufliegen, ihn umarmen, fühlen: Das alles ist ja eine böse Verzauberung eines grauen Tages. Alter Björn, jüngster Jüngling, mit deinem weißblonden Haar, deinen buschigen hellen Brauen, deinem scharfen, lichten Seemannsauge, du bist das Stück norwegische Jugend, das ich zu treffen hoffte. Trotz deiner 61 Jahre der ewigste Peer Gynt, immer voll Elan, immer echauffiert, immer ein bissel aufschneiderisch, immer das schöne Theater der geliebten hellblonden Rasse.

Wie ich von Björn wegblicke, steht schon wieder das ganze norwegische Görlitz um mich herum.

„Hast du Sehnsucht nach Deutschland?“ frage ich, „Norwegen wird dir doch sehr enge, nicht?“

Björn dreht sich blitzschnell um und flüstert: „Zuweilen.“ Daß es, um Gottes willen, kein Mann vom Storthing gegenüber hört, kein Gemeinderat, kein Logenabonnent, denn natürlich kann es auf der Welt nichts Herrlicheres geben, als Intendant des Theaters zu sein, vor welchem die beiden Herren auf den Emmentaler Käsen stehen.

*

Ein Interviewer kommt ins Grandhotel. Herrliche Visitenkarte: Finn Myklegord — Aftenposten. Er sitzt bei mir und ich frage ihn tüchtig aus. Warum ändert Christiania seinen Namen? Warum wird es von Neujahr an wieder Oslo heißen? Die dänische Politur wird abgekratzt, damit die alte norwegische Bezeichnung wieder zum Vorschein kommt. Sind Sie mit der Entdänisierung einverstanden? Aber Sie haben doch nur einen Bauerndialekt, den Sie an Stelle des Dänisch-Norwegisch setzen?

„Nur?“ sagt mein Interview vorwurfsvoll.

„Eure Literatur ist doch dänisch-norwegisch. Alle Herren auf Emmentaler Käse müssen wohl in euern Bauerndialekt erst übersetzt werden. Ibsen, Björnson, Hamsun, Arne Garborg — das ist doch hochdeutsch, will sagen: hochnorwegisch geschrieben. Ihr verliert doch, indem ihr die Schriftsprache entthront, eure Goethe und Schiller.“

Mein Interviewer sagt: „Das geht nicht von heut auf morgen, aber ....“

Später wird er aufgeknöpfter und erzählt: „Die Sache ist nicht ganz einfach. Es gibt nämlich mehr als e i n e norwegische Bauernsprache. Im Westen spricht man anders als im Osten .... Uebrigens, warum stehen Sie, als Fremder, von vornherein der Bauernsprache feindlich gegenüber?“

„Feindlich? Ich denke gar nicht daran. Ich finde von allen nordischen Sprachen das Dänische am häßlichsten. Eine breitgequetschte, unmelodische Sprache. Kann verstehen, daß man sie durch

einen kräftigen Naturdialekt ersetzen will. Jedoch, das alles ist Symptom der europäischen Geisteskrankheit. Ueberall das Streben zur Zersetzung, zur Abspaltung, zur Atomisierung. Die Sprache, die einigend, verbindend und verbündend wirken sollte, wird das eigentliche Instrument der Isolierungstendenzen. Statt daß der Norden eine große germanische Einheit wird, zersetzt er sich, Norweger schauen neidisch zu den Schweden, mißtrauisch zu den Dänen. Manchmal, wenn ich an einem grauen Tag eure Gesichter sehe, meine ich: Ihr seid das Volk des kleinlichen Mißtrauens .... Verzeihung, es ist dieser gräßliche graue Tag."

Mein Interviewer, ein fröhlicher, blonder Mensch, schweigt deutlich.

„Wie hält es eigentlich euer König hier aus? Er ist doch ein dänischer König?"

„Ach, der König stört uns nicht."

„Aber ihr — ihr müßt ihn doch stören? Was zahlt ihr ihm denn?"

„300 000 Kronen im Jahr."

„Billig, gewiß, sehr billig."

„Ja", sagt mein Interviewer, „daraus muß er aber noch den Hofstaat bestreiten, auch für die Königin. Sehr gut bezahlt ist er nicht, Sie haben recht."

„150 000 Mark. Brrr. Muß er Gesellschaften geben? Aber die Wohnung hat er frei? Freilich, die Reisen nach Drontheim und Bergen. Dann und wann kommt ausländischer Besuch. Küche, Auto, Schloßverwaltung. Er muß sparen."

Mein Interviewer sieht mich verdrossen an, wie wenn er sagen wollte: Er kann ja kündigen, wenn ihm die Stelle nicht paßt.

*

Spätnachmittags gehe ich zum Hafen.

Da draußen liegt der „Peer Gynt", der abends nach dem Nordcap abgeht. Ein deutsches Schiff. Prachtvoller, vielstöckiger Riesenkasten. Unzählige Fähnchen flattern farbig im Wind.

Blechmusik dröhnt vom Deck.

Soll ich einsteigen? Meine Kabine ist längst bestellt. Nach schwedischen Wochen, allein am schönen Strande, plötzlich unter dreihundert Deutsche?

Gesellschaftsreise? Mit Deutschen, die gar keine Gesellschaft haben?

Ich gehe ins Grandhotel zurück.

Aber im Foyer hängen die Bilder der Lofoten-Felsen. Der Sogne-Fjord.

„Bringen Sie unser Gepäck auf den Peer Gynt!"

Ich habe ihn kennengelernt, als wir aus dem Kriege heimkehrten. Er war damals ein schlanker, hochgewachsener Mann, der sich im Ausgang der Zwanzig oder Anfang der Dreißig befinden mochte, aus zähem Draht gebaut, mit einem aufmerksam, sachlich und freundlich spähenden Kopf, dessen Profil die Angriffskraft eines Raubvogels hatte; er sah weit eher einem Leichtathleten gleich als einem Schriftsteller. Oder, um es mit einem Satz auszudrücken, in dem er sich anscheinend selbst beschrieben hat: „Sein Anblick enthüllte einen sachlichen, lebhaften und waghalsigen Blutmenschen."

Man sah, daß er arm war, aber Vertrauen zu sich hatte und entschlossen war, nicht den gewöhnlichen Weg der Literaten zu gehen. Er gab damals gemeinsam mit seinem Bruder eine kleine Wirtschaftszeitschrift heraus, in der mir, der ich noch nichts von ihm wußte, Bemerkungen auffielen, die von einer verblüffenden, aber auch sofort fesselnden Taktlosigkeit waren, falls man es so nennen darf, wenn ein Mensch den Ton, den ihm eine Situation aufzwingt, unvorhergesehen durchbricht. Es war eine Maßlosigkeit der Ungeduld, welche das seriös tuende Geplauder des Wirtschaftsfeuilletons nicht ertrug, sich plötzlich irgendeines Einfalls über Welt- und Seelenprobleme entband, und davon beruhigt, wieder so weiterschrieb, wie es nun einmal sein mußte. Ich wähle absichtlich das feinbürgerliche Wort Taktlosigkeit dafür, weil in Wien mehr als anderswo das Schicksal eines Schriftstellers davon abhängt, daß er den Ton der wohlerzogenen Mittelmäßigkeit trifft. Im Grunde aber barg der kleine, sich dem ersten Blick darbietende Wesenszug den ganz bedeutenden Menschen. Dieser Schriftsteller war entschlossen, das Leben unromantisch zu lieben, wie es ist, also auch einschließlich seiner Wirtschaftszeitschriften, aber es auch ebenso zu bekämpfen und den Ideen schließlich zum Sieg über das Getriebe zu verhelfen: von der ersten Zeile angefangen, die er schrieb, bis zu dem Schuß, der seinem Leben ein Ende machte. Das ist nur scheinbar ein Widerspruch, denn die Liebe wie die Feindschaft für die Welt liegt in der Seele jedes Künstlers.

Robert Müller hat alles Lebendige geliebt, wie der Jäger sein Wild. Er beschrieb einen trägen Geldsack mit der gleichen Leidenschaft, die jede Bewegung der Bestie zu verstehen sucht, wie ein durchgehendes Pferd. Und er beschrieb diese die Sinne erregende Außenseite der Welt, hinter der sich lähmend verwirrtes Inneres nur ahnen läßt, mitunter gerade genial. Das war nicht nur eine artistische, eine literarische Angelegenheit, wiewohl die rechte Würdigung dieser Fähigkeit zeitlebens auf Literaten beschränkt geblieben ist; denn etwas neu beschreiben, heißt auch lehren, einen neuen Gebrauch davon zu machen. Man könnte allerdings alles, was er schrieb, ohne es zu verkleinern, auch eine leidenschaftliche Reportage nennen. Die Lust am Tatsachenbericht bildet einen Wesenszug in

jedem Erzähler; er aber hatte als Journalist angefangen, und wenn er einen Wirkungskreis gefunden hätte, wäre er mit Vergnügen ein gewaltiger Journalist geworden, der nur nebenbei Bücher schreibt. Was ihn hinderte, war die Unlust, sich eine für den täglichen Betrieb praktikable Anschauung fest zu eigen zu machen; er ließ sich von dem, was er sah, von einem Standpunkt zum anderen treiben: in dieser niemals zu Ende kommenden Wahl verriet sich die heimliche Schwäche des Dichters für das geistig Interessante, das sich niemals mit den Grenzen zwischen Gut und Böse und Wahr und Falsch deckt. Aber der Reporter war stark genug, um seine Wesensart auch darin dem Dichter aufzuzwingen. Viele Träumereien, aber nichts Träumerisches findet sich in seinen Büchern (bis auf Spuren, die allerdings stark sind wie Narben); er liebte das Verweilen nicht, er schloß sich nicht in seine eigene Auffassung ein, sondern warf aus sich heraus, was ihm einfiel, in das Gebrodel der Welt, in der er lebte; seine Schilderungen waren von den persönlichsten Theorien durchsetzt, doch könnte man sagen, er dachte immerzu, aber er dachte niemals nach, weil ihm das „Nach-", das Hinterdreindenken, während die Welt davonrast, wie ein dummer Verlust vorkam. Dies zog ihm das Mißtrauen all jener zu, deren Gedanken niemals ohne Hut auf die Straße rennen. Sie hatten nicht in allem unrecht, wohl aber im Entscheidenden: daß sie niemals das Stürmische dieses Wesens sahen, welches etwas anderes war als nur Flüchtigkeit. Auch Schwäche war es nicht, was sich auf den ersten Blick in blonde wie schwarze Gedanken verlieben konnte, nichts kleinlich Aneignendes, weibisch Einfühlsames, sondern etwas männlich Entführendes: Sturm und Drang. Darin lag gewiß etwas Unfertiges, aber in dieser Unfertigkeit stak auch wieder eine neue, noch nicht ganz zu sich selbst gekommene Fertigkeit, ein Blick für die maschinell aufblitzenden Widersprüche und das Tempo im Bilde unserer Welt; es mochte irremachen, daß dieser Sturm und Drang sich in Ueberzeugungen und Ansichten austobte, statt in Gebärden der Leidenschaft, aber gerade das war das unmittelbar aus dem Heute Kommende daran.

Man kann natürlich ein Zuviel an solchem Temperament haben, und das ist das gleiche wie ein Zuwenig an festigenden Gegenkräften. Robert Müller hat sich manchmal für einen Theoretiker, einen Weltdenker gehalten und war es nicht; dazu fehlte es ihm an Durchbildung, vielleicht auch an Anlage. Sein „Aktivismus", das Bedürfnis, dem geistigen Anspruch im gemeinen Leben zu Recht und Herrschaft zu verhelfen, und sein Versuch, das kleinste der Ereignisse (gerade weil er sie alle liebte) nicht ohne Verantwortung passieren zu lassen, waren echt und tief; aber in der Durchführung kochte oft die Küche statt des Gerichts. Es war ein billiges Vergnügen, ihm das, namentlich in seinen Essays, nachzuweisen. Aber man kann auch sagen: wie Kinder zu fragen vermögen, daß sie jeden Erwachsenen in Verlegenheit bringen, verstand er, zu antworten, und seine Antworten waren den Zeitfragen immer in irgendeiner Einzelheit voraus; es war

eine merkwürdige Mischung von Utopischem und bloß für utopisch Geltendem in ihm, die sich noch nicht geklärt hatte. Es gelang ihm einmal, einen vollkommenen Ausdruck dafür zu finden, das war in seinem Roman „Tropen“ (bei Hugo Schmidt, München; die übrigen Erzählungen: „Das Inselmädchen“, „Irmelin Rose“, „Der Barbar“, „Flibustier“, „Camera obscura“, wie seine Essays erschienen in verschiedenen anderen Verlagen), der eine phantastische Stromreise im Urwald mit einer animalischen Kraft beschreibt, die keineswegs hinter der des berühmten Jensen zurücksteht, zu ihr aber auch eine geistige Kraft in flimmernden, zur Situation passenden Ausstrahlungen fügt, die dieses Buch zu einem der besten der neuen Literatur überhaupt machen. In seinen anderen Erzählungen ist ihm dies nach meinem Urteil nicht in gleich großem Ausmaß geglückt; er wußte zwar sehr wohl, daß zum Schreiben Mühsal gehört, und verstand, sie an anderen zu schätzen, aber in sein eigenes Programm, in seine Liebe für Galopp und Gedränge paßte es ihm nicht, und er unterließ bei dem meisten, was er schrieb, mit Absicht die letzte Ueberprüfung. Dennoch ist keine seiner Erzählungen ohne Genialität, jede von ihnen ist in einer neuartigen Weise angefaßt, alle sind sie auch im gewöhnlichen Sinne sehr unterhaltend, und jede ist voll von Stellen, an denen sich eine Fähigkeit sondergleichen zeigt, mit dem kürzesten und kühnsten Strich den geistigen Charakter von Menschen, Landschaften, Vorgängen, Problemen so scharf auszudrücken, daß man ihre Körperlichkeit einatmet. Diese Eigenschaften hätten genügen müssen, um ihm von allen Seiten Aufmerksamkeit zuzutragen.

Statt dessen mußte er eingeschlossen in jenem kleinen Kreis sich kennender und anerkennender Menschen leben, den man nicht ohne Verächtlichkeit die Literatur nennt. Ich berühre hier eine böse Schande und einen lächerlichen Widerspruch in einer Nation, die für die Anerkennung der Dichter mit Denkmälern, Seminararbeiten und großem Marktgeschrei sorgt, aber für ihre Erkennung fast nichts vorkehrt. Unser Buchhandel berät, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Käufer nur nach der Höhe der Provision, die er dabei verdient; die paar Zeitschriften, die sich mit Geschmacksfragen befassen, sind ohne breiten Einfluß, und die Zeitungen, über welche allein der Weg zu breiter Wirklichkeit führen kann, finden die Besprechung von Büchern, die nicht auch ohne sie schon berühmt sind, unwichtig und vertrauen die Buchkritik, um Auslagen zu sparen, mit Vorliebe jüngeren Journalisten und literarischen Anfängern an. Dieser Apparat der geistigen Erneuerung funktioniert nach Zufall und Gefälligkeit, aber nicht nach Bedeutung und befestigt das Publikum täglich in dem Glauben, es sei überhaupt nichts da, wofür man sich interessieren könne; ohne Rücksicht darauf, daß immer etwas da sein muß, wenn eine Nation nicht abgestorben sein will, und ohne Einsicht, daß auch das Interesse etwas ist, das bis zu einem gewissen Grad gelehrt sein will. Daß dies auf der anderen Seite jene billig bespöttelte Konventikelbildung zur Folge hat, durch die der junge Schriftsteller wie

durch eine opiatische Wolke in den Himmel fährt, ohne die Wirklichkeit recht kennenzulernen, versteht sich von selbst. Man kann nicht ernst genug auf die Wichtigkeit dieser Verhältnisse hinweisen.

Man kann sagen, daß ein begabter Schriftsteller, wenn er nicht besonders Glück hat, unter den heutigen Verhältnissen sein Leben mindestens bis zu seinem vierzigsten Jahr in diesem Halbdunkel zubringen muß, und das bedeutet ein unsicheres, entbehrungsreiches und wirkungsloses Dasein. Ich habe selten einen Mann gekannt, der Einwände und Widerstände so sachlich entgegenzunehmen verstand wie Robert Müller; er steckte Angriffe ein wie ein Boxer, sein Ehrgeiz war vorwärts gerichtet und schlug nie in Kollegenneid und Zänkereien zurück, aber die Wirkungslosigkeit ertrug er nicht. Das Grundbedürfnis dieser Natur nach festem Material für ihre Aktivität war es, was den Dreißigjährigen, der als Verlagsdirektor gestorben ist, antrieb, das schemenhafteste Gebiet der geistigen Arbeit zu verlassen und von der Literatur zum Literaturhandel überzugehen; daß er sich gerade diesen wählte, geschah teils aus Not, teils aus der gewonnenen Ueberzeugung heraus, daß in einer dem Kapitalismus unterworfenen Zeit ein Mann nur wirken könne, wenn er sich der Organisationskräfte des Geldes bedient. Sein Plan war, gewissermaßen ein Beelzebub zu werden, um den Teufel aus den Gefilden der Literatur zu vertreiben. Wäre dies nur ein Romaneinfall gewesen, so bliebe nicht viel darüber zu sagen; aber das Ueberraschende war, daß es blanke Wirklichkeit wurde. Der Dichter war Geschäftsmann geworden, ohne es zu sein, lediglich im Vertrauen auf seine Phantasie, Menschenkenntnis und Gedankenschnelle, die denen gewöhnlicher Verdiener überlegen sein mußten. Damit trat dieses Schriftstellerleben in einen zweiten Abschnitt und gewann als Ganzes die Bedeutung eines unsere Zeit beschreibenden Dokuments; es war wie die Verwirklichung eines utopischen Romans und endete mit einem Romanschluß. Ich weiß nicht, wie es gelang, aus ganz kleinen Anfängen mit verblüffender Schnelligkeit das Geschäft in die Höhe zu bringen; ein kaufmännisch sehr begabter Bruder des Dichters, der mit ihm gemeinsam schon jene Wirtschaftszeitung redigiert hatte, war wohl auch hier der eigentliche Organisator, und die Zeitumstände steuerten das Ihrige bei: Das Unternehmen wuchs mit amerikanischer Schnelligkeit und schien zunächst im Wiener Buchhandel eine beherrschende Macht werden zu wollen.

Um das Unwesentliche kurz zu sagen, es ist heute wieder zusammengeschrumpft, die beiden Brüder sind nacheinander aus dem Geschäft ausgeschieden, und diesem hatte wohl die allgemeine Wirtschaftskrise den Atem abgeschnitten, ehe es noch fest auf den hochgeschossenen Beinen stand; das Wesentliche aber waren die Erfahrungen, die ein Schriftsteller sammelte, als er sozusagen um die andere Seite seiner Existenz herumkam. Wenn damals ein Schriftsteller Robert Müller besuchte, mochte er staunen, wieviel Direktoren, Sub- und Ueberdirektoren solch ein Unternehmen, das doch nur eines

der Zwischenglieder zwischen Verleger und Leser war, zu einer Zeit reichlich ernähren konnte, wo sich die Schriftsteller in ärgster Not befanden; man sah wie an einem Präparat die entartete Struktur eines Bindegewebes, welches das erstickte, was es tragen sollte. Es zeigte sich, daß man auf solche Weise wohl persönlich reich werden und auch einiges Mäzenatische tun könne (was Robert Müller kameradschaftlich tat), aber die Macht der schlechten, verderblichen, stumpfsinnigen Literatur und der Geist der Branche waren stärker als jede persönliche Absicht, zogen sie automatisch in ihre Richtung, und alle, die an dem Geschäft hängen, müssen frei- oder widerwillig mithelfen, es in diese Richtung des Gangbaren zu bringen. Wer den Verleger Robert Müller zu jener Zeit gekannt hatte, trug den Eindruck von etwas breitspurig Gutmütigem und Selbstgewissem davon, wie eines Seemannes, der an Land gestiegen ist und Gäste freihält; aber wie ein Schiff, das mit der Strömung geht, trug ihn das Geschäft vom beabsichtigten Kurs immer weiter ab und ließ sich von seinem hochmögenden Knecht nicht lenken. In Aussprachen mit alten Freunden klagte er über die Aussichtslosigkeit solcher Pläne wie seiner, und die Ueberzeugung hatte sich in ihm gebildet, daß der Schriftsteller daher heute in jeder Weise verurteilt sei, ein überflüssiges Anhängsel am Gesellschaftskörper zu bilden. Durch die anschauliche Erkenntnis beider Seiten seines Berufes hatte er, der ohne Wirkung nicht leben wollte, sich den tiefen Pessimismus geholt, der ihm die Freude an seinem Leben verdarb.

Er hatte es noch mit einem eigenen Verlag versucht. Die Zeit der Geldkrisis brachte ihm Verlegenheiten. Aber sie waren nicht unabwendbar. Er war vielleicht kein phantastischer Geschäftsmann, aber er war ein starker Kerl, der sich schon etliche Mal durch die Welt geschlagen hatte. Kein Mensch kennt den Grund seines Selbstmordes, von den üblichen Gründen trifft keiner zu. Wenn er sein Geschäft, an dem er nicht mehr hing, zugesperrt hätte, wären ihm viele Freunde — denn sie liebten ihn — beigesprungen, und er hätte den Beruf als Schriftsteller wieder aufnehmen können; immerhin um vieles weiter als einst, wo er sich als Schiffssteward verdang. Aber er, der die Lebendigkeit des Lebens liebte wie nicht bald einer, hatte sich zutiefts durchdrungen mit den Erfahrungen, die man mit dem Buche und Theaterstück als Ware macht, und war gefangen in dem Gefühl, daß in der heutigen Zeit kein Schriftsteller eine Wirkung erreichen kann, die zu leben lohnt. Ich habe mancherlei Gründe, diese Annahme für richtig zu halten, und mochte solches Empfinden sich auch in plötzlicher Verwirrung übertrieben haben, erworben war es schon lange. Als die Unkenntnis der Zeitungen unmittelbar nach seinem Selbstmord meldete, daß sich ein „Verlagsdirektor" Müller erschossen habe, hatte sie nicht so ganz falsch gemeldet: der Verlagsdirektor hatte am Ende eines doppelt versuchten Lebens den Dichter Müller getötet.

Wir sitzen auf der Terrasse des Klubhauses. Leise Musik. Vor uns in dem von Tischen freigelassenen Raum wird getanzt. Ein elegantes Paar streicht mit weichen Schritten an uns vorüber. Der Mann groß, braun, Mitte zwischen Diplomat und Filmschauspieler. In der Frau glaube ich meine Schulfreundin Renée wiederzuerkennen. Renée, die siebzehnjährig heiratete und mit ihrem Mann in eine andere Stadt zog.

Nach dem Tanz kommt sie an unseren Tisch. Auch sie hat mich erkannt. Wir betrachten uns, ein bißchen erfreut, ein bißchen neugierig. Renée ist unverändert. Sie hat noch immer ihr süßes Kindergesichtel. Doch trägt sie sich jetzt mit einer fremden kapriziösen Eleganz.

„Ist dein Mann jetzt hierher versetzt?" frage ich.

Renée lacht.

„Oh nein," sagt sie, „seit drei Monaten bin ich von ihm geschieden."

„Erzähle."

Renée schickt einen weichen, schmeichelnden Blick zu dem Tisch gegenüber, an dem ihr Tänzer sitzt.

„Da ist nicht viel zu erzählen," antwortet sie, und ist nun wieder ganz bei mir. „Mein Mann kam eines Tages zu früh und sehr zur Unzeit nach Hause. Ich hatte Besuch von einem jungen Freund, mit dem ich häufig zu musizieren pflegte. Natürlich war er auch ein wenig verliebt in mich, und da er keck und stürmisch war —"

„Verzeih," unterbreche ich, „ist es der Herr uns gegenüber?"

„Nein, ich mochte ihn nach dem gemeinsamen, unangenehmen Erlebnis nicht wieder sehen. Sofort nach Erledigung der notwendigen Formalitäten fuhr ich nach Paris, um mich einzukleiden. In schönen Kleidern erträgt sich alles viel leichter."

„Und dann?"

„Dann traf ich mich mit meinen Eltern und dort lernte ich Edgar kennen."

„Ah! Das ist der Herr uns gegenüber?"

„Aber nein. Doch wenn es dich nicht langweilt, will ich dir alles der Reihe nach erzählen."

„Ich bitte dich, erzähle."

„Edgar," sagte Renée, und ihre Lippen liebkosten diesen Namen, „wurde mir auf einem Wohltätigkeitsfeste von einer alten Freundin meiner Mutter vorgestellt. Ich verliebte mich sofort in ihn. Seine Erscheinung und sein Wesen erzeugten einen richtigen Rausch in mir. Wir schwammen miteinander, wir spielten Tennis und tauschten Bücher aus. Er liebte die keuschen, jungfräulichen Frauen, und ich fühlte mich wieder völlig als wohlbehütetes junges Mädchen. In Paris hatte ich mir viele helle, duftige Kleider machen lassen, mit breiten, schattigen Hüten, wie ich sie vor meiner Ehe trug.

Und ich vergaß ganz, schon jemals mit einem Manne gelebt zu haben. Ich lernte wieder bei einem frechen Blick zu erröten. Ich zitterte bei dem Gedanken einer Berührung. Edgar gewann mich von Tag zu Tag lieber. Ich merkte es wohl. Er versuchte das rein Kameradschaftliche unseres Verkehrs nicht zu ändern. Wir machten weite, einsame Spaziergänge. Wir wurden schweigsam, um unsere Gedanken nicht zu verraten. Fürchteten allein zu sein und suchten jede Gelegenheit dazu. Der abendliche Tanz barg schon die Vorahnung der künftigen Umarmung. Es war eine kaum noch erträgliche Spannung. Eines Abends gingen wir gemeinsam am Meere entlang. Wir sprachen nichts. Ich stolperte. Er versuchte mich zu halten und ich glitt in seine Arme. Wir hatten nicht mehr die Kraft, uns von einander zu lösen. Am nächsten Morgen hielt er bei Papa um meine Hand an. Wir beschlossen sehr bald zu heiraten. Um die hierzu nötigen Vorbereitungen zu treffen, kehrte ich mit ihm und meinen Eltern früher als beabsichtigt hierher zurück. Ich stieg im Hotel ab. Edgar wählte ein anderes Hotel, wie sich das für einen braven Verlobten gehört. Doch da ich furchtsam bin, bat ich ihn nach einigen durchwachten Nächten, in meinem Hotel ein mir benachbartes Zimmer zu beziehen."

„Aber Renée, wie unrecht!" rufe ich.

„Ja gewiß, wir hätten auch mit einem Zimmer genug gehabt, aber auch so hatte es seinen Reiz."

Pause. Renée zieht einen kleinen Spiegel hervor, betrachtet sich aufmerksam darin, überreibt das Gesicht sorgfältig mit einer winzigen Puderquaste und fährt fort:

„Vor einigen Tagen traf ich hier einen Herrn, den ich einmal durch meinen Mann kennen gelernt hatte. Ich stellte ihn Edgar vor und die Beiden gefielen einander sehr. Am nächsten Tage mußte Edgar über Land fahren, konnte also erst spät abends zurückkehren. Ich benutzte meine Freiheit, um notwendige Besorgungen zu machen. Mit Paketen beladen, traf ich meinen Bekannten, der mich sofort von meiner Last befreite. Er begleitete mich bis zur Zimmertür, um alles dem Mädchen zu übergeben. Das Mädchen war nicht da. So bemühte er sich selber darum. Als er erst einmal im Zimmer war, wollte er mir auch beim Ablegen des Mantels behilflich sein. —"

Hier machte Renée eine Pause.

Ich sehe sie fragend an. Sie nickt. Wiederum Schweigen.

„Wie konntest du nur so leichtsinnig sein," flüsterte ich.

Renée errötete. „Es ging zu schnell, sonst hätte ich selbstverständlich die Tür verriegelt."

„Und du meinst, Edgar wird dir nicht verzeihen?"

„O doch, er hat es schon getan."

Ich werde nachdenklich, dann glaube ich zu begreifen: „Also du liebst jetzt den anderen, und das ist der Herr uns gegenüber?"

„Nein."

„Dann verstehe ich nicht!“

„Ja siehst du, da wohnt so ein bezaubernder Italiener im Hotel — “

Und nun wüßte ich so unbeschreiblich gern, ob dieser endlich der schöne Tänzer ist, aber diesesmal wage ich nicht mehr, Renée zu fragen.

---

JOACHIM RINGELNATZ

## AN DEN KANÄLEN

Auf den Bänken
An den Kanälen
Sitzen die Menschen,
Die sich verquälen.

Sausende Lichter,
Tausend Gesichter
Blitzen vorbei. — Berlin! —
Uebers Gewässer
Nebelt Benzin.
Drunten wärs besser.

Hinter der Brücke
Flog eine Mücke
Ins Nasenloch,
(Loch meiner Nase).
Nasenloch, niese doch
In die stille Straße!

Auf dem Omnibus, im Dach
Rütteln meine Knochen.
Gute Worte werden wach,
Bleiben ungesprochen.

Ach, da fällt mir die alte Zeitungsfrau ein,
„von Blix“ oder „Blax“ soll sie heißen.
Die hat ein so seltsames Schlenkern am Bein,
Daß alle Hunde sie beißen.

An den Kanälen,
Auf den dunklen Bänken
Sitzen die Menschen, die
Sich morgens ertränken.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Septemberwoche

Die Reichslandbündler haben wohl gewußt, was sie taten, als sie alle Hebel in Bewegung setzten, um noch vor Beendigung der alten Kampagne die Agrarzollvorlage unter Dach und Fach zu bringen. Die vorübergehende anormale Konstellation am deutschen Getreidemarkt sollte ausgenützt werden, damit angesichts der momentanen Depression niemand wagen könne, an der Hilfsbedürftigkeit der Großlandwirtschaft zu zweifeln. Anormal war diese Konstellation darum, weil ein Teil des vergangenen Erntejahres noch unter den Einwirkungen wüstester Inflation gestanden hatte, weil darum die Landwirte ihre Ernte zunächst zurückgehalten hatten, bis ihnen dann im Anfang des neuen Jahres der Geldwert gesichert erschien, weil schließlich ein ungewöhnlich reichlicher Getreideertrag den inneren Bedarf zu überdecken schien und zusammen mit der Kreditnot zur Realisierung der Bestände um jeden Preis zwang. Nun, das Blättchen hat sich rasch gewendet. Standen noch Mitte August die deutschen Getreidepreise unter dem Weltmarktniveau, so sind sie in den letzten Wochen und vor allem in den letzten Tagen weit darüber hinaus gestiegen. Während der Weltmarkt nur gerade behauptete Preise zeigte, während die Hauptgetreideart der Welt, der Weizen, infolge günstigen Standes der amerikanischen Ernte, sogar von 124 Cents auf 122 Cents je Bushel zurückging, trat in Deutschland plötzlich eine unerhört starke Getreidepreissteigerung ein. Die dominierende Getreideart, der Roggen, der vor einiger Zeit noch 6,70 M. je Zentner gekostet hatte, ist seither auf nicht weniger als 9,30 gestiegen. Das bedeutet eine Verschiebung der Preisgrundlage für die Landwirtschaft um volle 40 v. H. nach oben. Diese sensationelle Bewegung hat in der Oeffentlichkeit nur eine relativ spärliche Beachtung gefunden. Ihre Ursachen sind verschiedener Art. Die Erleichterungen in der Kreditlage, die für die Landwirtschaft nach den Hilfsaktionen der Seehandlung und der Reichsbank eintrat, schuf in Gemeinschaft mit den Zollerwartungen von vornherein eine festere Tendenz. Die regnerische Witterung hat eine empfindliche Verspätung der Ernte zur Folge gehabt, sodaß

der vermeintliche Ueberschuß aus der vorjährigen Ernte nicht einmal hinreichte, um die entstehende Lücke zu überbrücken. Ueberdies droht die anhaltende Feuchtigkeit das Ergebnis der neuen Ernte noch weiter zu schmälern, das schon vor der ungünstigen Wendung für Roggen auf nur 4,6 Millionen Tonnen gegen 5,5 Millionen Tonnen im Vorjahre und für Weizen auf 1,5 Mill. Tonnen gegen 1,7 Mill. Tonnen veranschlagt war. Auf all diese Momente reagierte der Markt erstaunlich scharf, sodaß heute an Stelle der angeblich ruinösen Tiefkurse höchst lukrative Preise am Getreidemarkt Geltung haben.

Der Mangel an Voraussicht, der Dilettantismus und die grenzenlose Leichtfertigkeit, mit der die Zollvorlage behandelt worden ist, konnte nicht krasser ins Licht gerückt werden, als durch diese Vorgänge, die selbstredend mit einem Schlage die Verhältnisse, die für die Vorlage als Vorwand gedient hatten, in ihr Gegenteil verkehrten. Die amtliche Begründung, die dem Zollvorschlag der Regierung beigefügt wurde, war ohnedies ein trauriges Dokument des Tiefstandes nationalökonomischen Denkens. Sie wimmelte von primitiven Trugschlüssen. Nachdem nun binnen wenigen Wochen auch die tatsächlichen Voraussetzungen, die die Autoren der Begründung offenbar als unabänderlich ansahen, völlig über den Haufen geworfen worden sind, ist die Zollvorlage zu einer einzigartigen Blamage vor der ganzen Welt geworden. Das deutsche Volk kann sich glücklich preisen, daß die Hochschutzzollpläne gerade noch im rechten Augenblick verhindert worden sind. Anderfalls würde es damit zu rechnen gehabt haben, daß die Zollerhöhung im Verein mit der Preissteigerung infolge Knappheit den Preis des Hauptnahrungsmittels, des Roggenbrotes, auf beinahe das Doppelte heraufgetrieben hätte. Man braucht kein grundsätzlicher Gegner von mäßigem Zollschutz zu sein, um diese Art Zollpolitik, wie sie in Deutschland anscheinend getrieben werden soll, in Bausch und Bogen zu verdammen. Die Oberflächlichkeit, mit der so schwerwiegende, für die Zukunft der Wirtschaft und die Gestaltung der Einkommensverhältnisse entscheidende Fragen bearbeitet werden, schreit nachgerade zum Himmel. Der Tiefstand der Diskussion wird allein dadurch beleuchtet, daß stets nur mit absoluten Preiszahlen operiert wird. Weil die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse tiefer stehen, darum muß es nach Ministerialansicht der Landwirtschaft schlecht gehen, darum bedarf sie des Zollschutzes. Zu der Erkenntnis, daß erst Preis mal Ertrag den Verdienst oder den Verlust des Landwirtes bestimmen, reicht das Verständnis anscheinend nicht. Dabei kann der Landwirt bei niedrigen Preisen unter Umständen viel besser fahren, wofern nur die Ergiebigkeit

der Ernte entsprechend groß ist, als bei hohen Preisen, wenn dann infolge Mißernte nur mit einer viel kleineren Menge von den hohen Preisen profitiert werden kann.

Jedem Einsichtigen war es klar, daß der vorübergehende Tiefstand der Getreidepreise in dem Augenblick sein Ende finden mußte, in dem die Grenzen für das deutsche Getreide geöffnet wurden. Sobald der Landwirtschaft Gelegenheit gegeben wurde, an den höheren Auslandspreisen zu partizipieren, mußte logischerweise die Disparität zwischen in- und ausländischen Preisen verschwinden und das innere Getreidepreisniveau auf Auslandshöhe steigen. Nur durch eine Freigabe der Ausfuhr konnte also der Notlage der Landwirtschaft zunächst begegnet werden, während jeder Zollschutz überhaupt ohne Wirkung bleiben mußte, solange die deutschen Getreidepreise noch unter dem internationalen Stande hielten. Die Agrarier erkannten das auch sehr genau. Sie setzten zunächst eine Freigabe der Getreideausfuhr durch und betrieben nebenher, gewissermaßen auf Vorrat und für die Zukunft, ihre hochschutzzöllnerische Politik. Inzwischen haben sich nun, wie eingangs geschildert, die deutschen Getreidepreise vom Unterweltmarktstand zum Ueberweltmarktstand erhoben. Es war hundert zu eins zu wetten, daß der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft unter diesen veränderten Verhältnissen mangels jeden tieferen Verständnisses die Rettung darin erblicken würde, die Ausfuhr von neuem zu sperren. Es kam, wie es kommen mußte. Am 7. September wurde bekannt gegeben, daß die Erteilung von Unbedenklichkeitsvermerken für die Getreideausfuhr eingestellt werde. In Wirklichkeit wird damit natürlich nur eine Ausfuhr verboten, die aus bloßen Preisgründen sowieso nicht stattfinden könnte. Kein einziges Getreidekorn wird also durch diese Maßnahme mehr im Lande behalten, als ohnehin darin verbleibt, weil das Ausland zu den hochgetriebenen Preisen in Deutschland nicht zu kaufen vermag. Der Herr Minister jedoch glaubt gewiß, mit diesem energischen Schritt die deutsche Volksernährung gesichert zu haben. Anstatt die neue Situation zum Anlaß zu nehmen, die Zollvorlage unverzüglich zurückzuziehen, damit das fehlende Getreide im ganzen neuen Jahr zum billigeren Weltmarktpreis hereingeholt werden kann, statt dessen zieht er den Blick von den wahren Erfordernissen mit einer belanglosen Geste der Ausfuhrsperrung ab.

Die Spekulation in öffentlichen Anleihen ist zu einer wahren Volksseuche geworden. Weiteste Schichten haben sich in dieses Spiel auf dem Rücken des Volkes gestürzt. Ein unvergleichliches Geschäft soll hier angeblich winken. Südamerikanische Raub-

ritterstaaten und jedes noch so verkommene Staatswesen der Welt habe, so sagt man, seinen Gläubigern doch immerhin eine gewisse Konkursquote geboten. Warum solle sich Deutschland, dieser aufstrebende, im Grunde starke Staat, seinen Verpflichtungen entziehen? Mit solchen und ähnlichen verschwommenen Sentenzen wird die Reserve der Unzähligen eingefangen, die die großen Drahtzieher der Börse zur Gewinnsicherung nötig haben. In Wirklichkeit sind alle diese Argumente höchst fadenscheinig. Das Vabanque-Spiel, das hier getrieben wird, entbehrt so sehr der realen Grundlage, daß demgegenüber die Frankenspekulation vom Februar-März des Jahres wie eine mündelsichere Anlage anmutet. Hat man sich beim Vergleich mit anderen Staaten vor Augen gehalten, daß noch niemals, so lange die Welt steht, ein Land sich in einer ähnlichen Situation befunden hat wie Deutschland, das auf Jahrzehnte hinaus jährlich 2,5 Milliarden Mark Tribut an seine Kriegsgegner zu entrichten hat und zu diesem Zwecke die Steuerkraft seiner Bewohner auf ein unerhörtes Maß anspannen muß? Hat je ein Land in dieser Lage einen Schuldenstand von 19,30 Milliarden Mark Vorkriegsanleihen und 50,94 Milliarden Mark Kriegsemissionen aufzuweisen gehabt, ungerechnet die Sparprämienanleihe, die Zwangsanleihe, die Entschädigungsschatzanweisungen und die bestehende Schuld an Rentenbank und Reichsbank? Wenn einflußreiche Parteien des Reichstags ihre Stimme dafür ins Gewicht werfen sollten, daß eine gewisse Aufwertung der öffentlichen Anleihen generell stattfindet, so werden unzweifelhaft die Parteien, die die breite Masse des Volkes vertreten, sich schärfstens dagegen auflehnen, daß um des Vorteiles weniger Spekulanten willen die Steuerschraube noch weiter als unumgänglich nötig angezogen werde. Ein Blick in die Maklerbücher der Berliner Börse lehrt, daß es nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz der Gesamtemission sein kann, der sich noch in den Händen der einstigen Zeichner befindet. Weitaus der größte Teil hat inzwischen dutzendfach den Besitzer gewechselt. Der Staat hat nicht die geringste Veranlassung, diesem Spekulantenheer Aufwertungsgeschenke in den Rachen zu werfen. Glaubt man denn, daß die Legionen der Auslandsgeschädigten einem solchen Unterfangen stillschweigend zusehen würden, der Bedauernswerten, die vom Staate z. T. mit sage und schreibe 2½ pro Mille für ihre Verluste auf Grund des Versailler Vertrages entschädigt worden sind? Mögen darum die Parasitäre am Volkskörper noch so oft mißbräuchlich das Wort Gerechtigkeit im Munde führen, die Aufwertung der Anleihen muß und wird sich bestenfalls auf den engen Kreis der Selbstzeichner beschränken.

# GLOSSEN

## BRYK

Ein Zeitungsschreiber ist gestorben: Siegfried Bryk, der sprühende Anreger des „Berliner Tageblattes“.

Ein Zeitungsschreiber? Aber es fiel ihm nie ein, eine Zeile zu schreiben. Er liebte es allein, durch andere zu wirken. Er setzte seine massige Gestalt auf einen Schreibtisch, sammelte einen Kreis um sich und verspritzte nicht Tinte, sondern Einfälle. In der Zeit, in der Siegfried Bryk am lebendigsten war, war es auch seine Zeitung. Er wurde müde und krank, da wurde auch das „Berliner Tageblatt“ alt und langweilig.

Dieser breite, behagliche Mann sah aus wie und war eine Balzacfigur. Er trug einen prachtvoll gewölbten Bauch und fühlte sich als Frauenheld. Er verachtete das journalistische Handwerk und war der glühendste Zeitungsmacher, den Berlin besaß. Er gab sich als Cyniker und war die treueste Knabenseele, die man sich denken konnte. Er war ein Vielwisser, der in den entlegensten Wissenschaften zu Hause war, nur so nebenbei gab er sich mit den Wichtigkeiten und Nichtigkeiten des Tages ab. Er verkehrte mit Jakob Böhme und Descartes, mit Emerson und Montaigne und leitete gleichzeitig den Nachrichtendienst Mosses. Er hatte die gründlichste Verachtung für die Wirkungen der Druckerschwärze, und eben dieser tiefe Skeptizismus machte ihn heiter und produktiv. Derselbe Mann, der rasen konnte, wenn ein Reporter ihn mit einer falschen Nachricht aufsitzen ließ, hatte für die richtigen Nachrichten des Blattes bloß ein aus der Tiefe kommendes Lächeln.

Er war ein bedeutender Journalist, erstens weil er nicht schrieb, zweitens weil das gedruckte Blatt für ihn nicht mehr da war. Die Zeitung lebte für ihn nur so lange, bis sie geboren war. Dann stieß er das Blatt mit dem Fuße von sich und floh zu den zeitungsfernen ewigen Geistern, die ihn nährten.

Er haßte nur einen Typus: die Aufgeblasenen, die Wichtigmacher, die Esel, die nicht wußten, daß ein Zeitungsblatt höchstens fünf Stunden lebt. Er gehörte zu den Weisen, denen der Rausch der eignen Meinungsmache nie zu Kopf gestiegen ist.

Er war ein großer Journalist, weil er immer wußte, wie wenig das ist. *St. Gr.*

---

## ANDRE GIDE ODER DAS GEBROCHENE SCHWEIGEN.

Wer viel zu sagen hat, hat auch viel zu verschweigen; und wer, wie André Gide, von Anbeginn seine inneren Grenzen allseitig zu erweitern beflissen war, fühlt sich manchmal, am Abend eines besinnlichen Tages, den Maschen der Konvention entschlüpft, an einem immer dünner werdenden Faden jäh über dem Grenzlosen. Um sich der Welt gegenüber behaupten zu können, wählte André Gide, in dieser gefährlichen Lage, jedesmal den verschwiegenen Weg wortkarger Stille. Er bildete gleichsam den äußersten Gegensatz zu Kandaules; gab niemals dem fragwürdigen Drang nach, seinen Besitz fremden Augen zu entschleiern. Während des Krieges warteten viele auf sein Wort; aber er blieb wie verschollen. Gide hielt auf „Opportunität“ und gab erst nach Kriegsende vorsichtige Außerungen von sich, die mit anderen Aufsätzen heute gesammelt in den „Incidences“ vorliegen. Doch auch hier, wo die schier dämonische Verhaltenheit des intellektuellen Betrachters den Zwischenraum zwischen den Zeilen bisweilen auf eine unnachahmliche Weise ausfüllt und gestaltet, scheut er den ge-

raden Weg handfester Behauptung. Sein Denken verläuft schräg, spielerisch, wunderbar gezügelt noch im letzten Abenteuer: er wahrt, ungeachtet seiner unglaublich behenden Präzision, den Standpunkt der äußersten Mitte („l'extrême milieu") und der lächelnden Gratuität. (In dem kaum übersetzbaren Begriff der „gratuité", vielleicht am ehesten verwandt dem Begriff des Nietzscheschen „Umsonst", liegt ohne Zweifel der eigentliche Kern seines Denkens beschlossen.)

Diese distanzierte Einstellung, mit dem ungewissen, merkwürdig zweideutigen Unterton, galt vielen als ein geistiges Laster. Pierre Drien La Rochelle, ein junger französischer Schriftsteller, tat den bezeichnenden Ausspruch: „.. . Ich werde niemals den Menschen zu lieben vermögen, aber ich verehre den Schriftsteller, seine Geduld; umso schlimmer, wenn seine Vorsicht ans Lasterhafte grenzt . ." Und doch mußte die plötzliche Verschwiegenheit, die schwer zu deutende Stille, die Gides Denken an den entscheidenden Wendepunkten wie eine selbstgewählte, doch aufhebbare Beschränkung jedesmal umgab, ein feineres Gehör dunkel aufhorchen lassen; man ahnte, daß er vieles aufsparte und ungesagt in sich verborgen hielt; man spürte die verhaltene Gebärde, den zurückgedämmten Fluß.

Es war der komplementärsüchtige Drang des sprechenwollenden Schweigers. Denn inzwischen hat der bedächtige, goethisch distanzierte Gide sich langsam aus seinen dunkeln Vorbehalten in sein konträres Gegenüber hinüberverwandelt: der Meister des schrägen, vielfach nur andeutenden, in seinem Doppelschimmer ängstlich gehüteten Wortes, dem man kaum eine kühne Tat zugetraut hätte, ob er im Grunde seines Wesens gleich wandelbar erschien, hat sich auf einmal in die gefährliche Helle restloser Eindeutigkeit begeben. Sein letztes „Corydon" betiteltes, aus vier sokratischen Dialogen bestehendes Buch — geradezu übermütig in seinem heiligen Ernst; waghalsig und überraschend frei; zum größeren Teil bereits vor zehn Jahren geschrieben und damals in weniger als einem Dutzend Exemplaren gedruckt — versucht, das Unmögliche in extremer Beweisführung zu beweisen und behandelt theoretisch das nämliche Thema, das Gides deutscher Bruder Thomas Mann in einer berühmten Novelle gegenständlich gestaltet hat. Der französiche Schriftsteller unternimmt es, den Sexualakt, im Sinne eines jenseits des Finalismus stehenden „Umsonst", von seiner „natürlichen" Bestimmung loszulösen, und bekämpft, unter Verwendung naturgeschichtlicher Erkenntnisse, die landläufige Anschauung von der Homosexualität als etwas Widernatürlichem. Er sieht, im Gegensatz zur Frau, die unmittelbar der Fortpflanzung diene, im Manne einen jenseits aller sichtbaren Zwecke agierenden Künstler und stellt die Heterosexualität als ein Produkt menschlicher Erziehung hin: im freien Getriebe der Natur eigne ihr jedesmal etwas Zufälliges, das seine Bestimmung im Glücksfall nur so nebenbei erfüllt. Der vierte Dialog sucht diese Anschauungen vom Standpunkt des Staates und der Gesellschaft aus zu rechtfertigen, innerhalb derer die Homosexualität nach Gide keineswegs eine Entartungserscheinung, sondern vielmehr ein Bindemittel und ein Symptom des Aufstiegs bedeutet.

Ungeachtet seiner mehr als fragwürdigen, jedenfalls höchst anfechtbaren Thesen, wüßte ich kaum ein Buch, das in seinem Vortrag so vornehm, in seiner Atmosphäre so rein und sachlich wäre. Doch für uns liegt seine besondere, gleichsam beispielhafte Bedeutung außerhalb seiner selbst auf menschlichem Gebiet. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als gäbe hier ein großer Schriftsteller, ähnlich wie Romain Rolland bei Kriegsbeginn, seinen jungen Ruhm, um einer tiefen Ueberzeugung willen, den Uebelwollenden

willentlich preis, obwohl der französische Verlag, jegliche Reklamerücksichten hintansetzend, sogar von der Versendung von Besprechungsexemplaren absehen zu müssen glaubte und das Buch abwartend seinem vorbestimmten Schicksal überließ, erregt es in Paris Aufsehen und Protest: im Verlag der „Editions du Siècle" ist bereits ein „Anti-Corydon" erschienen, der in seiner Diskussionsweise der vornehmen Geisteshaltung und dem schlichten Ton André Gides jedoch nicht im entferntesten gewachsen ist; denn, auf welchen Abwegen Gides Denken sich heute auch ergehen mag, das Gebot einfachster Loyalität erfordert, daß man ihn nicht, auf billige Weise, mit den Waffen schlägt, die er, sein jahrelanges Schweigen zwanglos brechend, uns selber in die Hände liefert.

*Bernard Guillemin.*

---

MENSCHENFLEISCH

Was sind Rinder, Schweine oder Hammel für manierliche Tiere! Nicht nur, daß sie keine Gymnasialbildung haben, das Pulver nicht erfanden und keinen Feldmarschall zu den ihren zählen, macht sie liebenswert, auch die zahlreichen Verwendungsmöglichkeiten ihrer irdischen Bestandteile nach dem Schlachten verdient einmal gewürdigt zu werden. Ich nenne hier nur: Kasseler Rippespeer, Wiener Schnitzel, Aktenmappen, Shimmischuh, Trommelfelle, Knochenmehl und Pflanzenfett. Dagegen der Mensch: stinkt er schon im Leben zum Himmel, wie erst, wenn er tot ist! Ist er schon im Leben zu nichts zu gebrauchen, zu gar nichts, wenn er geschlachtet ist! Erst neulich hat man es wieder in der Zeitung lesen können: als schlierig bezeichnete der Händler Johann Hartmann dem Lustmörder Haarmann gegenüber das Menschenfleisch, das dieser ihm zum Verkauf anbot. Schlierig: richtet das nicht die ganze Rasse? Schlierig ist, was sie tun, schlierig, was sie sind. Zwar behaupten Menschenfreunde, deren es noch immer welche gibt, den Lustmörder Haarmann treffe der Vorwurf, das Fleisch nicht richtig aufbewahrt und immer in einer schlecht ventilierten Pappschachtel bei sich getragen zu haben (auch im Sommer!), aber sehn Sie sich nur einmal die Menschen an, stellen Sie sich nur einmal vor, aus was zum Beispiel der Geheime Kommerzienrat Bilsenkraut sein mag! Oder die Prostituierte Hrubik! Oder der Pelzhändler Ehrlich! — Obendrein sagte Hartmann zu Haarmann, das Fleisch habe eine so eigentümliche Farbe, die ihm nicht gefalle. Er kaufte es nicht, und niemand wird ihm das verargen.

Wenn man Menschenfleisch schildern soll, so könnte man sagen: es ähnelt dem Kalb- oder Hammelfleische, gehört also zu den weichen, infantilen, dekadenten Fleischarten. Auch das spricht gegen den Menschen als Beherrscher des Erdballs, als sogenannte Krone der Schöpfung und sogenanntes Ebenbild Gottes. Ochsenfleisch kann man tagelang kochen, ehe es weich wird; ein Sprichwort sagt sogar: zäh wie Ochse. Menschenfleisch dagegen zerfällt schon nach einer halben Stunde. (Worauf es noch kein Sprichwort gibt.)

Oswin Spengler hat ganz recht: wir bewegen uns auf einem absteigenden Aste. Nicht einmal anständiges Fleisch liefern wir mehr. Es ist weit mit uns gekommen. Wir aber wollen uns fragen: mußte es so weit kommen? Und: gibt es noch eine Rettung?

Vielleicht finden sich einige Edelmenschen, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie zäh wie Ochsen seien, zusammen zu einem Bund für Züchtung rassereinen, gut durchwachsenen Menschenfleisches, daß

wir uns nicht länger vor Rindern, Schweinen und Hammeln schämen müssen und eine Jungfrau tartare einem so benannten Beefsteak bald an nichts nachstehe.

*Ossip Kalenter.*

---

## PROVINZBLÜTEN

„Provinzblüten —" das duftet zu schön, nicht zu schön — zu harmlos — besser schon: Provinzgestank, eher noch Provinzalbernheit. Da gibt es eine Stadt Cassel (ich bin dort aufgewachsen, ich möchte dort nicht leben, ich möchte dort begraben sein). Ein Bild dieser Stadt hat einmal sehr erheiternd Reimann geschildert, die ganze Stadt wollte platzen vor Wut — sie ist nicht geplatzt, sie lebt noch, richtet weiter Unfug an — in ihrer stillen, abgeschiedenen Weise. Zuvor will ich noch eine Geschichte niederschreiben, die mir gestern meine Schwester erzählt hat: Um 1850 gingen Weltuntergangsgerüchte (zwischen der Cavaignacschlacht, dem Staatsstreich des kleinen Napoleon und dem Krimkrieg — eigentlich gehört es nicht hierher —), die Leute kamen zu einem Rothschild, ob er keine Angst hätte. „Nein." — „Nanu — warum nicht?" — „Weil ich nach Cassel ziehe — dort geht die Welt fünfzig Jahre später unter . ." Bitte — solchen Ruf hat die Stadt — der Rentiers. (Wie sieht es heute aus!)

Also: da war ein Weinrestaurant, Nobis heißt es. Man ißt dort gut. Wahrheit bleibt Wahrheit. Und in Cassel lebt („kann man dort leben?") der Maler Dülberg mit seinem Namen, seinem Ruf, seinem Können, seinem Werk. Er sollte das Weinrestaurant ausmalen. Tat es. Der Besitzer wollte mal zeigen: Fortschritt, Kunst, etwas Neues und so . . Als alles fertig war, ging der Krakehl los — die früher gut besuchte Kneipe wurde von „braven" Spießern demonstrativ gemieden. Man hat keine Fenster eingeworfen — so etwas tut man nicht. Aber man hat Dülbergs Werk rasch . . . übermalen lassen. Erledigt. Der Spießer trinkt wieder befriedigt sein Schöppchen, ohne sich zu ärgern, die Kunst ist von irgend einem Stümper überpinselt, man hat seine Ruhe — und vielleicht denkt mancher, kann man nicht die letzten zehn Jahre gerade so überpinseln und auf diese Weise Wilhelm wieder zum Vorschein kommen lassen?

Erhob sich ein Entrüstungssturm? Wo denkt ihr hin! Dülberg durfte ein „Eingesandt" unter eigener preßgesetzlicher Verantwortung in die Lokalblätter einrücken — niemand äußerte sich, nichts rührte sich — geschehen ist geschehen. „Prosit Nachtwächter . . ."

*Kurt Kersten.*

---

## FILM

*Potasch und Perlmutter.*

Nach dem rührsamen Mutter-Film kommt nun der ebenso rührsame Perlmutter-Film aus Amerika.

Er scheint schon etwas ältlich, in Machart und Photographie, und hat bereits seinen eigentlichen Helden überlebt: Potasch, denn der weitaus beste Schauspieler dieses Films, Barnay Bernard, ist inzwischen verstorben. Die Kunst dieses Toten aber ist in diesem Film noch das Lebendigste: ein Mensch bewegt sich da, ein jüdischer Mensch, mit Demut und Chuzpe, ein Nebbich mit mildem Herzen, ein gutartiger Wichtigtuer ohne Bedeutung, aber mit Humor. Seine Mimik und seine Gesten sind wirklich, was man früher nannte: Spiegel der Seele. Aber diese Mimik und diese Gesten arbeiten ohne Uebertreibung und ohne Getu, mit Ghettohinterbleibseln und Weltwehmut.

Aehnlich sein aktiv-gewitzterer Kompagnon: Alexander Carr als

Perlmuttter, der mit ihm zusammen auf dem Sprechtheater einst dies weltberühmte Stück spielte, welches wieder aus fortsetzungsweisen Zeitungsschmonzetten gezimmert war. Der Film ist zunächst getreu diesem Stück nachgebildet, wird dann freier und hantiert schließlich mit eingestreuter Kriminalistik und Verbrecherjagd.

Eins fällt einem beim Anblick dieses amerikanischen Films auf: es scheint in unseren zuckenden wirbligen Tagen eine Konstante über die ganze Welt hin zu geben: die Sitten und Gefühlsausdrucksmöglichkeiten des jüdischen Volkes. Wie sich hier halb widerwillig Güte offenbart, wie diese jüdischen Leutchen Karten spielen, wie sich in ihrem Wesen Ironie mit Sentimentalität mischt — diese Szenen würden in Paris oder Berlin ganz genau so aussehen wie in Amerika.

Ein Witzbold, von einer in Deutschland seltenen Qualität, hat die Titel verfaßt, die, im Gegensatz zu sonst, nicht stören, sondern den Film witziger machen als er ist.

*Kurt Pinthus.*

---

## ANEKDOTE

*Widerrufene Huldigung.*

Auf der Nordlandsreise des „Peer Gynt" geschah es eines Tages, daß völkisch gesinnte Teilnehmer einen Kommers veranstalteten, bei welchem nicht wenig Bier vertilgt wurde.

Nach dem Kommers beschlossen einige Vaterlandsretter, dem Kronprinzen funkentelegraphisch ein Huldigungstelegramm zu schicken.

Dies erregte unter den weniger monarchisch gesinnten Reisenden Widerspruch. Man beriet, wie man protestieren sollte.

Da schlug die blonde stille Frau Roellinghoff noch eine Depesche an den Kronprinzen vor:

„Huldigung von heute mittag, abgesandt vom „Peer Gynt", ungültig, da sämtliche Unterzeichnete besoffen."

Der weise Telegraphist aber hatte beide Depeschen nicht ins Land gefunkt.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 36)



**Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.**

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.**

**Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.**

**Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.**

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Septemberwoche

Nach den mühevollen Verhandlungen in London, nach den schwierigen Kaufverhandlungen mit den Deutschnationalen war den regierenden Herren ein bißchen Luftschnappen in Ferienfreiheit wohl zu gönnen. Der Reichspräsident ging von der Leidenstadt Berlin nach Freudenstadt, Marx, still und einfach wie immer, zog nach Sigmaringen und Stresemann stürzte nach Norderney. Der Ferienfriede wurde zerrissen, als man, obwohl Macdonald schon vor Beginn der Londoner Verhandlungen dringend abgeraten hatte, auf den Wunsch der deutschnationalen Diplomaten von Stolp und Pasewalk die Schuldfrage aufrollen wollte. Marx, immer besonnener als Hans Dampf Stresemann, versuchte Herriot und Macdonald im Geheimen durch einen zwölf Seiten langen Brief wegen dieser dummen, weil gänzlich unergiebigen Streiterei zu beruhigen. Diesen Besänftigungsbrief wollte man geheim halten. Aber durch das öffentliche Unschuldsgebrüll hoffte man zustimmendes Mitbrummen von Hergt bis Ludendorff zu erreichen. Stresemann, überpfiffig wie immer, hoffte, in England und Frankreich werde man, mit Marx's Beruhigungsbrief in der Tasche, das teutsche Kriegsunschuldsgeschrei freundlich ignorieren. Es fiel den Franzosen nicht ein. Sie schickten ihren Gesandten in die Wilhelmstraße. Herr von Maltzahn, der Stresemann vertrat, riet zu kurzem Rückzug: Keine Notifizierung der Schuldnote, Verzicht auf die ganze Rückschau ins Vergangene. Das war die klarste und deshalb die klügste Politik im Augenblick. Aber Stresemann wäre nicht der Mann der Ueberpfiffigkeiten, der sächsischste Diplomat, der je da war. Er telegraphierte von Norderney knapp und drohend, Maltzahn müsse auf der sofortigen Notifizierung bestehen.



*Stresemann*

Schließlich entschloß er sich, schnell aus den Fluten von Norderney zu steigen. Er fuhr nach Berlin. Die Gelegenheit war zu günstig: Marx noch immer in seinem stillen Ferienstädtchen, Ebert kurbedürftig in Freudenstadt. Jetzt war der Augenblick da, den Strick für Marx zu drehen. Stresemann, der Mann der „Volksgemeinschaft“, hatte sein Abkommen mit Hergt in der Seitentasche. Jetzt, schnell, ehe Ebert und Marx zurückkehren, mußte der Bürgerblock errichtet sein. Das nennt man bei uns auswärtige Politik. Durch den Reichskanzler nicht gestört, ließ Stresemann seine Raketen für Hergt steigen: Ja, den Völkerbund wollen wir nicht, ehe nicht der Schuldartikel 231 widerrufen sei. Das bedeutete ein Hinausschieben ins ganz Unbestimmte. Und überdies müsse die deutsche Unschuldsnote auf der Stelle notifiziert werden, sonst verliere die Regierung jede Autorität. Stresemann wußte, warum er jetzt diese Mine gelegt. Marx sollte, ehe sein Urlaub abgelaufen, auffliegen. Er, Stresemann, hatte schon die neue Liste, mit Hergt und Held kalkuliert, in der rechten Brusttasche. (Man soll in der täppischen Schulddiskussion die Anteile der Bayern nicht unterschätzen. Herr Held hatte schon nach London ein bayerisches Urgenie entsendet, den bedeutenden Herrn Schmelzle, welcher schon in London vor Ungeduld schäumte, die Unschuldsfrage aufzurollen.) Das Arrangement in Berlin hätte vielleicht geklappt, das bißchen Opposition bei den Demokraten wäre vielleicht durch Exzellenz Schiffer zu besänftigen gewesen, die Sozialdemokraten, die große Hilferdingstube, werden von keinem gefürchtet. Aber leider wollte man in London und Paris auf den Stresemann-Spaß nicht eingehen. Der Herr Reichsminister für auswärtige Angelegenheiten hatte die Kühnheit, durch seine Schreiber u. a. anzudeuten, Graf Keßler, der in Genf im Auftrage des Auswärtigen Amtes völkerbundfreundlich auftreten sollte — die Wilhelmstraße hatte ihn sogar mit Chiffreuren ausgestattet — sei nur ein Wichtigmacher, der sich mit einer Mission schmücke. Kurz vorher war den Engländern ausdrücklich Graf Keßler als deutscher Vertrauensmann in Genf genannt worden. Man kann sich denken, mit welchem dégout die Engländer die Stresemannschen Doppelspiele ansahen. Eine Ahnung dieser Verdrossenheit muß zu Stresemann gedrungen sein. Einige Stunden, nachdem er völkerbundfeindlich aufgetreten war, entschloß der Reichsaußenminister sich wieder zum Gegenteil, er ließ durch die willige „B. Z.“ erklären, oh, er sei Völkerbundfreund, er wolle auch schnell eintreten, wenn man nur kein neues Schuldbekenntnis verlange (was keinem je eingefallen war) oh, und was die Notifizierung der deutschen Unschuldsnote anlange, das habe ja Zeit, natürlich sehe er ein, daß man auf eine bessere Stunde warten müsse. Mit einem Wort: Einen kläglicheren Rückzug hat die Welt noch nie gesehen. So war auch die Mine gegen Marx feucht geworden, ehe sie platzte.

Ebert verließ Freudenstadt nicht. Stresemann hatte vergebens gesponnen. Aber was muß man von dem treuherzigen Deutschland in London und Paris denken, wenn es durch diesen ewig schielenden Staatsmann repräsentiert wird? Europa erlebt jetzt eine Epoche der rechtschaffenen Leute in den Regierungen: Macdonald, kein diplomatisches Genie, gewinnt sein Spiel durch die Rechtschaffenheit seiner Natur; Herriot, kein Pariser, sondern ein Mann aus Lyon, ist von familienvaterhafter Bravheit, Herr Seipel, der Oesterreicher, wirkt durch die echte Frommheit seines reinen Wesens. Stauning, der Däne, ist ein durchsichtiger Sozialdemokrat. Deutschland aber zerstört das bißchen aufkeimende Gerechtigkeit, indem es Herrn Stresemann als Prokuristen walten läßt, einen überpfiffigen Routinier, der nicht mehr eines geraden Blickes fähig ist, einen überbeschäftigten Ränkespinner, der nicht nur Marxens Zentrum, sondern im Drange der spitzfindigen Kabalen das Zentrum in der eigenen Brust verloren hat. Unlängst fragte in einer großen Versammlung führender Presseleute ein Journalist bescheiden an, ob man die einander widersprechenden Kundgebungen Stresemanns nicht jedesmal mit einem authentischen Kommentar versehen könne. Authentisch? Stresemann ist sich selber nicht mehr authentisch. Kommentar? Kein Stresemannkenner könnte ihn verfassen. Stresemann ist wie der Talmud, man findet für jede Tat in ihm eine Auslegung. Es gibt auch — wie im Talmud — keinen, der sich in ihm auskennt. Herr Stresemann wäre in Verzweiflung, wenn er sich selbst authentisch kommentieren sollte! Und, seiner jovialen Veranlagung gemäß, läßt er das lieber andere besorgen. Er unterhält sich in London mit Lord Parmoor und Herrn Gilbert Murray über die Völkerbundfrage. In Berlin bestreitet er alles. Lord Parmoor entgegnet, stellt in so nachsichtiger Form richtig, daß ein Anderer als Herr Stresemann darob vor Scham in die Erde versinken würde. „Vorwärts“ und „Frankfurter Zeitung“ überführen ihn völlig. Keine Angst, er wird auch diesmal eine neue Lesart finden. Herr Stresemann ist kein Objekt der Politik mehr, sondern der Textkritik. Wann wird er endgültig den Philologen gehören?

Wenn drei Juristen zusammen sind, dann feiern sie die Unerschütterlichkeit ihres Rechtsbewußtseins. Keine Festrede, in der sie sich nicht bescheinigten, daß sie der Fels im Meer (Sc. der Revolution, Inflation oder irgendeiner anderen unbeliebten Geschichte), das Fundament des Staates (wie sie ihn auffassen), das Gewissen des Volkes (rechts von der Bevölkerung) seien. So auch wieder auf dem Juristentag, der in Heidelberg zu Ende gegangen ist. Niemand wird bestreiten, daß dort wie immer großes Wissen, reiche Erfahrung und ein gewisser Schwung des Wortes zu finden waren, die ihren Eindruck auf keinen Zuhörer verfehlen

konnten. Aber trotzdem beschleicht den Zivilisten, der die Welt nicht durch, vermittels und vermöge Paragraphen sieht, ein Gefühl tiefer Unbefriedigung. Gab es keine drängenderen Probleme, als die, denen der Juristentag seine Aufmerksamkeit gewidmet hat? Gab es keine Zweifel, die richtiger und gerechter gewesen wären als die Selbstgerechtigkeit der Gesetzeshüter? Man braucht nicht davon zu reden, daß das Gesetz selber in den Jahren der Not an vielen Stellen problematisch geworden ist. Aber seine Anwendung hat denn doch zu Urteilen geführt, an denen kein Mensch, geschweige denn ein Jurist, ein Rechtsgelehrter, einfach vorbeigehen dürfte. Es härtet ja sicherlich ab, wenn man berufsmäßig Strafurteile fällt. Aber die Jugend der Universitäten im Recht zu unterrichten, sollte doch doppelt empfindlich für die Bedürfnisse der Gerechtigkeit machen. Es ist sicherlich gut, zu versuchen, deutsches Recht an österreichisches anzugleichen. Aber ist nicht die Angleichung des Rechtes an die Gerechtigkeit dringlicher? Nein, die Versammlung in Heidelberg war nicht das Gewissen der Nation. Denn sonst hätten ihr all die Verfassungsbrüche, all die ungesühnten Verbrechen, all die Fehlurteile auf der Seele brennen müssen; sie hätte wenigstens einmal Namen wie Mühsam oder Fechenbach nennen müssen. Sie hat es nicht getan. War es Ahnungslosigkeit, Stumpfheit oder Vergeßlichkeit? Nicht einmal das. Sondern es war die Solidarität mit denen, durch deren Schuld die deutsche Rechtsprechung und Rechtslehre schwersten Schaden genommen hat. Als der Geheimrat Heilberg aus Breslau — sein Name verdient vor denen der Leuchten dieser „illustren" Versammlung genannt zu werden — sich gegen die Wiederwahl des Staatsrates Meyer aus München in den Vorstand wandte, weil dieser Mann des Rechtes in verschiedenen Artikeln die Verfassungsbrüche Bayerns mit juristischen Spitzfindigkeiten bemäntelt hatte (wobei anzumerken ist, daß er dieses Mäntelchen in der Deutschen Juristenzeitung aufhängen durfte), da fand die Versammlungsleitung einen nichtigen formalen Grund, um über diesen Einspruch wegzugehen. In der Person dieses Meyer hat sie all die Fehler wiedergewählt, an denen das Recht der Republik krank ist; und in der Person des Heilberg hat sie das Gewissen überhört dessen Kraft allein Heilung bringen könnte.

Während deutsche Juristen sich davor scheuen, die Fehlurteile ihrer Landsleute festzustellen, haben gleichzeitig Juristen aller Länder, die in Stockholm an der Tagung der „International Law Association" teilnahmen, mehr Mut bewiesen. Davon hat freilich die deutsche Presse nichts bemerkt. Vielleicht kam ihr die Sache pazifistisch vor. Diese internationale Gesellschaft erfreut sich hohen Ansehens in allen Ländern und bei allen Regierungen. Ihre Beschlüsse haben schon manches Gesetzgebungswerk, man-

chen Vertrag gefördert. Das Ausland wird es verstehen, wenn eine solche Gesellschaft Kritik an den Friedensverträgen übt. Vor allem kann niemand deutsche Propaganda dabei vermuten. Die Tagung in Stockholm hat eine Entschließung angenommen, worin festgestellt wird, daß der Rückgriff des siegreichen Staates auf das Privateigentum der Bürger des besiegten Staates ein Rückfall in längst überwundene Zustände der Rechtlosigkeit sei. Sie hat ferner für die Außerkraftsetzung der Bestimmungen über Luftfahrt gestimmt, die in London im Anschluß an die ungerechten und einseitigen Vorschriften des Friedensvertrages vereinbart worden waren, und damit deutlich gezeigt, daß ihr der Ausschluß eines Staates vom allgemeinen Luftverkehr unmöglich scheint. Endlich hat sie einen Beschluß über Minderheitenrecht angenommen, der eine Kritik am bisher geübten Verfahren der Großmächte bedeutet — und das alles mit den Stimmen der Vertreter aus den Siegerländern. Man kann annehmen, daß diese Leute nicht als Landesverräter beschimpft werden, wenn sie nach Hause kommen. Trotzdem gehört mehr moralischer Mut dazu, die politischen Grundlagen der Macht des eigenen Staates zu kritisieren, als einen Fehlspruch eines heimischen Gerichts festzustellen. Wie unsere Juristen abschneiden, wenn man sie im allgemeinen mit ihren auswärtigen Kollegen vergleicht, soll nicht untersucht werden: in der Selbsterkenntnis und der dazu gehörigen Besserung scheinen sie nicht ganz konkurrenzfähig zu sein.

Der zweite Absatz des Artikels 48 der Reichsverfassung, auf Grund dessen beinahe schon das Reich ruiniert worden wäre, lautet:

> Der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten.

Die weiteren Bestimmungen kommen hier nicht in Betracht. Mit Hilfe dieser Verfassungsvorschrift hat der Reichspräsident jetzt eine Verordnung erlassen, durch die einige Steuern, besonders die Umsatzsteuern herabgesetzt werden. Man versteht den Handel, aber nicht die Handlung. Daß es bequem ist, bei den bevorstehenden parlamentarischen Kämpfen um die Getreidezölle diese Gegengabe schon vorweisen zu können, muß man zugeben. Daß es bequemer ist, sie ohne den Reichstag zurechtzumachen, ebenso. Aber wer soll eigentlich noch Respekt vor der Verfassung haben, wenn ihr oberster Hüter es mit der Auslegung ihrer Bestimmungen so leicht nimmt? Wo ist denn augenblicklich die „erhebliche (!) Störung oder Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung?“ Und selbst wenn sie da wäre, inwiefern ist denn dann

die Herabsetzung der Umsatzsteuer das geeignete Beruhigungsmittel? Wäre nicht der Verzicht auf die Zollvorlage wirksamer — und außerdem ohne eine solche Vergewaltigung der Verfassung durchführbar? Es ist eine Schande, daß Regierung und Reichstag nach all den bösen Erfahrungen, die sie mit dem Artikel 48 gemacht haben, noch immer nicht das dazu gehörige Ausführungsgesetz fertig bekommen haben. Aber schlimmer noch ist es, daß die Regierung dieses äußerste und äußerst gefährliche Mittel staatlicher Machtanwendung, die zum Gesetz gemachte Ungesetzlichkeit, dazu mißbraucht, um irgendeinen Plan durchzuführen, für den sie auf dem ordentlichen Wege nicht mehr Zeit oder Lust genug gehabt hat. Es ist eine der unbezahlbaren Frivolitäten des Zufalls, daß diese militaristische Verordnung, dieser schlechte Diktaturscherz vom Reichswehrminister Geßler vertretungsweise gegengezeichnet worden ist. So ist denn wenigstens eine der Bestimmungen des Artikels 48 als erfüllt zu betrachten: „. . . erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten."

---

CARL v. OSSIETZKY

## DEUTSCHE LINKE

Das moderne Frankreich bleibt das gute Exempel aller um ihr Selbst ringenden Demokratien. Auch die dritte Republik hat politische und moralische Niederungen erlebt. Was sie so prägnant beispielhaft macht, das ist ihr vitaler Wille zur Regeneration, der auch in den Jahren der Korruption und reaktionären Uebermacht nicht totzukriegen war. Lucien Bergeret, unter der alten Ulme am Wall meditierend, versponnen in Träumereien über sein geliebtes klassisches Bildungsideal, das ihm ein Freiheitsideal bedeutet und nicht dürres Philologentum, — Lucien Bergeret, eingekapselt in der muffigen Enge des Provinzkaffs, in tausend persönlichen Widerwärtigkeiten sich herumquälend und dennoch tapfer bereit, einen sehr unpopulären Aufruf zur „Affäre" zu unterzeichnen, das ist die liebenswürdige, rührend schnurrige Symbolfigur der französischen Linken, das ist die bescheidene Fleischwerdung der Ursache, warum das alte Frankreich immer jung geblieben.

Verteidigung der republikanischen Institutionen, Erweiterung der bürgerlichen Freiheiten, unbedingtes Bekenntnis zum sozialen Fortschritt. Aus diesen drei Elementen ward immer ein cartel de gauche, Bürgerliche und Sozialisten einend.

Bei uns gibt es Parteien, die im Parlament links sitzen, aber es gibt keine Linke. Es gibt keine republikanische Solidarität. Wohl weiß man um ein paar Persönlichkeiten, die als Träger einer solchen zu betrachten wären: Wirth, Schücking, Schoenaich,

Loebe. Aber um sie herum stößt man überall auf die bewährten Fraktionszelebritäten mit der Zinkeinlage im Hosenboden. Die verabscheuen die Linke und kultivieren den verschwommenen, maskierenden Begriff der „Politik der Mitte“, einen Begriff, den noch niemand ganz klar präzisiert hat, bei dem sich aber jeder etwas Verwaschenes, etwas Molluskenhaftes, mit einem Wort: etwas Nationalliberales denken kann.

Die Rechte und ihre Hilfsvölker in den angrenzenden Flügeln der „Mitte“ arbeiten für den Bürgerblock. Setzen die sogenannten Verfassungsparteien dieser Konzentration aller reaktionären Kräfte wenigstens den Gedanken einer republikanischen Sammlung entgegen? O, nein. So jakobinisch hat man sich nicht. Herr Hilferding z. B. macht wieder Laune für die Große Koalition, also für die Allianz mit den Feueranbetern des „Volkskaisertums“. Denkt dieser leidgewohnte Politiker nicht mehr an seinen herrlichen Gleitflug vor gerade einem Jahre, aus den Wolkenhöhen des Reichsfinanzministeriums auf unsere liebe, aber harte Erde? Nicht zu bezweifeln, daß Herrn Hilferdings gediegene Konstruktion noch mehr Schicksalsschläge dieser Art überdauert. Aber was geht uns schließlich Herr Hilferding an.

Es ist keine billige pessimistische Attitüde sondern eine recht zwangsläufige Erkenntnis, wenn man es einmal offen sagt: es gibt keine Republik in Deutschland! Man spricht häufig von der Republik ohne Republikaner. Es liegt leider umgekehrt: die Republikaner sind ohne Republik. Und es gibt keine Republik, weil es keine Linke gibt. Weil das große Moorgelände der „Mitte“ alles aufsaugt. Weil man viel lieber „ausbalanciert“ als kämpft.

Republikaner sein, das ist also wirklich keine politische Angelegenheit mehr, sondern Privatplaisir. Der Dienst an der Republik führt bei uns alle typischen Merkmale einer unglücklichen Liebe. Aerger noch. Auch die verstiegenste Leidenschaft muß einen Gegenstand haben. Der geduldige Liebhaber, der sich im Laufe von fünf Jahren bis zu den Fingerspitzen vorentwickelt hat, kann sich immer noch an der frohen Hoffnung auf allmähliche Territorialerweiterung berauschen. Aber die Dame muß wenigstens da sein. Wir deutschen Republikaner lieben unglücklicherweise etwas, was gar nicht da ist. Wir betreiben so eine Art politischer Masturbation.

Dem armen Don Quichotte präsentierte man nach seinen Irrfahrten an Stelle seiner heißbegehrten Dulcinea eine mißduftende Kuhmagd. Uns bietet man nicht einmal ein solches Surrogat, sondern nur den Mißduft.

Man kann für eine Idee sehr viel Kummer ertragen. Man kann sich dafür sogar fünf Jahre lang das Gehirn malträtieren lassen. Aber die Nase . . . ?

Nein.

NORMAN ANGELL

# KRIEGSSCHULD UND POLITISCHE STRATEGIE

Mit diesem Aufsatz tritt auch Norman Angell, mit dem wir ein entsprechendes Abkommen getroffen haben, in den Kreis der ständigen Auslandsmitarbeiter des Tage-Buchs.

Es ist möglich, daß die Schwierigkeiten, die der Regierung Macdonald bei der Behandlung der Kriegsschuldfrage entgegenstehen, in Deutschland nur ungenügend verstanden werden, vor allem deshalb, weil man weiß, daß sich das Kabinett zum größten Teil aus Männern zusammensetzt, die Jahr um Jahr gegen die Absurdität protestiert haben, daß Deutschland allein für den Krieg verantwortlich ist.

Wir wollen uns die wichtigsten Tatsachen der gegenwärtigen politischen Situation ins Gedächtnis rufen.

Es ist bekannt, daß Macdonald nicht bloß die Aufgabe gestellt ist, eine Minoritätsregierung in England am Leben zu erhalten, sondern daß er auch für die Lebensdauer einer Minoritätsregierung in Frankreich zu sorgen hat. Das heißt, er muß bei seiner Außenpolitik nicht allein eine Richtung vermeiden, die im Unterhause eine Majorität gegen ihn zusammenscharen würde, er muß vielmehr auch eine Richtung vermeiden, die die französischen Nationalisten gegen Herriot vereinigen könnte. Und dies hat zur Folge, daß er eine Politik machen muß, die nur einen Teil, manchmal nur einen ganz geringen Teil dessen enthält, was er nach Vergangenheit und Ueberzeugung tatsächlich gerne tun möchte. Aber er kann sich damit rechtfertigen, daß Europa viel übler fahren würde, wenn ein Versuch, seine wahre Politik auf einmal zur Geltung zu bringen, die Folge hätte, daß in Frankreich Poincaré wiederkäme, die Ruhrbesetzung aufrechterhalten würde und in England ein Die-Hard das Steuer ergriffe — ein Die-Hard, der vielleicht eine Poincarésche Politik hinnähme, ja sogar unterstützte, wenn auch nur aus dem Grunde, weil eine Die-Hard-Regierung in England alle Hände voll mit den irischen und indischen Wirren zu tun hätte.

Diese Erwägungen führen selbstverständlich geradenwegs nicht bloß zu dem Problem der Kriegsschuld, sondern auch zu dem der Reparationen, der Zulassung Deutschlands zum Völkerbunde, der Revision des Vertrags von Versailles und zu manchem anderen.

Man betrachte für einen Moment Macdonalds Vergangenheit und die vieler seiner Kabinettsgenossen. Eine Reihe von Jahren war Macdonald ein äußerst tätiges Mitglied des Executivkomitees (dem auch der Schreiber dieser Zeilen angehörte), einer Organisation, die sich jahrelang dafür eingesetzt hat, die alleinige Kriegsschuld Deutschlands zu leugnen. Diese Organisation hat immer wieder die Revision des Vertrages von Versailles gefordert. Sie hat sich einmütig den zügellosen Reparationsforderungen ent-

gegengestellt und war für eine sofortige Zulassung Deutschlands zum Völkerbundsrat unter Bedingungen, die aufrichtig und die Selbstachtung Deutschlands schonend sein sollten. Es besteht kein Zweifel, daß Macdonald früher ein fester Anhänger dieser Gesichtspunkte war. Und doch mußte er öffentlich vor dem Unterhause erklären, daß sich seine Regierung zu keiner „Revision des Vertrags von Versailles“ verpflichtet habe. Diese Erklärung bedeutete, daß er nicht die Absicht habe, eine Politik zu verfolgen, die die Gegner Herriots zu einer Wiedereinsetzung Poincarés benützen könnten. Das Wort „Revision“ wurde für einen späteren Zeitpunkt zurückgestellt. Macdonald wollte Schritt für Schritt vorwärts schreiten und einer der ersten Schritte war das Inkraftsetzen des Dawes-Reports. Den zweiten tat er in der letzten Woche in Genf auf einem Wege, den ich später näher bezeichnen will.

Nun mag wohl diese Methode der Politik schlecht und nicht zu verteidigen sein. Aber sie gehört zu jenen, die jede Regierung mehr oder weniger befolgt. Sie ist, wenn man will, eine Konzession an die Stupidität der Masse — an die ungeheuere Schwierigkeit, eine genügend große Zustimmung zu erhalten, die eine Regierung in den Stand setzt, überhaupt den Weg einer Aktion einzuschlagen. Aber die Notwendigkeit dieses Vorgehens, das zur Aufrechterhaltung einer Regierung unerläßlich ist, ist eine Tatsache der politischen Psychologie, der sehr viele aufrichtige Pazifisten in England — und anderswo vielleicht auch — nicht ins Gesicht sehen wollen. Ein sehr großer Teil der Regierungsanhänger ist gegen den Dawes-Report und verlangt eine sofortige gänzliche Aufgabe aller Reparationsforderungen, selbst um den Preis der Gefahr, daß das ganze Reparationsproblem dadurch unter die alleinige Kontrolle Frankreichs, und voraussichtlich nicht eines Frankreichs Herriots, sondern Poincarés kommen sollte.

Die Frage der Kriegsschuld interessiert das englische Publikum kaum in einer oder der anderen Weise. Gewiß denken die gebildeten Leute in England nicht im Traume daran, daß das Schlagwort des Krieges von der alleinigen Schuld auf Deutschland weiter lasten soll. Diejenigen, die während des Krieges den Kopf verloren und das Gegenteil glaubten, wollen nicht gerne daran erinnert werden. Aber der Engländer ist im allgemeinen an dem, was er abstrakte oder theoretische Fragen nennt, gänzlich uninteressiert. Wenn es sich um etwas handelt, was getan oder gezahlt werden soll, dann ist es greifbar, praktisch und bedeutend. Aber gegen eine moralische Frage dieser Art ist er ziemlich gleichgültig. Die Kriegsschulddebatte ist in Frankreich viel leidenschaftlicher und die Frage der Schuld in einer direkten Form zu stellen, würde bedeuten, die Schwierigkeiten Herriots gewaltig vermehren.

Man kann mit aller Wahrscheinlichkeit sagen, daß die britische Regierung, wenn sie ohne Rücksicht auf Herriots schwierige Lage

vorgehen könnte, gerne bereit wäre, auf alle Reparationen zu verzichten und die Klausel des Vertrages von Versailles über die Kriegsschuld zu streichen.

Nun gibt es aber eine Ansicht, die viele deutschfreundliche Leute in England vertreten, und die Deutschen täten gut daran, sie mit in Rechnung zu setzen. Der Gedankengang ist etwa so:

Deutschland wurde unerträglichen Vertragsbestimmungen unterworfen auf Grund der Ansicht, daß seine Regierung für den Krieg verantwortlich war. Nun ist, mag die deutsche Regierung verantwortlich gewesen sein oder nicht, jeder Versuch, derartige Bestimmungen zu erzwingen, für den Frieden Europas unheilvoll. Der Unverstand des Friedens von Versailles hat nichts mit der Frage der Schuld oder Nichtschuld der Regierung des Kaisers zu tun. Mag Deutschland schuldig sein oder nicht — der Vertrag ist schlecht und wir sollten es ablehnen, über die Frage der Verantwortlichkeit überhaupt zu diskutieren. Denn wenn man diese Frage jetzt in den Vordergrund schiebt, stellt man das Ganze auf ein falsches Fundament. Es wird wohl Jahre dauern, ehe man die öffentliche Meinung der Alliierten klar überzeugt hat, daß Deutschland nicht allein der Schuldige ist. Und in der Zwischenzeit? Sollen wir uns weiter mit einem Vertrag von Versailles schleppen, bis die Frage erledigt ist? Ja, selbst wenn es nachgewiesen wäre, daß die kaiserliche Regierung schuldig war, hätte es gar nichts zu sagen. Regierungen sind oft schuldig. Man kann nicht das ganze Volk verantwortlich machen. Und das ist eine der großen Wahrheiten, die wir nach Hause tragen sollten. Jetzt die Frage der Verantwortung stellen, hieße die Wahrheit verdunkeln und den wirklichen Tatbestand verwirren.

Wenn wir den Gang der Ereignisse in Genf betrachten, werden wir den Weg erkennen, auf dem die moralische Wiederherstellung Deutschlands erfolgen kann. Mr. Macdonald hat es bewerkstelligt, sich das Einverständnis Herriots zu sichern, die beiden Regierungen zur Annahme der sogenannten Optionalklausel der Statuten des permanenten internationalen Gerichtshofes zu veranlassen. Jeder Staat, der diese Klausel anerkennt, verpflichtet sich, die Jurisdiktion in allen Streitfällen anzunehmen, die betreffen: 1. Die Auslegung eines Vertrages; 2. jede Frage des internationalen Rechtes; 3. jede Tatsache, von der festgestellt ist, daß sie den Bruch einer internationalen Verpflichtung bedeuten würde; 4. die Art und Ausdehnung eines Schadenersatzes, der für den Bruch einer internationalen Verpflichtung zu leisten ist.

Nun ist die selbstverständliche Wirkung dieser Klausel die, daß sie die Zahl der Fälle, in denen ein internationaler Streitfall einem unparteiischen Urteilsspruche unterworfen werden soll, gewaltig vermehrt. Sie zielt gewiß darauf hin, den Fundamentalfaktor sowohl des Vertrags von Versailles als auch des Völker-

bundes, so wie er jetzt existiert, zu beseitigen; nämlich den Fehler, daß nach dem Vertrage eine der streitenden Parteien Richter in eigener Sache ist. Das moralisch Empörendste im Verhalten Frankreichs in den letzten zwei oder drei Jahren ist, daß es als interessierte Partei eines Konfliktes, als Gläubiger verlangte, alleiniger Richter in eigener Sache zu sein. Dieser Anspruch ist eine offene Verletzung der fundamentalsten Prinzipien der Rechtsprechung und eine ganz und gar antisoziale Forderung. Wenn wir von dieser fundamentalen Unsittlichkeit abrücken, und wenn wir Frankreich dazu bringen, das Prinzip unparteiischer Rechtsprechung anzuerkennen, und wenn wir dieses Prinzip ein oder zwei Jahre wirken lassen, dann werden wir genügende Distanz bekommen, um schließlich eines neutralen Urteils über die Interpretierung, beispielsweise der Bedingungen vor dem Waffenstillstande, sicher zu sein.

Das ist der Weg, auf welchem offensichtlich Macdonald zu Prinzipien gelangen will, zu denen er sich früher bekannt hat. Wieweit er dabei die Einwilligung Frankreichs erreichen wird, wird im weitesten Maße von seiner Stellung zur Frage der „Sicherheit" abhängen, die nicht anders lauten kann, als: Wie weit ist Macdonald bereit, mit der britischen Macht für die Unterstützung und Durchsetzung eines jeden Urteilsspruches zu bürgen? Bisher stand Macdonald eher unter dem Einfluß jener Gattung von Pazifisten, die jede Anwendung von Gewalt und Zwang in irgendeiner internationalen Affäre zurückweisen. Diese Pazifistenschule spricht immer davon, Gewalt durch Gesetz zu ersetzen, wie wenn die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft nichts anderes gewesen wäre, als ein Kampf zwischen Gesetz auf der einen und Gewalt auf der anderen Seite. Es ist aber klar, daß die erste Stufe der Gesellschaftsentwicklung darin bestand, Gewalt hinter das Gesetz zu stellen, und zwar so, daß die Gewalt, mit der der Einzelne in anarchischer Weise sein „Recht" erstrebt, in den Dienst des Rechtes der Allgemeinheit vorgenommen wurde. Die Pazifistengruppe erwartet nun, daß bei der Entwicklung der internationalen Gesellschaft dieses Stadium des „Einzelrechtes" vermieden wird, und daß man von den jetzigen anarchischen Zuständen mit einem einzigen Schritt zu einem Zustand der internationalen Gesellschaft gelangen kann, wo das Gesetz ohne jede Anwendung von Gewalt aufrecht erhalten wird. Die extremste Skepsis gegen diese Ansicht ist wohl angebracht. Auf jeden Fall wird jede Neigung Frankreichs zur Schaffung einer internationalen Gesellschaft durch die Ablehnung Englands, irgendeine Verpflichtung zur gewaltsamen Erzwingung der internationalen Rechtsprechung auf sich zu nehmen, enttäuscht. In einem Interview, das ich vor einigen Monaten mit Herriot hatte, ging der Minister soweit, zu erklären, daß er bei jedem Arrangement des gegenseitigen Schutzes — einem Arrangement, das auf

der Erzwingung eines gemeinsamen Gesetzes aufgebaut ist — ganz und gar bereit ist, Deutschland unter vollkommen gleichen Bedingungen mit aufzunehmen. Aber gerade diese Art des Uebereinkommens lehnt die Pazifistenschule, von der Macdonald seine Inspirationen zu erhalten scheint, ab.

Aber es sind immerhin Zeichen vorhanden, daß Macdonald geneigt ist, diesen absoluten Pazifismus zu verlassen. Er hat sich zweifellos daran erinnert, daß England durch die Bestimmungen des Vertrages zu einer gewissen Gewaltanwendung verpflichtet ist. Wenn es gelingt, die Verpflichtung der gegenseitigen Hilfeleistung genauer festzusetzen, können wir hoffen, daß Frankreich mehr und mehr das Prinzip der unparteiischen Rechtsprechung, einschließlich seiner Anwendung auf die Interpretierung der Verträge und Kontrakte annehmen wird. Es ist kaum nötig, hervorzuheben, daß nach Annahme dieses Prinzips, die Art der Politik, die in den letzten drei Jahren verfolgt wurde, nicht länger möglich wäre und das Problem der Kriegsschuld nicht ständig beiseite geschoben werden könnte.

Dieser Weg wird nicht bessere und schnellere Erfolge zeitigen als die Forderung, daß die Alliierten in aller Form und Oeffentlichkeit ihr Verhalten zur Kriegsschuldfrage revidieren sollen. Anzunehmen, daß Regierungen in der Lage Macdonalds und Herriots deshalb, weil die Kriegsschuldparagraphen offensichtlich falsch sind, nun sofort diese Paragraphen ablehnen sollen, heißt, das Problem einer Regierung gar zu einfach auffassen, die Grenzen der Demokratie und die Borniertheit des Nationalismus verkennen. Wir haben alle unsere Nationalisten, und wenn wir uns alle zurzeit in der Lage befinden, daß wir die andern Völker um Nachsicht bitten müssen wegen Schwierigkeiten, die uns der Wahnsinn unserer eigenen Nationalisten bereitet, so sollten wir selbst dieselbe Nachsicht gegen andere Nationen walten lassen, die geradeso durch *ihre* wilden Männer bedrängt werden.

---

Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Ueber diese Frage ist sehr viel Gutes und Schlechtes gesagt worden. Ich glaube, die beste Antwort darauf ist: Wer will es ihm wehren, wenn es entschlossen ist? Allgemein gewordenen Grundsätzen gemäß handeln ist natürlich: der Versuch kann falsch ausfallen, allein es ist nun einmal zum Versuch gekommen. Diesem Versuche vorzubeugen müßten die Weisesten die Oberhand haben, und diese Weisesten müßten eine Menge der Weisesten oder der Unweisesten, gleichviel, kommandieren können, um die Vernunft der Besseren und den Gehorsam der Schlechtern immer nach derselben Seite zu lenken.

*Lichtenberg*

Die Herren boys blickten mir mißbilligend nach, als ich, ohne eine Rikscha zu nehmen, zu Fuß in die Stadt losging. Wo kam man hin, wenn sich die Fremden selbständig machten und sich eigenwillig von dem Leitseil lösten, das der vom Hotel aus dirigierte Rikschakuli darstellt.

Es hatte tüchtig geregnet, einzelne Tropfen fielen noch, und die Häuser längs des Kamogawa standen wie hinter einem Schleier. Eine Elektrische kam, ich sprang auf und ließ mich fahren, bis schmale Gassen mit bunten Papierlaternen zum Durchwandern lockten. Die Stadt versank langsam in anbrechender Nacht, Regen und den Nebeln, die vom Fluß aufstiegen. Es war seltsam erregend, ziellos durch die Gassen der fremden Stadt zu wandern, bis ich müde wurde und daran dachte, daß ich mir die Miyako Odori, die berühmten Kirschblütentänze, ansehen wollte.

Von der Shijodori, der Kyoto durchquerenden Hauptstraße, in die ich mich nach einigem Suchen gefunden, war es nach der Karte nicht weit nach der Tanzhalle. Eine Gasse geradeaus, dann links, dann rechts. Von der hell erleuchteten Hauptstraße, an der ein Kunst- und Kuriositätenladen neben dem andern all seinen lichten Glanz auf die regennasse Straße warf, in deren Pfützen er sich märchenhaft spiegelte, bogen die schmalen Seitengäßchen ab, dunkel und mystisch.

Ich ging, wie ich es mir der Karte nach eingeprägt, geradeaus, dann links, dann rechts. Aber statt der einen großen Tanzhalle, die ich erwartete, standen in schmaler Gasse eine ganze Reihe großer hellerleuchteter Häuser. Ich fragte, aber da ich nur verständnislose Blicke zur Antwort bekam, ging ich in das größte Haus, das mir noch am ehesten die Tanzhalle zu sein schien. Ich öffnete die papierne Schiebetür und stand in einem Raum voll sich entkleidender Frauen. Im Hintergrund öffnete sich eine Tür. Dampf quoll heraus und eine schlanke große, nackte Frau stand im Rahmen. Wie in einem Haremsbad hoben sich hinter ihr andere entkleidete Gestalten undeutlich aus dem Dunst des verdampfenden Wassers.

Mein plötzlicher Einbruch in das Frauenbad erregte nicht einmal sonderliche Aufregung, und ich glaube, die Verwirrung war fast auf meiner Seite größer, als ich die enge Gasse weiterschritt und sich die Vorstellung an mich herandrängte, daß rechts und links, von mir nur durch die dünnen, japanischen Wände von der Straße geschieden, Hunderte von Frauen sich entkleideten. Aber dann lief die Gasse auf einen lampiongeschmückten Weg aus. Autos und Rikschas drängten sich hier und steuerten auf die im Fackellicht erglänzende Tanzhalle zu.

Wenn man sich bei den Miyako Odori Logenplätze nimmt, be-

kommt man vor Beginn der Tänze noch eine Teezeremonie vorcelebriert. Nach der ein wenig abenteuerlichen Einleitung, die mir mein zielloses Schlendern eingetragen, hätte allerdings etwas anderes folgen müssen, als diese ziemlich den Bedürfnissen der Fremden angepaßte Ceremonie. Immerhin war es recht hübsch, wie die von blauer Seide und Goldbrokat strotzende Geisha umständlich den Tee bereitete. Da jedoch die Bereitung einer Tasse eine Viertelstunde dauerte und an die hundert Gäste anwesend waren, begnügte sie sich mit der einen Tasse für den zunächst sitzenden Besucher, und für uns übrige brachte eine Schar kleiner angehender Geishas den gleich fertig bereiteten Tee. Es waren Kinder von sechs bis zehn Jahren, die in grotesker Feierlichkeit hintereinander hermarschierten und sich würdig verneigend jedem Gast eine Tasse brachten. Der dicke, schaumig geschlagene Tee war jedoch für den solcher Genüsse ungewohnten europäischen Gaumen ziemlich ungenießbar, desgleichen die Bohnenkuchen, die danach auf irdenen Tellerchen serviert wurden. Da es jedoch nach japanischer Sitte höchst ungezogen gewesen wäre, eine angebotene Speise stehen zu lassen, so wickelten die meisten Anwesenden die Kuchen samt den Tellern in Papier und steckten sie ein.

Nach dieser feierlichen Ceremonie setzte ein plötzlicher Aufbruch und ein schier unheimliches Rennen ein, augenscheinlich um die besten Plätze. Dieses Rennen um die Plätze vollzog sich gemäß der Rangordnung. Nach den Inhabern der Logenplätze kamen die des zweiten Platzes und endlich die misera plebs des dritten, die sich mit einer Unmenge Kinder in dem weiten Parkett auf die Matten kauerte.

Die Bühne umschloß dreigeteilt das Parkett, und kaum waren hier die letzten Besucher noch hineingestopft worden, wie Kartoffeln in einen schon übervollen Sack, als nacheinander die drei Vorhänge hochgingen. Zur Rechten saßen auf langer schmaler Bühne die Samisen-Spielerinnen, zur Linken die Trommlerinnen, alle gleichgekleidet, gleichgerichtet und jede Bewegung so automatenhaft im Gleichtakt verrichtend, daß ein alter preußischer Feldwebel an solchem Drill seine reine Freude gehabt hätte. Die Mittelbühne war für die Tänzerinnen bestimmt, die jetzt von beiden Seiten an den Musikantinnen vorbei anrückten, sich trafen, neigten und ihre Kirschblütenzweige schwangen.

Die Tänze, die folgten, unterschieden sich nur durch das große Aufgebot an Musikantinnen und Tänzerinnen sowie durch die Pracht der Kostüme von den üblichen Geishatänzen. Die Dekorationen entsprachen nicht ganz der Kostbarkeit der Gewänder, aber es war lustig, wie auf offener Bühne die eine in die andere überklappte und aus einem Palast im Handumdrehen eine Winterlandschaft wurde, oder aus einem blühenden Pflaumengarten der Hafen von Tsuruga, was im Parkett lebhafte und laute Bewunderung auslöste.

Der Tanz endete gleich abrupt wie er begonnen. Vor den Ausgängen zogen die japanischen Besucher mit lautem Geklapper ihre Getas, die hölzernen Stöckelpantoffel an, während die Europäer die Leinenüberzüge von den Stiefeln streiften. Ein Gewoge von Rikschas und Motorwagen. Aber ich zog vor, auch diesmal zu Fuß zu wandern.

Auf der Shijodori lockten die Kunstläden. Es ist ein aufregender Genuß, aus einem in den andern zu wandern, die kostbaren Lackarbeiten, Silbervasen, Porzellane und Cloisoné in die Hand zu nehmen, zu betrachten und im Geiste sie alle zu besitzen. Die Händler bleiben immer gleich freundlich und zuvorkommend, auch wenn man nichts kauft. Sie wissen, man kommt immer wieder und kauft schließlich doch.

Aber heute abend gelang es mir noch einmal, mich von der kleinen eingelegten Silbervase loszureißen, die so kühl und schlank in der Hand lag. Um nicht weiter in Versuchung zu kommen, bog ich in eine Nebenstraße ein. Hier brannte in allen Häusern noch Licht. In hellen Flecken fiel es auf die Straße. Musik erklang: Samisengeklimper, Trommelschlag, dann Gesang heller Stimmen und halblaute, abgerissene Rufe.

Ich war ganz allein. Keinen Menschen sah ich auf der Straße, keinen an Tür oder Fenster, und die Phantasie hatte freie Bahn, all diese leuchtenden, lärmenden Häuser nach eigenem Gutdünken zu beleben, bis die Straße still und unheimlich wurde und ganz unvermutet auf den Kamogawa mündete, der schwarz den Steinkai entlanggurgelte und in dem die Lichter der fernen Shijobrücke wie ertrunken lagen, während im Ohr noch leise die hellen Geishastimmen aus dem Teehaus zitterten.

---

ZADIK

## WER WAR THEODOR HERZL?

Ist es nicht seltsam, daß in der jiddischen und neuhebräischen Literatur ein eigentlicher Naturalismus nicht existiert? Zwar an echtester Elendsmalerei ist kein Mangel. Aber vergebens sucht man die Gestaltung jener Bösen, die jedes Volk hat und jede Literatur, will sie nicht versanden, nachbilden muß. Am Können liegt es gewiß nicht: wer, wie Bialix, die Pogromhymne, oder, wie Perez, die goldene Kette schuf, wird schließlich auch imstande sein, einen Wucherer oder Mädchenhändler literarisch auf die Beine zu stellen. Daß dies, außer in leichtester humoristischer Form, nie geschah, beruht auf einem ungeschriebenen und ungesprochenen, aber um so fester gehaltenen Uebereinkommen: die Waffen, auch die schwächsten, zur Bekämpfung all der tausend bösen Anwürfe seitens der Wirtsvölker nie und nimmer aus der Hand zu legen, den Außenstehenden nichts zuzugeben von wirklichen Mängeln und

Schäden, mit dichtem Schleier bedeckt zu lassen, was krank und schlecht ist.

Ein wichtiger Paragraph dieses ungeschriebenen Gesetzes traktiert die Behandlung großer jüdischer Männer. Ein katholischer Geistlicher, der einen Heiligen unter die Lupe nimmt, ein preußischer Offizier, der einen vergötterten General kritisch seziert: sie riskieren bei weitem nicht, was ein Jude riskierte, der einen einmal für alle als groß erklärten Volksgenossen nach bestem Gewissen historisch abschätzt und einordnet. Noch nirgendwo las ich, daß beispielsweise der berühmte Historiker der Juden H. Graetz ein trockener Pedant ohne die geringste Einsicht in die seelische Struktur des Judentums gewesen sei — eine Tatsache, über die sich alle Einsichtigen untereinander klar sind. In allen jüdischen Literaturgeschichten wird von Mosenthal als von einem Dichter gesprochen — daß er ein gerissener Kitschier und nicht mehr war, bestreitet kein Sachverständiger.

Ich wage zu behaupten, daß es sich ähnlich mit Theodor Herzl verhält, dem Gründer des Zionismus. Sein zwanzigster Todestag brachte eine Hochflut von Aufsätzen, Artikeln, Erinnerungsblättern. Kein einziges unter ihnen, das den Mut zu einer effektiven Wertung der Erscheinung ohne rosa Brille aufgebracht hätte.

Hier aber scheint es mir notwendig, Wandel zu schaffen. Der Zionismus ist heut keine Sache einiger Idealisten mehr; er wurde wichtigste Angelegenheit des ganzen Judentums und damit eine hochpolitische Sache, die die ganze Welt, zum mindesten aber Europa und Nordamerika intensiv betrifft. Es geht nicht an, hier Legenden wachsen zu lassen, welcher Art sie auch seien. Die Juden brauchen und sollen die Wahrheit nicht scheuen — ganz besonders nicht, wo es um rein geistige Güter geht.

Die allgemeine jüdische Schätzung wertet Herzl als den Messias des Zionismus. Sie stellt ihn, wenn schon nicht durchaus quantitativ, so sicher qualitativ in eine Reihe mit jenen großen, vom Geiste besessenen Religionsstiftern, die aus der unendlichen Tiefe ihrer Gotterfülltheit heraus ihr glühendes Herz auf eigenen Händen dem Volke voraustrugen als Leuchte auf dunklem Pfade zum ewigen Licht. Der letzte in Israel, der ähnliches tat, war der Baal Schem, der Gründer des Chassidismus. In ihm finden wir wirklich Jenes, was den Schöpfer scheidet vom tüchtigen Menschen, was nie zu erwerben, sondern Gnade von Gott ist: den unaufklärbaren Zusammenhang mit dem Ewig-Mystischen; jenes dem Sterblichen unerklärbare Einssein mit der Urmacht, mit dem Kosmisch-Chaotischen, das über allen Verstandesgaben, und seien sie noch so groß, erst den vom Gotte Besessenen zeichnet.

Dies alles aber fehlt bei Theodor Herzl.

Wer war er?

Ein begabtes jüdisch-ungarisches Kind lernt auf dem Gymnasium vorzüglich und zeigt bald jene außerordentliche Gewandt-

heit in der Handhabung der deutschen Sprache, die so viele Juden auszeichnet. (Seltsam, daß Leuten wie Hofmansthal und Wassermann gerade diese Gewandtheit abgeht!) Der junge Herzl wird ein tüchtiger, ja vorzüglicher, außerordentlich gesuchter Journalist. Er hat viel gelernt und unendlich viel gelesen; nur vom Judentume weiß er so gut wie nichts. Einiges Aeußerliche ist ihm natürlich oberflächlich bekannt; aber bis zu seinem Tode blieb ihm Hebräisch eine fremde Sprache. (Für den, der Mauthner begriffen hat, ist damit eigentlich schon alles gesagt.) Sein Judentum ist ihm, wenn nicht geradezu lästig, so gleichgültig.

Da, durch irgend ein zeitliches Ereignis beruflich gezwungen, streift sein Auge die Judenfrage. Sein erfinderischer, auf entlegene feuilletonistische Pointen trainierter Kopf kommt auf die Frage: sollte es nicht möglich sein, Juden in Palästina, ihrer alten Heimat, wiederum anzusiedeln?

Sein kluger, feiner Kopf kommt auf die Frage. Nicht sein von Sehnsucht und Liebe berstendes Herz: das kann man sich nicht erwerben im fünfunddreißigsten Jahre — das muß von Gott im Anbeginn gegeben sein und man trägt es als schwerste und seligste Last von frühster Jugend auf. Die Herzlsche Idee entstand genau wie die des Türkenhirsch, die Juden in Argentinien anzusiedeln: aus einem klugen und weitblickenden Hirne, das von anständigster Gesinnung und vornehmer Herzensbildung bedient war. Herzls Kopf, auf große politische Kombinationen beruflich eingeschult, erkannte mit Blitzesschnelle die Tragweite seines Einfalls, wurde sich klar, daß es sich diese Idee in die Tat umzusetzen verlohne: Hier war die Möglichkeit, die Sehnsucht zweier Jahrtausende zu stillen, eine Erlösertat zu begehen, Unsterblichkeit zu pflücken. Und da sich Herzl mit Recht als ein Mann fühlte, dem die Möglichkeiten zur praktischen Ausführung an die Hand gegeben waren, tat er, was gut und edel war, und widmete mit märtyrerhafter Aufopferung und Tatkraft den nicht großen Rest seines Lebens seiner Idee.

Ein Idealist reinsten Wassers, wenn man will, ein edler, selbstloser Führer. Aber kein Großer entscheidenden Formates. Hierzu fehlte ihm eben das große Unbewußte, die Besessenheit, das Erfülltsein von Gott.

Lest seine Tagebücher. Lest vor allem seinen Roman „Neuland“. Wer überhaupt imstande ist, solche Erzählung zu schreiben, der mag ein angenehmer Schriftsteller, ja gewiß ein glänzender Agitator sein — ein Auserwählter ist er nie und nimmer. Solch einer ordnet nicht geschickt an: er läßt wachsen. Er hat, was jenem ewig fehlt: den Sturm in der Brust, das Göttliche.

Gott hat dem Theodor Herzl, dem Tüchtigen, Klugen, Gütigen, die große Idee gegeben. Gewiß zum Wohl und Heil seines Volkes:

denn die Uebertragung solcher Idee in die Tat ist nicht Sache der Besessenen, sondern der Weltläufigen. Wir Juden, gleichgültig welcher Observanz immer, werden in vielen Jahrzehnten noch Herzl zu danken und ihn zu lieben haben. Aber nur die Lumpe sind bescheiden. Dreißig Jahre nach der Conception des göttlichen Gedankens muß es nicht erlaubt, sondern geboten sein, dessen Empfänger als das zu zeichnen, was er war. Das Judentum, das an inneren Kräften immer noch stärkste europäische Gebilde, braucht keine Legenden. Es sei dankbar und erkenntlich für jeden, der ihm Gutes tat. Aber es scheide in nie schlummerndem Verlangen menschliche Tüchtigkeit von göttlicher Erfülltheit. Und harre weiter auf jenen Messias, der ein Teil ist des Herren, bis dieser ihn sendet.

---

WILHELM LEHMANN

## DER GOTT UND DIE MAGD

Eine Bremse sticht die melkende Magd.
Der Gott schläft unbewegt. .
Bis das weiße Licht des entblößten Knies
Die hyazinthenen Lider schlägt.

Sie flieht den Geblendeten, der als Schrei
Aus der Habichtskehle rüttelt,
Als Horn aus der Stirn des Widders keimt
Und als Lende des Hengstes sich schüttelt.

Kann die göttliche Gier die gehörige Welt
Wie der Imker den Bienenschwarm zwingen,
Muß des Gottes einsam glühender Mund
Wie dürre Erde zerspringen.

Das Rebhuhn tanzt um den heimlichen Leib
Und sträubt den bezauberten Rücken,
Die Forelle drängt an die spielenden Zehn:
Die Badende muß sich bücken —

Sie schleudert lachend den Fisch aufs Land
Und sieht einen Knaben liegen,
Dem das lautlos klagende hohe Gesicht
Die hitzigen Tränen verbiegen.

Da sinkt sie mit willig zitterndem Schoß —
Gemähte Garbe dem Schnitter —
Ohnmächtig stampfte über ihr Bett
Ein göttliches Gewitter.

# DIE GESCHÄNDETE JUNGFRAU

Motto: „Ich werde nicht viel Soldaten benötigen."

(Die Jungfrau von Orleans in der Ausdrucksweise des Herrn Siegfried Trebitsch.)

Zu Beginn dieses Jahres fanden, erst in New York, dann in London, die ersten Aufführungen von Shaw's „Heiliger Johanna" statt. Damit ist ein Werk in die Welt getreten, das alles Gerede vom Sterben des Dramas zunichte gemacht hat. Wenn im ganzen Jahrhundert kein bedeutendes Drama mehr geschrieben würde: allein um der „Heiligen Johanna" willen werden spätere Geschlechter das ganze Jahrhundert zu den hohen Zeiten des Dramas rechnen müssen. Vielleicht werden andere Werke Shaw's vergehen: die „Heilige Johanna" ist auf der Insel entstanden, auf der Shakespeare gelebt hat.

Johannas Gang über eine durch Begriffe, Traditionen, Eitelkeiten und Würden entgötterte Welt. Johanna hat keine Feinde, die „Ränke spinnen" und ihr Verderben suchen: sie hat das Unglück, anders als alle Menschen zu sein, weil sie keine Rücksichten, keine Vorbedingungen für Macht und Recht, keine Schachzüge und auch kein Mißtrauen kennt: sie hört auf die Stimmen der Heiligen, die im Geläut der Glocken zu ihr sprechen. Sie kann ihr Werk tun, solange Frankreich sie braucht. Der Erfolg stürzt sie. Bis zuletzt glaubt das Inquisitionsgericht zu Johannas Bestem zu handeln. Noch nie ist von einem Dichter so peinvoll und doch unendlich versöhnend geschildert worden, daß wir alle, und auch bei heißestem Bemühen, aneinander vorbeireden. Der Fluch der Macht, der Fluch der Religion, der Fluch der Bildung und Erziehung, alles, was den Menschen entmenscht, was ihm Prinzipien und Verpflichtungen auferlegt — all das steht gegen die stille Notwendigkeit und die kluge Naivität der heiligen Natur. Im Jahre 1920 wird Johanna heilig gesprochen. Im Epilog tritt der Sendbote des Papstes selbst auf. Wäre Johanna nicht auch im Jahre 1920 verbrannt worden?

Ein neuer Stil Shaw's. Ein neuer Stil des Historienstücks. Geschrieben in einer fast besessenen Sprache von unerhörtem Wohllaut, mit kühnen Wortbildern und nie ermattendem Schwung. An keiner Stelle wird „bewußt historisch" gesprochen, an keiner Stelle ein falscher pathetischer Ton, vielmehr oft bissige Bemerkungen, Witze, Anspielungen auf das 20. Jahrhundert. Aber alles von zwingender Einheitlichkeit. Ein Sprachwerk, herrlich in seiner Präzision und abgerundeten Klarheit.

Dieses Werk wird im kommenden Winter über alle deutschen Bühnen gehen, und es könnte bei uns noch viel mehr Widerhall finden als in England und Amerika, es könnte eine unserer großen Erschütterungen werden. Um es zu verstehen, haben wir es leider, leider vorher zu übersetzen. Selbst die beste Uebersetzung kann nie dem Original . . . — das alte Lied!

Wie sieht die Handhabung des Shaw-Uebersetzens in Deutschland aus? Sämtliche Rechte und Pflichten, die sich auf Shaw erstrekken, wurden vor einer Reihe von Jahren von einem Herrn erworben, dem es wohl ansteht, sich selbst als „immerhin einen deutschen Schriftsteller“ zu bezeichnen. Shaw ist ein deutscher Klassiker geworden — wird man sagen — also können die Verdienste dieses Herrn (der beiläufig auf den Namen Siegfried Trebitsch hört) nicht gering sein. Nun, an der neusten Probe seiner Betätigung möge endlich einmal untersucht werden, ob nicht Shaw, von allen Kräften seines Uebersetzers gehemmt, um den Eintritt bei uns ringen mußte, — möge endlich einmal dargetan werden, daß Shaw's Sieg in diesem Kampf nur auf jenen Eigenschaften beruht, die jenseits aller Uebersetzer liegen, jener Eigenschaften, die vor anderthalb Jahrhundert auch Shakespeare trotz Eschenburg zu uns gebracht haben.

Allerdings ist Herr Trebitsch, wie er selbst freimütig bekennt, „seit seinem vierten Lebensjahr an die englische Sprache zuerst sprechend, dann lesend, und schließlich schreibend gewöhnt worden.“ (Man beachte das Ungewöhnliche in der Reihenfolge!) So glaubt er gerüstet zu sein, auch die „Heilige Johanna“ seinem Volke vermitteln zu dürfen. Immerhin verhindert diese ungewöhnliche Kenntnis der englischen Sprache nicht, daß Herr Trebitsch zur Kontrolle seiner Arbeit „einen bedeutenden lebenden Dichter“ heranzieht, die — alles nach Herrn Trebitschs eigenen Worten! — „ein hervorragender Philologe nach einer anderen Richtung hin bereits durchgesehen hat“. Und eine vierte Instanz in freundschaftlichem Bestreben streicht kurz vor dem Druck noch alle erreichbaren Schnitzer heraus.

Es ist also zunächst festzustellen, daß ein Literat, der sich berufen fühlt, Shaw zu übersetzen, und der sich insbesondere berufen fühlt, die „Heilige Johanna“ zu übersetzen, nicht Manns genug ist, seine Arbeit allein zu machen. Er versucht das erstaunliche (und aussichtslose) Experiment, einen Dichter wie Shaw durch die Mittel verschiedener Autoren ausdrücken zu lassen. Seine Arbeit klingt wie die Bemühung einer ganzen Schulklasse. Ein fremdes Original soll in der eigenen Sprache wiedergegeben werden, der Eindruck einer Orginalarbeit soll erreicht werden, und Herr Trebitsch löst die Aufgabe dadurch, daß er ein ganzes Konsortium durcheinander, ineinander, übereinander reden läßt.

Ehe nun die Eignung des Herrn Trebitsch zum Shaw-Uebersetzer durch Vergleiche mit dem Original erläutert werden soll, mögen — unter Berufung auf das diesem Aufsatz vorgesetzte Motto! — einige Proben aus der soeben in der „Neuen Rundschau“ veröffentlichten „Heiligen Johanna“ die Qualität des Trebitsch-Deutsches dartun. Eigentlich braucht man zur Beurteilung einer Uebersetzung sich um den Originaltext gar nicht zu kümmern. Wenn der Uebersetzer eine selbständige zwingende Sprachleistung vollbringt, hat er in 99 von 100 Fällen gut übersetzt. Wenn er ein Beamten-

deutsch schreibt, muß man zur näheren Feststellung des Tatbestandes zum Original greifen. Im Falle Trebitsch kommt man vom Blättern im Original überhaupt nicht los.

Aus Herrn Trebitschs Dichterheim:

„Johanna: In Toul hat mich ein Mann wegen Nichteinhaltung des Eheversprechens verklagt."

„Ich bin kein bloß politischer Bischof."

„Wir anerkennen keinen Herrn."

„Nach diesem Tränenerguß wirst du dich erkälten, Johanna."

„Warwick geht durch den Hof hinaus. Bei seinem dortigen Auftauchen usw." (Szenische Anweisung.)

„Inquisitor: Ich gebe mit aller Achtung zu bedenken, daß uns die Jungfrau, wenn wir darauf bestehen, sie wegen einiger lumpiger Fragepunkte anzuklagen, in denen wir sie vielleicht als unschuldig erklären müßten, uns bei der großen Hauptanschuldigung der Ketzerei, wobei sie bis jetzt auf ihrer Schuld förmlich zu bestehen scheint, entkommen könnte."

„Inquisitor: Fühlst du dich nicht wohl?' ,Johanna: Danke gütigst." (! !)

„Johanna: Ich nehme den Boten Gottes zur Kenntnis."

Diese Liste können sich Interessenten nach Lust und Geschmack beliebig erweitern. Nun mag zugegeben werden, daß dieser Wortschatz an Plattheiten, diese Fähigkeit zur Verschachtelung, diese Meisterschaft im Unfreiwillig-Komischen vollständig zur Herstellung der eigenen Werke unseres Herrn Trebitsch ausreicht: — wenn aber mit diesem Rüstzeug die „Heilige Johanna" geschändet wird, kann man sich eines freundlichen Protestes nicht erwehren.

Obwohl Herr Trebitsch seit seinem vierten Jahr . . . usw. . . . an das Englische gewöhnt ist, hat er noch niemals den Unterschied zwischen dem Englischen und dem Deutschen begreifen können. Beide Sprachen sind von einander so verschieden, sind zwei so verschiedene Kunstmittel, daß man mehr als Lexikonwälzer sein muß, um die eine durch die andere auszudrücken. Herr Trebitsch ist der typische Lexikonwälzer. In seiner ganzen Uebersetzung kommt kein einziges Wort vor, das nicht in einem Sekundanerlexikon stünde. Er ist nicht in der Lage, selbst ein Wort zu bilden: er übernimmt, was er dort findet. Ihm ist völlig unklar, daß dem Englischen ganz andere Konstruktionen eigentümlich sind als dem Deutschen. Im Englischen gibt es keine Schachtelsätze (zum mindesten bei Shaw nicht) — lange Sätze sind so klar und durchsichtig, wie sie im Deutschen es niemals sein können. Herr Trebitsch übersetzt sie wörtlich: zu der Erleuchtung, gelegentlich einen langen Satz zu teilen, ist er nicht gekommen. Er schwelgt in der gewissenhaften Anwendung von Konjunktiven, er stapelt ein blutloses Imperfektum auf das andere, statt das dem Deutschen geläufige Perfektum zu wählen, (das fast immer die Stelle des englischen Imperfektums zu vertreten hat).

Uebersetzen heißt balancieren, heißt hier bewußt Werte fallen

lassen, um dort bewußt Werte zu schaffen, heißt hier hinter dem Original zurückbleiben, um es dort zu übertreffen: anders ist die Kompromißaufgabe niemals zu lösen. Selbst da, wo Herrn Trebitsch einmal zwei Zeilen lang kein Verstoß gegen das Original oder die deutsche Sprache nachzuweisen ist, klingt seine Uebersetzung wie ein Polizeibericht. Ihm fehlt jeder Rhythmus, jede Melodie, jede Möglichkeit zu sprachlichem Witz: er schleppt sich mit ängstlichem Schweiß von Stilblüte zu Stilblüte. „Ich werde nicht viel Soldaten benötigen" — wer das über die Lippen bringt, wer das über die Lippen dieser Johanna bringt, dem fehlen die Voraussetzungen ein Kunstwerk überhaupt zu begreifen, — — der mußte Shaw-Uebersetzer werden!

Herr Trebitsch glaubt, daß er das Wesen Shaws trifft, wenn er gelegentlich ein ganz modernes Wort einstreut. Shaw gebraucht zwar im ganzen Stück die Worte unserer Sprache, verwendet unsere Begriffe, aber nicht um dadurch eine komische oder eine besondere Wirkung zu erzielen (im Gegensatz etwa zu Shakespeare), sondern weil eben wir nicht anders sprechen. Herr Trebitsch kann Selbstverständliches nicht anders als grob ausdrücken. Der Dauphin sagt: I have given the command of the army to The Maid. Herr Trebitsch bildet daraus folgendes Ungeheuer: Ich habe das Armeeoberkommando der Jungfrau übertragen. — Woraus nimmt Herr Trebitsch die Berechtigung, ein solches Barbarenwort zu verwenden?

Oder er wird burschikos. Der von der Jungfrau heilig besessene Poulengey sagt voll Ehrfurcht von ihr: There is something about her. Trebitsch: Etwas ist los mit ihr. (Das soll wohlüberlegtes Shaw-Charakteristikum sein!)

Aber seine Lieblingsbeschäftigung ist die Anbringung überflüssiger Füllworte. Es wimmelt nur so von: nun, schon, ungemein, doch (vor allem: doch!), vielleicht, wirklich usw., wodurch man mühelos jedem Satz eine wirkungsvolle Schwammigkeit, Unpräzision und Unklarheit geben kann. Wie wenn einer den Homer mit sämtlichen Füllworten übersetzen wollte! Auch im Englischen haben die Füllworte oft nur rein klangliche Bedeutung, und bei der Uebersetzung ins Deutsche, das allen Füllworten abhold ist, trifft man den Klang des Englischen am besten, wenn man die Füllworte fortläßt, oder ihre Wirkung in die deutsche Wortstellung verlegt. Man kann nämlich — Vademekum für Uebersetzer! — dadurch beträchtliche Wirkungen erzielen, daß man die Worte möglichst prägnant anordnet: privilegierte Shaw-Uebersetzer schreiben die Worte genau in der Reihenfolge des Englischen hin.

Shaw also spricht das Englisch seiner Tage (mit gewissen Färbungen). Seine Menschen reden sich an wie wir uns anreden. Um das auszudrücken, verfällt Herr Trebitsch auf die ungemein lebendige Anrede „Ihr", anstatt wie es das Original verlangt: „Sie". Es kommt somit vor, daß der König angeredet wird: „Ihr unartiger Junge!"

Wie gut das „Sie“ klänge, läßt sich aus drei einsamen Stellen der Uebersetzung ohne weiteres feststellen, wo anscheinend einer aus dem Konsortium in richtigem Instinkt ganz unvermittelt zwischen den Wust des „Ihr, Euch und Euer“ und zum Verdruß des Chefs ein sehr wirkungsvolles „Sie“ angebracht hat. — Die Sorgsamkeit, mit der die ganze Arbeit zusammengeschweißt wurde, ist nicht gerade bestechend. Es fehlen eine Menge szenische Anmerkungen, es fehlen ganze Repliken. Das Amüsanteste ist, daß Herr Trebitsch eine Stelle, in der König Karl angeredet wird, von König Karl sprechen läßt, obwohl der Inhalt dieser Stelle und die äußeren Umstände so klar und eindeutig sind, daß nur jemand, der kein inneres Verhältnis zu seiner Arbeit hat, einen so grotesken Fehler begehen kann.

Nachdem sich nun herausgestellt hat, daß der deutsche offizielle Shaw-Uebersetzer nur sehr mühsam deutsch spricht, stellt sich — was ernster ist — heraus, daß er trotz seines vierten Lebensjahres nur über ein Primanerenglisch verfügt. Die Folge davon ist, daß sich vom groben Schnitzer bis zur sinnentstellenden Fälschung alle Kategorien der Hilflosigkeit bei ihm finden. Einige Beispiele müssen genügen, um die Methode zu kennzeichnen.

Blaubart begrüßt den Erzbischof und den Lordkämmerer: „Your faithful lamb, Archbishop. Good day, my lord.“ Trebitsch: „Guten Tag, Eminenz. Euer gläubiges Lamm, Eminenz.“ — Wie soll der deutsche Regisseur wissen, daß der eine Gruß dem Erzbischof, der andere dem Kämmerer gilt? Fälschende Flüchtigkeiten dieser Art sind zahllos.

„Laugh at him“ müssen nicht nur Sekundaner mit: „lachen über ihn“ übersetzen. Trebitsch: „lachen ihn an.“ (Wahrscheinlich hat er unter „at“ nachgeschlagen.)

„Where be Dauphin“ sagte Johanna bei ihrer Ankunft am Hof. Dauphin ist für sie eine Art Eigenname. „Wo ist Dauphin?“ Herr Trebitsch, der weiß, daß Dauphin kein Eigenname ist, stellt diesen Fehler Johannas richtig: „Wo ist der Dauphin?“

„Gentle little Dauphin“, redet sie ihn an. Herr Trebitsch hat für gentle im Lexikon „edel“ gefunden. Es heißt aber, denn dies ist eine gebräuchliche Wendung, „Lieber kleiner Dauphin“.

„Charlie“, sagt sie zu ihm. Charlie heißt Karlchen, denkt Herr Trebitsch. Und Karlchen wird hingeschrieben. Aber der Reiz, der gerade um das Wort Charlie für jeden Engländer ist (durch Volkslieder und alte Geschichten), geht durch das banale Karlchen für uns verloren. Wenn sie Charlie sagt, ist es süß. Wenn sie Karlchen sagt, ist es albern. Hier, Herr Trebitsch, fangen die Aufgaben eines wirklichen Uebersetzers an!!

„Horrid boy“, sagt der Dauphin von seinem kleinen Sohn, das bedeutet: gräßliches Kind. Herr Trebitsch: Entsetzlicher Bube. Obwohl „Bube“ im Lexikon als letzte Bedeutung von „boy“ steht, und obwohl Bube für uns eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat.

„Mind you stand by and dont let me bullied", sagt der ängstliche Dauphin zu Johanna. Trebitsch: „Gib acht, bleib bei mir, und laß mich nicht tyrannisieren". Wenn man schon sich so schwerfällig ausdrücken muß — zum mindesten muß es heißen: tyrannisiert werden! Hoffnungslos! Hoffnungslos!

„Wondering" — neugierig, übersetzt Trebitsch mit: „sich wundernd". Einer der beliebtesten Tertianerfehler.

Wenn Johanna schlicht zu Dunois sagt: „Dear comrade in arms" donnert und schmalzt Herr Trebitsch: „Teurer Waffenbruder!"

„Effusive courtesy" heißt nicht „beflissene", sondern „übertriebene Höflichkeit". Eins der vielen Beispiele für Sinnfälschung.

„Blessed Michael" (Der heilige Michael) übersetzt Trebitsch: „der selige Michael". (Wann ist er gestorben?)

Manchmal totaler Unsinn: „It (Es) goes deep, my lord. It (Es) is the protest of the individual soul etc." heißt bei Trebitsch: „Ihr geht in die Tiefe, Eminenz. (! !) Ihr seid der Protest . . . (Untrüglicher Beweis dafür, daß man, gegen Konkurrenz durch das Gesetz geschützt, sich bei der Verfertigung von Shaw-Uebersetzungen überhaupt nichts zu denken braucht.)

„Let her burn" (sie soll verbrannt werden) wird wiederholt mit: „Sie soll brennen" übersetzt. (Beweis dafür, wie kläglich der Uebersetzer am Wort klebt. Nicht einmal einen so einfachen Satz kann er umbilden.)

„Jangling" kann zwar „Geläute" heißen, aber da es in diesem Fall gerade kein Läuten, sondern ein Lärmen war, ergibt sich die Konsequenz (selbst wenn das Lexikon sich bereits ausgesprochen hat), noch einen Augenblick selbsttätig nachzudenken.

Es war einer der größten Augenblicke der englischen Aufführung, als Johanna ihr blasses Gesicht emporhob, und von den Stimmen sprach, die sie in den Glocken hörte, und zu den vier Schlägen der Uhr ihre Sprüche sang. Nun muß man wissen, daß die Uhren englischer Kathedralen zu jeder Viertelstunde vier Schläge tun: Grundton, Sekunde, Terz, und Quart nach unten. Die Töne bleiben die gleichen, aber ihre Reihenfolge ist bei jedem Stundenviertel verschieden. In diesen vier wundervoll klingenden Glockenschlägen hört Johanna ihre Botschaften, die im Englischen so lauten und so gedruckt sind: Dear-child-of-God. Be-brave-go-on. I-am-thy-Help. God-will-save-France. Bei der Uebersetzung mußte es vor allen Dingen darauf ankommen, die Viersilbigkeit dieser Sprüche zu betonen, nur dann können sie gesungen werden. Wie übersetzt Herr Trebitsch, der keine Ahnung von der Eigentümlichkeit dieser Glocken hat? „Teures Gotteskind. Sei tapfer, schreite voran. Ich bin dein Hort. (Stimmt zufällig.) Gott wird Frankreich retten."

Diese Leistung wird nur noch von einem prächtigen Sextanerfehler übertroffen. „Warwick calls for attendance" — Warwick ruft

nach der Dienerschaft. Selbst eine so einfache Situation vermag Herr Trebitsch nicht zu begreifen, und produziert ein: „er ruft um Beistand!“

Durch eine solche Uebersetzung wird Deutschland im kommenden Winter mit einem der größten Dramen, die je geschrieben sind, bekannt gemacht. Man müßte die Grabfiguren der Medicäerkapelle in Schabefleisch nachbilden, um sich eine Parallele zur Verdeutschung des Herrn Trebitsch zu schaffen. Seine Uebersetzung der „Heiligen Johanna“ ist eines der größten Verbrechen, das jemals die zünftige Handwerkerliteratur gegen einen großen Geist begangen hat. In Rußland, wo man sich für solche Dinge mit größerer Leidenschaft interessiert als bei uns, würde man Volksversammlungen einberufen, und nicht ruhen, als bis dem geschäftstüchtigen Kleinhändler die Konzession entzogen wäre. Wir haben vor einer Reihe von Jahren, als Strindberg für uns schon gleichgültig geworden war, einen Schering-Skandal gehabt (ob berechtigt oder nicht, tut hier nichts zur Sache). Die „Heilige Johanna“ wird uns niemals gleichgültig werden, und es ist eine Forderung unseres Gewissens, daß die wirkliche deutsche Uebersetzung dieses größten Shaw-Werkes nicht lang auf sich warten läßt.

---

BRUNO FRANK

## MARY QUEEN OF SCOTS

Mein Freund Alexander erzählte:

Die schroffen Kreideklippen von Dover stiegen aus dem Meere auf, und schon hatte ich Lust, den nächsten Dampfer zu nehmen und nach dem Kontinent zurückzufahren. Das Wetter war häßlich, das Meer fast schwarz, und die Insel England zeigte sich unsagbar abweisend und feindselig.

Ich fuhr nach London aus mehr als einem Grund. Der berufliche war nicht der stärkste, Neugier auch nicht. Ich fuhr hinüber, um einen Haß loszuwerden, dessen ich mich schämte.

Mich hatten die Engländer im Kriege gefangengenommen, und in ihrer Gefangenschaft war es mir nicht gut gegangen. Man mißhandelte uns nicht, man ließ uns auch durchaus nicht hungern, aber man behandelte uns wie Menschen sechster Ordnung, wie Geschöpfe, die nun leider einmal unter dem Völkerrecht und unter dem Recht des Himmels stehen und deshalb bedauerlicherweise nicht ausgetilgt werden dürfen.

Solange der erste Kommandant regierte, konnte es gehen. Das war ein älterer Major, in Indien zum Krüppel geschossen, der schließlich finden mochte, daß wir ihm immer noch näher standen

als die Afridis, und den im übrigen nur sein Bridge und die Kynologen-Zeitung interessierten. Er wurde jedoch bald abgelöst von einem blutjungen Herrn, Oberleutnant seinem Rang nach, der sich in Flandern ausgezeichnet hatte und dort verwundet worden war. Schon seine Jugend war eine Herabsetzung für uns. Man besprach dies lebhaft.

Man hatte bald anderes zu besprechen. Mit allen Vergünstigungen war es vorbei. Der neue Herr ließ uns das Notwendige, aber das Ueberflüssige, notwendiger noch als das Notwendige, wurde uns entzogen. Wir durften keinen Sport mehr treiben; Sport ist für Menschen. Wir durften keine Bücher mehr empfangen; Bücher sind für Kulturgeschöpfe. Wir durften nicht mehr dreistimmig singen; Gesang ist für freie Seelen. Oede und Trübsal fiel auf das ganze Lager, die Tage waren dreimal so lang, und alle Hoffnung schien ausgelöscht.

Wir sahen ihn. Er war ein eleganter Offizier, sehr gerade, mit einem hübschen, ganz leeren Gesicht, den Arm trug er in der Binde und auf der Brust vier Kriegsorden. Wenn er inspizierte, und er tat es häufig, sah er niemand ins Gesicht. Auch ein Gutsherr, der seine Ställe inspiziert, sieht ja den Kühen nicht ins Gesicht, sondern aufs Euter oder sonstwohin.

Auch die bewachende Mannschaft änderte augenblicklich ihren Ton. Uebergriffe kamen auch ferner nicht vor, kein eigentliches Unrecht. Aber die englischen Soldaten waren ganz plötzlich keine Menschen mehr für uns, sondern bewachende Maschinen.

Wegen einer vermeintlichen Unregelmäßigkeit wurde ich zum Kommandanten gerufen. Ich vermochte mit einigen Worten das Mißverständnis aufzuklären, und es erfolgte nichts. Niemand wurde bestraft. Dennoch verließ ich das Bureau mit Wut und Haß im Herzen.

Er hatte über mich weggeblickt mit seinen leeren, dummen Knabenaugen, er hatte mit einer Stimme zu mir gesprochen, in der jeder Ton eine unermeßliche Gnade war. Ich kannte ihn ganz. Er war die Nation, die mitten in Europa einen Kolonialkrieg führte. Er focht für die Zivilisation. Er zweifelte nicht. Er glaubte an die Hunnen, er glaubte an alle Greueltaten. Für ihn gab es Schwarz und Weiß, Schuld und Reinheit. Er dachte nicht nach über die Hintergründe, die jedes geschichtliche Geschehen hat. Ihm waren die großen Worte eine Realität, für sie war er marschiert, für sie stand er hier. Er hätte es gar nicht verstanden, wenn sich ein Barbar menschlich hätte mit ihm auseinandersetzen wollen. Seinem armen engen trockenen Hirn war längst alles entschieden, eigentlich war nie etwas zu entscheiden gewesen. England führt seine Kriege für die Tugend; ein Engländer und eine Dame haben immer recht; wer beim Händedruck den Hand-

schuh anbehält, ist kein Gentleman. Er stand auf einer Kreideklippe.

Achtzehn Monate dauerte unter seinem Kommando unser ödes Elend. Ich nahm einen tiefen Ekel vor England und englischem Wesen mit nach Hause.

Dies erschien mir selbst unwürdig. Ich kannte ja doch das Land und das Volk; ich wußte ja doch, daß nicht nur mein kleiner armseliger Offizier englisch war, sondern auch gewisse andere Leute, Keats und Shelley und Swinburne zum Beispiel. Aber ihre Verse, die ich einst so sehr geliebt hatte, klangen mir nicht mehr, ich hörte sie in seiner kalten toten Knabenstimme, und sie waren ohne Zauber, ohne Duft. Ich hatte einst englische Häuslichkeit geliebt, aber jetzt haftete mir nur langweilige Respektabilität im Gedächtnis; ich hatte einst englische Kühnheit geliebt, aber jetzt gestand ich nur Phantasielosigkeit zu, die sich den Tod nicht vorstellen kann; ich hatte einst englische Rechtschaffenheit geliebt, aber jetzt schien sie mir ohne Herz, ohne Wärme. Der armselige Leutnant warf mir seinen langweiligen Schatten über das ganze Eiland.

Ich schämte mich. Ich spürte die ekelhafte Lepra des Nationalhasses an meiner Seele. Im Gespräch ertappte ich mich dabei, daß ich von englischem Fischblut sprach, von englischer Bigotterie, von englischem Cant, wie irgend ein Zeitungsleser. So fuhr ich schließlich hinüber, um mich in der Wirklichkeit des großen Landes von allen Formeln und Worten und Redensarten und von dem fatalen Eindruck meines Lagerlebens reinzuspülen.

Die ersten Tage in London brachten mich nicht weiter: Meine Geschäfte waren bald erledigt, leicht und angenehm, wie ich zugeben mußte. Ich sah dann eine Anzahl meiner Bekannten, war auch zwei- oder dreimal in Familie; man zeigte sich unverändert. Ich aber war verändert, mich würgte von erlittener Unbill ein Druck in der Brust und in der Kehle. Ueberall saß der Offizier mit bei Tische, kalt, platt, töricht und unangreifbar.

Ich fing es anders an. Wie ein Fremder, der zum ersten Mal am Victoria-Bahnhof ausgestiegen ist, ging ich allein in der Stadt umher, um aufs Neue das Gesicht von Englands Größe zu sehen.

Ich ging, wie so oft in früherer Zeit, um die Stunde des Geschäftsschlusses zur London-Bridge und wartete von der City her den Menschenstrom ab. Mit dem Glockenschlag begann er zu fluten, tausendweis, zehntausendweis, hunderttausendweis, in eiligem Tempo, ohne Gedräng, ohne den kleinsten Streit, ohne Laut. An dieser Stelle hatte ich sonst tiefer als irgendwo Englands ruhige Gewalt empfunden. Jetzt sah ich ein ungeheures Defilee von Automaten, zu blutlos, zu leblos für irgend eine Unordnung Mein Oberleutnant hunderttausendfach.

Ich versuchte es mit den Docks und marschierte wie einst stundenlang zwischen den Lagerhäusern und Packhöfen und Gewölben dahin, unter sich kreuzenden Kranen hindurch, um die eingeschnittenen Bassins herum, wo auf Schiffen aller Größe und Herkunft Menschen aller Farben mit Ballen und Fässern und Kisten aller Inhalte hantieren. Eine Viertelstunde weit roch es nach Oel, dann eine Viertelstunde weit nach Kaffee, nach Wein, nach Leder, nach Tabak, nach Gewürzen, die ich gar nicht einmal bestimmen konnte. Ich sah die Quantität, die ungeheure, aber sie lebte mir nicht. Wer ohne Phantasie ist wie mein Offizier, wer ohne menschliches Fühlen ist wie mein Offizier, dem, dachte ich nur, muß ja jeder Gewinn reifen, worüber sollte er straucheln!

Die Religion ist dort im Lande noch eine Macht, eine gesellschaftliche gewiß, aber auch eine seelische. Am Sonntag in der Kathedrale sprach ein hoher Würdenträger, ein sehr berühmter Prediger. Ich ging hin. Er war alt und fett, aber wie er anfing zu reden, sah ich hinter seinem ovalen Gesicht fahl durchscheinend die schmalen, leeren Knabenzüge meines Offiziers. Vier Arten von Menschen, sagte der berühmte Prediger, wolle er unterscheiden. Erstens solche, die anständig seien, aber nicht fromm. Diese, sagte er, werden noch fromm. Zweitens solche, die fromm seien, aber nicht anständig. Diese, sagte er, werden noch anständig. Drittens solche, die anständig seien und auch fromm. Diese, sagte er, können uns allen als Beispiel dienen. Viertens solche, die weder anständig seien noch fromm. Für diese, sagte er, wollen wir beten. Es war mathematisch und trostlos. Und durch eine Gemeinde hindurch, in der jeder Einzelne den Kopf meines Oberleutnants auf seinen Schultern trug, ging ich hinaus.

Es waren die Monate der großen imperialen Ausstellung. Ich fand sie, wie ich sie zu finden erwartete: ein ungeheures Material, reizlos von meinem Offizier hier aufgehäuft. Auf staubigen Wegen schob sich im Sonnenbrand eine uniforme Menge zwischen langweiligen Palästen einher, die kümmerlich exotischen Charakter vorzutäuschen suchten. Ja, dies war Südafrika, dies Australien, dies sollte Indien sein. Und im Innern wurde gezeigt, daß man in Kapstadt, in Adelaide und in Madras denselben Hut trägt und in der gleichen Wanne badet wie in Sheffield und in Liverpool. So war es richtig und anständig. Mein Oberleutnant hatte über alle inkorrekte Exotik gesiegt. Die Macht des englischen Volkes sollte gezeigt werden, und sie wurde gezeigt; als ein gleichmachender Schimmel überzog sie die einst so merkwürdigen, so unterschiedenen Länder der Erde. Aus einem Pavillon drang schrille Musik, ich trat ein, da drehten sich zu den wilden Tönen ungekannter Instrumente Tänzer aus Burma in Verzückung und Versunkenheit. Hier ließ der Schimmel eine kleine Ecke frei. Es wirkte verblüffend, fast verletzend. So empfand es auch das

Publikum, das stocksteif auf den Holzbänken saß und aus den leeren Augen meines Offiziers zuschaute. Aber dergleichen war ganz vereinzelt. Man bestaunte lieber das Puppenhaus der Königin oder staute sich vor der Auslage eines Juweliers, deren Prunkstück kein Edelstein war, sondern ein eigenhändig unterzeichneter Scheck des englischen Königs über zwei Guineen. Ja das war herrlich zu sehen. Ungeheure Scharen von Schulkindern wurden auf den Wegen und durch die Paläste dahergetrieben. Sie waren gruppenweise ganz gleich gekleidet und trugen schon alle jenes Gesicht. Ein Jammer befiel mich, wie noch niemals, wie selbst dort im Lager nicht, ein Jammer des kollektiven Ekels, des Nationalhasses, der sich wütend seiner selbst schämt. Meine Kur war mißlungen, ich würde morgen nach Hause zurückkehren.

Ich suchte den Ausweg aus dem staubigen Labyrinth und geriet versehentlich in eine andere Welt gigantischer Langweile, in den Vergnügungspark. Oh, eine riesenhafte Zelt- und Barackenstadt; aber leider war meinem Oberleutnant nichts eingefallen. Eigentlich sah man nur Marterinstrumente, Drehscheiben, Wellenbahnen, raffinierte Vorkehrungen, um auch dem seefestesten Volk der Erde die Mägen umzukehren. Nun, ich war ja dessen nicht erst bedürftig.

Ich weiß nicht, welche Macht mich bei den Schultern nahm, mich an einer Kasse meinen Schilling erlegen und in ein würfelförmiges Gebäude eintreten ließ. Der Name „Tempel der Schönheit“ wird es schwerlich gewesen sein. Nun, wie ich auch hineingeriet, dies war eine seltsame Veranstaltung.

Rund um den Raum waren hinter Glas eine Anzahl gleichgroßer Zimmer zu sehen, im Stil verschiedener Zeiten möbliert, und in jedem dieser gläsernen Käfige bewegte sich stumm eine Frau.

Da war Kleopatra zu sehen, die ihre tief umschminkten Augen verdrehte und sich von der Schlange beißen ließ; da memorierte Sarah Siddons ihre Rolle aus einem Buch, das groß die Aufschrift „Macbeth“ trug; da wiegte Madame Pompadour ihren gepuderten Kopf hin und her, lauschte kokett ins Leere und setzte sich nieder, um ein Staatsbillett zu verfassen; da kniete Maria Stuart — Mary Queen of Scots — bleich vor Leid und Liebe auf ihrem Betstuhl und hob die gefalteten Hände auf zum Kruzifix. Alle diese Frauen bewegten die Lippen und sprachen vielleicht. Aber es drang kein Laut durch das dicke Glas, das bis zur hohen Decke hinaufreichte. Und inmitten dieses Spuks bewegte sich ohne Flüstern, ganz versunken, eine todernste Menge.

Das hat mir noch gefehlt, genau das, dachte ich und war bei Gott von allem Humor verlassen. Hier hab' ich die Formel. So starr und scheinlebendig ist dies Land, ist dies Volk, und genau so ewig. Ewig läßt sich Kleopatra von der Schlange beißen, ewig intrigiert die Pompadour, ewig lernt die Schauspielerin ihre Rolle.

So platt und öd ist das Gehirn Englands, so platt und öd interpretiert es die Welt. Hier ist der kalte Begriff, hier ist der Tod. England ist der Tod. Mein Offizier ist der Tod. Und ich sah ihn vor mir, den Gehaßten.

*

Ich sah ihn wirklich. Nicht so, wie ich ihn täglich, stündlich wiedergesehen hatte, seit meine Füße auf britischem Boden gingen. Sondern ihn, ihn sah ich, ihn in Person.

Ich war mit der schweigenden Menge bis zum Käfig der Maria Stuart gelangt, da stand er, ein wenig rückwärts an den tragenden Mittelpfeiler gelehnt und starrte mit seinen leeren Knabenaugen in die Glaszelle der Figurantin.

Er trug keine Uniform, er war wohl längst nicht mehr Offizier. Er stand da in einem mäßig sitzenden, graubraunen Dutzendanzug, man sah leicht, daß er nicht London bewohnte, sondern die Provinz.

Mir ging es sonderbar in diesem Augenblick. Wie oft hatte ich mir im Traum und im Wachen eine Begegnung mit diesem da ausgemalt, und meine Wünsche dabei waren nicht freundlich gewesen. Er hatte ja doch ein gutes Stück meiner Seele auf dem Gewissen. Jetzt straffte sich mir kein Muskel, und mein Herz schlug nicht schneller. Ruhig betrachtete ich ihn.

Nicht einmal erstaunt war ich. Und doch durfte der Zufall wohl erstaunlich heißen, der uns Beide unter all den Millionen hier zusammenführte, gerade in diesem Tempel der Schönheit, wo doch unser Beider Platz nicht war.

Oh doch, der seine war hier. Und darum eben war ich auch nicht erstaunt und nicht rachgierig.

Andächtig stand er da vor dem Zimmer der Stuart, unbeweglich. Er liebte diese Königin. Ja, dies war leicht zu erkennen: er liebte die Königin und nicht das kleine Mädel, das in Haube und Halskrause und Samtkleid, ein silbernes Kruzifix auf der Brust, dort drinnen öffentlich betete. Er stand da und liebte einen Begriff, den Begriff von holder Jugend, die sich einmal vergessen hat und nun büßt.

Er glaubte. Er glaubte an Mary Queen of Scots, wie er an die Barbaren geglaubt hatte. Er war kein Verrückter; er wußte, daß dort hinter der Scheibe keine Fürstin betete, aber er glaubte an die Wirklichkeit, an die einfache Wirklichkeit der Seele, die sich hier zur Schau stellte. Oh, es lag wahrhaftig ganz auf seiner Linie. Seine starre kalte Verachtung der deutschen Soldaten, die nun einmal Hunnen waren und nicht englisch sprachen, und seine Hingebung an diesen historischen Buntdruck, sie waren das Gleiche.

Ich befragte den Aufseher. Ja, es war so: man kannte ihn hier bereits. Er kam täglich und faßte Posto vor dem Käfig der

Beterin. Manchmal blieb er Stunden lang. Man hatte schon daran gedacht, ihn nachzahlen zu lassen.

„Geht er auch nicht, wenn die Damen wechseln?“ fragte ich, „denn sie wechseln doch sicher, dies hält ja kein lebendiger Mensch länger als zwei Stunden aus.“

„Drei,“ sagte der Aufseher, „alle drei Stunden kommt eine Neue. Ihn stört das nicht. Die nächste Stuart kommt gleich jetzt, um fünf.“

Ich dankte dem Mann. Es war rührend zu sehen, wie mein Offizier alles tat, um die Aufmerksamkeit seiner Königin zu erregen. Er riß die Augen auf, er machte bedeutungsvolle Grimassen, er bewegte linkisch die eine Hand vor seinem Gesicht. In allen den Tagen hatte er noch nicht herausgefunden, daß sie in ihrer hell erleuchteten Glaskammer ihn gar nicht wahrnehmen konnte, ihn, der unter der Menge im fahlen Halbdunkel dort draußen stand. Ihre krank umschminkten Augen schienen auf jeden zu blicken und sahen doch keinen. Was mochte er denken? Er dachte nichts. Er glaubte.

Die Stuart raffte ihre Röcke, und, als habe sie im Nebenraum irgend etwas zu suchen, glitt sie durch eine Tapetentür im Hintergrund hinaus.

Ich trat heran zu ihm. „Sie wird abgelöst,“ sagte ich mit äußerst weltlicher Stimme, „jawohl, abgelöst wird sie, sie zieht sich jetzt um. Benützen Sie doch den Moment!“

Es war, als schlüge der Blitz ein. Er wies mich nicht ab, er sagte auch nichts. Er stand einen Augenblick wie angewurzelt, wurde ganz blaß, atmete auf und war schon draußen.

Und wie ich selbst wieder in die Zelle blickte, betete drinnen schon die neue Stuart, im Kostüm der alten, auch ihr ähnlich, aber doch ein ganz anderes Weib.

Da ging auch ich hinaus, ich bog um das Gebäude und sah, wie die zwei eben miteinander davon gingen.

Sie trug ein graues Schneiderkleid und einen blauen Hut. Offenbar hatte er sie im vorigen Augenblick erst angeredet. Ihre Profile waren einander zugekehrt, auf dem ihren ging die landesübliche Entrüstung bereits in helle Freundlichkeit über, das seine war brennend rot.

Nein, niemals, niemals hätte ich gedacht, daß der gute liebe Junge so tief erröten könnte!

*

Ich kehrte zur Stadt zurück, verließ meinen Omnibus beim Marble Arch und ging in den Park. Schöne Kinder kamen mit ihren jungen Müttern daher, unter den spazierenden Männern sah man viel redlich offene Gesichter und manches bedeutende, überall herrschte ruhige Heiterkeit, ein schöner Abend kündigte sich an, und ich war, auch hier, in meinem Vaterland.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Septemberwoche

Eine freiwillige Verlängerung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates ist nicht zustandegekommen. Die Regierung griff ein und erklärte die Außenseiter, die noch 10 pCt. der Gesamtbeteiligung vertraten, von Gesetzes wegen zu Mitgliedern der Ruhrkohlenvereinigung. Ein Auseinanderfallen des Syndikats mußte wahrscheinlich aus politischen Gründen vermieden werden (Ruhrräumung, Reparationslieferungen, Handelsvertragsverhandlungen mit Belgien und Frankreich). Rein wirtschaftlich betrachtet, ist dieser Eingriff des Staats bedauerlich. Er hemmt den natürlichen Lauf der Dinge. Denn der Widerstand gegen das Handelsmonopol in Ruhrkohlen war eine durchaus gesunde Erscheinung, eine natürliche Reaktion auf den Prozeß der Verselbständigung und Bürokratisierung, der das gesamte Syndikatsleben im Deutschland der jüngsten Vergangenheit beherrschte und hier nur besonders charakteristische Formen angenommen hat. Welcher Art waren die Schwierigkeiten, die einen freiwilligen Zusammenschluß der Zechen aufhielten? Nicht die Hüttenzechenvorrechte, die Fragen des Eigenverbrauchsrechtes, die bei früheren Erneuerungsschwierigkeiten, als die Kohle noch knapp war, besonders umkämpft worden sind, spielten die Hauptrolle, sondern der Gegensatz zwischen Zechenhandelsgesellschaften und Syndikatshandelsgesellschaften stand diesmal im Mittelpunkte der Differenzen. Das Ruhrkohlensyndikat, das sich früher darauf beschränkt hatte, die Beteiligung der einzelnen Mitglieder an der Gesamtproduktion zu regeln, die Erzeugung den Absatzverhältnissen anzupassen und die Verkaufspreise entsprechend den Marktverhältnissen zu bestimmen, hat im Laufe der letzten Jahre unter dem Schirm des Kohlenmangels eine ganz unerwünschte Fortbildung zum Vertriebssyndikat erfahren. Es hat sich an einer großen Zahl von Handelsgesellschaften selbst beteiligt und den alteingesessenen beweglichen Kohlenhandel mehr und mehr an die Wand gedrückt. Das starke Monopol, das vom Syndikat infolge der jahrelangen Unterversorgung und der zwangswirtschaftlichen Rationierung der Kohle ausgeübt wurde, waren eine schlechte Schule für die Syndikatshandelsgesellschaften. Sehr bald ging ihnen die Empfindung dafür verloren, daß sie lediglich im Interesse der angeschlossenen Zechen eine dienende Funktion auszuüben hatten, und die verhängnisvolle Vorstellung kam auf, daß die Syndikatshandelsgesellschaften um ihrer selbst willen da seien. Der Abnehmer mußte froh sein, wenn er überhaupt nach langen Bemühungen Kohlen zugewiesen erhielt. Auf individuelle Wünsche wurde überhaupt keine Rücksicht genommen. Unermeßliche Werte

sind durch Unterlassungssünden in dieser Beziehung der Volkswirtschaft verloren gegangen. Eine rationelle Kohlenwirtschaft hat zur ersten Voraussetzung, daß den Qualitätsnüancen des Bedarfes Rechnung getragen wird. Verschiedene technische Prozesse erfordern verschiedene Zusammensetzung des Brennstoffes. Um all das kümmerten sich, wie gesagt, die Syndikatshandelsgesellschaften nicht im geringsten. Eine starre Aufrechterhaltung veralteter Preisdifferenzierung hemmte überdies den technischen Fortschritt. Erst als die Stabilisierung des Geldwertes normalere Verhältnisse auch am Kohlenmarkte schuf, als die Grenzen geöffnet und fremde Kohle in jedweder gewünschten Sortenabstufung und Mischung prompt zu haben war, trat ein Umschwung ein. Wohl wurden nun auch vom Syndikat Anstrengungen gemacht, den Wünschen der Verbraucher besser nachzukommen, aber es erwies sich bald, daß das Syndikat, das an Stelle von Kaufleuten nur über Beamte verfügte, den neuen Aufgaben nicht gewachsen war. Der Absatz der Ruhrkohlenvereinigung ging trotz erheblicher Preisnachlässe von Monat zu Monat zurück. Inzwischen hatten zahlreiche Zechen aus Besorgnis über die weitere Gestaltung der Absatzverhältnisse eigene Handelsgesellschaften ins Leben gerufen. Beinahe überall, wo diese mit kaufmännischem Geist erfüllten Zechenhandelsfirmen mit den Syndikatsgesellschaften in Konkurrenz traten, zog das Syndikat den kürzeren. Speziell im Auslande erwies sich der freie Handel gegenüber der Absatzorganisation des Syndikates als weit überlegen. Wenn also nunmehr das Syndikat auf dem Verordnungswege erneut zusammengeflickt worden ist, so sind damit die eigentlichen Ursachen der Auflösungstendenzen noch keineswegs behoben. Lernt das Syndikat aus dem scharfen Kampfe nichts, holt es nicht den Vorsprung der Zechenhandelsgesellschaften in der Frist, die ihm gegeben ist, auf, dann wird der Streit bald von neuem entbrennen. Dann wird auch die Regierung sich nicht mehr, wie diesmal noch aus anderen als ökonomischen Gründen, dem wirtschaftlichen Fortschritt entgegenzustemmen brauchen, dann werden die Konsumenten besser als bisher zu ihrem Recht und die Zechen — — — zu ihrem Absatz kommen.

Der Umstellungsschrecken geht durch das Land. Von Tag zu Tag zeigt sich deutlicher, wie verkehrt es gewesen ist, die Gesellschaftsleitungen bei der Ueberführung der Kapitalien auf Goldmark aller Verantwortlichkeit zu entheben und die Feststellung des neuen Kapitals ihrem freien Ermessen anheim zu geben. Willkür und Terror beherrschen nunmehr das Feld. Wir greifen ein charakteristisches Beispiel heraus. Die Lüneburger Wachsbleiche hat ihr Vorkriegskapital von 3,5 Millionen Mark im Laufe der letzten Jahre nur verdoppelt. In den jährlichen Ge-

schäftsberichten hat die Gesellschaft stets einen optimistischen Ton angestimmt. Und auch was man sonst hörte, war geeignet, ein günstiges Bild von der Situation der Gesellschaft zu vermitteln. Die Börse bewertete dieses Papier mit 35 pCt. und die allgemeine Meinung ging dahin, daß schlimmstenfalls das Kapital auf Vorkriegshöhe, das heißt im Verhältnis 2 zu 1 reduziert werden würde. Plötzlich gab die Gesellschaft ihr Vorhaben dahin bekannt, daß sie das Kapital im Verhältnis von 17 zu 1 auf 420 000 Goldmark herabsetzen wolle. Diese offensichtliche Unterbewertung ist nichts anderes als ein Raub am Aktionärvermögen. Denn es ist ganz und gar nicht gleichgültig, wie die nominelle Höhe des neuen Aktienkapitals festgesetzt wird. Die Argumentation wäre grundfalsch, daß es dem Aktionär gleich sein könne, ob seine Aktien 10 zu 1 oder 20 zu 1 umgestellt werden, weil er damit einen entsprechend wertvolleren Anteil erhalte und am Gewinn mit einer Aktie in gleicher Weise partizipiere wie andernfalls mit zweien. Nein, die Unterkapitalisierung der deutschen Aktiengesellschaften, die jetzt nach der Methode Fürstenberg allenthalben einreißen zu sollen scheint, vollzieht sich ganz und gar auf Kosten des Aktionärs. Der Umstellungsschnitt wird bald vergessen sein. In späteren Jahren wird man den Direktoren wieder Lorbeeren flechten ob der Höhe der Erträgnisse, die sie aus ihren Unternehmungen herauszuwirtschaften verstehen. Man übersieht, daß die Stellung überhoher stiller Reserven jede Betriebsamkeit der Verwaltung einlullen, jede Rationaliserung, Verbesserung der Produktion hintertreiben müssen, weil die Dividende, die bei solcher Art der Zusammenlegung in den nächsten Jahren mühelos in beliebiger Höhe aus den stillen Reserven, also aus der Substanz des Aktionärvermögens anstatt aus laufendem Ertrag, verteilt werden können. Oekonomische Führung des Betriebes wird verpönt sein, weil eine weitere Dividendensteigerung dann gar nicht mehr vorgenommen werden kann, ohne daß Arbeiter, Lieferanten, Verbraucher und Reparationsgläubiger Anstoß nehmen und Konsequenzen ziehen. Die Leiter der Unternehmungen freilich sichern sich auf diese Weise für den Rest ihres Lebens ein bequemes Dasein. Man hat das Verantwortungsbewußtsein der in Betracht kommenden Kreise gewaltig überschätzt, als man ihnen in der Goldbilanzverordnung die Möglichkeit eröffnete, das Aktienkapital, mit dem zu operieren ihnen erwünscht ist, nach eigenem Willen festzusetzen, ohne daß irgendeine Kontrollinstanz geschaffen wurde. Das Aktienkapital ist, wie die Verhältnisse sich entwickelt haben, heute im Grunde doch kaum etwas anderes als eine Schuld der Unternehmer an die Kapitalisten. Konnte man erwarten, daß die Unternehmer diese ihre Schuld, deren Stipulierung in ihr Belieben gestellt wurde, höher bemessen als unbedingt nötig?

# GLOSSEN

EVA MAY

.... eines Tages erschien sie strahlend in ihrem Atelier in Weißensee: „Hören Sie, W. H., ich habe eine fabelhafte Rolle für mich gefunden! Versuchen Sie doch, danach einen Film zu skizzieren!“

Und sie zog aus der Handtasche ein kleines Buch: „Almaïde d'Etremont“ von Francis Jammes, diese wüste Elegie über ein stilles katholisches Mädchenleben an den Ufern der Loire . . .

Zwei Tage später sprach ihr ganzer Hofstaat davon, daß sie jetzt eine große heroische Frauenrolle spielen wolle, etwa Fédora von Sardou oder etwas ähnliches. Nachher hieß es, sie wolle in einer der Seldwyler Novellen von Gottfried Keller die Rolle einer schlichten, aufopfernden Bauernmagd geben. Zum Schluß wurde es ein Rokokolustspiel, in dem sie eine kokette kluge Prinzessin mimte . . .

Manchmal sah sie ganz genau aus wie man sich eine Oberregierungsratstochter aus Hannover vorstellt: ein Lebewesen, an dem die Zwirnhandschuhe noch das Beseelteste scheinen (— obgleich sie immer elegant und schön war und natürlich niemals Zwirnhandschuhe trug). Aber am Tage darauf war sie von ihrem eigenen Spiel so erschüttert, daß sie weinend und halb ohnmächtig in einen Stuhl sank. Am Tage darauf sprach man mit einem Direktor: „Eva May ist eine reine Geschäftsfrau. Sie hat, seit sie lebt, noch nicht eine Sekunde lang an etwas anderes gedacht als an das Geschäft...“ Aber am Tage darauf flüsterte man wieder von einer neuen privaten Leidenschaft, und am Tage darauf war es eigentlich eine „gute Partie“, eine höchst bürgerliche Angelegenheit; einmal war sie ein paar Tage lang ein bißchen Aufsichtsrat eines großen Filmkonzerns, einmal schwärmte sie von einem berühmten Filmschauspieler wie ein Backfisch, einmal sprach sie mit einer ganz echten weiblichen Erschütterung von ihrem Beruf, der das Blut aussauge und die Nerven zerstöre, einmal war sie die bravste Tochter, die ein Papa je gehabt hat, am Tage darauf rebellierte sie, ganz grande amoureuse, wie eine Katharina Medici oder Maria Stuart . . .

Es war schon eine halsbrecherische Sache, dieses Leben.

Hysterie? Aber Kinder! Das ist doch nur ein Rahmenbegriff — es gibt keine Hysterie oder zehntausendmillionen.

Es war alles wie in einem luftleeren Raum, wo jede Bewegung größer ausfällt als man eigentlich will, weil man selbst sie nicht berechnen kann. Das war der Vater Joë May in ihr — wahrscheinlich der merkwürdigste Mann Berlins: was in dem durcheinanderwirbelt und durcheinandertost, zur Verzweiflung von hundert Schauspielern und zehn Bankdirektoren, das lag hier, als Delikateßschüsseln auf einem Büfett aufgereiht, schön ordentlich, immer gleich zum Zugreifen, wenn sie Appetit hatte: etwas von der Kunst-

Besessenheit eines Flaubert (ich spaße nicht!), etwas von der Barbarei eines Attila, etwas von der goldenen, altjüdischen Gemüthaftigkeit Pottaschs und Perlmutters und etwas von dem eiskalten Ehrgeiz Raslignacs — das Ganze: dieser ganz unwahrscheinliche Romanheld Joë May . . .

Das geht nun allerdings, wenn man wie er ein Kochkessel in ewiger Weißglut ist. Aber lauwarm genossen . . . den verdorbenen Magen kann kein Mensch mehr kurieren. „Oh, daß du heiß oder kalt wärest — aber du bist lauwarm, deshalb bist du ausgeworfen worden!" sagt der Gott der Apokalypse Johannis. Dabei hat sie doch geheizt und geheizt, ohne Unterlaß . . . immerfort wurden katastrophale Erregungen auf Tod und Leben forciert, immerfort flog und wetterte alles um sie herum, als ob's der leibhaftige Gottseibeiuns Joë gewesen wäre . . .

. . . übrigens hat sie sich vermutlich ebenso zufällig erschossen, wie sie alles mehr oder wenig zufällig getan hat. Sie müßte eigentlich sofort wieder im Atelier auftauchen, weil es doch ganz unmöglich ist, daß dieser kleine Zufall die fürchterliche Konsequenz nach sich ziehen soll, daß eine blutjunge, wunderschöne, geliebte Frau jetzt tatsächlich zu Grabe getragen werden muß . . .

*W. Haas.*

---

KARL VALENTIN

Uebersteigerte Kulturen lieben es, zu ihren Anfängen zurückzukehren. So unser hysterisch übersteigertes Theater zur primitiven Urkunst des Mimus: Einzelmensch, der selbst dichtete, inszenierte, spielte. Sich selbst dichtet, sich selbst inszeniert, sich selbst spielt. Der Mimus steigt aus unserer versinkenden Zeit als Karl Valentin hervor, der sich seine Rollen auf den Leib, aus dem Leib schreibt.

Nicht schreibt, — denn er dichtet, ohne etwas aufs Papier zu bringen. Er dichtet nicht, — sondern er lebt in grausig-komischer Exhibition allabendlich vor dem Publikum. Während der letzten Jahre war er in der uns fremd gewordenen Stadt München die einzige heimlich-heimische Stätte. Denn er scheute das große Publikum und spielte, lokalgebannt, platzgeängstigt, auf einem Podium vor Bierbänken in säuerlich-qualmigen Kneipen.

Nun tritt er auf einer Berliner Bühne auf, und man muß sich erst das Theater um dies Theater wegdenken. Er nennt es „Theater in der Vorstadt." Und gibt damit die Essenz seines Wesens: Er ist der Vorstadtkomiker zur Klassizität erhoben. Er tut, was jeder Vorstadtkomiker tut, aber er tut es bewüßt, mit äußerster Präzision, mit einem Hauch von Mitteln eine Lawine von Wir-

kung erzeugend. Die schlemihlige Gedrückheit, die enttäuschte Demut, die niedergepreßte soziale Rebellion, die blöden Spässe, was alles beim Vorstadtkomiker so traurig wirkt, weil es Elendsbekenntnis ist, wirkt hier komisch, weil es mit bewußter Ironie, aus überlegter Wut, ein ganz klein wenig übersteigert, dargeboten wird.

Er kommt, dürr und lang und schwarzschäbig gekleidet, als Musiker in das Bumsorchester, das die trefflich auf ihn eingespielte Lisl Karlstadt dirigiert. Er setzt sich, trinkt Bier, spielt verschiedene Instrumente, macht mürrische Bemerkungen. Vor jedem der kleinen Sätze, die er spricht, macht er eine dynamikballende Pause, aus der leise, todsicher die Pointe springt. Das ist alles. Und besagt noch nichts.

Jede seiner sparsamen Bewegungen ist ein Kampf mit der Tücke des Objekts (Notenpult, Kleidung, Instrument, eigener Körper); jeder seiner sparsamen Sätze ist ein Kampf mit der Sprache. Die primitive Logik eines primitiven Menschen kämpft hartnäckig-besserwisserisch gegen die lasche Phrase der Alltagssprache.

Diese innere Logik Valentins ist unbeirrbar, unüberzeugbar. . . . Dieser unten gebliebene Prolet lebt ganz in sich, um ihn ist zunächst ein luftleerer Raum, ihn von der übrigen Welt distanzierend, die er nicht versteht, weil er sie nicht verstehen will, und der er sich deshalb überlegen fühlt. Weil er nichts weiß, weiß er alles besser. Und alles, was gegen ihn vorstößt durch den schützenden luftleeren Raum, stößt er empört zurück mit hämischem Trotz und tückischer Schadenfreude. Wenn dennoch Wort oder Tat der anderen irgend seine Unberührtheit tangiert, trifft, verletzt, so blickt er beleidigt, vorwurfsvoll, erbost. Wenn hingegen Wort und Tat der anderen von ihm abprallen, wenn er sie zurückschnellen läßt, wenn er rechthaberisch siegt, -- feixt er lautlos triumphal.

Diese beiden Ausdrucksmöglichkeiten wiederholen sich in tausend Varianten durch den ganzen Abend. Aber immer schwellen sie sacht aus tiefer Versunkenheit, Weltabgewandtheit, Unbeteiligtkeit.. alles vernichtend, was nicht sanft in diese Innenwelt eingeht wie das Tier.

Bis schließlich — als er trotzig-überheblich Pauke, Trommel, Becken zugleich schlagen will, viel Instrumente, viel Schlegel mit seinen zweien Händen -- dennoch die ganze Umwelt in Tumult gerät und er sich spukhaft vergeblich gegen diesen Zusammensturz aufbäumt. Menschlein gegen Chaos.



*Der Komiker Karl Valentin*

Groß und wirksam ist dieser Komiker, weil er die Tragik menschlicher Ohnmacht und menschlichen Trotzes mit milden Mitteln so übertreibt, daß man schreit — -- vor Lachen, von dem wir nicht mehr wissen, daß es pervertiertes Leid ist.

Manche preisen ihn als den größten Komiker unserer Zeit und merken nicht, daß sie einen großen Tragiker gesehen haben, der sich nicht anders als komisch ausdrücken kann. So läßt sich in wenigen Sätzen das Geheimnis seiner Komik enthüllen, über das späterhin Andere Bücher schreiben werden. *Kurt Pinthus.*

## NACHTGESCHICHTEN AUS DER GUTEN ALTEN ZEYT

So heißt ein reizend gedrucktes kleines Büchlein, das Carl Seelig soeben im Greifen-Verlag zu Rudolstadt in Thüringen herausgegeben hat, eine liebenswürdige Unterhaltung, meistens aus alten schweizerischen Bauernkalendern geholt, in gutem Deutsch kräftig geschnitzt, harmlose und doch kräftige Nahrung. Hier ein paar Geschichten zur Probe:

### *Accord vor der Hochzeit*

Als ein etwas bejahrter Mensch in den Niederlanden eine junge Witwe heyrathen wollte, erzählte er ihr, daß er drey Eigenschaften an sich habe, die sie wissen müsse, ehe die Hochzeit vollzogen werde. Erstlich — sagte er — bin ich, wenn ich nach Hause komme, allemal ohne Ursache ärgerlich; zweytens muß ich allein essen; und drittens werde ich nur alle Monate einmal bey Ihnen schlafen. Wenn das alles ist, sprach die Witwe, so bin ich schon zufrieden, denn was den ersten Punct betrifft, daß Sie ohne Ursache ärgerlich werden, so hoffe ich, daß ich Ihnen schon Ursache genug darzu geben will; das zweyte, daß Sie alleyn essen müssen, kann gerne geschehen, nämlich wenn ich — zuerst gegessen habe; endlich, den dritten Punct belangend, daß Sie nur alle Monate einmal bey mir schlafen wollen, so können Sie ruhig bey Ihrer Gewohnheit bleiben — denn in der Zwischenzeit will ich mich schon mit Andern behelfen.

### *Die Frau ein Beichtregister*

Ein sehr guter Katholik in Deutschland hatte die sonderbare Gewohnheit, ehe er zur Beichte gieng, seine Frau zu verprügeln. Als er um die Ursache dieses wunderlichen Gebrauches befragt wurde, antwortete er: Wenn ich beichten soll, kann ich mich nicht aller begangener Fehler erinnern, deshalb schlage ich meine Frau so lange, bis sie böse wird und mir alles vorwirft, was ich die Zeit über Unrechtes getan habe.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 37)



**Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.**

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.**

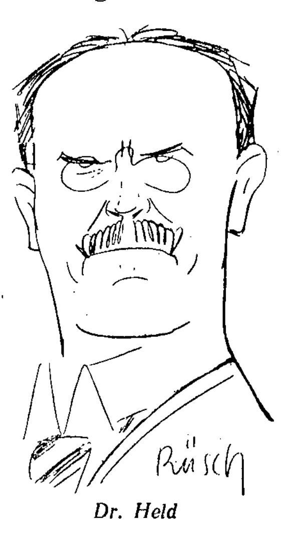
**Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.**

**Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.**

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Septemberwoche

Weil die Bayern ihre Taktik geändert und beschlossen haben, doch nicht den Marsch nach Berlin anzutreten, deshalb glauben leichtfertige Kompromißler vom Schlage der Stresemänner, nun sei das bayerische Problem für die deutsche Nation gelöst. Sie vergessen — Tuntenhausen. Dieser freundliche Marktflecken gab ehedem die Tribüne für den auf der bayerischen Beamtenleiter hinaufgerutschten Herrn von Kahr ab, nun hat auch der bayerische Ministerpräsident Dr. Held ein Tuntenhausener Programm in die Welt gesendet. Es soll nicht übersehen werden. Der Geistesheld von Tuntenhausen verkündete Dreierlei. Erstens: Deutschland darf nicht in den Völkerbund, („da haben die einzelnen Staaten und die einzelnen Regierungen bei der Entscheidung mitzureden.") Jubel in Tuntenhausen. Aber was geschähe mit einer Nation, die für jede Entscheidung in Fragen der äußeren Politik erst die Zustimmung der Regenten von Tuntenhausen, nein, nicht nur der Bayern, sondern aller Einzelstaaten, also auch die Wohlmeinung der Diplomaten von Mecklenburg, Thüringen, Sachsen usw. einholen müßte? Hugo Preuß wußte schon, warum er in der Weimarer Verfassung die Vertretung des Deutschen Reiches nach außen dem Reichspräsidenten übertrug. Landesstaatlichkeit d. i. nationale Ohnmacht, die Richtigkeit dieser Gleichung beweist Preuß überzeugend in seiner bei Mosse erschienenen Schrift über die Weimarer Verfassung. Held war so freundlich, in Tuntenhausen praktisch zu demonstrieren, daß Deutschland zur vollkommenen Passivität in europäischen Fragen verdammt wäre, wenn es erst in München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Hamburg, Lübeck, Schwerin usw. Bewilligungen zu außenpolitischen Aktionen einholen müßte. Man stelle sich das System von Tuntenhausen auf England über-



*Dr. Held*

tragen vor. Macdonald sollte, ehe er einen wichtigen Schritt tut, erst in Irland, in Canada, in Australien usw. anfragen, Großbritannien wäre dann so unbeweglich, wie die bayerischen Geisteshelden Deutschland machen wollen. Die zweite Forderung, die Dr. Held aus Tuntenhausen erschallen ließ, war ein Schrei nach der Kriegsunschuldnote, die jetzt „unter allen Umständen" notifiziert werden müsse. Die Tuntenhausener sind von der Gescheitheit dieser Politik durchdrungen. Was aber würden die deutschen Gesandten in London, Paris, Washington, Rom zur Tuntenhausener Politik sagen? Der dritte Gedanke, den Held vortrug, gipfelte in dem Wunsch nach dem bayerischen König. Da wurden die Tuntenhausener toll vor Begeisterung. Versteht sich, wenn Held seinen Rupprecht wiederhaben will, dann holt sich Stresemann seinen Volkskaiser aus Oels. Das ist das, was Deutschland oder wenigstens Tuntenhausen unbedingt braucht.

Politik treiben heißt: Opportunitäten erkennen. Staatsmann sein heißt: Gegensätze zur Synthese zusammenfassen. Aber der Staatsmann muß die wirklichen Kräfte der Nation erkennen, er muß sein Bild der Einordnung ins europäische Ganze haben, mit einem Wort, er muß wissen, wohin der Hase läuft. Nur herumwursteln, nur kompromisseln und verkleistern, das ist eine Arbeit für politische Schuster. (Wir stehen schon wieder bei Stresemann.) Die letzten Wochen haben klipp und klar bewiesen, daß mit den Deutschnationalen auswärtige deutsche Politik nicht zu machen ist. Tirpitz, Hergt und Ludendorff — das würde die vollendete I s o l i e r u n g  D e u t s c h l a n d s bedeuten, den Ausschluß aus dem Bund der Völker, die Verewigung der Finanznot, den militärischen Größenwahn eines zerstörten Staates. Also muß man ohne die Deutschnationalen regieren. Hat man das erkannt, dann muß man die natürliche Entwicklung zur bürgerlichen Republik systematisch beschleunigen. Dann muß man sich jetzt zu N e u w a h l e n entschließen, während die Deutschnationalen gelähmt durch innere Zerrissenheit sind. Die Wahlen in Oberschlesien haben überdies bewiesen, daß die Kommunisten im rapiden Verfall sind. Zentrum, Sozialdemokraten, Demokraten haben sich als leidlich robust erwiesen. Neuwahlen im Reich würden noch viel günstiger als diese schlesische Probe ausfallen, weil das Rheinland sich halb befreit fühlt und weil Ludendorff auch in Bayern seinen völkischen Feldzug schon verloren hat. Warum, um Himmels willen, entschließt sich Ebert nicht zur schnellsten Auflösung dieses unbrauchbaren Reichstages, in welchem Kommunisten, Deutschvölkische, Deutschnationale, Bayerische Volkspartei gegen die Anmeldung zum Völkerbund stimmen und wahrscheinlich, mit Hilfe von Volksparteilern, die Mehrheit erreichen werden. Warum zögert Ebert? Warum wartet Marx? Nur weil Stresemann auf die falsche Karte gesetzt hat?

Aber wenn die kommenden Wahlen eine feste Mehrheit der Republikaner bringen, dann wird Stresemann nur mehr in Schwarz-rotgold auftreten. Er wird im hurtigsten Tempo aus dem Gefolge des Volkskaisers verschwinden und der strammste Republikaner werden. Ebert und Marx müssen sich bloß männlich entschließen, Stresemann schwimmt immer mit.

Es ist gut, daß die Völker sich nicht bei Beschlüssen ihrer Regierungen beruhigen. Denn nur so weit, wie der Gedanke der Abrüstung von der öffentlichen Meinung ergriffen wird, werden die Politiker sich von ihm ergreifen lassen. Deshalb mußte man mit Freude und Erwartung auf die großen Demonstrationen blicken, die überall in der Welt, soweit sie der zweiten Gewerkschaftsinternationale offen steht, am letzten Sonntag veranstaltet wurden. Es ist gefährlich, von einzelnen Eindrücken Rückschlüsse auf die ganze Aktion zu ziehen. Vielleicht ist es trotzdem erlaubt, weil man das Temperament der Gewerkschaftsbewegung im ganzen kennt, seine einzelnen Aeußerungen als typisch zu betrachten. Da muß man denn sagen: der Mangel an Leidenschaft, mit der hier gegen den Krieg demonstriert worden ist, stand im krassen Gegensatz zu dem Uebermaß an Leiden, die der Krieg gerade der Arbeiterschaft gebracht hat. Zum guten Teil ist es wohl ein freilich unbegreiflicher Mangel an Technik, der alle öffentlichen Kundgebungen unter der Leitung der sozialdemokratischen Unterführer den Trauerparaden dörflicher Kriegervereine so unangenehm ähnlich macht. Aber es bleibt doch ein Rest an Leere und Langsamkeit, der auch dadurch nicht zu erklären ist. Der ist vielmehr die Folge der übergroßen Vorsicht, der gern gepriesenen Staatsklugheit, des nützlichen „Kompromisselns“, kurz all der beklagenswerten Eigentümlichkeiten, deren sich der Sozialismus erfreut, seit er keiner mehr ist. In der Wirkung ist diese Vorsicht die größte Unvorsichtigkeit. Denn ohne sie wäre viel Unheil nicht geschehen, das inzwischen mit stillschweigender oder ausdrücklicher Billigung der großen sozialistischen Organisationen hereingebrochen ist. Es gibt heute in der Arbeiterschaft einen ganz starken und lebendigen Friedenswillen. Er kann aber nicht von den Kriegskredit-Bewilligern und Unteroffizieren kundgetan werden. In Fragen der Tarifpolitik, ja in Fragen der Tagespolitik überhaupt, mögen diese unvermeidlichen Vorgesetzten der Arbeiterbewegung kommandieren. Nachdem sie zweimal den Krieg kommandiert haben, haben sie in Friedenskundgebungen nichts mehr zu suchen.

Vor einem Jahr, in der letzten Septemberdekade, begann jener Parforceritt ins Katastrophale, der schließlich in der Münchener Bierkellerkomödie des 8. November einen bizarren, aber relativ harmlosen Ausgang nehmen sollte. Noch war Herr Stresemann Kanzler, aber kein Mensch nahm davon mehr Notiz. In Bayern er-

nannte sich Herr von Kahr zum Zivilgouverneur, Ludendorff predigte den Marsch nach Berlin, Herr Geßler pflanzte dräuend seinen Hut auf, ohne viel Entsetzen zu verbreiten; die Mark fiel, man weiß heute nicht mehr, wohin. In Küstrin meuterten die schwarzen Residuen der Cunozeit, im Rheinland holten die Separatisten zum großen Schlag aus. In Sachsen regierte noch der arme Zeigner; aber schon erhob die Nemesis ihr Haupt; nicht mehr lange, und ein sicherer Heinze sollte, mit Stresemanns Vertrauen belastet, nach Dresden kommen und seinen kleinen privaten Staatsstreich machen. Auflösung überall. Die Reichsregierung appellierte an die himmlischen Mächte, nachdem die irdischen so offensichtlich ihre Uninteressiertheit ausgesprochen hatten. Im Lande wurde der Ruf nach dem starken Mann laut; in den Herren Minoux und Claß erwachte das Bewußtsein ihrer deutschen Sendung. Sogar unter dem schwarzen Rock des Herrn Brauns begann der Ehrgeiz zu brennen, lebhaft angeheizt von Herrn Stegerwald, dem geschäftigsten aller politischen Devotionalienhändler. Die radikalste Therapie aber fand Herr Dr. J a r r e s. Er wollte einfach den ganzen okkupierten Westen abstoßen, um das von diesem Ballast befreite Vaterland desto gründlicher einer reaktionären Roßkur zu unterziehen. Poincaré rieb sich die Hände. Da geschah das Unerwartete: das Reich erwies sich stärker als seine deutschen und französischen Zerkleinerer. Poincaré hat diese Enttäuschung niemals überwunden, Herrn Jarres dagegen ist seine Rheinpolitik besser bekommen: er wurde nämlich Reichsminister des Innern. Das ist er noch und wird es sicherlich noch sehr, sehr lange bleiben. So wollen wir ihn denn hinnehmen als eine lebendige Erinnerungssäule an Deutschlands schwerste Nachkriegswochen, als ein Mahnmal an den traurigen Herbst 1923. Damit das vergeßlichste Volk der Erde immer die Tatsache vor Augen behält, daß der Schwarzweißroteste seiner Minister in einer Stunde des Verzagens sich als der konsequenteste aller Defaitisten erwies.

Die Leser des Tage-Buches seien auf den Bericht über den G a s - K r i e g hingewiesen, den wir aus den Veröffentlichungen des Bulletins des Völkerbundes hier zum ersten Male in deutscher Sprache wiedergeben. Die deutsche Presse ist an diesem Dokument blind vorübergegangen. Unsere Generäle, die noch aus einem anderen Jahrtausend stammen, stellen sich den Krieg idyllischer vor. Sonntag, den 21 .September 1924, las man in der „Deutschen Zeitung" folgende Annonce:

> A u s s t e l l u n g v o n Z i n n s o l d a t e n : D i v i s i o n i n S t e l l u n g, unter dem Protektorat des G e n e r a l m a j o r s G r a f e n v. d. G o l t z. Es wird u. a. dargestellt: Einsatz einer Division mit modernen Kampfmitteln des Weltkrieges. Eröffnung Sonntag, den 21. September.

Während die Sieger den Militarismus durch die rapideste technische Entwicklung ad absurdum führen, spielen unsere schwachsinnigen Generäle mit den alten Zinnsoldaten.

Folgende Narrenposse quoll am 22. September aus dem Füllhorn des Wolffschen Telegraphenbüros:

„Ein Manifest des Großfürsten Kyrill von Rußland, in dem dieser die Uebernahme des Titels des Zaren von Rußland anzeigt, wurde in Koburg, wo der Großfürst seinen Wohnsitz hat, ausgegeben. Mit Rücksicht auf die derzeitigen Verhältnisse wird der Schritt des Großfürsten den Mächten nicht notifiziert, . . . .

Die Mächte werden sehr ungehalten sein!

. . . . . und er wird auch dem Ausland gegenüber weiter den Titel eines Großfürsten führen."

Wo führt er denn dann aber den Titel Zar? In Rußland natürlich nicht. Dem Ausland gegenüber auch nicht. Wo also, um Gottes willen? Na selbstverständlich in Koburg!

Oesterreich hat einen guten alten Herrn als Bundespräsidenten, den Landwirt Michael Hainisch. Das ist ein sehr gebildeter, toleranter, ethischer Mann. Er redet kaum je über Politik, sondern gibt sich, wie sich's gehört, mit neutralen Themen ab. Kürzlich sprach er auf einem Kongreß zur Bekämpfung des Mädchen- und Kinderhandels in Graz. Da entschloß sich der siebzigjährige Herr, der Jugend eine Lehre zu geben, wie sie erotische Fragen auffassen soll:

> Nur ein vollständiger Wandel in der Lebensauffassung der männlichen Jugend kann da gründlich Abhilfe schaffen. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes darf nicht mehr im Zentrum des Interesses stehen.

Kein Zweifel, diese Dinge lagen in den Achtzigerjahren besser. Aber wird die Mahnung helfen? Wird die Jugend sich das Geschlechtsleben ein bißchen ausreden lassen? Und ist die Auffassung des guten alten Herrn, daß der Geschlechtstrieb aus dem Zentrum des Einzelnen verdrängt werden soll, wirklich beherzigenswert? Unglücklicherweise ist dieser Trieb mit dem Zentralnervensystem aufs Innigste verbunden, und die Verlegung an die Peripherie wird nicht ganz leicht sein. Es gibt vielleicht wirksamere Mittel

---

## *Zum Quartalswechsel.*

*Um die Buchungsarbeiten, die der Quartalswechsel für unsere Betriebsabteilung mit sich bringt, mit größtmöglichster Zuverlässigkeit sicherzustellen, wenden wir uns noch einmal an unsere Abonnenten. Rasche Benutzung der beiliegenden Zahlkarte gibt die beste Gewähr, daß keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt und daß alle Klagen, soweit wir selbst und nicht die Postanstalten verantwortlich sind, vermieden werden.*

*Tagebuch-Verlag G. m. b. H.*

zur Bekämpfung der Sexualverrohung. Die in Kriegsbordellen gedrillte Generation konnte nicht zartfühlend werden, und junge Menschen, die in jämmerlich engen Wohnungen nebeneinander die Scham verlernten, mußten sexuell verrohen. Wer den jungen Deutschen ins erotische Gleichgewicht bringen will, der sorge dafür, daß endlich wieder neue, helle Wohnhäuser gebaut werden. Alles andere wird sich dann schon finden.

Die Berliner Hausfrauen-Organisationen haben getagt. Dabei wurden die alten Klagen über die Minderwertigkeit des Dienstpersonals laut und tiefe Gedanken gewälzt, wie dem abzuhelfen sei. Einer der Referenten schlug vor, die Eignung zur Dienstboten-Profession durch — psycho-analytische Versuche klarzustellen. Wirtschaft, Horatio! Wie sind wir fortgeschritten in dieser Zeit der praktisch angewandten Wissenschaften. Früher kaufte man nur die arbeitenden Hände, die Arme und Muskeln, heute will man den ganzen Menschen mit Haut und Haar schlucken; nicht einmal Gedanken läßt man mehr zollfrei sein, man steigt in die geheimnisreichsten Schächte der Seele, man dringt bis dahin, wo die letzten Empfindungen durch Hintertürchen in die Bezirke des Bewußten schleichen. Wie nun, wenn es den Hausangestellten-Verbänden einfallen sollte, mit gleicher Münze zu zahlen? Wenn die z. B. in Zukunft auch von den „Herrschaften" ein psycho-analytisches Gesundheitsattest fordern werden? Dann wird die Lina niemals die Teller spülen, ehe sie nicht weiß, ob die fünfzigjährige Frau X. völlig frei ist von infantilen Regungen. Und niemals wird sich die Anna in den Haushalt Y. wagen, ehe ihr nicht ein nervenärztliches Gutachten bescheinigt, daß die jungen Söhne der Familie unbelästigt von Oedipus-Komplexen jeden Abend in die Federn kriechen.

---

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

## DIE ENTAUTOKRATISIERUNG DER GESANDTEN

1

Der Kampf um den Weltfrieden scheint in den letzten Wochen aus dem rein idealistischen Nebel, in dem er bisher geführt wurde, in eine mehr praktische Atmosphäre verlegt —: das Stadium des Ueberschwanges, in dem man das hohe Ziel mit Hilfe einer einzigen, großartigen Erfindung erreichen zu können glaubte, scheint mit all seinen Ueberschätzungen, Gott sei Dank, beendet.

Nur die Negativen huldigen eigentlich noch dieser Ueberschätzung — natürlich in ihrer besonderen Weise, indem sie nämlich fortwährend hämisch feststellen, daß der Ueberschwang bisher eben resultatlos war und indem sie daraus mit einem Trugschluß

folgern, nun sei aber schon für jeden Blinden bewiesen, daß nach Schicksals unerforschlichem Ratschluß alles bis zum jüngsten Tag so bleiben müsse, wie es seit je gewesen ist. Die Positiven dagegen haben langsam eingesehen, daß es weder eine absolut probate Einzelinstitution, noch absolut probate Einzelrezepte gibt; und daß es sich zunächst weniger darum handelt, in einer plötzlichen Explosion von Weisheit und Menschlichkeit den Weltfrieden fix und fertig ins Dasein zu schleudern, als vielmehr darum, in jedem konkreten Fall den Ausbruch des Konflikts nach Möglichkeit zu erschweren — durch Häufung mannigfaltigst beschaffener, mannigfaltigst zusammenwirkender Bremsen. Mit einem Wort: man denkt vorerst nicht mehr daran, ein ganz neues, ganz feuerfestes Welthaus zu errichten; die Gedanken kreisen jetzt bescheidener um das Problem, — das praktische Problem, — wie es wohl möglich wäre, die Sicherheits- und Löschanlagen zu vermehren und zu verbessern.

An dieser realistischeren Diskussion teilzunehmen, ist verlockender, als den Versuch mitzumachen, ganze Weltanschauungen integral zu transplantieren. Engros-Lösungen sind der Menschheit noch immer mißlungen, in welche Form von Revolution sie auch gekleidet sein mochten. Aber dem Fortschritt in organischer Detailarbeit den Weg zu ebnen, durch schrittweises Zusammenfügen von Antrieben und Hemmungen, die sich gegenseitig schließlich dergestalt ergänzen mögen, daß ihre praktische Gesamtwirkung dem Ziele immer näher führt —: das bietet wenigstens einige Aussicht auf Erfolg. Die Aera Macdonald ist auch in bezug auf die Friedensfrage ersichtlich eine Aera solchen Details, — im Gegensatz zur Aera Wilson, die sich als mißlungener Engros-Versuch repräsentiert. Die Absichten sind jetzt deutlich nicht mehr darauf gerichtet, umfassende Verbrüderungskonferenzen heraufzubeschwören, sondern ganz nüchtern darauf, gewisse Vorkehrungen dafür zu treffen, daß die letzte Entschließung in Fällen drohender Gefahr verzögert werde, daß die Stimme der unbeteiligten Welt zeitig und deutlich genug zu vernehmen sei, daß die Parteien sich nicht zu früh und zu kategorisch festlegen, daß die Völker nicht mehr nur ihre eigene Regierung vernehmen.

Alle Vorkehrungen dieser Art sind gut und nützlich, es ist praktisch sicher mehr von ihnen zu erwarten, als von Generalverpflichtungen zur Friedlichkeit. Aber obwohl noch nichts Endgültiges dafür geschehen ist, sie in bestimmten Maßregeln und Verfahren zu konkretisieren, scheint es doch, als ob mindestens e i n e Möglichkeit bisher übersehen worden ist, die dem Verfasser dieser Zeilen seit langem als ganz besonders leicht durchführbar und ganz besonders vielversprechend vorschwebt, — sozusagen ein Kolumbusei der diplomatischen Methodik. Es ist Zweck dieser Zeilen, zum ersten Male in der Oeffentlichkeit auf diese Möglichkeit aufmerksam zu machen.

Worin besteht sie? Einfach darin, die Gesandten hinfort nicht mehr nur bei den Staatsoberhäuptern zu akkreditieren, sondern ihnen durch allgemeines Abkommen das Recht zu verleihen, auch in den Parlamenten jederzeit das Wort zu ergreifen und für die Sache, die sie zu vertreten haben, dort öffentlich ebenso zu plädieren, wie bisher im Geheimkabinett des Außenministers.

2.

Daß dieses Recht bisher nicht bestand, ist sicher schon rein begrifflich ein Knacks in der Systematik internationaler Beziehungen, so wie sie sich mehr zufällig als durchdacht durch jahrhundertelangen Gebrauch herausgebildet hat. Denn obwohl z. B. der englische Gesandte in Paris mit der Aufgabe betraut ist, die Wünsche und Meinungen seines Landes, soweit sie Frankreich betreffen, Frankreich gegenüber zu interpretieren und zu verfechten, und obwohl andererseits die französischen Kammern mit dem letzten Entscheidungsrecht darüber betraut sind, ob diese Wünsche und Meinungen friedlich oder kriegerisch beantwortet werden sollen, stehen der englische Gesandte und die französischen Kammern doch in keinerlei direktem Kontakt miteinander. Der englische Gesandte kann zwar die Kammern anhören (allerdings nur in ihren minder wichtigen Plenarsitzungen); die Kammern aber haben keine Möglichkeit, auch den englischen Gesandten zu hören; so daß sich das Bild einer Geschäftsleitung ergibt, der es verwehrt ist, sich mit ihrem wichtigsten Kontrahenten oder Konkurrenten überhaupt auszusprechen: gewiß eine Sache ohne jede Logik.

Man wird einwenden, daß die Gesandten immerhin doch mit der Regierung verkehren, bei der sie beglaubigt sind, und daß es eben Aufgabe der Regierungen sei, ihre Parlamente ausreichend über die Ergebnisse dieses Verkehrs zu unterrichten. Indessen ist gerade dies eine weitere Unlogik. Die Institution der Parlamente ist letzten Grundes nämlich gerade deshalb geschaffen worden, weil man es für notwendig hielt, die Regierungen nicht nur Mitteilungen in die Welt setzen zu lassen, sondern die Richtigkeit dieser Mitteilungen auch zu kontrollieren. Parlamente sind zu ihrem entscheidenden Teil Kontrollinstanzen gegenüber den Regierungen, mit praktisch unbeschränktem Nachprüfungs- und Untersuchungsrecht. Aber was soll man dazu sagen, daß den Parlamenten zwar jede Nachprüfung darüber gestattet ist, ob etwa die Zolleinnahmen bei der Finanzkasse X auch wirklich so hoch sind, wie im Monatsausweis angegeben, oder ob der Paragraph Y des Verwaltungsrechtes auch wirklich einwandfrei angewandt wird, daß ihnen aber keine Nachprüfung darüber gestattet ist, ob der Außenminister dann wirklich recht hat, wenn er behauptet, die polnische oder die schwedische oder die japanische Regierung nehme in dieser oder jener entscheidenden Frage diese oder jene Stellung ein? Man wird

nicht leugnen können, daß dies eine Verneinung des **Kontroll**gedankens gerade in bezug auf diejenigen Probleme ist, bei denen es sich allein um Frieden oder Krieg, um Tod oder Leben der Nation handeln kann.

Dieser Zustand ist theoretisch absurd, und er ist praktisch außerordentlich gefährlich. Denn in den Parlamenten sitzen erfahrungsgemäß nur sehr wenige außenpolitische Genies mit eigener Initiative und höherer Blickkraft, die große Masse der Abgeordneten besteht aus Spezialisten auf allen möglichen sonstigen Gebieten der Wirtschaft und Verwaltung, nebst einem wechselnd großen Troß einfacher Nachbeter. Die große Masse auf außenpolitischem Gebiet falsch zu informieren und dadurch in ihrem Willen zu mißleiten, ist noch jeder Regierung, wenn sie es wollte, gelungen, gleichgültig, ob sie ihrerseits dabei bösen Willens oder auch nur selbst töricht und verblendet war. Wenn dagegen in kritischen Augenblicken, die zum Beispiel zwischen Serbien und Italien entstehen mögen, der serbische Gesandte selbst in der römischen Kammer erschiene und den Fall, so wie er sich vom serbischen Standpunkt darstellt, erläuterte, so würde vermutlich doch eine Reihe von Abgeordneten mindestens nachdenklich werden, und die bisher recht einseitige Quelle ihrer Meinungsbildung würde in glücklicher Weise ergänzt. Und es wäre nicht einmal notwendig, bis zum kritischen Augenblick zu warten! Auch im normalen Gang der Ereignisse könnte es nur von Nutzen sein, wenn die Gesandten sich von Zeit zu Zeit denjenigen gegenüber selbst äußerten, die letztlich die Entscheidung zu treffen haben —: Friktionen, die sich später nur schwer mildern lassen, könnten dadurch von vornherein verhindert werden, falsche Aengste oder falsche Hoffnungen, die in der Außenpolitik erfahrungsgemäß oft eine weit größere Rolle als wirkliche Interessen spielen, würden dadurch sicher mindestens abzuschwächen sein. Wenn man sich z. B. daran erinnert, daß die Entscheidungen, die im Januar 1923 zur Ruhrbesetzung führten, in ausschlaggebendster Weise durch gewisse Andeutungen beeinflußt waren, die der deutsche Reichskanzler Cuno in bezug auf die Haltung Englands und der Vereinigten Staaten dazu an die Abgeordneten gelangen ließ, so kann man ermessen, welche Bedeutung es gehabt hätte, wenn die Botschafter Englands und Amerikas damals in die Lage versetzt gewesen wären, selbst vor dem deutschen Reichstag das Wort zu ergreifen.

## III.

Ich kann mir ausmalen, welches Entsetzen beim Gedanken an solche Neuerung einige berufsmäßige Diplomaten befallen wird, die ja an so ganz andere Geschäftsgepflogenheiten gewohnt sind. Aber der Widerstand derjenigen, die in älteren Methoden alt wurden, dürfte, nach genügend Erfahrungen in dieser Hinsicht, nicht davon zurückhalten, das Neue dennoch zu versuchen; und wenn

Seite ihres Amtes geistig und sprachlich nicht gewachsen wären, dadurch zur Demission gezwungen sein würden, so würde das weder für das Volk, das bisher von ihnen vertreten war, noch für die Welt ein großer Schaden sein.

Ich glaube auch nicht, daß irgendeines der kleinen praktischen Argumente, die mutmaßlich ins Treffen geführt werden können, — und über die hier zu reden allzu sehr ins Breite führen würde, — den geringsten Anspruch auf Durchschlagskraft werden erheben können. Die praktischen Vorteile wiegen viel zu schwer, und darüber steht sogar noch das Prinzip: das Prinzip, daß die Staatsgewalt des fremden Staates schließlich doch gerade bei demjenigen vertreten sein muß, von dem die Staatsgewalt des eigenen Staates, urkundlich der Verfassung, faktisch ausgeht, und das ist in allen modernen Staaten nicht das Staatsoberhaupt, sondern das Volk, vertreten durch das Parlament. Der Ausschluß der Gesandten vom Direktverkehr mit den Parlamenten ist unter diesem Gesichtspunkt überhaupt nichts anderes als ein Ueberbleibsel der reinen Autokratie.

Man würde selbstredend überoptimistisch sein, wenn man nun etwa die Parlamentarisierung der Gesandten für eine Engros-Lösung hielte, oder wenn man sie durch den Nachweis bekämpfte, daß auch sie noch lange kein Allheilmittel wäre. Weder positiv noch negativ kann man den Vorschlag derart behandeln. Aber wenn die Welt nach Einzelmitteln sucht, deren Summe vielleicht dem Friedensziel näher führen kann, so scheint mir das Mittel, von dem hier die Rede war, immerhin ein aussichtsreiches unter manch anderen aussichtsreichen zu sein. In diesem Sinne sei es zur Debatte gestellt.

---

## DER CHEMISCHE KRIEG

Der Völkerbund hat vor einigen Monaten eine „Kommission zum Studium des chemischen und bakteriologischen Krieges“ eingesetzt, die ihren Bericht jetzt erstattet hat. In keiner deutschen Zeitung ist das Dokument bisher veröffentlicht worden. So übernimmt das T.-B. diese Aufgabe. Denn eine Aufgabe ist es ja wohl, den Menschen das grauenhafte Verhängnis zu zeigen, das morgen oder übermorgen schon über sie hereinbrechen kann.

Die Kommission war beauftragt, einen Bericht zu erstatten über „die voraussichtlichen Wirkungen der chemischen Entdeckungen in einem zukünftigen Kriege“. Sie war der Meinung, daß es von Nutzen wäre, die Enquete über den chemischen Krieg auch auf den bakteriologischen Krieg auszudehnen, und um diesen Versuch zu verwirklichen, wandte sie sich an Chemiker, Physiologen und Bakteriologen verschiedener Länder und definierte in folgender Weise den Gegenstand ihrer Enquete:

„Der Zweck ist, der öffentlichen Meinung der Welt die Wirkungen vor Augen zu führen, die die ungeheuren Zerstörungsmittel hervorrufen würden, welche die moderne Wissenschaft dem modernen Krieg zur Verfügung stellt. Man wird von nun an annehmen müssen, daß eine bewaffnete Nation, indem sie sich der Gesamtheit ihrer materiellen und menschlichen Kräfte bedient, darauf abzielt, nicht nur die Kombattanten der gegnerischen Front, sondern die ganze kriegführende gegnerische Nation in ihrer Bevölkerung, in ihren Reichtümern und in ihren Hilfsquellen jeglicher Art zu treffen . . .

Ohne über die Gesetzmäßigkeit derartiger Handlungen zu diskutieren, möge man sich darauf beschränken, Untersuchungen über alles anzustellen, was, ob es nun durch die Kriegsgesetze erlaubt oder verboten sei, nichtsdestoweniger möglich ist . . .“

Auf diese so formulierte Frage haben geantwortet: Die Professoren
André Mayer, vom College de France,
Angelo Angeli, Kgl. Institut der höheren Studien in Florenz,
Pfeiffer, Breslau,
J. Bordet, vom Institut Pasteur, Brüssel,
W. B. Cannon, von der Hochschule für Medizin in Harvard,
Th. Madsen, Copenhagen,
Senator Paterno, Universität Rom,
M. J. Enrique Zanetti, von der Columbia-Universität New York.

Ihre Antworten haben die wesentlichen Elemente zum folgenden Berichte geliefert, der nacheinander die bereits bekannten Wirkungen des chemischen Krieges und die noch möglichen Wirkungen der bakteriologischen Waffe behandelt.

## *1. Der chemische Krieg.*

Es ist bekannt, daß infolge einer ersten Verletzung der Konvention vom Haag die chemische Waffe im Verlaufe des letzten Krieges in wirksamer Weise von den Kriegführenden verwendet wurde, und zwar gleichberechtigt mit den anderen Waffen. Es ist zu befürchten, daß man sie in Zukunft noch mehr verwenden wird. Man muß bemerken, daß diese Anwendung sich sogar unter Umständen als wirksam erwiesen hat, unter denen die anderen Waffen nur von geringer oder gar keiner Wirksamkeit gewesen wären.

„Wenn die Erfahrung des letzten Krieges bewiesen hat,“ schreibt Professor Angeli, „daß es keine Fortifikation noch Rüstung gibt, die der Einwirkung der modernen Explosivstoffe widerstehen könnte, so hat immerhin der Mensch einen wirksamen Schutz dagegen finden können in den Schützengräben, in den Kavernen und in den tief unter der Erde ausgehöhlten Grotten. Die vernichtenden Gase hingegen können jede beliebige Stellung, sowohl im Freien als auch im Unterstand erreichen.“

Die verschiedenen Anwendungsweisen, die Welle oder Wolke des schweren Gases, die durch den Wind gegen den Feind ge-

trieben wird, der Abschuß des giftigen Geschosses, dazu bestimmt, entweder äußerst dichte Wolken von Gas beim Feinde zu erzeugen oder das Terrain mit Gift zu erfüllen, waren für die Frontkämpfer bestimmt und erreichten sie. Aber man kann in Zukunft andere Methoden erfinden, wie z. B. das Abwerfen von Bomben und anderen Behältern aus Luftschiffen, die mit schädlichen Produkten geladen sind, die die Zivilbevölkerung eben so sicher wie die Kämpfenden erreichen werden. „Man kann daran zweifeln," schreibt Professor André Mayer, „daß die Völker sich von der Gewalt dieser Waffe und von der Gefahr, der sie dadurch ausgesetzt werden, Rechenschaft geben"; und Professor W. B. Cannon geht noch weiter, indem er erklärt, „daß wir im Verlaufe des letzten Krieges nichts gesehen haben, was mit den wahrscheinlichen Perspektiven der Zerstörung von Industriezentren und von Massakers unter der Zivilbevölkerung vergleichbar wäre, falls ein neuer bedeutender Konflikt entstehen sollte."

Die Bezeichnung Kriegs-„Gas", die im allgemeinen gebraucht wird, entspricht nicht der wissenschaftlichen Definition der Gase. Tatsächlich umschließt sie nicht nur die Gase, sondern auch feste und flüssige Substanzen, die man in der Luft zerstäubt und deren Einwirkung auf den menschlichen Körper Verletzungen hervorruft, herbeigeführt durch chemische Veränderungen des Körpers, die sich von den mechanischen Einwirkungen der Explosivstoffe unterscheiden.

Diese Verbindungen gehören keineswegs einer besonderen Klasse chemischer Körper an. Die Mehrzahl sind gebräuchliche Stoffe, die dauernd in großen Mengen für die Bedürfnisse des Friedens hergestellt werden, sodaß „nur ganz Weniges die Industrie pharmazeutischer Produkte von der der schädigenden Stoffe, die man im Kampfe verwendet, unterscheidet." (Bericht des Professors A. Mayer.)

Man darf auch die Tatsache nicht außer acht lassen, die schon von den Regierungssachverständigen der Konferenz von Washington unterstrichen wurde, nämlich „daß eine große Zahl von Explosivstoffen giftige Gase erzeugt, die oft ebenso den Tod herbeiführen, wie jene, die man gemeinhin Kriegs-Gase nennt." Auf jeden Fall suchten die Waffen, die dazu bestimmt waren, zu töten oder den Gegner außer Gefecht zu setzen, dieses Ziel bis jetzt durch Mittel irgendwie mechanischer Art zu erreichen. Ihre Geschosse zerfleischten den menschlichen Körper, trafen seine lebenswichtigen Organe, und die Wunden selbst führten durch Hämorragie eine mehr oder weniger ausgesprochene Erstickung herbei. Die chemische Waffe benützt Mittel von größerer Mannigfaltigkeit, um den Mann zeitweilig oder gänzlich außer Gefecht zu setzen. Sie wirkt auf die aufbauenden Elemente der Gewebe und ruft Schädigungen hervor, die eine Störung der normalen

Funktionen bis zur Herbeiführung des Todes nach sich ziehen. Man kann die Verschiedenheit ihrer Wirkungen charakterisieren, indem man zwei Grenzfälle betrachtet, z. B. die Einwirkung des Kohlenstoff-Oxychlorürs, das Erstickung, Lungenschädigungen und den Tod herbeiführt, und die des Brombenzyls, dessen Dämpfe, über den Boden verbreitet, Tränen verursachen und den Gegner am Oeffnen der Augen hindern, ohne jedoch schwere Schädigungen herbeizuführen.

Im ersten Falle ist die gewollte Unschädlichmachung des Gegners bis zum Tode getrieben; im anderen Falle wird die Unschädlichmachung durch einen milderen physiologischen Effekt erreicht. Zwischen diesen beiden Extremen findet man eine sehr große Zahl von Zwischenstufen. Es ist übrigens möglich, wenn man allein von dem Gesichtspunkte ihrer physiologischen Wirkungen ausgeht, die schädigenden Körper in drei große Kategorien zu klassifizieren:

Irritierende, tränenerzeugende, niesenverursachende und blasenziehende;

erstickende und atemlähmende;

giftige.

*Wirkungen der irritierenden Körper.*

Ihr Charakteristikum ist, daß sie den Menschen außer Gefecht setzen, ohne seinen Tod zu beabsichtigen.

a) Tränenerzeugende Gase. Die tränenerzeugenden Verbindungen verhindern den Gebrauch eines unentbehrlichen Sinnes, des Gesichtssinnes. Sie verursachen einen unerträglichen Schmerz in den äußeren Organen der Sehwerkzeuge, indem sie den Menschen praktisch blind machen während der Zeit, die er in der damit stark durchsetzten Atmosphäre verbringt. Aber „im Gegensatz zum Volksglauben", schreibt Professor Enrique Zanetti, „ist die durch die Gase verursachte Blindheit rein temporär, denn sie entspringt nur einer Reizung der Lidmembranen und nicht einer tiefen Einwirkung auf den Augapfel oder auf die Sehnerven. Die Wirkung verschwindet im allgemeinen nach einigen Stunden oder höchstens nach einigen Tagen, und obzwar der Betroffene vollständig außer Gefecht gesetzt ist, gleich als ob man ihm die Augen ausgestochen hätte, hat man keine dauernde schwere Nachwirkung des Gases feststellen können."

b) Niesenverursachende Gase. Diese Gase sind Arsenverbindungen, verwandt den in der Therapie verwendeten Kakodylaten; sie verursachen wiederholte Anfälle unwiderstehlichen Niesens, von Atemnot und unerträglicher Kopfschmerzen; sie veranlassen den Mann, die Gasmaske abzunehmen und können ihn so der Einwirkung anderer Giftstoffe, die man gleichzeitig mit dem Niesgas oder nachher abwirft, aussetzen.

c) Blasenziehende Gase. Gewisse Präparate, z. B.

Dichloräthylsulfid, das auch „Senfgas“ oder „Yperit“ genannt wird, erzeugen Wunden auf der Haut und den Schleimhäuten, die außerordentlich schwer sein können. Tatsächlich erscheinen in allen Fällen, in denen die Haut den Dämpfen, die durch langsames Verdampfen des Yperits erzeugt werden, ausgesetzt ist, große Blasen nach Verlauf von 2 bis 8 Stunden. Die Schwere dieser Verwundungen hängt übrigens von der Dauer der Einwirkung der Gasdämpfe ab. Es können einfache kleine lokale Blasen sein, die von einer schwachen Gasexposition herrühren, oder aber ein allgemeiner, äußerst schwerer Blasenausschlag über den ganzen Körper dann, wenn der Körper lange Zeit den Gasdämpfen oder einem direkten Kontakte mit der Flüssigkeit ausgesetzt war. Die Einwirkung dieses Gases auf die Schleimhäute hat eine Nekrose der Schleimhaut zur Folge und läßt eine Oberfläche zurück, die sehr zur Infektion neigt. Zusammenfassend kann man sagen: obzwar die Einwirkung der blasenziehenden Gase bekämpft und in manchen Fällen sogar aufgehoben werden kann, ist sie nichtsdestoweniger fähig, für die Gesundheit der Menschen, die ihre Opfer sind, schwere Folgen herbeizuführen.

Andererseits — und das ist der Haupteffekt — befleckt der Boden, der mit Yperit besprengt ist, durch den Kontakt alle, die ihn passieren oder die dort lagern. Der Yperit durchdringt die Gewebe der Kleidung und verwandelt sie in wahre blasenziehende Pflaster, die durch einfachen Kontakt ihre blasenziehenden Wirkungen ausüben. Terrains und Gegenstände, die getränkt sind, bewahren ihre schädigende Wirksamkeit eine bestimmte Anzahl von Tagen.

*Wirkungen erstickender und atemlähmender Stoffe.*

Die sogenannten erstickenden oder atemlähmenden Stoffe erzeugen tödliche Verletzungen der Lunge. So wirkt das Chlor, das Bromazeton, das Chlorpikrin, das Kohlenstoffoxychlorid, das Akrolein; wenn sie eingeatmet werden, verursachen sie vom Blute aus ein Einströmen von Flüssigkeit bis in die Lufträume der Lunge. Der Mensch, der so von einem Lungenödem befallen ist, stirbt wie ein Ertrinkender unter den Krämpfen eines furchtbaren Todeskampfes. Das Kohlenstoffoxychlorid oder Phosgen wurde von allen Gasen dieser Kategorie als das wirksamste gebraucht.

Andere Körper wirken direkt auf das Blut, so das Kohlenoxyd, welches den Tod gewöhnlich durch Stillstand des Herzens und, entgegen der allgemeinen Ansicht, ohne Schmerz herbeiführt. Dieses Fehlen des Schmerzes und besonders die Unkenntnis, daß irgendeine Schädigung vorliegt, vermehrt die Gefahr, denn es ist schwer, die Opfer dazu zu bringen, sich über die Schwere ihres Zustandes klar zu werden und sie davon abzuhalten, Anstrengungen auf sich zu nehmen, die ihr schon überanstrengtes Herz ermatten.

Schließlich lähmen die Nervengifte, wie z. B. die Verbindungen der Blausäuregruppe, auf der Stelle das Nervensystem. Immerhin erzeugen die bekannten Gase dieser Kategorie diese lähmende Wirkung nur bei einem hohen Grade der Konzentration.

### *Mehrfache und kombinierte Wirkungen.*

„Man darf nicht glauben," bemerkt ganz richtig Prof. Mayer, „daß die im Kampfe verwendeten Substanzen nur eine einzige der aufgezählten Eigenschaften besitzen.

„Die Mehrzahl vereinigt mehrere in sich. Alle tränenerzeugenden, alle erstickenden Gase sind in großen Dosen tödlich. Wenn die blasenziehenden Verbindungen, anstatt die Haut zu erreichen, in die Lunge eindringen, verursachen sie verhängnisvolle Verletzungen. Die Wirkung, die man angibt, wenn man von tränenerzeugenden oder blasenziehenden Körpern spricht, ist also nur die vorherrschende Wirkung.

Eine Modifikation in der angewandten Dosis, eine Modifikation, die man dadurch erreichen kann, daß man die Art der Ladung in den Projektilen oder die Dichtheit der Schüsse ändert, verändert das Bild der schädigenden Effekte ganz und gar. Das Dichloräthylsulfid z. B. verursacht bei schwacher Konzentration eine einfache Entzündung der Sehwerkzeuge und wirkt wie ein auf die Haut appliziertes Blasenpflaster; in starker Konzentration erzeugt es Augenverletzungen, die den Mann blind machen, Lungenschädigungen, die eine fortschreitende Verstopfung der Lungenkanälchen und dadurch den Tod einer langsamen Erdrosselung herbeiführen. Es wäre also ein Irrtum, die chemischen Verbindungen nach der Schwere der Symptome, die sie zur Erscheinung bringen, zu klassifizieren.

Es können kombinierte Effekte verschiedener schädigender Einwirkungen vorhanden sein, sei es, weil man gleichzeitig mehrere Substanzen abwirft, sei es, weil dieselbe Substanz verschiedene Eigenschaften besitzt. In Hinblick darauf muß man die Aufmerksamkeit auf gewisse kombinierte, schon lange bekannte Effekte lenken, nämlich die von Explosivmitteln und Gas. Die meisten modernen Explosivmittel setzen im Moment des Abbrennens Gase in Freiheit, von denen einige in hohem Grade Giftgase sind, z. B. das Kohlenoxyd, das dadurch, daß es die Funktion des Blutes zerstört, ein typisches Erstickungsmittel ist. Im Verlaufe des Minenkrieges hat man häufig nach den Explosionen in geschlossenen Räumen Erstickte beobachten können."

### *Spätere Wirkungen der Kriegsgase.*

Obzwar die Ansichten nicht alle zustimmend sind, scheint es, daß die Verwundungen durch schädigende Stoffe Narben hinter-

lassen, die jene, die davon betroffen wurden, schwächen. Im Besonderen können die Schädigungen der Lunge die Verwundeten zu gewissen Infektionskrankheiten prädisponieren.

### *Mögliche Wirkungen neuer Erfindungen.*

Die oben erwähnten Gase, deren Wirkungen summarisch beschrieben wurden, gehören zu den bekannten Gasen und zu jenen — man kann es nicht oft genug wiederholen — die in laufendem Gebrauch bei den Friedensindustrien sind. Aber niemand kann dafür einstehen, daß nicht neue Substanzen erfunden werden, die andere Funktionen des Körpers angreifen. „Man kann sich," bemerkt Professor Zanetti, „die Erfindung eines Gases denken, das auf die Verdauungsfunktionen einwirkt, oder, wie man es auch wirklich versucht hat, schwere Erbrechen hervorruft, oder schließlich, wie es das Kohlenoxyd macht, die normalen Funktionen des Hämoglobins des Blutes aufhebt und es verhindert, den Sauerstoff der Lungen in die Gewebe zu transportieren." Das ist freilich nur eine Hypothese. Senator Paterno meint, daß man diese Hypothese zwar „nicht ausschließen darf", aber er macht gleichzeitig darauf aufmerksam, daß nichts zu der Annahme berechtigt, daß man eine beträchtliche Menge von neuen Substanzen, die eine große militärische Ueberlegenheit vor den bereits bekannten aufweisen, entdecken und herstellen könne. Wenn man hervorhebt, daß zu Beginn des Krieges die Zahl der bekannten erstickenden Gase etwa dreißig betrug, während man heute mehr als tausend zählen kann, so ist das, nach seiner Ansicht, ein Argument ohne Beweiskraft; man braucht nur zu bedenken, daß in dieser Vermehrung von dreißig auf tausend kein neu entdecktes Produkt inbegriffen ist, und daß das Phosgen, das Chlorcyan und der Yperit, die den ersten Platz unter den dreißig einnahmen, ihn auch unter den Tausend bewahrt haben.

„Der logischste Schluß, den man aus dieser Feststellung ziehen kann, ist einfach der, daß die neuen Untersuchungen an den tausend Substanzen zu nichts geführt haben" . . . und Professor Paterno folgert, „obzwar er überzeugt bleibt, daß die allgemeine chemische Vorbereitung in Hinblick auf den Krieg unerläßlich ist", daß man, was die Frage der erstickenden Gase betrifft, „weder hoffen noch fürchten braucht, daß durch die Fortschritte der Chemie bei diesen Gasen ein größerer Erfolg erzielt wird als bei den fortentwickelten Explosivstoffen." . . . .

### *Schutz gegen die chemische Waffe.*

Die oben beschriebenen Wirkungen treten nur ein, wenn der Schutz nicht eingreift. Aber, glücklicherweise, hat sich der Schutz gegen die schädigenden Körper in derselben Zeit entwickelt, in der

der Gebrauch dieser Körper für den Krieg stärker wurde. Es wurde durch isolierende und filtrierende Apparate erreicht. Die isolierenden Apparate sind mehr oder weniger vereinfachte Taucherrüstungen, die den Menschen von der umgebenden Atmosphäre isolieren und ihm den Sauerstoff, dessen er bedarf, liefern. Das ist eine theoretische verführerische Lösung, die bei allen schädigenden Körpern und bei allen Konzentrationen Verwendung finden kann. Aber diese Apparate bringen eine derartige Hinderung des Kombattanten mit sich, daß man ihnen die filtrierenden Apparate vorgezogen hat. Diese befreien die eingeatmete Luft von schädlichen Stoffen, indem sie ein geeignetes Filter vor die Oeffnungen der Atmungswege setzen. Diese Filter sind entweder absorbierende, poröse Körper, oder auflösende Flüssigkeiten, oder chemische Reagentien, oder richtige Siebe ...

Außerdem ist es für die Wirksamkeit der Schutzmittel unerläßlich, daß jene, die sie benutzen sollen, sie sofort zur Hand haben und gewohnt sind, sich ihrer zu bedienen. Auf eine Menge, die unversehens überrascht wird oder nicht geübt ist, wäre die Wirkung ebenso schrecklich, wie damals, als die chemische Waffe zum ersten Male im Kriege gegen Menschen verwendet wurde, die gegen ein Verfahren schutzlos waren, an das sie im Vertrauen auf die Haager Konvention nicht eher gedacht hatten, als bis sie seine Opfer wurden. Eine ähnliche Katastrophe würde zweifellos bei der ersten Verwendung der chemischen Waffe gegen die Zivilbevölkerungen eintreten ...

*Schlußfolgerung.*

Die chemische Waffe, die während des letzten Krieges mit einer wachsenden Intensität und einer unzweifelhaften Wirksamkeit gebraucht wurde, verursacht die verschiedensten physiologischen Wirkungen. „Es gibt für ihre Gewalt, Wirksamkeit und Mannigfaltigkeit ebenso wenig wirkliche Grenzen, wie es solche für die Pharmakologie oder irgendeinen beliebigen Zweig der Chemie gibt." Wenn auch die Wirkungen, die außerordentlich schwer für ungeschützte Menschen sind, durch geeignete Schutzmaßnahmen vermindert werden können, so ist dennoch das Problem des Schutzes der Zivilbevölkerung noch nicht gelöst.

Da die verwendeten schädigenden Substanzen zu Friedenszeiten in allgemeinem Gebrauch sind, steht die chemische Waffe allen großen Industriemächten, die chemische Fabriken besitzen, zur Verfügung, und diese Feststellung veranlaßt die Professoren Zanetti und Mayer zu folgenden, aus ihren Berichten gezogenen Schlußfolgerungen:

„Die äußerste Leichtigkeit, mit der" — sagt Professor Zanetti — „diese Fabriken fast in einer Nacht in Fabriken für chemi-

sches Kriegsmaterial verwandelt werden können, läßt ein Gefühl der Furcht und des Mißtrauens gegen einen Nachbar, der über eine mächtige chemische Organisation verfügt, entstehen." „Sie sichert tatsächlich," bemerkt seinerseits Professor Mayer, „einer Macht, die von schlechten Absichten beseelt ist, eine ungeheure Superiorität. Eine schädigende Substanz, im Geheimen erforscht (und diese Forschung kann an jedem beliebigen Orte vorgenommen werden), in großen Mengen fabriziert (und diese Fabrikation kann in jeder beliebigen chemischen Fabrik vor sich gehen), überraschend auf eine unvorbereitete Bevölkerung geworfen, kann glatt jeden Willen zum Widerstand brechen."

### *II. Bakteriologischer Krieg.*

Im Gegensatz zur chemischen Waffe ist die „bakteriologische" Waffe nicht im Kriege verwendet worden. Abgesehen von allen Betrachtungen humanitärer Art, kann man die Gründe dafür in dem Exposé über die möglichen Wirkungen ihrer eventuellen Benutzung finden. Dieses Exposé wurde uns von den Professoren Pfeiffer, Bordet, Madsen und Cannon gegeben: es erschöpft übrigens nicht den ganzen Gegenstand, denn wenn auch die Schlußfolgerungen für die Gegenwart beruhigend sind, lenken sie doch die Aufmerksamkeit auf die Möglichkeiten, die in der Zukunft eine Weiterentwicklung der bakteriologischen Wissenschaften bieten, und infolgedessen auch auf die Notwendigkeit, sich nicht in einer trügerischen Sicherheit zu wiegen.

A priori würden die Wirkungen der bakteriologischen Waffe, da sie weder bemessen, noch lokalisiert werden können, die Zivilbevölkerungen treffen, würden die Grenzen überschreiten, und würden auch nach Schluß der Feindseligkeit hervortreten und sich fortsetzen. Man kann sagen, daß diese Waffe indirekt *gegen die ganze Menschheit* gerichtet wäre.

Aber die Professoren Pfeiffer, Bordet und Madsen sind der Ansicht, daß diese Kampfesart wenig Einfluß auf den eigentlichen Ausgang eines Krieges hätte „wegen der Schutzmittel, die zur Eindämmung der Wirkungen zur Verfügung ständen".

Die Benutzung der Bouillonkulturen von Typhus und Cholera, um die Trinkwasser zu verseuchen, würde durch die Filtration, die schon in den großen Zentren existiert, oder durch Behandlung des Flußwassers mit Chlor unwirksam gemacht werden. Die Feinde müßten mit Hilfe von Flugzeugen direkt das filtrierte Wasser der Reservoire verseuchen, eine schwierige Operation, gegen deren Wirkung die Schutzimpfung zur Verfügung stände.

Was die Infizierung der Waffen betrifft, so bemerken die Sachverständigen, daß die Keime, deren man sich bedienen würde Streptokokken oder Staphylokokken, Anthraxsporen, Rotzbazillen

usw.) eine Behandlung, die lange Zeit im voraus vorgenommen wurde und ein Eintrocknen auf metallischen Oberflächen mit sich bringt, nicht überdauern würden. Wenn man diese Keime in das Innere von Projektilen einführen würde, würden sie den Chok des Abschusses, die Erhöhung der Temperatur, die Erschütterung der Explosion, die auf jedes Leben zerstörend wirken, nicht ertragen. Einzig der Abwurf von mit Keimen gefüllten Glasballons von Flugzeugen könnte eine gewisse Gefahr bedeuten.

Schließlich erzeugt die Bakteriologie gegenwärtig nach Ansicht der Mehrzahl der Sachverständigen keinerlei infektiöses Material, das fähig wäre, den Viehstand und die Ernten eines Landes zu vernichten. Allerdings teilt Professor Cannon diese letztere Ansicht nicht vollständig, da er die Möglichkeit für gegeben hält, durch Flugzeuge über ausgedehnte Zonen Parasiten zu verbreiten, die fähig sind, die Ernten zu verwüsten.

Zusammenfassend kann man sagen: Die befragten Gelehrten sind der Meinung, daß unsere gegenwärtigen Kenntnisse der Hygiene und Mikrobiologie die Verbreitung von Epidemien, die sowohl unter den Kämpfenden als auch unter den Zivilbevölkerungen hervorgerufen werden könnten, eindämmen würden und daß Epidemien keinen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des Krieges ausüben könnten. Immerhin, wenn ihnen auch die bakteriologische Waffe für den Augenblick nicht fähig scheint, die Verteidigung eines gegnerischen Staates zu paralysieren, und wenn sie auch glauben, daß diese zweischneidige Waffe besonders in der Gegenwart nicht zu fürchten ist, gibt es dennoch andere Ansichten, die uns antreiben, mit Aufmerksamkeit die Fortschritte der bakteriologischen Wissenschaft zu verfolgen. — . . .

*Eventuelle Verwendung der chemischen Waffe gegen die Zivilbevölkerungen.*[1])

Eine der wichtigsten Möglichkeiten des chemischen Krieges, von der der Bericht bisher nur wenig gesprochen hat, ist die des Gebrauchs giftiger Gase gegen die großen Städte und die lebenswichtigen Zentren der Kriegführenden. Es ist schwer, diesen Punkt ins Detail zu besprechen, da es bisher glücklicherweise kein Beispiel eines solchen Angriffes gibt. Man muß jedoch zugeben, daß es vom technischen Standpunkte aus nicht den Anschein hat, als ob es unmöglich wäre, große Städte mit Hilfe der Giftgase anzugreifen, sei es auf dem Luftwege oder durch Schußwaffen von immer weiter zunehmender Reichweite, wie sie in der Ausrüstung der

---

[1]) Dieser Bericht behandelt nur die chemische Waffe. Aber man darf nicht daraus schließen, daß die Kommission damit zu verstehen geben will, daß ein Giftgasangriff der einzig mögliche oder auch nur der gefährlichste Angriff ist, den große Städte in einem künftigen Kriege zu fürchten haben.

modernen Land- und Seestreitkräfte vorhanden sind. Man hat im Gegenteil allen Grund zur Annahme, daß in einem zukünftigen Kriege die Luftflotte bei weitem entwickelter sein wird als im letzten Kriege sowohl in Hinblick auf die Zahl der Flugzeuge als auch auf ihre Tragfähigkeit. Wie verdammenswert eine solche Handlung auch wäre, es bestünden keine technischen Schwierigkeiten, die es verhinderten, daß Bomben großer Dimensionen, angefüllt mit Giftgasen, auf die wichtigen Zentren des politischen oder ökonomischen Lebens des feindlichen Landes geworfen werden könnten. Das verwendete Gas müßte keineswegs bloß von vorübergehender Wirkung sein, da ja der Zweck darin liegt, das Zentrum der Aktivität, das das Objekt des Angriffs wäre, zu belästigen oder zu zerstören. Das Senfgas z. B. würde, falls man es in großer Menge auf große Städte sprengte, voraussichtlich lange Zeit am Boden bleiben und nach und nach in die Häuser eindringen. Man darf hoffen, daß man ein wirksames Mittel finden wird, um die Zivilbevölkerung gegen derartige Gefahren zu schützen, aber man muß zugeben, daß das Problem schwierig ist. Die Lieferung von Masken an eine ganze Bevölkerung scheint fast unausführbar zu sein, und es bleibt noch zu versuchen, welche Methode des kollektiven Schutzes sich als wirksam erweist. Wenn diese Mittel fehlen und der Zeitpunkt des Angriffes nicht vorher bekannt gemacht werden kann, ist jeder vollständige Schutz unmöglich. Ueberdies bleiben die schweren Giftgase selbst im offenen Felde sehr lange Zeit am Boden. Es ist schwierig zu sagen, wie lange sie in einer Stadt bleiben und weiterhin eine Gefahr bilden werden.

Man könnte natürlich sagen, daß eine solche Entwicklung des Krieges zu abscheulich wäre und daß sich das menschliche Gewissen gegen derartige Praktiken auflehnen würde. Das ist möglich, aber da nun einmal in den modernen Kriegen, wie der letzte war, die ganze Bevölkerung eines Landes mehr oder minder direkt beteiligt ist, ist zu fürchten, daß wenig skrupulöse Kriegführende keinen Unterschied machen werden zwischen dem Gebrauch von Kriegsgasen gegen die Truppen auf dem Schlachtfelde und dem Gebrauch dieses Gases gegen die Zentren, die diesen Truppen die Mittel zum Kampfe liefern.

Indem die Kommission einerseits eine immer häufigere und mannigfaltigere Anwendung der Wissenschaft im Dienste des Krieges feststellt, indem sie andererseits bemerkt, daß die wahre Gefahr — Gefahr des Todes — für eine Nation darin läge, sich im Vertrauen auf internationale Konventionen in Sicherheit zu wiegen, um dann ohne Schutz gegen eine neue Waffe zu erwachen, scheint es ihr als Schlußfolgerung wichtig, daß die Völker wissen, welch schreckliche Gefahr über ihnen schwebt.

Einen „riesigen Festsaal mit Marmorparkett" nennt Griebens Reiseführer nun schon in der sechsten Auflage den Markus-Platz, und die übrigen Reiseführer wenden wohl auch zu einem ähnlichen Resultat kommen.

Das ganz Besondere dieses Saales steckt in dem, was ihm zum Saal fehlt: in der Decke, die er nicht hat. Ihr Fehlen gibt der Schwere Leichtigkeit, dem Strengen Anmut. In der Luft, die sie umspielt, löst sich zaubrisch der Steine steinerner Ernst.

Daß der Himmel den Plafond abgibt, ist die wahrhaft himmlische Pointe dieses Festsaales und unterscheidet ihn sehr vorteilhaft etwa von den herrlichen Sälen des Dogenpalastes, die bis zur Decke und insbesondere an dieser voll sind von lauter Robustis und Caliaris (bekannter unter den klangvollen Spitznamen Tintoretto und Veronese). Diese venetianischen Meister entwickelten eine Produktivität, die der größten Wände spottete (der alte Palma war auch nicht faul), und hätte der Markusplatz eine Decke, so wären wir heute gewiß um etwa 10 000 Quadratmeter Tintoretto und Veronese reicher. Er hat aber keine. Die wechselnden Farben des Himmels leuchten und dunkeln über ihm, man muß sich nicht das Genick verrenken, um ihre sublime Schönheit zu genießen, und ringsherum ist, von den Bildern in den Kaufläden abgesehen, gar keine Malerei, sondern lauter Architektur. Rechts die alten, links die neuen Prokuratien, wenn man sie verwechselt, macht es auch nichts, im Osten geht strahlend die Markuskirche auf, und die Wand im Westen hat der Baumeister mit genialischer Frechheit so hingestellt, daß sie den Platz einfach zumacht. Was den Campanile anlangt, so scheint mir, daß er eigentlich stört. Seine Wiederaufrichtung nach dem Einsturz war wohl auch weniger ein Bedürfnis der bildenden Künstler als der Dichter.

„Ich will den Campanile um und um
Mit Rosen und Zypressen wickeln"

sang dereinst ein Wiener Poet, und beim Anblick des fast hundert Meter hohen Turmes ermißt man erst recht die Kühnheit dieses Verses. Was für ein Unterfangen! Welche Gerüstbauten wären notwendig, welche Wagenladungen von Rosen und Zypressen, wieviel Hunderte Meter Draht, auf die man sie erst stecken müßte, und wenn man bei der Spitze hielte, wären die Rosen unten am Turm längst hin und welk und man müßte von vorne anfangen und da verdorrten inzwischen wieder die Rosen oben, und so würde man niemals fertig, ganz abgesehen von den Scherereien, die der Dichter hätte, bis er von der Kommune Venedig die Erlaubnis zur

Umwicklung des Campanile bekäme. . . . Und, wäre das Ungeheure getan, wer weiß, ob ihm das Frauenzimmer Dank wüßte.

Der Decke, die dem riesigen Festsaal fehlt, danken wir auch die Tauben, die ihn und den Fremdenverkehr so prächtig beleben. Mit den Tauben, ganz im allgemeinen, ist das eine eigentümliche Sache. Man verzärtelt und man frißt sie, man fühlt und man füllt sie, sie sind das Symbol der Sanftmut, des Friedens, der Liebe, und man tötet sie, wettschießend, zum sportlichen Vergnügen. Die Tauben von San Marco drücken über diesen Gemeinheiten des Menschen ein Auge zu und verkehren mit ihm in herzlichster Unbekümmertheit. Es sind sonderbare Tiere, denen vor gar nichts graust. Sie setzen sich den widerwärtigsten Gesellen und den häßlichsten Weibern auf Schultern und Haupt und lassen sich mit ihnen photographieren. Sie verstehen jede Kultursprache, außerdem sogar Wienerisch. Sie selbst geben keinen Laut und, wie es scheint, auch sonst nichts von sich, so verlockend es für sie sein mag, wenn sie auf dem Schädel solch eines strammen deutschen Reisebruders sitzen, der sich nicht an die Wimpern klimpern und auf den Kopf machen läßt, eben dies zu tun. Täten sie so, auch dann bliebe es noch immer rätselhaft, daß nicht tagtäglich ein Campanile aus Taubenguano auf dem Markusplatz wächst.

An dem sonnigen Septembervormittag, an dem ich die Freude hatte, die Tauben von San Marco zu beobachten, waren dort ihrer dreißigtausendsechshundertundvierzig Stück versammelt, ein paar Sonderlinge, die allein auf der Piazetta spazieren gingen, nicht mitgerechnet. Plötzlich flogen alle mitsammen auf und flatterten in großen, schiefen Ellipsen stürmisch rauschend über den Platz. Und als sie zu Boden gingen, ein gewaltiger weicher Wirbel von blau und weiß und grau, war es, als ob sie aus der Luft geschüttet würden, so dicht fielen und lagen sie zuhauf übereinander. Das, die Ellipse und den Wirbel, wiederholten sie dann noch mehrmals, ohne Anlaß oder Nötigung, als Produktion oder aus sportlichem Uebermut oder irgend welchem geheimen Taubenritus gehorchend.

Wenn es dunkel wird, beziehen sie Quartiere in den Rundbögen der Markuskirche und wo immer die Fassade überdachten Platz bietet. Dort hocken sie müde, schweigsam, aufgeplustert; nur manchmal fliegt eine ein paar Ellipsen, vielleicht im Traum, vielleicht durch das Aufblitzen der Bogenlampen zur Meinung verführt, es sei schon Tag und der Dienst beginne.

Sehr nett ist es, wie der Photograph von San Marco das Paradiesische der Gruppe: Mensch und Tier, zustande bringt. Er schüttet dem Individuum, das sich, einen Ausdruck unbeschreiblich blöder Süße im Antlitz, seiner Platte stellt, Taubenfutter ins Haar. Die guten Tiere gehen auf den Vorschlag ein und holen sich Körner aus der Frisur. Es ist Fraß und sieht aus wie Idyll. Der Mensch hält den Atem an, rührt sich nicht: siehe, ich bin ein Futternapf!

So lockt man die Kreatur, nicht nur die Tauben des San Marco, nahe, ganz nahe, stimmt sie zutraulich und kann sie streicheln oder ihr den Kragen umdrehen, je nachdem man gerade mehr zum Idyllischen oder zum Praktischen neigt.

---

ST-GR. PAUL MORAND

Das Tagebuch beginnt in diesem Heft mit der Veröffentlichung eines kleinen französischen Romans: Lewis und Irene von Paul Morand.

Schlagt uns tot: Wir bringen eine französische Dichtung! Der Tantièmenversicherungsverein der deutschen Bühnenschriftsteller hat zwar vor ein paar Tagen in Berlin die Aufführung von Emile Zolas „Therese Raquin" verboten (während in Paris „Altheidelberg" allabendlich gespielt wird), und die deutschen Theaterdirektoren haben den (unter Zustimmung der verschiedenen Berliner Tageblätter) den Boykott über die frivolen Franzosen noch nicht aufgehoben, obwohl wir ein bißchen liebenswürdige Fröhlichkeit in Berlin vielleicht ebenso nötig hätten wie die Leute in Wien. Es gibt auch noch keinen deutschen Verleger, der es wagt, Uebersetzungen neuer französischer Dichtungen herauszugeben. Ein großer Verlag hat zehn, zum Teil sehr unterhaltende Romane zur Zeit des Frankensturzes in Paris gekauft, aber er traut sich noch nicht, sie herauszugeben.

Nun, wir wagen es. Wir veröffentlichen diesen französischen Roman in der Hoffnung, mit anonymen Schmähbriefen überhäuft zu werden. Diese Schimpfpostkarten haben für immer den Wert des Ariadnefadens gehabt, sie zeigen uns den richtigen Weg.

Paul Morand ist unter den jüngeren Franzosen der geistvollste. (In Frankreich darf auch der Dichter Geist haben.) Seine kühnen Novellen „ouvert la nuit" und „fermé la nuit", Erzählungen aristokratischer Delikatesse, haben ihn zum gelesensten Autor der jungen Generation gemacht. Der Finanzroman „Lewis und Irene" liegt schon in der sechzigsten Auflage vor. Hätten unsere Deutschnationalen oder unsere Stresemänner das Bedürfnis, sich ein Bild des heutigen Paris zu machen, sie müßten nach diesem Buche greifen: Hier lebt das Paris der großen Börse, hier ist das Geschlecht der Pariser Michael und Castiglione gemalt, hier ist eine internationale Nachkriegs-Generation gezeichnet, die nicht mehr zur Liebe, nur mehr zu Finanztransaktionen fähig ist.

Natürlich soll man dieses im edelsten Französisch geschriebene Werk in der Ursprache lesen. Aber „Lewis und Irene" ist so heiter und so traurig, daß es auch in der deutschen Uebersetzung noch amüsieren und erschüttern wird.

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen von Hans Jacob.



## Erster Teil

### I.

— Fünfzehn, sagte Lewis.

Die Morgenzeitungen prophezeiten Nebelwetter und atlantische Regengüsse. Aus Widerspruch bot der Morgen einen makellosen, allerdings spät improvisierten Himmel. Die Platanen von Paris fuhren fort dem Herbst ihren Tribut zu zollen: kaum hatte man ihre Blätter fortgefegt, mußte man wieder von neuem beginnen.

— Fünfzehn und fünfzehn, dreißig, fuhr Lewis fort, als er einen schönen, doppeltgewellten Bart neben dem Kaiserbart seines Nachbars, des Generals, auftauchen sah; der begann jeden Satz mit den Worten: „Als Sklave meines Wortes“. . .

Es war die erste Beerdigung nach den Ferien; noch niemand hatte Zeit gehabt, wieder schlecht auszusehen. Die Teilnehmer steckten in Trauerkleidung und steifen Kragen; sie hatten in der Sonne gegerbte Wangen und verbrannte Hände. Während die Totengräber mit schwarzen Schnurrbärten den Leichenwagen abräumten und die Kränze einen nach dem anderen, all dieses blühende Beileid an den Katafalk trugen, sandte die Orgel-Harmonika, die irgendein berauschter und klagender Seemann spielt — gegen die Bespannungen, unter die Wölbungen und bis auf die Straße riesige, von Windstößen zerrissene Harmonien. Die Schweizer überragten alle Glatzen mit ihren leuchtenden Hellebarden, die durchlöchert sind wie Absynthlöffel. Die Diener des Verblichenen in amarantfarbener Livree ergänzten mit den Zylinderhüten in der Hand diesen majestätischen Eindruck. Diese düstere Versammlung von Männern und Frauen, die sich über den Morgen, über den Geschmack ihrer Zahnpasta und über das erhebende Bewußtsein, nicht tot zu sein, freuten, wären — das fühlte man deutlich — durch den geringsten Kummer in ihrer guten Laune gestört, durch die geringste Unhöflichkeit darum gebracht worden.

— Vierzig.

Das war nämlich ein in diesem Sommer in England betriebener Sport „the beaver“, der Biber, den Lewis als anglomaner Franzose nach Frankreich importiert hatte. Ein Gesellschaftsspiel. Bei jedem Bart, der bemerkt wurde, improvisierte man ein Turnier: „fünfzehn, dreißig, vierzig“ und Spiel; man zählte die Punkte wie beim Tennis. Man spielte in Ascot, im „Temple“, bei den Lords, in Omnibussen. Das Spiel machte so leidenschaftlich, daß Lewis bei einer offiziellen garden-party Untertanen bemerkt hatte, bei de-

nen der Sport den Souveränen schuldigen Respekt überwog: sie machten zwar ihre Reverenz, zählten aber im Geist den königlichen Bart ihrem Guthaben zu. Gewisse Champions beendeten ihr Spiel mit unglaublicher Geschwindigkeit, selbst inmitten einer Menge, die scheinbar rasiert war. Was soll man da erst vom Sonntag in unseren südlichen Provinzen sagen, wo man in der Umgebung des Musikpavillons Bärte in Massen zählen und auf ein paar Bänken ganze Spiele mit einem Schlage beenden kann?

Robust und voller Leben geben sich die Erben, die Mitglieder des Verwaltungsrates und das kleine Personal der Franco-Afrikanischen im festlichen Glanze der Kerzen ihrem Schmerze hin. Geschäftsleute, die sonst um diese Stunde an das Knattern der Remington gewöhnt sind, wurden durch die Begegnung mit dem Nichts aus dem Gleichgewicht gebracht; Leute von Welt sahen gelangweilt im Saale umher und drehten dem Altar den Rücken. Alles verlief, wie es sich gehört. Man fühlte, daß zu einer von Gott festgesetzten Stunde gewichtige Brocken bürgerlichen Reichtums, saftige Dividenden aus dem Geldschrank des Entschlafenen in den der Erben glitten, geräuschlos, ohne die Aufmerksamkeit des Fiskus oder den Neid der Untergebenen zu erwecken. Inmitten allen Schluchzens ein Ausgleich der Konten, und die Sache war erledigt. Man erinnerte sich daran, daß vor hundert Jahren die Madeleine-Kirche fast eine Bank geworden wäre.

— Biber und Spiel!, sagte sich Lewis, dem plötzlich einfiel, daß vor ihm im Sarge ein weißer Bart mit dichten, gekräuselten Haaren weiterwuchs. Wenn, wie es in gewissen Ländern üblich ist, der Tote mit entblößtem Gesicht aufgebahrt gewesen wäre, hätte man Lewis widerspruchslos zugeben müssen, daß er seine Partie glänzend zu Ende geführt hätte. Der Verstorbene, Herr Vandémanque, war einer jener ornamentalen, kostspieligen, am Giebel unserer Finanzinstitute angebrachten Gottheiten gewesen, deren Zahl unnützer Weise mit jeder Kapitalserhöhung wächst und die man einmal im Jahr vor den Augen der Aktionäre spazieren führt, die durch ein solches Alter — man weiß nicht warum — beruhigt statt erschreckt werden. Ein Mann, der Suppenterrinen der Ostindischen Compagnie gesammelt, die Aeneide auswendig gewußt und niemals einen Wechsel gesehen hatte, eitel, hart und unerbittlich, ein fahler Rechner— wenn wir draußen stehen, kommen sie uns vor wie habsüchtige, weinerliche Kinder oder wie schlafende Babys, die an der mageren Brustwarze ihrer Zinsen saugen.

Ein majestätischer Christus auf einem Fenster des Seitenschiffs erinnerte Lewis an seine erste Verwaltungsratssitzung — sie lag bald drei Jahre zurück — bei der er gegen Herrn Vandémanque aufgetreten war, der in seiner Eigenschaft als Präsident am Ende des grünen Tisches auf einem erhöhten Sessel thronte. Ueber fünfundzwanzig nackten Schädeln (nur Lewis hatte schwarze Haare)

wies die golden kassettierte Decke Allegorien auf. Unter dem dicken Teppich hörte man, wie in den unteren Stockwerken der Bank die Schalter gleich Trichtern die kleinen gallischen Ersparnisse in die Keller saugten; die alte Kasse kochte in den Erdgeschossen die Nationalgerichte: Sparsamkeit, den Geschmack an Sicherstellungen, gewürzt durch den Köder unmöglicher Dividenden.

Es war das Ende eines halbjährigen Kampfes, den die anläßlich der Umgruppierung der Machtverhältnisse zu Einfluß gelangte Kommission gegen Lewis führte, um seinen Eintritt in den Verwaltungsrat zu verhindern. Dieser kühne, schlecht erzogene, eitle „Draufgänger" mit den lockeren Manieren eines Bankartisten wurde von Herrn Vandémanque gehaßt.

Nach der Verlesung des Berichtes hatte Lewis sich gemächlich erhoben, rücksichtslos die Geschäftsführung des vergangenen Jahres kritisiert, besonders in Bezug auf die Verwendung der Depots auf Sicht und der Reserven, und unvermittelt mitgeteilt, daß er sich im Besitze eines Aktienpaketes befinde, das dreimal so groß war, als man dachte; dann drückte er die Absicht aus, eine Klage einzureichen, da die den beiden letzten Generalversammlungen vorgelegten Berichte Unregelmäßigkeiten enthielten.

Lewis hatte sich wieder gesetzt; das Auditorium war empört; es bestand aus geistreichen Leuten von schicklichem Wuchs, die mit anderen schicklichen Leuten verkehrten und klare Natürlichkeit flohen, indem sie sich unter der Standarte des Wortes: „Es schickt sich" sammelten.

Man murmelte:

— Man sollte diese jungen Leute wohl doch zwingen, das Weite zu suchen.

— Wenn das nicht genügt, komme ich das nächste Mal mit Begleitung wieder, sagte Lewis laut.

— Mit wem?

Er lächelte.

— Mit Beweisen.

— Die Franco-Afrikanische ist und wird immer ein Glashaus bleiben.

— Es wird einstürzen.

Er war sicher, vor Jahresfrist die Majorität der Aktien zu kontrollieren; das traf auch ein.

— Was gedenken Sie zu tun, fragte Herr Vandémanque, der einen Kompromiß schließen wollte, an dem Tage, an dem Lewis sich als Verwaltungsrat durchgesetzt hatte.

— Offenes Spiel zu spielen, antwortete der. Bei dreiviertel den Ball, wenn ich ihn erwische, weiterzugeben und die Partie so rasch wie möglich zu gewinnen.

Der alte Mann sah ihn verständnislos, aber hochrot an.

— Sie wollen mich . .

— Gefügig oder zum Bettler machen, sagte Lewis brutal. (Ein Jahr früher allerdings hätte er nicht so zu sprechen gewagt.)

Herr Vandémanque starb daran. Ein halbes Jahr später hatten seine Hohenpriesterhände zu zittern aufgehört, seine Stirnadern waren eingesunken, und jetzt hatte er endlich Ruhe unter den ersten Chrysanthemen des Jahres.

Nachdem es Lewis gelungen war, die Kruste zu durchbrechen, die unsere Einrichtungen und Sitten um unsere Jugend legen, und nachdem er das unsterbliche Prinzip des französischen Handels und Geistes: „Schaffe und sei mißtrauisch“ Lügen gestraft hatte, war er als einer der ersten an die frische Luft gelangt. Es trug ihm dieselben Aussetzungen ein, wie sie sich gegen neuen Ruhm erheben. Das erschöpfte Frankreich, das zwischen der Sorge nicht zu sterben und dem Bestreben seinen Ruf als eifersüchtiges Volk zu wahren schwebt, nahm solche neuen Kraftleistungen nur mit Widerwillen an.

In einem Jahr verdreifachte Lewis sein Kapital und legte Hand auf die meisten stimmberechtigten Aktien; wo sich alles im Schatten abgespielt hatte (Lewis glaubte noch Herrn Vandémanque zu hören: — „Gute Ware empfiehlt sich von selbst!“), wurden jetzt Geschäfte in voller Oeffentlichkeit abgewickelt; wo früher nur eine Leitung bestanden hatte, die die Rue Scribe mit der Börse verbunden hatte, gab es allein achtzehn Leitungen für die Arbitragegeschäfte. Lewis leitete jetzt nahezu ohne Kontrolle die Franco-Afrikanische Bank und deren Filialen: die Versicherungsgesellschaft Aetas, die seit ihrem neuen Rückversicherungsvertrag mit Lloyd sehr groß geworden war, und die Verwertungsgesellschaft Fidius (Chemische Produkte, Warenkautschuk, Phosphate, Sauerstoffgas).

## II.

Der Reden wegen mußte man bis zum Père-Lachaise hinaufsteigen. Bespannung, Kutscher und Wagen waren in matte Trauer gehüllt, durch die nur der Mund der Pferde einen feuchten, rosigen Riß zog. Lewis sah, wie eine fette Sonne die Speichen der Räder, die Schnallenschuhe des Zeremoniemeisters, die durchsichtigen Orchideen und das Herbstlaub betupfte, dem der Geruch eines nahen Waldes folgte.

Plötzlich fühlte Lewis, wie man ihn am Arm packte. Er machte sich mit dem Ellbogen frei. Der Angriff wurde wiederholt. Da faßte er die Hand, die sich an ihn herangemacht hatte, und ließ sie nicht wieder los.

Der, den Lewis auf diese Art gefangen hatte, war ein kleiner Mann mit roten Haaren und schneckenförmig gedrehtem Backenbart, ein Neapolitaner mit aufgeknöpfter Hose. Pariser Korrespondent mehrerer süditalienischer Blätter, ein sehr geschickter

Vermittler, der seit Jahren auf den Boulevards spazieren ging, ohne es zu Reichtümern oder zu Gefängnis zu bringen. Er hieß Pastafina.

Lewis kannte ihn schon lange.

— Ach! Pastafina!

— Als ich mit dem Hute in der Hand hinter Ihnen ging, sagte Pastafina, betrachtete ich gerade Ihre Kopfform. Sie haben, trotz allem, den Schädel eines ernsthaften Menschen; deswegen werde ich auch ernst mit Ihnen zu sprechen haben.

Signor Pastafina sprach mit ebenso viel Gesten, wie ein italienischer Stationsvorstand braucht, um einen Zug zum Abfahren zu bringen (wenigstens als die italienischen Züge nicht abfuhren). Er wagte nicht offen im Leichenzuge zu rauchen und verbarg die Zigarette in der hohlen Hand wie ein Posten mit Gewehr.

Je näher der Leichenwagen den Armenvierteln kam, desto größere Aufmerksamkeit erregten die Blumen, mit denen er geschmückt war.

— Ein schönes Trauergeleit, sagten die Gemüsehändler und zeigten auf den Verblichenen, aber fort muß er doch!

— Also: es ist ein Geschäft für einen Spieler, für einen glücklichen Spieler. Für Sie. Ich bin in Neapel geboren, aber meine Eltern waren Sizilianer, und so habe ich Beziehungen nach Sizilien. Wußten Sie das? Aber dafür wissen Sie bestimmt, daß infolge der lex Visocchi, die für die Halbinsel und die Insel gilt, die großen, nicht bebauten Domänen zu Gunsten der Landbevölkerung im Jahre 1920 expropriiert worden sind. Ich habe nun einen Bruder, Arsenio Pastafina, der in Mexiko war, ruiniert in die Heimat zurückgekehrt und Generalsekretär eines landwirtschaftlichen Syndikats in San Lucido geworden ist. In dieser sizilianischen Gemeinde, folgen Sie mir bitte, befand sich ein Besitz von zweitausend Hektar, der herzoglichen Familie der Montecervato (Linie Palmi) gehörig, der gerade der Gemeinde zufallen sollte. Der Besitzer zog es vor, sein Eigentum billig zu verkaufen, und mein Bruder kaufte es ihm unter der Hand ab. Vier Maultierstunden von Caltabellota auf dem Südhang; man folgt einem Pfad, der von Feigen- und Lorbeerbäumen eingesäumt ist, die an die Waffen der ersten Sikuler erinnern. Keine gepflegte französische Straße, sondern einer der Wege im Süden, der in der Mitte Wunden hat wie der Rücken eines alten Esels, und der langsam ansteigt . . .

(Mit der Château-d'Eau-Kaserne tut der Anblick der Place de la République in der bleichen, sich im Hinterhalt der Tramway-Drähte verfangenden Sonne geradezu weh. Kennen Sie etwas, das weniger pariserisch ist?)

— . . . . . Ansteigt, sage ich, unter einem heißen, durchsichtigen Himmel, den ein grüngelber Horizont begrenzt. Man könnte sagen, es liege bereits Schwefel in der Luft. In der Ferne steigt irgendein Opferrauch . . . . .

— Gestatten Sie, daß ich vor Ihnen gehe, um Ihnen den Weg zu zeigen?

— Ich übergehe Antiquitäten, ein Sarazenenschloß, eine normannische Basilika, die zwischen den Beinen eines Junotempels steht. Wir sind an Ort und Stelle. Wir befinden uns in einer Wüste, am Fuße felsiger Moränen — in der Ferne eine leuchtende Klinge: das Meer. Senken Sie die Augen. Kaum hatte mein Bruder den Besitz bezogen, als er im Sommer, das heißt vor sechs Wochen, Arbeiten wieder aufnahm, die vor zweitausendzweihundert Jahren von den Puniern im Stiche gelassen worden waren. Und wissen Sie, was geschah? Er entdeckte das vielleicht reichste Schwefel- und Steinsalzlager von ganz Sizilien. Es ist noch kein Wort darüber laut geworden. Mein Bruder hat die ersten Untersuchungen und die ersten Schritte allein unternommen. Natürlich kann er selbst das Lager nicht ausbeuten. Er ist sich klar, daß eine Abgabe an den Meistbietenden erfolglos wäre; ebenso eine Verpachtung: ganz zu schweigen von etwa zu investierendem Kapital, wenn er eines fände; daher will er verkaufen.

Hinter dem Leichenwagen, im Duft der Fliederkränze, die einen unzeitgemäßen Frühling ausstrahlten, zog Pastafina aus seinem weiten Raglan eine Art Harz.

— Die Probe ist von wunderbarem Reichtum; entzündet sich auf einen Meter Entfernung und brennt mit einer schönen blauen Flamme. Was für ein Punsch, caro mio! Ich habe mir eine Option für acht Tage geben lassen. Ich war im Begriff, nach London zu reisen, um dort zu verhandeln, als ich Sie sah.

Lewis pfiff eine ganze Weile und dachte darüber nach, wie er sich am besten über das Vorhandensein der Nebenmineralien informieren könnte. Dann sagte er unvermittelt:

— Quecksilber?
— Ich glaube nicht.
— Barium-Oxyd?
— Ja.
— Wieviel wollen Sie für Ihre Option?
— Tausend Pfund Sterling.
— Wann kann ich Ihnen Bescheid sagen?
— Sofort. Sonst fliege ich in drei Stunden nach London.

Pastafina zupfte jedes dieser Worte einzeln aus dem Munde wie Gitarrenseiten.

Lewis nahm seinen Füllfederhalter aus der Tasche und unterschrieb im Gehen auf seinem Zylinderhut einen Scheck.

— Und jetzt, sagte er dann, schleichen wir uns fort wie in der Schule: wir wollen unbemerkt einen Vermouth trinken.

(Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Septemberwoche

Während die privaten Kreditbanken ihre Kräfte im Widerstand gegen den Provisionen beschneidenden Reichsbankpräsidenten verzetteln, während ihre Sachwalter an Denkschriften über die Frage tüfteln, ob ihre Bedingungsgemeinschaften Organisationen im Sinne der Kartellverordnung sind und damit der Ueberwachung durch Regierung und Kartellgericht unterstehen oder nicht, während die Großbanken im übrigen in den alten ausgetretenen Gleisen ihrer Geschäftspolitik weiterwandeln, ohne die veränderten Umstände im geringsten schöpferisch zu meistern, — währenddessen vollzieht sich in anderen Bezirken des Bankwesens, wo die Initiative nicht erloschen ist, sondern eher mit der Schwierigkeit der Aufgaben gerade wächst, ein Aufstieg in der Entwicklung, der in seiner Tragweite und in seiner Rückwirkung auf die alte Bankwelt kaum überschätzt werden kann. Daß das öffentliche Bankwesen, die Sparkassen, Landesbanken und Girozentralen einen bedeutenden Zuwachs an Einfluß erlangt haben, daß sie heute beinahe ebenbürtig neben den Privatbanken stehen, sollte hinreichend bekannt sein. Abseits von der Beobachtung durch die Oeffentlichkeit hat sich hingegen das Ringen vollzogen, das die Hypothekenbanken und Genossenschaften um den Wiederaufbau ihres Geschäftes bestehen. Vor einiger Zeit schon rühmten wir bei anderer Gelegenheit die Tatkraft und Umsicht, mit der die Leiter einiger Hypothekenbankgruppen der schwierigen Situation Herr zu werden versuchen, in die gerade die Hypothekenbanken nach der vollständigen Vernichtung ihrer mobilen Vermögenswerte durch die Inflation geraten sind. Deutlich ist zu beobachten, wie einzelne Führerpersönlichkeiten das ganze Gewerbe emporbringen. Beizeiten haben sich die Hypothekenbanken darauf besonnen, daß es notwendig ist, die Kräfte zusammenzufassen. Neben den drei großen Gruppen bestehen heute nur noch wenige Einzelinstitute von Rang. Der Rest dämmert in Untätigkeit dahin. Der größte Konzern, die Gemeinschaftsgruppe deutscher Hypothekenbanken, hat nun jüngst einen Schritt getan, der höchstwahrscheinlich einen Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Hypothekenbankwesens bedeutet. Er hat mit den im Raiffeisenverband zusammengeschlossenen bäuerlichen Genossenschaften ein Abkommen getroffen, wonach im Realkreditgeschäft die beiden Organisationen künftighin gemeinsam marschieren. Die Hypothekenbanken hatten vor dem Kriege ihre

Deckungshypotheken fast ausschließlich auf städtischen Grundbesitz und nur zu wenigen Prozenten an die größere Landwirtschaft gegeben. Das kleine landwirtschaftliche Geschäft wurde von ihnen gemieden, weil es zu viel Scherereien verursachte, und weil in der Stadt Deckungsunterlagen übergenug vorhanden waren. Gegenwärtig aber kommt der städtische Grundbesitz angesichts der Wohnungszwangswirtschaft als Beleihungsbasis so gut wie überhaupt nicht in Betracht. Andererseits besteht ein dringliches Kreditbedürfnis der Landwirte mittleren und kleineren Formats, dessen Befriedigung einem unbedingten volkswirtschaftlichen Erfordernis entspricht. Die bisherigen Hauptkreditquellen, die Genossenschaften, konnten die erwünschte Hilfe nicht bringen. Für den Personalkredit, den sie in den vielen Jahrzehnten ihrer Entwicklung ausschließlich gepflegt hatten, mangelte es ihnen an Mitteln, und für das bisher gemiedene Realkreditgeschäft fehlte der Apparat. Aus der beiderseitigen Not geboren, erfolgte darum der Zusammenschluß zwischen Raiffeisen und der Gemeinschaftsgruppe. Er besteht hauptsächlich darin, daß die Raiffeisenbank ihr weitverzweigtes Filialnetz für die Beschaffung und Sichtung der Unterlagen, und die Gemeinschaftsgruppe ihre Beziehungen für den Verkauf der Pfandbriefe, besonders im Ausland, zur Verfügung stellt. Wodurch drei Fliegen mit einer Klappe geschlagen sind: Erstens erhält der Landwirt, besonders der Bauer und der mittlere Gutsbesitzer, soweit er genossenschaftlich organisiert ist, den notwendigen Realkredit. Zweitens erfährt der genossenschaftliche Gedanke eine erwünschte Stärkung, die große Organisation ist nicht mehr zum Leerlauf verurteilt. Drittens erweisen auch die Hypothekenbanken ihre Unentbehrlichkeit. Und machen überdies, last not least, ein glänzendes Geschäft dabei.

Die deutsche Zündholzindustrie kämpft einen schweren Kampf. Die Inflation hat die bestehenden Fabriken aufgebläht und neue Gründungen hervorgelockt, denn während des Geldwertverfalls war der Konsum an Zündhölzern, dieser winzigsten aller Sachwerte, außerordentlich gestiegen. Eine merkwürdige Tendenz hat sich hier ausgewirkt. Die Inflation, die die Kaufkraft der breiten Massen vernichtet, drängt den Verbrauch von den Stufen höherer Wertordnung auf die Warenkategorien hinunter, bei denen das einzelne Stück den geringsten Kostenaufwand verursacht. Während der Deutsche in normalen Zeiten durchschnittlich etwa 1000 Zündhölzer im Jahre verbraucht, stieg diese Zahl in den vergangenen Jahren bis auf 1500. Nach der Stabilisierung war der Rückschlag um so heftiger. Das Volk zehrte nunmehr von seiner angehäuften Elends„substanz". Eine scharfe Konkurrenz durch die Industrie der Feuerzeuge und automatischen Anzünder kam hinzu.

Auch die Steuerbelastung des Zündholzes mit vollen 60 Prozent vom Werte, auf die die Aemter zuguterletzt noch verfallen waren, hemmte den Absatz und drückte den Erlös. Der Preiskampf, der sich nunmehr entspann, gewann aber eine ganz besondere Note dadurch, daß inzwischen der Svenska-Trust, in dem die schwedische Zündholzindustrie vereinigt ist, auf dem Umwege über die allgemeine Zündholzexportzentrale G. m. b. H. (Hamburg) in Deutschland festen Fuß gefaßt hatte. Ihm stehen insbesondere die Stahl & Noelke A.-G. und Deutsche Zündholz A.-G. in Kassel, sowie ein halbes Dutzend weiterer wenig bekannter Fabriken nahe. Infolge ihrer reichlicheren und billigeren Kapitalversorgung haben die schwedischen Unternehmungen in Deutschland einen erheblichen Vorsprung vor den deutschgebliebenen Fabriken voraus. Auch ihre bessere technische Ausrüstung ermöglicht es ihnen, dem Preiskampf mit ziemlicher Gelassenheit zuzusehen. Die Situation hat sich neuerdings soweit zugespitzt, daß die heimischen Unternehmungen, die im Verein Deutscher Zündholzfabriken zusammengeschlossen sind, Gefahr laufen, ganz unter die Räder zu geraten und vom Svenska-Trust, beziehungsweise seinen deutschen Ablegern, geschluckt zu werden. Nun ist zwar eine Ueberfremdung von schwedischer Seite noch relativ sympathisch. Die Schweden versichern auch, daß sie sich keines einschneidenden Eingriffs in die deutsche Produktion schuldig machen wollen. Aber ihr Bestreben geht doch offensichtlich dahin, in der gegenwärtigen Notlage die gesamte deutsche Zündholzerzeugung unter ihre Herrschaft zu bringen. In anderen Ländern haben sie sich zusammen mit den amerikanischen Zündholzproduzenten bereits ein unbestrittenes Monopol gesichert. Letztens erst ist ihnen ferner die Eroberung des japanischen Marktes gelungen. So wenig es erwünscht sein kann, rückständige Fabriken mit Mitteln des Staates künstlich über Wasser zu halten, so sehr ist auf der anderen Seite doch zu verlangen, daß die beteiligten Stellen in eine genaue Prüfung darüber eintreten, wie weit den deutschen Zündholzfabriken eine Unterstützung in der einen oder anderen Form zuteil werden könnte. Denn hat man erst einmal den Ueberfremdungsprozeß völlig geschehen lassen, so wird man kaum mehr verhindern können, daß zum Schaden der Volkswirtschaft die deutschen Produktionsstätten stillgelegt und die Erzeugung nach ausländischen Standorten verlegt wird, die dem Rohmaterial, dem Holz, frachtgünstiger gelegen sind. Man würde sich dann auch vergeblich bemühen, eine rücksichtslose Monopolpreispolitik zu verhindern. Die deutschen Banken übrigens, die rechtzeitig, noch bevor die Dinge bis zum jetzigen Krisenpunkt gediehen waren, um Hilfe angegangen worden sind, haben hier, wo es sich um eine wichtige volkswirtschaftliche Mission gehandelt hätte, ebenso kläglich versagt wie stets in letzter Zeit.

# GLOSSEN

## BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

1.

*Frau Dr. Emmy Löwenfeld*

Im „Tage-Buch“ vom 13. September erwähnen Sie eine Frau, die viele Jahre lang die selbstlose, kunstbegeisterte Mäzenin Max Reinhardts gewesen ist. Sie nennen sie, selbst an der Richtigkeit zweifelnd, Frau Dr. Löwenstein. Aber es wäre doch traurig, wenn der Name dieser unendlich gütigen und selbstlosen Frau, die der Kunst fast das Letzte zum Opfer gebracht hat, nicht genannt würde. Sie hieß Frau Dr. Emmy Löwenfeld. Nachdem sie das Fundament gelegt hatte, auf dem Reinhards Schloß gebaut wurde, starb sie. Das war vor etwa zwölf Jahren. Sie starb in bitterster Armut. Keiner von den Vielen, denen sie hinaufgeholfen, denkt mehr an sie, keiner von ihnen hat es auch nur der Mühe wert gefunden, der gütigsten Helferin auch nur einen schlichten Stein aufs Grab zu setzen.

*Peter Kronthal.*

2.

*Der Geheimrat und die Heiligkeit der deutschen Frau.*

In Graz fand ein internationaler Mädchenhandelkongreß statt. Der deutsche Vertreter, ein Geheimrat Dr. Jung, dem offenbar die widerlichen deutschen Soldatenbordelle in Belgien und Frankreich unbekannt sind, hat dort den Franzosen wegen ihrer Bordellwirtschaft im besetzten Gebiet eine Moralpauke gehalten; man müßte darüber sehr eingehend schreiben; der Fall liegt für Deutschland äußerst ungünstig. Aber etwas Anderes. Der Geheimrat legte die Hand aufs Herz, ihm wurde warm, er legte los: „Die Deutschen bewundern etwas in der Frau, was uns heilig ist, wir verehren in ihr die Mutter, die uns geboren, wir schrecken davor zurück, unsere Töchter dem Schmutz auszusetzen“. Der Geheimrat muß schon entschuldigen — seine Töne sind falsch, die Töne sind nicht nur falsch, sie sind unwahr. Die Frau rangiert in der deutschen Nationalhymne in einer Linie mit Genußmitteln, und wenn man das furchtbare Dokument des Wohlfahrtsministeriums liest, in dem der grauenhafte Zustand des Volkes unter den Nachwirkungen des Krieges, der Inflation und der Stabilisierung in nüchternen Zahlen geschildert wird, kann man feststellen, daß gerade die Frauen am meisten zu leiden hatten. Wie will aber der Geheimrat seine Lyrik, die alle andern Delegierten angewidert hat, rechtfertigen, wenn man ihm erzählt, daß sich im Karlsruher Amtsgefängnis zwei Frauen mit Säuglingen in Haft befinden, daß im Weimarer Amtsgerichtsgefängnis eine Gefangene im Winter 1923 ein Kind zur Welt brachte. Die Schutzhaftgefangenen gaben Zeitungen her, um Windelersatz zu liefern! Elementarste sanitäre Vorsichtsmaßregeln wurden trotz Hinweise nicht beachtet. Die Gefangene erhielt dieselbe armselige Gefangenenkost wie die übrigen Strafgefangenen. Und die Muttergefühle, die so typisch deutschen Gefühle, von denen ein Geheimrat einen Psalm zu singen weiß, sollten sich zeigen, als der Staatsanwalt den Mann (er heißt Tittel), der die Vorgänge im Weimarer Gefängnis in die Oeffentlichkeit brachte, unter Anklage stellen und sogar verhaften ließ. . . . . . .

*Kurt Kersten.*

3.

*Brief aus Java.*

Wenn Sonnabends abend in tiefster Dunkelheit der Postläufer mit seiner Fackel bei mir erscheint, herrscht immer große Freude. Bringt er mir doch zuweilen Briefe aus der Heimat und auch das Tagebuch.

Ich habe seit Bestehen des Tagebuches jede Nummer mit großem Interesse gelesen, aber erst hier, weit ab vom Deutschland in großer Einsamkeit, im fremden Lande habe ich seinen richtigen Wert erkannt.

Das mag wahrscheinlich nicht sehr interessieren, aber ich habe auch noch etwas anderes zu erzählen.

Unter anderen Drucksachen und Zeitungen, die ich heute erhielt, befand sich auch ein Blättchen „Reichskadettenblatt". Da ich selbst auch mal Kadett gewesen war, ist es nicht weiter verwunderlich, daß man auch mir so ein Exemplar übermittelte.

Was in diesem Blatt über das Tagebuch geschrieben wird, haben die Herausgeber des T.-B. vielleicht schon längst gelesen und das Geschreibsel für zu unwichtig gehalten, um darauf etwas zu erwidern, aber ich kann nicht umhin zu versichern, daß ich und alle meine hiesigen Bekannten, welcher Nationalität sie auch sein mögen, übereinstimmen, daß das T.-B. eine der wenigen guten Zeitschriften Deutschlands ist, und wir alle hoffen, daß bald die Zeit kommen wird, wo Männer an der Spitze Deutschlands stehen, die von demselben Geist wie die Herausgeber des T.-B. beseelt sein mögen und daß es ehemalige Kadetten gibt, die „nicht bereit sind, Pressemenschen wie Robert Müller ihre Scheidewasserliteratur ihnen so lange um die Ohren zu schlagen, bis kein Fetzen Papier mehr beieinander ist."

Java, im Juli.

*Oskar Hugo.*

*

Der geistesfrische Greis, der dieses „Mitteilungsblatt des Reichsbundes ehemaliger Kadetten" — das gibt es wahrhaftig — herausgibt — er ist auch der Verfasser der hier zitierten Schmähung des verstorbenen Robert Müller — ist natürlich ein General a. D. Er hört auf den Namen Altrock.

---

## SCHALJAPIN SINGT DIE MARSEILLAISE

Im Genius des Katers erwacht die Sehnsucht nach den stimulierenden Genüssen. Wer hätte nicht schon gern einmal in solcher Verfassung sein Hirn mit Heringslauge ausgespült? Widerwärtig wird, was süßlich und breiig, Stirner-Zitate sprudeln selbsttätig, die kratzigsten Angostura schmecken flau und die papriziertesten Frauen nach Flammeri. So präpariert führt dich der Weg mitten in die Friedrichstadt, dahin, wo Schaljapin die Marseillaise singt, ein Sänger für Männer, eine Piece für Männer. (Die Weiber lieben die Marseillaise nicht. Es ist etwas Konkurrenzneid dabei.)

Der Drehsessel ladet zum Platznehmen ein. Ein fernes Schwirren und Zirpen verkündet das Orchester. Und dann erscheint auch er schon, dieser Große, der dem letzten Nicolaus knieend mit der Zarenhymne gehuldigt, der mit Primadonnenlaunen die Sowjets lachend in die Enge getrieben, der das hungernde Petrograd sattgesungen hat; der letzte Russe von der ausladenden, breitbrüstig rebellischen Rasse, die von den grausamen Iwanen und Petern geköpft und gerädert und von den galanten Katharinen nachts ins Himmelbett geholt wurde. Er neigt flüchtig das Haupt, er sieht unwirsch aus, die Mundwinkel vibrieren, die Hände ballen sich nervös. Murmelt er einen Gruß oder zischt er: „Canaillen?!" Er hat dem roten Tod Tanzbeine gemacht,

und nun soll er die Berliner unterhalten. Es ist ein wenig hart.

Er beginnt. Sein Französisch ist rauh und unscharf. Breit und bedächtig setzt er an. Schwer wie ein Volkslied seiner Bauernheimat fließt die erregendste Melodie der Welt dahin. Keine gespreizten Agitatorenfinger flitzen in der Luft herum, es fehlt das Tschinellengerassel des R, das freche, zischende Gassenhauer-J. Aber dann steigert er. „L'e — ten — dard sang — lant est le — vé . . .“ Das ist echt französisch, also Brausen und Säuseln in einem, Orkan in Tanzschritten, Menuett mit Kanonenbegleitung. Dein Auge wird heiß, es zuckt etwas in den Fußspitzen, so wie es in jedem guten Deutschen zuckt, wenn er die Marseillaise hört, so wie in jedem guten Deutschen ein heimlicher Franzose steckt, so wie jeder schlechte Franzose ein tüchtiges Quantum Boche mit sich herumschleppt.

Er setzt zum zweitenmal ein. Und nun verdüstert sich sein Antlitz und seine Stimme nimmt einen wehen Klang an.

„Amour sacré de la patrie,
conduis, soutiens nos bras vengeurs . .“

Das ist nicht mehr tänzelnder Sturm, es ist eine mächtig dahinströmende Totenklage, um alle, die des Vaterlandes willen gestorben. Nein, er denkt nicht an La France. Das Vaterland, um das dieser herrlich dunkle Ton brünstig wirbt, das ist Mütterchen Rußland, und sein Groll gilt allen denen, die es jemals gekränkt, gilt dem westlichen Imperator, der die Hymne von Marseille durch die Tore des Kreml getragen.

„Liberté, Liberté, chérie,
combats avec tes défenseurs . . “

Ja, das ist sie, die Liberté der der großen Revolution, die in sein siebenfach verschlossenes Land eingebrochen, die babylonische Hure für die Einen, die namenlose Göttin für die Anderen, die die Jugend frech aufreizend auf die Barrikaden getrieben und doch schwesterlich den Sterbenden die Stirn geküßt hat. Der Sänger versteht sie nicht, nein, er versteht sie nicht, dennoch, er salutiert vor ihr. Er salutiert vor Frankreichs ursprünglichstem Klang. Aber aus seiner Kehle rauscht, gewaltig wie Prophetenleid, die Sehnsucht nach den unermeßlichen Ebenen Rußlands. Schellenklirrend fliegt Tschitschikows Troika durch das Land der Toten Seelen, und diese Glöckchen werden noch klingen, wenn keine Zaren und keine Sowjets Mütterchen Rußland mehr quälen. Dann wird die Heimaterde erlöst und die fremde, rätselhafte Verführerin verschwunden sein.

. . . und plötzlich ist alles still und der Sänger nicht mehr da. Der Drehschemel knarrt, eine mürrische Wand gafft dich an. War das alles Traum oder Phantasterei? Richtig, du hattest dir gegen einen bescheidenen Obolus das Recht erworben, ein paar Hörmuscheln an die Ohren zu drücken, und ein verborgener Herr hat daraufhin Schaljapin in Bewegung gesetzt. Du wolltest ja einen bitteren Nachgeschmack bekämpfen und gehst mit einem, der noch viel bitterer.

Denn draußen, drei Schritte weiter, senkt sich eine perfide blasse Dämmerung nieder, mehr entlarvend als verhüllend. Von, weiß Gott, woher, geistert ein böser absinthgrüner Schimmer, läßt für Sekunden ein paar bemalte Gesichter in allen Farben der Verwesung schillern. Der friderizianische Strich . . .

*Lucius Schierling.*

—

## DER POLITISCHE ROSENGARTEN

Nun ist es also offensichtlich, daß die Hüter des Rosengartens sich der Politik zuwandten, nachdem schon jene höchst abscheuliche Statue der Kaiserin kaum anders gedeutet werden konnte, denn als das Zeichen einer republikanischen und ironischen Gesinnung am Ende der Wilhelminischen Aera. Mitten unter den Beeten, die weiß, rot, rosa und gelb gehalten sind, wie sich das für Rosenbeete gehört, findet sich eines, das durch ein dekadentes, Rosen durchaus nicht zukommendes Orange, eine zarte und ihrer Einsamkeit bewußte Apfelsinenfarbe aufmerken läßt, das nichts zu tun hat mit der kokottenhaften, von Pauken und Trompetenstößen begleiteten „Voilà comme je suis"-Haltung und das keinen andern Namen trägt, als den der Gattin des französischen Ministerpräsidenten Mme Edouard Herriot. So erhebt sich die Frage: Ist der neue Bewohner des Elysée in seinen unpolitischen Feierstunden etwa ein Rosenzüchter, bekleidet er vielleicht den der Seele zuträglichsten Beruf, ein Pfleger der Pflanzen zu sein?

Welche Perspektive! Muß nicht der, der da weiß, wie notwendig der Pflanzenseele der rechte Boden ist und die rechte Nahrung, muß der nicht bedacht sein, der viel feineren und empfindlicheren Menschenseele die rechten Worte zu geben?

Rechts und links von der orangefarbenen Mme Edouard Herriot brüsten sich zwei Felder dunkelroter, stolzer, pompöser Rosen, die man „Triomphe" nennt. Sie recken die Köpfe sehr hoch und überragen diese neue, blasse und biegsame Schöpfung: Aber rote Rosen, das kennt man, sie werden besiegt, von dieser einzigen, fremden, nie vorher dagewesenen, dieser seltsamen, unfreiwillig sensationellen Farbe.

Könnte es sein, daß dieses entsetzliche Wort, dieser Begriff „Triomphe", der die Menschen hinjagte jahrtausendelang durch Blut und Not und Wunden und durch den Ehrgeiz ungelebter Tage; könnte es sein, daß er abgelöst würde vom Worte der Antigone, dem weiblichen Worte, überwindend die Macht: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da?

Aber ich sehe schon kommen, daß ich vollständig unrecht habe. Es wird da einen Stiefgroßonkel Herriot in der Touraine geben, der katholisch, wie man ist, auch Edouard heißt und eine Gärtnerei besitzt, und zwischen der orangefarbenen Rose und dem Ministerpräsidenten wird so wenig Zusammenhang bestehen, wie zwischen Konrad Ferdinand Meyer, dem Dichter, und der bekannten Meyerschen Stiefelwichse.

*Gabriele Tergit.*

—

## GOETHE NACH SEINEN LEBZEITEN.

„Das Volksbuch vom Hitler" von Georg Schott beginnt die Schilderung des großen Adolf als Menschen mit dem Satz: „Goethe hat sich — so bemerkt der Rembrandt-Deutsche — schon bei seinen Lebzeiten gegen die alles durchspürende biographische Kleinkrämerei verwahrt." Er hat es also auch noch bei seinen Todzeiten getan. Wo und wann, hat uns freilich noch keine völkische Wissenschaft kundgetan. Vielleicht teilt es uns Ludendorff mit,

wenn er in Walhall eingezogen ist; sofern er dort Goethe treffen sollte, was allerdings nicht so ganz sicher ist, denn mit Goethes Rasse war es ja auch nur so so. Da er aus Frankfurt stammte, schwarze Augen und schwarze Haare hatte und seine Großmutter gar eine geborene Lindheimer war, wird ihm bei seinem Einzuge in den völkischen Himmel der diensttuende Pförtner wohl einige Schwierigkeiten gemacht haben. Die Fürsprache von Adolf Bartels mag diesen aber beschwichtigt haben, so daß er doch hineingekommen ist. Er wird sich auch dort zurechtgefunden haben, an sein Sprüchlein denkend:

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.

*Herbert Senz.*

---

ANEKDOTE

*Der unerzogene Zuschauer*

Gerade in diesen Zeiten der Verpöbelung der Theaterbesucher ist es zeitgemäß an eine Szene zu erinnern, die Diderot beschreibt:

Einem großen Tragöden, der eine tragische Szene leise spielte, rief aus dem Parkett ein Raffke von annodazumal zu: „Lauter!"

Der Schauspieler, durch diesen störenden Zuruf vollkommen aus der Stimmung gerissen, blickte von der Bühne weg auf den taktlosen Besucher im Parkett. Nachdem er ihn einen Moment strafend ins Auge gefaßt, rief er dem Zuschauer zu: „Leiser!"

---

*Für das erste Halbjahr des Jahrgangs 1924 des „Tage-Buches" sind nunmehr die Einbanddecken fertiggestellt worden. Sie sind für unsere Abonnenten zu beziehen zum Preise von 1 M. durch die Expedition unserer Zeitschrift.*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 38)



**Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791 Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.**

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.**

**Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.**

**Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.**

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Oktoberwoche

Die armen Stresemännler, denen am vorigen Sonnabend das vielseitige Gerede des Außenministers durch den Kopf brummte! Stresemann entwickelte wieder einmal sein Programm, d. h. er erklärte sich für Alles. Er ist mit bebender Stimme für das alte Kaiserreich, aber er ist, wenn nötig, auch für die neue Republik, obwohl er vorläufig das ominöse Wort noch nicht über die Lippen gebracht hat. Er ist für den Völkerbund, ja für das Schiedsgericht, sogar für die Abrüstung, aber natürlich hängt er auch an dem alten Heer und an der Hoffnung, die alte Uniformenherrlichkeit allmählich wieder aufzurichten. Er ist für die Heranziehung der Sozialdemokraten in die Regierung, aber er würde es auch sehr bedauern, wenn man nicht die Deutschnationalen gewinnen könnte. Er fühlt sich immer als Brücke — aber eigentlich will kein Mensch ihn mehr betreten. Es ist nämlich eine irrige Auffassung, ein Staatsmann könne alle Grund- und Gegensätze wie alte Stofflappen in einen großen Sack stopfen, schwarzweißrote neben roten Fetzen, ein bissel Ludendorff neben einem Stück Macdonald, Seecktphantasien neben Schiedsgerichtsträumen. Nicht durch Addition aller irgendwie erreichbarer Grundsätze ersteht ein Staatsmann! Auf diese Art kommt höchstens ein politischer Hans Dampf zustande, über den man in allen Gassen des In- und des Auslandes lacht und lächelt. Herr Stresemann braucht sich nur die Stimmen aus Paris und London über sein letztes Potpourri von Meinungen zusammenzustellen, dann wird er sehen, daß seine Allerweltspfiffigkeit ihn um allen internationalen Kredit gebracht hat. Es ist sein Schicksal, alle zu schädigen und zu gefährden, die sich mit ihm einließen. Daß Hilferding mit ihm gefüßelt hat, mußte die Sozialdemokratie schwer büßen. Daß die Deutschnationalen mit ihm gepochelt haben, bringt ihnen vielleicht die Spaltung ohne jeglichen Gewinn. Die Demokraten gedeihen, seit sie nicht mehr an Stresemann rühren und es war Marxens Glück, daß er sich immer deutlich und sichtbar von Stresemann zu distanzieren gewußt hat. Der Reichskanzler braucht, wenn er nur rechtzeitig handelt, um Stresemanns Zustimmung nie besorgt zu sein. Monarchisch oder republikanisch, militaristisch oder völkerbundstreu, es gibt kein politisches System, zu dem Stresemann nicht, wenns verlangt wird, Ja und Amen sagt. Man braucht auch gar nicht lange mit ihm zu verhandeln. Karte genügt.

Kleine Illustration zu dem Thema: Wenn Stresemann einmal mutig wird. Am Sonnabend, den 27. Septemb., abends 9 Uhr 30 Minuten, hatte der Minister für auswärtige Angelegenheiten einen Anfall von Courage. Er sprach im Blüthnersaal; die großen Zeitungen hatten keinen Berichterstatter entsendet, weil sie den Bericht (freilich einen falschen) fix und fertig ins Haus geliefert bekamen. Da redete Stresemann über das Gespräch im Hause des Lord Parmoor, über das, wie man weiß, zweierlei Versionen existieren, eine Stresemann'sche und eine englische, die nicht allein von dem greisen Lord Parmoor, sondern vor allem von Professor Murray bestätigt wurde. Nun, Parmoor hat den Streit glimpflich und großzügig beendet, Stresemann konnte schwarz auf weiß nach Hause tragen, daß ein Mißverständnis stattgefunden habe. So ein Glücksfall passiert Stresemann nicht alle Tage. Sein Selbstbewußtsein schwoll an und er nannte das Vorgehen „einer Presse, die annahm, daß die Deutschen logen und die Engländer die Wahrheit sprachen“, wie eine stenographische Niederschrift feststellt, „einfach niederträchtig“. Das war, wie immer man zur Sache stehe, jedenfalls ein Augenblick höchsten Mutes. Aber die Zeitung des Herrn Stresemann, die „Zeit“, die vor lauter Langeweile stillsteht, berichtete über diesen Teil der mutigen Rede ihres Erhalters in ihrer Nummer vom 30. September wie folgt:

> Als sich die Erklärung der deutschen Delegation noch in Gegensatz zu den anderen Aussagen befand, hielten es gewisse Kreise in Deutschland für selbstverständlich, daß die deutsche Regierung die Unwahrheit sagte und die andern Recht hatten. (Lebhafte Entrüstung). Ein solches Verhalten ist parlamentarisch nicht zu kennzeichnen. (Stürmische Zustimmung.)

Die Anklage gegen die Berliner Presse wurde hier in einen ganz unbestimmten Vorwurf gegen „gewisse Kreise“ verwandelt — gewisse Kreise sagt man, um die Sache ins Ungewisse zu schieben — und das flammende Anklagewort, das Stresemann der Presse zuwarf, das Wort „niederträchtig“, das die Versammlung bejubelte, wurde in die laue Phrase umgedrechselt: „Ein solches Verhalten ist parlamentarisch nicht zu kennzeichnen.“ Ja, so geht es Stresemann, wenn er vorübengehende Anwandlungen von Courage hat. Oh, er ist ein Ethiker mit schallendem Pathos, aber er korrigiert seine Bergpredigten nachträglich. Oh, er ist Manns genug, die Zeitungen kräftig zu geißeln. Aber er sorgt väterlich dafür, daß die Gegeißelten es nicht etwa erfahren.

Der sogenannte „Skandal“ des Thüringischen Staatsbankpräsidenten Loeb hat sich sehr rasch in einen Skandal des Thüringischen Finanzministers und seiner Mannen verwandelt. Man kennt den Fall jetzt ausführlich aus den Blättern, auf Einzelheiten braucht man nicht mehr einzugehen. Aber die Affäre ist nicht nur als Ein-

zelfall wichtig, sie ist zugleich auch ein vorbildliches Beispiel für die Technik, mit der das Geschäft des Verleumders im heutigen Deutschland betrieben wird. Eines Tages erklärt Herr Dinter im Landtag: „Herr Loeb muß fallen, er muß sehr bald fallen, — in welcher Weise das gemacht wird, ist uns gleichgiltig.“ Loeb bietet darauf seinen Rücktritt vom Vertrag an; aber diesen einfachsten Weg akzeptiert der Finanzminister nicht, er will „billiger“ zu der Sache kommen. Billiger, das heißt: ohne Abfindung, — was voraussetzt, daß man Amtsvergehen findet. Von diesem Tage an spähen also hundert Augen in und außerhalb der Bank nach „Unregelmäßigkeiten“. Herrn Loeb, der ein wahres Ausnahme-Exemplar von unerbittlicher Korrektheit sein muß, gelingt es, trotz all dieser Spionage monatelang auch nicht den kleinsten Angriffspunkt zu bieten. Da packt man die Sache aufs Geratewohl an. Plötzlich wird der Oeffentlichkeit amtlich mitgeteilt, ein Revisionsverfahren sei eingeleitet. Oha, denkt der Bürger, es muß doch etwas faul sein! Zweite Etappe: das Revisionsverfahren ist statutenwidrig, Herr Loeb und der Verwaltungsrat beantragen statt dessen ein gesetzliches, mit vom Reichsgericht zu ernennendem Obergutachter. Der Finanzminister verbietet das, er deutet öffentlich an, Loeb habe die von ihm vorgeschlagenen Revisoren schon beeinflußt. Oh, denkt der Bürger, ein ganz gefährlicher Bursche. Dritte Etappe: Loeb kündigt fristlos, zieht aus, seine Koffer werden beschlagnahmt — Anklage wegen Aktenverschiebung. Die Regierung publiziert die Verdächtigung, und fügt hinzu, über den Inhalt der Koffer könne, um das Verfahren nicht zu gefährden, nichts mitgeteilt werden. Na endlich, denkt der Bürger, jetzt ist er also entlarvt. Vierte Etappe: der Staatsanwalt prüft die „verschleppten“ Papiere, er stellt fest, daß kein Blatt davon öffentliches Eigentum ist. Was tut jetzt der Minister? Er schweigt wie ein Toter, gibt keine Nachricht über diese Entlastung heraus. Fünfte Etappe: der Landtag interessiert sich dafür, was eigentlich in dem Protokoll jener Revision gestanden habe, die der Minister selbst veranstaltet hat. Was tut der Minister? Er verweigert, selbst dem Landtag, die Auskunft, verschanzt sich hinter das „Bankgeheimnis“. Mit einem Wort: immer wenn ein „Verfahren“, und sei es auch ein noch so gewalttätiges, unter dem Scheine des Rechts eröffnet wird, überschwemmt man die Oeffentlichkeit mit Alarmnachrichten darüber. Sobald aber



*Loeb*

eines dieser Verfahren zu einem Resultat geführt hat — und alle Resultate sind zerschmetternd für die Verschwörer — rührt sich kein Blättchen im amtlichen Wind. Das Publikum wird von regierungswegen und von der Preßmeute, die hinter der Hetze steht, nie anders als durch eine kleine Colonel-Nachricht auf der dritten Seite erfahren, daß der Pozeß, den Herr Loeb jetzt seinerseits gegen die thüringische Regierung angestrengt hat, mit der Verurteilung Neu-Weimars endete. Aber es erfuhr mit fetten Lettern auf der ersten Seite alle Beschuldigungen gegen den „ertappten Loeb", den „feinen Staatsbankpräsidenten", den „Aktenverschieber", — und wie die netten Ueberschriften sonst noch lauteten.

Am Sonntag tritt in Berlin der 23. Weltfriedens-Kongreß zusammen. Die Stellung der Gestirne ist nicht ungünstig. Das Ergebnis der Verhandlungen in Genf bedeutet unter allen Umständen einen großen Fortschritt auf dem Wege, den gerade die Pazifisten aller Länder zu zeigen versucht haben. Dieser Fortschritt wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht vorher das Reparationsproblem aus den Händen der Militärs und Gewaltpolitiker in die Hände der Bankiers und Wirtschaftspolitiker gekommen wäre, wobei freilich festzustellen ist, daß auch diese gelegentlich recht gewalttätige Methoden lieben. Dazu wieder wäre es nicht gekommen, wenn nicht glücklich aus dem Unglück der deutschen Reichstagswahlen noch ein Kabinett der Mitte zustande gekommen wäre. Kurz, man könnte denken, alles wäre dazu angetan, für einen Friedens-Kongreß einen freundlichen Hintergrund zu bilden. Aber da der Kongreß in Deutschland tagt, spielt auch die deutsche Kulisse eine Rolle; und die ist leider sehr schlecht. Zwar an Bemühungen der Veranstalter, diese Tagung besonders zu einer Kundgebung deutschen Friedenswillens zu machen, hat es nicht gefehlt und wird es nicht fehlen. Aber da sind allerlei Hindernisse, die nur von höheren Mächten überwunden werden könnten. Deutschland ist nicht in den Völkerbund eingetreten. Die Gelegenheit zu einer Reihe von herzlichen und aufrichtigen Glückwünschen, die ihm sonst auf diesem Kongreß ausgesprochen wäre, ist also verpaßt. Dies freilich ist kein Argument — aber ein kleines Symbol für alles, was uns an Möglichkeiten im Völkerbund weiter vorenthalten bleibt, ist es immerhin. Der Schaden wird auch nicht aufgehoben durch den Vorteil, daß die Deutsch-Nationalen noch nicht in die Regierung eingetreten sind. Denn das kann noch kommen, und wie es dann mit der deutschen Friedenspolitik aussehen wird, weiß nicht einmal Stresemann. Ohnehin ist es aber für die Regierung Marx ein peinliches Problem, wie sie sich zu diesem Kongreß, der in das Ressort des Herrn Außenministers fällt, gerade jetzt stellen soll, wo die Verhandlungen mit den Deutsch-Nationalen beginnen, die offenbar auch in das Ressort des Herrn

Außenministers gehören. Außerdem hat Herr General Seeckt die Beleidigungen noch nicht zurückgenommen, die er in den seligen Zeiten des Ausnahmezustandes gegen die deutschen Pazifisten und das deutsche Friedenskartell geschleudert hatte. Es wird für die Friedensfreunde aus den anderen Ländern, die jetzt Berlin besuchen, ein eigentümliches Gefühl sein, daß ihre Bemühungen von einer so einflußreichen deutschen Stelle mit so übertriebener Ablehnung beehrt werden. Mit dieser Ablehnung hängt es zusammen, daß sogar das Ermittlungsverfahren wegen Landesverrats, das gegen zwei führende deutsche Veranstalter des Friedens-Kongresses eingeleitet worden ist, immer noch weiter geht. Wenn sich also die Regierung bei den Beratungen vertreten lassen sollte, so wird ihr Beauftragter neben Leuten sitzen müssen, gegen die andere ihrer Beauftragten eine hochnotpeinliche Untersuchung wegen eines schimpflichen Verbrechens führen. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß Deutschland nicht wegen des Friedens-Kongresses in den Völkerbund eintreten konnte. Auch der Ehrgeiz der Deutsch-Nationalen kann sich wirklich nicht um Kleinigkeiten kümmern. Aber hätte nicht wenigstens der Oberreichsanwalt sich so beeilen können, daß er die Unhaltbarkeit seiner Vorwürfe erklärt hätte, ehe ein internationaler Kongreß auf deutschem Boden gegen ein Verfahren protestiert, durch das Leute von internationalem Ruf und nationalem Verdienst wegen der Ungeschicklichkeit von Militärs amtlich als Verräter verdächtigt werden? Es wäre geschickt, ja es wäre geradezu taktvoll gewesen. Also ist es in Deutschland unmöglich.

Es gibt so viele Ereignisse aus der Geschichte der letzten Jahre, die andauernd gefeiert werden müssen. Das christliche und das jüdische Tannenberg, Kriegsausbruch und Kriegszusammenbruch, Heldentod und Heldenleben. Wir empfehlen, rechtzeitig auch des Küstriner Putsches zu gedenken, der vor einem Jahr stattgefunden hat und sich von anderen Ereignissen dadurch unterscheidet, daß er sich bei Bedarf wiederholen kann. Zwar Herr Buchrucker, Major a. D. und Rebell z. D., erfreut sich einer Ehrenhaft, die ihn an einer Betätigung in der Front des Bürgerkrieges hindert; wieweit er mit Generalstabsarbeiten dafür betraut ist, werden seine Wächter am wenigsten wissen. Aber sein Geist lebt in den von ihm geschaffenen Organisationen weiter — womit nichts Uebertriebenes von seiner Intelligenz gesagt sein soll; denn das Organisationstalent tritt häufig als einzige Begabung auf. Beispiele ließen sich im Deutschland der Frontbünde, der Hitlerei und der Ludendörfflichkeit reichlich anführen. Wenn sich also findige Zeitungsschreiber dieses Jahrestages erinnern sollten, um sich von Herrn Buchrucker versichern zu lassen, daß er sich von der Politik vollständig zurückgezogen hat und auch mit der Reichswehr nichts mehr zu tun haben will, dann ist Mißtrauen geboten. Solche Ent-

schlüsse sind immer verdächtig. Wieviele Leute haben sich bei uns schon von der Politik zurückgezogen! und sie kommen doch alle wieder. Dadurch, daß man über eine Sache schweigt hat man sie noch nicht erledigt, am wenigsten, wenn dieses Schweigen zuerst durch Zensurmaßnahmen, hernach durch Strafanzeigen erzwungen worden ist. Die Republik steht nicht so fest, wie man gerne glauben möchte. Sie ist auch noch immer klein genug, damit ihr die eigenen Versäumnisse über den Kopf wachsen können. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold ist eine unbewaffnete Organisation — und es tut gut daran. Aber trotz Völkerbund und Volksgemeinschaften, namentlich in der modernen Ausgabe, hat einstweilen noch recht, wer die Waffen hat. Es wäre gut, wenn man ausnahmsweise einmal einen Gedenktag dazu benutzte, über die Lehre nachzudenken, die er erteilt hat. Aber Lehren erteilen ist heutzutage leider ein schlechteres Geschäft, als Gewehre verteilen. Devise: „Der alte Gott lebt noch“

Wenn der Stumpfsinn in Rage kommt und Purzelbäume schlägt, wird er zuweilen sogar amüsant. Im „Völkischen Courier“ lesen wir folgende überraschende Erklärung für die Bubenkopf-Mode:

> „Innerlich werden die Völker auf andere Weise ausgesaugt. Eine Art ist der jetzt die „hohe Mode“ bedeutende „Bubikopf“ der Frauenwelt. In allen jüdischen, d. h. maßgebenden Modezeitungen wird er auch der deutschen Frau seit einigen Jahren als das einzig wahre empfohlen und vor Augen geführt. Und warum? Um auch hier völkische Eigenart und Nationalstolz zu untergraben. Die leichtsinnigen Mädel, die sich seit 1918 dem eingedrungenen Landesfeind hingaben, wurden durch Zopfabschneiden gezeichnet. Aber sie durften nicht gezeichnet sein. Das deutsche Volk sollte ja eben durch die farbige Besatzung bis ins Mark getroffen, sittlich und körperlich krank gemacht werden. Drum durften die Dirnen, die diesem ersehnten feindlichen Ziel Vorschub leisteten, nicht auffallen. Sie mußten im Gegenteil in Schutz genommen werden. So wurde denn, und das ist wieder ein Zeichen für die hervorragende Organisation des Judentums, der „Bubikopf“ zur Mode gemacht. Nicht nur in Deutschland. Beileibe nicht. In Amerika ebenso wie in England und Frankreich, überall wurde der „Bubikopf“ gepriesen. Es ist ja auch viel besser so. Es fällt nicht so auf. Und der Jude ist doch nach der Entschließung der internationalen „Arbeiter“konferenz zu Amsterdam im April 1919 in allen Ländern ohne weiteres beheimatet. Also herunter mit dem Haupthaar! Wenn alle Frauen, die „etwas auf sich halten“, sich die Haare scheren lassen, dann hat es mit dem Haarabschneiden als entehrende Strafe nichts mehr auf sich. Dann können die rheinischen und elsässischen Mädel sich ungerächt den Farbigen hingeben. Keiner wird es mehr merken. Unsittlichkeit und Schamlosigkeit sind gedeckt. Die deutsche Abwehrwaffe ist stumpf geworden. Und das ist ja der Sinn der Weltgeschichte: Das deutsche Volk muß zugrunde gerichtet werden. Denn es ist das letzte Bollwerk gegen die jüdischen Herrschaftspläne.“

Die Weisen von Zion sollen, sichrem Vernehmen nach, bereits

mehrere tausend neuer Friseure anwerben lassen, um bis ins letzte Dorf in Hinterindien die letzten deutschen Bollwerke vernichten zu lassen.

Aus Wien wird ein Schlußkapitel zu dem großen Räuberroman gemeldet, dessen Held Camillo Castiglioni heißt. Schon der Name klingt brigantenhaft. Der Mann selbst sieht ebenso auffallend aus: Ein breitbrüstiger Riese mit jäh zurückfliegender Stirn und brennend schwarzen Augen. Wenn er spricht, so merkt man, daß ein Bruder von Salvini und Rossi redet. Gewalttätig, auch als Redner, reißt er das Wort an sich und bleibt Monogolist, schüchterne Zwischenrufe rufen nur neue Kaskaden aus seinem breiten Mund hervor. Dieser Finanz- und Lebensabenteurer ist einer der hinreißendsten Schauspieler der Gegenwart. Er deklamiert, weint, schwört, wird lyrisch — ganz wie's die Situation braucht. Ueber dem Normalmaß war auch immer die Arbeit, die er sich zugemutet, er war der Schrecken seiner Sekretäre und Advokaten, die er um drei Uhr nachts aus dem Bett jagen konnte. Wie sein großer Protektor, wie Mussolini, fühlte er sich als guter Nietzscheaner, er freilich ohne Nietzsche gelesen zu haben. Das kühne Wort des Einsiedlers von Sils Maria, das Mussolini seinen Schwarzhemden zugerufen hat: „Lebet gefährlich!" es könnte auch über Castiglionis Tür stehen. Freilich, neben ihm oder gar gegen ihn zu leben war noch gefährlicher. Er war immer ein Tiger. Schon vor Jahr und Tag, noch in der Kriegszeit, kamen Offiziere zu mir und forderten mich auf, nachzuprüfen, ob es wahr sei, daß Castiglioni Flugzeuge, welche die deutsche Heeresverwaltung nicht übernehmen wollte, an Oesterreich verkauft habe. Mußten junge österreichische Flieger an dies gefährliche Geschäft glauben? Ich konnte den fürchterlichen Vorwurf nicht prüfen. An fürchterlichen Anklagen gegen den Castiglioni hat's nie gefehlt. Zuletzt warf man ihm vor, er habe seine eigene Depositenbank zugrunde gehen lassen, aber bei dem Spiritusgeschäft der sterbenden Bank Milliarden gescheffelt, Milliarden, die dem Spekulanten wieder zugeflossen sind. Ein sehr gemütlicher Wiener Untersuchungsrichter brütet schon lange über diesem Akt. Zu dem spannenden Räuberroman Camillo Castiglioni gehört das humoristische Intermezzo dieses ahnungslosen Wiener Beamten, der in einem Zimmer arbeitet, das eine geheime, von ihm gar nicht bemerkte Tapetentür hat, dazu gehört der Einbruch in dieses Rich-


*Castiglioni*

terzimmer, die Durchsuchung des Aktes Castiglioni, die Dickens'sche Rumpelkammer neben dem Zimmer des Richters. Ungern sind die Wiener Zeitungen an die Veröffentlichung dieses Brigantenromans gegangen. Camillos Macht war ja noch immer groß. In seinem fürstlichen Hause verkehrte der Bundeskanzler und Max Reinhardt, Stinnes und die Präsidenten der österreichischen Industrie. Stürzt Castiglionis Bau zusammen, so wird der Staub und Schutt über der dürftigen Wirtschaft des Donaulandes lange liegen, lähmend, tötend. Vielleicht meistert der gewalttätige Mann noch einmal sein Schicksal? Es ist anzunehmen, daß er noch immer technisches Geschick und mächtige Helfer genug besitzt, sein Strafgericht hinauszuschieben. Dennoch: seine Zeit ist um. Die Epoche der Castiglionis überhaupt ist vorbei. Diese großen Räuberhauptleute gehörten in die Kriegszeit, sie erstanden im verwüsteten Land. Die bürgerliche Welt renkt sich allmählich wieder ein; nicht die phantastischen Briganten, die Korrekten siegen.

---

CARL v. OSSIETZKY

## DIE PAZIFISTEN

I.

Zu den ausgeprägtesten Merkmalen der deutschen Isolierung von heute gehört die Tatsache, daß so wenige unserer Kompatrioten wissen, was der Pazifismus ist und daß er bei den demokratischen Nationen der Welt zu einer Großmacht emporgewachsen ist. Ohne diese Ahnungslosigkeit wäre manche der in den letzten Wochen von Regierungsstelle ausgesprochenen Sottisen über den Völkerbund undenkbar gewesen. Es handelt sich hierbei nicht um eine betrübliche seelische Folge der Kriegs- und Nachkriegsblockade, sondern im wesentlichen um die Verdickung eines Zustandes von vorgestern. An das Friedensproblem zu rühren galt seit Sedan als schlapp, weibisch und antinational. Das war vielleicht wo anders nicht viel besser. Nur gab man sich doch etwas mehr Mühe, den bewußten oder instinktiven Chauvinismus etwas intelligenter zu begründen. Man argumentierte nicht so billig wie an den deutschen Stammtischen. Maurice Barrès war sicherlich ein Revanchard von reinstem Wasser. Dennoch, wagt einer auch nur im Traume eine Parallele mit Artur Dinter?

Es ist deshalb zu begrüßen, daß der in diesen Tagen in Berlin stattfindende Weltfriedenskongreß eine Reihe von ausländischen Gästen bringt, deren Bedeutung, deren Ernst und deren gutes patriotisches Wollen nicht bezweifelt werden kann. Tausendmal haben die Zeitungen ihre Namen mit Achtung genannt. Der brave Bürger faßt sich an den Kopf: „Herrgott, das sind also auch Pazifisten! Das sind ja ganz vernünftige Leute!" Und für Minuten schaukelt eine Weltanschauung.

Könnte aus einer solchen momentanen Erschütterung nicht ein kleines Damaskus gedeihen?

Leider wird das verhindert werden.

Durch . . . durch die Pazifisten selbst.

II.

Aber auch die Gäste werden sich nicht wenig wundern. Und mit Fug. Denn sie werden zum erstenmal mit dem Gros unseres pazifistischen Heerbanns Tuchfühlung nehmen. Sie werden zum erstenmal sehen, was eigentlich hinter den Führern steht. Man darf nicht vergessen: jahrelang hat der Gedankenaustausch mit London, Paris, Genf usw. in den Händen von einzelnen über dem Mittelmaß stehenden Persönlichkeiten von politischer Erfahrung und diplomatischer Qualität gelegen. Dadurch ist über Bedeutung und Material des deutschen Pazifismus ein gelinder Irrtum entstanden. Man urteilte nach den Repräsentanten. Und man verurteilte doppelt hart das unbelehrbare deutsche Volk, das sich gegenüber allem, was pazifistisch war, so spröde verhielt. Vielleicht werden gerade jetzt die kosmopolitisch denkenden Bürger der Siegerstaaten Gelegenheit finden, hinter die Kulissen zu schauen. Und da werden sie sehen, wie mit den von ihnen hoch bewerteten Führern im eigenen Hause umgesprungen wird. Männer von Distinktion und Niveau haben es in keinem Distrikt der deutschen Politik besonders leicht. Aber was ausgerechnet im pazifistischen Lager an Verunglimpfung, Verdächtigung und Ketzerrichterei geleistet wird, das ist selbst für deutsche Verhältnisse maßlos. Ludwig Quidde hat vor ein paar Monaten in einem sehr launigen Artikel von der königlich bayerischen Behandlung erzählt, die ihm in Stadelheim widerfahren war. In diesem tapferen und liebenswürdigen alten Herrn knistert nicht ein Fünkchen Rachsucht. Er würde sonst einen zweiten Artikel schreiben über die Erlebnisse in seiner eigenen Organisation. Der Oberaufseher in diesem pazifistischen Stadelheim ist Herr Kurt Hiller.

III.

Alljährlich im Herbst findet ein deutscher Pazifistenkongreß statt. Diese Veranstaltung dient vornehmlich der körperlichen Ertüchtigung der Teilnehmer. Es ist halt schwierig, ein ganzes Jahr hindurch ununterbrochen Friedensmensch zu sein. Schließlich müssen doch wenigstens einmal jährlich die bellikosen Staubecken entleert werden. Einmal im Jahr muß auch der prinzipienfesteste Antimilitarist die leider Gottes immer fortwuchernde militaristische Darmfauna fortspülen. So kommt es, daß diese Kongresse ausgeprägt den turbulierenden Instinkten dienen. Sie sind ein ungeheures Blutbad, eine massenweise Absäbelung von Führerköpfen. Ein Sperrfeuer von Anklagen, Bezichtigungen, Mißtrauensvoten.

Der in Paris geschätzte Herr v. Gerlach wird in Berlin als Verräter behandelt, als schwachköpfiger Opportunist, wird demoliert. Herr Hiller schwingt den tintentriefenden Tomahawk; er ruft zum heiligen Krieg gegen die Zweifler an seiner Autorität ein Pobjedonozeff der Friedensbewegung. Er sagt Menschheit und meint Stuhlbein.

. . . und wenn man sich genug ertüchtigt hat, geht man wieder nach Hause und ist ein ganzes Jahr friedlich. Die Rachegeister legen sich vollgesogen zur Ruhe. Der Philosoph der Langweiligkeit versinkt im gewohnten Tran.

## IV.

Der Pazifismus Herriots und Macdonalds ist politisch, das heißt, real fundiert, beweglich und deshalb auch bewegend. Er arbeitet mit den Mitteln der Politik. Der deutsche Pazifismus war immer illusionär, verschwärmt, gesinnungsbesessen, argwöhnisch gegenüber den Mitteln der Politik, argwöhnisch gegen die Führer, die sich dieser Mittel bedienten. Er war Weltanschauung, Religion, Dogmatik, ohne daß sich etwas davon jemals in Energie umgesetzt hätte. Deshalb mochte es ihm zwar gelegentlich gelingen, ein paar Parolen populär zu machen, Versammlungserfolge zu erzielen, organisatorisch hat er niemals die Massen erfaßt. Das Volk blieb immer beiseite. Der organisierte Pazifismus blieb immer eine sehr rechtgläubige Sekte, ohne federnde Kraft, eine etwas esoterische Angelegenheit, an der die Politik vorüberging, wie sie die Politik ignorierte.

Es ist wahrscheinlich das Schicksal der Bewegung gewesen, daß ihr Ausgangspunkt war der larmoyante Roman einer sehr feinfühligen und sehr weltfremden Frau. Das übergewöhnliche und reine Wollen der Suttner in allen Ehren, aber sie fand für die Idee keine stärkere Ausdrucksform als die Wehleidigkeit. Sie kämpfte mit Weihwasser gegen Kanonen, sie adorierte mit rührender Kindlichkeit Verträge und Institutionen, — eine Priesterin des Gemütes, die den Königen und Staatsmännern ins Gewissen redete und die halbe Aufgabe als gelöst ansah, wenn sie freundlicher Zustimmung begegnete. Und wer konnte dieser milden, gütigen Dame anders begegnen? Wie so vielen Frauen, die aus reiner Weiberseele für die Verwirklichung eines Gedankens kämpfen, der männliche Spannkraft und ungetrübten Tatsachenblick erfordert, glitt sie ins Chimärische, glaubte bekehrt zu haben, wo sie ein paar Krokodilstränen entlockt hatte, blieb sie im Aeußerlichen haften, anstatt bis zum Sinn vorzustoßen, und streifte sie in der Art sich zu geben, da ihr die prägnante Form mangelte, schließlich den Kitsch. So war um die „Friedensbertha" allmählich ein sanftes Aroma von Lächerlichkeit, und dieses Aroma ist der deutschen Friedensbewegung unglücklicherweise geblieben bis zum heutigen Tag. Und es hat nach außen hin so stark gewirkt, daß auch die tüchtigsten

und bedeutendsten Männer es nicht haben beseitigen können. Der Pazifismus trug für die Menge stets das Cachet des Exklusiven, ärger noch, des Unmännlichen.

Dabei ist die Methode des sanften Girrens um die Gunst der Großen längst vorüber. Die Sentimentalität von einst ist robustem Deklamatorentum gewichen, die freundliche Predigt der Suttner den haßerfüllten Expektorationen wilder Männer. Dazu sind gestoßen Fanatiker und Sektierer aller Art, Projektenmacher mit dem Kardinalrezept für alle Weltübel, Allerweltsreformer, die das Fleisch verabscheuen, infolgedessen auch Muskelkraft und alles Masculine überhaupt; sie zeugen ihre Kinder, wenn es schon mal nicht anders geht, dann wenigstens mit ausgesprochener Unlust, und möchten die ganze Menschheit am liebsten auf Kohlrabi-Diät festlegen. Die Politiker sind zwischen Querulanten und wunderlichen Heiligen in der Minderzahl. Sie haben das Ihrige getan, aber es ist ihnen bisher nicht gelungen, die Bewegung als solche an den Realitäten zu orientieren.

## V.

Und da gerade liegt das Entscheidende: der Pazifismus muß politisch werden und nur politisch. Die notwendigste Idee unserer Zeit darf nicht zum Steckenpferd kleiner Prinzipienjockeys werden. Der Weg zum Volk muß gefunden werden, damit das deutsche Volk endlich wieder den Weg zu den Völkern findet. Ein Beweis auch für die Schwerfälligkeit, für den Mangel an Aktualitätsgefühl bei den Einberufern des Kongresses, die überladene, grausam theoretisch befrachtete Tagesordnung. Pan-Europa, Schulreform, wesentliches und unwesentliches bunt durcheinander.

Ich verkenne bei aller kritischen Einstellung nicht, was dennoch von pazifistischer Seite bisher geleistet wurde. Der stellenweise Durchbruch der deutschen Selbstzernierung in den letzten Jahren, er bleibt das Verdienst von Persönlichkeiten wie Quidde, Gerlach, Keßler. Kein vernünftiger Mensch zweifelt daran, daß Deutschlands Anschluß an die demokratische Welt nur erfolgen kann im Zeichen des Pazifismus. Das aber heißt auch, den Geist dieser Bewegung fähig zu machen zu dieser Aufgabe.

Das alles mag für einen Gruß an eine Sache, die man liebt, etwas kratzbürstig klingen. Ich habe als Pazifist zu Pazifisten gesprochen, getrieben von dem Wunsch, beizutragen zur endgültigen Freimachung der Kräfte, die diese wirklich erhabene Sache zu ihrem Siege braucht. Und diese Kräfte sind heute noch gehemmt durch schädliches und lächerliches Beiwerk und durch die Ueberbleibsel einer Vergangenheit, gestorben an dem Tage, da der große Krieg begann.

* * * DIE REVOLUTIONIERUNG DER FAMILIE

Tagtäglich reden wir von Völkerhaß und Klassenkampf, von Umsturz und expansionsbedürftigen Nationen, von Militarismus und Völkerbünden —

und merken nicht und ahnen kaum, daß sich im ganzen Bau der menschlichen Gesellschaft die größte Veränderung vollzieht, die folgenschwerste seit vielen Jahrtausenden. „Deine größten Stunden, das sind deine stillsten Stunden". Die Stunden, in denen sich die Umwandlung des Bildes der Welt und der menschlichen Gesellschaft vollzieht, sind so still, daß niemand recht davon redet, und im Lärm des Marktes merkt keiner, daß dem Markte selbst die Grundlagen schwinden, daß alle Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft sich eben ins Gegenteil verkehren und am stärksten gerade die, die man die ehernen nennt. —

Wir stehen mitten in der Revolutionierung der Familie.

Die Familie im alten Sinne, sie, auf der die Menschheit sich seit mindestens zehntausend Jahren aufbaut und auch die älteren Formen der Familie, von denen uns einst Engels das erste klare Bild gegeben hat, sie lösen sich auf, verlieren ihre Grundlage, mehr noch: ihren sozialen Wesenskern. Damit verändern sich aber zugleich alle Grundlagen von Völkerkampf und Klassenkampf, von Proletarisierung und Industrialisierung, von Massenstreben und selbst von Kulturwillen.

Und keiner merkt das, und alle politische Ideologie und selbst alle Kulturideologie baut noch auf Grundlagen, deren jüngste vor 70 Jahren gelegt und deren Inhalt vollkommen fraglich und teilweise sogar leer geworden ist.

Einst war die Ehe dreierlei:

ausschließliche Sexualgemeinschaft,
zwangsmäßige Nachkommengemeinschaft,
Wirtschaftsgemeinschaft.

Alle drei verlieren ihren alten Sinn. Die Ehe, einst unter dem Katholizismus eine unlösliche Gemeinschaft, durch göttliche Gewalt geheiligt, nicht nur für das ganze Diesseits, sondern auch für die unendliche Zeit des Jenseits, im Protestantismus und in der bürgerlichen Gesetzgebung der ganzen Welt eine sehr schwer lösliche Gemeinschaft auf Lebenszeit, ist heute eine leicht lösliche Verbindung geworden, sozusagen eine Vereinigung auf Kündigung in vier Wochen Frist (Berliner Scheidungsfrist von 1924), die noch dazu zwar nicht rechtlich, aber doch tatsächlich von Tag zu Tag die Ausschließlichkeit verliert. Daß die Treue der Ehemänner von jeher ein spezifisch weiblicher Wahn gewesen ist, das hat nicht nur der Mohammedanismus oder die eigentlich offizielle Vielweiberei der Fürsten bis in die jüngst verflossene Gegenwart hinein ziemlich offenkundig gemacht, sondern trotz verhältnismäßig weniger Be-

strafungen wegen Ehebruchs eigentlich jede Zeit. Schopenhauers Wort von der geschlechtlichen Ehre, welche die außereheliche Verbindung deswegen brandmarkt, weil die Korporation der Frauen grundsätzlich alles um eines erkaufe, die geschlechtliche Ehre der Männer aber darin erblicke, um dieses eine nun nicht auch noch betrogen zu werden, war restlos treffend. Sein Geltungsbereich hat sich einfach deswegen grundsätzlich verändert, weil die Frau seit einem Menschenalter in ihrem ganzen Lebensunterhalt weniger und noch weniger auf den Mann angewiesen ist. Und just in den Jahren, die für die sexuelle Vereinigung und Kindererzeugung in erster Linie oder fast ausschließlich in Betracht kommen, hat sie die beste Gelegenheit zur Verwertung ihrer Arbeitskraft. Die Untreue des Mannes beruhte sehr stark mit auf seiner wirtschaftlichen Ueberlegenheit, die Treue der Frau auf ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit. Beides verschwindet miteinander. Die Ehe ist nicht nur eine leicht lösliche Verbindung geworden, sondern — man lasse uns aussprechen, was da ist — nicht mehr als Einzelerscheinung und nicht mehr als Luxuserscheinung, sondern als eine beinahe schon zulässige Institution verliert ihre Sexualgemeinschaft die Ausschließlichkeit. Natürlich nicht in den Fällen, wo starke Zuneigung Menschen nicht nur zusammenführt, sondern auch zusammenhält. Aber wer will behaupten, daß das jemals in der Welt die Mehrzahl oder auch nur ein großer Bruchteil der Fälle gewesen wäre? Und selbst wo dieser glücklichste Fall der menschlichen Vereinigung eintritt, verlieren doch Ehe und Familie ihren alten Charakter als Nachkommengemeinschaft. Die Kindererzeugung, einst ein unentrinnbares Schicksal — ganz sicher ist die übergroße Mehrzahl der Menschen aller Zeiten zum mindesten nicht mit bewußtem Willen der Eltern entstanden —, ist heute ins Belieben gestellt, wird eine Frage der Regulierung nach Willen und Bequemlichkeit (Regulierung nach Bequemlichkeit bei der unbequemsten Sache in der Welt, nämlich einer neunmonatlichen Körperveränderung mit schwersten Unzuträglichkeiten und einer großen eigenen Gefahr um durchaus unsicheren Gewinnes willen). Die Kindererzeugung wird arbiträr, eine Frage der Willensentscheidung, sozusagen der objektiven Erwägung, was in der Seele der Eltern stärker auftritt, der Wunsch nach Nachkommen oder der Wunsch nach bequemerem Dasein und Daseinsgenuß —.

Dazu: Immer mehr reine Entschlußfrage der Frau. Bei ihr aber wird die Entscheidung immer leichter negativ, weil ihre wirtschaftliche Selbständigkeit mit jedem Kinde geringer wird und just in den Jahren am größten ist, die für das Kommen von Nachkommen am bedeutsamsten sind, dabei ist die Frau noch stärker als der Mann gerade zur selben Zeit von der großen Strömung nach Individualismus erfaßt worden, von dem Willen zur Selbstgeltung

und zum Selbstsein, von dem Willen zum stärkeren Lebensgenuß des einzelnen, der nun wieder führt zur Steigerung des Kulturbedarfs. Höherer Anteil am Kulturgenuß wird ihr erst möglich durch weniger Kinder. Ist er aber erst einmal da, so wirkt er auch auf noch weniger Kinder. Mitteleuropa hat in dieser Hinsicht eine unvermerkte und doch ungeheuer weittragende Willensänderung in Krieg und Inflation erlebt: Steigerung der Lebenshaltung auf dem Lande im Kriege, Notwendigkeit der Warenanschaffung in der Zeit der Inflation führten zu Anschaffung über Anschaffung. Der Florstrumpf unserer Dorfschönen ersetzt heute immer weitergehend das Kind in der Wiege, das eheliche und erst recht das uneheliche (und von den Unehelichen stammt doch etwa ein Fünftel der Menschheit).

So haben wir also, alltäglich zu beobachten und doch in seinen notwendigen Folgewirkungen noch kaum begriffen, heute diesen Zustand:

Die Ehe als Sexualgemeinschaft bleibt, schon weil sie die bequemste Wohngemeinschaft, die bequemste Konsumgemeinschaft ist. Als ausschließliche Sexualgemeinschaft kann sie heute weder in den Kreisen des großstädtischen Mittelstandes noch in denjenigen der Arbeiterschaft mehr ernsthaft angesehen werden. In den höheren Schichten der Gesellschaft ist sie es seit 40 Jahren nicht mehr.

Die Ehe als Wirtschaftsgemeinschaft löst sich durch die Steigerung des Wertes weiblicher Arbeitskraft je länger desto entschiedener auf; sie wird reine Verbrauchsgemeinschaft mit immer weitergehender Ersparnis an Haushalt-Arbeit.

Die Ehe als Nachkommengemeinschaft ist aus einem unentrinnbaren Zwangszustande zu einer Frage des freien Ermessens geworden, die dazu noch immer mehr ins Ermessen nur der Frau rückt. Die aber verneint mit immer deutlicherer Bewußtheit die Vielheit von Kindern und schafft schon heute absolut sich verkleinernde Völker (Vereinigte Staaten, Frankreich) oder absolut sich verkleinernde Bevölkerungsschichten (Westjuden) mit überalternden Völkern. Der sinkenden Zahl der Neuankömmlinge entspricht nämlich die wachsende Fürsorge für die, so am Tische des Lebens sitzen, die wachsende Sorge für die Erhaltung der Kranken und Kränksten, der Alten und Ueberalterten. Siegfried der Recke und Dietrich von Bern vollbringen ihre Taten vor dem 20. Jahr, Friedrich der Große inszenierte den ersten seiner leichtsinnigen Raubkriege mit 22 Jahren. Goethe wurde tatsächlicher Premierminister mit etwa 30 Jahren; Napoleon mit 26 Jahren Heerführer. Wird heute einer mit 35 Jahren Staatssekretär, so ist's eine unglaubliche Günstlingswirtschaft in den Augen aller kalkhaltigen Häupter der Nationen; die 50- und 60-jährigen überwiegen heute in den europäischen Parlamenten, die wilden Umstürzler von vorgestern, die Sozialisten halten einen „Parteitag der Fünfzig-

jährigen". Die kinderarmen Nationen überaltern. Und all das ist noch das bedeutungsloseste in dieser größten Revolution der Weltgeschichte, die hervorgeht aus der kinderarmen und kinderlosen Vereinigung von Mann und Frau zunächst auf Zeit.

Die wirkliche Größe der Veränderung in den Daseinsgrundlagen der Menschheit kann man wohl etwa so umreißen:

Noch beherrscht das Denken des Menschen über sein Selbst und das ganze Menschengeschlecht jenes grausame G e s e t z v o n M a l t h u s. Es behauptet, durch immanente göttliche Fügung habe der Mensch die Eigentümlichkeit, sich über seinen Nahrungsmittelspielraum hinaus zu vermehren; deshalb seien Krieg, Hungersnot, selbst Seuchen und Verelendung nur ebenso gottgewollte Folgen der gottgewollten Ueberfüllung und Wiederbereinigung der Erde von Menschen. Etwas abgemildert spiegelt sich dieses selbe Gedankensystem wider im sogenannten e h e r n e n L o h n g e s e t z, das schon lange vor Lassalle ein Bestandteil der englischen Wirtschafts- und Gesellschaftslehre war: Der Lohn des Arbeiters muß immer um das Existenzminimum herum schwanken, das zu seiner Erhaltung und zu einer gewissen Fortpflanzung erforderlich ist. Wird der Lohn zu hoch, so wird der Arbeiter sich in der Kindererzeugung gar keine Beschränkung auferlegen, die Kinderzahl wird wachsen, das wachsende Angebot der Hände sich vergrößern, der Reallohn aber dadurch automatisch sinken. So das „eherne Lohngesetz" der Ricardo und Lassalle mit seinem einfach-mechanischen Grundgedanken. Noch heute halten der Mann und die Frau im Volke Kriege einfach deswegen für unausbleiblich, weil es „wieder einmal zu viel Menschen gibt." —

Obgleich doch schon der letzte und fürchterlichste Krieg für die beiden beteiligten Nationen Deutschland und Frankreich bestimmt nicht mehr aus einem Kampf um den Nahrungsmittelspielraum hervorging, und diese Nahrungsmittelspielraum-Frage im Grunde doch auch für England nur sekundär gewesen sein kann, denn: In ganz West- und Mitteleuropa und längst schon in Nordamerika sinkt die Geburtenrate; gleichzeitig steigt die technische Entwicklung, steigt insbesondere die Produktionskraft der Landwirtschaft. Es ist gar kein zufälliger Augenblickszustand, daß Nordamerika nicht weiß, wohin mit seinem Getreide; sondern bei richtiger Benutzung der Verbindung von Technik und Landwirtschaft haben wir schon jetzt nahezu die Gewißheit, d a ß E u r o p a s N a h r u n g s m i t t e l s p i e l r a u m ü b e r d i e B e v ö l k e r u n g h i n a u s w ä c h s t. Wohl steigert sich der Kulturbedarf der Nationen, ihr Anspruch nach Arbeitsergebnis, aber gleichzeitig sinkt relativ, überall an den Brennpunkten der Kulturentwicklung aber auch absolut, das Angebot neu hinzukommender Arbeitshände.

Dieser Zustand ist nicht vorübergehend. Er ist deswegen ein

unabänderlicher Prozeß, weil er hervorgeht aus der erhöhten Erkenntnis der Möglichkeit, die Kinderzahl beliebig zu bestimmen, wie aus der daraus folgenden weitgehenden Erleichterung für Dasein und Daseins-Genuß jedes einzelnen derzeit Lebenden.

Zwei Gegenströmungen scheinen der schnellen Ausbreitung solchen „Neu-Malthusianismus" entgegenzuwirken: Die *Lehren der katholischen Kirche* und der *Nachkommenreichtum der Völker Asiens*, insbesondere des fernen Ostens. Beides kann und wird temporäre Verschiebungen zur Folge haben, beides kann und wird den Lauf dieser Entwicklung nicht hemmen. Die katholische Kirche hat sich noch stets derartigen sozialen Neubildungen gefügt, sobald ihr elementarer Lauf erkennbar war. Sie wird es sicherlich nach einer gewissen Zeit auch hie tun, in der Zwischenzeit freilich wird die katholisch bleibende Bevölkerung eine weitere Verstärkung ihres Anteils an der Volkszahl erreichen.

Ob bei den Ostvölkern die Unkenntnis der Methoden in der Beschränkung der Kinderzahl lange währen wird, ist mehr denn fraglich. Der Bolschewismus gibt die Beseitigung des keimenden Lebens in den russischen Kliniken ohne weiteres jeglichem nicht nur frei, sondern macht sie so gefahrlos wie möglich; die Sowjetbewegung hat aber gerade in den Ostvölkern schon weitgehend Boden gefaßt; also ist auch dort die Verbreitung der Erkenntnis sehr wahrscheinlich, und weshalb der Wille nicht der gleiche sein sollte, ist nicht einzusehen.

Damit schwindet für die Menschheit eine der furchtbarsten Erscheinungen der Vergangenheit, nämlich der einfach aus Uebervölkerung hervorgehende blutige Kampf um die Futterplätze. Wohl wird der Wille zum erhöhten Lebensgenuß den Wirtschaftskampf immer wieder beleben; aber das ist ein Kampf, der sich viel weniger intensiv äußert, viel weniger drückend ist sowohl für die Völker untereinander wie schließlich auch für die Klassen in den Völkern, weil ja *der Klassenkampf damit seine Intensität, vielleicht sogar Charakter verändert*. Das Angebot an arbeitenden Händen wird kleiner, die Nachfrage nach vielen Gütern der Kultur und des Lebensgenusses größer. Die ganze Situation der Arbeitnehmerschaft verändert sich damit. Ihre Stärke wächst progressiv mit dem Sinken der Zahl zuwachsender Hände. Daraus ergeben sich drei Reihen gewissermaßen mechanischer Folgerungen:

1. Die allgemeine Klassenlage des Arbeitnehmertums bessert sich. Im Warenpreise wird der Lohnanteil sich steigern, vielleicht sogar so weit, daß der Arbeiter an der Kapitalbildung der Nation stärker teilzunehmen vermag.

2. Der technische Fortschritt wird aus dem Verlangen nach größerem Kulturbedarf und aus dem Sinken des Angebots freier

Arbeitshände zum mindesten eine beträchtliche Zeitlang einen sehr starken Ansporn erhalten.

3. Die Expansionsbestrebungen der Nationen aus Gründen der Uebervölkerung werden in ihrer Intensität bedeutsam verringert. Umgekehrt hat Frankreich für seine Volkswirtschaft schon immer ausländische Arbeitskräfte heranziehen müssen und wird das in absehbarer Zeit vielleicht noch viel stärker tun. Man kann sich vorstellen, daß der künftige internationale Streit nicht um Abschließung gegen Einwanderung, sondern um Zulassung von Auswanderung gehen wird.

Sehen wir die Entwicklung richtig, die sich aus der Revolutionierung der Ehe ergibt, so steht schon in ihrer nächsten Stufe eine ganz andere Frage zur Debatte als die, welche Malthus einst gestellt hat. Nicht: Wie kann man ein Zuviel an heranwachsenden Menschen verhindern, sondern: Wie kann man das Zuwenig an heranwachsender Arbeitskraft steigern, das vielleicht in gar nicht zu ferner Zeit nicht nur die Existenz einzelner Nationen, sondern den gewollten kulturellen Fortschritt bedenklich verlangsamen könnte? Der umgekehrte Malthusianismus ist das wirkliche Zukunftsproblem, und die Fragen, die man hier aufwirft, streifen sehr verschiedene Gebiete.

Da das Werden von Kindern aller Voraussicht nach vom Willen der Frau abhängig wird, so werden die damit zusammenhängenden Unannehmlichkeiten so weit wie irgend möglich verringert werden müssen. Schon ist die Klinik dabei, nicht nur die Schwere der Geburt zu erleichtern, sondern diese selbst vorzuverlegen, so daß die allerschwersten Unannehmlichkeiten der letzten Wochen und vielleicht selbst Monate in irgendeiner Zeit sich verringern.

Gelegentlich werden sich nationale oder auch rein wirtschaftliche Motive entweder selbst einschalten oder man wird sie bewußt einzuschalten suchen. Wo den Eltern aus dem Dasein von Kindern nicht nur Lasten, sondern Vorteile winken, wird schließlich automatisch die Korrektur eintreten. In gewissem, allerdings sehr bescheidenem Grade, ist das vorerst noch in der Landwirtschaft der Fall. In allen anderen Gewerben bedeutet kraft Kinderschutzes das Kind im wesentlichen wirtschaftliche Belastung für die Eltern. Ob es ihnen je wirtschaftliche Entlastung bringt, ist mehr denn fraglich.

Wird irgendwann schon allein die Freude am Werden und Emporentwicklung des jungen Menschen die Eltern zur Kindererzeugung zurückführen? Das wäre eine Frage der seelischen, fast der ethischen Umstellung ins Nichtwirtschaftliche, ins Wider-Nützliche. Auf sie zu hoffen, hat jeder ein Recht, an sie zu glauben, vermag man kaum.

Mir will scheinen, daß die bewußte Einstellung auf diese mehr als wahrscheinlichen Entwicklungen für alle soziale Arbeit und für die weitblickende Behandlung sozialer Bewegungen der Menschheit von ausschlaggebender Wichtigkeit ist.

1.

Wronke i. P., 27. 3. abends.

L. H. Was machen Sie für Sachen! Sie schreiben am 13., daß Sie „morgen“ einen ausführlichen Brief senden, und dann schweigen Sie zwei Wochen. Ich hatte ja schon die schwärzesten Ahnungen in bezug auf Ihre Krankheit, plötzliche Abreise usw. usw. Und dann: nach der bitteren Enttäuschung der Absage sind mir ja die Briefe der einzige Trost. Also bessern Sie sich. Und schreiben Sie nicht so lange an einem Brief, oder wenigstens häufiger Karten dazwischen. Was heißt übrigens, daß Sie jetzt „tüchtig arbeiten“? Sie sind ja Patient!! Oder was für „Arbeit“ meinen Sie!

Wie mich Rußland innerlich in Aufruhr gebracht hat, können Sie sich ja denken. So mancher alter Freund, der in Moskau, in Petersburg, Orel oder Riga seit Jahren im Kerker schmachtete, spaziert jetzt frei. Wie mir das mein Sitzen hier erleichtert! Ein komischer change de places, nicht wahr? Aber ich bin's zufrieden und gönne jenen ihre Freiheit, wenn auch meine Chancen gerade dadurch um so schlechter geworden sind . . .

Was meine Visite bei Dr. L. betrifft, so reduziert sich die Kur im Grunde genommen auf jenen Rat, den der gute alte Pfarrer auf der Ufenau dem totkranken Hutten gab:

„. . . Jetzt findet Ruhe hier,
Horcht nicht hinaus, horcht nicht hinüber mir,
In dieser stillen Bucht erstirbt der Sturm der Zeit,
Vergesset Hutten, daß Ihr Hutten seid!“

Und darauf Hutten:

„Dein Rat, mein teurer Freund, ist wundervoll;
N i c h t leben soll ich — wenn ich leben soll! . . .“

Nun, ich pflege mich ja nie über Unerreichbares lange zu grämen und hänge mit ganzer Seele an der Gegenwart und dem Schönen, was sie bietet. Meine schlimmste Zeit ist übrigens schon vorbei, und ich atme freier, — der ominöse achte Monat war gestern zu Ende. Wir hatten hier einen heiteren, sonnigen Tag, wenn auch etwas kühl, und das Gewirr der noch ganz kahlen Sträucher in meinem Gärtlein schillerte im Sonnenschein in allen Regenbogenfarben. Dazu trillerten die Lerchen schon hoch in der Luft, und man bekam trotz Schnee und Kälte doch eine Ahnung vom Frühling. Da kam mir in den Sinn, daß ich voriges Jahr um diese Zeit schon und noch frei war und zur Osterzeit mit Karl*) und seiner Frau in der Garnisonkirche bei der Matthäipassion saß.

*) Karl Liebknecht.

Doch was braucht's Bach und die Matthäipassion! Wenn ich an einem lauen Frühlingstag einfach in meinem Südende auf den Straßen schlendre — ich glaube, dort kennt mich schon jedermann an meinem verträumten Herumstrolchen, — beide Hände in den Taschen des Jäckchens, ohne Ziel, nur um zu gaffen und das Leben einzusaugen, — aus den Häusern tönt osterliches Matratzenklopfen, eine Henne gackert irgendwo laut, kleine Schulbuben balgen sich auf dem Nachhauseweg mitten auf dem Fahrdamm mit hellem Geschrei und Lachen, ein vorbeikeuchender Stadtbahnzug sendet einen kurzen grüßenden Pfiff in die Luft, ein schwerer Bierwagen rattert die Straße herunter, und die Hufe seiner Pferde klopfen rhythmisch und kräftig auf der Eisenbahnbrücke, dazwischen schilpen lärmend die Spatzen, — so ergibt das alles in hellem Sonnenschein eine solche Symphonie, ein solches „Lied an die Freude", wie sie kein Bach und kein Beethoven wiedergeben kann, und mein Herz jauchzt über alles, über jede nüchternste Kleinigkeit.

Ich stehe neben anderen Gaffern an dem kleinen Südende-Bahnhof, vor dem stets irgendwelche Grüppchen herumlungern. Wissen Sie noch? links der Blumenladen, rechts der Zigarrenladen. Wie herrlich das Farbengewirr im Schaufenster des Blumenladens! Das hübsche Ladenfräulein lächelt mir von Innen zu, über die Blumen hinweg, die sie einer Dame verkauft, sie kennt mich gut, da ich nie vorbeigehe, ohne, sei es auch für die letzten zehn Pfennige, ein Sträußchen zu kaufen. Im Fenster des Zigarrenladens hängen Lotterie-Lose, — sind sie nicht entzückend? Ich lächele beglückt über Pferde-Lotterie-Lose. Drinnen im Laden, dessen Tür breit offen steht, spricht jemand (für fünf Pfennige) laut in das Telephon: „Ja. Wie? Ja. Ich komme also um 5 Uhr. Ja. Na schön. Dann auf Wiedersehn also. Um 5 Uhr. Auf Wiedersehn. Adieu . . ." Wie sympathisch diese speckige Stimme und dieses dumme Gespräch! Wie erfreulich scheint mir, daß dieser Herr um 5 Uhr irgendwohin kommen wird. Ich möchte ihm beinahe rufen: Grüßen Sie, bitte, von mir, — was weiß ich wen. Wen Sie wollen . . . Hier stehen zwei alte Weiber mit Markttaschen am Arm und schwatzen mit den üblichen geheimnisvoll-verbissenen Mienen. Ich finde sie lieblich . . . An der Ecke trippelt der einäugige hagere Zeitungsmensch, reibt sich die Hände und ruft wie ein Automat sein ewiges: „Voschsche Zeitung mit Zeitbilda" . . . Wenn graues Wetter ist, — ich muß ja hier zur Parteischule jeden Tag vorbei, — bringt mich dieser Mensch mit seiner Aussprache zur Verzweiflung, und ich verliere jedesmal die Hoffnung, daß aus meinem Leben noch irgend etwas Vernünftiges wird. Jetzt, da er von oben bis unten in der Aprilsonne badet, finde ich seine „Zeitbilda" rührend, lächele ihn wie einen alten Freund an und suche ihm durch einen Kauf seiner „Voschschen" alle die grimmigen Blicke abzubitten, die ich ihm im Winter geschleudert hatte . . .

An der anderen Ecke ist ein kleines Schultheiß-Restaurant mit ewig heruntergelassenen gelben Jalousien; diese schmutzigen verhängten Scheiben und die Tische draußen im Vorgärtchen auf dem Kies, mit den ewigen rotblau gewürfelten Decken, die mich sonst so melancholisch stimmen, daß ich rasch vorbei muß, um nicht in Tränen auszubrechen, diese Tische scheinen mir heute geradezu hübsch. Schauen Sie, wie auf ihnen die Schatten vom Geäste des daneben stehenden Ahorns spielen und leise hin und her huschen — kann es etwas Lieblicheres geben? Und hier beim Bäcker geht die Tür mit lautem Knarren fortwährend auf und zu. Adrette Dienstmädchen, kleine Kinder gehen hinein und mit weißen Tüten beladen wieder heraus. Mutet dieses fleißige Knarren, das sich irgendwie mit dem appetitlichen Duft des Gebäcks aus dem Laden und dem Schilpen der Spatzen auf dem Fahrdamm vermischt, nicht wie etwas Tüchtiges, Selbstverständliches an? Scheint es nicht zu sagen: „Ich bin das Leben, und das Leben ist schön" . . . Jetzt taucht aus dem Bäckerladen, vor dem ich gaffend stehe, die steinalte gebückte Großmutter von Schusters aus meiner Straße. „Fräulein, Sie wollten uns doch mal zum Kaffee besuchen", redet sie mich mit zahnlosem Munde an. (Sie nennen mich alle in Südende „Fräulein", ich weiß nicht warum.) Ich kann sie kaum verstehen, verspreche aber freudig, mal „zum Kaffee" zu kommen. Ganz bestimmt. Da nickt sie lächelnd, und ihr ganz verrunzeltes altes Gesicht strahlt. „Aber ganz bestimmt!" ruft sie noch zurück. Herrgott, wie sind alle Menschen eigentlich nett und gut; da grüßt mich schon wieder eine Dame, die ich gar nicht kenne, und schaut sich lächelnd um. Wahrscheinlich sehe ich mit meinem glückstrahlenden Gesicht und den Händen in den Taschen etwas sonderbar aus. Aber was geht es mich an! Gibt es denn ein höheres Glück, als solch zielloses Herumstehen auf der Straße in der Frühlingssonne, die Hände in den Taschen und ein Sträußchen für zehn Pfennig im Knopfloch?

Hänschen, ich glaube, Posen liegt östlicher als Wronke. Zu Ihnen kommt die Aprilsonne zuerst. Schicken Sie sie dann schleunig zu mir, damit sie mir wieder die Wunder des Lebens zeigt, die überall auf der Straße liegen, und mich wieder gut, klar und ruhig macht. R.

---

Verzage doch niemand an der Zeit oder gar an der Vorsehung! . . . Wie, wenn nun ein Mann an der Noahsarche und nahe an der Sündflut einen gottlästernden Schluß auf die nachfolgende Weltgeschichte gemacht hätte?

*Jean Paul*

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Erste Fortsetzung]

III

„Unglaublich“, sagte sich Lewis, als wenn die Worte, die er einige Stunden vorher hinter dem Leichenwagen gesprochen hatte, noch in seinen Ohren wiederklängen. Weder Ueberlegung noch Torheit hatten seine Entscheidung beeinflußt. Während Pastafina sprach, hatte ihn lediglich der ganz südliche Charakter von La Roquette gefangengenommen. Junge Arbeiterinnen mit Perlen, geliehenen Kleidern, Turteltauben, Lieder gleich Spiralen, Mieder Als die Straße zu einem engen Gange wurde, konnte sich der Leichenwagen nur mit Mühe seinen Weg durch einen neapolitanischen Ueberfluß an Nahrung und Leben bahnen, der die Toten überflutete: Tagesgerichte, süßer Wein, Weinbergsschnecken, gewürzte Kleinigkeiten. Später erfuhr er, daß in den anliegenden Durchgängen Bergamasker, Tischbeindrechsler und Parmesaner wohnten, Chauffeure bei den Say-Werken, die zum italienischen Aspekt dieses Viertels viel beitragen.

Waren seine glücklichsten Spekulationen nicht immer so durch Gedankenassoziationen geführt worden? Er sagte häufig: „Wenn du zweifelst, enthalte Dich Deiner Vernunft.“

Er verschwieg dagegen, daß die Einteilung eines Briefes, die Ankunftsstunde eines Telegramms, die Mystik der Farben, die Symbolik der Ziffern ständig in seine Entscheidungen eingriffen und auf ihm auch in den Augenblicken vor einer Vertragsunterzeichnung lasteten. „Nichts hat sich seit der Zeit geändert“, sagte er, „seitdem der Geruch aus den Eingeweiden eines Huhnes das Schicksal eines Reiches entschied.“

Es waren kaum drei Stunden vergangen, seitdem Lewis in großer Trauer gleichgültig mit dem Weihwedel das Grab gegrüßt hatte, in das Herr Vandémanque wie ein Negerhäuptling mit seinen Waffen und dem Muschelhelm beim Abruf seiner Nummer im Frack, mit Lackschuhen und mit dem Kommandeurkreuz der Ehrenlegion um den Hals hinabgestiegen war, um sich fortan von Graphitallegorien bewachen zu lassen.

Beim Verlassen des Friedhofes hatte sich Lewis einen Weg durch die Nekropole gebahnt, diesen Rangierbahnhof, auf dem die Marmorwaggons für immer auf ein totes Gleis geschoben waren. Am Boulevard Ménilmontant hatte er sich in ein Taxi geworfen, war heimgekehrt, in seine Parterrewohnung durch das Fenster

hineingesprungen (die Nachbarn waren schon daran gewöhnt), warf seine schwarzen Handschuhe und seine Trauerkleidung auf den Boden; sie blieben liegen wie ein auf den Teppich vergossenes Tintenfaß, zog einen alten Golfjersey an, setzte einen grauen, gelb gewordenen Hut auf, pfiff seinem Hund und floh in den Wald von Fontainebleau. Er kaufte zum Essen ein und aß am Steuer seines riesigen Automobils, das den Wunsch einer zahlreichen Familie befriedigt hätte. Auf der Schule und in der Kaserne hatte ihn keine Strafe verhindern können, an den letzten, besonders aber an den ersten schönen Frühlingstagen ins Freie zu gehen, wenn der Frühling zwar noch im Innern, aber doch schon da ist. Auch jetzt noch packte ihn oft die Lust, die Schule zu schwänzen. Stundenlang saß er auf den Feldern und atmete den Duft gefällter, numerierter und zu Klaftern gestapelter Birken ein, die auf ihrem noch rosigen Fleisch Initialen trugen wie die Spiegelscheiben der Séparés. Lewis stand nur auf, um der Sonne zu folgen, die schon zu horizontal lag, oder um mit seinem Revolver auf Raben zu schießen.

Er saß auf einem der erratischen Granitblöcke, die zur Wirrnis aus Steinen und Bäumen im Walde von Fontainebleau so stark beitragen, inmitten von Farn, trockenen Eicheln und Hasendreck — und sah sich auf einem weißen Wege in Sizilien, seinen Schatten vor sich mit dem Fuße hertreibend, einem Felde entgegen, auf dem in den Disteln tausend Diamanten blitzten": die Augen des Salzes", hatte Pastafina gerade gesagt, als er vom Salz, diesem Bruder des Schwefels, gesprochen hatte.

Es wurde frisch. Lewis stand auf, er fühlte sich stark. Er würde nach Sizilien reisen. Er würde eine Aktiengesellschaft gründen, deren Aktien an den Börsen von New York und Buenos Aires gehandelt werden würden, um die Ersparnisse der italienischen Auswanderer aufzusaugen. . Konnte er nicht, wenn er darüber nachdachte, sogar die ersten Gelder allein aufbringen, ohne die Franco-Afrikanische in Anspruch zu nehmen? Er würde da ein Geschäft ganz allein für sich haben. Sein Stolz wünschte sich das schon lange. Alles in allem leistete er sich ein Abenteuer. . . In diesem Augenblick hatte er die Empfindung, daß dieses Abenteuer in seinem Leben eine Rolle spielen würde.

Seine Ohren, in denen eben noch der Straßenlärm gedröhnt hatte, wurden durch die Stille müde. Er zündete seine Scheinwerfer an und wandte sich dem roten Schimmer zu, dem von rosigem Widerschein hellen Loch, das in der Nacht immer lebendiger wurde, je holperiger das Pflaster war: Paris.

## IV.

Lewis ließ sich die Champs-Elysées entlang bis zu neuen Straßen gleiten. In der neuesten, am besten asphaltierten Straße

hatte Frau Magnac ihr Haus. . Er betrat das Vestibule, seine genagelten Schuhe dröhnten auf den schwarz-weißen Fliesen; er betrachtete sich in den Spiegelwänden (schöne braune, harte und schnelle Augen, ein Kinn, sehr schwarze volle Haare, eine halboffene Iagdweste), nahm seinen Hund auf den Arm und stieg die Treppe hinauf.

Elsie Magnac gehörte zu den Menschen, denen es noch nicht genügt, ihrer Umgebung, Möbeln und Bildern, den Stempel deutlicher Seltenheit und heftiger Vornehmheit aufzudrücken, und die einen übertrieben originellen Geschmack bis in ihr Treppenhaus fluten lassen. Auf dem ersten Absatz zwang eine schimmernde Vase den Besucher zur Kenntnisnahme starren Aztekenglanzes; eine mit den Quasten eines Kardinalshutes geschmückten Gondellaterne schmückte den zweiten Stock.

Alles bei Frau Magnac war unversöhnlich vollkommen. Ihr anspruchsloser Name, das Geheimnis, mit dem sie sich umgab, die Protestbriefe an Zeitungen, die ihre Instruktionen vergessen und in der Rubrik „Aus der Gesellschaft" die Namen ihrer Gäste mitgeteilt hatten, dieser ganze geräuschvolle Apparat eines königlichen Inkognitos erlaubten ihr, nicht unbemerkt zu bleiben.

Frau Magnac hatte sich nach einer unglücklichen Ehe dem Altar der Freundchaft geweiht und opfert sich ganz auf diesem kalten Marmor. Jeden Tag um sechs Uhr versammelte man sich bei ihr (sie hielt es für ihre Pflicht, immer zu Hause zu sein) zu strenger Kritik der zeitgenössischen Lage und zur Analyse der Widersprüche des menschlichen Herzens. Sie empfing stets dieselben Freunde und tat, als ob ihr Leben allen gehöre, was viele schätzten, besonders die alten. Sie verkehrte erst dann nicht mehr mit ihnen, wenn sie eine „törichte Heirat" gemacht, das heißt, eine zu junge Frau geheiratet hatten.

Auf dem Fußboden standen mehrere Lampen gleich Grubenlampen vor der Einfahrt; ihr neutrales Licht glitt über die aus freiwilligem Verzicht kahlen Wände. Im Gegensatz zu den brutalen und geometrischen Feuern der Geschäfte glich Frau Magnacs Salon eher einem jener Antiquitätenpaläste, durch deren erhabene Namenlosigkeit ein Herrscher mit erlesenen Levitenhänden den Besucher bis zu einer mit grauem Moiré ausgeschlagenen Halle führt, darin das Opfer einer ermüdenden und vollendeten Wahl ausruht: ein Buddha aus dem vierten Jahrhundert.

Lewis trat schweren Schrittes ein und setzte sich auf den Boden, ohne Guten Tag zu sagen, streckte seine beiden schweren Stiefel ans Feuer und legte seinen Hund, der einen schrecklichen Geruch verbreitete, zwischen seine Kniee; aus übertriebener Gesuchtheit ließ er sich in eleganter Umgebung gehen, weil es ihm nicht unangenehm war, einen Eindruck von Kraft und schlechter Erziehung zu geben. Deswegen aß er gern im Straßenanzug mitten

unter dekolletierten Damen; bei Tisch verlangte er komplizierte Dinge, die das Servieren aufhielten.

Nicht weit von ihm befand sich der Fürst Waldeck, der, ohne es zu wissen, auf der Heißluftklappe saß, deren laue Luft von unten her seine Beinkleider blähte. Der Fürst Waldeck war, was Pierre de Coulevain „Altes Frankreich" nennt: ein gleich einer Fußsohle von unzähligen Linien zerfurchtes Gesicht, eine Krawatte à la Lavallière, Knopfstiefel, ein Ueberrock nach landwirtschaftlichem Schnitt; er gab nie die Hand; sah sehr böse aus und hatte viel Herz. Mit herber Anmut konnte er über alles sprechen, denn er hatte einen falschen Geist. Er war einer der letzten Müßiggänger, ein Mann aus der alten Zeit: am Vormittag wurde Florett gefochten, nachmittags suchte er nach Originalausgaben aus dem XVII. Jahrhundert und besuchte Kartenschlägerinnen; er war der einzige Mann, den man noch bei einem Tee sah; abends zog er den Frack an, auch wenn er ganz allein aß. Aus Koketterie sagte er niemals sein Alter. Fragte man ihn danach, so antwortete er: „zig!" und verschluckte die ersten Silben der Ziffer. Man nannte ihn „Zig". Kein Tag verging, ohne daß er einen Ausspruch mit „beinahe" gemacht hätte. Er wertete die Hindernisse beim Reit- und Fahrturnier. Manchmal ging er, nicht etwa ins Variété oder ins Kino, sondern ins Theater: er verkörperte eine ganze Epoche.

Als Lewis eintrat, erzählte der Fürst gerade, daß Frau Brifault, die er am Nachmittag konsultiert hatte, geäußert hätte, der größte Teil seines Vermögens, „den er in England verborgen hätte" (das war richtig), würde bald verloren gehen.

— Ist nicht die Finanzinternationale daran Schuld? fragte er und wandte sich an einen ehemaligen, derzeit stellungslosen Ministerpräsidenten, der über jede direkte Anrede errötete, weil er sie für eine Interpellation hielt, und bescheiden wie ein Spucknapf in der Ecke stand.

— Da hast Du's, Du Anglophile, sagte er dann zu Lewis, Dein dreckiges englisches Pfund. . . .

Zum großen Aerger des Kapitäns zur See Montgiscard, der gleichfalls der Typ des alten, kunstliebenden Seeoffiziers war, der darauf wartete, daß man ihn bäte die „Hindugesänge" von Delage zu spielen, und seine edelsteinübersäten Finger in seinen Kinnbart vergrub, der den Fühlern der Tiefseefische glich.

— Mein lieber Zig, antwortete Lewis, das ist unwichtig. Es ist dagegen amüsant, Geschäfte zu machen. Ob mit Muscheln, mit Banknoten der Bank von England oder mit wertlosen Papieren, das ist alles eins. Man steht im Leben, um zu spielen.

Es machte Lewis Spaß, zu sehen, wie das Gesicht seines Freundes, den er sehr gern hatte, immer länger wurde. Er lächelte, denn er kannte die geheime Leidenschaft des Fürsten, nämlich Geschäfte zu machen. Je seltsamer sie waren, desto stärker reiz-

ten sie ihn; Lewis auch, aber, wo er Erfolg hatte, ruinierte sich der Fürst. Er brauchte für den nächsten Tag immer eine Million. „Ich, sagte Lewis, ich brauche weniger Zeit, um Geld zu verdienen als um Kommanditisten zu suchen". Lewis war nicht boshaft oder heimtückisch; aber zwischen ihm und seinen Freunden bestand trotz in gleichen Schulen verbrachter Kindheit (er war in Les Roches und Winchester erzogen worden) und trotz bei gleichen Vergnügungen verlebter Jugend das Mißverständnis seiner Abkunft. Von seiner Mutter her Franzose war Lewis das uneheliche Kind eines belgischen Bankiers, der gestorben war, als Lewis noch zur Schule ging; er hatte ihm nicht nur wenig Geld hinterlassen, sondern auch die Gewöhnung an großen Luxus und kein anderes Mittel dagegen als, wie man wissen wollte, etwas jüdisches Blut. Er hatte seine Mutter niemals gekannt. Von Dienstboten erzogen hatte er von ihnen geistige Unabhängigkeit, Geschicklichkeit und Skeptizismus gelernt, der ihm schon in jungen Jahren erlaubte, seine Stellung zu begreifen, darunter zu leiden und sich dafür zu rächen. Niemals verzieh er seinen Altersgenossen, was ihn von ihnen trennte. Im Jahre 1920, in dem unter grausamem Erwachen ein seltsamer geschäftlicher Romantizismus triumphierte, war er genau, was Balzac „den Bastard eines Bankiers" nennt. Waldeck, Montgiscard, Marbot, Lenardino waren trotzdem aufrichtig mit Lewis befreundet. Sie bewunderten ihn und hielten ihn auf fast allen Gebieten für unnachahmlich. Manche, die ihn beneideten, hatten sich so weit vorgewagt, wie er, sie mußten dafür büßen: gleich den Hammeln, die den Ziegen aufs Eis folgen, aber schwerer als sie, einbrechen und ertrinken. Lewis verkehrte viel mit seinen Freunden oder genauer: er wurde häufig von ihnen eingeladen. Liebte er sie? Er hätte ihren Verlust lebhaft empfunden, aber er konnte nicht umhin, sie zu unterdrücken. Sie hatten ihn niemals mit Verachtung behandelt, aber am Schicksal, an der ersten Ungerechtigkeit rächte sich Lewis am liebsten. Er war ihnen überlegen durch seinen Lebensinstinkt, seine Intelligenz, seine sexuelle Kraft, durch Eigenschaften, die bei ihm das Leben zur Entwicklung gezwungen hatte, während die anderen schön oder reich diese seltenen Gaben verkommen ließen, Er hätte sich Unannehmlichkeiten und großen Gefahren ausgesetzt, um ihnen zu helfen, es war ihm jedoch nicht unangenehm, zu fühlen, daß sie von ihm abhängig waren. Er besiegte sie bei allen Spielen, nahm ihnen ihre Geliebten fort — und das mindestens schon seit zwölf Jahren —, ohne daß diese kleinen Befriedigungen seiner Rachsucht ihn ganz besänftigt hatten.

— Waldeck und Lewis, genug! Sonst werden Sie bestraft, rief Frau Magnac, um zu zeigen, daß man sich in Männergesellschaft befand.

Auf ihre Veranlassung wandte sich die Unterhaltung anderen Dingen zu, denn es war ein für allemal beschlossen worden —

das gehörte zur „Doktrin" —, daß in ihrem Hause nie von Geld die Rede sein dürfte. Sie wünschte ihren Liebeshof in einer Atmosphäre aus Bosheit, Skeptizismus und Vergnügen zu erhalten. („Was bei Elsie so angenehm ist, pflegte ein alter Trottel zu sagen, ist der Umstand, daß sie eine Anthologie ist, eine gesprochene Chronik.")

— Ist es wahr, daß die Menschen seit dem Kriege immer weniger zu lieben verstehen?, fragte irgend jemand.

— Sie erinnern sich bestimmt daran, was unser armer Hébrard darüber sagte, äußerte Frau Magnac.

Wenn man sie so sah, onduliert, wie geschaffen für den mondänen Gatten, von dem sie getrennt lebte, so fragten sich viele, was sie mit Lewis und Lewis mit ihr verbinden konnte. Zunächst waren sie schon lange zusammen (was am Anfang kein Grund ist, aber dann der beste Grund wird); und außerdem war Lewis schön. Sie war weniger fein als er, aber raffinierter; starke Ausstrahlung, entflammt für Vergnügungen und Kleider; ein sehr guter Keller, der Lewis beeinflußte („Er hält an ihr fest, sagten die Freunde, wie ein Trunkenbold an der Laterne"); sehr erfinderisch und anmutig in der Vertrautheit; und sie wußten, daß sie beide eine unbezähmbare Neigung für Leckerbissen, Geldausgeben und schöne Frauen hatten.

Die Unterhaltung ging weiter.

— Die Liebe, meinte Fürst Waldeck, ist nicht mehr jene gepflegte Beschäftigung, die wir gekannt haben.

— Wie bei allen Dingen — man hat keine Zeit mehr.

— Man hat vergessen.

— Ich, sagte Elsie Magnac, ich glaube nicht, daß es gleichgültige Männer gibt. Es gibt nur ungeschickte Frauen.

## V.

Lewis zuckte die Achseln, um zu zeigen, daß er die Unterhaltung blöd finde.

— Gestatten Sie, daß ich an Martial telephoniere?, fragte er unvermittelt.

Er bemühte sich kein Schönredner zu sein in der Meinung, daß er dann eine umso stärkere Autorität ausüben könnte.

— Naturmensch, Sie kennen ja den Weg.

Lewis läutete sein Bureau an. Martial meldete sich. Lewis teilte ihm mit, daß er nicht mit ihm zu Abend essen und ihn mit den Frauen allein im Cabaret lassen würde, einen Greis mit zwei Susannen. Waren sie nicht beide blond wie Hanf und angenehm zu füttern?

— Wie haben die Fidiusaktien geschlossen? Und nachbörslich?

Eine Dame hatte aus dem Hotel Meurice angerufen, seit einer

Stunde schon mehrmals. Lewis erinnerte sich an das Stelldichein mit einer Unbekannten.

— Geh vor dem Diner vorbei, sag, Du seiest ich, und sie solle mich in Ruhe lassen, trug er Martial auf.

Er besaß weder die Höflichkeit noch die glatte Sprache bürgerlicher junger Leute, sondern die der Söhne aus großem Hause.

Glücklicher Martial! Das ahnte er nicht, als Lewis ihn an einem reizenden, granatendurchblühten Frühlingsvormittag des Jahres 1915 im Orient kennen lernte (noch ein geographisches Abenteuer!); als Doktor der Philosophie und ehemaliger Cowboy war Martial mit zweiundvierzig Jahren als Kriegsfreiwilliger im gleichen Regiment wie Lewis und mit sechsundvierzig bei diesem selbst eingetreten. Er hatte Lewis bewundert, nicht weil Lewis Bewunderung verdiente, sondern weil sie seinem Leben einen Sinn gab. Diese ins Zivilleben übernommene Feldfreundschaft, die Ergebenheit eines einfachen an einen vom Glück begünstigten Menschen hatte man seit dem Empire nicht mehr erlebt. Martial schlief im Bureau, führte die Bücher und hatte in vier Jahren noch nicht eine Stunde Urlaub genommen. (Denn Urlaub war es nicht, alle von Lewis verlassenen Schönen zu trösten!) Er verließ Lewis ebensowenig wie ein Kinooperateur seinen Star. Er kannte das Glück. Lewis zahlte ihm ein großes Gehalt, gewann es ihm aber jeden Monat im Poker wieder ab.

— Uebrigens, Martial, etwas Neues. Komm morgen ganz früh zu mir, dann werde ich Dir das erzählen.

Dann ging Lewis nach Haus.

(Fortsetzung folgt)

---

EDITH DOERRY

## STADT AUF DEN DÄCHERN

In allen Straßen gellt es: Zeppelin!
Der Mensch, aus seinen finsteren Verstecken
Eilt schnell hervor, beglückt den Hals zu recken,
Verläßt sein Haus und wirft die Arbeit hin. . . .

Wer hatte sonst zum Aufwärtsschauen Zeit?
Vielleicht noch die, die gerne nächtlich wandeln,
Wie jene, die mit Sternendeuten handeln
Und alle, die bei Mondschein, meist zu zweit!?...

Verändert ist das Bild mit einem Schlage!
Es feiert eine Stadt am hellen Tage
Und steht auf Dächern — hoch — fernglasbewehrt —

Den Blick in zukunftsfreies Blau gekehrt!
Dort oben! Seht! Symbol im Aethermeer,
Und überhaupt: Wenn nicht der Himmel wär'!

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Oktoberwoche

Die natürliche Reaktion auf die unbeschreibliche Unfähigkeit, mit der die gesamte Bankwelt ihren Aufgaben gegenübersteht, konnte nicht ausbleiben. Beim Reichsverband der Deutschen Industrie ist jetzt ein Kredit- und Finanzierungsausschuß gegründet worden, dessen Hauptaufgaben auf drei Kommissionen verteilt wurden. Die erste Kommission bearbeitet die Kreditofferten, die dem Reichsverband gelegentlich von ausländischer Seite zugehen. Eine andere befaßt sich mit den theoretischen und juristischen Fragen der industriellen Finanzierung. Die dritte Kommission hat ihr Augenmerk ausschließlich auf die Konditionen der Banken gerichtet. Während sie also den organisierten Kampf gegen die Ueberforderungen von Seiten der Banken aufnehmen soll, haben die beiden ersten Unterausschüsse sich Aufgaben rein bankmäßiger Art gestellt. Früher wiesen die Banken der Industrie den Weg der zweckmäßigen Finanzierung. Heute sind Handel und Gewerbe gezwungen, sich selbst den Kopf über diese Probleme zu zerbrechen. Denn die Banken legen eine herausfordernde Passivität gegenüber den dringlichen Fragen der nächsten Zukunft an den Tag. Alle Welt beschäftigt sich mit der Reform des Aktienrechtes. Handelskammern, Reichsverband und selbst der Juristentag prüfen, ob es nicht notwendig sei, zur Erleichterung der Einfuhr fremden Kapitals neben den Aktien andere Beteiligungsmöglichkeiten (convertible bonds usw.) zu schaffen. Die Banken machen es sich bequem. Mit Argumenten zu diesem Punkte sind sie überhaupt noch nicht hervorgetreten. Sie haben sich darauf beschränkt, kundtun zu lassen, eine Reform des Aktienrechts erscheine ihnen im gegenwärtigen Augenblick noch verfrüht. Verfrüht schien ihnen alles bisher: Finanzreform, Stabilisierung, Kreditrestriktion, Zinsabbau. In allen entscheidenden Fragen haben sich die Banken die Führung aus der Hand nehmen lassen; auch bei der Herbeiziehung fremden Kapitals fehlt es an der nötigen Rührigkeit. Daran ändert auch der Kreuzzug der Bankiers nach New York nichts, der jetzt einsetzt. Bedeutende Kredite an die Zucker- und Kaliindustrie sind beispielsweise schon ohne Zutun der berufenen Mittler allein durch die Initiative von Syndikatsleitungen oder amtlichen Stellen zum Abschluß gelangt. Der Kredit an das Kohlensyndikat ist sogar an der Resistenz der Banken gescheitert, die für ihr Wechselindossament Provisionen gefordert haben, die man nicht anders als unverschämt bezeichnen kann. Kein Wunder also, daß der Indu-

strieverband die Beschaffung ausländischen Kapitals mit in die Hand nehmen möchte. Die Bestrebungen in dieser Richtung gehen weiter, als bisher bekannt geworden ist. In maßgebenden Kreisen wird ein Projekt sehr ernsthaft diskutiert, wonach ein von der Industrie zu errichtendes Institut all die mühelosen Leistungen der Akzeptierung und Indossierung für die angeschlossenen Unternehmungen verrichten soll, die die Banken zum Substrat ihrer maßlosen Provisionsforderungen machen zu können meinen. Von den verschiedensten Seiten her wird also versucht, die Banken aus ihrem Revier zu verdrängen. Daß ihre Stellung auch durch die gewaltige Entwicklung des öffentlichen Bankwesens erschüttert zu werden droht, ist bekannt. Die Schuld für die erlittene Einbuße tragen sie selbst.

Von den drei Industrien, in denen Deutschland die führende Stellung in der Welt einnimmt (Chemie, Kali, Zucker) hat die Zuckerindustrie in den letzten Jahren eine sehr bemerkenswerte Veränderung in ihrer gesamten Struktur erfahren. Horizontal war sie schon vor dem Kriege stark durchorganisiert. Zu dieser Richtung der Konzentration trat nach dem Kriege eine ausgesprochene Tendenz vertikaler Blockbildung. Das Ergebnis ist, daß die deutsche Zuckerindustrie im wesentlichen nur noch in fünf große Gruppen zerfällt: die Süddeutsche Interessengemeinschaft, die vom Oberamtmann Wentzel-Teutschental geführten hallischen Fabriken, denen sich die Vereinigung Mitteldeutscher Rohzuckerfabriken angeschlossen hat, die Magdeburg-Braunschweiger Rohzuckervereinigung (Rabethge), die schlesische Gruppe und die baltische Rohzuckervereinigung. Fast ausnahmslos haben sich diese Konzerne in letzter Zeit meist unter heftigen Kämpfen, Raffinerien angegliedert. Diese beinahe zwangsläufig anmutende Zusammenfassung des Verarbeitungsprozesses von der Rübe bis zum Verbrauchszucker, hat zwei verschiedene Ursachen. Einmal war es die Umsatzsteuer, die die einzelnen Verarbeitungsstufen zusammengeschweißt hat. Zweitens und vor allem wirkte sich hier in interessanter Weise der Kräftezuwachs aus, den die Landwirtschaft infolge ihrer laufenden Reproduktion gegenüber dem Verarbeitungsgewerbe, das dem Betriebsmittelschwund ausgesetz war, zu verzeichnen hat. Daß sich der Erwerb der Raffinerien durch die Rohzuckerfabriken, die agrarischem Einfluß meist schon unterstanden, meist auf eine reichlich gewaltsame Weise vollzog — auch im Falle Stettin wurde mit dem Lieferungsboykott gedroht —, das ist ein weiteres Charakteristikum dieser Entwicklung, die eine selbständige Industrie zum landwirtschaftlichen Nebengewerbe zurückgebildet hat, einer Entwicklung, die die bewegten Klagen des Großgrundbesitzes trefflich zu illustrieren geeignet ist.

# GLOSSEN

BONJOUR TOUT LE MONDE!

Es regnet in Paris. Seit Wochen. Unaufhörlich rinnt es und rieselt es und ist kalt wie im Dezember. Und doch: bonjour tout le monde, wie es Ahmed Kermeli Ben Sliman beim Sonnenaufgang zu seinen Henkern sagte, eine Minute bevor sie ihm den Kopf abschlugen. Bonjour! Der Regen ist unbehaglich; er stört jedoch nicht die Stimmung, wenn man diese Stadt wiedersieht in ihrer Schönheit, Größe und Schmiegsamkeit. Man spürt die Kraft eines siegreichen Volkes, und bittere Vergleiche drängen sich auf. Möge sich das deutsche Volk nicht ein zweites Mal von Ludendorff und seinen offenen und heimlichen Anbetern täuschen lassen. Paris und Frankreich sind trotz des Aderlasses größer und stärker geworden. Größer in der militärischen und wirtschaftlichen Macht, nach Poincarés Abgang aber auch stärker in dem Willen zur Verständigung und Versöhnung.

*

Am zehnten Jahrestag des Kriegsausbruchs, kamen wir mit ausgehungerten deutschen Kindern in die französische Hauptstadt. Selten hat es einen so herzlichen Empfang gegeben. Eines der deutschen Kinder trug ein Schild: „Salut de nos parents à leurs soeurs et frères en France." Ihrerseits begrüßten die französischen Arbeiterkinder die deutschen mit der Aufschrift: „Die deutschen Kinder sind unsere Brüder und Schwestern!" Am nächsten Tag war eine große Friedenskundgebung. Es mögen 60 bis 70 000 Menschen, zumeist Arbeiter, gewesen sein. Auf der Tribüne des Festplatzes standen die deutschen Kinder, und die Zehntausende zogen mit ihren roten leuchtenden Fahnen drei Stunden lang vorbei, immer wieder den deutschen Kindern zujubelnd. Immer wieder lösten sich mitten aus dem Zug Einzelne, um die Kinder zu küssen. Einmal kam auch ein lahmer Kriegskrüppel mit einem Arm und gab jedem Kind einen K u ß. Arme alte Mütterchen zogen ihre Geldtaschen und drückten zitternd den deutschen Kindern Sous-Stücke in die Hand. Väter hoben ihre Kleinen auf die Schultern und ließen Kußhände herüberwerfen. Mütter nahmen ihren Kindern die Mäntel weg und hingen sie den deutschen um, die mit Blumen, Spielsachen, Geld und Schokolade überschüttet wurden. Ehemalige Kriegsgefangene kramen ihren deutschen Wörterschatz aus, um mit den Kindern zu sprechen. Von morgens bis abends sind sie der Mittelpunkt des Festes, der Gegenstand des Jubels, der Liebe, der Versöhnung und der Hoffnung. Als am Abend die deutschen Kinder ihren Pflegeeltern abgegeben werden, gibts Streit und Tränen unter den Arbeitern und Frauen, weil mehr Pflegeeltern da sind, denn Kinder. Acht Tage später haben wir sie wiedergesehen, doch kaum wiedererkannt. Armut und Hunger waren von ihnen abgefallen. Alle waren sie von Kopf bis Fuß neu eingekleidet. Ihre Gesichter strahlten, und noch mehr die der französischen Eltern. Liebevoller sind wohl niemals Gäste behandelt worden. Fremde Sprachen, fremde Sitten, verschiedene Kulturen und verschiedene Völker waren durch die Herzen besiegt und geschlagen. Eine herrliche Niederlage: der Sieg des Friedens und der Menschlichkeit. Was deutschen Generälen versagt blieb, deutschen Kindern ist es gelungen. Sie sind siegreich in Paris eingezogen.

*

Die Leser der Boulevardpresse hatten auch in diesen Tagen ihre Sensationen. Da war z. B. der Henri

Vaquier. Ich sage nichts Böses wider den Toten, wie es vorher seine geschiedene Frau getan, und wie sie es nicht hätte tun sollen. Vaquier soll eine seiner Geliebten, vielleicht auch zwei, durch Gift beseitigt haben. So behauptete das englische Gericht und verdammte den Beschuldigten zum Strick. Hingegen beteuerte der Verurteilte seine Unschuld.

Am Abend vor seiner Hinrichtung stand es in den Pariser Zeitungen, groß und fett: „Vaquier wird morgen gehängt!“ Das Gnadengesuch war vom König abgelehnt. Ein Franzose wird in England gehängt! Lag darin nicht etwas nationalistisch aufreizendes? Es hat zweifellos so etwas von patriotischem Mitgefühl in Paris gegeben, und es hat die Stimmung der französischen Hitlerianer gegen England nicht verbessert. Man braucht jedoch kein Nationalist zu sein, um etwas zu fühlen, um eine menschliche Empörung zu spüren, wenn man sich abends mit dem Gedanken niederlegen muß: morgen früh, noch ehe du wach bist, wird Einer „von Rechtswegen“ gehängt, im Namen des Königs“, oder des Volkes. Vaquiers letzte Nacht, bevor der Tag kommt! Und am Morgen, wenn der Leser hastig seine Zeitung aufschlägt und dabei etwas niedergeschlagen wird: „Vaquier ist heut früh gehängt worden!“ So schnell flog die Kunde nach Paris; hoffentlich so schnell, wie seine arme Seele zu den Seligen geflogen ist, weg von diesem Jammertal, heim zu den Seinen. Er starb gottergeben, doch mit Protest, genau wie es unsere Regierung bei der Unterzeichnung des Dawes-Paktes getan hat.

*

Wenige Tage nach Vaquiers Tod mußten auch die Franzosen einen Ausländer ins Jenseits schicken. Die Sache ging viel einfacher, viel geräuschloser vor sich, viel weniger nervenverbrauchend, für einen gläubigen Christen sogar erhebend. Da war der Algerier Ahmed Kermeli Ben Sliman. In der rue Fondary zu Paris hatte dieser Fremde, wahrscheinlich sogar ehemalige Kriegsteilnehmer, zwei Frauen glatt erstochen. Man erkennt sofort den Wilden, den Nichteuropäer. Kein Gift, nein, das Messer „zwischen den Zähnen“, kein chambre separée, nein, auf offener Straße, kein unschuldiger Augenaufschlag, nein, mit wilden Augen hat er es getan, wie die Blätter berichten, bevor der Amokläufer durch Polizeikugeln kampfunfähig gemacht wurde. Es war leichte Arbeit für die Justiz. Es gab auch keine Tränen, keinen Schwur auf die Unschuld, keine Bitten. Zwiefacher Mord aus Eifersucht. Keine Aufregung in den Zeitungen; auch nur ein einziger Zwangsverteidiger. Eines Abends hieß es dann in den Zeitungen: „Mohamed ben Sliman ist heute früh hingerichtet worden.“ Und ein Abendklatschblatt erzählt amüsant und geistreich, wie kalt und gelassen Mohamed die Ankündigung seines Todes hingenommen habe. kurz nach fünf kamen die Scharfrichter und ihre Zeugen in die Zelle des Todgeweihten.

„Mohamed Kermeli, haben Sie Mut?“

Und Mohamed richtete sich vom Bett auf und antwortete:

„Aïouah! Aïouah!“ (Oui, oui!)

Ein Priester trat vor, der Herr Abbé Bertho, der Gefängnisgeistliche. Der wechselte einige Worte mit Mohamed und taufte ihn dann auf den Namen des heiligen Augustin.

Später hat der Priester den Journalisten erzählt, wie sehr er sich über die gerettete Seele freue und daß er selbst den Namen des wohlbekannten Augustinus trage.

Kurz und gut: Mohamed, der Priester und der Zwangsverteidiger besteigen eine Droschke, der Abbé voran mit hocherhobenem Kruzifix. Mohamed hintennach. Am Richtplatz angekommen, stehen bereits die

Henker ums Schafott. Ben Sliman steigt aus, sieht sich rund um, und mit einer metallischen Stimme, die gebrochen ist wie der Ton einer zersprungenen Glocke, begrüßt er die Anwesenden:

„Bonjour tout l'monde!" Guten Tag, allerseits.

Fünf Uhr zwanzig. Ein Scharfrichtergehilfe greift in das dicke Kopfhaar des jüngsten Christen, zieht den Kopf Mohameds auf die Brille der Guillotine, das Messer fällt, die Gerechtigkeit hat gesiegt.

Fünf Uhr fünfundzwanzig! „On commence la toilette du trottoir . . ." wie das Abendblatt berichtet, das Trottoir des Richtplatzes wird gereinigt. *Jacob Altmaier.*

---

## HERBSTLICHE MINIATUR

Ueber den Bayrischen Platz pfeift ein böser, scharfer Wind, Regen fällt in dünnen, stechenden Spitzen. Jetzt beginnt die Zeit, wo du die Hände fröstelnd in den Taschen vergräbst und die Tiere beneidest, die tief unten im warmen Erdreich die dämmerigen Tage verschlummern. Schmutziges Laub wirbelt um die Füße, und das Dunkel rückt näher wie eine Nacht, die niemals enden will. Im Bassin, wo sonst die Kinder spielten und die Köter strampelten, treibt ein verlassenes Schiffchen, mit nassen Segeln, hoffnungslos zur Seite geneigt; bald wird es kieloben schwimmen wie ein gescheiterter Lebenskahn, wie eine arme kleine Seele, die sich zu weit hinausgewagt.

„Amer, amer . . .!" Warum verfolgt mich dieses verdammte Wörtchen schon seit Stunden? Ich werde es nicht los. Es klebt auf meinen Lippen wie etwas Harziges mit Gallegeschmack. Ja, gestern Nacht führte ich im Traum eine perfekte französische Konversation — man träumt manchmal polyglott, ohne zureichenden Grund — aber nun ist alles längst vergessen, bis auf das eine dumme Wort: amer . . .

Freund L. kommt knickebeinig und mit hängendem Unterkiefer über den Platz. Er, der Mundfertigste von allen, sieht mich trübe an und schiebt weiter, ohne was zu sagen. Zuletzt traf ich ihn vor drei Wochen. Damals war noch schöner, blühender Sommertag, und auch L.'s Beredsamkeit, Cicero plus Stresemann, blühte noch sommerlich, und er pumpte mich um 20 Mark an. Das sind nun erst drei Wochen her, und frisch und gesund ging er mit seiner Beute von dannen. Und nun ist er auch schon verheiratet. Gott ist gerecht.

Rhythmisch unfrei infolge mangelnden Körpertrainings und ungeeigneter Kleidung tanzt eine entenfüßige ältere Dame auf dem Fahrdamm herum, ungewiß, wo zu verschwinden, unter der Trambahn oder unter den Autos. Sie scheint schon für den Westring optiert zu haben, aber nein, oh, fehlende Entschlußfreudigkeit, deutsches Nationalübel, sie wirbelt im letzten Augenblick mit einer verwegenen Schleife halblinks zurück. Wie lange soll das so weitergehen? Sie ist noch immer nicht mit sich ins Reine gekommen; ja, wer die Wahl hat... Da löst ein resoluter Radfahrer im Nu den Gewissenskonflikt. Großes Geschrei. Zwei Grüne rücken mit gebietender Geste an. Die Matrone wird wieder in eine Haltung gebracht, die ihrem Alter angemessen und gefragt, wie sie heiße und wo . . . ? und ob . . .? und warum . . . ? Der Radfahrer entgeht dem Getümmel als unnotierter Wert.

Ein baumlanger korpulenter Herr (aus dem Laboratorium George Grosz) verabschiedet sich von einer kleinen freundlichen Dame (Typus Watteau). Sie blickt selig und dankbar zu ihm auf. Gewiß, sie liebt ihn. Er sieht grau und angegriffen

aus und macht einen unsagbar mürrischen Mund. Sie hat ihn zu einer Ausschweifung verleitet, die ihm heute nicht liegt, er neigt überhaupt mehr zu Bacchus, ohne indessen bacchantisch veranlagt zu sein. Er drückt ihr hastig die Hand, klopft ihr auf die Schulter, mehr expeditiv als zärtlich. Ab zu Mampe. Sie sieht ihm mit verschwimmenden Augen nach. Oben auf der Litfaßsäule sitzt ein ganz kleiner Cupido und weint.

Inzwischen ist es völlig dunkel geworden. Der dünne, prickelnde Regen dringt durch die Kleider. Der Wind fegt die letzten dürren Blätter durch den Straßenschmutz. Das Schiffchen im Bassin treibt jetzt kieloben, wie eine gescheiterte Liebesbarke, Wrack geworden, ohne die goldene Küste der Verheißung erreicht zu haben. Wo mögen die armen Passagiere ruhen?

Amer, amer . . .

*Lucius Schierling.*

---

## THEATER

### *Adalbert und Shaw*

Nach unzähligen Jahren, in denen Max Adalbert unter Barnowskys glorreicher Führung nur lustigen Stumpfsinn verzapft hat, ist es jetzt der leitenden Energie Eugen Roberts gelungen, Adalbert in den Dienst von Bernard Shaw zu stellen. Man gibt jetzt die „Helden" im Theater am Kurfürstendamm. Adalbert, von tadelloser Disziplimiertheit, gibt nicht nur den Shaw'schen Text ohne Adalbertsche Randbemerkung, mehr noch, er gibt die Shaw'sche Figur, den Schweizer Berufsoffizier, der seine Arbeit macht wie ein ordentlicher Buchhalter, vernünftig, gewissenhaft, unpathetisch und eben durch diese sachliche Knappheit zwerchfellerschütternd. Das Publikum schrie auf vor Lachen. Neben Adalbert Jakob Tiedke, der Dicke neben dem Dünnen, der Behäbige neben dem Scharfen. Scholz neben Nestroy. Tiedke malte Balken. Daneben die Grüning in urkomisch sicheren Tönen und Raoul Lange, der eine drollige Parodie seiner Heldenlänge gibt. Die Vorstellung brachte ein Ensemble, bloß an einer Stelle empfindlich gestört, durch Else Bassermannn, die noch immer nicht weiß, was sie dem hohen Ruhm ihres Namens schuldet, nichts als den Abgang von der Bühne. Ansonsten herrschte helle Fröhlichkeit im Theater.

---

## FILM

### *Michael*

Dieser Film ist kein Film, sondern eine Sammlung mimischer und atmosphärischer Studien zu einem der zartesten und seelentiefsten Romane der Weltliteratur. Herman Bangs Roman ist unverfilmbar, unnacherzählbar. Was an ihm zunächst den Filmmacher lockt, ist die Gestalt des „Meisters", die Liebe dieses großen alternden Malers, zu dem jungen Michael, und die Liebe dieses Michael zu Frau de Zamikoff. Ein großes Thema: die große Liebe des Mannes zum Mann und die (scheinbar) größere des Man-

nes zur Frau. Aber die Liebe des Mannes zum Mann ist hier dennoch größer, denn er stirbt daran. Während der jüngere, mit der geliebten Frau nur leben bleibt — ein Luderleben.

Wie fein und in die Tiefe tastend Bangs Roman gearbeitet ist, wie das Unausgesprochene, das zwischen den Menschen unaussprechbar Schwingende lauter spricht als Sagbares, darf hier nicht dargelegt werden. Daß der Regisseur C. Th. Dreyer dennoch versuchte, dies alles im Film herauszubringen, ist ein ehrenvolles Beginnen, dessen Verdienst dadurch, daß es überhaupt unverwirklichbar ist, nicht verkleinert werden soll. Dreyer hat sich bemüht, gerade diese zartesten Vorgänge zwischen den Menschen fühlbar zu machen, jenseits des Klarstofflichen, das er vernachlässigt, denn es wird im Film gar nicht recht ersichtlich, warum Michaels Liebe zur Frau den Meister zu den Todesworten treibt: „Jetzt kann ich ruhig sterben, denn ich habe eine große Liebe gesehen.“ Die Nebenhandlung der unter Leiden ehebrecherischen Frau Adelskjold wirkt hier oberflächlich und sorglos aufgepfropft, und das Motiv des vermißten und auch immer wiederkehrenden Michael monoton und steigerunghindernd. Dramaturgisch ist dieser Film unhaltbar.

Aber das Atmospärische wirkt überzeugend: wie diese Menschen in diesen Räumen sich bewegen, höchst kultiviert, keines rohen Gefühls fähig, alle überschattet von hoffnungsloser Melancholie. Aus dem lebendigen Material des Films, den Menschen, vermochte der Regisseur leider nicht so viel herauszuholen, wie aus dem Milieuhaft-Atmosphärischen. Der Film hat nur das Ausdrucksmittel der Bewegung; auch das Seelische läßt sich nur durch Bewegung des Körpers und Gesichts ausdrücken. Und hier langten die Schauspieler nicht zu, leider auch noch nicht der junge Slezak, des Sängers Sohn, dessen Kopf gut, aber noch zu unergiebig ist. Am besten war Benjamin Christensen, der Regisseur des Hexenfilms, der den Meister, bartlos, im Gegensatz zu Bangs Riesenbärtigen als innerlich geschlossene, schon jenseits der Erdendinge weilende, herbe Gestalt gab, aus der bewegend nur noch ein Gefühl schwillt, die halbväterliche, halb mild-erotische Liebe zum verlorenen Jüngling Michael. *Kurt Pinthus.*

*Komödie des Herzens*

Eine anmutige Harmlosigkeit, gearbeitet nach amerikanischem Muster. Tragische Herzensszenen werden hier ins Komödienhafte gewandelt, durch tändelnde, spielerische Behandlung. Und dies tändelnd-spielerische ist das beste in Rochus Glieses ganzem Film vom Schwerenöter zwischen drei Frauen: der Tragödin mit großer Geste, dem koketten Backfisch und der einfach-innig Liebenden.

Immer, wenn ein Konflikt die Liebesspieler auf ein tragisches totes Gleis schieben will, kommt ein heiterer Einfall, der die Leutchen wieder in die richtige Fahrt bringt, bis die einfach-innig Liebende, wenn auch eine Grafentochter, den tastenden Tändler bekommt.

Das hätte noch ironischer, noch flüssiger gemacht werden können. Der Film ist von Sparkuhl außerordentlich gut photographiert. Aber man behält mehr als das Ganze eine Anzahl hübsch ersonnener und hübsch verwirklichter Einfälle in Erinnerung, mehr als das Ganze, das etwas temperamentlos und zu zerflatternd wirkt. Das größte Unglück für den Film ist, daß man vor einigen Wochen Lubitschs „Ehe im Kreise“ sah, wo ganz und gar gekonnt ist, was hier, als immer noch selten im Film, versucht ward. *K. P.*

—

## WORTE VON DUMAS DEM JÜNGEREN

Pflicht ist, was man von anderen fordert.

Das Alter ist unerträglich ohne ein Ideal oder ein Laster.

Von allen Dummheiten, die ein Mann begehen kann, ist die Heirat wenigstens die einzige, die er nicht jeden Tag wiederholen kann.

Die Fessel der Ehe ist so drückend, daß man sie nur zu zweien tragen kann, manchmal auch nur zu dreien.

„Könntest Du Dein ganzes Leben mit einem fünfundsechzigjährigen Mann verbringen?“ — „Mein ganzes Leben, nein. Aber seins.“

Gott fischt die Seelen mit der Angel, der Teufel mit dem Netz.

*P. M.*

---

## WARUM?

Warum kann man nachts in einer Berliner Straße auf keinem Hause die Hausnummer finden? Es ist richtig, die Straßen sind miserabel beleuchtet. Aber auch wenn sie prachtvoll illuminiert werden, könnte man sich nicht orientieren, weil die Hausnummer immer an einem anderen Platz angebracht ist, womöglich ganz im Finstern. Einmal ist die Hausnummer hoch oben über dem Portal, das nächste Mal neben dem Haustor, ein drittes Mal auf der Vorgartenmauer. Wehe dem Fremden, der nachts einen Besuch machen will und die Hausnummer suchen muß! Wir haben so viel überflüssige Polizeigesetze, aber die allereinfachsten Vorschriften fehlen uns. Z. B. diese: Die Hausnummer muß im Portal, in der Mitte, angebracht und nachts beleuchtet sein.

---

## ANEKDOTE

*Karl Marx und der Bonvivant*

Es gibt in Berlin einen Schauspieler Sch., der nur Edelleute und vornehme Herren darstellt, obwohl er eigentlich kein geborener Aristokrat ist. Eines Tages sagte G. von ihm: „Schade, daß Karl Marx ihn nicht erlebt hat. Sein Programm: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch“ ist in diesem Manne vollkommen verwirklicht!“

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 39)




**Redaktion des „Tage-Buch“:** Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise:** Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Oktoberwoche.

Im Kochbuch der Deutschen Republik gibt es nur ein einziges Rezept, und das heißt: „Man nehme zu gleichen Teilen . . ." Der Meister in der Anwendung dieses Rezeptes ist Herr Stresemann. Aber er hat bei seinen Kochkünsten einiges übersehen, was die normale Hausfrau beim ersten Kuchenbacken merkt: Wenn man nämlich die gleichen Teile dadurch auswiegen will, daß man sie auf eine Wage legt, dann muß das eine Pendelwage und darf keine Federwage sein. Herr Stresemann legt alle seine Teile auf eine Federwage, und vermutet das Gleichgewicht solange, wie diese Wage nicht umkippt. Das Ende vom Liede kann nur sein, daß entweder die Feder bricht, oder die Wageschale nichts mehr fassen kann. Das letzte Kilo Schläue hat der Außenminister eben zu je einem Pfund auf Friedensfreundschaft und Friedensfeindschaft verteilt. Er hat dem Welt-Friedens-Kongreß zwar allerlei Freundlichkeiten erwiesen, einen Empfang beim Reichspräsidenten zugelassen, einen Gesellschaftsabend in den Räumen der Pressestelle erlaubt, mehrere schweigsame Geheimräte zu den Sitzungen abgeordnet; er hat sich aber gehütet, diesem Kongreß ein freundliches Wort zu sagen und den Friedenswillen der deutschen Regierung bei dieser passenden Gelegenheit zu bekunden. Es wird höchste Zeit, daß zu dem bisherigen Schema der Aeußerungen dieses Außenministers, das nur die Möglichkeit „international im Ausland, national im Inland" enthalten hat, auch noch die Kombination „international im Inland" hinzugefügt wird. Denn es könnte noch öfter der Bedarf dafür eintreten. Wie praktisch wäre es gewesen, wenn die Reichsregierung ihre Haltung zum Völkerbundsproblem, ihre Meinung über die neuen Beschlüsse der Völkerbundsversammlung, ihre Wünsche für die künftige Arbeit des Völkerbundes vor dem Forum des Friedenskongresses dargelegt hätte! Sie hätte die größte Chance gehabt, daß ihre Wünsche und ihre Kritik, die ja nicht nur deutsche Dinge zu betreffen brauchte, von der Versammlung verständnisvoll aufgenommen worden wären.

Denn der Pazifismus ist im Augenblick für jede Anregung sehr dankbar. Durch das Genfer Protokoll ist ein Programm internationaler Verständigung und Rechtswahrung praktisch geworden, das der Pazifismus seit Jahrzehnten theoretisch verficht. Damit sind ihm gewissermaßen die Felle weggeschwommen. Er selbst hat noch nicht recht den Weg gefunden, über diese an sich so erfreuliche Tatsache wegzukommen und neue positive Vorschläge für die Ausgestaltung des Weltfriedensprogrammes zu machen. Welch eine dankbare Aufgabe wäre das gerade für die Regierung gewesen, deren Land unter den Unvollkommenheiten des bestehenden Systems am schwersten leidet! Das hat aber genügt, um Herrn Stresemann den sonst so offenen Mund zu schließen. Die Federwage ächzt bedenklich. Es fehlt nur noch ein ordentlicher Löffel Volksgemeinschaft, wie die Volkspartei sie auffaßt, und das Wiegen und Wippen hat ein Ende.

Da den Weltfrieden augenblicklich die Diplomaten in Bearbeitung haben, so greifen die Pazifisten nach dem Programm Paneuropa, das noch nicht bis zur Verwirklichung gediehen ist. Es hat den Vorteil, der Phantasie freien Spielraum zu lassen und doch dank seiner geographischen Grundlage sehr realpolitisch zu wirken. Dafür hat es den Nachteil, etwas hinter der Entwicklung herzulaufen. Das Problem, das der Weltkrieg hinterlassen hat, ist zu allererst die Weltorganisation. Die Katastrophe hat sich nicht um die Kontinente gekümmert. Es gibt kein Mittel der Absperrung mehr, das eine Bedrohung des Friedens lokalisieren könnte. Die Frage würde nur sein, ob Europa als Ganzes in den nächsten Konflikt gerissen würde, oder ob seine Glieder sich wieder einzeln gegenüberstehen würden. Damit ist natürlich nichts gegen die Notwendigkeit gesagt, die Organisation, die durch die Friedensverträge von oben her über eine wilde Welt geschüttelt worden ist, von unten her nachzuordnen und zu stützen. Aber mit dieser Bemühung kann man schlechterdings nicht tief genug anfangen. Wenn man Europa ordnen will, muß man die einzelnen europäischen Staaten organisieren, und wenn man das tun will, muß man die einzelnen Europäer in Ordnung bringen. Gerade das letzte wäre die große Aufgabe all der politischen Bemühungen, die im wesentlichen auf Propaganda gestellt sind. Wie schwer das ist, hat in lustiger Weise jene Versammlung in Potsdam gezeigt, auf der der französische Pazifist Basch gesprochen hat, obschon ganz Potsdam darüber in Wut geraten ist. Denn was ist das große Ergebnis dieses Sieges, den pazifistischer Heldenmut und preußische Schutzpolizei über vaterländische Verbände und patriotische Prahlerei errungen haben? Dreihundert Leute haben in einem kleinen Saal einen Eindruck davon gewonnen, daß der Professor Basch ein kluger und gerechter, freilich auch

bissiger und kampflustiger Mann ist. Dreitausend haben auf den Straßen davor ihren patriotischen Gefühlen freien Lauf gelassen. Drei Millionen wissen von alldem nur, daß in Potsdam das Vaterland beleidigt worden ist. Und dreißig Millionen oder beliebig mehr ist die ganze Sache furchtbar gleichgültig. Dieser Sieg des Pazifismus ähnelt gefährlich dem Sieg, der von 1914 bis 1918 dem deutschen Volke versprochen worden ist: Sieg um seiner selbst willen, mit dem hinterher niemand etwas anzufangen weiß; Sieg um des Gegners willen, dem hinterher niemand das überzeugende Programm entgegenzuhalten vermag. Es ist sicherlich sehr erfreulich, daß die Versammlung in Potsdam hat durchgeführt werden können. Aber für Deutschland ist leider trotzdem der Widerstand der Tausende auf den Straßen symptomatischer als die Zustimmung der Hunderte im Saal.

Den Triumphator von Genf erwartete in seiner Heimat ein übler Empfang. Macdonald, auf internationalem Forum glanzvoller Repräsentant einer Weltmacht, fand zu Hause eine ungewöhnlich schlechte Kritik. Die längst latente Krise wurde akut. Die Tage des ersten englischen Arbeiterkabinetts sind gezählt. Wird ein zweites wiederkehren? Waren seine Leistungen wirklich so minimal, daß keine andere Lösung übrig blieb? Oder war ihm durch stille Uebereinkunft der Baldwin- und Asquith-Leute überhaupt nur eine bestimmte Frist gegeben, um ein paar außenpolitische Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und dann zu verschwinden?! Diese Fragen sollen und können hier nicht beantwortet werden. Alles schwimmt noch in ungewisser Ferne. Sicher ist nur eines: daß nämlich der Sturz Macdonalds nicht den Aufstieg des Mannes bedeuten wird, der am eifrigsten und gehässigsten seine Stellung unterminiert hat. L l o y d G e o r g e ist endgültig passé. Nie wieder wird ihn die alte Koalition auf den Schild heben. Den Konservativen wird der Erfolg seiner rücksichtslosen Destruktionspolitik zufallen. Baldwin war als Oppositionsführer vornehm, zurückhaltend, unerhört generös, stets der Mann des fair play. Er hatte es nicht nötig, garstigere Register zu ziehen, das besorgte der demagogisch weit gewitztere Lloyd George, der auch — — nicht mehr so viel an Reputation zu verlieren hatte. Die Art, wie der gallig gewordene Walliser die Labourregierung bekämpfte, diese Unerbittlichkeit, diese Verantwortungslosigkeit, diese Sorglosigkeit hinsichtlich der Folgen, das alles erweckt in uns triste Reminiszenzen an die Methode


*Lloyd George*

Helfferich. Oh, wir kennen sie, diese ewigen großen und kleinen Anklagen, diese Mischung von Pathos und Ironie und falschen Ziffern, ohne Gewissen, ohne tiefere Kenntnis, aber geschickt zubereitet und von sachkundigstem Sykophantentum papriziert. Wem nützt der verärgerte alte Mann? Baldwin ist eine Arbeit abgenommen, die seiner innern Sauberkeit widerstrebt. Und auch Herr Poincaré wird zum erstenmal seit dem 11. Mai Augenblicke ungetrübtester Genugtuung erleben. Sie haben sich nie sonderlich gern gehabt, diese beiden politisierenden Advokaten, und nun arbeiten sie sich doch gegenseitig in die Hände. Kehrt die Arbeiterregierung nicht wieder, so liegt die eine Flanke des französischen Linkskabinetts bloß. Während Herriot und Macdonald in Genf sich feiern ließen, haben ihre Vorgänger fleißig Wolfsgruben ausgehoben. Es gibt eben auch eine Internationale der Geschaßten.

Die Genfer Völkerbundsversammlung hat in ihrer Schlußsitzung das Protokoll über die friedliche Beilegung von Konflikten einstimmig angenommen. Damit hat wieder ein Sückchen Weltgeschichte angefangen, ohne daß Deutschland rechtzeitig dabei gewesen wäre. Diese Tatsache ist für unsere amtliche Politik sehr angenehm. Denn sie erlaubt es, das bisherige Verfahren fortzusetzen: immer zu protestieren unter Berufung darauf, daß man nirgends dabei gewesen sei. Bequem ist das sicher; ob es klug ist, darüber entstehen allmählich selbst in der Wilhelmstraße in Berlin einige Zweifel — allerdings nicht im Auswärtigen Amt. Tröstlich ist dabei, daß es noch nicht zu spät ist, Deutschland einen Anteil an der friedlichen Ordnung zu geben, die in Genf aufgerichtet werden soll. Fritjof Nansen, der unermüdliche Vorkämpfer der Menschlichkeit, den der Tatendrang der Nächstenliebe nicht nur in die Hungerwüsten Rußlands, sondern auch in die Diplomatenwüste Genf geführt hat, war in Berlin und hat sich von neuem bemüht, die amtlichen Bedenken gegen Deutschlands Eintritt in den Völkerbund zu zerstreuen. Sein gerechtes Verständnis für die inneren Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, ist der beste Beweis, daß Deutschland immer noch einen starken moralischen Rückhalt finden würde, wenn es sich auch in die organisierte Völkergemeinschaft einfügen wollte. Tatsächlich hat aber auch das Genfer Protokoll eine Reihe der Einwände erledigt, die mit Recht gegen das Verfahren des Völkerbundes bei internationalen Streitfällen erhoben werden konnten. Deutschlands politisches Programm, das in der Denkschrift von Politikern fast aller Parteien zum Garantiepakt — Vorschlag der ersten Form vorgelegt worden ist, deckt sich in den wichtigsten Punkten mit dem politischen Programm der Welt, das jetzt in Genf anerkannt worden

ist. Es ist also jetzt noch weniger als vorher einzusehen, warum die berechtigte Kritik gegen die Grundlagen der bestehenden Ordnung von außen statt von innen her geltend gemacht werden sollten. Das hätte nur einen Sinn, wenn Deutschland grundsätzlich den Friedensverträgen gegenüber revolutionäre Politik treiben könnte. Wie wenig es dazu nach dem Temperament und den politischen Anschauungen seiner Führer imstande wäre, beweist ein einziger Blick auf das revolutionäre Feuer, das aus Marx und Stresemann gen Himmel schlägt. So etwas kann sich der russische Minister Tschitscherin schon eher gestatten. In seinem Munde klingen die feurigen Anklagen gegen die kapitalistische Verschwörung des Völkerbundes immerhin stilvoll, wenn auch nicht ganz glaubwürdig. Wie wenig aber Deutschland solche Demonstrationen mitmachen kann, zeigt es selbst immer wieder durch die Art, wie es den Kommunismus im Innern bekämpft, der nun einmal den politischen Ausdruck des revolutionären Kampfes gegen den Siegfrieden des Kapitalismus darstellt. Am besten aber widerlegt sich die Politik des Auswärtigen Amtes selbst. Denn während sie einerseits den geistigen Kampf gegen diese Weltordnung der Zerstörung und Zerkleinerung predigt, verlangt sie andererseits den Anteil an der Beute der Sieger in Gestalt eines Sitzes im Völkerbundsrat. Während sie einerseits das Banner der Völkergleichheit erhebt und die Rechte der Unterdrückten predigt, fordert sie andererseits ihre Zulassung zum Kreise der Bevorrechtigten, um die wirklich Gleichberechtigten entrechten zu helfen.

In Wien wird die Meldung ausgegeben, Dr. Riedl, der österreichische Gesandte, werde endlich seinen Berliner Posten verlassen. Man soll sich nie zu früh freuen. Es ist schon vorgekommen, daß solche Abgangsmeldungen das letzte Mittel gewesen, sich am Ruder zu erhalten. Es ist also noch nicht die Zeit gekommen, einen Nachruf auf Riedl zu halten; noch kann nicht geschildert werden, wie schnell Riedl das große politische Erbe, das ihm Ludo Hartmann hinterlassen, vertan hat. Die Entente hatte den Anschluß verhindert. Wenigstens vorläufig. Aufgabe des österreichischen Gesandten wäre es gewesen, alle Fäden zwischen Berlin und Wien in der Hand zu behalten, keinen zu verlieren, manchen im Stillen fester zu knüpfen. Dazu wäre guter Kontakt mit den Oesterreichern im Land nötig gewesen: Riedl aber hat sich nie als natürliches Zentrum, immer als Vorgesetzter und, da er ein Mann der schlechtesten Manieren ist, als Feldwebel aller Oesterreicher gefühlt. Das Haus in der Bendlerstraße wird von den meisten Oesterreichern gemieden (aus guten, vorläufig nicht öffentlich zu erörternden Gründen), und nur wenn es sein muß, wird es mit dem Gefühl betreten, die letzte Herberge eines anmaßenden K. K. Bureaukratismus zu finden. Gar republikanisch

oder demokratisch denkende Leute sind im Reiche der nationalistischen „Exlenz“ nie gern gesehen worden. So verödete das Haus, so wurde Oesterreich in Berlin isoliert . . . Aber das alles wird, wenn es zu der von fast allen Oesterreichern ersehnten Absägung Riedls kommt, noch ausführlicher gesagt und begründet werden.

Vor einer Woche ist über den Fall Loeb hier gesagt worden, er sei ein Musterbeispiel für die Technik, mit der das Geschäft des Verleumdens hierzulande jetzt betrieben wird. Man kann das auch weiterhin verfolgen, und besonders gut natürlich in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, diesem immer abscheulicher werdenden Luftverpester. Dort war die „Nächtliche Aktenverschiebung“, die „Urkundenbeseitigung“ des „feinen Staatsbankpräsidenten“ mit noch wüsterer Demagogie aufgemacht worden als im letzten völkischen Winkelblatt, und die Behauptung des Herrn Loeb, die Koffer hätten nur private Briefschaften enthalten, war a priori als lächerliche Ausflucht abgetan. Nun ist aber der Staatsanwalt selbst, nach genauester Prüfung, zum gleichen, völlig entlastenden Ergebnis gelangt, — was sollten die Stinnesüberläufer da tun? Anderthalb Wochen lang schwiegen sie ganz. Dann setzten sie, am 8. Oktober, folgende Meldung aus Weimar in die Welt:

> Als Herr Loeb in jener denkwürdigen Nacht durch den Vater seiner Sekretärin verschiedene Koffer mit Akten und schmutziger Wäsche aus der Staatsbank nach Frankfurt a. M. hatte schaffen lassen, erklärte er, über die Akten befragt, daß sie seinen Schriftwechsel mit dem Auswärtigen Amt darstellten und er sie bei seinem Abgang aus der Staatsbank vor unberufenen Augen sichern müsse. Es ist jetzt festgestellt worden, daß es sich nicht, wie Herr Loeb den Anschein zu erwecken suchte, um Akten des Auswärtigen Amts handelte, sondern um seinen Briefwechsel mit Erzberger, Graf Bernstorff, Brockdorff-Rantzau und anderen Revolutions- und Nachrevolutionsgrößen, und zwar stammen die Briefe größtenteils aus der Zeit der Waffenstillstandsverhandlungen, die, wie noch allgemein bekannt sein dürfte, von Erzberger geführt wurden. Daraus geht hervor, daß der damalige Bankbeamte Loeb schon im Alter von 22 Jahren es nicht unterlassen konnte, auch in der Politik eine Rolle zu spielen. Seine Weimarer Staatsbankzeit hat ja jedenfalls erwiesen, daß anscheinend der politische Ehrgeiz ihm keine Ruhe gelassen hat.

Jetzt ist es also Herr Loeb gewesen, der nicht etwa zu verheimlichen, sondern sogar „den Anschein zu erwecken suchte“, er habe amtliches Material mitgenommen; und jetzt ist glücklich diese seine Lüge entlarvt! Er hat, der gemeine Schwindler, nur private Korrespondenzen mitgenommen, — Korrespondenzen aber mit jenen „Revolutionsgrößen“, mit denen in Verkehr zu stehen allein schon ein Verbrechen ist, — sodaß aus „schmutziger Wäsche“, „vor unberufenen Augen sichern müssen“, „Erzberger“, „politischer Ehrgeiz

keine Ruhe gelassen" sofort jener neue Brei angerührt werden kann, der den entlastenden Tatbestand mit einem dicken Guß neuen Stanks verkleistert. Nette, biedere, deutsche Herzchen.

Es gibt eine deutsche Zeitung, aus welcher man den Zusammenbruch des Camillo Castiglioni nicht erfahren konnte. Es ist die „Deutsche Allgemeine Zeitung", für welche Stinnes sich Herrn Paul Lensch gemietet hat. In diesem würdigen Blatte ist die Affäre des italienisch-österreichischen Geschäftsfreundes der Firma Stinnes mit lakonischer Kürze behandelt worden. Deshalb nehmen wir uns die Freiheit, dem noch immer als Chefredakteur zeichnenden, von der Berliner Universität noch immer als Professor ertragenen Herrn Paul Lensch die folgende, höchst bemerkenswerte Auslassung Rudolf Kellers, des angesehenen Herausgebers des „Prager Tagblattes", zu unterbreiten:

> Politisch hat Castiglioni versucht, während der Ruhrkrise vermittelnd zu wirken und den schrecklichsten Aderlaß Deutschlands, der es fast zum Weißbluten brachte, zu verhindern. Er tat dies zuerst auf Betreiben seines verstorbenen Kompagnons Hugo Stinnes, der am Anfang der Ruhrbesetzung, als die Regierung Cuno es noch nicht gewagt hatte, die Ruhrmillionäre durch Billionendrucke neuer Banknoten zu stützen, sehr dafür war, Frankreich nachzugeben. Castiglioni fuhr auf Veranlassung von Stinnes nach Rom, um dort Mussolinis Vermittlung bei Poincaré zu erlangen. Mussolini war dazu bereit, erlangte eine grundsätzliche Zusage Poincarés und es war schon in Aussicht genommen, daß die Vermittler in der Schweiz auf einen Ausgleich unterhandeln sollten. In dieser kritischen Zeit bewilligte Cuno den Ruhrleuten die sogenannte Ruhrhilfe, die später rund 9 Goldmilliarden Mark gekostet und die heutige Kapitalsarmut Deutschlands verursacht hat. Als die Firma Stinnes das Geld hatte, telegraphierte sie augenblicklich dem Vermittler ab, obzwar Mussolini bei Poincaré schon Einiges erwirkt hatte. Castiglioni, der die Wirtschaftslage gründlich kannte, war ein sehr geschickter und energischer Vermittler, er sah den Zusammenbruch Deutschlands ganz genau voraus, er hatte auch Vorschläge kombiniert, die für das französische Prestige annehmbar waren, ohne Deutschland große Opfer zuzumuten. Nach dieser mißglückten Vermittlung kann man zugeben, daß die Verachtung, welche die Westmächte den führenden deutschen Industriellen entgegenbrachten, nicht ganz unbegründet gewesen ist. Gemessen an seinen reichsdeutschen Kompagnons war Castiglioni ein Kavalier.

Eine verletzendere Anklage ist gegen Stinnes niemals erhoben worden! Die deutsche Presse hat diese Enthüllungen entweder übersehen oder hat sie übersehen wollen. Wenn alle blind sein wollten, ein Einziger muß in diesem Falle die Augen aufmachen, es ist Herr Paul Lensch, der einst Franz Mehrings Schüler gewesen. Er ist den Resten seiner Vergangenheit schuldig, von der Firma Stinnes eine gründliche Aufklärung dieser niederschmetternden Anklage zu fordern. So weit kann sein Mietvertrag nicht gehen, daß er und die Zeitung, der er seinen Namen leiht, auch auf diese Beschuldigung bloß mit dem peinlichsten Totschweigen antworten muß.

FRANZ CARL ENDRES

# WER HAT DIE MARNESCHLACHT VERLOREN?

**Der amtliche Bericht über die Marneschlacht**

> Die östlich Paris in der Verfolgung an und über die Marne vorgedrungenen Heeresteile sind aus Paris und zwischen Meaux und Montmirail von überlegenen Kräften angegriffen. Sie haben in schweren zweitägigen Kämpfen den Gegner aufgehalten und selbst Fortschritte gemacht. Als der Anmarsch neuer starker feindlicher Kolonnen gemeldet wurde, ist ihr Flügel zurückgenommen worden. Der Feind folgte an keiner Stelle. Als Siegesbeute dieser Kämpfe sind bisher 50 Geschütze und einige tausend Gefangene gemeldet.
>
> Generalquartiermeister v. Stein.

Die deutschnationale Kriegsgeschichte benutzt augenblicklich den unglücklichen Oberstleutnant Hentsch als Prügelknaben, indem sie ihm, dem Abgesandten der Obersten Heeresleitung zu den Armeen des rechten Flügels, die Schuld am Verlust der Schlacht an der Marne aufbürdet. Damit beweist die deutschnationale Kriegsgeschichte nur eines einwandfrei: daß Hentsch nicht deutschnational ist.

Es ist ein trauriges Zeichen unserer kriegswissenschaftlichen Kritik, daß sie, um ein System zu retten, das unrettbar versagt hat, Prügelknaben sucht und damit rechnet, die 99,9 v. H. strategischer Laien, auch unter ihren militärischen Lesern, täuschen zu können. So entstehen Weltkriegslegenden, über die das militärische Ausland nur lächelt. Kein Mensch auf der Welt, außer das immer und immer wieder betrogene deutsche Volk glaubt die Geschichten, die uns da, sei es journalistisch, sei es im Gewande militärischer Wissenschaft aufgetischt werden.

Die französische strategische Kritik hat sehr bald nach dem Kriege 1870/71 eingesetzt und ist mit einem rücksichtslosen Drang nach Wahrheit vorgegangen. Sie hat nicht vor hochgestellten Personen, nicht vor einem geheiligten System halt gemacht, sie hätte über Generalsmemoiren, die wir gläubig anbeten, mit der ganzen Kraft ihrer hohen Geistigkeit und ihres jugendstarken Temperaments den Stab gebrochen. Darum ist der große militärische Aufschwung, die strategische Renaissance der französischen Operationslehre in erster Linie diesem gesunden Geist der Kritik zu danken, der Legenden zerstörte und nicht, wie das bei uns geschieht, solche aufbaut.

Die Frage, wer die Marneschlacht verloren hat, erfordert zu ihrer wissenschaftlichen, in allen Einzelheiten begründeten Antwort einen starken Band. Im Rahmen eines kurzen Zeitschriftenaufsatzes kann nur das Prinzipiellste hervorgehoben werden. Die

Antwort lautet: Schuld tragen das System Wilhelms II., die neupreußische Strategie, die Oberste Heeresleitung und die Armee Kluck.

Hierzu folgende kurze Bemerkungen.

Der Plan der großen deutschen Offensive mit starkem rechten Flügel durch Belgien bestand schon viele Jahre vor dem Kriege. Graf Schlieffen war sein Vater. Wenn man schon Frankreich gegenüber nicht defensiv bleiben und vorher die Russen schlagen wollte, was sehr viel für sich gehabt hätte, so war dieser Plan militärisch der richtige (von seiner politischen Ungeheuerlichkeit sei hier nicht gesprochen). Aber er war nur so richtig, wie Schlieffen, der Napoleon noch als Vorbild gelten ließ, ihn ursprünglich wollte, nämlich wirklich mit einem unbesiegbar starken rechten Flügel. Man hätte also am linken Flügel, gestützt auf die Festungslinie Isteiner Klotz—Straßburg—Molsheim—Metz mit einem Minimum von Kräften, hinhaltend fechten müssen, nördlich Metz ein mäßig starkes Zentrum formieren und von den sieben verfügbaren Armeen volle vier am rechten Flügel massieren müssen. Zwei in erster Linie, zwei dahinter. Ganz unbekümmert, ob die Franzosen in das Elsaß, ja nach Südbaden einbrechen! Je weiter ihr rechter Flügel gekommen wäre, desto vernichtender wäre ihre spätere Niederlage geworden.

Ein diesem ähnlicher Plan bestand in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts, dann aber kamen die Bedenken. Man fand nicht den Mut zu dieser napoleonischen Oekonomie der Kräfte, man fürchtete Landesteile zu verlieren und man tat das, was Friedrich der Große schon kritisierte, als er sagte: „Wer alles defendieren will, defendieret nichts."

In den späteren Plänen wurde der linke Flügel immer stärker gemacht, natürlich auf Kosten des rechten. Wilhelms II. Einfluß war höchst verhängnisvoll, denn der Kaiser verstand von Strategie noch weniger als von der Kunst.

Schließlich ging man 1914 mit einer Front vor, deren linker Flügel stärker als der rechte war und griff sogar noch mit diesem linken Flügel sehr decisiv an.

Der napoleonische Gedanke Schlieffens war also in sein pures Gegenteil pervertiert. Man war da nicht mehr stark, wo die strategische Entscheidung fallen mußte.

Hatten hier dynastische Gründe ihr Unwesen in ähnlicher Weise gespielt wie hinsichtlich des strategischen Schutzes Schlesiens 1866, so war auch die ganze neupreußische Operationslehre auf falschem Wege.

Vom Gedanken einer allein selig machenden Umfassung in der Taktik (Führung der Truppen im Gefecht) ausgehend, glaubte man auch in der Strategie (Führung der Truppen zum Gefecht) diese Umfassung von vornherein gewährleisten zu müssen. Man schuf breiteste und daher starre Fronten und verkannte den Wert zurück-

gehaltener und gestaffelter Heeresreserven. Wer das Geniale napoleonischer Strategie einmal begriffen hat, langt sich an den Kopf, wenn er sieht, daß das Heer des Deutschen Reiches in einer Front ohne jede strategische Reserve die Weltkriegsentscheidung anstrebte, obwohl man doch wußte, daß von rechts her neue englische Kräfte zu erwarten standen und daß der Raum rechts sich nach der Schwenkung auf Paris in beträchtlicher Weise vergrößern mußte.

Hier hätten zwei volle Armeen in zweiter Linie folgen müssen. Mit ihnen war der Sieg zu erringen. Diese Armeen aber standen im Elsaß und bei Metz und erlitten in gänzlich zwecklosen Angriffen, an falscher Stelle, zwecklose Verluste.

Nichts erschüttert mich heute noch mehr als die Erinnerung an unsere prachtvolle Armee mit Millionen pflichtgetreuer Einzelleistungen, die mit grenzenlosem Dilettantismus, in unglücklichster strategischer Form von einem Willen, der keiner war, in den Tod geschickt wurde.

Fehler häuften sich nun auf Fehler. Nicht genug, daß man mit einem zu schwachen rechten Flügel in die Entscheidung ging, man verlor so über das rasche Eintreffen der Russen (was tat 1914 der deutsche Militärattaché in Petersburg?) die Nerven, daß man nach Rußland zwei Armeekorps zu Hilfe sandte, obwohl der sehr unglückliche Leiter der Operationskanzlei Oberst von Tappen vom Oberkommando Hindenburg die Telephonnachricht bekam, daß man im Osten diese Korps nicht brauche!! Nicht genug damit: man nahm diese Korps nicht etwa aus dem linken Flügel oder dem Zentrum, sondern ausgerechnet aus dem an und für sich schon viel zu schwachen rechten Flügel!

Und noch mehr! Man schwächte den rechten Flügel noch weiter, indem man der Fronttruppe das Belagerungskorps für Antwerpen nahm!

Man steht geradezu vor einem rätselhaften Versagen dieses nach außen hin so glänzenden militärischen Systems. Seine Degenerierung hat allerdings Waldersee schon viele Jahre vor dem Kriege in seinen Tagebüchern festgestellt.

Wie kindisch ist es — oder wie bösartig —, wenn heute von hoher militärischer Seite behauptet wird, die zwei Korps, die der Reichstag nicht mehr genehmigte, seien schuld an der Niederlage an der Marne! Sie wären ebenso „versiebt" worden, wie alles andere, wenn sie dagewesen wären.

Am Ungeist des Systems, am Fehlen von Persönlichkeiten und am Fehlen großer strategischer Einsicht ist alles verloren gegangen.

Das G. H. Q. wollte sich dann, als es schon zu spät war — Fehler des Aufmarsches, sagt der alte Moltke, lassen sich im Laufe eines ganzen Feldzuges nicht mehr gut machen — in der Armee Kluck eine strategische Reserve bilden.

„Die erste Armee folgt gestaffelt der zweiten und übernimmt weiterhin den Flankenschutz des Heeres", heißt der schon resignierte Befehl des G. H. Q. etwa am 3. September. Was tut Kluck? Er schert sich den Teufel um das G. H. Q. und rennt blind und ohne jede Rücksicht auf das Heer weit vor diesem nach vorwärts. (Am 6. September Marschziel Nangis!!!!)

So kommt das Heer mit offener rechter Flanke an Paris vorbei, keinen Musketier hinter dem rechten Flügel! Kluck wird in der Flanke von den Engländern, im Rücken von der 6. französischen Armee angegriffen, muß zurück. Es entsteht eine Lücke zwischen 1. und 2. Armee, durch die ein gewaltiger Durchbruch der Franzosen erfolgte.

Und das G. H. Q., das seit dem 3. September hinter den rechten Flügel des Heeres gehört hätte (mit 2 Armeen Reserve in seiner Umgebung) ist fern. Unerreichbar fern.

Der Entschluß zum Rückzug aus dieser strategisch vollkommen verlorenen und taktisch nahezu verlorenen Lage ging am 9. September vom Gr. H. Q. aus.

Oberstleutnant Hentsch war ein „missus dominicus", ein mit einigen Vollmachten beauftragter Abgesandter des G. H. Q.! Weiter nichts! Was er tat, war der Auffassung des G. H. Q. konform. Wäre er Napoleon gewesen? Müßige Frage. Für die Entwicklung napoleonischer Persönlichkeiten hatte das alte System und der preußische Generalstab keinen Platz.

Es mögen die, die Hentsch heute kritisieren, sich in seine Lage versetzen und sie werden ihn von Schuld frei sprechen müssen.

---

KENETH

## DER GASKRIEG

Zu der Veröffentlichung des Völkerbundberichtes über den „Chemischen Krieg" („Tage-Buch" vom 27. Sept. 24) schreibt uns ein Wissender:

Hochverehrter Herr Stefan Großmann!

Wissen Sie, was „Camouflage" ist? Um Ludendorff herum hat man es mit „Tarnung" übersetzt. General Fries, der Chef der Chemical Wartare Service in U. S. A., wird unter Camouflage allerdings etwa folgendes verstehen: jedes Mittel, das geeignet ist, den Gegner über die eigenen Absichten im Unklaren zu lassen, angefangen vom Grasbüschel am Stahlhelm des M.-G.-Schützen, bis zur Völkerbundskommission zum Studium des Chemischen Krieges.

Im Mai 1921 schrieb der Schweizer Gasoffizier Oberleutnant Schleich in der „Allgemeinen Schweizer Militärzeitung":

„Mit Erstaunen sieht man, wie alle früher wohlbehüteten Geheimnisse der Gaskampfmethode preisgegeben werden . . . Das

muß den Verdacht erwecken, daß diese genauen Angaben für die Kriegführenden wertlos geworden sind . . .“

Wie sehr dies für den von Ihnen dankenswerterweise veröffentlichten Bericht der „Völkerbundskommission zum Studium des Chemischen und Bakteriologischen Krieges“ zutrifft, werden wir noch sehen. Zunächst erlaube ich mir nur die Einfügung des „Bakteriologischen Krieges“ in Uebereinstimmung mit den Kriegsforschungen unserer deutschen Chemiker als reines Ablenkungsmanöver zu bezeichnen.

Im übrigen stelle man sich vor: 1922/23 warf die englische Regierung über 180 000 Pfund Sterling für die Arbeiten der „Kommission für den Chemischen Krieg“ aus. In Amerika ist das Riesenarsenal von Edgewood angeblich heute imstande, größere Mengen an Giftgasen herzustellen, als die gesamte chemische Industrie Deutschlands zur Zeit ihrer größten Anspannung. 1922 schickte Frankreich 800 Offiziere und 1500 Unteroffiziere nach Polen zur Instruktion für den Gaskampf. Im Juli 1923 gründete Italien bei sich eine chemisch-militärische Organisation, Servizio Chemico Militare.

Also kurz und gut: in dem militärischen Ideenkreis aller Siegerstaaten spielen die Gaskampfstoffe eine überragende und außerordentlich kostspielige Rolle. Und nun veröffentlichen eine Reihe Professoren und Gelehrter, natürlich mit Vorwissen ihrer Regierung, einen Bericht über die Zukunft des Gaskrieges. Man denke, deutsche und französische Professoren hätten 1910 etwa ein gemeinsames Communiqué über die Schrecken des rasanten Maschinengewehrfeuers veröffentlicht, — und man wird den praktischen Wert dieses Berichtes der Kommission ohne weiteres ermessen.

Aber ich habe die Behauptung aufgestellt, die Arbeiten dieser Kommission dienten — unter Zubilligung der bona fides für einzelne ihrer Mitglieder — der Camouflage, der Verschleierung der Sachlage. Ich zitiere wieder den bereits erwähnten Artikel des Schweizer Oberleutnant Schleich.

„Es muß ferner auffallen, daß alle genauen Berichte nur den Stand bis Kriegsschluß, Ende 1918, beschreiben, über neuere Forschungen aber nur dunkle Andeutungen bringen. Da namentlich vom amerikanischen und englischen Kriegsministerium die Gaskampfmethoden eifrig weiter vervollkommnet werden, was allgemein bekannt ist, so besagen alle bisher erfolgten Veröffentlichungen nur, daß alle diese Staaten schon Mittel haben, um die Schrecken des Gaskrieges weiter ins Unbekannte und Unheimliche zu vermehren.“

Die „ideelle“ Vollständigkeit des Berichtes im „Tage-Buch“ vorausgesetzt, sei nur bemerkt, daß seine Angaben über die Durchschnittskenntnisse eines Gasunteroffiziers gegen 1918 nicht hinausgehen. Wenn Professor Zanetti aber erklärt, daß „die Untersuchung

von etwa tausend Substanzen zu nichts, d. h. nicht zur Entdeckung eines neuen Gasstoffes geführt habe," so ist das eine bewußte Irreführung der öffentlichen Meinung.

Bereits am 14. März 1921 brachte „The Times" in New York folgende Meldung:

„Ein Todesregen, ein neues Gift, so tödlich, daß drei Tropfen auf der menschlichen Haut genügen, um den Tod herbeizuführen, ist die neueste Erfindung des chemischen Kriegsdienstes der amerikanischen Armee."

Dank der Eifersüchtelei amerikanischer und englischer Chemiker weiß die Oeffentlichkeit — mit Ausnahme der Mitglieder der Völkerbundskommission zum Studium des Chemischen Krieges — über jenen furchtbaren neuen Kampfstoff ziemlich genau Bescheid. Ueber die Wirkung jener drei Chlorovinyldichlor-Arsine, die als Lewisit bezeichnet werden, schreibt der Amerikaner Will Irwin in seinem Buche „The next war" folgendes:

„Zur Zeit des Waffenstillstandes wurde bei uns für den Frühlingsfeldzug 1919 unser Levisitgas hergestellt. Es ist ein stinkendes unsichtbares Gas, das die Flüchtlinge aus Kellern und Gräben heraustreibt; wer es einatmet, stirbt sofort. Aber auch wenn es mit der Haut in Berührung kommt, dringt es in den Organismus ein und führt den Tod herbei. Es zerstört alle lebenden tierischen und pflanzlichen Zellen. Schutzmaßnahmen gegen dieses Gift gibt es nicht. An Ausdehnungsfähigkeit übertrifft es die im Weltkriege angewandten Gase um das 55fache."

Und wenn Herr Professor Paterno ausführt, „man brauche nicht zu befürchten, daß durch die Fortschritte der Chemie bei diesen Gasen ein größerer Erfolg erzielt wird, als bei den fortentwickelten Explosivstoffen, so wollen wir dem Herrn Professor verraten, es sei sehr zu befürchten, daß jenes Uebergas, dessen kriegerische Verwendung durch Flugzeuge den Begriff der militärischen Front illusorisch macht, indem es das ganze friedliche Land in einen schaurigen Kriegsschauplatz verwandelt, bereits gefunden ist, daß mindestens alle Militärmächte an seiner Erfindung aufs Eifrigste arbeiten. Auch über die Rolle Deutschlands in einem kommenden kontinentalen Krieg besteht kaum ein Zweifel: seine gewaltige chemische Industrie ist ein unschätzbares Kriegsgas-Arsenal, dessen Besitz jede Gewalttat seitens der Kriegführenden lohnt.

---

Jeder Staat geht zuletzt zugrunde, der ein Tretrad ist, das dessen Menschen nur bewegen, ohne sich auf dessen Stufen zu erheben.

*

Im Weltleben sehen zwei Menschen ein, daß jeder das Mittel des anderen ist; aber jeder, und dies erwärmt beide etwas.

*Jean Paul*

## Spitzbergen

Da lieg ich morgens in meinem Schlafzimmer auf dem Kurfürstendamm und spüre ganz deutlich das Schaukeln des Dampfers. Es ist der erste leichte Schlaf, ganz allmählich werde ich zur Oberfläche des Bewußtseins hinaufgespült. Gleich, gleich werde ich erwachen. Wenn jetzt der Trompeter des „Peer Gynt“ das Morgensignal blasen wird, werde ich die Augen zur Welt aufschlagen. Vorläufig bleib ich noch ein paar Minuten unten, in der Flut, und ich denke: Fahren wir heute hart an der Küste? Sind wir weit draußen am Meer? Wenn ich jetzt durch das runde Schiffsfenster gucken werde, werd ich wieder besonnte Gletscher im Meer sehen? . . . . Drei Wochen bin ich nun schon wieder in Berlin und lebe doch jede Nacht noch auf dem „Peer Gynt“, fahre noch immer von Christiania nach dem Packeis.

Strecke von Bergen nach Spitzbergen. Immer noch sehe ich diese Küste der Ueberraschungen vor mir. Leuchtender Tag in Bergen. Die Stadt in bunten Farben, über die Hügel hinaufgestreut, auf Landzungen in den Fjord hinausgedehnt; alte, winklige Seefahrerstadt, oft abgebrannt; funkelnagelneue, farbige, von jungen Schweden lustig aufgebaute Neustadt. Ein Vormittag auf den etwas kahlen Steinfelsen, mit dem frohen Ueberlegenheitsgefühl des Gipfelwanderers, über die hingesprenkelte, seestern-zerrissene Stadt schauend, sehr glücklich — — —

Abend in Drontheim. Nach zwei Tagen Meeresstille plötzlich zwanzigtausend Lichter; die Küste entlang, die Hügel empor funkelt es. Plötzlich bin ich im Corso von Drontheim. Durch die Spiegelscheiben einer Conditorei blickend, mitten ins Triebleben der nordischen Stadt schauend. Tret ich jetzt hier ein, so zerschneide ich die Blicke und Fäden, die zwischen dem Maschinenbauer Gunnar Sventrop und der siebzehnjährigen Karin Elvstad gesponnen werden. Ich bleibe auf der Straße, zwischen den Jungens mit Studentenkappen und den blondesten Birgits des Nordens. Es ist Sommerabend, die Stadt ist auf der Straße. Keine Zeitungen, kein Theater, kein Versammlungsradau. Spaziergänge zum Meer, Blicke von Mensch zu Mensch im Dunkel, ein Regen von Sternen auf dem unendlichen Nachthimmel. Wo bin ich?

*

Zwei Tage fahren wir von Hammerfest nach Spitzbergen. In der letzten Nacht schloß keiner von uns ein Auge. Es war ja keine Nacht. Das Licht blieb bis nach Mitternacht. Im ersten Frühschein fuhren wir in die Green Haarbour-Bucht.

Wir wurden ausgebootet. Indes ging um ein Uhr früh die Sonne auf. Das Meer war goldgelb, der Himmel orangerot. Dort drüben lag die Kolonie von Spitzbergen wie ein californisches

Goldgräberdorf. Improvisierte Wohnstätten. Blau, gelb, grün angestrichene Holzhäuser. Die Abflußröhre lagen auf den Straßen. Aber gab es denn schon Straßen? Als unser Boot landete, rief einer von den fremden Leuten, die uns schon erwarteten: „Grüaß Euch Goot." Es war ein unterdrücktes Juchzen. Ich ging auf den Bayer zu und er erzählte: — — —

*

Ich vergaß zu erwähnen, daß schon vorher der leitende Ingenieur von Spitzbergen auf den „Peer Gynt" gekommen war. Vor Sonnenaufgang, so um halb zwölf. Im Nu umringte ihn die Schiffsgesellschaft. Der Ingenieur sah etwas gelblich und unfroh aus, obwohl er sichtlich erfreut war, ein deutsches Schiff betreten zu können. Seit zwei Tagen hatte er auf unsere Ankunft gelauert. Der „Peer Gynt" war das zweite deutsche Schiff, das seit langer, langer Zeit in die Bucht gesteuert hatte.

Die Passagiere bestürmten den Ingenieur mit Fragen.

Die meisten Fragen stellte ein Wiener, ein sonst sehr lieber Kerl, Offizier a. D., riesig fescher Tänzer, ausgezeichneter Bordspiel-Arrangeur, der Mann mit den bestgeschnittenen Breeches. Er stellte sich, witzig, als Reporter der „Mitteleuropäischen Post" vor und glaubte damit das Recht zu den na, sagen wir, schlichtesten Fragen zu haben: zum Beispiel: „Sagn S' amal, gibts in Spitzbergen an Corso?"

Der Ingenieur sah entwaffnet auf den Frager.

Doch der Wiener spürte die Stummheit des entsetzten Blickes nicht und fragte weiter:

„Wie stehts denn mit den Weiberln in Spitzbergen?"

Jetzt blieb dem Ingenieur nichts übrig als sich im Gedränge zu verlieren. Er tauchte auf einer anderen Stelle des Decks auf und erzählte:

„Wir sind über hundert Deutsche da oben. Natürlich ist es schwer, denn wir haben acht Monate ununterbrochene Finsternis und bloß vier Monate Licht, ununterbrochene, viermonatige Sonne. Es gibt immer Einige, die das nicht ertragen. Zum Beispiel der Photograph, ein holländischer Baron, der gleich aufs Schiff kommen wird. Sie erkennen ihn an einer Hakenkreuznadel, mit der er sein Hemd zusammenhält. Der ist im finstersten Winter auf die Idee verfallen, die Insel zu erforschen. Er zog mit einem Schlitten, Proviant und acht Hunden aus, mitten in der Dunkelheit. Er ist vierzehn Tage im Finstern umhergewandert. Ehe er wieder zurückkam, zündete er sich ein Licht an, nahm den Giletteapparat hervor und rasierte sich tadellos. Das war das erfreuliche Ergebnis seiner Exkursion. Einen Arbeiter mußten wir im Januar mit Gewalt zurückbringen, die Bai war zugefroren, er wollte durchaus über das Eis wandern, um in Tromsö . . . Zigaretten zu holen."

Auf Spitzbergen wird nach Steinkohle gegraben.

Schon vom Meer sahen wir das Bergwerk. Ein tiefer Einschnitt mitten im Hang. Man greift förmlich mit der Hand nach der Kohle. Es gibt keinen Etagen-, keinen Tiefbau. Die Bergleute schlagen sich einfach immer tiefer ins Innere des Gebirges. Was für Arbeiter haben Sie hier?

„Ueber hundert Deutsche. Daneben Norweger, auch Lappen, auch Eskimos. Die Deutschen sind die Tüchtigsten."

„Schon lange hier?"

„Sie kamen 1920, nach der Revolution, Enttäuschte aus dem Ruhrgebiet. Es war verdammt schwer mit ihnen in der ersten Zeit. Sie hatten noch die Revolution im Kopf und wollten aus Spitzbergen ein Experimentierland machen. Die Situation war kribbelig. Wir sind ja hier niemandes Land, Spitzbergen gehört keinem, es gibt hier kein Gericht, keine Polizei, es gibt kein geschriebenes Gesetz und keine ausübende Gewalt."

„Wie kommen Sie aus?"

„Wir haben einen Ausschuß, in dem alle vertreten sind. Wir verhängen Geldstrafen und als strengste Strafe: Fortschaffung mit dem nächsten Schiff."

Der fesche Tänzer aus Wien war wieder aufgetaucht und fragte:

„Wie kommens denn da mit Ihre Anarchisten aus?"

„Nun, es gibt ein Beruhigungsmittel in Spitzbergen: Die Finsternis. In den acht Monaten ohne Sonne versiegt die Revolutionslust. Es gibt keine Rebellion in der langen Dunkelheit."

*

Ein Blick ans Land, ehe wir ausgebootet werden.

Dicht neben der Holzhäuserkolonie liegt das Bergwerk. Ein schmales Riesenmaul ist mitten in das Gebirge geschlitzt. Man sieht schon vom Meer aus die Kohlenschichten im Gestein. Sturm hat Kohlenstaub über das Gestein gepudert. Auf dem Kohlenstaub liegt etwas Schnee.

Auf der Landungsbrücke steht der Bayer, der uns „Grüaß Goot" zugejuchzt hatte. Es versteht sich von selbst, daß er, ein langer fränkischer Typus, sofort neben mir marschiert. Der Weg vom Strand hinauf ist halsbrecherisch-steinig, auf der sogenannten Straße liegen Abflußröhren. Straßenreinigung — gibt es das in dieser Abenteurerkolonie?

„Die Arbeit ist hart," sagt ganz ruhig mein Bayer, „weils nämlich immer sehr kalt is drinnen im Berg. Mindestens vier Grad unter Null. Manchmal auch vierzehn Grad. Da brauchts kan Aufseher, die Kälten is Peitschen gnua. Wann ma da net ordentlich zugreift, wird ma starr."

Es wird acht Stunden gearbeitet. Im Winter, in den acht finsteren Monaten, gibts keine Sonntagsruhe. Wozu auch? Was soll man denn mit den finsteren Stunden anfangen?

„Na, was denn? Kartenspielen!“

Es gibt auch ein Kino, natürlich, im Speisesaal. Auch eine Bibliothek gibts.

„Einer is da, der is a Klavierspieler.“

Aber Frauen gibt es nicht. Nur die paar Beamten haben ihre Frauen da.

Ich möchte fragen, aber der Bayer kommt mir zuvor: „Im Juli war i z'haus. Ja, einmal im Jahr muaß ma do die Frau sehn. Na und jetzt — jetzt hab ich die Pfotografi da“.

Er lacht, aber das ist ein ungeschicktes Lachen, es verdeckt nicht soviel, wie es verstecken möchte.

Wir steigen die abscheuliche holprige Straße hinauf. Da stehen vor einem langen Holzbau zwei Krankenschwestern. Die eine, vierzigjährig, mager, gefaßt —, die andere, zweiundzwanzigjährig, rundlich, mit wässrigen Augen, etwas aus der Fassung.

„Oh,“ sagt mein Bayer, „die zwa und der Zahnarzt, auch a Deutscher, wann ma die drei net hätten!“

Ich habe gar nicht weiter gefragt. Die ältere Schwester ist seit sechs Jahren hier droben, die jüngere seit einem und einem halben Jahr. Ich brauch von ihnen gar nichts zu wissen. Nur den Klang des einen Satzes: „Wenn ma die net hätten!“ (In Hammerfest übrigens sind wir auch ein paar deutschen Krankenschwestern begegnet, die dort seit zwanzig Jahren pflegen, betreuen, helfen. Ich will nicht erzählen, wieviel Liter Tränen an diesem Nachmittag im deutschen Lazarett in Hammerfest vergossen wurden. Denk ich an diese einfältigen weißhaarigen Weiblein, die hier den langen Winter über an Krankenbetten phantasierender Melancholiker sitzen, lohnlos und froh, so wandelts mich ganz katholisch an.)

*

Auf dem Wege zum Bergwerk begegnet uns ein Trupp Norweger. Sie sprechen nicht deutsch. Meine Frau spricht sie norwegisch an.

„Die Deutschen werden bevorzugt,“ sagt ein langer Norweger mit etwas mürrischem Gesicht. „Sie bekommen höhere Löhne und besseres Essen. Es ist ungerecht.“

*

„Ja, wissen S',“ sagt später mein Bayer, „die Norweger können ja nix. A deutscher Arbeiter liefert dreimal soviel. Waß der Teufel, warum s' nix taug'n.“

Vom Lohn erhält der Deutsche nur ein Drittel in die Hand, das gibt er wieder her für Essen, das sehr gut ist, „mir han alles da,“ und für zwei Flaschen Bier und für zwei Glas Schnaps täglich, nicht mehr. Die andern zwei Drittel werden von der holländischen Gesellschaft direkt an die Frau nach Deutschland geschickt.

„Sind Sie organisiert?“

„Natürlich, Ortsgruppe Spitzbergen des deutschen Bergarbeiterverbandes.“

„Gibt es Streit mit den Norwegern?“

„Es ist zu finster, oder zu hell. Aber . . . mir san separiert. Am schwersten is mit die Lappländer, die geben sich zu allem her.“

Mir fällt ein: „Wollen Sie nicht schlafen gehn? Sie haben ja Ihre Schicht hinter sich. Sind Sie nicht müde?“

„Im Sommer?! Nein. Die Sonn' ist eigentlich schwerer zu ertragen als die Finsternis. Ich glaub, ich kann sechs Wochen lang net schlafen. Man is das Licht net mehr g'wöhnt. Wann die Sonn' kommt und bleibt, da kriegt ma leicht sein' Klaps.“

Wir stehen am Eingang zum Schacht. Der Boden ist naß. Ueberall Pfützen, aufgeweichte Erde. Ein schmales Gleise, auf dem die Kohlenwagen rutschen, führt in die Finsternis. Dann und wann ein Glühlicht.

Arbeiter marschieren in den Berg. Sie tragen offene Lichter.

„Ist das nicht gefährlich?“ frage ich. „Nicht einmal Sicherheitslampen habt ihr?“

Mein Bayer zieht den Mund schief: „Ja, hier ist der kapitalistische Urzustand — — — Uebrigens gibt es hier keine giftigen Gase. Wir gehen ja nicht hinunter in die Tiefe. Die Kohle ist ja gleich bei der Hand.“

„Aber der Kohlenstaub? Entzündet er sich nicht? Gibts Ventilatoren?“

Mein Bayer lacht: „Ventilatoren? Herr, mir san in Spitzbergen!“

Auf dem Heimweg zum Schiff frage ich: „Kriegen Sie Zeitungen herauf?“

„Selten . . . Uebrigens, ich wills gar net. Wie i z'haus war, hab i in der Zeitung g'lesen, daß der Kahr mit achttausend Mark net in Pension gehen will. So, hab i mir g'sagt, das steht in der Zeitung? Da will ich von Deutschland lieber no nix wissen.“

Aber knapp vor dem Einbooten bittet er mich beiseite: „Fahren S' jetzt direkt nach Stettin?“

„Ja.“

„Soooo? Da könnten S' mir den Brief mitnehmen. S' is nur für meine Frau.

*

Die Bordkapelle spielt wieder auf dem „Peer Gynt“.

Goldhell spiegelt sich die Sonne in der Bucht.

Ich stehe mit dem Feldstecher, übers Schiffsgeländer gebeugt, und suche, während das Schiff schon wieder zu trampeln beginnt, meinen Bayer am Strand.

Er steht da, die Hände in den Hosentaschen, und stiert uns nach. Es fällt ihm nicht ein, mit dem Taschentuch zu winken. Er steht da, wie eine Steinfigur, und sieht uns nach.

2.

Wronke, 23. 6. 17.

Hänschen, guten Tag, hier bin ich wieder. Ich fühle mich heute so einsam und muß mich durch Plaudern mit Ihnen ein wenig erfrischen. — Heute nachmittag lag ich auf dem Sofa der ärztlich vorgeschriebenen Siesta ob, las Zeitungen und beschloß, da es ½3 war, daß es Zeit sei, aufzustehen. Einen Augenblick darauf schlief ich unversehens ein und hatte einen wunderschönen Traum, der sehr lebhaft, aber von unbestimmtem Inhalt war; ich weiß nur, daß irgend jemand lieber bei mir war, daß ich ihn mit dem Finger auf die Lippen berührte und frug: „Wessen Mund ist das?" Der Betreffende antwortete: „Meiner." — „Ach nein, rief ich lachend, dieser Mund gehört doch mir!" Ich erwachte vor Lachen über diesen Unsinn, blickte auf die Uhr: es war immer noch ½3, mein langer Traum hatte also offenbar eine Sekunde gedauert, ließ mir aber das Gefühl eines köstlichen Erlebnisses zurück, und ich ging getröstet wieder in den Garten. Hier sollte ich bald noch etwas Schönes erleben: ein Rotkehlchen setzte sich auf die Mauer gerade hinter mir und sang mir ein bißchen vor. Im allgemeinen sind die Vögel jetzt ganz von Familiensorgen in Anspruch genommen, nur hie und da läßt sich einer kurz hören. So heute plötzlich das Rotkehlchen, das mich nur anfangs Mai ein paarmal besucht hat. Ich weiß nicht, ob Sie dieses Vöglein und seinen Gesang näher kennen, ich habe es — wie so vieles andere — erst hier genau kennengelernt und liebe es unvergleichlich mehr als die vielgerühmte Nachtigall. Der schallende Vortrag der Nachtigall ist mir zu sehr primadonnenhaft, mahnt zu sehr an Publikum, rauschende Triumphe, entzückte Lobeshymnen. Das Rotkehlchen hat ein ganz kleines zartes Stimmchen, und es trägt eine eigenartige intime Melodie vor, die wie ein Auftakt, wie ein Stückchen Reveille klingt; wissen Sie den erlösenden fernen Trompetenschall in der Kerkerszene im „Fidelio", der gleichsam die Dunkelheit der Nacht zerteilt? So ungefähr klingt das Lied des Rotkehlchens, aber vorgetragen im leisen tremolierenden Ton von unendlicher Süßigkeit, daß es ganz verschleiert, wie eine traumverlorene Erinnerung wirkt. Mir zappelt förmlich das Herz vor Wonne und Weh, wenn ich dieses Lied höre, und sofort sehe ich mein Leben und die Welt in neuer Beleuchtung, wie wenn sich Wolken verteilten und ein heller Sonnenstrahl auf die Erde fiele. Es wurde mir heute von diesem kleinen zarten Lied auf der Mauer, das wohl nicht länger als eine halbe Minute gedauert hat, so weich, so mild in der Brust. Ich bereute sofort alles Böse, was ich je einem Menschen zugefügt habe, und alle schroffen Gedanken und Gefühle, und ich beschloß wieder einmal, gut zu sein, einfach

gut um jeden Preis: das ist besser als „recht haben“ und über jede kleine Kränkung Buch führen. Und dann beschloß ich, Ihnen gleich heute zu schreiben, obwohl auf meinem Tisch seit gestern ein Täfelchen mit sieben Lebensregeln steht, die mich fortan leiten sollen und deren erste lautet: „keine Briefe schreiben“. Sehen Sie, so halte ich meine eigenen „ehernen“ Lebensregeln ein, so schwach bin ich! Wenn, wie Sie in Ihrem letzten Brief schrieben, dem starken Geschlecht die Frauen am meisten gefallen, wenn sie sich schwach zeigen, dann müßten Sie jetzt von mir entzückt sein: ich bin hier ach! so schwach, mehr als mir lieb ist.

Uebrigens redete da Ihr Kindermund wahrer als er ahnte, und das habe ich neulich auf die drolligste Weise erlebt. Sie haben doch wohl auf dem Kopenhagener Kongreß Camille Huysmans gesehen, den großen Jungen mit den dunklen Locken und dem typischen Vlamengesicht? Er ist ja jetzt der Hauptmacher der Stockholmer Konferenz. Zehn Jahre lang gehörten wir beide dem Internationalen Bureau an, und zehn Jahre lang haßten wir einander, sofern mein „Taubenherz“ (der Ausdruck stammt von — Heinrich Schulz, M. d. R.!! . . .) eines solchen Gefühls überhaupt fähig ist. Weshalb — ist schwer zu sagen. Ich glaube, er kann politisch tätige Frauen nicht leiden, mir fiel wohl sein impertinentes Gesicht auf die Nerven. Es fügte sich nun bei der letzten Sitzung in Brüssel, die angesichts des bevorstehenden Krieges Ende Juli 1914 stattfand, daß wir zum Schluß einige Stunden zusammen waren. Ich saß gerade — es war in einem eleganten Restaurant — bei einem Strauß Gladiolen, die auf dem Tische standen und in deren Anblick ich mich ganz vertiefte, ohne mich an dem politischen Gespräch zu beteiligen. Dann kam die Rede auf meine Abreise, wobei meine Hilflosigkeit in „irdischen Dingen“ zum Vorschein kam, mein ewiges Bedürfnis nach einem Vormund, der mir das Billett besorgt, mich in den richtigen Zug steckt, meine verlorenen Handtaschen einsammelt — kurz meine ganze blamable Schwäche, die Ihnen schon so viel frohe Augenblicke bereitet hat. Huysmans beobachtete mich schweigend die ganze Zeit, und der zehnjährige Haß wandelte sich in einer Stunde in glühende Freundschaft. Es war zum Lachen. Er hatte mich endlich schwach gesehen und war in seinem Element. Nun nahm er sofort meine Schicksale in seine Hand, schleppte mich zusammen mit Anseele, dem reizenden kleinen Wallonen, zu sich zu einem Souper, brachte mir eine kleine Katze, spielte und sang mir Mozart und Schubert vor. Er besitzt ein gutes Klavier und einen hübschen Tenor, und es war ihm eine neue Offenbarung, daß mir die musikalische Kultur Lebensluft ist. Besonders nett trug er die Schubertschen „Grenzen der Menschheit“ vor; den Schlußvers „Und mit uns spielen Wolken und Winde“ sang er ein paarmal in seiner drolligen vlämischen Aussprache — mit dem tiefen L in der Kehle, etwa wie „Wouken“ — in tiefer Ergriffenheit vor. Dann brachte er mich natürlich zum Zug, trug selbst meinen Koffer, saß

dann noch im Coupé mit mir und beschloß plötzlich: Mais il est impossible de vous laisser voyager seule! Als ob ich wirklich ein Säugling wäre. Kaum habe ich ihm ausgeredet, daß er mich nicht wenigstens bis zur deutschen Grenze begleitete, er sprang hinaus, erst als der Zug in Bewegung war, und rief noch: Au revoir à Paris! Wir sollten nämlich in zwei Wochen einen Kongreß in Paris abhalten. Das war am 31. Juli. Als aber mein Zug in Berlin anlangte, war hier die Mobilisation schon in vollem Gange, und zwei Tage später war das geliebte Belgien des armen Huysmans besetzt. „Und mit uns spielen Wolken und Winde", mußte ich mir wiederholen . . .

In zwei Wochen ist ein volles Jahr meiner Haft um, oder — wenn man von der kurzen Zwischenpause absieht — sind zwei volle Jahre um. Ach, wie täte mir jetzt ein Stündchen harmloses Plaudern wohl! Bei den Sprechstunden bespricht man natürlich nur hastig das Geschäftliche, und ich sitze meist wie auf Kohlen. Und sonst sehe und höre ich keine Menschenseele.

Jetzt ist 9 Uhr abends, aber natürlich taghell. So still ist es hier um mich, nur das Ticken der Uhr zu hören und aus der Ferne gedämpftes Bellen eines Hundes. Wie das merkwürdig anheimelnd wirkt, wenn man auf dem Lande abends fernes Hundegebell hört, nicht wahr? Gleich stelle ich mir ein gemütliches Bauernhaus vor, einen Mann in Hemdärmeln, der auf der Schwelle steht und mit einer alten Nachbarsfrau plaudert, seine Pfeife im Munde; aus dem Innern helle Kinderstimmen und Geschirrgeklapper, und draußen der Geruch reifen Getreides und das erste zaghafte Quaken der Frösche . . .

Adieu, Hänschen.

R.

---

PAUL MORAND

## LEWIS UND IRENE

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Zweite Fortsetzung.]

### VI.

Lewis kommt heim. Er möchte gern allein sein. Ein Milchkaffee ist sein Abendbrot. Er legt sich nieder; sein Kopf wirft einen großen Schatten auf die Decke.

Er öffnet eine Schublade und nimmt ein rotes Notizbuch heraus. Es ist das Verzeichnis aller Frauen, die er gehabt hat. Seit dem Waffenstillstand stehen vierhundertdreizehn Frauen mit ihrem Namen, ihrer Adresse und schrecklichen Einzelheiten darin; es gibt

nichts Brutaleres und Betrübenderes; Lewis macht kein Geheimnis daraus, aber benutzt seine Abenteuer nicht, um damit Reklame zu machen wie die nächstfolgende Generation.

Seit zwei Tagen hat er nicht die Zeit gehabt Eintragungen zu machen. Er nimmt den Bleistift und schreibt:

„Nr, 414, am 22. Oktober 1920, 8h10 abends.

Mrs. James Fergus (Elisabeth Mildred), Hôtel des Deux Mondes, Zimmer 102; einundzwanzig Jahre, geschieden; sucht eine Wohnung. Blond, rote Nägel, sehr hübsches Gesicht. Ganz klein, sehr nackt unter einem Seidenjersey. Keine Brust. Schöner Mund. Weiße, stellenweise sehr zerkratzte Haut. Rührend. Blaue Adern. Freundin von Monika van Selden, die sie mir aus New York schickt; kommt gerade in Paris an. Ich treffe sie beim Auspacken. Ich lege sie in einen Koffereinsatz und trage sie auf ihr Bett . . .“ (Hier folgen zwei nicht wiederzugebende Zeilen.)

Lewis möchte abschließen. Es fällt ihm aber nichts ein, und so liest er, um sich zu zerstreuen, die vorhergehenden Blätter.

„Nr. 413, am 19. Oktober, 6h abends.

Jeanne de Roquebeil (Berthe, Alice), siebenundzwanzig Jahre, 10 Avenue Kléber, Pflegerin im B.-Krankenhaus. Auf der Place de l'Opéra getroffen. Verheiratet. Ausgesprochene Nervenstörungen. Zwei Kinder. Literarisch. Kennt Pierre Benoit. Ins Hôtel Atlantide, Rue Pasquier mitgenommen. Starke Brust. Desto schlimmer. Später zweimal, am 20. und 21. Oktober, zu mir gekommen. Das erstemal um zwei Uhr morgens an die Luft gesetzt. Das zweite Mal an Martial weitergegeben. Man kann vormittags bis zehn Uhr unter Elysées 36—18 anläuten.“

— Seltsame Begegnung habe ich da gehabt, denkt Lewis. Diese Frauen! Wenn ihr Reflexionswinkel gleich ihrem Einfallswinkel wäre . . .

Er wendet um.

„Nr. 412, Renoir (Ernestine), am 15. Oktober 1920. Siebzehn Jahre. Milchmädchen, Passage Choiseul 6. Jungfrau. Sommersprossen. Sehr zarte Haut. Morgens getroffen, abends mit in den Bois genommen, usw. . . .“

Und darüber:

„Nr. 411, Halphen (Georgette), am 14. Oktober 1920. Achtundzwanzig Jahre. Erste bei Callot. Brünett. Große Kuh (sic!). Raucht Zigarren. Im Wagen vor dem Ministerium des Innern erledigt. An Martial weitergegeben, usw. . . .“

Er wirft das Notizbuch fort. So folgen sie einander, gefällig, leidenschaftlich, leichtgläubig, traurig, zu gut oder zu schlecht ernährt. Aus Nervosität und Langeweile beendet Lewis seine Abenteuer mit kinematographischer Geschwindigkeit. Er macht sich kaum die Mühe, „die kleinen Rollen“ von „intelligenter Darstellung“

zu unterscheiden. Er braucht stets Frauen, er weiß nicht warum. Er braucht sie, um sie im Profil anzusehen, um sie mit Geschenken zu überhäufen, um sie zu berauschen, um ihren Geist zu pflegen, um sie zu entweihen, um ihren Charakter zu bilden, um sie fortzuschicken, um seine Wut an ihnen auszulassen, um das Bett zu hüten und sie in wenigen Tagen mit ausländischer Literatur vertraut zu machen, um nicht allein zu essen, um aufzuwachen, um über Unangenehmes hinwegzukommen, um die Wahrheit zu ergründen und um zu reisen. Besonders, um zu reisen. Da sind sie am angenehmsten, lächelnder als anderswo. Beginnen Reisen nicht mit Röcken, um mit anderen Röcken zu enden? Diese Untreue gegen so viele Städte, Leute, Landschaften, ebensoviele Vergnügungen wie verschiedene Bettücher.

Sollte er allein nach Sizilien reisen? Eigentlich ist es eine Reise, die man mit einer Frau machen muß. Ein Phantasiegegenstand, ein sehr hübsches kleines Tier „früher im Besitze verschiedener Sammler“, wie es in Auktionskatalogen lautet —, sehr zärtlich, das immer von sich selbst reden, seine Kofferschlüssel verlieren, seinen Namen auf die beschlagenen Fenster schreiben und darauf warten würde, daß man auf jeder Station „Dinge aus der Gegend“ kaufen würde?

Nein, er wird allein reisen.

Lewis schläft fast niemals, kaum einige Stunden am Ende der Nacht. Das Haus ist still. Draußen regnet es. Es hat eben drei geschlagen. Jetzt kommt der günstige Zeitpunkt zum Arbeiten. Er zieht unter seinem Kopfkissen hervor: „Studie über den Unter-Grundbesitz in den europäischen Gesetzgebungen: Italien . . . . Code Napoléon, Lex Recconi, 18. März 1873.“

Er macht Notizen an den Rand, dann setzt er seine Brille auf und entwirft einen Vertrag für die Ausbeutung der Lager von San Lucido.

## VII.

Schnell und in der Blüte seiner Jahre hatte der Zug der Linie Paris—Lyon—Méditerranée Lewis dem Pariser Leben entführt. Nach dem Campanile des Lyoner Bahnhofes gleiten während des Diners die anmutigen Flußskizzen der Seine bis Charenton vorüber (Pinassen); dann die berauschenden Abhänge der Burgundergewächse; und dann hatte die Nacht bis Italien gedauert.

Lewis kannte Europa; er hatte es als Geschäftsmann durchrast, immer in Eile, ohne jemals seine Augen oder sein Herz zu öffnen. Er kannte Fahrpläne und Verbindungen, obwohl er es vorzog, die starren Reiserouten und zusammengesetzten Fahrscheine zu umgehen. Er opferte die Tiefe der Ausdehnung, und wie alle seine Zeitgenossen war er nebst seinen Nerven ein Opfer des Schnelligkeitsgeistes. Seine Liebe zum Geschäft war nur die Liebe zum Abenteuer. Er arbeitete, wie er gespielt hätte, anarchistisch, indi-

viduell, ohne sich um die Bedürfnisse des Landes oder der Zeit zu kümmern. „Ich pfeife," schrieb er an Martial, „auf das Wesen der Dinge."

Lewis verließ Paris und Frankreich gern; dieser „Cosmopolison", um mit Herrn Vandémanque zu sprechen, gestand es selbst, daß er sich außerhalb der Stadt heimatloser vorkomme als außerhalb der Grenzen.

Seine Heimat zu verlassen ist die größte Freude — nach der, wieder in die Heimat zurückzukehren. Von Modana ab hatte er jene neue Luft eingeatmet, die an den Pforten Frankreichs weht, als wäre es gar nicht das schönste Land, hatte er das Vergnügen empfunden, mit einem Menschen oder mit einer Sache in schwierigen, gespannten Beziehungen zu stehen, die jedoch wertvoll sind und deren Sinn am besten durch den Ausdruck „zarte Beziehungen" im eigentlichen Sinn des Wortes wiedergegeben werden kann. Die anderen Länder sind nur Stücke eines Kontinents der Welt; Frankreich ist ein geschlossenes Gefäß, eine vollkommene Substanz, die Europa interessiert, aber die sich nicht für Europa interessiert. Man fühlt, wie deutsche Städte zittern, wenn ein russisches Armeekorps die geringsten Manöver ausführt, wie ganz Spanien erschüttert wird, wenn in den marokkanischen Niederlassungen ein Schuß auf den Gouverneur abgegeben wird. Noch mehr London in seiner Weltnervosität, wenn es von einer neuen Petroleumbohrung in Mexiko oder von einem politischen Attentat im Pendschab hört. Aber Paris, das egoistische, bleibt immer Paris. Die Erregungen der Welt erreichen in der Vorstellung die Agenturen, gelangen in die Redaktionen und zu den Karikaturisten, und von dort zu einem lachenden Publikum, das Couplets daraus macht. Die feinsten Köpfe öffnen niemals eine Zeitung. Daher hat man stärker als anderswo beim Verlassen Frankreichs die Empfindung, zur rechten Zeit einem häuslichen Glück zu entgehen, die Gefahr zu vermeiden, die darin liegt, mit einer Frau zusammen zu leben, die einem genügt.

Ueberall jenseits der Grenze begann Europa. Die Tore Frankreichs nahmen durch diesen Umstand ein seltsames Aussehen an und waren trotz der Zollbeamten nicht mehr ganz national. Einen Augenblick hob sich gleich einer Zugbrücke die Befestigungslinie der Landkarte: Menton—Garavan, dem Blauen hingegen, wo die Zollbeamten ins Fenster gelehnt in einer Palmenhütte rauchen; die Drillichhosen trocknen im Freien, und eine Tafel verkündet, daß Frankreich dort aus dem Jahre 1861 stammt. Ein rauschender Gießbach stürzt über den gespaltenen Felsen, in dessen Höhlen der erste Mensch inmitten von Feuersteinen und Pferdezähnen schläft. Modana, das Lewis achtundvierzig Stunden vorher passiert hatte, ist über einem Gießbach aus Bronze ein Gang aus feuchten Steinen, wo Farnkraut an den Scheiben der Wagen vorbeigleitet; zwei Sprachen, ein Gleis. Dann Frasne- Vallorbe, wo das Land aus Eis-

wasser, schwarzen Fichten und düsteren Ebenen beginnt, eine Schärpe quer über Europa. In Kehl befindet sich die große Brücke, eine herrliche deutsche Arbeit, ein hastig über den Rhein geworfener Eiffelturm. Jeumont, Feignies, die Ausgänge nach Belgien, wo während der Nacht wie beim Auftreten einer Schauspielerin die Scheinwerfer der Grenzbeamten konvergieren. Ganz zu schweigen von den Bohrlöchern nach Spanien: Port-Bou und seine Vauban-Forts, entweihte Rosen, die sich mit dem Handel milder Medizinalweine befassen; Behobie und der Lärm der spanischen claxon, die die Pyrenäen hinaufklettern; Hendaye. Und die Internationale Brücke, wo die Guardia Civil der Gendarmerie die ausgelieferten Verbrecher übergibt. Ueberall hätte Lewis Frankreich verlassen, mit geschlossenen Augen seine Freiheit erringen können.

(Fortsetzung folgt.)

---

ALBERT EHRENSTEIN

## KRANKHEITSURLAUB

Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

Auf Kissen matt
Zwei Tage lag ich
Menschenfern.

Wen ein Amt hält,
Findet Frieden
Erst im Fieber.

Für Gedanken und Ruhe
Gewährt man Beamten
Keine Zeit.

Mein Zimmer ist klein.
Zwischen Traufe und Bambusgebüsch
Vom Lager hebt sich mein Aug zu den
Weißen Gipfeln.

Aber die Wolken, die über
Den fernen Schneebergen schweben,
Treiben Schamröte mir in mein Antlitz,
Das immer noch schmutzig vergraben ist in den
Weltstaub.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Oktoberwoche.

Die Insolvenz der Depositen- und Handelsbank in Berlin, einer in weitesten Kreisen mit Recht unbekannten Vereinigung von Inflationsfinanziers, böte an sich wenig Interesse und läge auf der natürlichen Linie der bankgewerblichen Deflation, wenn nicht die Reichspost es gewesen wäre, die vor einiger Zeit diesem zweifelhaften Institut einen Kredit von 900 000 Mk. eingeräumt hätte. Ein unvermuteter Zufall hat die Reichspost vor dem Verlust dieses erklecklichen Sümmchens (das das Eigenkapital der Depositen- und Handelsbank wahrscheinlich um ein Vielfaches übertraf) bewahrt. Die Familie Mannesmann entschloß sich nämlich aus irgendwelchen Gründen die Forderung der Reichspost zu übernehmen, so daß diese Gelder, für die die Gesamtheit der Steuerzahler hätte einstehen müssen, gerettet worden sind. Das Volumen des Geschäftes mag relativ gering sein. Seine prinzipielle Seite ist von der allergrößten Bedeutung. Wie peinlich den Beteiligten die Aufdeckung der Zusammenhänge gewesen sein mag, ging aus einem prompt erfolgenden Dementi des Reichspostministeriums hervor:

> W. T. B. meldete: Die deutsche Reichspost steht in keinerlei Geschäftsbeziehungen zu der Depositen- und Handelsbank A.-G. in Berlin und hat auch keine Kreditforderungen an diese Gesellschaft. Sie ist daher durch den Konkursantrag gegen die Depositen- und Handelsbank A.-G. in keiner Weise berührt.

Nach dem Buchstaben entsprach die Erklärung der Wahrheit. In dem Augenblick, in dem sie herausging, waren die Beziehungen zwischen Post und Depositen- und Handelsbank bereits erloschen. Die Absicht des Dementis ging aber zweifellos dahin, in der Oeffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, als seien die Meldungen über diese seltsamen Postgeschäfte gänzlich aus der Luft gegriffen. Hieße wirklich Alles verstehen — Alles verzeihen, so müßte in der Tat diese haarsträubende Irreführung, deren ein Ministerium sich aufs tiefste schämen sollte, begreiflich erscheinen. Handelt es sich doch um den ersten Fall, in dem die Rolle konkret enthüllt wird, die ein höchst widerwärtiger Typus von politisch-parlamentarischen Geschäftsmachern sehr zum Schaden des Ansehens der deutschen Republik neuerdings spielen darf. Ist es nicht schon

bedauerlich genug, daß das Parlament von Syndizi durchsetzt ist, deren Mandate vor jeder Wahl zwischen den Parteien und den geldspendenden wirtschaftlichen Verbänden ausgehandelt werden, daß auf diese Weise das Parlament zur Vertretung von ganz beschränkten Sonderinteressen degradiert wird, obwohl wir neben der politischen Volksvertretung schon einen Tummelplatz von „Sachverständigen" in Gestalt des Reichswirtschaftsrates besitzen? Wenn sich aber zu dieser Sorte von Volksvertretern nun gerade in den Mittelparteien eine Anzahl von Existenzen gesellen, die das private Geschäftemachen auf der Basis ihres Mandats als ein regelrechtes Metier ansehen, so ist das einfach unerträglich. Selten bietet sich die Gelegenheit solche unerhörten Verstöße gegen elementare Anstandspflichten eines Volksvertreters nachzuweisen. Den Eingeweihten ist der Mund meist verschlossen. Die Gerüchte, daß Abgeordnete direkt oder mittelbar an der Kriegsanleihespekulation finanziell interessiert sind und gleichzeitig sich in der Aufwertungsdebatte besonders hervortun mit dem Hinweis, die Interessen der Expropriierten zu vertreten, haben sich zu ziemlich bestimmten Aussagen bereits verdichtet, ohne daß bisher eine bündige Widerlegung erfolgen konnte. Warum hat im Falle der Depositen- und Handelsbank die Reichspost einem ganz unansehnlichen Institut einen Kredit von beinahe einer Million Goldmark eingeräumt, obwohl mit diesem Betrag, wenn er dem produktiven Gewerbe zugekommen wäre, viel Nutzen gestiftet, Stillegungen und Arbeitslosigkeit vermieden werden konnte? Sind bei der Verleihung der Postgelder andere als sachliche Erwägungen ausschlaggebend gewesen? Ist, um es deutlich zu sagen, der Umstand irgendwie für die Post beim Abschluß dieses gewagten Geschäfts bestimmend gewesen, daß Herr Dr. Fleischer M. d. R. dem Aufsichtsrat dieses Unternehmens vorstand? Ist einwandfrei festgestellt, daß Herr Dr. Fleischer bei einer etwaigen Vermittlungstätigkeit keinerlei Provisionen, direkte oder indirekte, für seinen Dienst empfängt, oder — um die Konjugation, zu der die Reichspost durch ihre Dementis zwingt, durchzugehen — empfangen hat oder, empfangen wird oder empfangen sollte?

Die Bank elektrischer Werte, die bekannte Holding Gesellschaft der AEG hatte vor dem Kriege ein Kapital von rund 45 Mill. M. Stammaktien, 20 Millionen M. Vorzugsaktien und 66 Millionen M. Obligationen. Von ihrer Anleiheschuld ist die BEW mit Hilfe der Aufwertungsverordnung noch im richtigen Augenblick zu 85 Prozent befreit worden, nachdem sie kurz vorher durch Landgerichtsurteil angesichts ihrer gesamten Situation zu 100 Proz. Aufwertung verurteilt worden war. Diese Sorge war also von ihr genommen. Das Objekt ihrer Mißgunst sind seither die 20 Mill. M. Vorzugsaktien, die im Jahre 1907, also gegen volle Goldein-

zahlung geschaffen worden sind. Diese Vorzugsaktien sind in der Inflation nicht vermehrt worden, haben auch kein Bezugsrecht auf Stammaktien eingeräumt erhalten, sondern blieben auf ihre festbegrenzte geringe Nominaldividende beschränkt. Die Stammaktien hingegen sind in den letzten Jahren auf mehr als das 10fache verwässert worden. Die Umstellung des Kapitals auf Goldmark soll nunmehr nach Nachrichten, die im wesentlichen unwidersprochen geblieben sind, in der Weise erfolgen, daß die Vorzugsaktien gemäß ihrem Nennwerte genau ebenso behandelt werden wie die Stammaktien. Während also die Vorzugsaktien früher mit etwa einem Drittel an dem Gesamtunternehmen partipizierten, wird ihr Anteil bei dieser Art der Umstellung auf 4 oder 5 Prozent herabgedrückt. Die BEW befindet sich mit diesem Plan zunächst formell im Recht; denn die Goldbilanzverordnung läßt es für ihren Fall ausdrücklich zu, daß die Umstellung nach dem Nominalwert erfolgt. Für Fälle aber, in denen diese Behandlung eine offensichtliche Ungerechtigkeit bedeutet, gibt sie die Möglichkeit, durch Anrufung einer Schiedsstelle eine andere Regelung herbeizuführen. Dieses Recht stand nach dem Wortlaut der Verordnung jedem einzelnen Aktionär zu, der sich benachteiligt fühlte. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß Vorzugsaktionäre der BEW davon Gebrauch machen würden. Zum Zwecke eines organisierten Vorgehens hatten sich bereits eine Anzahl von ihnen zusammengeschlossen, die die Klage beim Schiedsgericht eingereicht und zweifellos einen Erfolg damit erzielt hätten. Soweit befand sich alles im Lot. Da erschien plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel eine Durchführungsverfügung zur Goldbilanzverordnung. Sie bestimmte, daß zur Klageerhebung nicht jeder einzelne Aktionär, sondern nur eine Minorität befugt sei, die mindestens ein Zehntel von den Aktien der betreffenden Kategorie umfaßte. Nun hatte es die BEW im Laufe der Zeit verstanden (vor allem mittels eines sehr anfechtbaren Umtauschangebots, auf das zahlreiche Kleinaktionäre hereingefallen waren) die überwiegende Mehrheit der Vorzugsaktien zu billigem Preise in eigenen Besitz oder in die Hand ihrer Freunde zu bringen. Die Schutzvereinigung vermochte also nur eine kleine Schar, jedenfalls weniger als 10 Prozent, bei sich zu sammeln. Die außenstehenden Vorzugsaktionäre sind somit durch die neue Verordnung mundtot gemacht, und die BEW kann die lästigen Geldgeber von ehedem in der ihr genehmen Weise abspeisen. Wer die Fäden kennt, die sich zwischen der betreffenden Industriegruppe und den Behörden schlingen, möchte zweifeln, daß es sich bei dieser Entrechtung der Vorzugsaktionäre der BEW um einen bloßen Zufall handelt, der vermutet vielmehr ein neues Intrigenspiel, bei dem die Legislative nicht einmal der schiebende, sondern — zum wievielsten Mal? — der geschobene Teil sein dürfte.

# GLOSSEN

## REVANCHE

Im Haag hat in vergangener Woche eine öffentliche Diskussion über die Abrüstung stattgefunden zwischen einem pazifistischen Demokraten und dem früheren Oberbefehlshaber der holländischen Armee. Der General hat nicht gut abgeschnitten, hat im wesentlichen Generalsargumentationen ausgespielt, also ... Aber wir wollen nicht über holländische Generale splitterrichtern. Sie sind uns räumlich fern und eben auch nur Generale. Aber ein Ruhmeskranz für sich gebührt doch diesem Herrn Snyders, der sich einem ganz gewöhnlichen pazifistischen Gelehrten zur öffentlichen Auseinandersetzung stellte, der mit ihm auf offenem Markte stritt, ganz so, als wäre das ein Mensch. Man denke sich bei uns etwa ein Rededuell zwischen Herrn von Seeckt und Quidde oder Gerlach. Herr von Seeckt zieht es einstweilen vor, den Verkehr mit genannten Herren durch Herrn Ebermeier besorgen zu lassen.

So freundlich sich also in einer Hinsicht der holländische General von seinen deutschen Kollegen abhebt, in einem hat er in dieselbe Kerbe gehauen. Er ist ungemein zufrieden mit den sich immer erweiternden Möglichkeiten des chemischen Krieges. Er sieht darin eine Humanisierung. Je härter, desto kürzer, desto besser. Wir kennen das Lied. Auch der gute, alte Hindenburg hat es häufig genug Interviewern vorgesungen. Es muß ohne Zweifel angenehmer sein, erstickt als durchlöchert zu werden.

Auch in Deutschland hat der technische Krieg seine Bewunderer. Alte Generale, die in ihrer Kadettenzeit noch mit Steinschloßpistolen hantiert haben, predigen begeistert die frohe Botschaft des Bromazeton oder Chlorpikrin. Wir sind doch modern. Wir machen spielend den Uebergang von der schimmernden zur stinkenden Wehr. Und wenn die französische Revanche von 1914 noch in roten Hosen vor Mülhausen erschien, die deutsche Revanche von 19?? wird im schlichten Kittel des Kammerjägers aufs Blachfeld treten und als Standarte das Plakat einer Insektenpulver-Fabrik führen.

In einer Philippika gegen Deimling schrieb vor ein paar Monaten in der „Kreuzzeitung“ ein tapferer alter Heerführer die beherzigenswerte Mahnung: Nur keine Aufregung von wegen Gas! Zugleich mit den Angriffswaffen schafft die Technik auch Abwehrmittel. Wenn die Giftgase erst so hübsch populär geworden sind, dann wird auch die Gasmaske so allgemein geworden sein wie heute der Regenschirm.

Das ist Gehirnschwund, wenn auch mit mildernden Umständen. Diese martialischen Greise treiben die Eisenfresserei, richtiger Gasschlukkerei, in einer Weise, die einen Schimmer versöhnender Komik auf die traurige Profession wirft. Die französische Revanche war eine üble Petroleumhexe, eine rothaarige, hysterische Metze mit frech entblößten Brüsten. Die deutsche Revanche ist eine hochgeschlossene, spinöse Stifts-

dame, der der Regenschirm besser steht als die Tricolore. Sie mag sich noch so sehr ereifern, mit dem Regenschirm erhitzt man keine Männer.

Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab. Aber er denkt nicht daran zu trommeln, beileibe nicht. Ein Blick auf die Rachegöttin, und er kriecht mit scheppernden Knochen in den Hades zurück. *Carl v. Ossietzky.*

—

## BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

1.

*Brief eines „Lebenslänglichen“*

Die Gefangenen dürfen in der Regel nur alle Monate je einen Brief schreiben und empfangen. Oefter eingehende Briefe, auch Ansichtskarten, ferner Briefe strafbaren, beleidigenden und sonst ungehörigen Inhalts und solche, die über 4 Seiten gewöhnlichen Briefformats lang, zu eng, zu klein und undeutlich geschrieben sind, werden nicht ausgehändigt, bzw. abgesandt. Ungenügend freigemachte Briefe werden nicht angenommen. Die Beifügung von Briefmarken oder Geld ist unzulässig.

Besuche werden nur den nächsten Angehörigen, die sich genügend ausweisen können, und zwar alle drei Monate einmal am Sonntag oder Mittwoch, mittags von 11 Uhr bis 1 Uhr, nach schriftlicher Genehmigung gestattet.

Strafanstalt Sonnenburg Neumark, den 14. 9. 24.

Sehr geehrter Herr Großmann!

Als ein Unbekannter, Namenloser, schreibe ich Ihnen diesen Brief aus einem Totenhause. Doch: „Es sind nicht alle tot, die begraben sind!“ — Sie werden sehr erstaunt sein! Ich weiß das. Doch gleichviel — ich vertraue auf Ihre Güte und Ihren Glauben an den Menschen. Lassen Sie sich bitte nicht abstoßen von Worten, von denen ich vielleicht nicht immer die richtigen finde: Glauben Sie vielmehr an die Wahrheit dieser Worte!

Herr Großmann! — die einen Menschen haben Schränke voll Bücher und alles Wissen — und die anderen haben nur die Sehnsucht danach und keine Möglichkeit, sie zu befriedigen; — und doch sollten beide zusammenkommen! M ü s s e n beide zusammenkommen! Und damit habe ich den Zweck meines Schreibens ausgesprochen: S i e haben den Besitz und ich die Sehnsucht, den Mangel, das B e d ü r f n i s ! — nicht nach dem Besitz, aber nach dem, was ich zum Leben brauche, nach meinem A n t e i l ! Denn ich bin ein Mensch! Habe furchtbare Jahre der Einsamkeit hinter mir und wie kein anderer das Bedürfnis nach geistiger Nahrung, nach Hilfe gegen den geistigen Hunger! H u n g e r t u t w e h ! Ich weiß, daß ich zu einem Satten spreche! Sehen Sie, Herr Großmann, darum habe ich mich nach langen Erwägungen entschlossen, gerade Ihnen die Hand entgegenzustrecken, zum „Bruder Mensch! helfen wir einander!“ Ich habe mir gesagt: „Deine Zwangslage entschuldigt er! Und dann: halte diesen Menschen nicht für kleiner wie dich selbst — das Opfer!“ Nun komme ich zu Ihnen und bitte Sie als einsamer Mensch: Sehen Sie doch einmal ihre vielen Bücher daraufhin an, ob Sie nicht manches haben, das Sie entbehren können, und das mir viel, viel sein könnte!! Und dann schenken oder leihen Sie es mir!!! — Kaufen kann ich mir keine Bücher, denn ich bin mittellos! Aber das Porto für Hin- und Rücksendung könnte ich von meiner Arbeitsbelohnung tragen. Sie würden sich einen Menschen zu größter Dankbarkeit verpflichten! Sie würden einem Menschen h e l f e n ! ! Vorwärtshelfen!!! Rings um mich ist der geistige Tod — Sie wissen, wie

gefährlich der ist! Und wenn ich aus diesen Verschüttungen hervorgehe, dann möchte ich doch geheilt daraus hervorgehen! Vielleicht haben Sie einen Bekannten, der sich für meinen geistigen Hunger interessiert?! (So unbescheiden bin ich!) — Sie werden fragen: Aber die Strafanstalten haben doch Bibliotheken? Oh, gewiß doch! „Es gibt so ne und gibt so ne!" sagt der Berliner! Bedenken Sie auch, daß ich bereits 5 Jahre hinter diesen Mauern zubringe! Das für mich wertvolle an Büchern von hier habe ich in dieser Zeit mehrmals durchgepflügt! Was ich jetzt vor allen Dingen so sehnlich wünsche (T o l s t o i, „Reden Gotamos Buddhas" usw.) ist hier unbekannt.

Ueber mich selbst ist wenig zu sagen: Im Jahre 1919 wurde ich vom außerordentlichen Kriegsgericht in Berlin zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt (wegen Raub mit Todesfolge) und sitze nun schon viele Jahre hier und sehne mich nach Freiheit, nach meiner Schwabenheimat und nach guten Menschen! — Mein Glaube an Sie ist groß! Seien Sie gut zu Ihrem dankbaren

*W. Moll.*

2.

*Protest aus Kassel*

Sie haben uns durch Kurt Kersten eine schallende Ohrfeige versetzen lassen. (Siehe Tage-Buch Heft 37.) Kersten erklärt, er möchte nicht in Kassel begraben sein.

Wir bedauern lebhaft (soweit Kasseler lebhaft sein können) auf dieses Arrangement nicht eingehen zu können.

Wenn Kersten nicht mit uns leben will, seine Leiche wollen wir auch nicht. Wir gestatten ihm aber, sich einmal im neuen Krematorium verbrennen zu lassen.

Sachlich hat er recht. (Deshalb sind wir ja so wütend.) Der Besitzer der Weinstube Nobis hat sein von Künstlerhand geschmücktes Lokal wieder überpinseln lassen — weil die verehrten Stammgäste es so wollten. Die Lokalpresse schweigt den Fall tot. Sie schweigt auch den Kersten'schen Artikel tot. Warum dran rühren! Man ärgert nur die guten Abonnenten und nützen tut es doch nichts. Kassel hat andere Sorgen. Seines Herzens größter Kummer heißt Philipp Scheidemann. Ich glaube, wenn man ihn wegkriegen könnte, würde man sogar die Rembrandts in der Gemäldegalerie überpinseln lassen. Wir erinnern uns dunkel, daß wir einmal eine vornehme Kunststadt waren. Doch das ist lange her! Was heute in Kassel den Ton angibt, pro et contra Scheidemann, hat durchaus recht, wenn es sich gegenseitig sehr abfällig voneinander äußert.

Sie haben uns eine Ohrfeige versetzt. Sie dürfen es. Wenn man selbst in der duftenden Reinheit Berliner Luft lebt, hat man für übele Düfte aus der Provinz naturgemäß eine feine Nase. Aber was wollen Sie! Nicht jeder kann in der Siegesallee echte Kunst studieren, nicht jeder Gustav Stresemann den Seinen nennen. *Ernst Berg.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

O s s i p K a l e n t e r: H e r b s t l i c h e S t a n z e n. (Privatdruck.)

Da meine geschätzten Rezensenten doch nur immer die Vokabeln zart,

ironisch, pastellhaft, melancholisch, dünkeltönend usw. wiederholen und ich niemand zumuten möchte, den alten Leim neu aufgewärmt zu lesen, erlaube ich mir genannten schmalen Band einem geehrten Publico selber anzuzeigen. Zu den Versen also: dunkeltönend, melancholisch, pastellhaft usw. Aber zum Druck: ich kann Ihnen sagen! Peter Gerhard Herms, ein junger Mann (früh übt sich, was ein Hegner werden will), höflich, nett, bescheiden, mittelgroß und mit einer unglücklichen Liebe zu der herrlichen Herzogin Uta begabt, als welche leider schon vor achthundert Jahren gestorben, heute aber noch steinern im Dom zu Naumburg zu sehn ist . . . also derselbe setzte und druckte bei Poeschel & Trepte die Stanzen auf einem herbstlich fahlen Bütten in der edelsten, vielleicht auch rührendsten aller alten Schriften: der Walbaumantiqua mit dem altfranzösisch zierlichen langen s. Herr Herms fügte meinem Gedicht ein eignes hinzu: den Einband in Silbergrau. Herr Heinrich Hußmann, den ich nicht einmal näher kenne, radierte zwei Bildchen und eine Vignette, die ich mir gar nicht besser wünschen kann. Kurz, ich finde das Ganze entzückend. Wenn Sie, lieber Tagebuchleser, nach alledem Neigung verspüren, den kleinen Band zu besitzen, so teilen Sie das, bitte, Herrn P. G. Herms, Leipzig, Kantstraße 19, mit. Er wirds wohl machen. Und wird, soweit ich ihn kenne, nicht allzu viel dafür verlangen. O. K.

Franz Werfel: Verdi. Roman der Oper. (Verlag Paul Zsolnay, Berlin-Wien.)

Dieser Roman ist selbst Oper mit allem Aufgebot wundersamer Melodien. Vor der Szene Venedig und in weiterer Perspektive: vor der Szene Italien erwacht italienische Melodik. Der Komponist Verdi wird zum Typus des tragischen Helden geprägt, der, allein der inneren Stimme, nicht der Verführung des Intellekts folgend, als Mensch der Musik lebt, der nun in der Stunde des Greisenalters das Versagen der Kraft und den Schatten eines Anderen erleidet. Er ist weiß Gott nicht franziskanisch, das still hinzunehmen, seine Seele empört sich, er plant und scheitert von neuem; es treibt ihn, in einer erzwungenen Begegnung Wagner niederzuringen. Diese Begegnung geschieht nicht, aber aus diesem Kampf der inneren Kräfte, der Reflexionen, aus der Romantik des Ortes und unter dem magischen Eindruck der Selbstbezwingung lösen sich die Flügel noch einmal: es kommt zum Ausbruch der Melodie: er schreibt den „Othello". Das Buch umfaßt wenige Wochen, es geht um Tage und Stunden; eine Fülle erfüllter Figuren ist aufgeboten, Venedig gibt seine menschlichen Stimmen her, nicht nur seine Staffage. Wagner gleitet ein paar Mal vorüber, er bleibt ein Schatten, so sehr er das Wesen Verdis erschüttert, und man spürt, das Herz des Dichters ist nicht sehr mit ihm, und doch ist er mit aller Rhetorik, mit allem Intellekt noch sehr viel persönlicher in Leben und Bewegung gestellt, als in den berühmten bombastischen Kapiteln von d'Annunzios „Fuoco", denen der gleiche Ort und die gleiche Zeit eigen ist. Das Heroische aber dieser Roman-Oper erschöpft sich nicht in polaren Erscheinungen der Musikgeschichte, man könnte die großen Namen abstreifen, es bliebe der Atem großer Menschen — und vielleicht ist das die einzige Probe darauf, ob die Lebendigmachung historischer Figuren sinnvoll überhaupt gelungen ist. *K.*

---

ANEKDOTE

Professor Victor Basch, der soeben alle nationalen und liberalen Philister durch die fröhliche Verve seiner Vorträge aufpulvert, ist ein

alter Kampfhahn. Er war Einer der enragiertesten Kämpfer für Dreyfuß. Damals wohnte er mit seiner jungen Frau und vier kleinen Kindern in einem Häuschen in Rennes. Die Stadt des großen Kriegsgerichtes boykottierte ihn, der Bäcker wollte ihm kein Brot, der Milchmeier keine Milch verkaufen, und die Studenten bedrohten ihren Professor mit den wildesten Demonstrationen. Der Professor der Aesthetik war damals wie heute nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Eines Tages zieht eine Bande nationalistischer Studenten vor sein Haus und schreit: „A bas Basch, à bas Basch!“ Plötzlich erscheint der Professor auf dem Balkon seines Hauses und ruft den Studenten zu: „Habt ihr denn keine Ohren? Hört ihr denn nicht, wie entsetzlich das klingt: A bas Basch, à bas Basch. Sucht euch doch einen besseren Rhythmus. Ruft doch: Basch à l'eau, Basch à l'eau. Das kann man doch hören“ ...

---

## TIEDKE MALT BALKEN

Jakob Tiedke, so stand es im letzten T.-B. zu lesen, „Tiedke malte Balken“. Seit der große Komiker diesen Satz gelesen, läuft er tiefsinnig in Berlin herum und fragt alle Bekannten: „Können Sie mir sagen, wieso ich Balken male? Warum hält mich Großmann für einen Balkenmaler von Beruf? Was ist eigentlich ein Balkenmaler?“ Zur Beruhigung des großen Komikers muß also diesmal eine Druckfehler-Berichtigung im T.-B. erscheinen. Es soll also in der Besprechung der Shaw'schen „Helden“, jener bulgarischen Kriegerkomödie, richtig heißen: „Tiedke malte Balkan“, übrigens so ziemlich als der Einzige des sonst sehr europäischen Ensembles ... Bei der Gelegenheit sei noch ein Druckfehlerfloh geknickt. In der Castiglioni-Glosse im Tagebuch der Zeit wird von Castiglioni, dem „Monogolisten“ gesprochen. So mongolisch war es nicht gemeint. Es sollte von Castiglioni „dem Monologisten“ die Rede sein. Im übrigen hoffen wir, daß die Leser des T.-B. einfachere Druckfehler selbst korrigieren, d. h. falsch gestrichene Balken selber übermalen werden.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 40)




Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# DEUTSCHES THEATER

SCHUMANNSTR. 12—13a

Dienstag, den 14. Oktober, 7 Uhr

Zum ersten Male!

# DIE HEILIGE JOHANNA

Eine dramatische Chronik in sechs Bildern und einem Epilog

von

## BERNHARD SHAW

In der Übersetzung von

## SIEGFRIED TREBITSCH

*

Regie:

## MAX REINHARDT

Bühnenbilder:

## OSKAR STRNAD

*

ELISABETH BERGNER, RUDOLF FORSTER, PAUL HARTMANN, HERRMANN VALLENTIN, PAUL OTTO, WALTER FRANCK, ERNST GRONAU, LOTHAR MÜTHEL, FRIEDRICH KÜHNE, FERD. von ALTEN, LEOP. von LEDEBOUR, WALTER BRANDT, MATHIAS WIEMAN, HERMINE STERLER, MARTIN WOLFGANG, PAUL BILDT, WERNER KEPICH

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Oktoberwoche

Wer hat noch Lust, in der deutschen Politik nach Führern zu rufen? Aber daß die Herren Parteileithammel allmählich so viel Grütze erwerben, nicht stets denselben Schafsweg zu trotten, das darf man selbst von diesen, ach von der Natur so stiefmütterlich bedachten Geistern verlangen. Es steht seit Jahr und Tag fest, daß die Herrschaft des Parlamentes nicht möglich ist ohne ein anderes System der Parlamentswahl. In dem ersten Reichstag hat man wenigstens einen Anlauf zur Wahlreform genommen, sogar Herr Jarres, der so zögernd nach Duisburg zurückzieht, hat in seinem Ministerium einen Entwurf ausgearbeitet, aber dieser zweite Reichstag der bald verängstet nach rechts stürzenden, bald erschreckt auseinanderstiebenden, bald frierend zu einem Knäuel der Volksgemeinschaft zusammenkriechenden Herde hat über seine eigentliche Lebensfrage, über die Wahlreform, weder beraten noch nachgedacht. So sei denn hier, obwohl die Unheilbarkeit deutscher Parlamentarier festzustehen scheint, noch einmal gesagt, wo die Wurzeln der Aktionsunfähigkeit des Reichstags liegen.

Erstens: Die Abgeordneten müssen ihren Wählern verantwortlich sein. Also kleine Wahlkreise, Reduzierung der Reichslisten. (Alle unverantwortlichen Politiker kommen von dort. Die Reichsliste sollte eigentlich Liste der Reichen heißen. Alle Kapitalisten, die sich Mandat durch Parteibeiträge erkaufen, sprießen aus dieser Ecke).

Zweitens: Hinaufsetzung des Alters, mit welchem das aktive Wahlrecht beginnt. Der Deutsche ist mit 20 Jahren noch ein politisches Kind. Die Windjacken-Politiker, die Putsch- und Revolutionsnarren leben von den Zwanzigjährigen, deren Zahl zehnmal so groß ist wie die der Vierzigjährigen. Das Wahlrecht der Zwanzigjährigen bedeutet das dauernde Uebergewicht der Unreifen. Mindestens dürfte das Wahlrecht erst mit erreichtem 24. Lebensjahr gewonnen werden (wenn es schon gewonnen und nicht erworben werden soll).

Drittens: Die dümmste konventionelle Lüge, das Wahlrecht der Weiber, müßte beseitigt werden. Es gibt in Deutschland keine tau-

send Frauen, die politisches Interesse haben. Den Wahlkampf auf die Gewinnung der Weiber einrichten, heißt von vornherein, ihn dem Niveau der Verständnislosesten anpassen. Das verträgt vielleicht ein politisch geordnetes Land, ein innerlich krankes, überreiztes Volk, das erst sein politisches Gleichgewicht sucht, darf dieser demagogischen Grundlüge nicht ausgeliefert werden.

Ja, wir leiden an Minister-Diarrhöen, ja, wir laborieren alle drei Monate an Parlamentskrisen. aber keiner dieser ebenso kurz wie feig denkenden Führer von Hergt bis Hilferding denkt an die tiefer liegenden Gründe dieser Parlamentsdurchfälle. Der Reichstag wird falsch geboren und deshalb ist er vom Geburtstage an kränklich und lebensunfähig. Es nutzt nichts, ihn nur aufzulösen, man muß dafür sorgen, daß er richtig erzeugt wird. Aber wem predigt man das? Den dumpfen Routiniers der „Lage"? Politisieren muß bedeuten: Vorausdenken; die Politik der Hergt-Hilferding-Garde heißt: Nachhinken!

Der Rechtsausschuß des Reichstages hätte eine schöne Gelegenheit gehabt, dem Reichskanzler bei seinen Bemühungen um die Ueberwindung innerer Gegensätze zu helfen. Denn auf seiner Tagesordnung stand die Nachprüfung der ungeheuerlichen Urteile, die die volksfeindlichen Volksgerichte in Bayern während ihrer schändlichen Wirksamkeit gefällt haben. Damit wäre von der Seite des Rechts her das möglich geworden, was von der Seite der Gnade her längst hätte geschehen müssen: die Befreiung der politischen Gefangenen. Ist es nicht beschämend, daß die Reichsregierung sich zwar unter dem Drucke fremder Mächte bereit erklärt hat, die separatistischen Hochverräter zu begnadigen, dagegen all die Verurteilten ruhig weiter büßen läßt, deren Straftaten juristisch allenfalls gleich, moralisch sehr viel günstiger zu beurteilen sind? Der Rechtsausschuß hat freilich Pech und ist wenig geeignet, der Regierung für die eine ihrer beiden Seelen — Marke Volksgemeinschaft — zu helfen und der anderen — Marke Klassenherrschaft — Widerstand zu leisten. Denn sein Vorsitzender ist unglücklicherweise Iwan Katz. Sein in jeder Hinsicht großer Mund zerredet und zerschlägt alles, was dieser Ausschuß leisten könnte. Das ist umso verwunderlicher, als gerade Herr Katz verpflichtet wäre, im Interesse seiner Parteigenossen für Amnestie und Wiederaufnahme zu wirken. Denn sonst könnte der Verdacht entstehen, daß die gefangenen Kommunisten den noch freien gerade recht sind als Agitationsmaterial. Der Mensch als Material ist ja ein Begriff, der unseren Militaristen von ganz rechts und ganz links gemeinsam ist. Aber es scheint nicht nur an Herrn Katz zu liegen, daß der Ausschuß keine gute Arbeit leistet. Denn ausgerechnet jetzt haben die bürgerlichen Parteien unter Angriffen auf diesen Vorsitzenden einen anderen beantragt. Aber sie wollen sich bezeichnender Weise von Herrn Wallraf nicht einen anderen Kommunisten, sondern über-

haupt einen anderen Parteigänger schenken lassen. Das ist natürlich Unsinn. Denn wenn ein Kommunist neben einem Deutschnationalen Beisitzer sein kann, ausgerechnet am Staatsgerichtshofe zum Schutz der Republik, dann kann auch ein Kommunist Vorsitzender eines parlamentarischen Ausschusses sein. Freilich müßte er den Wunsch haben, das Recht zu suchen. Dann würde ihm auch die Rechte keine Schwierigkeiten zu machen wagen. Aber das ist das Unglück in der Republik: zwischen Recht und Rechts hat sie immer noch den Unterschied nicht begriffen.

Man denke sich einen in früher Entwicklungsperiode steckengebliebenen Stresemann, einen halbswegs entstresemannten Stresemann, in derber Holzschnittmanier altertümlich stilisiert, ohne fließende Eloquenz, ohne Agilität, mit gehemmten Pfiffigkeiten — und heraus kommt Herr Adam Stegerwald. An dem ist stresemännisch der treue Augenaufschlag nach rechts und die tiefeingewurzelte Neigung, mit schwammigen Burgfriedensparolen die republikanische Konsolidierung zu stören. Der Erfinder der Sonntagsangelegenheit und der Volksgemeinschaft ist für die deutsche Politik eine Freitagsangelegenheit erster Ordnung. Nun hat auf der Kölner Tagung der Christlichen Gewerkschaften dieser hartnäckig Betriebsame, dieser stille, unermüdliche Bastler in der Intrigen-Werkstatt, einen ersten ernsthaften Echec erlitten. Mit aller Deutlichkeit haben es ihm die Herren Imbusch und Joos gesagt, daß die christlichen Arbeiterverbände nicht dazu da sind, den persönlichen Marotten ihres Führers die Instrumente zu liefern. Herr Stegerwald sah den Sturm kommen. Er zog es deshalb vor, alles akut Aufreizende zu vermeiden und sich mit einem langatmigen Jagdzug ins Soziologische zu begnügen. Es war eine triste Expedition ohne Blitzlicht und Büchse, dürr, ergebnislos, ein verunglückter Versuch, die Hörer über den Zweck der Uebung hinwegzutäuschen. Der lag in ein paar Sätzen, in denen der Redner vorsichtig genug auf die gegenwärtige Situation einging und dringend die „Heranziehung der Deutschnationalen zur politischen Mitverantwortung“ forderte. Da wäre also wieder die alte Stegerwaldsche Patentidee, die jetzt seit drei Jahren der offene oder geheime Anlaß aller Regierungskrisen gewesen ist, zum mindesten jede einzelne davon in unglaublicher


*Adam Stegerwald.*

Weise verbösert hat. Man sagt Volksgemeinschaft und meint Bürgerblock. Damit hat man Wirth gestürzt, damit hat man Stresemann das Losungswort gegen Marx in den flinken Mund gelegt. Und obgleich der brave Adam diesmal weniger sichtbar scharwerkte als sonst, er hat auch jetzt wieder hinter den Fraktionskulissen im Schweiße seines Angesichts geschoben, und so diskret, daß man ihn im letzten Dorfwinkel rumoren hörte. Er ist der geborene Ressortchef für Regierungskatastrophen. Er versteht es, diesen flüchtigen Zwischenfällen eine Gediegenheit und Ausdehnung zu verleihen, wovon man im Palais Bourbon, das doch auch etliche versierte Spezialisten für dies Genre enthält, keine Ahnung hat. Es wäre schon am besten, man machte ihn zum Schutzheiligen für Kabinettskrisen, mit einer kleinen Kapelle im Reichstag. Die Einen werden ihm Wachskerzen opfern, damit es schneller geht, die Andern, damit es noch etwas dauert. Und er selbst wird dann vielleicht endlich zufrieden sein. Vielleicht . . . Aber wer weiß es, zu welchen Exzessen ein nicht fertig gewordener Stresemann fähig ist? Nein, da ziehen wir uns doch den kompletten vor.

Im Wirtschaftlichen Tagebuch der vorigen Nummer war einiges Unliebsame über Herrn Dr. Fleischer, Mitglied der Zentrumsfraktion, zu lesen. Wir schrieben:

> „Warum hat im Falle der Depositen- und Handelsbank die Reichspost einem ganz unansehnlichen Institut einen Kredit von beinahe einer Million Goldmark eingeräumt, obwohl mit diesem Betrag, wenn er dem produktiven Gewerbe zugekommen wäre, viel Nutzen gestiftet, Stilllegungen und Arbeitslosigkeit vermieden werden konnte? Sind bei der Verleihung der Postgelder andere als sachliche Erwägungen ausschlaggebend gewesen? Ist, um es deutlich zu sagen, der Umstand irgendwie bestimmend gewesen, daß Herr Dr. Fleischer, M. d. R., dem Aufsichtsrat dieses Unternehmens vorstand? Ist einwandfrei festgestellt, daß Herr Dr. Fleischer bei einer etwaigen Vermittlungstätigkeit keinerlei Provisionen, direkte oder indirekte, für seinen Dienst empfängt, oder — um die Konjugation, zu der die Reichspost durch ihre Dementis zwingt, durchzugehen — empfangen hat, oder empfangen wird oder empfangen sollte?“

Es ist leider notwendig, diese Sache aus der rein wirtschaftlichen nun auch in die politische Sphäre zu rücken. Zwar ist auch das zweite der trüben Kapitel, durch die sich die öffentliche Wirksamkeit des Dr. Fleischer neuestens auszeichnet, auf wirtschaftlichem Gebiet gelegen, — es handelt sich da um die Aufwertungsfrage, in der Herr Dr. Fleischer bekanntlich eine führende Rolle spielt. Aber die rein wirtschaftliche Kritik dieses Teils seiner Tätigkeit ist so rasch erledigt, daß man sich nicht lange bei ihr aufhalten muß. Sein Aufwertungsprojekt, das er dem Aufwertungsausschuß unterbreitete, ist dort wie überall so prompt zurückgewiesen worden, daß ökonomisch-sachlich kein Wort mehr darüber zu verlieren ist. Wie man indessen im Fall der Depositen- und Handelsbank leider sehr dringend mutmaßen muß, daß Herrn

Fleischers Tätigkeit nicht ganz selbstlos erfolgt ist, so ist seine Tätigkeit in der unendlich wichtigeren Aufwertungsfrage noch viel peinlicheren Kombinationen gleicher Art ausgesetzt. Die ganze Berliner Börse hatte, als die Kriegsanleihe-Spekulation einsetzte, kein wichtigeres Argument für ihre Hausse-Stimmung, als die Behauptung, daß auch Herr Dr. Fleischer, der ja im Aufwertungsausschuß sitzt, als Großkäufer am Markt zu beobachten sei. Und Herr Dr. Fleischer selbst hat in sehr ungestümem Eifer so viele Informationen hinausgehen lassen (nicht nur an Private, sondern auch an die Presse), in denen er die Annahme seines Antrages, kraft seiner internen parlamentarischen Kenntnisse, schon als gesichert darzustellen beliebte, daß man sich naiv vorkommen müßte, wollte man reine Objektivität voraussetzen. Wir haben wahrscheinlich, ohne daß die Fäden im einzelnen schon ganz zu erkennen wären, das ziemlich typische Bild einer Geschäftsmacherei auf politisch-parlamentarischer Basis vor uns, das in jeder Hinsicht unerträglich ist; sowohl vom Standpunkt des Parlaments, als vom Standpunkt der Partei, des Staats und des Staatsregimes. Ein öffentlicher Skandal ist bisher noch vermieden worden, obwohl, wie uns scheint, in gewissen Kreisen schon das Messer gewetzt wird, und obwohl in Zirkeln, die dem inneren Ring angehören, tagelang kaum über anderes gesprochen wurde. Aber ist es notwendig, daß der schleichende Skandal auch zu einem lärmenden wird? Es wäre, wie uns dünkt, eine Pflicht der Zentrumspartei, die Konsequenzen aus dem Fall zu ziehen und von Herrn Dr. Fleischer, — ob er nun mala fide oder nur aus der Kontrollosigkeit, zu der ungewohnte Möglichkeiten verführen, gehandelt habe, — in sichtbarer Weise abzurücken.


*Dr. Fleischer, M. d. R.*

Adolf Hitler hatte das „Tagebuch" verklagt. Es waren ihm hier einige sehr unangenehme Dinge über die Herkunft der Gelder gesagt worden, mit denen die nationalsozialistische Bewegung sich großfüttern ließ. Es kam zu zwei Verhandlungen in München. Der beklagte Stefan Großmann hatte vorerst die Abhörung von verhältnismäßig harmlosen Zeugen verlangt, nämlich der Leiter und Sekretäre des bayerischen Industriellenverbandes. So ein Prozeß muß mit strategischer Kunst geführt werden, die schweren

Kanonen aus dem Auslande sollten erst im letzten Augenblick angefahren werden. In den ersten Verhandlungen begnügten wir uns mit freundlichen Andeutungen, wir erwähnten die Ehrungen, die Henry Ford im Lager der Hitlerei erfahren hat. Des amerikanischen Milliardärs Photographie hängt oder hing im Allerheiligsten des völkischen Parteibureaus. In einer Tagfahrt erzählte ein völkischer Zeuge, der radikal beschränkte Parteisekretär Christian Weber (der gewöhnlich ein bayrisches Messer in der Stiefelröhre stecken hat), daß er oder sein College Herrn Ford einen feierlichen Empfang in München versprochen habe „a bissel scheener wie der Empfang vom Ebert". Der Abgeordnete Erhart Auer lüftete vorsichtig einen Zipfel seiner Wissenschaft von den Zusammenhängen der Hitlerei mit Ford. Noch war in der Verhandlung kein Wort von der Besprechung verraten worden, die Dietrich Eckart, Hitlers geistiger Leiter, mit dem Sekretär des Mr. Ford in Berlin gepflogen. Von der Verteilung der französischen Gelder durch Herrn Kautter war in diesem Vorspiel gar nicht die Rede gewesen. Versteht sich, keine Silbe über die Wege, die in die sehr französische Schweiz führten . . . Aber schon der erste Akt des Gerichtsschauspieles wurde von Herrn Hitlers Bundesgenossen sabotiert. Nicht einmal die Herren bayerischen Industriellen waren zum Erscheinen bei Gericht zu bewegen, sie ließen sich Krankheitszeugnisse schreiben und nahmen die kleinen Geldstrafen willig hin. Als ich, der Beklagte, bei der dritten Verhandlung in München nicht eintraf, weil ich wirklich krank war, da hatte der Amtsgerichtsrat F r a n k, ein bayrischer Richter, — ist das eine ausreichende Charakterisierung? — den kühnen Einfall, mir, der ein echtes Krankheitsdokument eingesendet hatte und durch meinen Anwalt vertreten war, durch Gerichtsbeschluß, wohlgemerkt in einem Beleidigungsverfahren, in dem ich schon zweimal erschienen war, die zwangsweise Vorführung durch Polizisten anzudrohen. Nun, ich ertrug die Drohung mit heiterem Mut, denn ich arbeitete mit meinem umsichtigen Anwalt M ü l l e r - H e i n z e an umfassenderen Beweisanträgen. Erst das Vorspiel des Prozesses hatte begonnen . . . Ach, es ist zur ganzen Vorstellung nicht gekommen! Herr Hitler vergaß plötzlich sich zur Wehr zu setzen, obwohl er doch gerade jetzt Zeit zum Nachdenken hat. Sein Anwalt verschlief weise den Verjährungstermin, und eines Tages wurde ich verständigt, das Verfahren, das Hitler mit faustgroßen Lettern gegen die „Berliner Canaille Stefan Großmann" angekündigt hatte, sei vom Gerichte eingestellt worden. Das große Reinigungsbad der Hitlerei ward abgesagt . . . Warum? Hatten die behutsamen Beweisanträge meines Anwalts schon so durchschlagend gewirkt? Oder klangen die Berichte der Spitzel, die sich an mich heranmachten, so entmutigend? Hatte der berühmte Major Gilbert, des Reichskommissarius Künzer trauriger Gehilfe, abwiegelnd berichtet? Wie immer es sei, das Verfahren vor dem Münchener Richter ward abgebrochen und Hitler hat mit

diesem stillen Rückzug eine viel bösere Niederlage erlitten als an dem Tage des Volksgerichtes, da er nur des Hochverrates schuldig gesprochen wurde. Hier war er selbst der Richter über sich! Hier hat er, indem er vor dem Urteil floh, sich selbst ein niederschmetterndes Urteil gesprochen!

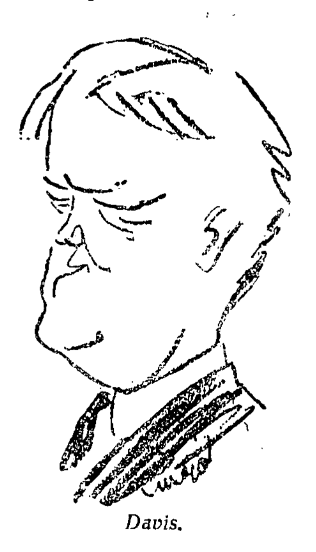
---

H. L. MENCKEN
(Baltimore)

## PRÄSIDENTSCHAFTSKANDIDATEN

### I.

Jetzt ist es für den guten Wähler an der Zeit, seine Augen offen zu halten; und ebenso seinen Geist. Nur von einem der vier hervorragenden Männer auf den beiden Hauptlisten weiß man etwas, und selbst von diesem einen, dem Hon. Mr. Coolidge weniger als wünschenswert. Es steht fest, daß er ein hartnäckiger kleiner Gesell mit spärlichem und phantasielosem Geist ist, aber sicher steht nicht fest, daß er ein Mann von irgendwelchen natürlichen Geistesgaben ist. Bei der skandalösen Daugherty-Angelegenheit und Denby-Affäre hat er eine schöne Verwirrung angerichtet, als er zu gleicher Zeit versuchte, festzuhalten und loszulassen, und eine noch schlimmere bei der Handhabung des Kongresses. Er scheint sehr wenig für den Umgang mit Menschen begabt zu sein und trotz seiner bäuerischen Steifnackigkeit in der Tat sehr wenig Entschlossenheit irgendwelcher Art zu haben. Die Möglichkeit besteht, daß, falls er im November gewählt wird, seine Verwaltungsperiode voller Wirren und Schwierigkeiten sein und schmach- und unheilvoll enden wird.


*Davis.*

Die große Geschäftswelt ist ihm scheinbar günstig gesinnt und damit auch die kleine Geschäftswelt. Diese Tatsache sollte schon genügen, daß ihm die Urteilsfähigen etwas argwöhnisch gegenüberstünden. Denn die große Geschäftswelt in Amerika ist alles dessen bar, was man selbst auch nur poetisch als Gemeinsinn bezeichnen könnte. Ganz ohne Hehl ist sie tagein, tagaus dabei zu „schaffen“ und daher für die Sorte Politiker zu haben, die ihr hier die besten Aussichten gibt. Um diese Aussichten zu erlangen, ist sie willens, jedes denkbare Opfer an Vernunft und Wohl-

anständigkeit zu bringen. So war die große Geschäftswelt auch für das Alkoholverbot, weil sie glaubte, daß ein nüchterner Arbeiter einen besseren Sklaven abgeben würde als einer, der ein paar Schnäpse getrunken hat. Sie war auch für all die groben Räubereien und Erpressungen, die während des Krieges möglich waren und zog aus allen ihren Vorteil. Sie war auch für das rohe Abwürgen der Redefreiheit, das damals im Namen des Patriotismus vorgenommen wurde, und ist auch jetzt noch dafür. Sie wandte sich auch hitzig gegen die Maßnahmen, die die Schweinereien von Fall, Doheny, Daugherty, Burns und Genossen enthüllten, wie sich auch Mr. Coolidge dagegen wandte. Er mag ja, wie man sagt, ein tugendhafter, fleißiger Mann sein, aber ganz sicher ist er in schlechter Gesellschaft.

II.

Und was soll man von Dr. Davis sagen? Seine Presseagenten scheinen den Ton auf zweierlei zu legen: daß er hochgradig intellektuell ist, ein Mann, der Bücher liest, und daß er ein erfolgreicher Rechtsanwalt ist. Die beiden Verdienste gehen leider nicht oft Hand in Hand, auch hat es sich noch nicht gezeigt, daß das eine wie das andere bei einem Präsidenten von großem Wert für den Staat ist. Der letzte Bücherleser, der im Weißen Hause gesessen hat, hat die Vereinigten Staaten in einen verderblichen Krieg gebracht, die Staatsschuld um 25 Milliarden vermehrt, die Bill of Rights zerstört und die Regierungsstellen mit solch seltsamem Geflügel wie Bryan, Lansing, Palmer, Burleson und Oberst House besetzt. Dieser Bücherwurm war auch ein Rechtsgelehrter, wenn auch ein schlechter.

Dr. Davis soll ein guter sein. Aber hat man Grund zu dem Glauben, daß unter Rechtsgelehrten die besten viel besser als die schlimmsten sind? Ich sehe keinen. Die ganze Verschwendungssucht und Unzulänglichkeit unserer gegenwärtigen Regierung sind in der Hauptsache Advokaten und, wenigstens zum Teil, guten Advokaten zu verdanken. Sie sind verantwortlich für neun Zehntel der nutzlosen und sündhaften Gesetze, die heute die Statutenbücher füllen, und für all die Uebelstände, die sich aus den vergeblichen Versuchen, sie durchzuführen, ergeben. Hinter jedem Einfall in die offenkundigen Rechte des Staatsbürgers steht ein Rechtsgelehrter. Wenn alle Advokaten morgen aufgehängt und ihre Knochen an eine Mah-Jong-Fabrik verkauft würden, so wären wir alle freier und sicherer und unsere Steuern würden fast um die Hälfte vermindert werden.

Dr. Davis ist ein Rechtsanwalt, dessen ganzes Leben dem Schutz der großen Unternehmungen der großen Geschäftswelt gewidmet war. Er pflegte für J. Pierpont Morgan zu arbeiten, und er hat selber gesagt, daß er auf diese Tatsache stolz ist. Mr. Morgan ist ein internationaler Bankier und gibt sich damit ab,

Nationen, denen es schlecht geht und die bedrängt sind, auszuquetschen. Seine Operationen werden durch die militärische Macht der Vereinigten Staaten sicher beschützt. Er war einer der Hauptkriegsgewinner des letzten Krieges und hat Millionen herausgeschlagen. Die staatlichen Hospitäler sind augenblicklich voll einbeiniger Soldaten, die seine Kapitalsanlagen damals tapfer beschützt haben, und die öffentlichen Schulen sind voller Jungens, die seine Kapitalsanlagen morgen beschützen werden. Mr. Davis, so scheint es, billigt dieses freundliche Geschäft und ist, wie gesagt, stolz auf seine Mitwirkung. Ich habe einmal einen Mann gekannt, der stolz auf seine Geschicklichkeit war, kleinen Hunden die Schwänze abzubeißen.

III.

Dies bringt uns zu den Kandidaten für die Vizepräsidentschaft. Von dem Hon. Mr. Dawes genügt es zu sagen, daß er eine helle Leuchte sowohl der Geschäftswelt als auch des Advokatentums ist. Er ist, was man so einen „sicheren Mann“ nennt, und andere Männer, die auch „sicher“ sind, sind ihm recht sympathisch. Als nach Kriegsende gewisse Kongreßmänner die Frage stellten, was aus einem Teil des für die Kriegführung bestimmten Geldes geworden sei, ist Mr. Dawes erschienen, hat sie recht herzhaft zum Teufel gewünscht und so zum Schweigen eingeschüchtert. Was aus dem Gelde geworden ist, hat sich nie herausgestellt.



*La Follette.*

Von dem Hon. Mr. Bryan kann ich wenig sagen, außer daß er ein Käppchen trägt und der Bruder des bedeutenden Jennings ist. Jennings war ein erbitterter Gegner von Dr. Dawers und drohte von der Liste zurückzutreten, wenn er vorgeschlagen würde. Also setzten sie Bruder Charley darauf und nagelten ihn so fest. Bruder Charley hat draußen in den Kuhstaaten weiter Politik getrieben durch Versprechungen, daß, wenn er gewählt würde, er den Preis für Kohlen und Gasolin herabsetzen würde. Seine Gegner haben tatsächlich versprochen, den Preis für Roggen und Weizen heraufzusetzen. Vor solche Wahl gestellt, haben die Landleute allgemein für Charley gestimmt, also für den kleinsten von zwei Schwindlern. Kurz, ein Politiker, der sich so einigermaßen über den Durchschnitt erhebt. Unähnlich seinem Bruder Jennings soll er im Zweifel über die wissenschaftliche Genauigkeit der Genesis sein, aber Jennings Beredsamkeit wird ausreichen, die länd-

lichen Fundamentalisten geschlossen zusammenzuhalten. In seinen jungen Tagen huldigte Charley dem Sport und hatte etwas mit Pferden zu tun. Aber jetzt sieht er mit seinem Käppchen wie ein ländlicher Leichenbestatter aus.

IV.

Bleibt noch der Hon. Mr. La Follette. Fast scheint es, als hätte er keine Hoffnung, wirklich auf den Thron zu gelangen; sein stiller Traum ist, daß er es bewerkstelligen möchte, die Wahl vor das Unterhaus zu bringen, wo er im Besitz des Uebergewichts die Wahl würde diktieren können. Aber was wird ihm das nützen? Sein Recht zum Diktieren wird, von der praktischen Seite betrachtet, einfach das Recht sein, zwischen dem Hon. Mr. Coolidge und dem Hon. Mr. Davis zu wählen. La Follette wird wahrscheinlich der dritte Mann sein, aber keiner glaubt, daß eine von beiden Seiten seiner Wahl zustimmen wird — und das Haus wird auf die drei hohen Männer angewiesen sein; es kann sich keinen Kandidaten von draußen heranholen.

Kurz, seine Macht wird, wenn man annimmt, daß er sowohl Mr. Coolidge wie Doktor Davis verhindert, im Wahlkollegium eine Majorität zu erlangen, nur einen Schädlichkeitswert haben, wie es die Rechtsgelehrten nennen. Er wird nicht imstande sein, irgend etwas für sich zu erlangen. Wird es ihm aber nicht möglich sein, da beide Teile von seiner Gnade abhängen, mit dem einen so gut wie mit dem andern einen Handel abzuschließen? Werden nicht beide zum Dank für seine Unterstützung willens sein, sein Programm anzunehmen und ihm so einen großen moralischen Sieg verschaffen? Natürlich, natürlich! Beide Seiten werden bereitwilligst alles versprechen über einen meilenhohen Turm von Bibeln. Und diejenige der beiden Seiten, die am meisten verspricht und so Mr. La Follette unterstützt, wird ihm zwei Stunden, nachdem ihr Kandidat öffentlich eingeführt ist, eine Grube graben.

Aber noch eine Möglichkeit bleibt übrig. La Follette ist bestimmt kein Waschlappen in der Politik. Es kann sein, daß er keiner Partei wird glauben wollen. In dem Falle wird überhaupt keine Wahl stattfinden, und der 1. März wird herankommen, ohne daß ein neuer Präsident bereit ist. Was wird dann geschehen? Mr. Coolidge, nehme ich an, wird versuchen, auf seinem Posten zu bleiben — und zehntausend eifrige Patrioten werden um Interdikte gegen ihn einkommen. Mit anderen Worten: die ganze Komödie wird an den Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten verlegt werden. Mit noch anderen Worten: sie wird unendlich gewöhnlich und närrisch, unendlich amüsant werden. Neun Advokaten, darunter ein guter, werden den Präsidenten wählen. Das sage ich jetzt schon, ich brauche dann aber das Stadion zum Lachen.

KARL SCHEFFLER

# JUSTI, LIEBERMANN UND DIE PRESSE

Der Streit, der seit einigen Monaten in der Berliner Presse unter dem Rubrum Justi-Liebermann ausgefochten wird, hat seinen Ausgang genommen von einem sehr aggressiven Aufsatz, den der Direktor der Nationalgalerie und des Kronprinzenpalais gegen die Frühjahrsausstellung der Akademie, deren Präsident Max Liebermann ist, für die D. A. Z. geschrieben hat. Dieser Angriff, der Fernerstehenden zunächst unmotiviert erscheinen mußte, war nicht sowohl eine Handlung künstlerischer Ueberzeugung, als vielmehr kunstpolitischer Taktik. Für einen Beschluß der Akademie, der das Kronprinzenpalais bedroht, sollte Vergeltung geübt werden. Diese Auffassung ist wenigstens in der Presse offen ausgesprochen und von Justi nicht berichtigt worden. Die in dieser Weise — man wird zugeben: mit einem untauglichen Mittel — bekämpfte Absicht der Akademie besteht darin, den Direktor des Kronprinzenpalais durch Akademiemitglieder in seinen Ankäufen und in seiner weiteren Museumspolitik kontrollieren zu lassen. Hiergegen hat, Justi sekundierend, fast die ganze Berliner Presse Einspruch erhoben. Grundsätzlich mit Recht. Denn es ist nichts von solchem Kommissionswesen zu erwarten, es hat sich längst als unfruchtbar erwiesen. Die Forderung, die die Akademie dem Minister unterbreitet und die zu verwirklichen dieser versprochen hat, ist zweischneidig, weil die Kontrolle fortbestehen würde, auch wenn Justi nicht mehr Direktor und Liebermann nicht mehr Präsident ist. Die Presse war im Recht, als sie den Gedanken der Akademie verwarf. Sie ist aber wie von selbst, als sie gegen die Akademie und im besonderen gegen Liebermann opponierte, zu sehr auf die Seite Justis geraten und zu dessen Parteigänger geworden; sie hat nicht genügend bedacht, daß man sehr wohl die Kontrolle der Akademie ablehnen, sich dabei aber durchaus kritisch gegen Justis Tätigkeit verhalten kann, daß man das von der Akademie gewollte Mittel verwerfen, und nichtsdestoweniger den Zweck prüfen kann. Die Tatsachen sind verwirrt worden. Nirgends ist eigentlich deutlich ausgesprochen worden, daß der Vorschlag der Akademie bereits mehrere Jahre alt ist und daß die wichtigsten Verhandlungen darüber in Gegenwart Justis, der Senator der Akademie ist, geführt worden sind. Es ist nicht klar gesagt worden, daß es nicht in der Absicht der Akademie liegt, eine neue Aufsichtskommission zu bilden, sondern daß in die längst bestehende Ankaufskommission nur einige Mitglieder delegiert werden sollen, und zwar im wesentlichen solche Mitglieder, die der Ankaufskommission bereits seit langem, wenn auch nicht offiziell als Vertreter der Akademie, angehören. Eine geradezu falsche Darstellung ist gegeben worden, als gesagt wurde, Liebermann strebe nach einer neuen Machtstellung, er wolle auch das Kronprinzenpalais persönlich regieren.

Die Mitglieder der Akademie haben ihren Präsidenten in die Kommission wählen wollen, doch hat Liebermann abgelehnt und nie daran gedacht, sich persönlich mit den Ankäufen des Kronprinzenpalais zu beschäftigen. Am schlimmsten ist, daß die Parteinahme für Justi zu einer Parteinahme gegen Liebermann ausgeartet ist, und daß der siebenundsiebzigjährige Maler, der die deutsche Kunst dem Ausland gegenüber ruhmreich vertritt, dessen Namen der Verunglimpfung unerreichbar sein sollte, stellenweis wahrhaft abscheulich behandelt worden ist. Seine Kunst wird heute ja mehr denn je hinter dem Hakenkreuz hervor betrachtet. Es wäre Pflicht gewesen, bei dieser Gelegenheit auf Liebermanns kunstpolitisches Vorleben zu blicken und daraus die Lehre zu ziehen, daß kein deutscher Künstler des neunzehnten Jahrhunderts einen ungemeinen Einfluß selbstloser für seine Kollegen nutzbar gemacht und mehr für die lebendig fortschreitende Kunst getan hat, daß keiner naiver in allen Handlungen und Worten immer nur die Kunst und das in die Zukunft Weisende gemeint hat, daß Liebermann einer der größten Idealisten der Tat ist, die die deutsche Kunst kennt. Abgesehen von dem, was er als Maler ist. Die öffentlich Urteilenden hätten fragen sollen: was treibt Liebermann dazu, für die Akademie ein Aufsichtsrecht über die Tätigkeit Justis zu erstreben? Nur Unwissende und Böswillige konnten antworten: Unverständnis für die neue Kunst oder gar ein Machthunger, wie wir ihn von Anton von Werner oder von Lenbach her kennen. Die Einsichtigen müssen zu dem Schluß kommen, daß Liebermann allein getrieben wird von der Sorge um die Zukunft der vornehmsten deutschen Galerie moderner Kunst, von der Sorge um den Begriff des Künstlerischen überhaupt. Hieraus ergibt sich denn von selbst die entscheidende Frage: ist es wirklich gut, was Ludwig Justi seit einer Reihe von Jahren tut? ist er der richtige Mann am rechten Platz? ist Liebermanns Sorge nur die Grille eines ärgerlich alternden Künstlers?

Es handelt sich in dem Streit nicht um die Beurteilung von etwas Grundsätzlichem, sondern um die Beurteilung einer Person und ihrer Tätigkeit. Der Streit geht nicht darum, ob es richtig oder falsch war ein „Museum des zwanzigsten Jahrhunderts“ zu machen, wie Justi es getan hat. Man kann vieles für ein solches Museum der Lebenden sagen und manches dagegen, man kann es einen Filter nennen, der nützliche Klärungsarbeit für die nationale Galerie endgültiger Werte leistet, kann aber auch anmerken, eine solche Galerie käme zu spät — wie es so der Lauf der Dinge ist —, da sie erst jetzt entsteht, wo es nicht mehr viele Werte zu sammeln gibt, die Aussicht auf Dauer haben. Grundsätzlich wird kaum jemand Einspruch erheben, ernstlich hat auch niemand opponiert, als Justi vor vielen Jahren schon den Plan auseinandersetzte. Nicht das Was steht in Frage, sondern das Wie; alles kommt auf die Art

der Verwirklichung an. Liebermann ist der Ansicht, daß Justi die Idee schlecht realisiert; ich selbst vertrete dieselbe Meinung seit Jahren; und viele andere, die Kunst zu beurteilen wissen, Künstler, Kunstfreunde, Angehörige der Universitäten und der Ministerien, bestätigen in Privatgesprächen immer wieder, daß sie von Justis Fähigkeiten gering denken. Die Kunstkritiker der Tagespresse sind freilich meist anderer Meinung. Sie stimmen zu oder lassen es schweigend zu, daß die Bilder Liebermanns aus der Nähe der Bilder Menzels, Thomas, Leibls, Rubens u. a. entfernt und im Kronprinzenpalais isoliert werden, daß die Werke Manets, Renoirs, Cézannes und ihrer Genossen nicht dort sind, wo Courbet und Delacroix die französische Malerei des neunzehnten Jahrhunderts repräsentieren, sondern in der Gesellschaft der Jüngsten, daß also die Idee einer „Galerie der Lebenden" willkürlich durchbrochen wird. Sie haben nichts Erhebliches gegen die Wahl jüngerer Künstler und ihrer Werke einzuwenden, finden an der Art des Hängens und der Herrichtung der Räume nichts Wesentliches auszusetzen, und stimmen im allgemeinen der Art zu, wie Justi die Pflicht eines modernen Galerieleiters, instruktive Ausstellungen zu machen, genügt. Was ist da zu tun? Wertung steht gegen Wertung, der Streit geht um das Subjektivste, was es gibt. Er geht aber auch darum, ob das Auge urteilen soll oder der Intellekt, ob die Anschauung zu werten hat oder der Begriff, ob wir, die Justi kritisieren, hinter der Zeit zurückgeblieben und akademisch geworden sind, ob wieder einmal die „Alten" den „Jungen" verständnislos gegenüberstehen, oder ob begrifflich eingestellte Menschen, benommen von Tendenzen, neuen Kunstmoden nachrennen, mehr von der Richtung als vom einzelnen Kunstwerk reden, und weniger die Leistung meinen als das Stilprinzip. Es ist ein Streit, in dem nichts bewiesen werden kann, in dem jeder sein Sprüchlein sagen muß, und worin es auf den Kredit ankommt, den der Urteilende bei denen hat, bei denen schließlich die Entscheidung liegt.

Man möchte das Publikum glauben machen, es ständen zwei Weltanschauungen gegeneinander: der Impressionismus und der Expressionismus. Das ist falsch. Die Malerei, die in Frankreich auf die Kunst der Impressionisten gefolgt ist, die in Deutschland nach Liebermann, Slevogt und Corinth gekommen ist, bedeutet keineswegs etwas ganz Neues. Niemals bricht die Geschichte jäh ab, große Gemeinschaften beginnen nie von heute auf morgen ein „neues Leben". Betrachtet man die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts als ein Ganzes, das in seinem natürlichen Gestaltwandel genau den Metamorphosen der bürgerlichen Gesellschaft folgt, so stellt sich der sogenannte Expressionismus als eine Umwandlung des Impressionismus dar, als eine Entwicklung hier zum Dekorativen, dort zum Konstruktiven. Geschichtlich betrachtet ist die europäische Malerei unserer Jahrzehnte als Manierismus anzusprechen, die

Jahrhundertbewegung klingt ab in einem neuartig erscheinenden, ideenreichen Akademismus, in einem literarisch bewegten Formalismus, der mit dem Kanon arbeitet, in Reaktion, die revolutionär anmutet. Das soll nicht Verkleinerung sein, es ist einfach eine Feststellung eines geschichtlichen Tatbestandes. Nichts ist damit gegen die Künstler gesagt; sie sind Kinder ihrer Zeit, dieser europäische Manierismus ist Schicksal. Da das Talent in ihnen aber nicht mehr unbefangen intuitiv arbeiten kann, überschreitet es nirgends eine mittlere Höhe. Es handelt sich nicht um einen neuen Aufstieg der Kunst, sondern um einen natürlichen Abstieg. Sehr wohl ist es freilich möglich, daß in diesem Manierismus die Keime eines neuen Stils der Zukunft enthalten sind. Es ist sogar wahrscheinlich. Jedesmal hat sich noch in der Kunst hinter den Stilmasken des Manierismus etwas Neues vorbereitet. Das liegt aber in einem weiten Felde. Sicher ist, daß es nicht einer neuen Einstellung zum Leben bedarf, um den Expressionismus in allen seinen Spielarten zu verstehen und seine Werke zu beurteilen. Wer ein Auge für die Kunst überhaupt hat, der hat es auch für diese Kunst. Die Expressionisten sind nicht schwerer zu verstehen als die Impressionisten; im Gegenteil, sie sind in dem Maße leichter zu begreifen, als in ihren Werken weniger Lebensessenz enthalten ist und mehr Formalistisches, als sie mehr Akademiker, das heißt Systematiker sind und weniger überraschend naiv als Persönlichkeiten. Die Impressionisten haben für verhältnismäßig wenige gearbeitet, die Expressionisten arbeiten für viele, sie sind Vertreter einer neuen Massenkunst. Es ist falsch, anzunehmen, die Geschichte kopiere sich selbst, es wiederhole sich anfängliche Verkennung und spätere Anerkennung wie einst Manet und Cézanne gegenüber. Dank der allgemeinen Angst unserer Generation, etwas zu versäumen, sind die Expressionisten kaum jemals verkannt gewesen. Die Impressionisten wurden unterschätzt, ihre Enkel werden eher überschätzt. Jedes geschichtliche Ereignis, vor allem in der Kunst, will besonders beurteilt sein, aus eigenen Voraussetzungen und Wesensbedingungen. Das eben macht das Urteilen so schwer; man muß sehr wachsam sein, darf nie theoretisieren und muß vor jedem Kunstwerk, einerlei welchem Ismus es zugeteilt wird, das Auge rein und unvoreingenommen werten lassen.

Darum kommt es in diesem Streit fast einzig darauf an festzustellen, wo die angeborene, durch strenge Selbsterziehung entwickelte und befestigte Gabe ist, mit dem Auge Qualitätsurteile fällen zu können, die ein gewisses Anrecht auf Gültigkeit haben, und wo diese Gabe nicht ist. Institutionen machen noch nicht Persönlichkeiten. Der Umstand, daß Justi eine Galerie des zwanzigsten Jahrhunderts geschaffen hat, gibt nicht die Garantie, daß er der rechte Mann war, es gut zu tun. Ich meine: er hat Künstler in die Galerie gebracht, die nicht hineingehören, hat von anderen Künst-

lern die falschen Werke gewählt, hat Nationalgalerie und Kronprinzenpalais falsch abgegrenzt, hat im Kronprinzenpalais überflüssige Ausstellungen gemacht und notwendige zu machen unterlassen, er hat endlich in der Nationalgalerie die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts so falsch betont, daß das geschichtliche Bild entstellt erscheint. Er ist gescheit und sehr geschickt, doch hat er kein Auge. Und glaubt sich doch berufen zur Leitung einer Experimentiergalerie, die, wie keine andere, ein sicheres Auge für Qualität fordert. Was ihm fehlt, was Liebermann, wenn auch mit einem untauglichen Mittel, bekämpft, ist durch Raisonnement und Betriebsamkeit nicht zu ersetzen. Nichts anderes soll gegen Justi eingewandt werden als sein Mangel an Kunstsinn, obwohl seine Kunstpolitik auch sonst Anlaß zu heftiger Kritik gibt. Denn dieser Mangel an Auge ist das entscheidende. Er leistet, mit Fleiß, Eifer und Anspannung vieler Kräfte eine Arbeit, wofür er nicht geschaffen ist. Nur darum wird er bekämpft. Er würde aber selbst aus diesem Grunde nicht bekämpft werden, wenn er nur unter vielen im Halblicht stände. Er steht jedoch an sichtbarster Stelle; was er tut und läßt, wirkt beispielhaft. Seine Arbeit und der laute Beifall, der sie begleitet, wird gefährlich, weil die Hauptstadt damit auf das ganze Land wirkt.

Die Dinge liegen so, daß alles in den letzten Jahrzehnten mühsam Errungene bedroht, ja zur Hälfte schon verloren ist. Die Deutschen waren — endlich! — auf dem Weg, bildende Kunst mit den Augen aufzunehmen, sie begannen endlich sich unbefangen einem sinnlich schönen Naturgefühl hinzugeben und lernten die Qualität sehen. Damit ist es wieder vorbei; es herrscht wieder die Idee, die dekorativ denkende Abstraktion, in seltsamen Verkappungen tritt ein neues Nazarenertum, eine neue Gedankenkunst hervor, Allegorie und Symbol werden von neuem zum Atelierspielzeug, ein falscher Tiefsinn nimmt das Wort und die künstlerische Sinnlichkeit verfällt der Verachtung. Eben erklang etwas wie Harmonie, da kam das Chaos wieder. Doch wird es keinen tanzenden Stern gebären. Talente sind genug da, es entstehen auch kräftige und schöne Werke. Talente und Werke aber unterliegen einer höchst bedenklichen Sensationierung der Form. Verderblich ist es, daß wieder einmal Traditionen gewaltsam zerrissen werden, daß getan wird, als begänne jetzt recht eigentlich erst die Kunst, daß junge, noch völlig ungeprüfte Künstler zu Meistern gestempelt werden, daß ihnen Bücher geschrieben, daß ihre tastenden Versuche schon von der ersten deutschen Galerie moderner Kunst angekauft werden, daß der Versuch soviel gilt wie das Gelingen, und daß dem Volk, das in die Museen kommt, um zu schauen und zu lernen, die neue Produktion wieder in falscher Betonung gezeigt wird. Das Publikum wird verwirrt und der Künstler wird verdorben. Beiden wird es zu leicht gemacht, beiden wird in einer unappetitlichen Art ge-

schmeichelt, beiden wird eine Bedeutung suggeriert, die notwendig zur leeren Geste führt, beide werden künstlich verrückt gemacht, sie verfallen eitlem Getue und verlieren das Verantwortungsgefühl.

Hierüber wäre noch manches zu sagen. Dieses aber ist es, was in der Person Justis bekämpft wird, was Liebermann meint, was viele gute Kunstfreunde mit Sorge und Entrüstung erfüllt. Kein Mensch hat etwas gegen die guten Bilder und Bildwerke begabter Künstler, nur weil sie sich Expressionisten nennen. Das wäre kindische Albernheit. Wir erheben nur Einspruch, weil wieder einmal die Flagge — das Programm — eine minderwertige Ladung decken soll.

---

ANATOLE FRANCE †

## DEBATTEN ZUR HAKENKREUZ-REPUBLIK

Anatole France, der soeben verstorbene große Erzähler, der literarische Stolz des humanistischen, des Herriotschen Frankreich und der vereinigten zivilisierten Frieden-wollenden Partei Europas, Anatole France war nicht ein Genie von goethischer Zeitlosigkeit, die über dem weiten, Weltalter und Erdkreise umspannenden Blick die nächste Gegenwart und engste Umgebung fast völlig vergißt. Seine Zeitromane zeichnen die politische Tages-Situation Frankreichs von 1885 bis 1900 mit einer durchdringenden Schärfe und Feinheit. Sie seien dem deutschen Leser von 1924 besonders ans Herz gelegt — nicht zuletzt aus sozusagen „aktuellen-Gründen“: denn die Parallelen zur gestrigen, heutigen und morgigen politischen Situation Deutschlands sind manchmal geradezu überwältigend.

Die hier ausgewählten Stellen aus der Romanserie „Histoire contemporaine“ (in der Uebersetzung des Musarionverlages) geben Aeußerungen aus Diskussionen innerhalb von geheimen „verbotenen“ Stahlhelmbünden wieder, um das Jahr 1899, zwischen dem zusammengebrochenen Putsch bei Faures Tode und dem geplanten aus Anlaß der Revision von Rennes, der von diesen Sprechern gerade eben vorbereitet wird.

Man lese sie: zum Teil als Spiegelbild dessen, was auch bei uns geschah und weitergeschieht, zum Teil als Warnung, was noch geschehen kann, wenn die Republik nicht die Courage zu sich selbst findet! H.

*Erste Vorbereitungen.*

„Teilt Ihr Vater Ihre Hoffnungen?“ fragte Herr de Gromance den Sekretär der royalistischen Jugend.

Denn die Meinung des Maitre Lacrisse, des Advokaten der Kongregationen, war nicht zu verachten. Er arbeitete zusammen mit dem Generalstab und bereitete den Prozeß von Rennes vor, redigierte die Aussagen der Generäle und repetierte sie mit ihnen.*) Er war eine der nationalistischen Leuchten der Justiz. Und, da er im Justizpalast ganz gut verdiente, fand er sich leicht damit ab, in einer Monarchie ohne König zu leben. Die Hoffnungen seines Sohnes teilte er durchaus nicht.

---

*) Gemeint sind die von den Geheimbünden „bereitgestellten“ Belastungszeugen gegen den Juden Dreyfuß.

„Mein Vater arbeitet auf seine Weise und ich auf die meine," antwortet Joseph Lacrisse. „Aber wir haben das gleiche Ziel im Auge."

Dann beugte er sich etwas vor und flüsterte der Baronin zu:

„Während sich der Prozeß in Rennes abspielt, werden wir den großen Coup ausführen."

„Möge Gott Ihnen beistehen," sagte Herr de Gromance mit einem Seufzer, der von Herzen kam. „Es ist wahrhaftig höchste Zeit, daß Frankreich gerettet werde."

Es war sehr heiß. Unter Stillschweigen wurde das Eis verzehrt. Dann kam allmählich die Unterhaltung wieder in Gang, drehte sich aber mehr um private und gleichgiltige Dinge. Die beiden Damen sprachen über Toiletten.

„Es heißt, daß diesen Winter die bauschigen Kleider modern sein werden." sagte Frau de Gromance . . .

Der junge Lacrisse war Sekretär der royalistischen Jugend in eben demselben Departement, wo die Baronin Bonmont ihre Güter und die Gromance ihre Schulden hatten.

Sie saßen an einem kleinen Tisch unter den Bäumen, Nachtfalter umflatterten die Kerzen hinter den rosa Lampenschirmen, und die fünf Menschen fühlten sich alle durch einen Gedanken verbunden, den Joseph Lacrisse auch glücklich zum Ausdruck brachte, indem er sagte:

„Man muß Frankreich retten!"

Es war die Zeit der großen Pläne und der hochfliegenden Hoffnungen. Gewiß, man hatte den Präsidenten Faure und den Minister Méline verloren, die beide — ersterer im Frack und Escarpins und mit großem Pomp, letzterer in bäurischem Anzug und groben Nagelschuhen — Republik und Gerechtigkeit zugrunde gerichtet hatten. Méline war aus dem Amt geschieden, und Faure war auf dem Höhepunkt des Festes zu Grabe gefahren. Gewiß, bei dem Begräbnis des nationalistischen Präsidenten war man nicht ganz auf seine Rechnung gekommen. Gewiß, die Herren von der „weißen Nelke" und von der „Kornblume" hatten dem Präsidenten Loubet*) den Hut eingedrückt, jedoch war ihnen dann dasselbe Schicksal durch die Fäuste der Sozialisten widerfahren. Gewiß, ein republikanisches Ministerium war gebildet worden und hatte sogar eine Majorität gefunden. **) Aber auf seiten der Reaktion standen Magistrat, Armee, Landadel, standen Handel, Industrie, ein Teil der Kammer und fast die gesamte Presse. Und, wie der junge Lacrisse richtig bemerkte, wäre es dem Justizminister eingefallen, bei den royalistischen und antisemitischen Komitees Haussuchung nach kompromittierenden Papieren zu halten, so hätte sich in ganz Frankreich kein einziger Polizeikommissar dazu bereit gefunden.

---

*) Dem damaligen Präsidenten der Republik.
**) Das Ministerium Waldeck-Rousseau.

„Wir werden immer mehr eingeengt. Ihr könnt sagen, was ihr wollt, — ich fühle es. Von Tag zu Tag zieht der Kreis sich enger um uns zusammmen. Unter dem Minister Méline hatten wir Luft und Spielraum, soviel wir nur wollten. Unsere Bewegungsfreiheit war in keiner Weise behindert."

Dabei fuhr er mit den Armen durch die Luft, um zu veranschaulichen, wie ungehindert man sich in jenen glücklichen Zeiten habe bewegen können, die nunmehr entschwunden waren, und fuhr dann fort:

„Unter Méline hatten wir alles. Wir, die Royalisten, hatten die Regierung, die Armee — das Gericht, die Administration und die Polizei."

„Das alles haben wir auch jetzt noch," sagte Henri de Brécé. „Und seit die Regierung sich unbeliebt macht, ist die öffentliche Meinung mehr als je auf unserer Seite."

„Aber es ist nicht mehr dasselbe. Unter Méline waren wir offiziös, waren Regierungspartei und konservativ. Die günstigste Stellung für eine Verschwörung. Méline hat uns einen ungeheuren Dienst erwiesen: zu seiner Zeit galten wir als vertrauenerweckend, denn er stellte uns als harmlose Leute hin, ebenso harmlos wie er selbst. Er sagte, wir seien die wahren Republikaner, und das Volk hat es geglaubt. Wenn man dabei sein Gesicht sah, konnte man nicht annehmen, daß er etwa nicht im Ernst sprach. Er hat es fertig gebracht, daß die öffentliche Meinung uns akzeptierte. Mir scheint, das ist keine Kleinigkeit."

„Ja, Méline war ein ehrlicher Kerl, das muß man ihm lassen," seufzte Henri de Brécé.

„Er war ein Patriot," sagte Joseph Lacrisse.

„Solange er am Ruder war," beharrte Léon, „hatten wir alles, waren wir alles und konnten wir alles. Wir brauchten uns nicht einmal zu verbergen. Wir standen nicht außerhalb der Republik, sondern über ihr, und wir beherrschten sie ganz von der Höhe unseres Patriotismus. Wir waren alles, wir waren Frankreich. Ich schwärme nicht für die Republik, aber man muß ihr lassen, daß sie manchmal ein gutherziges Ding ist. Unter Méline benahm sich die Polizei wunderbar, geradezu hinreißend. Ich übertreibe nicht — sie war einfach hinreißend. Bei einer royalistischen Kundgebung, die Sie, Brécé, in liebenswürdigster Weise arrangiert hatten, habe ich geschrien: Es lebe die Polizei! bis mir die Kehle wund war. Und es kam mir wirklich von Herzen. Die Polizisten hieben nicht schlecht auf die Republikaner ein. Gérault-Richard wurde eingesperrt, weil er gerufen hatte: Es lebe die Republik! Ja, Méline machte uns das Leben bequem. Wie eine Amme hat er uns gewiegt und eingeschläfert. Selbst der General Decuir sagte: Wozu sollen wir versuchen, die Bude umzustürzen und dabei einen Mißerfolg riskieren,

wo wir doch ohnehin alles haben, was wir wollen? O, ihr glücklichen Zeiten! Méline führte den Reigen an und wir tanzten alle einmütig zu seiner ländlichen Geige — Nationalisten, Monarchisten, Antisemiten und Bonapartisten. Es ging ganz volkstümlich zu, und man fühlte sich glücklich.

Unter Dupuy war ich schon nicht mehr so zufrieden; man konnte nicht so offenherzig mit ihm reden. Man fühlte sich nicht mehr so sicher. Es lag wohl kaum in seiner Absicht, uns zu schaden. Aber er war kein aufrichtiger Freund. Méline war der lustige Dorfspielmann, der den Hochzeitsreigen anführte — Dupuy ein ungeschickter Kutscher, der uns über Stock und Stein spazieren fuhr."

*Das Strafverfahren würde zu weit führen, — — denn es stecken auch Generäle dahinter.*

„Aber ich greife ihn gar nicht an, ich beobachte, studiere ihn, um ihn zu klassifizieren. Ich habe keinen Groll auf ihn. Er hat uns einen großen Dienst geleistet. Das dürfen wir ihm nicht vergessen. Ohne ihn wären wir längst alle eingesperrt. Gewiß — damals, bei Faures Begräbnis, als der große Coup am Katafalk mißglückt war, wären wir ohne ihn glatt erledigt gewesen, liebe Kinder."

„Aber seine Duldsamkeit galt nicht uns," sagte Joseph Lacrisse, die Nase in seiner Liste.

„Das weiß ich wohl. Er hat gleich eingesehen, daß da nichts zu machen war, daß auch Generäle dahinter steckten und es zu weit geführt hätte. Aber immerhin, wir sind ihm eine dicke Kerze schuldig."

*Die Polizei der Republik.*

„Das Ministerium Waldeck hat keinen einzigen Polizeikommissar zur Verfügung, aber auch keinen einzigen," bemerkte Lacrisse.

„Umso besser," sagte Henri Léon, „denn dieser einzige würde genügen, um uns alle drei ins Gefängnis zu bringen . . ."

*Die Gerichtshöfe der Republik.*

. . . Indessen zog der oberste Gerichtshof, der sich für den Royalisten-Prozeß nur mäßig interessierte, die Untersuchung endlos in die Länge . . .

*Die Wählerprogramme für die Provinz sind leicht zu formulieren . . .*

Bei der Festlegung des Programms ergaben sich keine Schwierigkeiten: Verteidigung der nationalen Armee gegen eine Bande von Rasenden. Bekämpfung des Kosmopolitismus. Abwendung der kommunistischen Gefahr. Bewilligung einer neuen Trambahnlinie. Hochhaltung der französischen Fahne. Verbesserung des Wasserleitungssystems. Das genügte für jeden Wahlkreis.

*Republikanische Gegendemonstrationen . . .*

„Und etwas anderes noch ist beängstigend, nämlich die allgemeine Schlaffheit. Ich möchte euch bei dieser Gelegenheit einen tiefen Ausspruch des Bürgers Bissolo berichten: Es war damals, als wir gemeinsam mit den Antisemiten spontane Kundgebungen gegen Loubet*) organisierten. Unsere Leute zogen über die Boulevards und schrien: ‚Panama! Demission! Es lebe die Armee!‘ Es war wundervoll. Der kleine Ponthieu und die beiden Söhne des Generals Decuir marschierten voran, auf dem Kopf den tadellosen Zylinder, eine weiße Nelke im Knopfloch, in der Hand eine Reitgerte mit goldenem Knopf. Und die Elite der Pariser Kamelots bildete den Zug. Die Kerls standen uns ohne weiteres zur Verfügung. Gute Bezahlung und kein Risiko! Es hätte sie bitter geschmerzt, bei einem solchen Fest nicht mittun zu dürfen. Na — und diese Fäuste, diese Rachen und diese Knüppel!

Natürlich ließ die Gegenmanifestation nicht lange auf sich warten. Andere Banden zogen auf, zwar nicht so zahlreich und nicht so glanzvoll wie die unseren, jedoch ziemlich kriegerisch und entschlossen, schritten auf uns zu und brüllten: ‚Es lebe die Republik!‘ Hier und da erscholl auch bei unseren Widersachern ein klägliches, vereinzeltes: ‚Es lebe Loubet!‘ Dieser ungewöhnliche Ruf reizte den Zorn der Polizisten, und sie stürzten sich erbittert auf die Front der Gegendemonstranten, die gleichzeitig auch von hinten angegriffen und verdroschen wurden. So gelang es der Polizei binnen kurzem, die Anhänger des Herrn Loubet zu zersprengen und ihre unbedeutenden Ueberreste auf die Wache zu schleppen. Solches geschah in jenen aufregenden Tagen. War es Herrn Loubet dort hinten im Elysée nicht bekannt, mit welchen Mitteln die Polizei das Ansehen des Staatsoberhauptes auf den Boulevards zu wahren wußte? Oder war es ihm bekannt, und er ließ es dennoch ruhig geschehen, weil er es eben nicht ändern konnte?“

*Schließlich muß die Justiz doch eingreifen . . .*

Da die Verteidigungsaktion gegen die Urheber des antirepublikanischen Komplotts auch Joseph Lacrisse bedrohte, brachte er seine Person und seine Papiere in Sicherheit. Der Polizeikommissar, dem es oblag, die Korrespondenz des royalistischen Komitees zu beschlagnahmen, war Weltmann genug, den Herren Mitgliedern desselben seinen Besuch anzumelden. Er setzte sie vierundzwanzig Stunden vorher in Kenntnis und verband solchermaßen die Höflichkeit mit dem legitimen Wunsch, seinen persönlichen Interessen zu dienen; denn er teilte die allgemeine Ansicht, daß das republikanische Ministerium demnächst gestürzt und durch ein Kabinett

*) Den Präsidenten.

Méline oder Ribot ersetzt werden würde. Als er nun im Bureau des Komitees erschien, waren alle Schubfächer und Aktenmappen leer. Der Beamte legte die Siegel an. Gleichzeitig wurde auch ein Pariser Adreßbuch von 1897, ein Automobilkatalog, ein Fechthandschuh und ein Päckchen Zigaretten, das auf dem marmornen Kaminsims lag, beschlagnahmt. Solchermaßen beachtete er die gesetzlichen Formen, was man ihm hoch anrechnen muß; die gesetzlichen Formen sollten immer beachtet werden. Dieser Polizeikommissar hieß Jonquille. Er war ein hervorragender Beamter und ein geistreicher Mensch. In seiner Jugend hatte er Chansons gedichtet und damit großen Erfolg errungen.

Joseph Lacrisse erholte sich bald von der Ueberraschung dieser unerwarteten Verfolgung. Bald sah er ein, daß unter der gegenwärtigen Regierung eine Verschwörung nicht so gefährlich war, wie unter dem ersten Kaiserreich oder der legitimen Königsherrschaft, und daß die dritte Republik nicht nach Blut dürstete. Er verachtete sie deshalb ein wenig, fühlte sich aber doch sehr erleichtert. Nur die Baronin Bonmont sah in ihm ein Opfer. Sie liebte ihn dafür um so mehr, und ihre großherzige Liebe äußerte sich in Seufzern, Tränen und Weinkrämpfen, so daß er zwei unvergeßliche Wochen mit ihr in Brüssel verlebte. Das war seine ganze Verbannung. Er war einer der ersten, dem die Niederschlagung des Prozesses durch den obersten Gerichtshof zugute kam. Es liegt mir durchaus fern, dies zu mißbilligen, und hätte man mir gefolgt, so hätte der oberste Gerichtshof überhaupt niemand verurteilt. Da man nicht den Mut hatte, alle Schuldigen zu verfolgen, war es nicht gerade vornehm, nur jene zu verurteilen, die man nicht fürchtete, noch dazu wegen der gleichen oder ganz ähnlicher Vergehen, derentwegen man sie schon einmal belangt hatte. Auch mußte es befremden, daß ausschließlich Zivilisten in eine militärische Verschwörung hineingezogen waren. Verschiedene vortreffliche Persönlichkeiten haben mir daraufhin geantwortet:

„Man wehrt sich eben so gut man kann."

Joseph Lacrisse hat nichts von seiner Energie eingebüßt. Er war bereit, die gewaltsam zerrissenen Fäden der Verschwörung wieder neu zu knüpfen, doch bald sah man ein, daß dies unmöglich war. Obgleich die Mehrzahl der mit den Haussuchungen betrauten Polizeikommissare sich gegen die angeklagten Royalisten nicht minder taktvoll benommen hatte als Herr Jonquille, waren ihnen trotz ihres guten Willens durch die Unvorsichtigkeit der Verschwörer oder durch Schicksalstücke allerhand Papiere in die Hände gefallen, die dem Prokurator der Republik über die geheime Organisation des Komitees Aufschluß gaben. Die Verschwörer konnten sich nicht mehr in Sicherheit wiegen, und alle Hoffnung war geschwunden, mit den Schwalben auch den König wiederkehren zu sehen.

# UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE

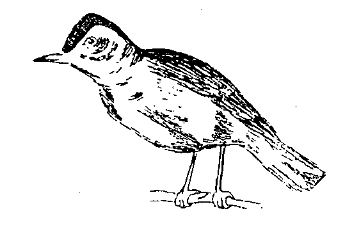


Diese Briefe hat Rosa Luxemburg — wir antworten damit auf einige Fragen aus unserem Leserkreis — an den Maler Hans Dieffenbach gerichtet. Der, kein Knabe, ist das Hänschen der großen Dichterin Rosa Luxemburg gewesen. Dichterin — wer darf ihr nach diesen Briefen den Titel verweigern? Wenn erst der ganze Briefwechsel mit Hänschen erschienen sein wird, — er kommt, von Frau Kautsky herausgegeben, noch im Spätherbst in der Laub'schen Verlagsbuchhandlung heraus — dann erst wird das Bild dieser phantastisch gütigen Seele fest umrissen werden können.

3.

Freitag abend, 6. 7. 17.

Hänschen, schlafen Sie? Ich komme mit einem langen Strohhalm, um Sie am Ohr zu kitzeln. Ich brauche Gesellschaft, ich bin traurig, ich will beichten. In diesen Tagen war ich bös, und deshalb unglücklich und deshalb krank. Oder war die Reihenfolge umgekehrt: ich war krank und deshalb unglücklich und deshalb bös, — ich weiß es nicht mehr. Jetzt bin ich wieder gut und gelobe, nie, nie wieder den Teufeln in meinem Innern Gehör zu schenken. Können Sie mir vergen, daß ich manchmal unglücklich bin, da ich das, was mir Leben und Glück bedeutet, stets nur von weitem sehen und hören muß? Aber ja, schelten Sie mich nur, ich schwöre, ich will von nun an Geduld und Sanftmut und Dankbarkeit selbst sein. Herrgott, habe ich nicht Grund genug, dankbar und fröhlich zu sein, da mir die Sonne so scheint und die Vögel das uralte Lied singen, dessen Sinn ich so gut erfaßt habe? . . .



Wer mich am meisten zur Vernunft gebracht hat, ist ein kleiner Freund, dessen Bild ich Ihnen hier schicke. Dieser kleine Geselle mit dem kecken Schnabel, der steilen Stirn und dem altklugen Auge heißt „Hypolais hypolais", zu Deutsch: „Gartenlaubvogel" oder auch „Gartenspötter". Sie haben ihn sicher schon irgendwo gehört, denn er nistet gern überall in dichten Gärten und Parkanlagen, Sie haben ihn nur nicht beachtet, wie die Menschen zumeist an holdesten Dingen im Leben achtlos vorbeigehen. Dieser Vogel ist ein ganz eigenartiger Kauz. Er singt nicht etwa ein Lied, eine Melodie, wie andere Vögel, sondern er ist ein Volksredner von Gottes Gnaden, er hält Ansprachen an den Garten und das mit ganz lauter Stimme, voller dramatischer Aufregung, sprunghafter Uebergänge,

pathetischer Steigerungen. Er wirft die unmöglichsten Fragen auf, beeilt sich selbst, darauf unsinnige Antworten zu geben, stellt die gewagtesten Behauptungen auf, wiederlegt hitzig Ansichten, die niemand geäußert hat, rennt offene Türen an, triumphiert dann plötzlich: „Hab' ich's nicht gesagt? Hab' ich's nicht gesagt?" Gleich darauf warnt er feierlich alle, die es hören wollen oder nicht wollen: „Ihr werdet schon sehen! Ihr werdet schon sehen!" (Er hat nämlich die gescheite Gewohnheit, jeden Witz zweimal zu wiederholen). Es kommt ihm nicht darauf an, dazwischen plötzlich aufzupiepsen wie eine Maus, die sich den Schwanz eingeklemmt hat, oder in ein satanisch sein sollendes Lachen auszubrechen, das sich in diesem winzigen Kehlchen unglaublich komisch ausnimmt. Kurz, er füllt den Garten unermüdlich mit blühendstem Unsinn, und man glaubt in der Stille, die während seiner Ansprachen herrscht, die anderen Vögel Blicke tauschen und die Achseln zucken zu sehen. Nur ich zucke nicht die Achseln, sondern lache jedesmal beglückt und rufe ihm laut zu: „Süßer Quatschkopf!" Ich weiß nämlich, daß sein törichtes Geschwätz die tiefste Weisheit ist, und daß er in allem recht hat. Ein zweiter Erasmus von Rotterdam, singt er Das Lob der Torheit mit vollem Bewußtsein und trifft damit unbedingt den Nagel auf den Kopf. Ich glaube, er kennt mich auch schon an der Stimme. Heute hat er nach mehreren Wochen Schweigen wieder zu lärmen angefangen und setzte sich dabei auf den kleinen Haselstrauch dicht vor meinem Fenster. Als ich ihm erfreut meinen üblichen Gruß: „Süßer Quatschkopf!" zurief, kreischte er mir etwas Impertinentes zur Antwort, das beinahe so gedeutet werden konnte: „Du bist ja selbst eine Törin!" ... Das gab ich ihm denn mit dankbarem Lachen sofort zu und war auf einmal geheilt von Bosheit, Unglück und Krankheit. — Hänschen, ich phantasiere aber nicht über das dramatische Geschwätz! Jedes Wort stimmt, Sie werden sich mal selbst im Botanischen Garten in Berlin überzeugen, wo der Gartenspötter massenhaft nistet, und werden sich über den lustigen Kerl schief lachen.

Heute war hier wieder ein Tag unbeschreiblicher, unfaßbarer Schönheit. Ich pflegte sonst um 10 Uhr des Morgens wieder in meine Bude zu gehen, um zu arbeiten, heute konnte ich es nicht. Ich lag ausgestreckt in meinem Korbstuhl, den Kopf hintenübergelehnt, und blickte stundenlang ohne Regung in den Himmel. Riesige Wolken von phantastischen Formen lagerten von allen Seiten auf dem matten Pastellblau, das zwischen ihren zerfetzten Umrissen hindurchschimmerte. Sie waren vom Sonnenlicht rings herum leuchtend weiß umsäumt, in der Mitte aber von ausdrucksvollem Grau, das in allen Abstufungen vom zartesten silbrigen Hauch bis zum finsteren Gewitterton spielte. Haben Sie schon beachtet, wie schön und reich die graue Farbe ist? Sie hat so etwas Vornehmes und Verhaltenes an sich, ist so vieler Möglichkeiten fähig. Und wie wunderbar machten sich diese grauen Töne auf dem pastellblauen

Grund des Himmels! So wie ein graues Kleid zu tiefen blauen Augen steht. Derweil rauschte vor mir die große Pappel meines Gartens, ihre Blätter erzitterten wie im wollüstigen Schauer und funkelten in der Sonne. Mir schien in diesen paar Stunden, wo ich ganz in graue und blaue Träumereien versunken lag, als erlebe ich Jahrtausende. Bei Kipling wird in irgendeiner seiner indischen Geschichten erzählt, wie eine Büffelherde des Dorfes jeden Tag um die Mittagszeit hinausgetrieben wird. Die Riesentiere, die mit ihren Hufen ein ganzes Dorf in wenigen Minuten zerstampfen könnten, folgen geduldig der Gerte zweier dunkelbrauner Bauernkinder in bloßen Hemdchen, die sie zielbewußt zum entlegenen Sumpf treiben. Hier lassen sich die Tiere mit klatschendem Laut in den Schlamm hinab, in dem sie sich behaglich suhlen und bis auf die Schnauze ganz versinken, die Kinder aber ziehen sich vor der unbarmherzig sengenden Sonne unter den Schatten irgendeines schmächtigen Akazienstrauches zurück, verzehren langsam ihr mitgebrachtes Stück Gebäck aus Reismehl, betrachten die im Sonnenlicht schlafenden Eidechsen und blicken schweigend in den flimmernden Raum... „Und ein solcher Nachmittag dünkt ihnen länger, als manchen Menschen ihr ganzes Leben", heißt es dann bei Kipling, wenn ich mich recht erinnere. Wie schön ist das gesagt, nicht wahr? Ich fühle mich auch so, wie jene indischen Dorfkinder, wenn ich einen Vormittag wie heute verlebe.

Nur eines quält mich: daß ich allein so viel Schönheit genießen soll. Ich möchte laut über meine Mauer hinausrufen: O bitte, beachten Sie doch diesen herrlichen Tag! Vergessen Sie nicht, wenn Sie noch so beschäftigt sind, wenn Sie auch nur in dringendem Tagewerk über den Hof eilen, vergessen Sie nicht schnell den Kopf zu heben und einen Blick auf diese riesigen silbernen Wolken zu werfen und auf den stillen blauen Ozean, in dem sie schwimmen. Beachten Sie doch die Luft, die von leidenschaftlichem Atem der letzten Lindenblüten schwer ist, und den Glanz und die Herrlichkeit, die auf diesem Tage liegen, denn dieser Tag kommt nie, nie wieder! Er ist Ihnen geschenkt wie eine voll aufgeblühte Rose, die zu Ihren Füßen liegt und darauf wartet, daß Sie sie aufheben und an Ihre Lippen drücken.

R.

---

Jeder Abgeordnete eines Parlamentes sollte, nachdem er seine Meinung gesagt und verteidigt, seine Stimme für die entgegengesetzte Behauptung abgeben. Dann würde die Abstimmung unfehlbar zum Vorteil der Allgemeinheit ausfallen.

*Swift.*

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Dritte Fortsetzung.]

## VIII.

„In dieser Kleidung als Sumpfräuber kann ich meine Vorstellung wagen, indem ich mich mit dem Zufall entschuldige.“

(St. Mallarmé, Die weiße Seerose.)

Das Hotel, wenn man das alte Kloster so nennen kann, in dem auf den Zimmerwänden die Insekten einander folgen wie Dekorationsmotive, das Hotel bietet alle Tragödien des Südens: zu kurze Bettücher (das obere war an die Steppdecke genäht), Kopfkissen aus Granit (auf denen man mit zerdrückten Ohren aufwacht), Desinfektionsgeruch, Kerzennächte, in denen die großen Schatten der Wanzenjäger auf den verputzten Wänden tanzen, Löcher, durch die die Mücken in die Moskitonetze dringen, vom ranzigen Oel in den Lampen ganz zu schweigen....

Hier haben Stadt und Hafen verschiedene Namen; man sieht nicht recht ein warum, denn das Meer befindet sich am Ende der Straße. Will man jedoch zum Strand hinunter, wie Lewis es jeden Tat seit seiner Ankunft in Sizilien tut, so bemerkt man, daß man vierzig Minuten marschieren muß, zuerst auf einer von dickem Mehl bedeckten Straße, darauf nur die Abdrücke von Geflügelbeinen blühen, dann auf ineinander geschachtelten Pfaden, auf denen man dieselben Terrassen erklettert, wie sie von Gibraltar zum Atlas und von Toulon zum Libanon gehen und die die Ufer des Mittelmeeres den Schluchten des gleichen Gigantenzirkus ähnlich machen. Kommt man unten ans Meer, so sieht man, daß man eben im Dorf in der Höhe des Horizonts war — das Hotel ist nur noch ein Würfel in einem Stück Himmel.

Lewis, nackt, ausgestreckt, auf dem Kopf eine zum Gendarmenhelm gefaltete Nummer des „Mattino“, ein Frottierhandtuch um die Hüften, wartet, bis seine Haut die Farbe von Eisenerz angenommen hat; später steht ihm ein einstündiger Marsch bevor, um sein Zimmer zu erreichen. Dreißig Meter vom Strand entfernt würde die Frische sich verflüchtigen — bis dahin aber muß er zugeben, daß es das beste Bad des Jahres war. Ein sanft abfallender Strand setzte sich unter dem Wasser fort; der Sand war so warm — obwohl der Herbst schon zur Neige ging — daß man nach elf seinen Platz wählen mußte und sich nicht vom Flecke rühren durfte, sonst hätte man sich verbrannt. Lag drüben, einige Stunden überm Meer, nicht Afrika? Graslose Gärten erstreckten sich bis zum Strand hinunter,

darauf Olivenbäume, die nur noch die Haut über den Knochen hatten, aus gespaltener, sandfarbiger Erde stiegen.

Am selben Morgen hatte Lewis, als er aufwachte, den Besuch der Brüder Pastafina empfangen. Der Journalist hatte die wilde, pseudo-amerikanische Eleganz (deren erste Pioniere in Europa die Italiener besonders im Film gewesen sind) aufgegeben und war wieder der Cavaliere Pastafina mit den weiten Hosen der italienischen Komödie — die auf dem Breitengrad von Neapel modern sind — den Zelluloidmanschetten und einem über grasiger Brust ausgeschnittenen Hemd geworden. Mit ihm kam sein Bruder, der Commendatore Pastafina, eine Art Wahl-Maciste mit Liköraugen, verallgemeinernden Gesten, schwarzen Wangen, Nägeln und Handgelenken und in eine Stirnlocke auslaufenden geölten Haaren; er trug die auf der Seite zu knöpfende Uniform aus weißem Leinen, die so vielen Sizilianern das Aussehen von pensionierten Seeoffizieren gibt.

Die Option lief am gleichen Abend um acht Uhr ab. Lewis hatte alle Vollmachten, er hatte gehandelt, ohne jemanden zu fragen, denn er war überzeugt, daß er nicht das ganze Kapital einzuschießen hätte, weil das Geschäft sofort laufen würde. Er hatte sich am Tage vorher an Ort und Stelle mit Ingenieuren von der Vorzüglichkeit der Kombination überzeugt: man konnte fast überall unter freiem Himmel arbeiten, nur im Westen nicht, wo sich die alten Brunnen befanden, die man jedoch durch sanft abfallende Laufgänge miteinander verbinden konnte; keine kostspieligen Holz- oder Stützarbeiten; Lohnarbeit, mit Ausnahme der Erntezeit vielleicht; eine mögliche Produktion von fünfhundert Tonnen täglich und ein Nutzen von sechzig Lire netto bei jeder geförderten Tonne. Man hatte drei Sondierungen vorgenommen, alle drei waren befriedigend ausgefallen. Während der Nacht hatte Lewis mit der Freude eines jungen Ehepaares, das nach dem Plan einer neugemieteten Wohnung seine Möbel verteilt, Stücke aus blauem Papier geschnitten, die seine zukünftige Fabrik, das Lager und die Laboratorien darstellen sollten.

Trotzdem verlangte er eine Verlängerung der Option, um die Angelegenheit näher zu studieren, besonders im Hinblick auf die etwaige Konzession der Gemeinde für eine gemeinsame Bahn für Reisende ans Meer, die die Unkosten mit amortisieren sollte.

Die Brüder Pastafina schwiegen eine Weile, ohne einander anzusehen, und antworteten dann beide, daß sie nicht in der Lage seien, irgendeinen Aufschub zu gewähren. Das Bildnis des Königs Humbert, ein Chromdruck, der mit einem Nagel, einer Heftzwecke und einer Oblate an der Wand befestigt war, mußte ihre Eide über sich ergehen lassen. Eine Erneuerung der Option war unmöglich. Man kam also überein, am gleichen Abend um fünf Uhr nach der Siesta zu unterzeichnen.

Lewis war schon zweimal ins Wasser gegangen. Das Salz setzte sich in den Schultern fest, und die Haut begann zu leuchten.

Mit geschlossenen Lidern, die rosig waren und über einer von sekundenkurzen Lichtstrahlen unterbrochenen Dunkelheit zuckten, lauschte Lewis dem summenden Gesang, der den Sonnenbädern eigen ist. Er dachte an das Blindenwort: „Ich höre die Sonne“. Er öffnete die Augen. Das Licht fiel senkrecht wie aus Atelierfenstern nieder. Zu hell, um der Mond zu sein, aber ebenso traurig sandte die entblätterte, chlorfarbene Sonne keine Strahlen mehr aus. Das Meer, ruhig und heimtückisch wie ein Oelprodukt, sah graugrün aus wie die Nordsee bei Ostende; er vergaß, daß er grüne Augengläser trug und wunderte sich darüber. Er nahm sie ab und bekam die weiße Helligkeit des Südens mit allen absorbierten Schatten wie einen Faustschlag zwischen beide Augen. Der „Mattino“ auf seinem Kopf begann angebrannt zu riechen. Er ging wieder ins Wasser.

Fünfzig Armlängen vom Ufer entfernt sah Lewis in gleicher Entfernung eine von einem Matrosen gewrickte Barke. Vorn lag eine Frau auf dem Bauch und angelte; vornübergeneigt — ein Schatten lag auf der Mitte ihrer Brust — ließ sie die Leine fallen. Sie hatte ein schwarzes Badetrikot an, das ziemlich trockene und sehr braune Arme und Beine mit mageren Muskeln sehen ließ. Sie hatte eine rote Gummikappe auf dem Kopf. Lewis bewunderte sie. Sie hatte die schöne Terrakottafarbe der Mittelmeerhäute, während er noch der Barbar mit fahlem Fleisch war. Er schwamm auf die Barke zu. Sicherlich eine Fremde, sonst würde sie so spät im Jahre nicht mehr baden (ab Ende August gehen die Italiener nicht mehr ins Wasser). Bald bemerkte er, daß die Frau nicht angelte; sie lotete, machte Notizen und schien Messungen vorzunehmen.

— Nimmt sie eine Seekarte auf? fragte sich Lewis, legte sich auf den Rücken und spie ungeniert Wasser wie ein Wal. Er schwamm weiter. Als er sich näherte, steckte das junge Weib mit dem Finger einige Haarsträhnen unter die Kappe, ohne jedoch die Augen zu erheben. Lewis machte noch einige Stöße und hakte sich dann ans Boot:

— Gestatten Sie, gnädige Frau, fragte er.

Oben der azurblaue Himmel holte zu einem großen Schlage aus. Das Wasser spann über die Bootswand ein leuchtendes, bewegliches Gewebe. Er hörte bis hierher das Schellengeläute der Maultiere auf den höchsten Pfaden. Auf jeder Welle befand sich ein Stern, der unendlich lebendiger war als die Gestirne der Nacht. In der Ferne spielten Delphine ihre Wasserspiele. Quallen ließen sich gleich herrenlosen Spiegeleiern vom Strome treiben. Eine kleine Wolke hing über dem Berg wie ein Jesuitenbaldachin über dem Haupte eines Metropoliten. Als sie ihr Lot herauszog, beugte sie sich endlich über Lewis und sah ihn an: in einem Gesicht aus Eisen blaßgraue, vom starken Licht entfärbte Augen, die so offen, so sanft und trotzdem so unnachgiebig waren, daß er fühlte, wie das Wasser kalt

wurde. Er gab zu verstehen, daß er noch nicht genügend ausgeruht wäre, indem er geräuschvoll atmete.

— Müde?, fragte sie auf italienisch mit einer Stimme, deren Vollendung ihn wie mit der Faust traf.

— Nein, gnädige Frau. Aber der Atem geht mir aus. Kein Training. Zu viel Zigarren.

Lewis hob die Augen und sah sie nicht mehr. Von der anderen Seite des Bootes her hörte er ein Klatschen und wurde mit Schaum bespritzt. Als er sich umwandte, sah er, wie sie auf das Ufer zuschwamm. Er schwamm ihr nach: er kam näher, man sah bis auf den Grund, der den gebrochenen Schatten ihrer beiden Körper trug. Sie kam schneller vorwärts als er, denn sie schwamm auf Indianerart, mit angewickelten Armen, den Kopf unter Wasser (man sah abwechselnd ihre rechte und dann ihre linke Wange), die gestreckten Beine drückten vorwärts und schlugen die Wasseroberfläche. Als sie Boden unter den Füßen fassen konnte, hatte sie einen Vorsprung von zwanzig Längen vor Lewis. Er sah, wie sie einen Bademantel umlegte, den ihr ein Bursche gebracht hatte. Sie lächelte. In ihrer Nähe stand ein mit feuchten Tüchern zugedeckter Korb mit Feigen und einer Sandwichbüchse aus Aluminium.

Da Lewis kein Handtuch hatte, wälzte er sich im Sand; als er ganz davon bedeckt war, zündete er sich eine Zigarette an und legte sich auf den Strand, der dunkler geworden war, seitdem Fischer ihre Netze zum Trocknen darauf ausgebreitet hatten.

Ganz in seiner Nähe legte sie sich auf den Bauch, zerdrückte ihren Schatten auf einem Frottierhandtuch: mit geschlossenen Beinen, die Arme über dem Kopfe erhoben, als wollte sie noch einmal tauchen. Blaue Adern liefen gleich tätowierten Schlangen über ihre Schenkel. Die schwarzen Haare waren nach hinten auf den Sand geworfen und ließen den Nacken frei.

Als sie auf der einen Seite durchgebraten war, drehte sie sich auf die andere, und man konnte ihr Gesicht sehen. Jetzt glich sie einem englischen, romantischen, ertrunkenen und vom Sturm ans Land gespülten Dichter.

Sie wischte sich ihre zu salzigen Augen.

Wespen schwirrten dicht über den Boden. Mit einer Bewegung deutete Lewis auf das Meer, unter dem sich in violetten Flecken die Felsen der Untiefen abzeichneten:

— Da Sie mich geschlagen haben, sind Sie mir eine Revanche schuldig.

Sie sollen sie heute abend haben, antwortete sie auf Französisch.

(Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Oktoberwoche

Man macht sich schwerlich einen Begriff davon, was an währungstechnischen und juristischen Details bewältigt werden mußte, ehe der Anleihevertrag unter Dach und Fach gebracht war. Die Vertrauensatmosphäre, die dabei zwischen den Beteiligten geschaffen wurde, ist zweifellos ein bedeutsames Verdienst der deutschen Kommission. Rein geschäftlich betrachtet, ist das Resultat nicht sonderlich befriedigend. Die Anleihebedingungen sind hart, in verschiedener Hinsicht. Erstens blieb schon der Begebungskurs von 92 v. H. bei 7proz. Ausstattung hinter dem Erwarteten zurück. Zweitens entstand ein weiterer versteckter Nachlaß durch die Verpflichtung, die amerikanische Tranche bei Fälligkeit mit einem Aufgeld von 5 v. H. einzulösen. Die Begründung, die hierfür gegeben wurde, ist nicht unbedingt stichhaltig. Die Erwartung, daß die Unterwertigkeit des englischen Pfundes in 25 Jahren geschwunden sein werde, daß also zu dem regulären Anleihedienst (Verzinsung und Disagiotilgung) ein Valutagewinn für die Zeichner der Pfundstücke hinzukäme, rechtfertige es, so sagte man, daß den Erwerbern der Dollarstücke in Gestalt des 5proz. Aufgeldes ein Aequivalent für den mutmaßlich entgehenden Gewinn eingeräumt werde. Wollte man so argumentieren, so müßte in alle Pfundkredite eine Valutabesserungsprämie eingerechnet werden. Da aber die 8proz. Wertdifferenz des Pfundes zum Münzpari eine Realität ist, die man nicht ableugnen kann, so besteht kein Anlaß, bei Anleihegeschäften eine abweichende, günstigere Bewertung der englischen Währung vorzunehmen, und sei es für eine noch so ferne Frist. Anleihen sind keine Währungstermingeschäfte. Die dritte Bedingung, die enttäuschte, war die Stempelvorschrift. Neben allem anderen geht auch noch der landesübliche Stempel auf Kosten des Anleiheschuldners. Er beträgt in England beispielsweise 2 v. H., in der Schweiz 1 v. H. Einzig in den Vereinigten Staaten wird kein Stempel erhoben. Insbesondere aber bildete, das ist der vierte Punkt, die Bankprovision eine Bürde in kaum erwarteter Höhe. Die Provision geht mit 4,5 bzw. 5 v. H. wesentlich über das sonst bei internationalen Finanzgeschäften übliche Maß hinaus. Der Profit, den die ausländische Bankwelt aus der deutschen Anleihe ziehen wird, ist also von vornherein sehr erheblich. Allein an Provisionen werden insgesamt etwa 45 Millionen Mark vereinnahmt, die durch die entstehenden Spesen keine wesentliche Schmälerung erfahren. Der Nutzen wird sich aber noch vergrößern, wenn die Banken die Anleihe zum Teil vorerst im Tresor liegen lassen. Bei der allgemeinen Verfassung der Anleihemärkte ist nämlich eine alsbaldige erhebliche Kurssteigerung mit ziem-

licher Sicherheit zu prophezeien. Nun wären die Anleihebedingungen an sich für Deutschland ziemlich gleichgültig; denn der gesamte Schuldendienst stellt bekanntlich keine zusätzliche Belastung dar, sondern muß von den Reparationsgläubigern aus dem berüchtigten Reparationstopf bestritten werden, sodaß sich nur der Nutzeffekt für die Empfänger der deutschen Annuität entsprechend vermindert. Aber als Präjudiz für die nachfolgenden privaten Anleihen hätte man vielleicht günstigere Konditionen für die „German Loan" gewünscht. Der Gedankengang der deutschen Unterhändler war jedoch ein anderer. Sie glaubten, daß man der internationalen Finanz bei diesem ersten Geschäft zunächst einmal etwas zu verdienen geben müsse. Die voraussichtliche Kurssteigerung der deutschen Anleihe werde dann das ihrige tun, um den Boden für die nachfolgenden privaten Kreditverhandlungen günstig zu bereiten — eine Auffassung, der eine gewisse Berechtigung ebenfalls nicht abgesprochen werden kann.

Die weitaus bedeutendste Kapitalumstellung, die bisher bekannt geworden ist, hat in der Oeffentlichkeit eine merkwürdig geringe Beachtung gefunden. Der Anilintrust mit seinen sieben Gliedern, der heute wahrscheinlich das größte Industriegebilde in Deutschland überhaupt darstellt, begnügt sich mit einer Zusammenlegung des in den letzten Jahren stark verwässerten Kapitals im Verhältnis von 5 zu 1. Er kommt damit auf ein Aktienkapital von sage und schreibe 700 Millionen Goldmark, während das Vorkriegskapital der einzelnen Gesellschaften zusammenaddiert nur 227 Mill. Goldmark betragen hatte. Wenn man die Einschätzung, die die Verwaltung mit der Normierung des Goldkapitals vornimmt, als richtig anerkennt, so hat sich das Vermögen in den letzten zehn Jahren beinahe auf das dreifache vermehrt. Die Vermögensmultiplikation konnte erfolgen trotz des Unglücks von Oppau, trotz vielfacher Streiks, trotz Micumbelastung und Antidumpingzölle. Sie paßt auch schlecht zu dem düsteren Bild, das die Führer der Industrie unter Hinweis auf Achtstundentag und Stickstoff-Zwangswirtschaft zu malen pflegten. Sie wird nur zu einem Teil erklärt durch die Abwertungsgewinne aus den Obligationsschulden. In der Hauptsache ist sie eine Folge des Weltmonopols, das diese Industrie immer noch innehat. Freilich dürfte bei aller Vorsicht in der Bewertung der Wunsch mitgesprochen haben, gerade im Hinblick auf Sachlieferungswünsche und Konkurrenzneid die künftigen Gewinne prozentual nicht allzu hoch in die Erscheinung treten lassen zu müssen. Infolgedessen mag in diesem Falle die Zusammenschneidung des Kapitals etwas milder ausgefallen sein als sonst in der Industrie, wo man sich bekanntlich bemüht, durch niedrige Festsetzung des neuen Kapitals die Vermögenszugänge der letzten Jahre zu verschleiern und sich für die Zukunft unbehinderte Bewegungsfreiheit zu sichern.

Die Preisrevolution am Getreidemarkt hat sich nach einem kurzen Rückschlag von neuem fortgesetzt. Eine uralte Tradition ist gestört: Der Roggen hat den Preisabstand, der ihn bisher vom Weizen trennte, überwunden und marschiert nun annähernd parallel mit ihm. Gelegentlich hat sich das Verhältnis sogar schon umgekehrt: Roggen stand höher als Weizen. Die Landwirte und das Reichsernährungsministerium (das sich als ihr Fürsprech geriert) verweisen darauf, daß am Weltmarkt gleichfalls eine Getreidehausse sondergleichen zu verzeichnen sei, daß es sich daher bei dem Preisauftrieb in Deutschland lediglich um eine Folgeerscheinung einer Bewegung handele, die abzustellen außerhalb des deutschen Machtbereichs liege. Dieser Einwand wird, wie wir wissen, auch geltend gemacht gegen den Plan, durch partielle Kreditverknappung eine Senkung der Getreidepreise in Deutschland zu erzwingen. Gegen die Hausse am Weltmarkt sei, so versichert man, kein deutsches Kraut gewachsen. Hier handele es sich gewissermaßen um höhere Gewalt, der man sich wohl oder übel fügen müsse. Diese Beweisführung, so plausibel sie zunächst klingt, ist grundfalsch. Sie verkennt, daß die Steigerung der internationalen Getreidepreise in einem kaum für möglich gehaltenen Umfang ihre eigentliche Ursache erst in den Vorgängen am deutschen Markt gefunden hat. Das zeigt sich am deutlichsten in der erwähnten Umkehrung des herkömmlichen Preisverhältnisses zwischen Weizen und Roggen. Von Deutschland aus ist der Kurs der spezifisch deutschen Brotfrucht bestimmt worden; von Deutschland aus wird auch die Korrektur erfolgen müssen. Angesichts der schweren Bedrohung der Lebenshaltung und weiterhin der gewerblichen Produktionskosten ist darum auf das dringlichste zu fordern, daß das überaus wirksame Mittel zur Preisregulierung, das die Regierung und die Reichsbank in Gestalt der Kreditpolitik in Händen halten, nicht einer abwegigen Argumentation der Beteiligten zuliebe ungenutzt gelassen wird. Kein Einsichtiger verkennt die Gefahren einer Extensivierung des landwirtschaftlichen Betriebes infolge von Kreditnot. Gegenwärtig aber wiegt die Sorge vor dem neuen Preisauftrieb stärker als alles andere. Die 100 bis 200 Millionen Goldmark Diskontkredite, die von der Seehandlung mit Rückendeckung bei der Reichsbank an die Landwirtschaft als sogenannte Erntebergungskredite gegeben wurden, dürfen darum bei ihrem Ablauf am Ende des nächsten Monats überhaupt nicht erneuert werden. Aber auch die 870 Mill. Mark Rentenmarkwechsel, die die Reichsbank noch im Portefeuille hat mit dem stillschweigenden Zugeständnis der anstandslosen Prolongation, sollten — noch bevor ihre Uebertragung an die Rentenbank, die ganz der agrarischen Einflußsphäre untersteht, erfolgt ist — zur Heimzahlung präsentiert werden. Andernfalls leistet man einer Zurückhaltung der Ernte und einer ungerechtfertigten Hochschraubung des Preisniveaus Vorschub.

# GLOSSEN

## FRÄULEIN GÖMBÖS

Herr Gömbös, rechtsradikales Mitglied der Nationalversammlung von Budapest, ist von Profession Held. Wohl verständlich, daß er deshalb gern Menschen gleich kernigen Schlages um sich versammelt. In seinem freundlichen Landhaus bei Nagy-Teteny siedelten sich mit der Zeit homerische Figuren verschiedenster Nationalität an, deren Heroismus im eigenen Vaterland nicht die gebührende Anerkennung gefunden hat und denen Herr Gömbös nach besten Kräften das harte Brot der Verbannung mit Schmalz bestreicht. In dieser Heldenplantage sind bekanntlich auch die Herren Schulz und Tillessen gelandet, zwei liebenswürdige junge Tyrannentöter, die es vorzüglich verstanden, tapfer zu sein, ohne die eigene wertvolle Haut überflüssig zu exponieren.

Kürzlich hat sich nun der eine der beiden Herren mit der anmutigen Schwester des Heldenvaters Gömbös verlobt. Wer von den beiden, ob Herr Schulz oder Herr Tillessen, läßt sich dank Verdunkelung des Tatbestandes durch die ungarische Polizei nicht genau feststellen. Was auch gleichgültig ist. Denn die beiden Herren sind durch gemeinsame Leistung so sehr zu einem Begriff zusammengeflossen, daß der Einzelne die Physiognomie verliert. Der Eine hat laut Steckbrief der Deutschen Republik einen Knick am linken Ohr. Das ist der einzige Unterschied. Ob das allerdings als Merkmal genügt, wenn Fräulein Gömbös einmal im Dunkeln, einer Identitätsverwirrung unterliegend, im Augenblick nicht weiß, ob Tillessen oder Schulz . . . jedenfalls, hoffen wir auf den Knick.

Jetzt fragst du: Was geht dich, bester Lucius, Fräulein Gömbös an, und ihr Verlobter, und ihr Heldentenor von Bruder? Ach, so bescheiden diese Novität in den Blättern aufgemacht war, alles, was die nationale Presse liest, wird hell aufjauchzen, wird eine Weltanschauung beglaubigt sehen. Stahlhelm, Wehrwolf, Bismarck-Bund, Männlein und Weiblein, wird ein Stückchen erträumte Butzenscheiben - Romantik realisiert und bestätigt finden, daß zwar Zivilisationen kommen und schwinden, aber wie in den Tagen Hektors und Siegfrieds das Feine dem Rauhen zuerstrebt und die Schöne dem Starken selig zerschmettert an den behaarten Brustkorb sinkt.

Vor vielen, vielen Jahren, als ich noch ein ganz kleiner Junge war, las ich einmal in einem Schundroman, wie der große Räuberhauptmann die wollüstige und grausame Gräfin, mit der er ein Hühnchen zu rupfen hat, trotz ihrer Bitten von sich schleudert und seiner Bande das schreckliche Signal gibt: „Macht mit ihr, was ihr wollt!“ Mir klapperten damals die Gebeine vor Entsetzen. Seitdem bin ich älter und erfahrener geworden. Wahrscheinlich hat sich die Dame niemals wohler gefühlt als in diesem Augenblick. Wenn auch Fräulein Gömbös nicht gleich einer ganzen Bande in die Hände gefallen ist, sie fungiert immerhin als Prämie für einen präzis exekutierten Abschuß, so wie es beim Schützenfest einen versilberten Rührlöffel gibt oder eine Käseglocke. Und sie wünscht sich auch keine andere Bestimmung. Sie blickt bewundernd zu ihrem germanischen Helden auf, magyarisch und doch traulich, ein Gretchen mit Paprika-Injektion, und wenn sie so hübsch miteinander plauschen, dann wird sie leuchtenden Auges fragen, wie es denn eigentlich gewesen. Er wird dann erzählen und Bruder Hicketier zur besseren Illustrierung aus der Trödelkammer einen alten Perückenkopf holen. Danach wird

Schulz (oder Tillessen) ein bißchen mit dem Revolver schießen und Fräulein Gömbös wonnebebend lispeln: „Huch nein, nicht immer ins Auge!" So idyllisch wird die Brautzeit sein.

Eines schönen Tages werden sie heiraten und sich pflichtgemäß vermehren. In wenigen Jahren wird eine muntere Schar kleiner Erzberger-Mörder im Garten wimmeln und Onkel Gömbös neuesten Heldentransport mit seinen kindlichen Spielen ergötzen. Kein Schatten wird auf das Glück fallen. Denn es ist nicht wahr, daß die Toten wiederkommen. Die Furien sind Fabelgebilde, wie die Schrecken vor der eigenen Tat. Das Blutgesetz gilt nur für die imaginäre Welt der Tragödienschreiber. Oh, Oedipus, Orest, Macbeth, Raskolnikow, wenn man einen ungarischen Paß hat und ein deutsch-national imprägniertes Gewissen, dann pfeift man auf das ganze dumme Schattenreich, dann hat der älteste aller Flüche seine unheimliche Magie verloren. Dann wird man rund und nett Familienvater, freut sich der Erinnerung und drückt sein herziges Weib an die gut trainierte Brust. Blutgeruch, Blutschuld . . . Mord?! Unsinn. Wer den Biceps hat, führt die Braut heim.

Als Verlobte empfehlen sich:
Fräulein Gömbös etc.

*Lucius Schierling.*

## BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

*Castiglioni*

Mit Bezug auf die im Tagebuch Nr. 40 vom 4. Oktober 1924 unter Tagebuch der Zeit befindliche Notiz über den Fall Castiglioni bitte ich um Aufnahme folgender Aufklärung:

Sie schreiben unter anderem: „Schon vor Jahr und Tag, noch in der Kriegszeit, kamen Offiziere zu mir und forderten mich auf, nachzuprüfen, ob es wahr sei, daß Castiglioni Flugzeuge, welche die Deutsche Heeresverwaltung nicht übernehmen wollte, an Oesterreich verkauft habe. Mußten junge östereichische Flieger an dies gefährliche Geschäft glauben? Ich konnte den fürchterlichen Vorwurf nicht prüfen . . ." Dieser wirklich fürchterliche Vorwurf, ebenso haltlos und frei erfunden wie so viele andere Latrinen-Gerüchte des großen Krieges trifft keineswegs Castiglioni, den Iniziator seiner vielfachen Unternehmungen, sondern mich, den tatsächlichen Leiter der deutschen Flugzeugfabrik des Castiglioni-Concerns in den Jahren 1915 und 1916, und die österreichischen Uebernahmeoffiziere bzw. das Flieger-Arsenal in Wien. Das Flieger-Arsenal bzw. die von demselben beauftragten Uebernahme-Offiziere, welche dauernd an der Erzeugungsstelle der

Flugzeuge, in diesem Falle auf dem Flugplatze Briest bei Brandenburg a. H. der Hansa- und Brandenburgischen Flugzeugwerke A. G., wohnten, haben sowohl die Konstruktionszeichnungen wie die fortschreitende Anfertigung der Bestandteile, sowie schließlich den Zusammenbau der Apparate überprüft. Darauf wurde jedes Flugzeug vom Chef-Pilot der Gesellschaft eingeflogen, worauf erst der Uebernahme-Pilot der Heeresverwaltung das Flugzeug für den Besteller übernahm oder auch der Gesellschaft zur Verfügung stellte, wenn der Apparat den Bedingungen der Heeresverwaltung nicht entsprochen hat. Während meiner Leitung der Castiglionischen Flugzeug - Fabrik kam meines Erinnerns niemals eine Zurverfügungstellung vor. Es war somit für eine etwaige Uebernahme eines nicht vollkommenen Apparates schließlich das Flieger-Arsenal in Wien verantwortlich. Trotzdem übernehme ich jede technische Verantwortung für die nach Oesterreich abgelieferten Apparate und unterwerfe mich jedem technischen Schiedsgericht in dieser Frage.

Daß Castiglioni selbst, der für die Leitung seiner Fabriken stets die allererfahrensten und tüchtigsten Direktoren und Konstrukteure ohne Rücksicht auf die Kosten der Konkurrenz wegengagierte, nun persönlich für jede Schraube, jedes Stück Holz und jeden Meter Leinwand verantwortlich gemacht wird, ist die fürchterlichste Ungerechtigkeit, die einem Groß-Unternehmer angetan wird, und nur die naive Unerfahrenheit eines für das praktische Leben untauglichen Offiziers kann die Vermutung aussprechen, daß Castiglioni Ausschußflugzeuge der Deutschen Heeresverwaltung der österreichischen Heeresverwaltung angehängt hätte.

Warum Castiglioni als aufsteigender industrieller Faktor von der Deutschen Heeresverwaltung gehaßt wurde, ist ein Kapitel für sich; nicht minder gehaßt wurde er auch von der österreichischen Heeresverwaltung, jedoch keineswegs aus technischen, sondern nur aus persönlichen Gründen, über welche Sie sich zur Genüge ausgesprochen haben und über welche zu sprechen mir in diesem Rahmen nicht obliegt.

*Alexander Brauner.*

2.

*„D. A. Z."*

Sie haben in den letzten Heften des „Tage-Buches" wiederholt die Kampfesweise der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" gegeißelt, insbesondere die widerwärtige und unwahre Art, mit der dieses Blatt gegen alle republikanischen und pazifistischen Persönlichkeiten hetzt, deren Wirken geeignet ist, den Auftraggebern des Herrn Lensch das Geschäft zu verderben. In der Morgenausgabe vom 14. Oktober wird der französische Friedensfreund Victor Basch als „widerlicher Geck" bezeichnet und von General Verraux, dessen mutiges und konziliantes Auftreten auf dem Pazifistenkongreß manchen Schwankenden völlig überzeugt hat, höhnisch als dem „Pazifistengeneral" gesprochen.

Ungemein charakteristisch ist, daß die „D. A. Z." gerade die Vorkämpfer des Völkerfriedens mit ganz besonders niederträchtigen Verunglimpfungen überschüttet. Während das Blatt sich häufig Mühe gibt, eine gewisse überparteiliche Haltung zu wahren und gelegentlich sogar liberal zu schillern, enthüllt es in solchen Augenblicken rückhaltlos seine wahre Bestimmung: der Völkerverhetzung zu dienen und den überhitzten Nationalismus der äußersten Rechten in die bürgerlichen Mittelparteien zu tragen. Voltaires berühmtes „Ecrasez l'infâme!", einst gegen die römische Kirche geschleudert, es gilt heute für die Presse dieser Art, die in erster Linie schuldig ist an der

fluchwürdigen Konservierung der Kriegsmentalität. Wann werden die Völker endlich ihren Rothermeres auf die Finger sehen?

*Albert Haensel.*

---

FILM

*Arabella*

Hier ist zu sehen: Arabella, das Wunderpferd! Ist zu sehen, wie es als Füllen im Gestüt aufwächst, flieht, aus nächtlichem Sumpf von der kleinen Zirkustänzerin Arabella gerettet und von dem verliebten Herrenreiter deshalb Arabella benamst wird. Ist zu sehen, wie es als Weltberühmtheit über den Ozean transportiert wird, ein großes Rennen gewinnt, stürzt. Dann, in Vergessenheit geraten, von Auktion zu Auktion sinkt und schließlich bis zum Blödsinnigwerden den Trott eines Karusselpferds rundgeht, bis es, schon für den Schinder bestimmt, von einem gutmütigen Droschkenkutscher erhandelt wird, worauf es in einer Winternacht die inzwischen ehelich geeinten einstigen Wohltäter wiederfinden, um ihm ein ehrenvolles Gnadenbrot zu gewähren.

Dies Pferdeschicksal kann geschehen sein. Schön und ergreifend sind die Bilder aus dem Leben dieses Pferdes.

Dazu aber ward ein Kolportageroman erfunden. Und der kann nicht geschehen sein, sieht sich auch keineswegs schön und ergreifend an. Kitsch in prima Aufmachung, Kitsch in sich und nur als Basis für Filmmöglichkeiten, wie so etwas die Amerikaner bieten, ist erträglich und kann sogar edel wirken, Kitsch, noch dazu mäßig gearbeitet, verknüpft mit einer so edlen einfachen Angelegenheit, wie es dies Leben eines Pferdes (in Erfindung und in filmischer Durchführung) ist... Kitsch und diese edle Sache schmelzen nimmermehr zusammen. Deshalb kann man, betrübt, den Film als Ganzes nicht als sehr gelungen bezeichnen. (Aehnlich lag der Fall in desselben Regisseurs Grune „Straße"). Die beiden Elemente: Publikumshandlung und Regisseurs Lieblingsproblem greifen bei Grune nicht so ineinander wie im Hundefilm „Rin-Tin-Tin".

Ueberaus herrlich aber, wie gesagt, sind die Szenen aus Arabellas Leben geglückt. Da hat Karl Grune mit talmudischem Ausklügeln und Fleiß bewundernswert gearbeitet. Da ist Film und Bewegung und Spannung und Entspannung — und zu Herzen gehend. Wenn das Füllen durch die Landschaft galoppiert, wenn das Rennen gerast wird, wenn der Gaul unter der Erde trübsinnig das Karussel dreht, wenn er, ganz zum Nebbich geworden, schon beim Schinder mit verbundenen Augen steht, wenn er rührend armselig vor der Droschke schneebedeckt bei dem Tanzplatz zittert... dann wird auch das hartgesottenste Gemüt kinderweich und edelgefühlvoll. Hier ist der Sinn des Filmspiels erfüllt. Und außerdem technisch Glänzendes geleistet.

*Kurt Pinthus*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

W. G. Hamilton, Parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik, Deutsche Uebertragung von R. von Mohl, Heidelberg, Verlag von Richard Weißbach 1924.

Ein gebildeter Engländer des 18. Jahrhunderts wird mit 26 Jahren Mitglied des Parlaments, hält zwei glänzende Reden, steigt dadurch hoch auf der Staffel der Verwaltung, wirkt darin einige Jahre, kehrt nach London und ins Parlament zurück — und bleibt darin ein Menschenalter als stummer, skeptischer Beobachter. Damaliger Parlamentarismus, teils auch heutiger in England ist anders als der deutsche, dem durch die Bindung der Rednerliste an den Fraktionsvorstand die Lebendigkeit ausgetrieben ist. Die Persönlichkeit wirkt willensbildend und Entscheidungen formend eigentlich überhaupt nicht mehr. So sind Hamiltons vielfach scharf geschliffenen Sätze, denen insgemein aber die Abhängigkeit vom antiken Vorbild stark anhaftet, für uns eigentlich nur auf Versammlungsreden anzuwenden. Denn da setzt sich die Persönlichkeit noch durch. Wer Praxis hat, wird manchen der Sätze — natürlich die boshaften vorweg — mit Behagen schlürfen. Aber wenn man dies klassizistische Buch mit der lebensvollen Plauderei vergleicht, die Louis Barthou unter dem Titel: Le Politique vor kurzem veröffentlicht hat, wird man dem Franzosen den Vorzug geben und bedauern, daß nicht auch bei uns eine erfahrene Feder weiteren Kreisen das parlamentarische Getriebe so unterhaltsam vermenschlicht.

*Dr. Bergsträßer, M. d. R.*

---

## ANEKDOTE

Eines Tages sprachen Balzac und Theophile Gautier über Frauen. „Schriftsteller müssen auf den Verkehr mit Frauen verzichten," sagte Balzac, „dabei verlieren sie nur ihre Zeit."

„Zu irgendetwas sind die Frauen doch da," erwiderte Gautier, „was für Beziehungen darf man Ihrer Meinung nach denn mit Frauen haben?"

„Man darf ihnen nur Briefe schreiben," sagte Balzac, „das bildet den Stil." *P.*

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 41)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Oktoberwoche

In Deutschland geschieht auch das Richtige falsch. Der Reichstag war längst aufzulösen. Die Wahlen im Mai hatten zu früh stattgefunden, vor den französischen, welche die Wendung in der europäischen Politik gebracht haben. (Beiläufig gesagt: Schon damals hatte Stresemann seine Hand im Spiele, niemals wären die Wahlen, gegen Eberts Voraussicht, vor den französischen angesetzt worden, wenn ein weniger frivoler Geist an der Spitze des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten gestanden hätte.) Acht Tage nach den französischen Wahlen war dieser Reichstag, der Poincaré sein Dasein verdankte, todesreif. Es kam zur Londoner Konferenz. Um die Dawesgesetze durchzubringen, durfte man nicht Herrn Stresemann zur Bestechung der Deutschnationalen abkommandieren, sondern damals, als die französische Besatzung sich zurückzuziehen begann, damals, als die Erfolge europäischer Politik in Berlin offenkundig wurden, damals, in den Tagen der Befreiung des Ruhrlandes, mußte man neu wählen lassen. Zögerte man, so mußte man die Zeit wenigstens nutzen, um die Wahlreform zu machen. Warum dies wichtige Geschäft hinausschieben, bis es die Deutschnationalen auf ihre pfiffigere Weise besorgen werden? Was hätte jede Auflösung für einen Sinn, wenn man nach demselben miserabeln, ungesunden, reichsverderbenden System wieder wählen läßt? Immer wieder an die politische Vernunft der Windjackenpolitiker von 20 Jahren appellieren, die ungefähr zwölfmal so stark sind wie die Vierzigjährigen! Nur dumpfe Routiniers konnten so blind und untätig vier wichtige Monate vertun. Zuletzt hat man vier Wochen verloren, um an der kindlichen Idee der politischen „Volksgemeinschaft" herumzudilettieren. Volksgemeinschaften können sich nur in gelegentlichen, heroischen

Augenblicken manifestieren, etwa bei Erdbeben oder wenn man einen halbirren Kaiser wegjagen kann. Im übrigen soll die Volksgemeinschaft keine teigige Masse sein, sondern bloß der Kessel, in dem die Ingredienzen der Volksseele kochen. Aber diese einzelnen Ströme müssen für sich allein fließen, wenn sie rein und stark bleiben sollen. Ein Beispiel, guter Herr Marx: Es ist für eine Nation wichtig, daß Arbeiter und Unternehmer — (wie dumm sind diese Worte: Arbeitgeber und Arbeitnehmer; wer gibt? wer nimmt?) — sich nicht in mörderischem Kampfe aufreiben, heißt das von Anfang Arbeiter und Unternehmer zusammenmanschen? Nein, die Kontraste müssen bewußt werden, und die Bewußten finden von Fall zu Fall den geometrischen Punkt, wo man sich einigt. Wir würden, verwirklichte man den Wurstkessel der Volksgemeinschaft, Politiker aus weichem Brei haben, nicht gewachsene Charaktere, sondern lauter Stresemänner. Volksgemeinschaft: das hieße die deutsche Politik mit Sprachkünstlern füllen, die immer ebenso gut nach rechts wie nach links drehen können . . . Nun sind, verspätet, nach ungenutzten Monaten die Neuwahlen ausgeschrieben. Die Gläubigen des alten Reiches, die Ludendorffianer der verschiedensten Schattierungen, werden sich zusammenfinden. Schon wird ein Wahlbündnis zwischen Stresemann und Hergt, zwischen Deutschnationalen und Deutscher Volkspartei gemeldet. Der Herr Stresemann, der dem Kronprinzen die Brücke baut, gehört zu Herrn Hergt, welcher den Sohn des Kronprinzen über die Brücke geleiten will. Die Rechte wird einig sein, von Westarp bis zu Schiffer, dem komischsten Ministerkandidaten, der immer sofort in Erwartungsdiarrhöe verfiel, wenn eine Krise ausbrach. (Schwerer wird die Demokratische Partei den Abgang des Herrn Keinath verschmerzen, der zwar keine politische Idee, aber Gelder der Industriellen brachte.) Der Bürgerblock wird in der Wahlbewegung zu sehen sein, Stresemann wird auf ihm die schwarzweißrote Fahne schwingen. — — Wo aber wird der Block der Linken sein? Für diese Wahlen gab es ein Muster, da nun einmal deutsche Politiker ohne Muster nicht arbeiten können, man hätte bloß aus den letzten französischen Wahlen lernen müssen. In dem Augenblick, da die Kammer auseinanderging, stand das Cartel de gauche schon da und begann zu arbeiten. Es gab auch in Frankreich Hindernisse, welche die Kartellierung der Parteien verhinderten. Aehnliche Hindernisse, wie sie bei uns im Zentrum liegen. Nun, so kartellierte man sich dort von Wahlkreis zu Wahlkreis. Aehnliches müßte bei uns geschehen, längst geschehen sein. Es ist absurd, daß Sozialdemokraten und Demokraten, die von ihren Schiffern gereinigt sind, sich befehden. Es ist überflüssig, daß Zentrumsleute wie Imbusch, Roeder, Wirth mit Sozialdemokraten raufen sollen. Will man Politik treiben und nicht Weltanschauungsbekenntnisse einsammeln, was man in Deutschland für Politik hält, so muß dem Block der Stresemänner eine geschlossene republikanische

Union gegenüberstehen. Das ist das Notwendigste, was die Herren Parteileiter augenblicklich zu tun haben. Die Gelegenheit ist günstig, hier vollenden sie's!

Wir haben keinen Generalstab der Republik. Dieser Mangel wird um so empfindlicher, als sich jetzt das Heer der Republik im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold zu formen beginnt. Denn wenn dieses Heer klüger geführt würde, hätte es sich schon in dieser letzten Krise als eine Macht erweisen müssen. Der Republik fehlt der Rückhalt an einer Gruppe bedeutender Männer, die unabhängig von ihrer Parteizugehörigkeit in den wenigen entscheidenden Fragen republikanischen Schicksals einig sind, deren Einigkeit der Masse der Republikaner den richtigen Weg zum Ziele weisen kann. So taumelt alles durcheinander, und jeder handelt für seinen Teil „nach bestem Wissen und Gewissen". Gott weiß, wie schlecht das oft ist! Die Wahlen könnten eine Ueberraschung bringen. Wer bedenkt die Aufgaben der Republikaner unter einer Regierung der Reaktion? Das Rechtskabinett stand nahe genug bevor. Aber die Pläne, es einheitlich zu bekämpfen und an der Durchführung seiner weitreichenden Absichten zu hindern, waren noch nicht zu sehen. Das macht die besten Kräfte unsicher. Am stärksten fühlen es die republikanischen Beamten. Denn für sie ist unter der Herrschaft der Abbauverordnung die Aussicht auf einen radikalen Regierungswechsel zugleich eine Frage der Existenz. Sie selbst sind leicht geneigt, auch nur auf diese Frage zu antworten. Man hat Familien, man ist im Amte müde und steif geworden: man wechselt nicht mehr gerne den Platz, lieber noch die Gesinnung. Genau so sehen auch die Parteien das Problem. Für sie ist der Beamte ein Mann, der an seinem Brot hängt und die gesicherte Lebensstellung nicht aufgeben will. Aber statt sich diese Tatsache zunutze zu machen, nehmen sie es übel, daß andere Leute sicherer sitzen wollen als die Abgeordneten. Daher ist die Beamtenpolitik der republikanischen Parteien — von denen man das Zentrum sowohl wegen seiner Beamten — wie seiner sonstigen Politik ausnehmen muß — ein trauriges Gemisch aus der Abwehr vermeintlicher Ansprüche und der Durchsetzung persönlicher Wünsche. Einerseits werden freie Stellen leichtfertig besetzt, andererseits glücklich eroberte Stellen leichtsinnig preisgegeben. Die von keiner Scham verschönte Denkschrift der sächsischen sozialdemokratischen Minister ist ein trauriger Beweis dafür. Gäbe es einen Generalstab, der über die Parteien hinaus auf das Wohl der Republik sinnt, dann müßte er den Befehl erlassen: jeder bleibt an seinem Platz. Das ist die große Parole der Rechten gewesen, und mit ihr hat sie praktisch noch regiert, als keine Rechtspartei im Kabinett vertreten war. Das muß heute der Leitspruch der Linken sein. Denn jeder Beamte, der tüchtig ist und gesinnungsfest bleibt, kann ein Brems-

klotz am Rade der Reaktion sein. Freilich müßten dann die Parteiführer etwas mehr Verständnis für's Bremsen haben. Bisher haben sie sich so verhalten wie die Techniker der Berliner Straßenbahn, die auch nicht erkennen wollen, daß auf abschüssiger Bahn die Bremse lieber brauchbar als billig sein soll.

Der Flug von Z. R. III nach Amerika hat nicht nur den Redaktionen der Zeitungen einige behagliche Tage verchafft, indem weder für Leitartikel noch für redigierte politische Depeschen Platz übrig blieb. Ganz Deutschland hat sich in einer selbstgefälligen Seligkeit gewiegt, gegen die selbst das sanfte Schaukeln des Luftschiffes noch unangenehm gewesen sein muß. Der Gestank des Eigenlobs und der Duft der Selbstbeweihräucherung wuchsen in gleicher Stärke. Für die Nasen mag die Wirkung neutralisiert worden sein; die Gehirne befanden sich in einem dicken Dunst. Ist wirklich diese technische Leistung ein Symbol dafür, was Deutschland kann? Und welches Deutschland ist es, für dessen Fähigkeiten dieses Luftschiff als Beweis dienen kann? Darf überhaupt das Einzelergebnis vereinzelter Arbeit als Symbol für den Wert und die Werte eines ganzen Volkes ausgegeben werden? Man mußte über die Antwort hierauf zweifelhafter sein als über die glückliche Landung des Zeppelin-Ballons in Amerika. Könnte es nicht gerade so gut ein Symbol sein, daß der erfolgreiche Konstrukteur dieses Schiffes der Jude Arnstein ist, und daß gerade das Volk es am schlechtesten verstanden hat, solche Intelligenz und Leistungsfähigkeit zu assimilieren? Wo ist eigentlich der Anteil all derer an der Leistung, die am Lobe der Leistung so heftig teilgenommen haben? Von all den Tugenden, deren sich ganz Deutschland in eitlen Leitartikeln rühmte, ist in Deutschland wenig zu merken. Die Volksgemeinschaft, die im Lobe plötzlich hergestellt war, ist in der Leistung noch nie erreicht worden. Es muß etwas nicht stimmen, wenn dasselbe Volk, das technisch Luft fährt, politisch nur Karussel fahren kann. Es ist ein peinlicher Gegensatz, wenn der Vollkommenheit einer erfinderischen Arbeit die groteske Unvollkommenheit alles alltäglichen Wirkens gegenübersteht. Sicherlich wäre es sehr hübsch gewesen, wenn man bei uns einige Stimmen aus dem Ausland veröffentlicht hätte, die den Flug nach Amerika freundlich als einen Beweis zugunsten ganz Deutschlands auslegten. Aber daß wir das selber taten, zeigt doch eine erstaunliche Blindheit. Denn eigentlich konnte dieser Rekord nur eine Wirkung haben: aus dem Abstand uns deutlicher sehen zu lassen, wie wenig weit wir es in allem Wesentlichen bisher noch gebracht haben. Wir haben herrliche Fachleute — wenn es auch fraglich bleibt, ob das Grund ist, stolz zu sein. Aber vor lauter Fachwissen versäumen wir die Lebensschule, in der ein Volk zu lernen ebenso nötig hat, wie der einzelne. Und wenn der Zeppelin auch sicher durch die Luft über das Meer gekommen ist, so könnte es all den Bewunderern,

die durch ihn sich selbst in den Himmel gehoben haben, doch sehr viel leichter passieren, daß sie noch einmal aus allen Wolken fallen.

Der Bürgerkrieg in China ist offenbar noch nicht mit den vortrefflichen Waffen geführt worden, mit denen in Europa dank der Ausbildung der Kriegstechnik sogar polizeiliche Exekutionen neuerdings vorgenommen werden. Wenn man die Länge der Fronten mit der Zahl der Soldaten verglich, die auf ihnen tätig waren, konnte man sich eines weltkriegserfahrenen Lächelns nicht erwehren. Insofern ist also die europäische Einwirkung nicht besonders gut gewesen. Auch die Japaner und die Amerikaner haben weder die kriegerischen Tugenden, noch die militärischen Mittel der Chinesen wesentlich verbessert. Erfolgreicher scheint das Bemühen zu sein, die politischen Methoden des Westens auf China zu übertragen. Denn die geschäftlichen Verschwörungen, die machtgierigen Versprechungen, die hinter diesem Kampfe steckten, stammten sicherlich nicht aus den chinesischen Provinzen, wenn die es auch waren, die äußerlich miteinander im Kampfe lagen. Es gibt bei uns viele Leute, die für die Weisheit des Confucius schwärmen und Laotse als den Führer durchs Leben verehren. Mit deren Landsleuten haben sie aber wenig Mitleid. Die Gleichgültigkeit gegen die Geschäfte weniger Gieriger, die in allen weißen Ländern herrscht, hat ein gut Teil Mitschuld daran, daß die chinesische Kultur ruiniert wird. Ganz scheint das aber doch noch nicht gelungen zu sein. Wenigstens haben die beiden Generäle Lu-Yung-Tschiang und Wang, die das Pech hatten im Bürgerkriege den kürzeren zu ziehen, einigen japanischen Ausfragern gegenüber ein Beispiel chinesischen Taktes und östlicher Lebensweisheit gegeben. Sie waren nach Japan geflohen und wurden natürlich Gegenstand der Aufmerksamkeit für neugierige Journalisten. Aber sie entzogen sich allen Schwierigkeiten durch die freundliche Erklärung, daß sie geschlagen wären, und daß es darüber nichts zu erzählen gäbe. Wie ergreifend altmodisch ist diese schlichte Meinung, gemessen an den dicken Büchern, mit denen Generäle ohne Schlitzaugen ihre Niederlagen in Siege umzuschreiben versuchten! Im Interesse der Verleger und Sortimenter darf man ein solches Verfahren gar nicht zur Nachahmung empfehlen. Außerdem ist es auch militärisch zu spät; alles mögliche Unheil ist schon angerichtet, das von geschwätzigen Generälen nur angerichtet werden kann. Aber wie wäre es, wenn sich die Politiker, auch soweit sie früher Generäle waren, diese bescheidene Weisheit zum Muster nähmen? Der Wahlkampf wird Kummer genug machen. Es wäre eine wesentliche Erleichterung für alle Beteiligten, wenn wenigstens die Geschlagenen sich zu der Ansicht bekehren könnten, daß es über ihre Niederlage nichts zu erzählen gäbe. Freilich hat die Regierungskrise beinahe so geendet, wie der Weltkrieg nach Wunsch von Wilson endigen sollte: ohne Sieger und ohne Besiegte. Das Bedenkliche ist

nur, daß die vom Kabinett Marx angewandte Ermattungsstrategie nicht auf den Gegner, sondern auf den Wähler überhaupt zermürbend gewirkt hat. Immerhin könnte, wenn möglichst viel geschwiegen würde, wenigstens der Wahlkampf ähnlich endigen wie der Weltkrieg. Es könnte nämlich trotz aller Siege und Niederlagen, wie aus dem Kriege der Völkerbund, aus der Wahlschlacht die große Koalition hervorgehen.

In Berlin ist wieder einmal ein Mann, der in einer Angelegenheit intimster Art zum Schwur gezwungen wurde, wegen Meineides zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Es handelt sich um den Stadtrat Eggert. Die Geschichte dieses Fehlurteils ist im „Montag Morgen" ausführlich erzählt worden. Aus Klatschgeschichten wurden im Laufe von drei Jahren beeidete Zeugenaussagen. Die Kleinbürger von Staaken erinnerten sich! Sie wußten auf den Tag und auf die Stunde anzugeben, wann vor drei Jahren der Stadtrat Eggert die Fürsorgeschwester Metzger nachts verlassen hatte. Als die präzisen Angaben genau geprüft wurden, zerfielen die Gespinste. Hier liegt ein typischer Fall von Kleinstadtsuggestion vor. Klatschende Bürgersleute wollten aus Mitleid für eine Mitklatscherin den Stadtrat in die Tinte bringen — in die Tinte des Landgerichtsdirektors Dransfeldt, welcher als grausamer Blutrichter längst berühmt durch seine Härte ist. Aber die Verhandlung fand doch vor Geschworenen statt? Ja, vor einem Schwurgericht, in welchem Laien- und Berufsrichter gemeinsam berieten. Radbruch, dessen Verdienste nicht gering zu schätzen sind, hat diese Reform angeregt, Emminger hat sich auf sie gestürzt und ohne den Reichstag zu fragen, wie Radbruch wollte, die Geschworenengerichte halb zerstört. Jetzt stehen wir vor den blutigen Ergebnissen dieser Reform! Nämlich der ideale Zweck, der Radbruch vorgeschwebt hat, daß Volksgericht und Richter-Recht sich durchdringen, wird fast nirgendwo erreicht. Es mag vielleicht an der Aussiebung der Geschworenen liegen, vielleicht aber doch auch an dem entsetzlich subalternen Wesen des Durchschnittsdeutschen, welcher immer einer Autorität parieren muß. So kommt es, daß harmlose Geschworene einem finsteren Menschenvernichter wie diesem Herrn Dransfeldt folgen und zu seinem Spruch, der über den Antrag des Staatsanwaltes — in einem mindestens problematischen Fall! — hinausging, Ja und Amen sagten. Richter und Geschworene sollen sich gegenseitig durchdringen? Ach, du lieber Himmel, in Preußen? In diesem altslawischen Untertanenstaat? Die Geschworenen werden zu Statisten herzvertrockneter, aber redegeläufiger Justizroutiniers. Emmingers Reform muß der arme Stadtrat büßen, der von ein paar Bürgern von Staaken mit Eiden und mit Beobachtungen durch die Briefkastenspalte in der Tür überführt wurde, daß er vor drei Jahren eine lustige Fürsorgeschwester um drei Uhr nachts besucht habe.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

# DIE WAHL GEGEN DIE DEMOKRATEN

Das Ergebnis der Wahlbewegung, in die wir nach wochenlangem Hin und Her nun doch hineingeraten sind, ist ungewisser als jemals in ähnlichen Fällen. Selbst die bewährtesten politischen Wahrsager, mit welchem Kaffeesatz, welchen Tarockkarten und welchem Haustiergedärm sie ihr Metier auch betreiben mögen, fühlen sich diesmal außerstande, zu prognostizieren. Sie setzen zwar als sicher voraus, daß bei den revolutionären Parteien rechts und links, — bei den Völkischen und Kommunisten also, — der Abfall besonders groß sein wird, während für die Sozialdemokraten, andrerseits, relative Gewinne vorausgesehen werden. Aber da in allen Lagern, unterschiedslos, mit großer Wahl-Apathie gerechnet wird, und da die Zahl der zu wählenden Abgeordneten nicht feststeht, (— sie ergibt sich bekanntlich daraus, wie oft mal 60 000 Stimmen abgegeben werden, —) läßt sich selbst aus dieser mutmaßlichen Konstellation unter den revolutionären und proletarischen Gruppen kein Schluß darauf ziehen, wie der kommende Reichstag zusammengesetzt sein wird. Ueberdies aber handelt es sich beim jetzigen Wahlkampf auch viel weniger, als vielleicht angenommen wird, um den Bestand der revolutionären und proletarischen Fraktionen (revolutionär und proletarisch cum grano salis genommen). Nur der Regierungsaufruf, der den Kern der Sache absolut nicht trifft, bezeichnet es als dringendste Notwendigkeit, „die radikalen Elemente rechts und links auszuschalten." Die Wissenden dagegen wissen, daß es nicht darum geht. In Wirklichkeit ist dieser Wahlkampf kein Ringen der bürgerlichen Welt mit Revolution und Proletariat, sondern ein Ringen der Bürgerlichen untereinander. Und schon die ersten Parteiaufrufe zeigen deutlich, was eigentlich in Frage steht. Die demokratische Partei, darum geht es, soll zerschlagen werden! Sie ist das Hindernis für die sogenannte „reinliche Scheidung der Geister". Sie ist das Hindernis, das einem rein bürgerlichen Regime entgegensteht. Gegen sie also wird sich die ganze Energie der Reden, Flugschriften und Preßpolemiken richten, die von den anderen Parteien, unter Aufgebot aller ihrer agitatorischen Talente und all ihrer Geldmittel, wird mobil gemacht werden können. Es wird eine Wahl für oder wider die Demokratie sein. Und den Ausgang dieses eigentlichen Kampfes abzusehen, ist vorderhand kein Mensch imstande.

Die Schwierigkeit liegt darin, daß es noch kein zuverlässiges Maß dafür gibt, bis zu welchem Grade der deutsche Bürger vergeßlich ist und bis zu welchem Grade er beschwindelt werden kann. Wir haben schon allerhand in dieser Richtung erlebt; aber die Vergeßlichkeit, die bisher von ihm verlangt und auch ausgiebig

geliefert worden ist, mußte sich immerhin auf langfristigere Zeiträume beziehen. Daß er im Mai 1924 den August 1914 und den Oktober 1918 bereits vergessen hatte, war zwar auch schon eine respektable Leistung; aber zwischen Tat und Antwort lag hier wenigstens ein Intervall von sechs bis zehn Jahren; und schon das Heranwachsen einer Generation, die Joseph nicht gekannt hatte, konnte diese längerfristige Gedächtnisschwäche wenigstens teilweise erklären. Heute dagegen kommen die Ereignisse frisch aus dem Backofen. Es war am 29. August, als die Deutschnationalen jeden Grundsatz verrieten, den sie bis zum vorhergehenden Tag als alleiniges politisches Evangelium verkündet hatten. Es war Mitte Oktober, als sie sich durch glatte Billigung der berühmten Marxschen Richtlinien „auf den Boden“ derselben Verfassung und desselben Parlamentarismus gestellt hatten, von dem sie jetzt wieder erklären, er müsse beseitigt werden. Und es war Ende September, als die Volkspartei plötzlich behauptete, ihre bisherige Außenpolitik sei nicht mehr durchführbar, wenn nicht dieselben Deutschnationalen an ihr teilnähmen, die bisher ihr Bestes dafür getan hatten, diese nämliche Außenpolitik zu verhindern. Zu beurteilen, ob der deutsche Wähler auch solche noch brühheißen Kohlsuppen willfährig schlucken wird, — zu beurteilen, ob es seiner zu 99 Prozent dazu entschlossenen Presse gelingen wird, etwaige Nachdenklichkeiten dennoch wieder in einem der gewohnten Agitations-Katarakte zu ertränken, — dazu bedarf es noch eines neuen Experimentes. Aber wir wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß dies Experiment zugleich entscheidend dafür sein wird, ob man überhaupt noch wird hoffen können, daß das deutsche Volk zu einer sogenannten Selbstregierung in absehbarer Zeit noch befähigt werden wird. Wenn auch die jetzigen Wahlen wieder Vergeßlichkeitswahlen, Kritiklosigkeitswahlen, Leichtgläubigkeitswahlen würden: was sollte man für die Zukunft noch erwarten können, die schwerlich so bald wieder gleich unkomplizierte Situationen bringen wird?

Daß unsere eigenen Sympathien in diesem Ringen, — wie oft wir uns auch im Gegensatz zu ihnen gefühlt haben mögen, — durchaus auf Seiten der Demokraten stehen, wird niemand in Erstaunen setzen, — besonders nachdem so schwankende Figuren, wie die Herren Schiffer und Keinath, bereits ausgeschieden sind, und Herr Geßler, der ewige Reichswehrkommis, in Bälde hoffentlich nachfolgen wird. Wir sind glücklich darüber, daß die Demokraten sich unter der tapferer gewordenen Führung Koch's und Erkelenz' in letzter Minute noch entschlossen haben, ihre historische Mission endlich einmal nicht preiszugeben, — diese ihre historische Mission, vermittelndes Glied zwischen den beiden Volkslagern zu sein, Sammelbecken aller jener, die zwar bürgerlich, aber doch republikanisch sind. Das Häuflein bürgerlicher Demokratie ist klein, aber der Anschluß der Demokraten an den Block der Rechten hätte nichts an-

deres bedeutet, als daß nun die gesamte bürgerliche Welt Deutschlands ausnahmslos als monarchistisch und großkapitalistisch hätte betrachtet werden müssen. Das wäre natürlich ein Unsinn gewesen, denn wie es mit der politischen Gesinnung auch bestellt sein mag: Großkapitalisten sind die Wähler auch der Rechtsparteien in ihrer überwältigenden Mehrheit jedenfalls nicht, — es ist nur gelungen, sie zu Gefolgsleuten einer großkapitalistischen Politik zu machen. Aber welch ein Unding wäre es, wenn eine Gruppierung sich ergäbe, die endgültig mit allen nichtkapitalistischen bürgerlichen Idealen aufräumte und Deutschland völlig in zwei absolut konträre Lager spaltete: das herrschende großkapitalistische und das beherrschte proletarische? Es wäre ein Unglück und eine Lüge dazu. Denn alle Zuneigung zu schwarz-weiß-rot wird nicht ausreichen, die Abneigung jedes vernünftigen Menschen zu kompensieren, Steuerobjekt und Zahlkasse derjenigen zu sein, die unter dem Flaggenlied nur ihren durchaus nicht idealistischen Vorsatz verbergen, am Geschäft des Zahlens nicht beteiligt zu sein.

Und hier liegt auch die Wahlparole für die Demokraten, — die einzige, die ihnen Hilfe gegen den konzentrischen Angriff bringen kann, der wider sie im Gange ist. Sie haben leider — und das war die Ursache ihres Niedergangs — bisher vermieden, klar Stellung zu nehmen. Sie haben, von ihren eigenen Siemensleuten unterminiert, allzuweich jeder Art von wirtschaftlichem Raub nachgegeben, der gerade mit dem Kleinbürgertum bis zum rasenden Exzeß der Cuno-Tage veranstaltet wurde. Aber die Wahl, die jetzt vor sich geht, ist in der Hauptsache eine soziale Wahl, in der es sich viel weniger um die Rahmenbegriffe Republik und Monarchie, schwarz-weiß-rot und schwarz-rot-gold handelt (und gewiß nicht um die Außenpolitik, die nach Annahme der Dawes-Gesetze für absehbare Zeit ohnedies stagnieren wird), als vielmehr darum, wer unter dieser oder jener Flagge, in diesem oder jenem Rahmen zahlen soll. Alle Parteien suchen nach wirtschaftlichen Parolen, und die große Zauberformel, die die Rechte gefunden zu haben glaubt, heißt „Aufwertung". Jeder kleine Mann, der ein Sparkassenbuch über einige Hundert Mark besaß, kann für das Aufwertungsproblem interessiert werden; und obwohl keinerlei Aussicht besteht, die Versprechungen, die man in dieser Richtung machen wird, auch zu verwirklichen, wird das doch nicht davon abhalten, zu versprechen; und obwohl diejenigen Aufwertungsmethoden, die man jetzt besonders hätschelt, — nämlich die Anleiheaufwertung, — wahrscheinlich gerade nicht dem kleinen Mann, dem wirklichen Entwertungsverlierer, zugute käme, sondern nur dem Club der spekulativen Erwerber, wird das doch nicht hindern, es so darzustellen. Was können die Demokraten dagegen sagen, — sie, die sich bisher wahrheitsgemäß auf den Standpunkt gestellt haben, daß es mit der ganzen Aufwertung nichts sein kann und darf? Sie haben nur eines:

nicht von der Vergangenheit zu sprechen, sondern den Gefahren der Zukunft entgegenzutreten, — den Blick von dem, was bereits verloren ist, auf das abzulenken, was noch abgezapft werden soll. Wer soll für die Kosten der Reparation bluten? Diejenigen, deren einzige Aufgabe es Jahre hindurch ohnehin schon gewesen ist, nur zu bluten; oder diejenigen, die, wenn sie überhaupt verloren haben, verhältnismäßig doch nur wenig einbüßten und deren Erwerbsmöglichkeit auch für die Zukunft weit besser ist als die der anderen? Die Antwort, die auf diese Frage gegeben werden wird, — dies ist die Antwort, die die Demokraten brauchen, und die mit ihnen auch das ganze Volk braucht. Wenn diese Frage gestellt werden wird, — und zwar so unverblümt, wie es auch von den Demokraten bisher noch nicht geschah, — so wird sich diese Partei nach mancherlei Irrung nicht nur moralisch wieder legitimieren, sondern sie wird auch praktisch das beste getan haben, was sie überhaupt tun kann, um die Kampagne, die zu ihrer Erdrosselung führen soll, in eine Kampagne innerer und äußerer Stärkung zu verwandeln.

---

STEFAN GROSSMANN

## DER NEUE HAUPTMANN

Bei S. Fischer ist soeben der neue Roman von Gerhart Hauptmann „Die Insel der großen Mutter“ erschienen. In seiner würdigen Ausstattung in klarer Schrift auf vorzüglichem Papier gedruckt, ist der schlanke Band das schönste Buch, das der Verlag seit langem in die Welt gebracht hat.

Der alte Gerhart Hauptmann! Er ist immer jünger als die Fremden ahnen, und er ist reicher als selbst die, die ihn kennen, vermuten. Was für ein Erstaunen war das vor neun Jahren, als Hauptmann den „Ketzer von Soana“ in seinem Schreibtisch entdeckte und in die Welt warf. Die Ueberraschung, die der phantastische Roman „Die Insel der großen Mutter“ wecken wird, muß noch größer sein. Aus einer Anmerkung erfährt man, daß Hauptmann schon 1916 an dem Werk gearbeitet hat, Hauptmann hat es schon seit langem nicht mehr eilig, er ist nicht angewiesen auf die Zustimmung seiner Zeitgenossen, er kann jedem Werk seine Zeit des Ausreifens und Ablagerns gönnen. Er hat die innere Gelassenheit, zu warten und trifft die frohe Kunst, zu überraschen.

Was überrascht am meisten an diesem utopischen Roman? Daß plötzlich ein ganz anderer Gerhart Hauptmann vor uns steht, einer, von dem in allen akademischen Literaturkommentaren, von Schlenther bis Fechter, kaum mit einem Wort die Rede ist. Das naturalistische Schema ist hier vollkommen unverwendbar. „Die Insel der großen Mutter“ zeigt Hauptmann in souveränster Laune. Es handelt sich hier nicht eigentlich um einen Roman, sondern um einen mit überlegenem Humor abgefaßten Report, freilich um den Bericht aus einer anderen Welt. Bei der Katastrophe eines Riesendampfers haben sich

etwa hundert Frauen auf eine wundervolle Südsee-Insel gerettet, hundert Frauen und ein Knabe. Sie begründen einen Weiberstaat. Eine freundlich schenkende Natur begünstigt das Unternehmen, es kommt allmählich zu einer neuen und freieren Ordnung als drüben in Europa, im „Finstermannland“, wie sie die alte Heimat nennen. Allmählich aber stellt sich eine allgemeine Unbefriedigtheit ein, eine etwas faulige Stagnation der Seelen, die kein Jenseits und keine Ewigkeit, vor allem nicht mehr die Ewigkeit des Geschlechts kennen. Da geschieht das revoltierende Ereignis. Eine Frau gebiert ein Kind. Wer ist der Vater? Jener edle Knabe — Jüngling? Die Mutter weist den Verdacht weit von sich. Nein, hier ist göttliche Befruchtung geschehen. Das Unerklärliche schwillt in den Frauenseelen zum religiösen Mythos an, aber dem einen Sproß folgen zwei, fünf, zehn, fünfzig nach. Immer läßt der mit tiefstem Takt ausgestattete Berichterstatter im Dunkel, von wem die neue Generation stammt. Nur ganz leise blitzt durch den Bericht das helle Licht eines heitergütigen Skeptizismus. Das Matriarchat des neuen Staates wird am Ende durch die junge Knabenkolonie erschüttert, der Mythos wird von hitzigen Jünglingen zerrissen, die Gesichertheit des Mutterstaates wird von der Abenteuerfreudigkeit eines jungen Männerstaates abgelöst, der etwas faulen Milde einer femininen Welt wird die jähe Gewalt maskuliner Aktivität entgegengesetzt. Am Ende wird der Tempel der Mutter zerstört, die Jünglingsfahne des Mannlandes flattert frech-fröhlich in der Südsee. Der Leser, auch die Leserin, bleibt am Ende mit dem heiteren Bewußtsein zurück, mit der Herrschaft der seefahrenden Jung-Mannschaft sei die Isolierung der Insel durchbrochen, der künstliche Staat der Frauen ist zerstört, aber der Zugang zur anderen, zur weiten Welt ist gefunden.

Diese Fabel erzählt Hauptmann selbst. Er versteckt sich nicht. Er selbst ist der Berichterstatter, er, mit seiner selbst erworbenen Bildung, mit seiner selbst gebildeten Lebensweisheit, mit seinem leisen Altershang zur Reflexion. Es gibt im Aufschwung dieses hellen Buches eingeschaltete Kapitel, die den Fluß der Erzählung hemmen, z. B. eine Hymne auf die werteschaffende Hand des Menschen. Dieser Gesang von homerischer Schlichtheit wird einst in allen deutschen Lesebüchern stehen.

Die Dichtung erquickt um Hauptmanns heiterer Freiheit willen. Herrlich die Schilderungen tropischer Schönheit, berauschend die Darstellung des Paradiesisch-Körperlichen, wahrhaft erfrischend der überirdische Humor des Erzählers, der sich nur an ein paar übermütigen Stellen frei ans Licht wagt. Auch die gestaltende Kraft hat Hauptmann nicht verlassen: wie greif-lebendig stehen die Mütter der Insel mit ihrem famosen herzlichen Altweiberhumor vor uns, die alte, lebenskluge, heimlich witzige Malerin, die scharfäugige literarische Weltdame, die etwas plumpe, unbewußte, gefährlich bornierte Aerztin und jene erhabene Engländerin, die einem Bilde von Burne-Jones entstiegen zu sein scheint.

Wieder staunt der Leser über Hauptmanns prophetischen Instinkt. Daß er 1916 vom Präsidenten der deutschen Republik redete, rechne ich nicht einmal zu seinen stärksten Voraussagungen, vielmehr, daß er schon 1916, als der Durchschnittsmensch nicht über die deutsche Mauer hinweg- oder durchschauen konnte, schon die Ahnung einer Weltumwälzung in sich herumgetragen haben muß und daß dieser utopische Roman die Frucht dieser Zukunftswitterung und Bangigkeit war. Aus diesem Werke erkennt man, wie weit ab Hauptmann von der mehr oder minder leeren, nichts als bürgerlichen Gesellschaft stand und steht. Dieser utopische Roman handelt von keinem Zukunftsstaat, sondern von dem staatengebärenden Chaos im ungebundenen Menschen. Wo steht Hauptmann? In keinem Finstermannland, in keiner Ordnung, er steht an den Quellen, fest wurzelnd im Naturreich, bei den Müttern, in den Söhnen.

---

ALFRED POLGAR (Paris)

## DER UNBEKANNTE SOLDAT

Auf der Place de l'Etoile steht der mächtige Arc de Triomphe. Der „guide bleu" — welcher den Arc de Triomphe, weil er mit A beginnt, als Nummer eins in der Reihe der wichtigsten Profanbauten von Paris nennt (gleich hinter ihm kommt die Banque de France, obzwar die eigentlich zu den religiösen Sachen gehört) —, der „guide bleu" teilt mit, daß die Fertigstellung des Triumphbogens, unter Louis Philippe, 9,051.115 Francs gekostet hat. Da kann man nur sagen: ausgerechnet. Sehr genau ausgerechnet. . . Triumphe, die einen Bogen bekommen, kosten aber nicht nur viel Geld, sondern auch viel Leben. Was das anlangt, waren die Vaterländer im letzten Weltkrieg nicht knauserig. Einige von ihnen haben dann, um diese Splendidität und um die Masse, das Kleinzeug ihrer Blutopfer zu ehren, einen „Unbekannten Soldaten", gewissermaßen ein Stück bis zur völligen Unkenntlichkeit verbrauchter Scheidemünze der Währung Mensch, glorreich bestattet.

Die französische Republik legte ihren „soldat inconnu" unter den Triumphbogen auf dem Platz des Sterns. Eine Steinplatte, über der ein ewiges, gasgenährtes Feuerchen flammt, deckt die Gruft, ihre Inschrift besagt: „Ici repose un soldat français mort pour la patrie". Am Grab vorbei flitzen die Automobile nach Longchamps, zu den Rennen, die in jüngster Zeit, das macht wohl der regendurchweichte Boden, überraschend oft von Outsidern gewonnen werden. Die Leute steigen aus, um den Unbekannten Soldaten zu grüßen. Ernst blicken sie, schrauben das Licht ihrer Lebenslust für einen Augenblick auf klein, pumpen ihre Seele voll mit Grau, und stellen den Gefühlshebel in Richtung: Tod, Grab, Ehrfurcht. Fast immer auch

umstehen Frauen aus dem Volk in schwarzer Tracht die Gruft. Weinend starren sie auf die gasgenährte Flamme, als brächte sie irgend welche Botschaft von da unten oder als sei es die unsterbliche Seele selbst, die so leuchtet. Ach, vielleicht war gerade der Unbekannte Soldat ein der weinenden Frau gut bekannter! Die Chance ist gering: eins zu Gott weiß wie viel. Es wäre schon ein rechter Haupttreffer, ein Volltreffer sozusagen, wenn gerade dieser Mutter Sohn unterm Triumphbogen moderte. Und wäre es selbst so, was hätte sie Großes davon? Ein talmigoldenes Rändchen um ihren echtschwarzen Kummer.

Ruhestätte im objektiven Sinn kann man ein Grab an dieser lebenumkreisten Unruhestätte eigentlich kaum nennen. Aber subjektiv hat der Tote natürlich auch hier seinen Frieden. Er hätte ihn ebenso, lägen seine armen Knochen mitten auf der Place de l'Opéra. Das, dieses Ueberall-schlafen-können, ist ein wesentlichstes Benefiz des Totseins, sozusagen die Lichtseite dieser Schattenseite der kosmischen Ordnung.

Obzwar es kaum vier Jahre her sind, weiß man heute schon nicht mehr, wer die Idee gehabt hat, die unbekannten Toten des Krieges durch so feierliches Grab für einen von ihnen zu ehren (zu versöhnen?). Jedenfalls hatte der Einfall — getragen von dem herzrhetorischen, weithin schwellenden und schwingenden, vom Atem der Ewigkeit angeblasenen Pathos, das den Franzosen wie ihre Parfüms und ihren Lustspieldialog kein Volk der Erde nachmacht — Stil. Erhitzt durch Freude oder Schmerz, gehen die französischen Dinge gern in den Aggregatzustand des Theaters über, dem großen Erleben entbinden sich hier, ohne Accoucheurhilfe der Dichter, leicht die großen Gebärden, eine dekorative Lüge ist schon fast eine Wahrheit.

„Mort pour la patrie" steht eingemeißelt auf der steinernen Platte. Wer weiß, ob das stimmt. Vielleicht sollte es richtiger heißen: mort par la patrie. Vielleicht war der letzte Gedanke des Mannes da unten ein Fluch gegen die Gewalten, die ihn zum Helden gepreßt hatten. Vielleicht hat er sich einen Teufel um die gloire geschert, hätte das verborgenste Dasein dem offiziellsten Grabmal vorgezogen und nicht für alle Triumphbogen der Erde drein gewilligt, daß man ihm sein zeitlich Flämmchen ausblase, um ihm ein ewiges, gasgenährtes anzuzünden.

Die napoleonischen Grenadiere, wie wir von Heinrich Heine wissen, sind entschlossen, hervorzusteigen aus ihrem Grab, falls der Kaiser nochmals darüberreiten und viel Schwerter klirren und blitzen sollten. Hingegen wird (wie genaue Kenner der Stimmung in Gefallenen-Kreisen berichten) der Unbekannte Soldat, kommt wieder Mobilisierung, und das Auto des geliebten Generals hupt über sein Grab, wahrscheinlich liegen bleiben.

Ein kleiner Band liegt vor: Verzeichnis aller Veröffentlichungen des Insel-Verlages 1899—1924. Fünfundzwanzig Jahre einer edeln, gewissenhaften, ideenreichen Arbeit.

Es gibt Verleger, die von ihrer Zeit getragen wurden. Sie brauchen nur den Geistern ihrer Epoche genug zu tun und hatten genug getan. So wurde Cotta (lang, lang ists her) emporgetragen, nicht durch Karl Rosner, sondern mehr durch Wolfgang Goethe. So ist S. Fischer zum Patriarchen der Moderne geworden. Er brauchte nur Ibsen, Björnson, Hauptmann, Schnitzler und den andern Obdach zu geben und war gemacht. Ihn trug der Strom der Zeit.

Den Insel-Verlag haben nicht Autoren groß gemacht, sondern Verleger! Er hat keiner Zeitströmung gedient, bloß dem Gedanken des guten Buches. Keine Bewegung schuf den Insel-Verlag, keine Richtung baute sich hier einen Hafen. Aber vom 15. Oktober 1899 an bis zum heutigen Tage hat kein häßliches, kein wertloses Buch die Räume des Insel-Verlages verlassen! (Welcher deutsche Verleger darf ein ähnlich stolzes Wort von sich sagen?) Der Insel-Verlag sagt es übrigens gar nicht, er legt nur stumm, ohne Vorrede, das Verzeichnis seiner Taten vor. Vor dieser charaktervollen Arbeit muß man respektvoll den Hut ziehen. Ein paar Stationen dieser fünfundzwanzigjährigen Reise:

1899. Das erste Heft der Insel. Der frische Atem Alfred Walther Heymels blies damals noch durch die deutsche Literatur.

1900. Die ersten Geschichten vom Lieben Gott, Rainer Maria Rilkes still-kühnes Werk.

1903. Das erste Buch der Ricarda Huch.

1905. Die Klassikerausgaben der Großherzog Wilhelm-Ernst-Presse. Von diesem Tag an mußten sich die abgeschmackten alten Klassikerausgaben verstecken. Anton K i p p e n b e r g setzte sich ans Steuer des Insel-Schiffes.

1907. Die ersten 2-Mark-Bände. Nietzsches Briefe.

1907. Die schöne deutsche Ausgabe der Comédie humaine von Balzac wurde gewagt. Es gibt Leute, die glauben Ernst Rowohlt habe Balzac erfunden, das ist ein kleiner Irrtum.

1909. Der spottbillige Volksgoethe in fünf Bänden, von Erich Schmidt eingeleitet. So eroberte der Insel-Verlag das Arbeiterheim.

1911. Die schöne „Bibliothek der Romane“ wurde begonnen. — Wann wird sie wieder fortgesetzt?

1912. Die Insel-Bücherei. Der Band zu 50 Pfennigen. Bis dahin war Reclam Herrscher auf dem Gebiet der Volksbücher. Reclam, das bedeutete: vortreffliche Belehrung verbunden mit wachsender Kurzsichtigkeit. Die schön gedruckten Inselbücher befreiten das

Auge des armen Lesers. Allein um der Insel-Bücherei willen hätte Anton Kippenberg geadelt werden müssen.

Dann kamen die Kriegsjahre. Der Insel-Verlag hielt stand. Es entstand die schwarzgelbe „Oesterreichische Bibliothek“, die einige Kostbarkeiten enthält. Der „Born Judas“ des in die jüdische Mystik vergrabenen Berdiczewski erschien. Der Dichter Georg Munk (bis heute nur von wenigen erkannt) tauchte auf. Der Insel-Verlag fand den Mut zu Johannes R. Becher.

Nach dem Krieg versöhnte Kippenberg die Welt, indem er Adalbert Stifters sanfte Werke hinausgab. Ein Tolstoi wurde vollendet. Die herrlichen Holzschnitte von Masereel wurden den Deutschen geschenkt und daneben gab es etliche kostbare Geheimwerke, Drucke der „Insel-Presse, über die ich nur munkeln gehört habe, sie sind für den bescheidenen Bürger nicht erreichbar. Aber es muß zum Ruhme des Insel-Verlages gesagt werden, daß er niemals bibliophile Editionen für Protzen und Kriegsgewinner eingerichtet hat, dieses verächtliche Geschäft überließ er kleineren Geistern. Ein Blick in diesen Katalog, der über ein Vierteljahrhundert Rechenschaft gibt, zeigt, daß aus dem Insel-Verlag kaum ein modisch-geschmackloses Buch herausging. Die Arbeiten von E. R. Weiß und Walter Tiemann, Schriften, Einbände, Buchschmuck, haben Bestand. Einiges, das vor zwanzig Jahren gefiel, ist heute etwas verblichen, z. B. die Ausgabe von Nietzsches „Ecce Homo“, die Vandevelde allzu dekorativ gestaltete. Aber im großen ganzen gewinnen die Insel-Bücher, je älter sie werden. Es gibt kein verläßlicheres Merkmal für gediegene Verlegerarbeit als dieses Bestehen in der Zeit.

---

EDUARD FOERTSCH

## DER TYRANN

Es war einmal ein Tyrann, der jeden Morgen, nachdem er gefrühstückt hatte, hundert seiner Untertanen köpfen ließ, und dabei zusah.

Da kam ein Weiser aus Griechenland zu ihm und sprach: „O Tyrann! Warum lässest du alltäglich hundert Menschen den Kopf abschlagen?“

Der Tyrann überlegte lange Zeit und antwortete dann: „Du hast recht! Es ist kein Grund vorhanden, weshalb ich täglich hundert Menschen köpfen lasse. So soll das nun geändert werden: Ich will alltäglich nunmehr fünfzig köpfen“.

Da verhüllte der Weise sein Haupt und ging trauernd seines Wegs.

Der Tyrann aber begann laut zu weinen und sprach: „Nun seht ihr es. So ist die Welt, sogar die Welt der Weisen! Er soll mir aber einen Herrscher nennen, der täglich fünfzig Menschen das Leben schenkt!“

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Vierte Fortsetzung.]

## IX.

Um einen Tisch aus Ebenholz (der sich als Marmortisch entpuppte, als man mit einer Fackel die Fliegen fortgejagt hatte) las der Notar bei herabgelassenen Vorhängen und zum Gesang der Grillen den Brüdern Pastafina, dem Syndaco und Lewis den Kaufvertrag vor. Lewis unterzeichnete. Sechs Millionen Lire zuzüglich Kauf-, Kommissions- und Staatsabgabekosten, außerdem Kataster-, Aufenthalts- und Reisespesen, ferner Gemeindesteuern, Armenabgabe, Zusatzspesen, ein Prozent für Kriegsbeschädigte usw. Als Beweis für den baldigen Beginn der Arbeiten lagen auf dem Fußboden Pläne von Messungen mit Niveaukurven. Auf dem Kamin ein Lötrohr, Proben und eine Flasche Marasquino.

Als die Unterschriften ausgetauscht worden waren, nahm der Journalist Lewis beim Arm und begleitete ihn bis zur Garage. Lewis wollte nämlich ein Automobil, um das Land zu durchforschen. In der Garage erfuhr er, daß eine fremde Dame den einzigen Wagen gemietet hatte, der im Dorfe vorhanden war. Ja, sie sei sofort nach dem Frühstück fortgefahren, sie steuere selbst (was im Süden Staunen erregt, denn selbst der einfachste Chauffeur hat einen „Gehilfen“, der ankurbelt, damit der Führer seine Kräfte schont).

— Trinken wir noch ein Gläschen in Ihrem Hotel. Ich begleite Sie, sagte Pastafina.

Und er fügte lyrisch hinzu:

— Die Saison beginnt hier; in Paris schneit es, mein Lieber. Schon kommen die Fremden hierher, nachdem sie sich gefragt haben, ob es besser sei, sich auf dem Lande zu langweilen oder in der Stadt schlecht zu fühlen. Die Barbaren kommen wieder einmal in die Städte der Sonne, der Kunst und der schönen Krankheiten. Sizilien, sehen Sie, ist ein Land der Halbgötter und Riesen trotz der Spitzenschulen alter Engländerinnen.

— Pastafina hat recht, dachte Lewis, als er die dichtbevölkerten, suppendicken Straßen hinunterging, in denen mit einem, auch dem ganzen Orient eigenen Wasserblau abgeputzte Hütten unter Eucalyptusbäumen standen. Und überall diese gleich einer Nationalflagge entfaltete Tomatensauce! Er blieb vor den schmutzigsten Sackgassen stehen, in denen ein Humus gor, der aus zerdrückten Zitronen, toten Ratten, Hühnerfedern, alten Sohlen, grauen Haaren und Fischgräten bestand. Unter den Betten schliefen Schweine. Zu schöne, kleine Hirtenknaben trieben mit

einem Rohr, das zum Durchrühren verstopfter Leitungen dient, an einem Fuß gebundene Ziegen vor sich her und beschimpften sie in ihrem mit spanischen Wörtern durchsetzten Dialekt. Eine leichte Brise bewegte die Federn der Bersaglieriposten vor dem Gefängnis.

Lewis hätte am liebsten Kinder oder Katzen geliebkost; beide flohen ihn. Da warf er sich vor, nicht einfach genug zu sein. Mußte man wirklich niemals innehalten, stets am ruhigen Leben vorübergehen? Was hätte ihn daran gehindert, sich hier niederzulassen, eine Villa inmitten der Riesenölkrüge und der Schäfte abgebrochener Säulen zu besitzen? Die Abenteuer der Gegend mitmachen, ohne, wie er es am nächsten Tage tun würde, abzureisen, obwohl er die Aussichten, die sich jedem Menschen bieten, der Zeit hat, sie zu prüfen, nicht einmal eingehend erwogen hatte.

Zum Beispiel die vom Vormittag. Er erinnerte sich an frühere Abschlüsse, was sonst niemals geschah; er fragte sich (weiß Gott zum erstenmal): „Habe ich eine Dummheit begangen, oder habe ich recht daran getan, zu unterzeichnen?“ Zum ersten Male auch zwang ihn etwas zum Nachdenken.

Der Italiener blieb stehen, als ob er seinen Gedanken erraten hätte.

— Ich bin um so glücklicher, daß Sie abgeschlossen haben, sagte er, weil, wenn Sie nicht unterschrieben hätten, andere bereits „hinterher“ waren; wir hatten eine neue Option zu vergeben, die heute abend um acht Uhr begann, zur gleichen Stunde, da Ihre Option ablief. Ich kann Ihnen sagen, daß die Angelegenheit Ihnen im Handumdrehen weggeschnappt worden wäre.

Darf man wissen, von wem? fragte Lewis.

Pastafina zögerte einen Augenblick.

— Vom Bankhaus Apostolatos in Triest.

## X.

Lewis wartete auf das Diner und ging auf der Terrasse spazieren. Es war blau. Tausend Fuß unter sich sah er das Meer. Es warf kleine, kurze Wellen so müde an den Strand, daß man glaubte, jede wäre die letzte und das Meer würde nun auf einmal und für immer ein großer stummer See. Eine Eidechse ließ trockenes Laub rascheln; die tagsüber erwärmten Wände kühlten sich in der Dämmerung ab und krachten wie ein Ofen, der erlischt. Auf den Serpentinwegen, die bis zu ihm heraufkamen, um das Hotel herumliefen und dann weiter führten, sah Lewis alte Frauen mit einem Kruge auf dem Kopf vom Brunnen zurückkehren. Zittrig wie die Unterschrift einer alten Bäuerin bemühte sich der lichtunterstrichene Strand, eine gerade Linie zu bilden, die von den Häfen unterbrochen wurde.

Sie wiedersehen?

Lewis entging keinem der eintönigen und reizvollen Probleme, die sich zwischen zwei vom Schicksal zusammengeführten Menschen

ergeben. Er wurde sich jener lokalen Betäubung bewußt, die sich auf alle unsere Gedanken erstreckt, die anders als die uns beschäftigenden sind, und stellte fest, daß es ihm nicht gelang, sich für den Kauf der Mine zu interessieren. Mit welchem Gegenstand er sich auch beschäftigte, er verlor sich immer in Träumereien. Er dachte an die Fremde. Zweifellos hatte sie das Automobil gemietet, weil sie nichts zu tun hatte? Was machte sie hier ganz allein? Wo verbrachte sie den Abend? Schon hatte er ihre Züge vergessen. Mit der Nacht war ihr Bild versunken: er zweifelte, daß es am nächsten Tage mit der Sonne wiederaufgehen würde. Es war auf ewig für ihn verloren. Er versuchte sich sehr genau zu erinnern. Plötzlich fiel ihm ein heller, vollkommener Punkt ein, der ihm zuerst kaum aufgefallen war: ihre Hand, die nach langem Aufenthalt im Wasser violette Nägel hatte. Eine kurze Hand, in der gesunder Menschenverstand stärker war als Träumerei; ein bei Frauen ziemlich seltener großer Daumen, voller Vernunft, aber spindelförmige, stets aneinanderliegende Finger. Eine Gesamtheit aus Offenheit, Treue und schneller, klarer Intelligenz, die ihn bei längerem Nachdenken eroberte. Eine nützliche Hand. Eine Hand aus dem siebzehnten Jahrhundert. Er hatte so viel solche Hände festgehalten: sinnlich gefesselte Hände, die in ihren Falten zu angenehm zu verfolgen waren, Hände mit Grübchen und Hände mit Launen, die von Musik oder Lust feucht wurden.

Sie wiedersehen. Endlich diese Hand berühren . . . Um sich zu zerstreuen, verfaßte er ein Lied in deutschem Geschmack:

„Ich traf eine Sirene,
Das gibt den Lippen Fischgeschmack.“

Er bemerkte plötzlich mit Bedauern, daß ihn an diesem Abend niemand irgendwo erwartete. Er dachte an Frau Magnac in Paris. Das angenehme Leben — so erschien sein Leben von weitem — kam ihm vor, als bestehe es aus Entbehrungen. Er glaubte bis dahin ein sehr hartes Dasein geführt zu haben; eine Kindheit ohne Frauen, eine Jugend ohne Eltern, und er empfand etwas Mitleid. Er hoffte auf mildere Tage.

Irgendwoher wurde die sinkende Nacht von Musik begleitet; ein Vorhang fiel knöchern gegen die Wand; die alten Uhren schlugen nacheinander eiserne Stunden, gefährliche Waffen.

Ueber der Dorfstraße stieß der Berg seinen dunklen Rücken in die Höhe; aufrecht trug er die alten Häuser und so hoch, daß zwischen den höchsten Fenstern und den tiefsten Sternen keine Unterbrechung war.

Ein Kellner trat aus der Glasbai des Restaurants, das wasserblau getüncht war, und brachte Lewis in der bloßen Hand (Sommerbedienung) vertraulich eine Besuchskarte: Bankhaus Apostolatos, Triest.

Man wollte ihn sprechen. Beinahe hätte er geantwortet, er sei nicht zugegen, dann besann er sich eines besseren.

Sie war es.

— Ich komme als Nachbarin. Ich wohne nebenan.

Lewis begrüßte sie und beglückwünschte sich zu diesem Zwischenfall. Dann fragte er unvermittelt und unliebenswürdig:

— Was haben Sie mit dem Bankhaus Apostolatos zu tun?

Sie antwortete gelassen, daß sie Apostolatos heiße, Irene Apostolatos, daß die Apostolatos' in Triest ihre Vettern seien und daß alle drei zusammen das Bankhaus leiteten. Die Apostolatos' in London seien ihre Onkel; die Apostolatos' in New York (der eine hatte eine Lazarides aus Marseille, der andere eine Damaschino aus Alexandrien geheiratet) ihre Großonkel. Uebrigens hatte die ganze Familie den gleichen Ursprung und stammte von den Inseln.

— Was macht das Bankhaus Apostolatos hier?, fragte Lewis, als wüßte er nichts von den eifrigen Versuchen des griechischen Konzerns, Hand auf die Grubenprodukte am Mittelmeer zu legen. Er kannte den guten und soliden Ruf dieses alten Hauses, das aus der Freiheitszeit stammte.

— Hat Ihnen Pastafina nicht erzählt, daß wir an zweiter Stelle nach Ihnen eine Option auf die Lager San Lucido hatten? Ich war allein in Triest, als uns das Geschäft vor acht Tagen angeboten wurde; es erschien mir außerordentlich interessant; einer meiner Vettern war in Vichy, der andere in Konstantinopel; ich habe einen Lloydschnelldampfer genommen, der nach Malta ging, und von dort aus bin ich hierher gereist.

— Und da ich heute unterzeichnet habe?

— Ich reise morgen wieder ab; deswegen ist keine Zeit zu verlieren. Ich habe Sie aufgesucht, um Ihnen die Lager abzukaufen. Wieviel wollen Sie dafür haben?

Lewis sah sie schlecht; eine Lampe, um die Schmetterlinge schwirrten und plötzlich einen fliegenden Schatten auf ihr Gesicht legten, verbreitete nur schwaches Licht. Ihr Kleid war aus dem gelben starren Tüll, der die Hängematten gegen Mücken schützt. Lewis lächelte im Gedanken an die hübschen weichen Röcke, die Wels dieses Jahr in Paris propagierte. Wie sie so vor ihm stand, mit etwas gespreizten Beinen, vorgestrecktem Leib und steiler Brust glich sie einer Viktoria.

— Gestatten Sie, daß ich der Mücken wegen die Lampe auslösche? fragte er. Plötzlich saßen sie im Dunkeln, ein Mann und eine Frau; zwei Gesichter durch ein Gitter voneinander getrennt.

Die Landschaft hatte sich nicht weniger verändert als sie. Die Vorgebirge traten heftig aus dem Dunkeln — die Schluchten, die die Berge voneinander trennten, blieben in der Finsternis. Auf dem Platze vor der Kirche und weiter unten spielten die Gemeindefanfaren — es war Donnerstag — zwei verschiedene Melodien aus derselben Oper von Verdi. Auf dem Meer zitterte ein Diadem von Azetylenlampen, die vorn an den Booten brannten. Augenblicks-

kurz war der Schein von einem dunklen Blitz unterbrochen: dem Arm des Fischers mit der Harpune.

Sie hielten sich beide im Zentrum der Massen von Himmel und Erde das Gleichgewicht einer doppelten Beleuchtung, einer geometrischen auf der Erde längs der Bürgersteige und einer anderen, unordentlichen und poetischen am Himmel.

Sie fuhr fort:

— Die Franco-Afrikanische wird Lager wie die von San Lucido, die fachmännische Arbeiten brauchen, nicht ausbeuten können. Sie werden eines Tages weiter verkaufen oder eine neue Gesellschaft gründen müssen. Vielleicht wollen Sie das schon heute? Ich weiß, daß Sie Kapital genug haben, aber immerhin ... Ziehen Sie eine Beteiligung vor? Oder eine Einigung, oder, wie es auf Griechisch heißt, „eine Symphonie“? Dreißig Prozent vom Kapital, aber Aktienmehrheit? Hier werden Sie fortlaufend Lire brauchen, und Triest ist ein Platz, dessen Hilfe nicht zu unterschätzen ist.

— Namentlich, weil die italienischen Valutencourtagen besonders günstig für Sie sind, da der Käufer ein Viertel Prozent tragen muß?

— Wir sind keine Italiener, sagte sie hochmütig, sondern Griechen, und unsere Courtage ist die englische Courtage.

Lewis sah sie an: sie phosphoreszierte; er glaubte — bis sie einmal gelächelt hätte —, daß nichts klarer sein konnte als ihr Antlitz; ein großes griechisches Gesicht mit lebhaften Linien wie die zu neuen Kameen aus den Läden am Vomero. Ein gerader, anständiger Mund, ein Mund, der die Wahrheit spricht; Augen, von denen man sich nicht vorstellen konnte, daß sie sich je gesenkt hätten, und die stärker und weiter blickten als sonst Frauenaugen. Schwarze Haare, die so fest geknotet waren wie die ihrer Terrakottaschwestern. Und trotzdem ein gewisses romantisches Achtzehnhundertdreißig auf der Stirn . . . .

— Auf alle Fälle, fuhr sie eindringlich fort, frage ich Sie, ob Sie im Augenblick bereit wären, uns einen Teil Ihrer Anteile zu überlassen? Wir könnten Ihnen als Gegenleistung wertvolle Unterstützung zusagen.

Sie sprach so klar, daß alles, was man über die Musik der Worte sagt und weiß, zuschanden wurde: ein so unvergleichlich reines Französisch, das heißt eine genaue, höfliche, deutliche und an metallischen Nasallauten reiche Sprache, ohne den geringsten Akzent, ohne die formalen Laster, Modeabkürzungen und gebräuchlichen Nachlässigkeiten. Etwas Starkes und gewaltlos Würdiges.

Während sie sprach, überlegte Lewis, wie er wohl die Fragen an sie richten könnte, die er mit der ihm eigenen erfolgreichen, vertraulichen und geschwätzigen Autorität an alle Frauen zu stellen pflegte. Aber er fühlte, daß sie nicht antworten oder die reine Wahrheit (gibt es denn eine andere?) sagen würde. Er wagte es nicht.

Zum ersten Mal hatte er den Eindruck, eine „sichere“ Persönlichkeit vor sich zu haben, die nur gegen verbürgtes Inkasso Gefühle abgab.

Ihre Stimme belebte sich, wurde eine Spur erregter, drückte einen Willen aus.

Lewis bemerkte, daß er nicht im geringsten auf das achtete, was sie sagte, sondern nur auf den Klang der Worte lauschte.

Ein Jasminstrauch ließ plötzlich seinen Duft in zwei Tempi ertönen.

— Ich bedauere, gnädige Frau, sagte er, aber alles, was Sie erwägen, ist unmöglich. Wir haben beschlossen, allein zu fördern.

**(Fortsetzung folgt.)**

---

ERICH KÄSTNER

## HYMNUS AN DIE ZEIT

(mit einer Kindertrompete zu singen)

Wem Gott ein Amt gibt, raubt er den Verstand.
In Geist ist kein Geschäft. Macht Ausverkauf!
Nehmt euren Kopf, und haut ihn an die Wand!
Wenn dort kein Platz ist, setzt ihn wieder auf.

Der Gott, den Arndt das Eisen wachsen hieß,
Schuf auch das Blech und ähnliche Metalle.
Vergeßt es nie: Ihr seid im Paradies!
Seid hoffnungsvoll. Und meidet die Krawalle.

Macht einen Buckel. Denn die Welt ist rund.
Wir wollen leise miteinander sprechen:
Das Beste ist totaler Knochenschwund.
Das Rückgrat gilt moralisch als Verbrechen.

Nehmt dreimal täglich eine Frau zum Weib.
Pro Jahr ein Kind. Und Urlaub. Sonst die Pflicht.
Das Leben ist ein sanfter Zeitvertreib.
Spuckt auch vorm Spiegel manchmal ins Gesicht.

Nehmt Vorschuß! Laßt euch das Gehalt verdoppeln!
Tagsüber pünktlich; abends manchmal Gäste.
Es braust ein Ruf von Rüdesheim bis Oppeln:
„Der Schlaf vor Mitternacht ist doch der beste!“

Ich möchte einen Schrebergarten haben,
Mit einer Laube und nicht allzu klein.
Es ist so schön, Radieschen auszugraben.
Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Oktoberwoche

Ueber die Wirkung der Dawesanleihe ist viel Törichtes geschrieben und geredet worden. Man muß befürchten, daß im kommenden Wahlkampf für die Augen der Oeffentlichkeit das Bild noch weiter verzerrt wird. Die einen halten die Anleihe für einen reinen Segen, für ein Mittel, der Geschäftswelt die Kredite zuzuleiten, unter deren Mangel sie bisher stöhnten. Die anderen prophezeien eine neue Inflation mit nachfolgendem Rückschlag, sie bezeichnen die Anleihe als ein verabscheuenswürdiges Danaergeschenk. Beide Meinungen sind falsch. Es ist nämlich irreführend, wenn man die beiden Zwecke, denen die Anleihe nach dem Sachverständigengutachten dienen soll, koordiniert. In erster Linie sollte die Anleihe das Vakuum des ersten Atempausenjahres überbrücken helfen. Die Sachleistungen, Reparationsabgaben und die Aufwendungen für die Besatzung, die die Reparationsgläubiger beanspruchten, werden aus ihrem Erlös bestritten. Insofern ist die Anleihe nichts anderes als ein ausländischer Kredit an den Reichsfinanzminister, und man braucht, um ihre eigentliche Wirkung ganz vor Augen zu haben, sich nur vorzustellen, daß die Anleihe in Devisenform an das Reich gegeben wäre und daß das Reich seine Lieferanten und die entschädigungsberechtigten Exporteure in Originaldevisen abfinden würde. Erst sekundär tritt hinzu der zweite Zweck. Der Anleiheerlös soll bei der Reichsbank in neue Reichsbanknoten umgetauscht werden. Hier ist der Punkt, wo die Verwirrung einsetzt. Wie kann, so fragt man, der doppelte Zweck, Reparationsfinanzierung und Währungsfundierung, mit dem selben Mittel erreicht werden? Nimmt man jetzt, um Klarheit zu gewinnen, weiter an, daß die Reichsbanknoten, die die Neue Bank gegen Einlieferung der Anleihevaluten hergibt, nur eine Art von Devisenzertifikaten seien, die jederzeit gegen Devisen wieder zurückgetauscht werden können, so ersieht man, daß in der Umwandlung des Anleiheerlöses in deutsche Währung gar kein prinzipieller Unterschied gegenüber dem Vorgang, den wir zuerst uns vorstellten, zu bestehen braucht. Offensichtlich ist es dasselbe, ob Originaldevisen zirkulieren oder Gutscheine, gegen deren Einreichung jederzeit die Aus-

folgung der Unterlagsdevisen verlangt werden kann. Die Reichsbanknoten, die auf Basis des Anleiheerlöses emittiert werden, haben tatsächlich zunächst diesen Charakter. Sobald irgendwelche Anzeichen einer Inflation vorliegen, sobald demzufolge das Devisenbarometer — freie Kursbildung vorausgesetzt — steigt, wird die Reichsbank in Ausübung ihrer währungspolitischen Obliegenheiten das Plus an Kaufkraft, wenigstens soweit es sich schon in Mehrnachfrage nach Devisen umgesetzt hat, abschöpfen dadurch, daß sie gegen Einlieferung von Mark die Deckungsdevisen zum selben Kurs herausgibt, zu dem sie eingeliefert wurden. Sobald Gefahr sich anzeigt, tritt also dieser Mechanismus automatisch in Abwehrtätigkeit, und auch die Meinung ist abwegig, daß erst eine Inflationskonjunktur mit späterer Ablösung durch schwere Depression vorangehen müsse, ehe die Korrektur wirksam werde. Wenn nicht ein Uebermaß von Auslandskrediten die Devisenbilanz hoffnungslos verschleiert, so wird sich inflatorische Banknotenemission nicht später, sondern gleichzeitig mit der Warenpreissteigerung am Devisenmarkt bemerkbar machen und die Abhilfe selbsttätig auslösen. Inflationspsychose ist an sich verständlich, nach der der furchtbaren Folterung der letzten Jahre. Aber die Halluzinationen dürfen nicht so weit gehen, daß man die Geldschöpfung mit voller Gold- und Devisenunterlage mit der Form der Geldmacherei verwechselt, die in den letzten Jahren auf Grund von Krediten an Staat und Wirtschaft getrieben wurde. Devisengedeckte Emissionen tragen eine Korrekturmöglichkeit in sich. Infolge dieser Garantien kann es auch bedenkenlos gewagt werden, was die Reichsbank augenscheinlich plant, es kann tastend ausprobiert werden, ob dieses Mehr an Zahlungsmitteln nicht vielleicht vom Verkehr im Laufe der Zeit absorbiert werden wird, mit dem Ergebnis, daß die Deckung, die 800 Millionenanleihe, unangetastet bleiben und der Reichsbank als zusätzliche Reserve anheim fallen kann und damit der ursprüngliche Plan der Sachverständigen, Reparationsfinanzierung und Währungsfundierung, verwirklicht wird. Das Experiment ist, wie wir sahen, jedenfalls ungefährlich. Sicher ist sein Ausgang nicht, aber die Vorbedingungen sind günstig. Der deutsche Zahlungsmittelumlauf ist angesichts des erhöhten Weltpreisniveaus noch überaus niedrig. Bei lebhafterem Gang des Pulses der Wirtschaft, bei Wiederaufnahme eines regulären Kapitalverkehrs ist eine Ausweitung sehr wohl denkbar, die dann wie eine verkehrsgeborene Anleihe Krediterleichterungen ermöglichen würde. Ein neuer Antrieb wird der Volkswirtschaft infolge der Eigenart der Verwendung des Anleiheerlöses ohnehin zuteil. Die Einnahme wird nicht a fonds perdu den Reparationsgläubigern hingegeben, sondern

unter Vorschaltung von Sachlieferungen. Eine allmähliche Verdauung der neuen Zahlungsmittel wäre um so wahrscheinlicher, je vorsichtiger die Einflößung erfolgt. In dieser Beziehung hat man nicht genügend beachtet, daß erst im Laufe eines ganzen Jahres der Anleihegegenwert ausgegeben wird. Einen Teil des Gegenwertes hat man sogar auf Grund bestimmter Abmachungen vorerst im Auslande langfristig stehen lassen. Diese Summen, die mindestens der Hälfte der ganzen Anleihe gleichkommen, können also im Anfang, weil sie nicht notendeckungsfähig sind, überhaupt nicht in Reichsbanknoten umgewandelt werden. Und wenn die neue Emission einmal erfolgt, dann hat die Reichsbank in den ablaufenden Rentenmarkwechseln der Landwirtschaft ein Mittel in der Hand, um dem Mehr auf der einen notfalls ein Weniger an einer anderen Stelle entgegenzusetzen. Erwartungen, daß mit einem Schlage eine Aenderung in Kreditlage und Konjunkturverlauf infolge der Anleihe eintreten werden, sind jedenfalls grundlos. Die Ausdehnung des Notenumlaufes wird, wenn überhaupt, allmählich und kaum spürbar vorgenommen werden.

Fast hat es den Anschein, als wolle der Reichfinanzminister die Atempause, die ihm das Dawesgutachten bewilligt und die Anleihe ermöglicht hat, dem deutschen Volke nicht gönnen. Die Vorleistungen, die nach dem Londoner Protokoll von Deutschland in Höhe von monatlich etwa 82,5 Millionen Goldmark an den Agenten abzuführen sind, bis der Anleiheerlös eingeht (dann werden sie zurückerstattet), sind vom Reichsfinanzminister nicht etwa durch Begebung kurzfristiger Schatzwechsel finanziert worden, die er aus dem Anleiheerlös hätte heimzahlen können. Nein, sie sind statt dessen aus laufenden Steuereinnahmen des Reiches gedeckt worden. Bis Anfang November die Gutschrift der Anleihevaluta erfolgt, wird der Fiskus auf dem Konto des Agenten eine Art Sparguthaben von etwa 165 Millionen Goldmark angesammelt haben, die er nach Einzahlung des Anleiheerlöses wieder zur freien Verfügung gestellt bekommt. Was soll dann mit diesem Guthaben geschehen, das aus dem Mark der Steuerzahler förmlich herausgepreßt worden ist? Wird man wieder eine außerordentliche Ausgabe entdecken, durch deren Bestreitung die Ueberschüsse nach dem bekannten Muster des Goldanleiherückkaufs versteckt werden können? Oder wird man endlich den Weg gehen, der längst hätte beschritten werden müssen, indem man den Steuerdruck soweit als möglich mildert, vor allem durch vernünftigen Umbau des Erhebungssystems, das noch ganz auf die rohen Bedürfnisse der ersten Stabilisierungsversuche

zugeschnitten ist? Wir sind die letzten, die kritiklos in das Untragbarkeitsgeschrei der Interessenten einstimmen. Aber wenn je, so gilt jetzt, in der Vorbereitungszeit auf die Daweslasten, der elementare finanzwirtschaftliche Satz, daß ein Zuviel an Steuern beinahe ebenso verderblich ist, wie ein Zuwenig. Jetzt darf es nur ein Objekt geben, an dem ein Finanzminister seinen Uebereifer auslassen darf: das ist die Ausgabenseite des Etats. Deutschland muß vom teuerstverwalteten Lande zu einem Muster billiger Administration schleunigst gewandelt werden. Mit der Herabdrückung der Verwaltungskosten ist jedoch die Aufgabe noch nicht erschöpft. Es ist nicht nur so, daß die Ausgaben, die durch laufende Einnahmen bestritten werden müssen, bei weitem zu hoch sind; selbst diese verschwenderischen Ausgaben werden von den Einnahmen noch weit überdeckt! Hierfür bietet der A u s w e i s d e r F i n a n z v e r w a l t u n g für die erste Hälfte des neuen Haushaltsjahres, der soeben erschienen ist und bisher noch keine genügende Beachtung fand, eine treffliche Illustration. Insgesamt sind in den ersten sechs Monaten des Etatsjahres 1924 3,3 Milliarden an Steuern, Zöllen und Abgaben aufgekommen, während der Voranschlag für sechs Monate nur mit 2,62 Milliarden Goldmark gerechnet hatte. Die größten Steuerquellen erweisen sich als erheblich unterschätzt. Die Einkommensteuer erbrachte 1,14 Milliarden und überstieg damit die Berechnung von 672 Millionen Goldmark um fast das Doppelte. Bei der Umsatzsteuer ist das Mißverhältnis ebenfalls kraß. Die Einschätzung des Ministeriums betrug 672 Millionen, die tatsächliche Einnahme 913 Millionen. Bei der Körperschaftssteuer ist der fürs ganze Jahr erwartete Ertrag schon in den ersten sechs Monaten hereingekommen! Es ist verständlich, daß bedeutende Abweichungen der Schätzungen von dem wirklichen Steuereingang vorgekommen sind, nachdem infolge der letztjährigen Zerrüttung alle zuverlässigen Bewertungsmaßstäbe verloren gegangen waren. Aber wenn sich jetzt herausstellt, daß die Steuern, mit denen die viel zu hohen Ausgaben bestritten werden sollten, den Ertrag des Voranschlags sogar noch übertreffen, so bedeutet doch allermindestens der Ueberschuß der Einnahmen über den Voranschlag eine ungerechtfertigte Mehrbeanspruchung der Steuerkraft des Volkes. Jeder Augenblick, den man angesichts dieser Umstände noch zögert, die unerträgliche Bürde zu erleichtern, ist eine schwerverständliche Kaltherzigkeit gegenüber den Bedürfnissen der Nation.

# GLOSSEN

## DER STERBENDE DICHTER

Paris, 13. Oktober.

Die Pariser Zeitungen konnten es nicht mehr erwarten. Seit Wochen verkündeten sie der Welt den bevorstehenden Tod von Anatole France. Die Nachrufe waren längst gesetzt, die Bilder klischiert, die letzten Korrekturen gelesen. Aber Anatole France wollte nicht sterben, trotzdem ein Heer von Reportern seinen Landsitz La Béchellerie bei Tours belagerte. Sogar der Minister des Innern, der persönlich die Festung inspizierte, konnte nichts erreichen. Der Dichter blieb am Leben. In den letzten Tagen überstürzten sich die Nachrichten. An allen Orten und zu allen Zeiten konnte man auf den Boulevards lesen, das Ende sei stündlich zu erwarten. Aber die Stunde wurde zur Ewigkeit. Stirbst du heute nicht, stirbst du morgen. Den Reportern fiel nichts mehr ein. Das Bulletin der Aerzte brachte keine Ueberraschungen mehr. Die Zeitungen forderten gebieterisch den Tod des Dichters.

Endlich, am Sonntagabend um 11.26 Uhr, brachte der Draht die erlösende Kunde. Die Festung war gefallen. Die Ewigkeit hatte die Stunde überholt. Die Reporter waren gramgebeugt in den Garten geeilt, um vor den Fenstern des Toten ihren Schmerz zu proklamieren. Das hat sie nicht gehindert, ihre Blätter gut zu bedienen. Die letzten Seufzer des Sterbenden wurden zu Makulatur verarbeitet. Heute Abend wird man Wurst und Käse darin einpacken.

Es ist tragisch, ein großer Mann zu sein, auf dessen Tod ein ganzes Land wartet. Ein erhabener Geist, der in unsterblichen Werken die Dummheit der Menschen gegeißelt hat, muß es erleben, daß sich die Oeffentlichkeit wie Aasgeier auf seinen Leichnam stürzt. Ein Tier verkriecht sich, wenn es sterben will. Wann wird das gleiche Recht dem Dichter beschieden sein? Wielange wird der Staat, der sonst so rigoros die Ehre seiner Bürger verteidigt, es dulden, daß mit der Todesqual eines Sterbenden Geld verdient wird? Es ist schlimm genug, daß die Lebenden behelligt werden. Meine Herren von den Kommissionen und vom parlamentarischen Ausschuß, erfinden Sie endlich ein Gesetz zum Schutz des anonymen Sterbens!

Die Abendblätter, die mit den Tränen der Angehörigen ihre Spalten füllen, melden, daß man im Umkreis von La Béchellerie die Autos und Wagen anhält, um den Schmerz der Familie nicht zu stören. Niemand aber hält die Ausrufer in Paris an, die auf den Boulevards die letzten Augenblicke des Toten ausschreien. Muß man unbedingt bei der Vorspeise lesen, daß Anatole France seit Tagen keine Nahrung mehr zu sich nahm? Der selige Lord Northcliffe wußte schon, was er tat, als er auf spiritistischem Wege seinen Medien zu verstehen gab, er wolle um keinen Preis mehr auf die Erde zurückkehren. Er kannte seinen Beruf.

Anatole France ist tot. Der Dichter des Aufruhrs der Engel wird an den Pforten des Paradieses interviewt werden; der Spezialkorrespondent des „Matin“ hat sich auf den Weg gemacht. Dort wird der große Romancier erfahren, daß die französische Regierung beschlossen hat, ihn auf Staatskosten begraben zu lassen. Er wird sich dabei erinnern, daß ihn unlängst die kommunistische Partei wegen seines Aufrufs für die russischen Verurteilten aus ihren Reihen ausgeschlossen hat. Und er wird lächeln.

*Walter Hasenclever.*

---

## DIE ROBE DER FRAU KOLLONTAI

St., Yorkstraße. Ihr Gefühl der Empörung über die Aufmachung der Genossin Kollontai als Botschafterin der Sowjetrepubliken teilen mit Ihnen Tausende von Proletariern Rußlands. Genossin Kollontai hat sich in der Vergangenheit große Verdienste um die russische Revolution erworben, auch erfüllt sie ihr jetziges Amt gut, jedoch hat sie bei dem russischen Proletariat gerade durch dieses Gebaren viel an Ansehen eingebüßt.

„Rote Fahne“ vom 17. X. 24.

Diese Aufmachung der Frau Kollontai, die das Mißfallen der „Roten Fahne“ eregt, wurde neulich durch illustrierte Blätter dem deutschen Publikum vermittelt. Man sieht eine sehr schöne und elegante Dame, die es sicherlich mit ihren diplomatischen Pflichten recht ernst nimmt. Der Mann des Kommunistenblattes, der mit St., Yorkstraße, das Gefühl der Empörung teilt, muß über mehr Gesinnungsbravheit verfügen als über Sinn für weibliche Grazie. Sonst wäre ihm die öde Vokabel „Aufmachung“ verschämt in der Tinte stecken geblieben. Eine Frau von so viel natürlichem Reiz braucht keine Aufmachung wie irgend ein mittelmäßiges Buch. Diese Kleider gehören zu ihr, sind Teil von ihr.

Wer will es Rußlands Vertreterin in Skandinavien übelnehmen, wenn sie sich hübsch anzieht? Gerade die Sowjets haben ja so viele Vorurteile niederzuringen. Bekanntlich hat in Genua nichts so sehr überrascht wie das Exterieur der russischen Delegation. Man erwartete mit Bangen wüste Gesellen mit ungewaschenen Pfoten und Weichselzopf. Statt dessen erschienen befrackte Herren, die nach allen Seiten hin verbindlich lächelten und im Gegensatz zu den Vertretern der westlichen Zivilisation auf sorgfältige Innehaltung der Mittagspause pochten. So hielt die russische Seele ihren Einzug in Genua.

*

Frau Alexandra hat kürzlich ein Buch erscheinen lassen. Das heißt: „Die Liebe der fleißigen Bienen“ und handelt, wie nicht groß hervorgehoben zu werden braucht, nicht von Bienenzucht, sondern von freier Liebe. Und da schämt man sich ein bißchen für die Verfasserin. Nicht daß diese. . . Gott bewahre. Wenn man Botschafterin ist und dann noch über freie Liebe nachdenken muß und die Resultate dieses Nachdenkens schriftlich fixiert, dann hat man keine Zeit, seine Prinzipien in die

Praxis umzusetzen. Aber welche Banalität des Themas! Frau Alexandra rennt offene Schlafzimmertüren ein. Kinder, seid ihr in Moskau rückständig!

In der Hochburg der roten Revolution allerdings hat es um das Buch heftige Fehde gegeben. Eine Genossin verübte eine turbulente Gegenschrift. Die Kollontai, exzentrisch und von bürgerlichen Atavismen besessen, proklamiere das Recht auf ungehemmtes Sinnenleben; ihr öffentliches Auftreten bereite Aergernis. Das alles sei nicht sozialistisch.

Die Kollontai wieder hatte behauptet, gerade das sei sozialistisch. Was ist Wahrheit? Wer hat den echten Ring? Alexandra steigt kopfschüttelnd aus dem Frisiermantel und diktiert ein Telegramm an Drecoll.

*

Die Dame in Moskau ist sicherlich als Revolutionärin expert, ebenso wissen die „Rote Fahne" und ihr Leser St., Yorkstraße, was eine Harke ist. Aber was die Frau in der Revolution bedeutet und die Revolution für die Frau, das hat die Kollontai am instinktivsten erfaßt. Denn wie immer die Frau in die Revolution verstrickt sein mag, als Idol, als Bannerträgerin oder Troßdirne, verflochten in den Streit der Männer, kämpfend für die Programme der Männer, deklamierend die Manifeste der Männer, spielt sie doch immer nur ihre eigene Rolle. Während die Männer Verfassungsurkunden zerfetzen oder beschreiben, Tyrannenblut literweis abzapfen und mit jeder großen Revolte das Recht, Bürger zu sein, auf weitere Pariaschichten ausdehnen, kämpft die Frau für ihr eigenes Recht, für ein Recht, das kein Jurist der Welt jemals paragraphieren könnte, für das Recht, den Typus des Weibes zu vollenden, das Geschlecht in den Mittelpunkt aller Dinge zu rücken. Pathetisch verbrämt, parteipolitisch verklausuliert, durch Männerparolen falsifiziert, zwischen Männerhirnen und Männerfäusten, so kämpft die Frau ihre private Revolution durch, nachtwandlerisch sicher vom Trieb geleitet. Und das ist die ironische Marginalnote, zur Geschichte dieser „Emanzipation" gekritzelt, daß die bürgerliche Befreiung des Weibes nur immer neue Bindungen schafft und daß die feierliche Unabhängigkeitserklärung des Sinnenlebens den weiblichen Menschen zwar von der Herrschaft des Einen befreit, aber zur Sklavin Aller macht. Die Frau hat nichts zu gewinnen als neue Ketten, und diese Kettenlast zu vervielfachen, das ist der Sinn ihres Kampfes.

*

Es geht eine große Linie von den gleißenden Königinnen des Altertums zu den Revolutionärinnen unserer Zeit. Die Robe der Kollontai in ihrer provozierenden Eleganz ist die bessere und dauerhaftere Fahne einer Revolution als die gesammelten Papiere des Herrn Sinowjew. Und deshalb sind alle langweilig Gesinnungstüchtigen und alle instinktverlassen drauflospolitisierenden Frauenzimmer so entsetzlich mißtrauisch, wenn eine gutangezogene Dame plötzlich in den Kreis ihres Parteiwesens tritt. Sie wittern das Fremde, verlockend Gefährliche, das Uneingestandene — — das Geschlecht. Und sie schließen von den kostbaren visiblen Teilen der Bekleidung auf die andern nicht dem Auge preisgegebenen. Die Beziehungen aber zwischen saurer Tugend und ungelüfteter Unterwäsche sind zu bekannt, als daß sie nochmals markiert zu werden brauchten. Wenn man alle Fanatiker und Prinzipien-Monomanen veranlassen könnte, etwas häufiger die Wäsche zu wechseln, es würde weniger Unsinn geredet werden auf der Welt.

*Lucius Schierling.*

## WENN STRESEMANN „GETREU“ WIRD!

Darf ich einen kleinen, aber doch charakteristischen Beweis geben, wie Stresemann überschätzt wird. Nicht vom Politiker will ich sprechen, den überschätzt ja keiner mehr, aber die Leute schwatzen noch immer von dem ästhetischen Genuß, den ihnen Herr Stresemann bereitet, und Herr Stresemann selbst fühlt sich, wahrscheinlich weil er im Bühnenklub verkehrt, als Schützer der Künste. Er stattet seine Rede mit Dichterworten aus — aber wie tut er das. In vielen Zeitungen konnte man während des Ruhrkampfes folgenden faksimilierten Ausspruch des Reichsministers des Auswärtigen lesen:

Der Reichsminister des Auswärtigen

[illegible]
Der ist in tiefster Seele getreu
Wer die Heimat so liebt wie Du
Stresemann
Reichsminister des Auswärtigen

Beachten Sie diese poetische Anwandlung des Dr. Stresemann wohl. Es handelt sich um den jedem Schulkind bekannten Vers aus dem Archibald Douglas von Theodor Fontane. Wie aber heißt der Vers in Wirklichkeit?

> Der ist in tiefster Seele treu,
> Wer die Heimat liebt wie Du.

Beachten Sie, wie taub der Aesthet Stresemann für den Rhythmus dieses Verses ist. Ihm genügt nicht, zu sagen: „Der ist in tiefster Seele treu“, sondern er muß für treu ein noch poetischeres Wort setzen, nämlich „getreu“. Das einfache Wort treu genügt ihm nicht, er muß poetischer als Theodor Fontane sein. Die zweite Verszeile sagt in ihrem einfachen Rhythmus: „Wer die Heimat liebt wie Du.“ Stresemann, mit

tauben Ohren für den Rhythmus des Gedichtes muß natürlich schreiben: „Wer die Heimat so liebt wie Du."

Gewiß, es handelt sich nur um eine Kleinigkeit, aber sie ist charakteristisch für die Halbbildung des Stresemann, der nicht einmal einen schlichten Vers von Theodor Fontane rein hören und wiedergeben kann. Uebrigens ist es kein Wunder, daß Stresemann eine Abneigung gegen das einfache Wort „treu" hat.

*M. Conrad.*

---

## FILM

### *Garragan*

Und abermals erwies sich, daß es unmöglich ist, einen Roman ohne weiteres zu verfilmen — wenn nicht ein Regisseur aus sich ihn mit Filmaugen und Filmhänden ins Filmgemäße wandelt. Dieser mit raffiniertem Geschick erfundene Roman Ludwig Wolffs ist als Film von dem Verfasser als Regisseur so hilflos aufgebaut, so ohne Rhythmus, ohne Bewegung, ohne Spannung . . . so ohne Fähigkeit, bewegte Bilder oder schauspielerische Leistungen zu schaffen, daß kein Wort eingehender Kritik möglich ist.

Ganz konsterniert entschreitet man diesem Film, der mit so großen Mitteln hergestellt, mit so großer Ambition angekündigt wurde. Wie ein trauriger Albdruck quält uns noch lange die Vision dieser unglückselig dasitzenden Filmspieler, ihr hilflos trippelndes Gehen, ihre rührend komischen Gesten.

Zweierlei aber ist noch anzutippen. Auch ein gut international Gesinnter muß hier fragen: wozu importierte man drei amerikanische Filmstars? Fürs Weltgeschäft! wird die herstellende Firma antworten. Gegenfrage: Waren diese Stars, zwei Damen und ein Herr, amerikanischer als europäische, als deutsche Filmspieler? Und noch wichtiger: Waren sie um ein Haar besser als deutsche Filmspieler? Sie waren nicht um ein Haar, sondern um einen strotzenden Haarwuchs schlechter.

Zweitens: Es wurden für einige Sekunden ein paar Bilder aus Fords Automobilfabrik gezeigt. Diese vorüberflitzenden sachlichen Bilder waren, darin werden sich alle Zuschauer einig sein, interessanter als der ganze übrige Film. Hätte man nur Fords Automobilfabrik (mit diesen raffiniert mechanisierten Methoden der Herstellung) ausführlich gezeigt und Garragan überhaupt nicht gesehen, — dann würde man eine lohnende Vorstellung anpreisen können.

*Kurt Pinthus.*

---

## ANATOLE FRANCE-ANEKDOTEN

Anatole France machte einst zusammen mit Jaurès eine Vortragsreise durch Südfrankreich. Als sie in einer kleinen Stadt ankamen, wurden sie vom Leiter der Veranstaltung empfangen, der sie beide nicht kannte. Er ging aber sofort auf Jaurès zu. „Nicht wahr, Sie sind Jaurès?" „Das ist Ruhm", flüsterte France dem Freunde ins Ohr. Jaurès sprach als Erster. Als die Reihe an den Dichter kam, konnte der Leiter der Versammlung sich nicht mehr auf seinen Familiennamen besinnen. Er sagte deshalb: „Herr Anatole hat das Wort!" Jaurès sagte leise: „Das ist Volkstümlichkeit."

*

Professor Einstein, der ganz glücklich war, Anatole France kennengelernt zu haben, wurde gefragt, ob er an seinem Skeptizismus keinen Anstoß genommen habe.

„Nur sein Verstand ist skeptisch", antwortete Einstein, „nicht sein Gefühl".

*

Anatole France haßte die Presse und alle Geschichten, die die Zeitungen über ihn in Umlauf setzten. Ein Journalist meinte eines Tages bei einem Besuch, als der Meister glänzender Laune, ein paar lustige Geschichten erzählte, daß es die Leute sehr amüsieren würde, wenn sie seine Einfälle lesen könnten.

„Bitte sagen sie es nicht weiter.. warten Sie wenigstens bis ich tot bin. Dann haben Sie ja Zeit genug zu reden.“

*

Als Anatole France den Nobelpreis erhielt, wurde ihm zu Ehren ein herrliches Diner veranstaltet, bei dem auch Vertreter des schwedischen Hofes zugegen waren.

Der Dichter nahm die Huldigung der Gäste gelassen entgegen und musferte jeden kritischen Blickes.

Plötzlich stutzt er, starrt sein Gegenüber an und wendet sich an seinen Nachbar, einen Schweden.

„Wer ist der Herr da drüben?“

„Das ist unser Ackerbauminister.“

„Ach was, das soll ein Ackerbauminister sein . . . der kann ja nicht einmal eine Birne schälen.“

——

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 42)






Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Novemberwoche

Der große Prozeß wegen Geheimbündelei, der gegen einige Mitglieder der Ehrhardt-Organisation Konsul in Leipzig geführt worden ist, hat kein erstaunliches Ergebnis gehabt. Oder sollte man es erstaunlich nennen, daß der Reichsanwalt milde wie ein gütiger Vater die Vergehen der Angeklagten verstanden und verziehen und auf diesem Umwege sich selbst wegen seiner Tätigkeit zum Schutze der Republik entschuldigt hat? Man braucht sich darüber nicht aufzuregen. Das Gericht selbst hat alles, was sich sagen ließe, durch das Strafmaß ausgedrückt, das über die Anträge des Reichsanwalts erheblich hinausreicht. Der Republik kann man gratulieren, daß sie nicht auf den Schutz durch diesen Anwalt angewiesen ist. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold ist ein besserer Niethammer der republikanischen Einheit, als der Reichsanwalt, der den gleichen stolztönenden Namen trägt. Die Sache ist aber auch darum nicht tragisch, weil die Zeiten der Geheimbünde vorbei sind. Die Konjunktur ist schlecht geworden. Gewisse Firmen, die in der Inflationszeit allerlei unnütze Esser mitschleifen konnten, müssen jetzt sehen, daß sie die Geschäftsunkosten einschränken. Eine werbende Anlage oder gar ein Geschäft ist aber der Kampf gegen die Republik jetzt doch nicht mehr. Deshalb erfahren all die Jünglinge und kindlich gebliebenen älteren Herren, die das Wikingschiff so stolz trugen wie Straßenjungens einen Indianerschmuck, daß heutzutage arbeiten muß, wer etwas verdienen will, und daß gerade ein Verdienst ums Vaterland sich nur noch bezahlt macht, wenn es erarbeitet wird. Außerdem geht es den Machtmitteln des Staates besser und muß es den illegalen Verbänden deshalb schlecht gehen. In Wirklichkeit nützten ja alle die Bünde und Bündchen, die gegen den Staat hetzen, gar nicht die Ohnmacht der Republik, sondern die Ohnmacht des Vaterlandes aus; auch für diese Sorte von Verrat entfallen allmählich die Voraussetzungen. Der Staat hat keine zweideutigen Aufgaben mehr zu vergeben, wie sie dem Selbstschutz in Oberschlesien überlassen werden mußten. Er ist nicht mehr darauf angewiesen, denen etwas zu verdienen zu geben,

die außer dem Sold noch Schweigegeld beanspruchten und hinterher doch zu Erpressern wurden. Der große Fehler der Republik, daß sie sich nicht sofort eine zuverlässige Macht geschaffen hat, ist damit wenigstens zu einem Teile verjährt. Freilich hat er inzwischen viel Blut und Elend gekostet. Zum anderen Teile arbeitet an der Verjährung die Reichswehr. Hoffentlich läßt sich auch da bald feststellen, daß über die Vergangenheit nichts mehr gesagt zu werden braucht. Erfreulich wäre es, wenn mit den guten Zeiten der Verschwörer auch die guten Zeiten der Verteidiger zu Ende gingen, die in Berlin und Leipzig, Kottbus und anderswo die Hochverräter an der Republik verteidigt haben, indem sie die Republik anzugreifen suchten. Die häßliche Erscheinung des parteipolitischen Verteidigers, dem es nicht ums Recht seines Schützlings, sondern um die Rechthabereien seiner unsichtbaren Schutzheiligen geht, stirbt hoffentlich aus. Auch hier wird den Nutznießern der Konjunktur nichts anderes übrig bleiben, als in mühsamerer Arbeit weniger Geld zu verdienen. Es gibt kein besseres Mittel, um aus einem Völkischen einen Volksangehörigen zu machen.

Die Wahlen gehen gegen den Bürgerblock, und deshalb gehen sie gegen die Volkspartei. Die Volkspartei aber tut so, als kämpfe sie für das Bürgertum, und darum ist der Bürgerschreck ihr liebstes Mittel. In diesem Zusammenhang wirken die Verhaftungen kommunistischer Führer etwas verdächtig; um so mehr, als auch Herr von Graefe und andere Helden der Rechten nicht mehr immun sind, obwohl ihre Freifahrkarte noch gilt. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Maßnahme allein der Phantasie des Landgerichtsdirektors Vogt entsprungen ist. Denn es ist zu allgemein bekannt, daß er auf der rechten Seite hinkt, und man hat ihm sicher einen Stock als Stütze angeboten. Die aber kann nur aus dem Reichsjustizministerium stammen, wo man wegen rechtsseitiger Schwäche selber eine Krücke nötig hätte. Im Zustand vollen Gleichgewichts befindet sich nur der Reichsjustizminister selbst. Denn er ist „nicht existent im Eigensinne“, es gibt ihn nicht, — und ein schöneres Gleichgewicht kann es nicht geben. Die Fäden, an deren einem Ende die Kommunisten zappeln, verlaufen also am anderen Ende im Dunkel beamtlicher Unverantwortlichkeit. Es ist daher schwer, festzustellen, was man sich von dieser Methode eigentlich verspricht. Denn es wird doch immerhin einige Bürger geben, die begreifen, daß ein gut Stück Kommunismus vom Bürgerblock stammt. Ein Unglück zieht immer das andere groß. Es gibt kein besseres Mittel, den Radikalismus zu bekämpfen, als ihm das Wasser abzugraben. Gerade weil er bis an die Wurzeln geht, kann er das nicht vertragen. Ist also die Kommunistenjagd eine Wahlmache und spekuliert sie auf das tiefe Bedürfnis jedes Bürgers, so zu tun, als ob es keine Arbeiter gäbe, wohl aber rätselhafte

ballonbemützte bedrohliche Nihilisten, dann wirkt das Zerrbild für die Wirklichkeit, und die Massen unverbrauchten Verstandes, die zwischen den Parteien umherschwanken, werden von diesem Spiel in die Mitte getrieben. Mögen sich also die Verhafteten trösten. Sie sind nicht so sehr Opfer der Reaktion, nicht so sehr Pioniere der Revolution, als Märtyrer für die Mitte.

Kürzlich ist der verantwortliche Redakteur der „Leipziger Volkszeitung" zu zwei Monaten Festungshaft verurteilt worden wegen Veröffentlichung des Reichswehrgutachtens in Sachen Zeigner. Auch gegen die „Vossische Zeitung" ist in der gleichen Angelegenheit eine Anzeige erstattet worden. Ferner wird aus Dresden gemeldet, daß gegen den sozialdemokratischen Abgeordneten Arzt, der als Erster im Sächsischen Landtag den Inhalt des Gutachtens bekannt gegeben hat, sogleich nach Auflösung des Landtages ein Landesverratsverfahren eröffnet werden soll. Es wäre ein ziemlich starkes Stück, wenn ein Abgeordneter für etwas auf der Parlamentstribüne Gesagtes belangt werden sollte. Daß ein solcher Gedanke überhaupt aufkommen kann, und er ist abenteuerlich selbst in Sachsen, das sich politisch noch immer nicht von den Folgen der Heinze-Expedition im vorigen Herbst erholt hat, ist das nicht ein ungemein schlüssiger Beweis für die Nichtachtung, deren sich der Parlamentarismus in weitesten Kreisen bei uns erfreut? Aber davon ganz abgesehen, es wäre an der Zeit, endlich einen dicken Schlußstrich zu ziehen unter das, was sich Oktober-November 1923 zwischen dem Küstriner Auftakt und dem Münchener Knalleffekt abgespielt hat. Herr Geßler hat einmal elegisch gesagt, es gäbe viele Verrückte in Deutschland. Sein Sachverstand ist kaum zu bezweifeln, denn ressortgemäß mußte er sich mit diesen beklagenswerten Existenzen am nächsten berühren. Seitdem hat sich vieles geändert, vieles gebessert; die nationalistisch-militaristische Tollwut ist auf ihre Herde zurückgedrängt. Warum heute noch die Rachegottheiten der Justiz mobilisieren gegen einzelne Personen, die kein weiteres Verbrechen begangen haben als daran zu erinnern, daß einmal das ganze Volk die Balance verloren hatte und im Reigen der Unzulänglichkeiten auch das Reichwehrministerium mittanzte?

In Deutschland hat Herr Adolf Hitler weitgehend an Interesse verloren, aber in Oesterreich, das wahrscheinlich doch einmal bestimmt sein wird, dem zurückgekehrten Sohn ein gemästetes Kalb zu schlachten, erhitzt man sich noch immer um ihn. Im Nationalrat liegt eine Anfrage eines Landbündlers vor, ob es wahr sei, daß mit Bayern Verhandlungen schwebten in der Angelegenheit der Staatsbürgerschaft Hitlers und ob ihm tatsächlich die Bundesbürgerschaft aberkannt worden sei und die Grenzbehörden Weisung erhalten

hätten, seine Einreise zu verhindern. Der Alldeutsche Verband aber hat in einem Schreiben an die Großdeutsche Partei ein sofortiges Einschreiten gegen die Regierungsmaßnahmen gefordert. Darauf hat der Parteivorstand die folgende denkwürdige Antwort gegeben:

„Wir bestätigen den Empfang Ihres geschätzten Schreibens vom 22. d. M. in der Angelegenheit Hitler. Obzwar dieser seine Bedeutung als nationaler Vorkämpfer in den Augen der Großdeutschen Volkspartei von dem Augenblicke an vollständig verloren hat, in dem er Deutsch-Südtirol preisgegeben hat, hat sich der Parteivorstand trotzdem mit Ihrem Schreiben befaßt und stellt folgendes fest: Ein Ansuchen Hitlers um die Erlaubnis zum Betreten des österreichischen Bodens oder um Anerkennung der Staatsbürgerschaft liegt nicht vor. Die Verfügung des Bundeskanzlersamtes, die übrigens nicht die Aberkennung der Staatsbürgerschaft zum Gegenstand hat, wurde vielmehr durch eine Fühlungnahme von bayerischer Seite veranlaßt und hindert die bayrische Regierung an der Ausweisung und der Abschiebung Hitlers nach Oesterreich. Es bleibt ihm, falls er trotz seiner entgegengesetzt lautenden Erklärung (siehe „Völkischer Beobachter") nicht als bayrischer, sondern als österreichischer Staatsbürger gelten will, vollkommen frei, die im Gesetze vorgesehenen Schritte zu unternehmen. Aus diesen Gründen ist auch ein Einschreiten des Großdeutschen Abgeordnetenverbandes im Nationalrate nicht in Erwägung gezogen worden."

So bleibt Adolf Hitler dank der schlauen Taktik seiner Freunde also dem deutschen Volke bis auf weiteres erhalten. Er wird weiter trommeln, bis das Kalbfell zerspringt. Aber wer wird dann ein neues bezahlen?

---

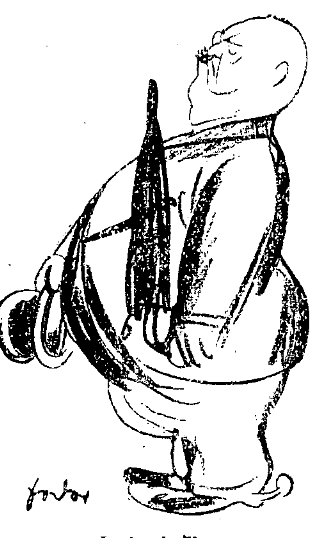
CARL v. OSSIETZKY

## PARTEIENKRISE

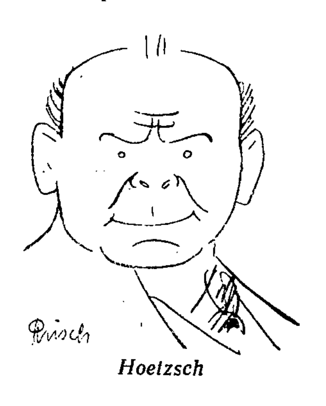
Im vergangenen Frühjahr standen mehr als zwei Dutzend Parteien im Wahlkampf. Das machte damals den Ausblick auf den Endeffekt schwierig. Diesmal sind die alten Parteien wieder unter sich. Aber vier davon befinden sich in inneren Krisen, in Krisen verschiedener Ursachen, verschiedener Art. Und niemand weiß im Augenblick, inwieweit das in der Folge wirken wird.

Am durchsichtigsten stellt sich die Situation der Völkischen dar. Hier ist die Krise längst zur Katastrophe geworden. Daß die Ludendorff-Partei völlig desolat der Zersprengung in Grüppchen und Konventikel entgegentreibt, das liegt nicht allein an den selbstverständlichen Kontrasten, die sich aus der Zusammenkoppelung konservativ-militaristischer und kleinbürgerlich-sozialrebellischer Elemente in einem Parteigefüge ergeben. Die Zeit selbst hat sich gegen die Leute erklärt. Wie die Periode der Stabilisierung wirtschaftlich mit den Inflationsgespenstern aufräumt, so auch geistig und politisch. Die romantischen Bandenführer und Adolf Hitler, ihr tönendes Blechinstrument, waren die Kinder einer desperaten Epoche, die den Glauben an die Vernunft verloren und ohne Hoffnung auf organische Weiterentwicklung nach dem Goldmacher-

rezept der „Patentlösung“ suchte. Die Rentenmark hat die erhitzten Demagogen und die machtlüsternen Offiziere überwunden. Sinnfälliger Ausdruck der Veränderung: die Völkischen haben kein Geld mehr, ihre Presse nagt am Hungertuch. Die Schwerindustrie hat keinen Anlaß mehr, eine Prätorianertruppe zu unterhalten, die nur Unfug anstiftet und das Geschäftsleben stört. Der jähe Zerfall der Hakenkreuzler mag ein soziologisch nicht uninteressanter Prozeß sein, die Politik berührt er kaum. Herr Ludendorff hat wie immer die Gelegenheit zu einer auch nur halbwegs imponierenden Sortie verpaßt. Der Rest gehört den Witzblättern.


*Ludendorff*

Was in den letzten Wochen auf der deutschnationalen Stechbahn vor sich ging, mutet als Gesamtbild nicht viel ernsthafter an, ist aber ohne Zweifel konsequenzenreicher. Wir wollen in diesem Zusammenhang unerörtert lassen, ob die Deutschnationalen tatsächlich schon eine Tendenz zur Entradikalisierung, eine Neigung zur Mitte zeigten. Jedenfalls haben die Intransigenten das Steuer in der Hand und säubern alle repräsentativen und verantwortlichen Plätze von den Mitgliedern des opportunistischen Flügels, der die Annahme der Dawes-Gesetze ermöglichte. Zunächst erfolgte ein großer Schub in den Redaktionen. Zu bedauern ist das Scheiden des Herrn Professors Hoetzsch als außenpolitischer Wochenchroniqueur der „Kreuzzeitung“. Ein kluger, wissender und urteilsfähiger Mann, der sicherlich als Fraktionsredner oft intellektuelle Opfer in reichem Maße dargebracht hat, aber zwischen Laverrenzen und Westarpen stets wie ein Grieche unter Barbaren wirkte. Dem untern Tisch gefallenen Führer Hergt wird niemand eine Träne nachweinen. Einer jener ewig Kurslosen, die hypnotisiert nach der Macht starren, im teutonischen Bärenfell ein zappeliger Neurastheniker. Un-

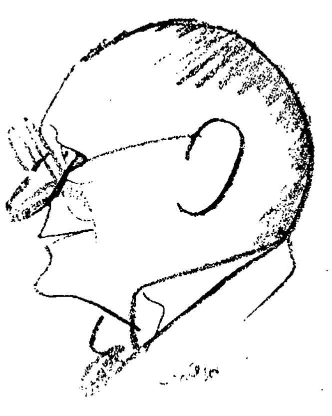

*Hoetzsch*

entwegt oppositionell und immer bereit, eine perhorreszierte Regierung für ein paar Ministersitze aus der Patsche zu ziehen. Und doch nimmt Herr Hergt fast staatsmännisches Format an neben Herrn Claß, dessen Pronunciamento ihn so unvermittelt in den Sack rollen ließ. Denn Herr Hergt mag ein konfuser und über normales Pferdehändlermaß hinaus bedenkenfreier Taktiker sein, er weiß immerhin, daß es Wände gibt, an denen sich selbst ein deutschnationaler Schädel blutig stoßen kann. Von solcher Erkenntnis ist Herr Claß frei. Seit zwanzig Jahren spielt dieser ehrgeizige und ränkesüchtige Provinzadvokat als Einpeitscher des Alldeutschen Verbandes den geheimnisvollen Gewaltigen, den „Mann im Zapfendustern". Die nüchterne Beleuchtung des Seeckt-Prozesses tat dieser konspirativen Kellerassel des Nationalismus nicht besonders gut. Optimisten nannten damals Moabit seinen tarpejischen Fels. Herr Claß, vor einem Jahr noch willens, als Diktator das Reich in seine Privatregie zu nehmen, stand stumm und hilflos wie ein Verkehrsturm im Gerichtssaal. Aber was wäre bei uns auch imstande, eine vaterländisch untermauerte Reputation zu durchlöchern? Heute bringt er wieder die ganze Partei zum Kuschen. Absehen läßt sich noch keineswegs, ob die Deutschnationalen konstitutionell geschwächt aus diesen Auseinandersetzungen und Umschichtungen hervorgehen. Sie verfügen über die leichtgläubigsten und unwissendsten Wählerscharen. Ihre Presse übergeht die Konflikte mit Schweigen. Wird man es in Pommern, ja, auch nur in Steglitz, jemals erfahren, daß die Fraktion die Erfüllungspolitik im entscheidenden Moment herausgehauen hat? Kaum.

Völlig anders muß dagegen die gegenwärtige Position der Demokraten bewertet werden. Auch hier hat es im Fraktionszimmer heftige Kollisionen gegeben, von denen die Oeffentlichkeit allerdings erst erfuhr, als einige Prominente protestierend gegangen waren. Die Rechtspresse höhnt über diesen Aderlaß, aber es ist schlechtes Blut, das die Partei hergegeben hat. Die Krise der Demokraten ist eine ausgesprochene Gesundungskrise. Die Partei wird in nächster Zukunft vielleicht magerer, aber gestraffter in die Arena treten. Die Bürgerblockfreunde, die Dominicus, Gerland, Keinath, Schiffer bedeuteten schon längst eine arge Belastung, und da nunmehr auch Herr v. Siemens sich entschlossen hat, seine politischen Talente einer „Liberalen Vereinigung" zukommen zu lassen, so möchte man der Demokratischen Partei aufrichtig gratulieren. Es war ein in der deutschen Politik leider selten gewordener Augenblick, als das Nein der Herren Koch und Erkelenz die stickige Atmosphäre des parlamentarischen Kuhhandels plötzlich durchschnitt. Gern verzeiht man der Partei nach dieser guten männlichen Handlung eine Reihe begangener Sünden.

Aber gerade weil die Demokratische Partei in einem schicksalsvollen Moment einmal nicht versagt hat, deshalb erwartet man auch

in Zukunft mehr von ihr. Sie muß eine Sprache finden, so klar und eindeutig wie es ihre Tat war. Der Aufruf des Parteivorstandes und manche Reden der Führer aber erwecken fast den Eindruck, als wollte man cachieren, daß man mutig war. Noch immer spukt die quallige Redensart von der „Politik der Mitte“ herum, noch fehlt das klare Bekenntnis: wir sind eine Linkspartei! Noch immer wird versichert, die Absage an die Deutschnationalen gelte ja nicht für ewige Zeiten. Welche überflüssige Beteuerung! Was kümmert uns, was einmal aus den Deutschnationalen wird, welches Läuterungsverfahren ihnen noch bevorsteht? Einstweilen fühlen sich die Herrschaften in ihrem Fegefeuer noch ganz kannibalisch wohl, und sie haben, wie der Sieg ihrer Radikalen beweist, die Temperatur noch um einige Grade erhöht. Nein, wir haben mit den Deutschnationalen zu rechnen, wie sie sind, nicht mit irgendwelchen Wunschbildern und Zukunftsträumereien. Wollen die Demokraten ihren Sezessionisten die Waffen aus der Hand schlagen, indem sie den Nachweis zu führen versuchen, daß sie eigentlich auch gar nichts anderes wollen? Das wäre ein alter Trick, aber wirkungslos jetzt, wo fertige Gruppierungen nicht mehr durch Tricks in ihrer Bedeutung verschleiert werden können. Die Demokraten haben entschieden. Ihre Entscheidung ist das Tatsächliche, nicht die nachträgliche Motivierung. Sie haben den Stresemännern das Zustandekommen der großen bürgerlichen Olla podrida verdorben. Kein veilchenblauer Sehnsuchtsblick eines Geßler nach rechts kann darüber hinwegtäuschen, daß sie zwangsläufig zur Linkspartei geworden sind. Wie aus der Pistole geschossen hätte unmittelbar nach Reichstagsauflösung das Linkskartell



*Koch—Weser*




*Geßler*

dastehen müssen. Die Demokratische Partei ist das eigentliche Angriffsobjekt dieses Wahlkampfes, weit mehr diesmal als die Sozialdemokratie. Sie müßte auch die Trägerin des Kartellgedankens sein.

*

Am kompliziertesten liegt das Problem vielleicht bei den Kommunisten. Die erscheinen diesmal mit allen Merkmalen; innerlicher Erschöpfung, noch dazu lädiert durch das harte Zufassen der Staatsgewalt. Zahlreiche ihrer populärsten Agitatoren sind verhaftet, andere haben sich in sicherer Erwartung der Verhaftung bereits vor der Reichstagsauflösung ins Ausland begeben. Ein unerhörter Druck lastet auf der Partei, verhindert Kraftentfaltung. Die Sozialdemokratie erwartet Zuwachs aus diesen plötzlich führerlos gewordenen Arbeitermassen. Aber gerade dieser absonderliche Zustand darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Kommunisten, wie die Völkischen, die geborene Krisenpartei, auch ohne diese amtliche Behinderung auf dem Wege sind, deren Schicksal zu teilen. Die putschistische Richtung hat sich den Hals wund geschrien. Die Arbeiterschaft ist verstimmt, enttäuscht. Die Obstruktionsspielerei zieht nicht mehr. Die Parole des Kampfes gegen alle hat die Schlagkraft verloren. Ohne die Verfolgungssucht der Staatsanwälte würde die Schwäche und Direktionslosigkeit der Partei wahrscheinlich viel stärker zum Ausdruck kommen. Der Körper ist krank, auch ohne die Blessuren durch den Polizeiknüppel.

Bedeutet die Zersetzung der Kommunistischen Partei, daß in absehbarer Zeit die große, die geeinte deutsche Arbeiterpartei entsteht? Für diesen Wahlkampf gilt nur, daß der Extremismus sich totgelaufen hat.

*

Im vergangenen Frühjahr spielten in das Ringen der Parteien ideale Forderungen mit hinein. Die Unzufriedenheit mit den deutschen Abarten des Parlamentarismus war allgemein. Man klagte, die „Bonzenwirtschaft", die Herrschaft der Anciennitäten an, verantwortlich zu sein für die Schwäche der Republik, für das ewige Versagen des parlamentarischen Apparates. Man sprach von den Rechten der Jungen, forderte Abdankung eines in Routine erstarrten Führertums. Ueber allen Parteien stand plötzlich ein Fragezeichen.

In diesen Herbstwochen werden solche Stimmen kaum mehr laut. Es geht um lauter harte, reale Dinge. Nicht um Monarchie oder Republik, sondern für und gegen die soziale Reaktion, deren faßlichster Ausdruck der Bürgerblock ist. Es geht darum, wer zahlen soll.

Vier Parteien in der Krise. Verfall und Werden nebeneinander. Und wird nicht doch in diesem Streit der politischen und wirtschaftlichen Parolen eine Generation sich zerreiben, um einer neuen Platz zu machen? Sollte das am Ende doch der Sinn aller dieser Wirrnisse sein?

H. FREIHERR v. RICHTHOFEN
M. d. R.

# SCHAFFT EIN REICHS-OBERHAUS!

Von den Parteien, die für die Verfassung von Weimar verantwortlich zeichnen, ist niemals bestritten worden, daß dieses Verfassungswerk in einzelnen Punkten veränderungs- und verbesserungsfähig ist. Die Zeit, in der die Verfassung entstand, war eine politisch so überaus bewegte und die Notwendigkeit, im Interesse des Staates so schnell wie möglich zu einem Resultat zu gelangen, eine so große, daß nicht alle einzelnen in der Verfassung des Deutschen Reiches getroffenen Maßnahmen als mustergültig bezeichnet werden können. Dies gilt insbesondere für die Festlegung, die das demokratisch-parlamentarische Regierungs-System in der Verfassung gefunden hat. In den Tagen von Weimar wurde viel von der Aehnlichkeit der staatlichen Struktur des Deutschen Reiches und der Vereinigten Staaten von Amerika gesprochen und, ausgehend von dieser Tatsache, eine Nachbildung der amerikanischen Verfassung empfohlen. Vielleicht wäre es nicht unklug gewesen, wenn man, ohne etwas wesentlich Neues schaffen zu wollen, das amerikanische Verfassungs-System zunächst einmal übernommen und es der Zeit überlassen hätte, seine Anpassung an deutsche Eigenart herbeizuführen. Selbstverständlich wäre auch in Betracht gekommen, sich den romanisch-englischen Parlamentarismus völlig zum Muster zu nehmen, wobei aber zu bedenken gewesen wäre, daß das amerikanische Verfassungs-System charakteristisch für einen Bundesstaat ist, das romanisch-englische dagegen eigentlich ein stark zentralisiertes Staatswesen zur Voraussetzung hat.

Die Nationalversammlung von Weimar ist einen anderen Weg gegangen. Sie hat den Parlamentarismus, wie er im übrigen Europa zu Hause ist, im großen und ganzen adoptiert und dem Präsidenten der Republik überwiegend repräsentative Funktionen zugewiesen. Das hat sie aber nicht davon abgehalten, gleichwohl einen unmittelbar vom Volk zu wählenden Reichs-Präsidenten zu schaffen, dem naturgemäß auf Grund seiner Wahl durch das Volk, ebenso wie dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, eine außerordentliche Autorität innewohnen muß, ohne daß ihm die zur Geltendmachung dieser Autorität erforderlichen Machtbefugnisse verfassungsgemäß zugestanden wären.

Aber nicht nur in dieser Vermischung des amerikanischen und des europäischen Verfassungs-Systems hat die Nationalversammlung von Weimar etwas verfassungsrechtlich völlig Neues und Unerprobtes geschaffen, sondern auch in einem anderen, nicht unwesentlichen Punkte ist sie, unbeirrt durch die seit mehr als einem Jahrhundert in anderen Ländern gemachten Erfahrungen, ihren eigenen Weg gegangen. Sie hat die Souveränität des Volkes proklamiert, die Ausübung dieses Souveränitätsrechtes aber nur einem einzigen aus dem freiesten Wahlrecht hervorgehenden Parlament übertragen und

damit auf den Ausgleich verzichtet, den die Verfassungen aller anderen Staaten zwischen der jeweiligen Stimmung der Nation und der Notwendigkeit äußerer und innerer politischer Beharrlichkeit durch das Zwei-Kammer-System zu finden bemüht gewesen sind.

Die Tatsache, daß die deutsche Reichsverfassung als Ausdruck ihres bundesstaatlichen Charakters den Reichsrat besitzt, kann hierin nichts ändern. Dieser überwiegend nach Instruktionen abstimmende Reichsrat ist kein wirkliches Parlament. Er ist der Nachfolger des früheren Bundesrats, der selbst nur eine Notschöpfung des Fürsten Bismarck war, um, seinen eigenen Worten folgend, das deutsche Volk erst einmal in den Sattel zu setzen. Dieser Bundesrat hatte schon zu Zeiten des früheren Regimes sich zu überleben begonnen. Sein Wiedererstehen in der Verfassung von Weimar kann man aus nationalen Gründen nur bedauern. Es wäre ein Glück für das deutsche Volk, wenn dieser Reichsrat baldigst einer tatsächlichen parlamentarischen Körperschaft, d. h. einer Ersten Kammer des Reiches Platz machen würde. Der in föderalistischen Kreisen verbreitete Glaube, der Grundfehler der Verfassung von Weimar läge in dem Uebermaß der dem Reiche auf Kosten der einzelnen Länder zugewiesenen Befugnisse, ist ein Irrtum. Die dauernde Gefahr innerer Konflikte liegt vielmehr in der Tatsache begründet, daß in unserer Verfassung — im Gegensatz zu dem amerikanischen Bundesstaat und den mittel- und südamerikanischen Bundesrepubliken — keine scharfe Grenze zwischen den mit den Obliegenheiten der Regierung des Reichs und der einzelnen Länder betrauten Instanzen gezogen ist. Für das Reich genügt es, wenn es die Entscheidung in der Außen- und Militärpolitik und den hauptsächlichsten Fragen der inneren Politik und Gesetzgebung in Händen hat. Ob abgesehen hiervon das Reich diese oder jene Verwaltungszweige, die ihm gegenwärtig zugewiesen sind, den Ländern überläßt, spielt demgegenüber eine untergeordnete Rolle. Aber die aus der alten Reichsverfassung in die Verfassung von Weimar übernommene Möglichkeit und sogar verfassungsgemäß festgelegte Notwendigkeit beständigen Eingreifens der Regierungen der einzelnen Länder in die Reichspolitik hat zu dem Resultat geführt, daß wir für die Verwaltung der Angelegenheiten des Reiches nicht nur eine Regierung haben, sondern daß sich 17 Regierungen der Länder dauernd in dieselbe einmischen und daß, da diese Regierungen ihrerseits wiederum von 17 Parlamenten abhängig sind, wir im Reiche praktisch, einschließlich der Reichs-Institutionen, von 18 Parlamenten und dem Reichsrat regiert werden.

Man wird zugeben müssen, daß ein solcher Zustand der Führung einer ruhigen und wohlüberlegten äußeren wie inneren Politik nicht zuträglich sein kann, wie denn auch seine praktische Folge die Konflikte zwischen dem Reich und den Ländern und die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Ländern gewesen sind. Die Männer, die die amerikanische bundesstaatliche Verfassung

geschaffen haben und das amerikanische Volk, das sie in seinen Grundzügen bis zum heutigen Tage unverändert erhalten hat, haben wohl gewußt, daß man einen Staat nicht von einem oder mehreren Dutzend verschiedenen Plätzen aus regieren kann und daß namentlich seine außenpolitische Stellung durch eine so vielgestaltige Bildung des Regierungswillens ungemein erschwert und beeinträchtigt wird. Wenn wir daher an Stelle des gegenwärtigen Reichsrats einen wirklichen Reichsrat, eine Zweite, oder, wie man will, Erste Kammer des Reiches setzen könnten, so wäre dies ein doppelter Gewinn. Es würde damit ohne Verletzung des bundesstaatlichen Charakters des Reiches die Einheitlichkeit der Reichsregierung verbürgt und gleichzeitig ein Instrument geschaffen werden, das ebenso wie in anderen Ländern der Welt in hohem Maße geeignet ist, dem wahren Willen des Volkes Ausdruck zu verleihen und den ruhigen Gang der parlamentarischen Maschine zu gewährleisten.

Welche Befugnisse wären nun einem solchen in ein Parlament umgewandelten deutschen Reichsrat zuzuweisen, wenn er seine Aufgaben erfüllen soll? Legislativ sicherlich die gleichen wie dem Reichstag. Allerdings mit der Einschränkung, daß im Falle des Dissenses das Uebergewicht des Reichstages in der Weise festgelegt wird, daß ein mehrmaliges oder ähnlich wie bei Verfasungsänderungen qualifiziertes Votum des Reichstages zur Gesetzesschaffung ausreicht. Die administrativen Funktionen eines solchen Reichsrates werden in erheblichem Umfange den jetzigen Befugnissen des Reichstages entnommen werden können. Dies kann aber um so unbedenklicher geschehen, als sicherlich ein so großes Parlament wie der Reichstag nicht in fast ununterbrochener Session zusammenzuhalten ist, wie dies eigentlich bei der Uebertragung von administrativen Aufgaben unumgänglich erscheint. Ein Volksparlament wie der Reichstag sollte nicht gezwungen sein, die Unmöglichkeit seiner fortgesetzten Tagung durch immer wiederholtes Einsetzen der verschiedensten Ferien-Kommissionen und den Erlaß von Ermächtigungsgesetzen einzugestehen. Der Zustand, der in dieser Hinsicht beim deutschen Reichstag eingerissen ist, dürfte sich auf die Dauer als unhaltbar erweisen. Die Abgabe einer Reihe von Kommissionen an eine Erste Kammer wäre daher umso wünscherswerter, weil hierdurch auch die Kontinuität der Personen und damit der Politik in höherem Maße gewahrt bliebe. Ob die administrativen Machtvollkommenheiten eines so umgebildeten Reichsrates gegenüber der eigentlichen Exekutivgewalt zu vermehren wären, hängt von der Entwicklung ab, die das deutsche Verfassungsleben überhaupt nehmen wird. Nähern wir uns mehr und mehr dem amerikanischen System, so werden auch, ebenso wie in der amerikanischen Verfassung, manche Befugnisse der ausübenden Gewalt zwischen dem Reichspräsidenten und seinem dem Parlament unverantwortlichen Kabinett einerseits und dem Reichsrat andererseits geteilt werden müssen. Bleibt es dagegen bei der rein parlamentarischen Form der

Regierungsbildung, wie wir sie gegenwärtig haben, so wäre vielleicht eher eine Verstärkung der Befugnisse des doch von jeder Parlamentsabstimmung abhängigen Reichs-Ministeriums zu erwägen.

Und die Zusammensetzung dieses Reichsrates? Ein Reichs-Ministerium, das sich mit dieser Frage zu beschäftigen haben würde, dürfte in den Archiven verschiedener Aemter sicherlich manche Vorgänge finden. Wie sich aus dem jetzt veröffentlichten Briefwechsel zwischen dem fast zu einer mythischen Gestalt gewordenen Herrn von Holstein und dem Fürsten Eulenburg ergibt, spielte der Erstere eigentlich schon seit dem Jahr 1890 mit einer Aenderung des Regierungssystems im kaiserlichen Deutschland. An eine ausschließliche und starke Vermehrung des Einflusses des in jener Zeit doch sehr wenig bedeutungsvollen Reichstages hat sicherlich niemand gedacht. Für jede Art von Parlamentarisierung des damaligen Verfassungslebens wäre die Einsetzung eines Oberhauses zweifellos ein conditio sine qua non gewesen. Herr von Holstein ist mit seinem Plane wohl vor allem deswegen nicht zu einem Resultat gelangt, weil seinem sicher kranken und daher ständig schwankenden Geiste in Wirklichkeit niemals der Gedanke einer Vermehrung der Macht des Volkes gegenüber der fast absoluten Gewalt des Monarchen gekommen ist. Was ihm vorschwebte, war doch lediglich die Ausschaltung des Kaisers aus der Politik und die Alleinherrschaft einer von ihm, Holstein, wenn auch hinter den Kulissen, so doch höchstpersönlich geleitete Bürokratie. Da dies durch Bestimmungen auch einer umgeänderten Reichsverfassung niemals zu erreichen war, sondern die Einsetzung einer merkwürdigen Art von Diktatur zur Voraussetzung gehabt hätte, ist in den langen Jahren der politischen Herrschaft Wilhelms II. tatsächlich nichts zur Fortentwickelung unseres Verfassungslebens im parlamentarischen Sinne geschehen. Die Quittung hierfür haben wir durch den Ausgang des Weltkrieges erhalten. Aber auch zu der Zeit, als Herrn von Holsteins Stern bereits im Sinken war und verschiedene, besonders eklatante Eigenmächtigkeiten Wilhelms II., wie beispielsweise der Vertragsabschluß von Björkoe, den Fürsten Bülow und seine nächsten Ratgeber zu der Erwägung zwangen, ob nicht nur durch eine Verfassungsänderung dem für die Existenz des Reiches gefährlichen Zustande gesteuert werden könne, tauchte wieder die Idee eines Reichs-Oberhauses auf. Seine damals aus den politischen, sozialen und kirchlichen Machtfaktoren geplante Zusammensetzung mußte als Entwurf zu den Akten wandern. Auch der Reichskanzler Fürst Bülow wäre nicht stark genug gewesen, derartige Absichten in die Tat umzusetzen. Die absolutistischen, vom Gottes-Gnadentum getragenen und, wie Fürst Eulenburg mit Recht hervorhebt, dauernd durch die militärische Umgebung gestärkten Anschauungen Wilhelms II. hätten in Verbindung mit den föderalistischen Tendenzen der durch den Bundesrat vertretenen Fürsten und Regierungen der einzelnen

deutschen Staaten die Durchführung eines solchen Werkes sicherlich zur Unmöglichkeit gemacht. Will man nun jetzt, nach Schaffung der auf der Volks-Souveränität beruhenden Republik eine Erste Kammer des Reiches ins Leben rufen, so wird man allerdings den abgerissenen Faden nicht wieder anknüpfen können, sondern von völlig anderen Erwägungen bei ihrer Zusammensetzung auszugehen haben. Für einen Reichsrat, wie er Gegenstand dieser Besprechungen gewesen ist, würde auch keine Lebenslänglichkeit der Mitglieder mehr in Betracht kommen können, sondern nur eine längere Dauer seiner Legislaturperiode. Denn ohnedem würde er seiner hauptsächlichsten Aufgabe, die Kontinuität der Reichspolitik in voller Unabhängigkeit zu wahren, nicht gerecht werden können. Seine Legislaturperiode müßte daher wohl mindestens eine doppelt, wenn nicht dreifach solange wie die des Reichstages sein, wobei man allerdings dem Vorbild anderer Verfassungen darin folgen müßte, daß in regelmäßigen Zeitläufen die Hälfte oder ein Drittel der gewählten Mitglieder auszuscheiden hat, um die Verbindung mit den im Volke herrschenden und selbstverständlich wechselnden Anschauungen zu sichern. Die Wahl der Mitglieder eines solchen Reichsrats würde wohl am besten im großen und ganzen den Bestimmungen des alten Reichstags-Wahlrechtes gemäß zu erfolgen haben. Unbedingt müßte freilich dafür Sorge getragen werden, daß das Gremium dieses Parlaments, um seine Arbeitsfähigkeit zu gewährleisten, nicht zu groß gestaltet wird. Die Zahl zweihundert, die schon ungefähr das Doppelte des amerikanischen Senats beträgt, dürfte als das Höchstmaß erscheinen. Wenn man rechnet, daß auf je zwei bis drei ehemalige Reichstags-Wahlkreise ein Vertreter gelangt, so würde dies etwa 150 Mitglieder ergeben. Hierzu könnten dann noch — und diese Konzession an den föderalistischen Gedanken wird unumgänglich und nützlich sein — etwa fünfzig Persönlichkeiten treten, die von den Regierungen der einzelnen Länder jeweilig, aber unwiderruflich auf die gleiche Amtsdauer wie die gewählten Mitglieder zu ernennen wären.

Die vorstehenden Ausführungen erheben weder einen Anspruch auf Vollständigkeit noch Unfehlbarkeit. Sie sollen eine Anregung darstellen und womöglich die Diskussion über die behandelte Frage einleiten, die für die Zukunft unseres Staates, wie ich glaube, bedeutungsvoller ist, als bisher in vielen politischen Kreisen angenommen wird. Ich bin mir auch bewußt, daß versucht werden dürfte, die hier ausgesprochenen Gedanken als reaktionäre zu brandmarken. Derartige Schlagworte verfangen aber nicht gegenüber staatlichen Notwendigkeiten. Wollte man über den Weltkrieg hinweg die staatliche Ordnung des Reiches in ihren Grundlagen bewahren und schwerste Erschütterungen vermeiden, so war die rechtzeitige Ueberführung des früheren obrigkeitlichen Regierungs-Systems in ein parlamentarisches unumgänglich. Die Vertreter dieser Ueberzeugung in der Oeffentlichkeit, zu denen auch der Schreiber

dieser Zeilen gehörte, wurden damals von den Rechts- und Mittelparteien bis einschließlich der ehemaligen Nationalliberalen, als auf Abwegen befindliche Störenfriede schärfstens getadelt. Erst als es zu spät war, wurde man anderer Meinung. Heute handelt es sich um die Sicherung der demokratischen Republik. Die seit 1919 mit der gegenwärtigen Verfassung gemachten Erfahrungen und die sich bei jeder Regierungskrisis bis in die letzten Tage wiederholenden, auf die Dauer unmöglichen Vorgänge sollten ein Memento sein und Jeden, der in der Verfassung von Weimar die einzige Bürgschaft kommenden staatlichen Wiederaufstiegs sieht, zu einer Prüfung der Frage verpflichten, ob die Umwandlung des Volkswillens in die politische Tat, in der jetzigen Reichsverfassung tatsächlich eine dem Wohle des Vaterlandes und damit der Republik wirklich entsprechende Lösung gefunden hat. Auch der deutsche Wähler wird sich der Beantwortung dieser Frage nicht entziehen können, da von den Gegnern der Republik die Abänderung der Reichsverfassung in einem für die Reichseinheit gefährlichen Sinne gefordert wird.

---

ALBERT EHRENSTEIN

Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

## SCHLAFRITT

Ich hatte weit zu reiten,
Das Wirtshaus war ein ferner Stern,
Mein Auge wurde dunkel:
Der Träumer fiel in Schlaf.

Die rechte Hand verlor die Peitsche,
Die linke ließ die Zügel los.
Erwacht frug ich — sprach mir der Reitknecht:
„Wir ritten hundert Schritte,
Seit ihr verfielt in Schlaf.“

Los ließ der Leib die Seele
Wohl einen Augenblick.
Mein Roß trug mich paar Schritte,
Daß ich im Traum durchglitte
Den grenzenlosen Raum.

Das Wirtshaus und die Sterne —
Traumpferd durchfährt die Zeit;
Die Reiter ritten Schritte,
Der Weg, der war zu weit.

Mich traf des Weisen Wort, das wahre:
„O Menschenkind,
Einhundert Jahre sind
Ein Augenblick im Schlaf.“

Zu Ehren Stendhals ist vor einigen Wochen eine Marmorplatte enthüllt worden, dort unten in der italienischen Stadt Civitavecchia, wo der berühmte Schriftsteller zehn Jahre lang französischer Konsul gewesen ist. Bei dieser Gelegenheit haben auch einige Festlichkeiten stattgefunden, eine gemeinschaftliche Tafel vereinte Franzosen und Italiener, und nach dem Diner wurden noch verschiedene Reden gehalten, von denen die hervorragendste jene des Senatspräsidenten Signor Tommaseo Tittoni war. Der italienische Staatsmann feierte Stendhal als Propheten und zählte fünf Ereignisse auf, die der Autor von „Rouge et Noir" richtig vorausgesehen habe: 1. Stendhal erklärte, daß die Regierung Louis Philipps keinerlei volkstümliche Grundlage habe, daß sie eines Tages unversehens zusammenbrechen würde, und daß er, Stendhal, falls er lange genug lebe, noch einen Bonaparte auf dem Throne Frankreichs sehen würde. 2. In einer Zeit, wo der Thron der Zaren auf immer befestigt schien, sagte Stendhal voraus, daß er im ersten großen europäischen Kriege zusammenbrechen würde, weil die Armee von revolutionärer Propaganda angefressen sei. Er hat gleichzeitig vorausgesagt, daß noch andere Throne hinter dem russischen hinterdrein stürzen würden. 3. In einem Augenblicke, wo Metternich auf der Höhe seiner Macht stand und sämtliche Diplomaten Europas auf sein Wort horchten, sagte er auf den ersten Seiten seiner „Promenades en Rome" voraus, daß die Oesterreicher bei dem ersten Kriege, in den sie verwickelt würden, aus Italien verjagt werden würden. 4. Er hat das Verschwinden des Kirchenstaates vorausgesagt, sobald ihm der Schutz fremder Waffen fehlen würde. 5. Er hat in Piemont die Wiege der italienischen Einheit geahnt — und dieses, obwohl seine persönlichen Sympathien mehr Mailand als Turin zugewandt waren. Er hat als Erster und Einziger vorausgesehen und im zweiten Bande der „Memoires d'un Touriste" verkündet, daß das Haus Savoyen die Einheit und Unabhängigkeit Italiens bewerkstelligen würde.

Der Berichterstatter des „Temps" vom 31. Juli (dem diese Notiz entnommen ist)*) setzt hinzu, daß die Enthüllungen dieser eingetroffenen Prophezeiungen auf die Anwesenden wie eine Offenbarung des großen Genies Stendhals gewirkt habe.

Woraus zu ersehen ist, daß unter den Anwesenden nicht zu viel echte „Beylisten" waren (wie man sie in Frankreich nennt). Denn diese Prophezeiungen, deren Eintreffen dem großen Publikum immer wie Offenbarungen erscheinen, sind durchaus

---

*) Die ganze Rede ist in der „Nuova Antologia" vom 1. August wiedergegeben.

nicht die hauptsächlichsten jener Offenbarungen, die wir dem großen Dauphinesen verdanken. Und dennoch war es vielleicht gut, daß kein echter Jünger Stendhals bei der Feierlichkeit anwesend war. Ein echter Beyliste hätte vielleicht die Verherrlichung Stendhals als französischen Schriftstellers, die von verschiedenen Seiten mit dem Mut der Unwissenheit und dem Elan der Unsauberkeit begangen wurde, einen Protest eingelegt und einlegen müssen. Denn das Französische ist an Stendhal nicht die Hauptsache, sondern vielmehr die Nebensache. Und doch wiederum nicht die Nebensache, denn Frankreich ist ein Hauptärgernis von Stendhal gewesen. An vielen Stellen seiner Schriften — oft ganz aus heiterem Himmel heraus — hat er gegen sein Vaterland „que les nigauds appellent la belle France“ in einer Weise protestiert, daß sich „echte“ Franzosen noch heute beleidigt fühlen müssen. Denn Vieles hat sich wohl seit Stendhals Tode in Frankreich geändert, — nur nicht das, was Stendhal an ihm getadelt hat. Mit anderen Worten: das heutige Frankreich würde, von seinem gefeierten Sohne gemessen, noch heute — und heute vielleicht mehr als je — zu leicht befunden werden. Und dieses wiederum heißt nichts anderes, als daß der große Revolutionär Stendhal in Frankreich bisher nicht im geringsten gewirkt hat. Und er hat deswegen nicht gewirkt, weil er kein gewöhnlicher ethischer Revolutionär war, sondern ein aristokratisches „Monstre“ (wie er es nannte) gewesen — und weil es außerdem diesem „monstre“, im Gegensatz zu den alten Aristokraten, gänzlich an Gottesglauben und Königstreue mangelte. Jenseits nicht nur von Gut und Böse, sondern auch von Gott und König: das war zuviel für seine Zeitgenossen, wie seine Nachfahren. Was aber das Schlimmste war und noch ist, das ist seine Stellung jenseits von Nationalismus und Internationalismus: denn Stendhal ist wohl Internationalist und Kosmopolit, aber Kultur- und nicht Moral-Kosmopolit, Eliten- und nicht Verbrüderungs-Kosmopolit. Sein Haß gilt den Barbaren, nicht nur bei anderen, sondern auch beim eigenen Volke; seine Liebe gilt den Großen, nicht nur beim eigenen Volke, sondern auch bei den anderen. „Mein Vaterland ist dort, wo es Leute gibt, die mich verstehen.“ Das heißt: überall und nirgends, meistens allerdings nirgends. Auf Wilhelminisch-Deutsch: ein vaterlandsloser Geselle.

Es ist eben das Zeichen der wenigen großen Männer des verflossenen Jahrhunderts, daß sie samt und sonders vaterlandslose Gesellen waren: es ist aber leider auch ihr Schicksal, daß nach ihrem Tode sie, die ihr Vaterland glücklich los geworden waren, in dieses selbige Vaterland wieder von dienstbeflissenen Contrabandisten eingeschmuggelt worden sind. Dieser mit Eifer betriebene Wiederimport hat seine guten Gründe: im patriotischen Klima gedeiht nämlich der große Mann nicht, weshalb man ihn,

gerade wie Orangen und Zitronen, wiederum aus besseren Gegenden einführen muß. Die kostbare Importware aber gerät, wie in unseren Schaufenstern, sehr leicht in die Nähe der heimischen Kartoffeln, d. h. in die Nähe von sehr nützlichen Früchten, die aber niemals ein Strahl der göttlichen Sonne geküßt hat. Bei dieser Gelegenheit z. B. war die französische Gesandtschaft, die wie alle Gesandtschaften und Konsulate ihren Nutzen hat, zahlreich vertreten. . . . Aber warum? Hätten sie Stendhal gelesen und verstanden, so würden die Herren Attachés wissen, daß der berühmte Autor zwar ihr Kollege im Amt, aber nicht im Geiste war, und daß sie, die Attachés, bei einer Stendhal-Feier so wenig etwas zu tun hatten, wie Catakomben-Christen bei einer Tempelfeier zu Ehren des göttlichen Augustus. Denn die Kluft zwischen einem modernen Franzosen und dem unmoralischen Stendhal ist genau so tief wie der zwischen Heiden und Christen; sie beruht auf einer Verschiedenheit der ethischen Bewertung, einer verschiedenen Einstellung zu den Fragen des Rechts, der Freiheit, der Kultur, nicht zu vergessen der Fragen, die keine Fragen sind, nämlich der des Geschmacks, Geruchs und Gefühls. Aus welchem Grunde denn, so muß man fragen, drängen sich alle diese offiziellen und nichtoffiziellen Franzosen und Italiener an einen Toten heran, mit dem sie — aus Unverständnis — im Leben kaum verkehrt haben würden, und von dem sie im Leben ebenfalls gemieden, aus Verachtung gemieden, worden wären?

Was immer die hochwohlweisen Völker-Psychologen sagen mögen: es ist mit den Franzosen, wie mit den Deutschen, und mit den Deutschen, wie mit den Franzosen. Mißt man sie mit anderen Ellen als mit den von ihnen herbeigebrachten, so werden sie stets zu kurz, aber auch stets gleich kurz gefunden, und das Resultat der Messung lautet auf gut Englisch: „Six of them to half a dozen of the others" („Sechs von der einen Sorte gehen auf das halbe Dutzend der Anderen"). Beide Völker zwar haben unlängst sehr viel Gutes über sich selber und ihre Kultur berichtet und die der anderen Seite mit kräftigstem Eifer herauszusetzen gesucht: auf einen echten „Beylisten" aber wirken alle jene Verunglimpfungen ungefähr wie jene, die sich die zum Zweikampf rüstenden Helden beim guten Vater Homer an den Kopf werfen. Merkwürdig! Die Welt glaubte und glaubt noch an Forschritt, doch wie es in grauester Vorzeit war, so ist es noch im hellsten Heute: die kämpfenden Helden beschimpfen sich wie anno dazumal! Und dennoch: ein Unterschied zwischen den Zeiten jenes Trojanischen und unseres bestialischen Krieges ist doch zu konstatieren; ein Fortschritt zum Guten hat dennoch und mit Sicherheit stattgefunden: die Götter, die einst bei Ilion Partei nahmen für die Mannen Hectors oder jene Agamemnons — sie kämpfen heute nicht mehr mit, sie stehen vielmehr stumm beiseite, und wenn man sie genauer be-

trachtet, so bemerkt man gar zu seinem Erstaunen, daß sie sich Mund, Nase und Ohren zuhalten. So hat es z. B. der göttliche Stendhal gemacht: er hat sich strengstens ferngehalten vom nationalen Hexentanz, der bekanntlich schon zu seiner Zeit und kurz nach dem Untergang Napoleons einsetzte. Aber Stendhal — und das ist das Große an ihm — hat sich erst Nase und Ohren zugehalten, nachdem er etwas gehört und gerochen, und was er hörte und was er roch, das steht in seinen Büchern verzeichnet. Er roch z. B. u. a., daß sein eigenes Volk nicht gut roch, was doch eine bemerkenswerte Leistung in den Zeiten der Volksberäucherung und Volksparfümierung ist; eine Leistung, die doch schon einen übernormalen nervus olfactorius erfordert, denn gewöhnlich hat dieser einseitigste aller Sinne gegen uns selber nichts einzuwenden und behauptet nur, die anderen Völker und Menschen „nicht riechen zu können".

Da ich hier eine Geschichte gegen Frankreich zu erzählen habe, so möchte ich, von Stendhals Vorbild zu intellektueller Sauberkeit verführt, zunächst hervorheben, daß dieser große Mann noch weniger als die Franzosen, die Deutschen hat riechen mögen. Da weder 1870, noch 1914 ihn zum Kriegspropagandisten gemacht haben können, so ist dieses sein Verachtungsurteil über das Deutschtum, das alle seine Bücher durchzieht, immerhin bemerkenswert, und sollte von allen jenen Deutschen, die Stendhals Bemerkungen über die Franzosen mit Behagen einschlürfen, gleichzeitig als Pfefferminzplätzchen gegen nationale Blähungen eingenommen werden. Ich schicke diesen kleinen medizinischen Wink voraus, weil ich nicht in den Verdacht kommen will, zeitgemäße, d. h. patriotische Literatur zu machen, und weil ich mich im Innern eigentlich schäme, gegen die Franzosen, deren Verunglimpfung in Deutschland so ausgiebig betrieben wird, überhaupt eine Geschichte zu erzählen. Und dennoch: unter Stendhals Aegide sei es gewagt!

Es sind wohl nun schon über zwanzig Jahre her, als ich ein deutsch geschriebenes Buch veröffentlichte, in dem ein Kapitel dem heute so allgemein gefeierten Stendhal gewidmet war. Damals lebte ich inmitten von London, einer sehr geräuschvollen Stadt, wie man weiß, doch fern ab von allem Literaturbetriebe und -Geschäft — und nur selten bekam ich jemanden von der eigenen Gilde zu sehen. Einmal aber klingelte es an meiner Tür, und es wurde eine Visitenkarte bei mir abgegeben, auf der geschrieben stand: L. B., Vorsitzender des Stendhal-Klubs. Er, der Franzose, war gekommen, so erklärte er mir, um einem Deutschen die Hand zu schütteln, der so treffend über seinen Abgott Henri Beyle geschrieben hätte. Wir faßten Neigung zueinander und blieben in Verbindung. Ich habe ihn wiederholt in Paris besucht und wurde von ihm auch anderen Beylisten vorgestellt, ich erhielt auch regelmäßig die Publikationen der Herren zur Besprechung zugesandt.

Eines Tages kamen auch drei Bände der Korrespondenz Stendhals, die von dem sehr gewissenhaften Forscher Alexandre Paupe herausgegeben worden war. Bei näherer Durchsicht der Veröffentlichung fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß die Vorrede zu dieser Korrespondenz von Maurice Barrès geschrieben war. Maurice Barrès war, wie alle Welt weiß, und wie sein gutes Recht ist, der Vorkämpfer der französischen Patrioten. Also gerade einen ausgesprochenen Vaterlands-Dionysier hatte man gebeten, die Vorrede zu den Briefen des vaterlandslosen Gesellen zu schreiben! Und der Patriot hatte den Vorschlag angenommen. Ich war damals, zwanzig Jahre jünger, noch ganz im Besitz meiner literarischen Unschuld und errötete, tief und lange, ob der entdeckten intellektuellen Unehrlichkeit. Mein Erstaunen ist allerdings inzwischen, und nach jahrzehntelangem Verweilen im literarischen Schützengraben, einem Achselzucken gewichen und ins Gegenteil umgeschlagen: heute erröte ich nur noch, wenn ich irgend jemanden auf einer literarischen Ehrlichkeit ertappe, d. h. ich erröte überhaupt nicht mehr. Damals aber war ich noch voller Schamgefühl für mich, wie für andere und gab meinem verletzten Innern auch in einer Kritik Ausdruck, die in einer englischen Wochenschrift erschienen ist. In dieser Kritik hatte ich, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, Maurice Barrès Einleitung zu den Stendhal-Briefen mit einem anderen erstaunlichen Ereignis in der französischen Literatur verglichen: mit der einstigen Herausgabe Pascals durch die Jesuiten. Diese Kritik sandte ich auch an meinen Freund L. B., Vorsitzenden des Stendhals-Klub, der mich in meiner Londoner Wüste besucht und mir so warm die Hand einst geschüttelt hatte . . . Ich habe nie mehr von dem Vorsitzenden, noch irgend einem anderen Beylisten Frankreichs ein Wort gehört. . . .

Es ist eben in Frankreich wie in Deutschland, und in Deutschland wie in Frankreich: Professoren, die von einem Staate bezahlt werden, dessen Aufkommen Goethe (der „undeutsche“ Napoleonverehrer) fürchtete und bekämpfte — Preußen — schreiben nicht nur Vorreden, sondern ganze Bände über ihn und fehlen natürlich bei keiner Goethefeier und Goethe-Gesellschaft. Nietzsche, der große Revolutionär und echte Kritiker des Deutschtums (und Preußens!) ward schon vor dem Kriege, besonders aber während desselben, ganz national-martialisch umfrisiert, sein reichsfeindlicher Schnurrbart à la Wilhelm nach oben gewirbelt bis „es erreicht war“; und sein Zarathustra mitsamt seinen tiefen Bibelsprüchen in den Dienst des Großen Generalstabs gestellt. (Also sprach Zarathustra: „Immer feste druff!“) Das war eine schamlose Hexenmeisterei unserer Vaterlands-Bellachinis, ein Geschwindigkeitskunststück, das im Auslande nicht wenig zur Begründung der Legende beigetragen hat, Nietzsche habe den Deutschen die Köpfe verdreht und sie zu jenem Größenwahne verleitet, der schließlich

vier Kriegserklärungen in einer Woche an die umliegenden Völkerschaften produzierte. Es ist eben immer dieselbe Geschichte: der große Mann, der die kleine Zeit seines Lebens bekämpft hat, wird nach seinem Tode, gerade von diesen selben Kleinen annektiert und accapariert, eingeleitet und umgedeutet, kapaunisiert und canonisiert. Und dieser entmannte und entstellte Heilige wird dann noch von den kleinen Falschmünzern als Popanz benutzt, um wirklichen Heiligen, d. h. jenen paar Leuten, die den Geist der Verstorbenen wiederum pflegen, die in ihrem Geiste weiter leiden, kämpfen und bluten, das Leben zu erschweren, ja unmöglich zu machen.

Da mir hier das Wort „Canonisation“ aus der Feder geflossen ist, so möchte ich hier bemerken, daß die Herren patriotischen Taschenspieler doch von einer anderen verschmitzten Institution etwas lernen könnten und sollten, die sich auf die Beatification und Canonisation von Heiligen besonders gut versteht. Ich spreche natürlich von der katholischen Kirche. Auch der katholischen Kirche passiert es, wie den modernen Vaterländern, daß sie wirkliche Heilige übersieht, oder sie gar bekämpft und bei ihren Lebzeiten als Ketzer betrachtet. Auch sie wünscht dann, das Geschehene wieder gut zu machen, den mißverstandenen Ketzer zu rehabilitieren, den Rehabilitierten für sich in Anspruch zu nehmen und den Gläubigen nachher zu erzählen: „Sehet, er war einer der Unsrigen!“. Dieselbe Kirche, die einst die Jungfrau von Orleans verbrannte, hat dieses ihr Opfer schließlich als Heilige und Märtyrerin für den wahren Glauben erklärt. Aber die Kirche ist doch, dank ihrer tausendjährigen Erfahrung, immer noch etwas vorsichtiger und zurückhaltender als unsere fest-frohe und ach! so jugendlich-naive Vaterlands-Orthodoxie. Die Kirche hat darum ein Gesetz erlassen, daß mindestens 100 Jahre verflossen sein müssen, ehe eine Berühmtheit canonisiert werden könne. Bei der Johanna, die allerdings eine besonders bedenkliche Nummer in ihrem Register war, hat sie sogar ein halbes Jahrtausend gewartet. Man sieht, die Kirche ist nicht ganz so zudringlich, nicht ganz so frei-frisch-fröhlich und frech, wie der Staat: sie wahrt noch das Pathos der Distance, weil sie noch das Ethos des schlechten Gewissens hat. Unsere Staats-Plebejer und Vaterlands-Alkoholiker aber warten nicht erst ab, bis alles um den Heiligen gestorben, der von ihm bekämpfte Geist verschwunden und ein neues Zeitalter mit neuen Problemen herausgekommen ist: nein, dieselben armseligen Right-or-wrong-my-country-Schlucker und -Mucker umstehen und umschwatzen Statuen und Marmorplatten großer Männer, deren Maximen sie Tag und Nacht verletzen, deren Qualen sie und ihres gleichen hervorgerufen, deren Henker sie und ihre noblen Ahnen gewesen und deren Flüche sie und ihre Kinder in jenen Tartarus hinabschleudern würden, an dessen Eingang geschrieben steht: „Sklaven und Patrioten ist das öffentliche Reden verboten!“

Gerade jetzt bereitet übrigens Frankreich eine andere literarische Canonisation vor. Der Wetterkundige sieht sie schon am Himmel aufsteigen; er sieht die nationalen Pfaffen bei der gewohnten Arbeit; es wird schon wieder frisiert, kastriert, interpretiert, falsifiziert — auf deutsch: geschmiert. Der Mann, an dem die nächste patriotische Heiligsprechung vollzogen werden wird, heißt Comte Arthur de Gobineau. Lange hatten die Franzosen sich nicht um ihn gekümmert, zum Teil, oder hauptsächlich wohl deswegen, weil ihn die Deutschen zum National-Heiligen erkoren hatten, nicht ohne ihn ihrerseits vorher durch ihre staatsbeflissenen Professoren mit etwas Berliner Blau übertünchen und überschmieren zu lassen. Aber Gobineau ist noch aus anderen Gründen den Großvätern und Vätern der heutigen Franzosen unsympathisch gewesen (und vielleicht deswegen von den Deutschen zum Heiligen erhoben worden): er hat nämlich, genau wie Stendhal, genau wie Nietzsche, an seinem eigenen Volke eine sehr starke und im ganzen zutreffende Kritik geübt. Gobineau gehört nämlich genau wie Stendhal, genau wie Nietzsche, zu jenem Dreigestirn, das erst heute am Horizonte Europas ziemlich unbemerkt auftaucht: zu dem der aristokratischen Revolutionäre, d. h. zu einer Gruppe von wirklichen, schaffenden, weil ethisch-entgifteten (im Gegensatz zu den ethisch-besessenen) Revolutionären. Kein Wunder, daß er auch zwischen Hammer und Amboß geriet, daß er, wie Stendhal, von den Reaktionären als Revolutionär, und von den Revolutionären als Reaktionär verdächtigt wurde. Und doch, das sehen selbst die heutigen Reaktionäre, mit Einschluß ihrer sozialistischen Avantgarde, ein, kann man einen Franzosen, der sich Weltruf erwarb, nicht abseits des vaterländischen Pantheons verdorren und seine Gebeine als Reliquien in fremden Händen lassen. Die Seligsprechung Gobineaus hat darum im modernen Frankreich begonnen, und die Heiligsprechung, das ist ganz sicher, wird demnächst erfolgen. Schon schwingt Paul Souday, der dicke, gemütliche, intelligente Literatur-Priester des „Temps" in seinem Donnerstag-Feuilleton das Weihrauchfaß. Und im Kultusministerium sucht man aus verstaubter Ecke schon das Fläschchen mit dem heiligen Oel, das einen neuen Literaturkönig salben soli. Und aus der Ferne winkt schon wieder ein neues Civitavecchia, und die unvermeidliche enthüllte Marmortafel, und jene unverhüllte und ebenfalls unvermeidliche andere Tafel, an der sich dicke Vaterlands-Philister und dünne Gobineau-Magister umarmen und beglückwünschen, und an der leider! nur jene „honnêtes hommes" fehlen werden, die Stendhal und Gobineau leben, anstatt sie leben zu lassen.

---

Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie wirklich liebt. *Goethe.*

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Fünfte Fortsetzung].

## ZWEITER TEIL

### I.

Als Lewis erwacht, hat er nicht die schweren Lider der Burgundertrinker, deren Nieren die ganze Nacht gearbeitet haben, nicht die roten Augen der Leute, die die ganze Nacht lesen, nicht die violetten Eheringe der Verliebten, nicht die verklebten Haare der Tänzer am Morgen nach einem Ball und auch nicht die Haut der Spieler, auf der man noch den Widerschein des grünen Tuches erkennen kann. Aus den Kissen sieht ein kraftvolles, dreißigjähriges, unregelmäßiges Gesicht, das unter der herben Linie der Nase längs der Wangen sanft abfällt. Der Bart unterstreicht und belastet die Stellung der Kiefer.

Lewis hat keine Bureaueinrichtung und keinen Arbeitstisch. Auch keine amerikanischen Ordner, keine Smyrnateppiche und keine Krokodillederklubsessel. Wie eine Dichterin hat er immer nur in seinem Schlafzimmer geschaffen. Dieselben Möbel, die ihn krank, inmitten von Büchern träumen, tagelang nicht ausgehen oder mit sonderbaren Leuten verhandeln sehen, wohnen auch seiner Arbeit als Geschäftsmann bei. In einem Bouleschrank ist ein Schubfach für Akten, ein anderes für Taschentücher, eines für die Kartothek, eines für die Bürsten, eines für Ingenieurberichte und eines für die Termingeschäfte; (die Schecks riechen nach Brillantine). Wenn Martial morgens hereinkommt, so sieht er eher aus wie ein Freund aus der Provinz, der auf der Durchreise in Paris aus Langeweile einen Freund besucht, als ein Sekretär mit der Post. Hat Lewis nicht zu Hause geschlafen, so findet Martial auf seinem Kopfkissen einen Zettel mit Instruktionen für Kauf und Verkauf zu den ersten Kursen, für zu empfangende Besuche, etc.

Bald aber füllt sich das Haus, denn man weiß, daß Lewis vormittags zu Hause ist: Kunden, Makler, Vermittler, Wechselagenten. Das Telephon läutet unaufhörlich, scharf und streitsüchtig zwischen den Buchstabenhagel der Underwoods. Am Kopfende seines Bettes ist ein Lautsprecher angebracht, der ihn mit seinen Bureaus, mit seinen Ingenieuren und seiner Box an der Börse verbindet. (Wenn er spät aufwacht, kann er in seinen Kissen die Brandung von Angebot und Nachfrage hören). Diese Aufgeregtheit, der moderne Komfort, das gewalttätige, spekulative Leben nervöser Ausgaben widersprechen dem Hause im bauchigen

Stil des XVII. Jahrhunderts, das in einer grünen Straße auf dem linken Ufer der Seine schläft. Vor den Fenstern liegt ein Garten von Le Nôtre, der von den gegenwärtigen Besitzern, Mexikanern, genau rekonstruiert worden ist (einschließlich der überdeckten Pergola). Bäume und Wasserbecken sind mit Reif bezogen, denn es ist Winter. An Sizilien erinnern nur etikettierte Schwefelproben in einem Becher und am Himmel spärliche Spuren überseeischen Firmaments.

Im Bett diktiert Lewis die Einzelheiten einer Streitfrage.

— Ich bin nur ein Heimarbeiter, sagte Lewis, ich arbeite nicht, „um das Glück zu versuchen", nicht, „um ein Geldmagnat zu werden" oder um „die Macht des Geldes" zu erringen und wie sonst noch die Redensarten der Hausmeisterspresse lauten. Die Arbeit macht mir Spaß. Ueber eine Anleihe zu verhandeln zerstreut mich mehr als zu segeln, und einen Vertrag zu entwerfen mehr als zu pokern. Das ist alles.

Lewis hat die Ergebnisse seiner Reise nach Sizilien dem Aufsichtsrat der Franco-Afrikanischen nicht unterbreitet. Er hat, wie er es sich gleich am Anfang vorgestellt hatte, denn er ist hartnäckig, Kapital zusammengebracht und eine Aktiengesellschaft gegründet; die Aktien sind schon im Druck. Sobald sie voll eingezahlt sind, wird er ihre Notierung in Paris durchsetzen; in einem Jahre die in Triest und New-York. Eine Technikermannschaft (Chemiker, Maschinenbauer) ist unterwegs. Lewis rechnet damit, daß Ende des Monats die Arbeiten in San Lucido in Angriff genommen werden.

Die glückliche Entwicklung seiner Geschäfte bewirkt bei ihm schlechte Laune, ja fast eine gewisse Neurasthenie. Wie viele Menschen seiner Generation ist Lewis zugleich praktisch und verrückt, positiv und nervös. Er beklagt sich darüber, daß der Erfolg an ihm klebt wie eine „Strähne" am Spieler. Immer verdienen, selbst beim größten Risiko; (um diese Zeit gelang es den „Stahl- und Schmelzwerken" in Djebl-Hadid vier Hochöfen von zweihundertfünfzig Tonnen anzuzünden, und es ist noch erinnerlich, wieviel die Gesellschaft trotz der Industriekrise daran verdient hat). Was ihn besonders ärgert ist der Eindruck des Erfolges, den er auf die anderen macht, zumal der Erfolg immer weit hinter seinen Erwartungen zurückbleibt. Am Vorabend hat er den Club verlassen, weil es ihm langweilig wurde, dauernd zu gewinnen. „Geldleute", sagte er, „sind nur in Gelddingen hellsehend. Das ist eine Gabe, ein Buckel; sonst Idioten. Die Franzosen geben sich mit allen Geschäften ab. Das hat gerade noch gefehlt."

Ist Lewis in Irene verliebt?

Er hat sich schon so oft für verliebt gehalten, seine Reise unterbrochen oder unterbrechen lassen, daß er die Frage nicht zu beantworten wagt. Er fürchtete sich vor dem Gedanken, daß

er sich dazu zwingen könnte, es zu werden. Lewis glaubte in Harmonie mit sich selbst zu leben, in einem einsamen Egoismus, den er nur aufgab, um seine Instinkte zu befriedigen. Man darf nicht vergessen, daß Lewis kein großer Charakter ist. Im Gegenteil. Er sagte, daß in Dingen der Liebe die Attacken über dem Gürtel nicht gefährlich seien. Es lag ihm nichts daran, sehr klar über sich zu sehen. Sein Stolz und die Integrität seiner Persönlichkeit waren ihm gleichgültig, denn er improvisierte stets. Seine Reflexe ersetzten ihm Klugheit und Erziehung.

Diese Gleichgültigkeit vermochte jedoch nicht zu verhindern, daß sein Herz manchmal unter einer dunklen Last, unter einer Hemmung litt. Wo lag die Ursache dieser chronischen Affektion? In Sizilien?

Seine Eitelkeit war keineswegs an der Angelegenheit beteiligt. Nicht einen Augenblick hatte er, wie die Orientalen sagen würden „das Gesicht verloren." Im Gegenteil. Aber seit den kurzen Worten, mit denen er die abendliche Unterhaltung abgebrochen hatte, fühlte er sich von einem unsichtbaren Willen beherrscht und von der Ausstrahlung einer Persönlichkeit zu einer Achtung gezwungen, die auch in der Entfernung und auf die Dauer nichts verlor. Gelegentlich des hundertsten Todestages von Pascal hatte Lewis in seiner Zeitung einige Gedanken dieses zu wenig bekannten Denkers gelesen: „Die erste Wirkung der Liebe ist die, große Achtung zu erwecken." Erst mußte er darüber lachen, dann nachdenken. Am häufigsten dachte er an Irene wie an eine Konkurrenz. Manchmal auch wie an ein menschliches Geschöpf. Aber daß eine Frau nicht geschaffen war, sich (ihm) zu opfern, das wunderte ihn; daß eine Frau andere Pflichten als die der Liebe hätte, berührte ihn sehr peinlich.

Lewis suchte bei anderen Bündnisse gegen die verschiedenartigen und neuen Gefühle, die ihn überfielen. Die meisten versagten wie immer. So mußte er sich damit trösten, Geiseln zu machen und Opfer zu finden.

## II.

Frau Magnac war nicht das letzte Opfer.

Lewis warf ihr vor, sich mit wappengeschmückten Einbänden und Windhunden zu umgeben; Weine anzubieten, die so alt waren, daß sie nichts mehr taugten, und Speisen, die so gekocht waren, daß nichts mehr davon übrig blieb. Ein Opfer des Scheins zu sein, einen jener Vornamen zu haben, die zwar vor der Zeit, was bedenklich, aber nicht mit der Person altern, was fürchterlich ist. Die Scheidung aus Provinzgründen zu fürchten, die sie hinter großstädtischen Vorurteilen verbarg. Er begann den Salon, der einem Salon der Comédie Française glich, zu hassen. Er pries die Reinheit: Frau Magnac antwortete nicht ohne Berechtigung, daß

die Frauen sind, wozu die Männer sie machen. Er nahm ihr übel, daß sie taoistische Philosophen durcheinander zitierte; daß sie schon müde Züge hatte (sie sah aus wie „ein remittiertes Buch“, das im Schaufenster gelb geworden war); er war ihr böse, weil sie von ihrem Reichtum keinen edlen Gebrauch machte; weil sie eine Brust von vor dem Kriege hatte; weil ihr Salon eine mondäne Klinik war; weil ihr Snobismus sie klassifizierte und deklassierte; weil sie das Haupt hocherhoben trug, aber trotzdem zu tausend Konzessionen bereit war; weil ihr künstlerischer Geschmack nur Klugheit war — was vielen gegeben ist; weil ihre Intrigen ihm in der Liebe Konkurrenz machten (zumal Lewis des öfteren in ihre Kombination verwickelt war); weil sie an Souveräne telegraphierte (die ihr durch den Sekretär antworten ließen); weil sie lügenhafter Weise Se. Durchlaucht den Herzog von Vendôme beim Vornamen nannte — wenn er nicht da war; weil sie unnatürlich und ohne Anmut war; weil sie zum Exotischen und allen falschen Hafenplätzen neigte; weil sie sich à la Marcel ondulieren ließ; weil sie ein Diadem aus Eisvogelfedern trug, das ihr ein lächerliches und erschreckendes Aussehen verlieh; weil ihre Badewanne in den Boden eingelassen war; weil sie bei allem dabei sein wollte, aber so tat, als lebte sie in einer Klause; weil sie, wenn man sie fragte, ob sie einem bestimmten Feste, zu dem sie nicht eingeladen war, beiwohnen würde, die Antwort gab: „Ich kann nicht mehr, ich streike.“

III.

Lewis lebte allein. Er saß in seinem Zimmer, legte sich um neun Uhr schlafen und zog die Decke über den Kopf, um sich abzusondern; er dachte weiter nach, nicht gerade geschickt, aber guten Glaubens. Er suchte seine Grenzen und fand sie. War er gut oder mitleidlos?

Er erkannte, daß er verändert, daß er nicht mehr der war, der er vor einem Jahr in gleichen Verhältnissen war. Er zweifelte nicht unbedingt an sich, aber er hatte nicht mehr den Eindruck, daß ihm alles erlaubt wäre, daß man alles kaufen oder ergreifen könnte. Er fragte sich, wozu er eigentlich auf der Welt gut wäre. Jede keusche Frau, der er begegnete und die bei seinem Anblick die Augen abwandte, ließ sein Herz erbeben.

IV.

Aus Vorliebe für Armut begann Lewis viel Geld auszugeben.

Er richtete sein Haus nicht mehr nach seinen Bedürfnissen ein, sondern er schmückte es nach einem Ideal. Kunstgegenstände hatten sich seiner Wohnung bemächtigt wie die Politik der befreiten Gebiete. Er warf sie hinaus. Er interessierte sich für alte Dinge. Aber sein Instinkt ließ ihn die Anfangsstadien schnell überwinden, und er fand gleich den Modernen auf abstraktem

Wege die großen Prinzipien. Er erkannte, daß ein Zeitalter wie das unsere groß genug ist, um Antiquitäten entbehren zu können.

Er setzte keinen Fuß mehr in die Läden der Antiquitätenhändler, zu denen Frau Magnac ihn häufig nach dem Frühstück mitgenommen hatte. Er mied diese Kramladen mit alter Kunst und Stilen, die nach dem Kriege emporgeschossen waren wie Würstchenverkäufer um eine Rennbahn. Von den abgeschmackten Kleinprodukten des XVIII. Jahrhunderts, die erschreckt von der Nachbarschaft der Negermasken und starren Konstruktionen der Kubisten ihre himmelblauen Schleifen in der Rue La Boétie zur Schau stellten, bis zu den Bauerntruhen des Boulevard Raspail, die eigens zu diesem Zwecke gezogene Würmer annagen mußten, und zu den deutschen Antiquitätenhändlern der Place Vendôme, in deren Fenstern unsere Madonnen aus dem XV. Jahrhundert als rachitische Gefangene frieren; die düsteren Interieurs „von besonderer Eigenart“, die Ruhebetten, die für Geständnisse im Halbschatten à la Louis XVI. angefertigt und abends von den Strahlen der Automobilscheinwerfer getroffen wurden, das zerbrechliche Meißner Porzellan, das von den Autobussen und der englischen Währung zum Tanzen gebracht wurde — all diese Dinge verabscheute Lewis, wie er auch die kleinen fetten Hände der Sachverständigen haßte, die die Flucht dieser armen, für die Stille, für die Armut, für die Bescheidenheit geschaffenen französischen Möbel organisierten, die man dann bei den Antipoden mit den Beinen in der Luft wiederfindet.

V.

Eintönig folgten die Tage aufeinander wie Läufer mit dem Kalenderblatt auf dem Rücken.

Lewis ging nicht mehr aus und lehnte alle Einladungen ab. Er machte Notizen in seine Bücher. Er kaute an den Bleistiften und nagte an seinen Pfeifen. Er verlor seine Zeit mit Vergnügen: „Ich habe nichts zu tun,“ sagte er, „ich lerne faul zu sein.“

Als Martial sich darüber wunderte und fragte:

— Du bist wohl zur Selbstprüfung zugelassen?,

antwortete Lewis:

— Es liegen Arbeiten vor mir, für die ich nicht das geeignete Handwerkszeug besitze.

— Welche?

— Nachsicht, Geduld, Widerlegung von Irrtümern.

— Mein Junge, sagte Martial, ich weiß nicht von wem, aber dieses Mal bist du erwischt worden.

VI.

— Uebrigens, meinte Lewis, ohne auf diese Gedankenassoziation zu achten, was sagst du dazu? Und er reichte Martial ein Telegramm von Pastafina, das am Morgen angekommen war.

— Weißt du, daß diese Geschichte, die anfangs so leicht schien, mir ernstlich Sorgen zu machen beginnt?

— Immer dasselbe; überherzliche und ausweichende Antworten, dann Schweigen — das scheint mir nichts Gutes zu bedeuten.

Dabei hatte man vor sechs Wochen eine sorgfältig zusammengestellte Ingenieurexpedition nach San Lucido geschickt. Die Versuche verliefen weiter ausgezeichnet, aber der erste Spatenstich hatte noch nicht gemacht werden können. Die mit der franzosenfeindlichen Gemeinde eingeleiteten Verhandlungen scheiterten, die Konzession für die Eisenbahn von Battaglia aus wurde trotz Anrufung gerichtlicher Entscheidung abgelehnt; man mußte daran denken, den Transport an den Strand mittels Lastwagen zu betreiben; aber der Mangel an Brennstoffvorräten und die sehr schlechten Wege machten dieses Problem außergewöhnlich schwer.

Als es sich dann weiter darum handelte, einen Ausweg zum Meere zu finden und die der Grube nächste Bai nutzbar zu machen — eben die, in der Lewis seine ersten Bäder genommen hatte —, wurde es noch schlimmer: gewiß hatte die Gesellschaft Garantien in der Hand und auch die Möglichkeit, ziemlich schnell Pontons und Rampen für das Verladen zu errichten; laut Karte war genügend Boden vorhanden, aber außerhalb des Golfes liegende Klippen machten bei schwerer See den Frachtdampfern den Zutritt äußerst gefährlich. Man mußte das Löschen auf hoher See ins Auge fassen, durch Zubringerschaluppen. Nach mehreren Versuchen mußte man auch darauf verzichten und suchte im Westen. In Marmarola; dort bot die Südmole ein zur Errichtung von Schuppen und Zwischenlagern ausreichendes Gelände. Als man sich aber entschloß, es nutzbar zu machen, erfuhr man, daß es kurze Zeit vorher verpachtet worden war; (ein hastig von unbekannten Leuten abgeschlossenes Geschäft, ohne daß bisher irgendwelche Arbeiten in Angriff genommen worden wären). Die Probleme der Lohnarbeit wurden immer komplizierter; wo sie selten war, verschwand sie ganz; wo Arbeiter verfügbar waren, verlangten die Syndikate so hohen Lohn, daß sich die Ausbeutung nicht mehr rentierte. Die Auswanderungsbureaus, die Wahlagenten, sogar die Delegierten der Maffia schienen dieses eine Mal einig zu sein und sich gegen das französische Unternehmen verbündet zu haben. Wer bezahlte alle diese Leute? Man ging behutsam vor. Bald trat die Rolle der Gesellschaft Pascali in Palermo zu Tage. Hinter ihr stand als ihr Auftraggeber ein Konsortium malto-italienischer Banken, dessen Stichwort man in Triest in der Via Petrarca Nr. 8, kurz beim Bankhause Apostolatos erfragen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Novemberwoche

Die deutschen Kohlenherzoge haben, lange nachdem der Krieg der Waffen beendet war, einen eigenen Dreifrontenkrieg zu führen gehabt, und sie führen ihn noch heute. Die eine Front gegen die sie kämpfen, sind die Arbeiter, denen man die tatsächliche Lage des Kohlenbergbaues nicht offenbaren durfte, um zu vermeiden, daß neue Lohnwünsche genährt würden. Die zweite Front sind die Abnehmer und die weite Schar der Konsumenten. Und der dritte Feind, dem es ständig die verzweifelte Lage des Kohlenbergbaues darzulegen galt, war die deutsche Regierung, die für Ruhrschäden und Micumlasten Entschädigungen zahlen sollte. So ist es gekommen, daß seit Jahren die Oeffentlichkeit überschwemmt wurde mit Berichten und zahlenmäßigen Kalkulationen, durch die sich mit unerbittlicher Konsequenz als roter Faden der Hinweis zog, daß der Kohlenbergbau bei jeder Tonne geförderter Kohle ein ansehnliches Sümmchen verliere. Zum ersten Male läßt sich nun an einem Musterbeispiel gegenüber den ständigen Verschleierungsmanövern zahlenmäßig der Beweis vom Gegenteil erbringen. Diese Möglichkeit bietet die Goldbilanz der Harpener Bergbau A.-G. in Dortmund, eines Zechenkomplexes, der beinahe 10 v. H. der gesamten deutschen Erzeugung an Kohlen, Koks und Steinkohlen-Briketts liefert. Als größte reine Zeche, die in Deutschland überhaupt existiert, kann Harpen gewiß als typisches Beispiel gelten. Eine völlige Entschleierung ist natürlich auch von Goldbilanzen nicht zu erwarten, und von dieser am allerwenigsten. Aber das Wenige, was bei kritischer Bilanzanalyse erkennbar ist, genügt zum Beweis, daß die Harpener Gesellschaft noch erheblich fetter geworden sein muß, als sie es früher schon war. Daß die offenen Reserven gegenüber dem Stande von 1913 verringert wurden, fällt kaum ins Gewicht. Immerhin wurden noch 10 Millionen Goldmark Uebergangsrücklagen geschaffen mit der Begründung, daß das letzte Wort über die Aufwertung der Obligationsschuld noch nicht gesprochen sei, die einstmals 18,64 Millionen Mark betragen hatte, und mit der weiteren Begründung, daß infolge der Abrechnung der Reichszuschüsse wahrscheinlich noch Verpflichtungen entstehen würden. Ob diese Verpflichtungen für das Reich oder für die Gesellschaft entstehen werden, bleibt dunkel; vorsorglich hat man für das vergangene Jahr noch einen Verlust von mehr als 4 Millionen Goldmark konstruiert, obwohl offenkundig ist, daß summa summarum selbst im Jahre 1923 ein Ueberschuß erzielt

worden ist. Halten sich also die offenen Rückstellungen in relativ bescheidenen Grenzen, so sind die stillen umso größer. Im Aufsichtsrat der Gesellschaft hat Karl Fürstenberg maßgebenden Einfluß, derselbe Mann, von dem bekannt ist, daß scharfe Zusammenlegung seine fixe Idee ist, derselbe Mann, der durch die Zusammenschneidung des unverwässert gebliebenen Kapitals der Berliner Handelsgesellschaft auf den fünften Teil, bewiesen hat, daß er das Messer zu führen versteht. Wenn also unter Fürstenbergs Regie die Harpener A.-G. ihr Vorkriegskapital unverändert beibehält, so ist der Schluß erlaubt, daß das Pendant zu diesem Kapital, die Substanz des Unternehmens, auf ein Mehrfaches gewachsen ist. Diese Vermutung wird gestützt durch die vielsagende Bemerkung der Verwaltung, bei der Bewertung der Grubenfelder sei der geringeren Ertragsaussicht für die nächste Zukunft, die wertmindernd wirken müsse, Rechnung getragen. Sie wird auch gefestigt durch die weitere Anmerkung im Prüfungsbericht, daß die während der Kriegs- und Nachkriegszeit, besonders seit der Ruhrbesetzung verstärkte Abnutzung der Anlagen entsprechend in Rücksicht gezogen worden ist, weil die Instandhaltung nicht immer in genügendem Ausmaße vorgenommen wurde. Unter diesen Vorwänden wurden die Gesamtanlagen trotz erheblichen Ausbaus nur mit etwa zwei Dritteln ihres Vorkriegsbuchwertes in die Eröffnungsbilanz eingesetzt. Ueberreichliche Rückstellungen leuchten auch sonst aus jedem Posten hervor, den man näherer Betrachtung würdigt. Auf der Aktivseite sind die Forderungen nur mit 3,65 Millionen Goldmark eingesetzt, obwohl sie in der Papiermarkabschlußbilanz vom gleichen Datum mit 5,18 Millionen Goldmark erschienen waren. Die Differenz ist mangels einer Erläuterung als Reserve anzusehen. Zu der Unterbewertung der Aktiven gesellt sich eine Ueberbewertung von Passiven. Die Gläubiger betragen in der Papiermarkabschlußbilanz 10,19 Millionen Billmark, in der Eröffnungsbilanz 12,19 Millionen Goldmark, also zwei Millionen Goldmark mehr. Warum? Eine weitere stille, aber erkennbare Rücklage wurde gebildet durch die Bewertung der Konsortialaktien, die der Gesellschaft noch zur Verfügung stehen. Während sie auf der Passivseite mit dem vollen Nennwerte von 15 Millionen Goldmark einstehen, sind sie auf der Aktivseite nur mit 50 v. H. verbucht, woraus eine weitere Reserve von 7,5 Millionen Goldmark resultiert. Dies um so mehr, als ein Teil der Aktien zu pari gewissermaßen schon belegt ist, da die Harpener A.-G. demnächst schon convertible bonds zu günstigem Kurse emittieren wird, die späterhin in diese Reserveaktien umgetauscht werden können. Wenn schon die Reserven, die die Verwaltung zwar nicht offen darlegte, aber dem geübten Auge wenigstens verschwommen erkennbar werden ließ, so bedeutend sind, um wieviel größer werden dann wohl diejenigen Rückstellungen sein, die ganz geheim gemacht

wurden? Und wie paßt die notgedrungen zu einem Teil enthüllte Substanzvermehrung zu den unentwegten Klagen des Kohlenbergbaus über verlustbringende Löhne und Preise und ungenügende Reichsentschädigungen?

Wir sind in Deutschland auf dem Wege des praktischen Staatssozialismus in den letzten paar Jahren weiter vorgerückt, als man sich eingestehen möchte. Der Staat als Unternehmer spielt heute eine größere Rolle als je zuvor. Das Reich besitzt eine eigene Reichskredit A.-G., und besonders die Reichspost ist in der kurzen Zeitspanne, die seit der Stabilisierung der Währung verflossen ist, zu einer bedeutsamen Großmacht am Geldmarkt geworden. Das Darniederliegen der Wirtschaft hat bisher trotz der Höhe der Tarife (die durchweg zum Abbau sehr reif sind) noch keine übermäßigen eigenen Betriebsgewinne entstehen lassen. Einige Zehnmillionen dürften zwar auch aus Ueberschüssen des Postbetriebes für die Ausleihung zur Verfügung stehen. Aber ihre eigentliche Bedeutung hat die Post erst infolge der außerordentlichen Erweiterung des Postscheckverkehrs erlangt. Die Post führt heute beinahe zehnmal soviel Konten wie vor dem Kriege, ihr Abrechnungsverkehr ist doppelt so groß wie im Frieden und dreimal so groß wie bei der Reichsbank. Nicht weniger als ⅓ Milliarde Goldmark stehen aus den bei ihr ruhenden Postscheckeinlagen zur Weiterverleihung zur Verfügung. Was lag da näher als der Plan, einen solchen Apparat nutzbar zu machen, um einen ganz großen Fischzug nach Sparkapitalien in die Wege zu leiten. Die Errichtung einer Postsparkasse, der zufolge allerorts, auch auf den Dörfern das Postamt als Annahmestelle für verzinsliche Bargelder fungieren würde, ist in der Tat ein Gedanke, der leicht besticht. Die Post würde zum Bankier, und der Briefmarkenverkauf und der Nachrichtenverkehr sänken zum Nebengewerbe herab. Wahrscheinlich könnte eine so bequeme Darbietung von Sparmöglichkeiten sehr zur Verstärkung der Kapitalbildung beitragen. Es ist darum notwendig, daß dieser Plan auf das sorgfältigste geprüft wird. Man soll auch vor neuen Mitteln nicht zurückschrecken, wenn es gilt, eine Aufgabe von solcher Wichtigkeit zu lösen. Die Bedenken, die sich bei näherer Untersuchung ergeben, sind freilich sehr zahlreich. Die Stärkung der Staatsmacht, die aus der Verfügungsgewalt über so große Mittel sich ergeben würde, wäre nicht einmal das Hauptargument dagegen, wenngleich vor einer Ueberspannung des Staatsgedankens zu warnen ist. Es müßte Verwirrung hervorrufen, wenn neben die drei großen Organisationen, die Privatbanken, das öffentliche Bankwesen und die Kreditgenossenschaften noch ein viertes gleichberechtigtes Gefüge treten würde. Denn es handelt sich ja nicht allein um die Annahme der Spar-

gelder. Das ist eine Kleinigkeit, wenn gewissenhaftes Personal, wie es gerade bei der Post der Fall ist, zur Verfügung steht. Die Hauptverantwortung beginnt bei der Wiederausleihung der angenommenen Beträge. Hier ist die reine Bürokratie schon gegenüber den Sparkassen, die immerhin über eine gewisse Selbständigkeit verfügen, erst recht aber gegenüber den Privatbanken im Nachteil. Die Kreditvermittlung ist eben ein Geschäft wie jedes andere, und es ist grundsätzlich das richtigste, wenn sie Geschäftsleuten überlassen bleibt. Wie sollte die Post die Mittel, die ihr bei Errichtung einer Postsparkasse in erhöhtem Maße zufließen würden, anlegen? Die direkte Weiterleihung ist ausgeschlossen. Dazu fehlt die erforderliche Erfahrung. Den einzelnen Postanstalten kann natürlich die Disposition über die Gelder nicht anvertraut werden, und bei zentraler Direktverleihung würden die Klagen über Mißachtung der örtlichen Bedürfnisse nicht verstummen. Bliebe also die indirekte Weitergabe. Hier wiederum fällt die Auswahl der Mittler außerordentlich schwer. Würden nur die Großbanken bedacht und die kleineren Institute übergangen, so hieße das ein Monopol stärken, während im anderen Falle das Risiko zu groß wäre. Die Kreditgenossenschaften, die nur mit dem begrenzten Kreise der Genossen normalerweise Fühlung haben, scheiden als Mittler natürlich aus. Aber auch die kommunale Sparkassenorganisation möchte man in ihrem Kampfe mit dem privaten Bankwesen nicht durch einen Reichsbetrieb einseitig begünstigt sehen. Sie sind ja auch ihrer eigentlichen Aufgabe nach mehr Sammelbecken für Sparkapital als Kreditverteilungsstellen. Soweit sie als Ausleiher auftraten, sind sie zum Teil recht schlecht gefahren. Die Verlustfälle haben sich in der letzten Zeit erschreckend vermehrt. Das hat Dr. Schacht in seiner beachtenswerten Rede vor dem Zentralausschuß mit erfreulicher Klarheit gebrandmarkt. Drum scheidet auch das Projekt, das die Sparkassen mit Nachdruck vertreten, wonach die Postanstalten lediglich Agenturen der Sparkassenorganisation werden sollen, aus der Diskussion aus. Zweckmäßiger würde es erscheinen, wenn die Post mit den Reichsbankstellen je nach den Bedürfnissen des betreffenden Bezirkes Hand in Hand arbeiteten und für sie als weitere Annahmestellen tätig wären. Die Weiterverleihung der Gelder hätte dann Sorge der Reichsbankstellen zu sein, die vielleicht ihrerseits mit den Landschaften und Stadtschaften in Verbindung treten müßte, um deren Wiederaufbau zu fördern. Zunächst scheint das Bankgesetz, das der Reichsbank die Annahme verzinslicher Depositen nicht gestattet, der Verwirklichung solcher Gedanken entgegenzustehen. Aber prinzipiell schiene es das Richtigste, wenn die zuverlässige Reichsbankorganisation den Ausgleich besorgt, damit die gesunde Idee der Postsparkasse von vornherein in richtige Bahnen gelenkt und nicht durch Eifersüchteleien zerrieben wird.

# GLOSSEN

## BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

*Wie die Nationalisten aller Länder einander unterstützen ....*

Die „D e u l i g"-Film A.-G. ist ein Unternehmen, das mit Stinneskapital und allerhand alten Majoren, Hauptleuten, Korvettenkapitänen u. ähnl. von unten bis oben durchsetzt ist. Ihr — nicht sehr aussichtsvolles — Dasein fristet diese Filmgesellschaft durch eine Art kinematographische Wochenchronik, die sog. „Deulig-Meßterwoche", die in vielen Kinos vor dem eigentlichen Programm gezeigt wird.

Diese Bildserie war bis vor etwa Jahresfrist eine ausgesprochene Tribüne der wildesten deutschnationalen Hetzpropaganda. Keine Woche verging, ohne daß man das liebliche Antlitz des alten Hindenburg, Ludendorffs und einer Anzahl anderer kaiserlicher Generäle bei allerhand Fahnenweihen, Kriegervereinsfesten, Denksteinenthüllungen und anderem Hakenkreuz - Klimbim bewundern konnte. In ausgesprochen hetzerischer Aufmachung wurden Zerstörungsarbeiten an deutschen Befestigungswerken (Helgoland usw.), die mit der Erfüllung des Versailler Vertrages in Zusammenhang standen, gezeigt.

Bis es einmal, in einem großen Uraufführungstheater des Westens, zu einem Skandal kam. Man zeigte die Sprengung von Turbinen in Anwesenheit irgendeiner Kontrollkommission; das Publikum aber, statt der dort gewohnten nationalistischen Radaumacherei, rief „Wir wollen das nicht sehen!" „Schluß!" — und die Sache endete mit einem kleinen Theaterkrach. Seither sah sich die Reichszensur diese Propagandafilme etwas näher an und das Resultat war, daß sich die „Deulig" selbst vernünftigerweise zu einer ziemlich befriedigenden Entpolitisierung der „Wochenchronik" in der Auflage für Deutschland entschloß.

... aber auch weiterhin sah man die Aufnahmeoperateure der „Deulig" fleißig bei jeder Hitlerversammlung, jeder Stahlhelmparade, jeder Ludendorff-Heerschau ihre Aufnahmen machen.

Wohin kamen und kommen alle diese Filmstreifen, die in Deutschland nicht gezeigt werden? Ins Ausland — v o r a l l e m n a c h F r a n k r e i c h. Pathé und Gaumont fügen sie in i h r e Wochenchroniken als „Gastspiele der Deulig" ein. In jedem Pariser Kino kann man jetzt jede Woche in ein paar schönen Bildstreifen sehen, „wie von den Deutschen der Revanchekrieg vorbereitet wird". Wie sich das französische Publikum dazu stellt ist klar, darüber konnten sich auch die Herren der „Deulig" bei Abschluß des Vertrages keinem Zweifel hingeben; oder dachten sie etwa, der sehr nationalistische Herr. Gaumont kaufe diese Filme, um für eine allgemeine Völkerverständigung Propaganda zu machen? Wohl niemals und nirgendwo ist der Sinn der schwerindustriellen Stinnespolitik, die Internationale der Nationalisten aller Länder, sinnfälliger zum Ausdruck gekommen, als in diesem — hoffentlich guten — Geschäft der Stinnes-Filiale mit der hochpatriotischen, Poincarébegeisterten Gaumontchronik! *E. F.*

2.

*Gegen die Directoire-Mode.*

Irgend ein wildgewordener Schneider brachte in seiner Herbstkollektion von Damenmoden zwar noch schüchterne, aber für das Kennerauge doch recht deutliche Anklänge an eine — Directoiremode, die von einem Teil seiner Kollegen sofort be-

geistert aufgegriffen wurden. Man will also in diesem Winter die Frau in ein schleppendes, vielfach gerafftes und gefaltetes Directoiregewand mit hochgegürtetem Busen stecken und damit all ihren Reiz totschlagen. Denn welche unter allen Künsten ist wohl zeitgeborener, mehr ein Produkt des Tages, ja der Stunde — als die Mode? Die Frau von heute mit dem kurzen Haar, dem raschen beschwingten Gang, dem klaren Blick und den zielsicheren, knappen Bewegungen hat in dem losen Hemdkleid, tief gegürtet und ohne Stoff-Ueberfluß, durchaus den Stil gefunden, den sie braucht, der der Frau adäquat ist, die rasch eine Treppe zu laufen, gewandt auf die Bahn sich zu schwingen hat, die zweckbedacht und sparsam in ihren Bewegungen sein muß, wenn das Tempo der Andern sie nicht überrennen soll.

Der Directoirestil ist der Typ der Dame, die wir uns nicht mehr leisten können; deren langsame, gewählte Bewegungen das Tragen der Schleppe zu einer ästhetischen und also berechtigten Angelegenheit machten, deren „überladene Weiblichkeit“ eine Busengürtung legitimierte. Die auch eines Tages alterte und die Würde der Jahre in gemessenen, edlen Bewegungen zur Schau stellte. —

Dieser Typ ist ausgestorben. Die Frau von heute wird nicht über dreißig. Auch das liegt im Zeitstil der Mode: die Frau ist jung und bleibt es — unwahrscheinlich lange. Die Junge, Schlanke, Bewegliche aber kann keine Schleppe brauchen, noch eine Busengürtung. Mit wunderbarer Schnelligkeit hat sich die schmale, knabenhafte Figur der sportgewöhnten Frau, ihr ganzer äußerer und innerer Habitus der Forderung der Stunde angepaßt; dem starken, weiblichen Einfühlungsvermögen ist es zuerst gelungen, der weiblichen Erscheinung den neuen Typ zu schaffen — und schon will man ihn wieder erdrosseln, in der Enkelin durchaus die Großmutter wieder erwecken?! Warum?

Es soll ja noch immer Schwärmer geben, die — unzufrieden mit der heutigen Frau — ihrer „verlorenen Weiblichkeit“ nachtrauern, wie sie es nennen. Ebenso gut könnte man im Zeitalter des Radio dem Frieden lämmerweidender Syrinxbläser nachweinen oder dem unkomplizierten Dasein meerbefahrener Wikinger. — Seit in den ganz gemeinen Kampf zwischen sattem und knurrendem Magen die Frau hineingestoßen worden ist, seitdem ist zu den zahllosen Gesellschaftslügen, deren erstes und letztes Opfer ja von je die Frau gewesen ist, noch eine neue hinzuge-

kommen: die verlogene Klage um ihre „Weiblichkeit". Die Frau muß arbeiten, zum Teil sehr schwer, männlich; man behandelt sie „gleichberechtigt" (was meist rücksichtslos bedeutet) im Hörsaal, in der Fabrik, in der Bahn, auf der Reise — aber man beklagt sentimental das Schwinden der weichen, pflanzenhaft träumerischen Züge, der zarten „Silberstimme", der langsamen, schmeichlerischen Gesten. . . . Irgendwo im männlichen Hirn werden atavistische Wünsche rege nach den Kätchen- und Gretchen-Gestalten jener Zeiten, wo die männliche Faust allein zu entscheiden hatte, wo Schwarz Schwarz und Weiß Weiß hieß und all jene Grenzfälle, Nüancenverschiebungen, Verschmelzungen und Uebergänge auf geistig-seelischem Gebiet, die heute unsere verschwommene, stillose Zeit beherrschen, unbekannte Begriffe waren. Aber ist denn die Weiblichkeit wirklich verloren gegangen? Ist sie nicht gerade in der Mode — dem besten Kriterium dafür — stark spürbar: in den Seitenlocken, den Suivez-moi-Bändern am Rückenausschnitt, den wehenden Schals und geheimnisvoll wippenden Capes? Gewiß, sie ist da, und sie wird ihren endgültigen Stil finden. Daß die Frau bereits ihn zu bilden beginnt und einzelne unter ihnen ihn schon vollendet darstellen, ist sicher. Aber mit Händen und Füßen wird sie sich dagegen wehren, wenn man aus der neugeprägten, markanten Persönlichkeit gleich wieder ein Mischmasch machen will. Keine Frau wäre auf die Wiedererweckung des Directoirestils verfallen — das konnte nur ein Mann. Keine Angst, meine Herren, die Eva stirbt nicht, sie verwandelt sich nur, kraft der ihr eingeborenen genialen Fähigkeit, sich zu wandeln und die Note ihrer Zeit im Wesentlichen aufzugreifen und darzustellen. Aber das verstaubte Kostüm ihrer Großmutter hat sie dazu nicht nötig.

*Hedwig Hirschbach.*

## „DER DEUTSCHE VORWÄRTS"

Als eine höchst eigenartige Bezeichnung unseres Straßenlebens stellt sich seit einigen Wochen „Der Deutsche Vorwärts am Montag" dar. Obgleich die rechtsradikale Presse uns wahrlich nicht verwöhnt hat, dieses Organ „nationaler Arbeiterführer" stellt schon ein gut Teil der Konkurrenz in den Schatten. Es wird gemacht von ausgesprochenen Renegaten, früheren Sozialdemokraten und Gewerkschaftlern, und was diese Herren an Beschmutzung der einstigen Krippe leisten, das bedeutet einen kaum überbietbaren Rekord. (Das Stück Papier nennt sich „Der Deutsche Vorwärts", wie es betont, im Gegensatz zum anderen, dem „galizischen".) Die Phraseologie ist schlicht und nett: „Juden-Reichsbanner", „Mostrichkämpfer", „Wallot-Synagoge" usw. Man kennt nach diesen Proben das Blatt. Eine besondere Leistung nur sei festgehalten:

> „Französische Nationalisten haben das Stinktier Basch, das in Potsdam alles, was dem deutschen Volke heilig und teuer ist, besudelt — unter dem frenetischen Beifall der Mostrichbrüder — böse abfallen lassen. Dieser Tage wollte der Mostrich-Professor in Paris Bericht erstatten. Französische Nationalisten verprügelten dann den Redner und warfen ihn hinaus. Sie scheinen sich demnach noch mehr Schamgefühl bewahrt zu haben, als unsere windelfarbigen Hörsinge."

Komische Bocksprünge einer leicht angesäuselten Logik. Warum haben die französischen Nationalisten mehr Schamgefühl als die deutschen Mostrichbrüder? Weil sie das „Stinktier Basch" verprügelten? Sollte besagtes Stinktier etwa auch besudeln, was dem französischen Volk heilig und teuer? Dann könnten die „nationalen Arbeiterführer" ja ganz zufrieden sein.

Herausgeber des „Deutschen Vorwärts“ ist Herr Emil Unger, der vor ein paar Jahren noch eine sozialistische Wochenschrift redigierte. Und damit wollen wir ihn ruhig in seinem eigenen Wohlgeruch weiterschmoren lassen.

Ob das Blatt Leser hat? Man müßte sie eigentlich von weitem erkennen. Sie müssen... so etwas Ausgesuchtes im Gesicht haben.

---

## HERMANN BANG ÜBER BERLIN

Im Rikola-Verlag ist unter dem Titel „Hermann Bangs Wanderjahre“ eine Anzahl von Briefen erschienen, die der junge Bang, der es im kleinen Dänemark nicht aushielt, aus Schweden, Finnland, Berlin, Wien und Prag an seinen Freund Peter Nansen geschrieben hat. Am 10. Januar 1886 schreibt er aus Berlin:

> „Zuweilen gehe ich ins Theater, um zu konstatieren, daß kein Publikum auf der Welt so dumm und kindisch ist, wie das Berliner. Das Theater hat nicht mehr Aehnlichkeit mit dem Leben, wie eine Puppenstube mit der Welt, und dennoch sitzen diese Leute, die Europa besiegt haben, treuherzig und tierisch dort und grinsen über Dummheiten, die die Kopenhagener Galerie auspfeifen würde. Man muß in einem Lande, wo die Kunst so niedrig steht, ein Ibsen sein, um nicht Gefahr zu laufen, die Forderung an sich selbst herabzusetzen. Hier ist das Mittelmäßige das Ausgezeichnete. Ich glaube, Björnson verdankt dem Aufenthalt in Deutschland einen Teil seines Verfalls. Ich muß mich in acht nehmen, um nicht zu sinken. Denn hier gibt es keinen Maßstab, alles ist mittelschlecht und das Mittelschlechte wird gelobt .....
>
> Die Damen sind hier schrecklich. Sie verstehen nicht zu gehen und sind geschnürt wie Mißgeburten. Tugend in Dummstolz eingewickelt. Die Berliner sagen von solch einem geschnürten Frauenzimmer: „Na — nicht wahr — ein strammes Mädchen“. Ein schönes Wort für ein schönes Ding. Die Kokotten sind dick, kugelig, mit riesengroßen Münden. Nirgends, glaube ich, ist die Frechheit größer, die Schminke plumper, das Laster so von den Grazien verlassen....“

Das war so vor vierzg Jahren. Ist es heute viel schöner geworden?

---

## FILM

*Wer war der Vater?*

Schwer ist’s, präzis und kurz, sich über diesen Film zu äußern, den der treffliche Stiller-Schüler Sjöström in Amerika drehte. Der Film ist wahrscheinlich nach irgendeinem englischen Kitschroman gearbeitet, der schildert, wie ein junger Richter aus altadligem Geschlecht mit der Devise „Gerechtigkeit über alles“ zu Gericht sitzt über ein armes Mädchen, das ihr uneheliches Kind tötete — dessen Vater eben dieser Richter ist. Sjöström hat subtile Arbeit getan; feinste kleine Soloszenen, Atmosphärisches, Parallelvorgänge, Verzahnungen, Einfälle und vor allem Schauspielerisches mit Sorgfalt und Raffinement der nordischen Technik preisenswert herausgearbeitet. Aber leider ordnen sich die großen Kitschszenen nicht immer diesem verfeinerten Ablauf einer groben Handlung ein; leider werden auch Uebertreibungen gezeigt, wie Ueberfluß an klatschendem Regen bei deprimierten Seelenstimmungen. So ist kein Einheitliches herausgekommen, und die Wirkung ist deshalb nicht einheitlich.

Dennoch aber ist hier ein sehr achtbarer Versuch zu konstatieren, einen Publikumkitsch auf natürliche Weise, auf filmgemäße Weise zu veredeln... und so ist der Film trotz allem sehenswert.

*Die Sklavenkönigin.*

Beim Anblick dieses Monumental-Kolossal-Films nach längst versunkener Makart-Dekorationsart, empfand man zweierlei mit Schrecken:

Wie ist es möglich, daß heute auf dem Erdenrund noch ein Regisseur wirkt, der mit so kaltem Pomp, mit so licht- und tempoloser Langeweile, trotz ungeheuerem Aufwand, arbeitet wie dieser Ungar Kertesz? Ein pharaonisches Aegypten ist da zu sehen, das bei den mumifizierten Bewohnern dieses Landstrichs einen ungeheuren Lacherfolg erzielen würde — den einzigen Publikumserfolg, der für diesen Film denkbar ist. Eine altjüdische Heldin läuft da herum, den Bubikopf, je nach der Stimmung, in jedem Akt anders frisiert, die aussieht, wie ein entsprungenes Tiller-Girl.

Zweitens; wie ist es möglich, daß einer wagen kann, so völlig und ganz und gar die großen Szenen und Tricks eines anderen Films zu plagiieren wie dieser Kertesz, der den Durchzug der Juden durchs Rote Meer, die Verfolgung vermittels ägyptischer Streitwagen bis in die kleinsten Details der Wogen- und Wagenbewegung den „Zehn Geboten" entnimmt?

Die erste Frage vermag ich nicht zu beantworten, denn die Bezirke menschlicher Unzulänglichkeit sind größer als das gesamte feste Land dieses Planeten. Die zweite möchte ich so beantworten: Kertesz drehte den Film im vorigen Jahre zur Zeit der Inflation, als er glauben mußte, daß die mitteleuropäischen Nebbich-Valuten niemals den Import der „Zehn Gebote" erlauben würden. Somit hätte man eine für billige österreichische Kronen gearbeitete Nachahmung der „Zehn Gebote" eher gesehen als das Original, und Kertesz hätte den Ruhm geerntet, den nun, da die stabilisierte Mark es ermöglichte, die „Zehn Gebote" ausgerechnet in Deutschland als erstem Land Europas vorzuführen, der Amerikaner Griffith mit Recht einheimste. Der arme Kertesz ist also wie Castiglioni ein Opfer der Inflationsstoppung geworden. Aber er ist auch ein Opfer des Publikumsgeschmacks, denn der ist besser als der Regisseur voraussetzte, weil nämlich das Publikum den Film so kalt aufnimmt, wie er gemacht ist.

*Kurt Pinthus.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

Raymond Radiguet, Der Ball beim Grafen d'Orgel. Verlag Bernard Grasset, Paris.

Der „Ball beim Grafen d'Orgel", der demnächst auch in deutscher Uebersetzung erscheinen wird, ist kein umfangreiches Buch. Kaum 200 Seiten stark, hat er nichts von der Weitschweifigkeit der meisten modernen Franzosen. Es geht sehr wenig Tatsächliches vor, und es fällt schwer, den Inhalt auch nur anzudeuten; ihn zu erzählen wäre schon viel zu gewichtig für die Zartheit des Werks. Das Buch ist nur ein Anfang, es erzählt uns vom Erwachen einer großen Liebe in zwei Menschenherzen, führt zu keiner Lösung und zu keinem Abschluß, denn das Buch ist unvollendet geblieben, trotz höchster Vollkommenheit, so wie das Leben seines Dichters.

Mit größter Sicherheit und Klarheit führt uns Radiguet in den Kreis seiner Helden. Französische erste Gesellschaft in der Zeit knapp nach

dem Krieg. Der Krieg wird kaum gestreift, doch spürt man das Seltsame, etwas Gespenstische, das die Zeit nach dem Kriege hatte in den Menschen, die ihn vergessen wollen, sich unterhalten wollen, und doch nicht dort wieder anfangen können, wo sie im Jahre 1.. aufgehört haben.

Graf d'Orgel, hochmütig, selbstsicher, taktlos, geschwätzig, herablassend aber verständnislos, der große Herr, wie es ihn immer gegeben hat, im Gleichgewicht gehalten durch eine Gesellschaft, die ihn anerkennt. Seine stille, fremdrassige Frau, aus einer alten seit zweihundert Jahren in Martinique angesiedelten Adelsfamilie stammend, die ihn liebt, weil sie noch nichts anderes kennt. Und ein junger Mensch aus guter Familie, ein Freund der beiden. Um diese drei Menschen herum ein paar andere Menschen, sehr wenige, sparsam gezeichnet und doch zum Greifen lebendig, jeder mit seiner Sprache und seiner Atmosphäre, ein paar Häuser, die wir kennen, als ob wir in ihnen geboren wären, ein paar Ausflüge, Reisen, Paris bei Nacht, alles kaum gestreift und doch unverrückbar.

Und über dem Allen spüren wir die Liebe, die in den beiden jungen Menschen erwacht, sie wissen es noch kaum und man ahnt schon, daß es unaufhaltsam kommt. In der Zartheit des Ganzen kommt alles zur Geltung. Ein paar Szenen, anderswo hätte man darüber hinweggelesen, bleiben so unvergeßlich. So die eine, wo die Frau zum erstenmal die Nichtigkeit ihres Mannes erkennt. Er begeht eine grobe Taktlosigkeit, ihr schneidet er ins Herz damit, die Anwesenden sind peinlich berührt, da steht sie auf und unterstreicht seine Worte, sie, die nie jemanden gekränkt hätte, denn sie will ihren Mann nicht allein im Unrecht lassen. Solcher kleiner Szenen sind viele und sie lassen sich nicht annähernd wiedergeben. —

Das Buch führt uns nur bis zu dem Augenblick, wo beide wissen, daß sie sich lieben, aber zu keinem Gespräch, zu keiner Tat.

Am Tag vor dem Ball, an dem die beiden Liebenden sich wieder sehen sollen, diesmal wissend, daß die Liebe gegenseitig ist — bricht das Buch ab, nach dem Titel zu schließen, sollte es weitergehen.

Es hinterläßt uns, trotzdem es ein Fragment ist, den Eindruck eines vollkommen harmonischen Ganzen, in dem alles uns berührt, weil es eben wahr und richtig ist.

Wer eine wirkliche Dichtung lesen will, wer einen Ausschnitt aus dem heutigen Frankreich sehen will und zwar einen anderen, als man uns meist zeigt, der nehme das Buch dieses Jünglings zur Hand — denn das ist die große Ueberraschung: dieses reife Werk stammt von einem kaum Zwanzigjährigen.

Ich übersetze einige Zeilen aus der Einleitung zur französischen Ausgabe des Buches, die ein Freund des Dichters schrieb:

Raymond Radiguet ist am 18. Juni 1903 geboren, er starb, ohne sich dessen bewußt zu werden, am 12. Dezember 1923 nach einem wunderbaren Leben.

Beschuldigt nicht das Schicksal, sprecht nicht von Ungerechtigkeit. Er war einer von den Ernsten, deren Leben sich zu schnell abrollt. Seine letzten Worte, drei Tage vor seinem Tod, waren: „Hört, das Schreckliche: in drei Tagen werde ich von den Soldaten Gottes hingerichtet werden." Und als der Freund mit tränenerstickter Stimme ihm Gegenteiliges beweisen wollte, fuhr er fort: „Deine Nachrichten sind nicht so verbürgt, wie meine. Der Befehl ist gegeben. Ich habe den Befehl gehört."

So starb er im Alter von zwanzig Jahren. Er kannte das Leben und die Menschen auf der Welt, vielleicht blieb ihm nichts mehr zu lernen und

zu erleben, vielleicht hätte er uns noch Schönes gegeben ... Er hinterläßt drei Bücher, erschienen bei Bernard Grasset, Paris. Eine Gedichtsammlung, zum Teil aus seiner frühesten Jugend stammend, ein Buch: „Le Diable au corps", das schon viel verspricht und den „Bal beim Grafen d'Orgel" seine Vollendung. — Ave, anima candida!!

*Christiane von Hofmannsthal*

---

BALZAC-ANEKDOTEN

Nach der Februarrevolution von 1848 ging Balzac mit seinem jungen Freund Auguste Vaquerie spazieren und sagte dabei: „Wie schade, daß Victor Hugo sich durch seinen Anschluß an die Republik kompromittiert hat. Warum hat er sich um die Stimmen der Wähler bemüht? Warum hat er sich ins Parlament wählen lassen?

„Verzeihung," erwiderte Vaquerie, „Sie haben sich doch selbst um die Stimmen der Wähler bemüht. Sie hatten doch selbst den Ehrgeiz, Deputierter zu werden."

„Das ist doch etwas ganz anderes," entgegnete Balzac, „ich bin doch durchgefallen."

*

„Sie sehen mir ähnlich," sagte Balzac zu Champfleury, „das freut mich in Ihrem Interesse."

*

Eines Tages mußte Balzac bei einem Herrn W . . . einen Besuch machen, den er nicht persönlich kannte. Er wußte in dem Hause nicht Bescheid und irrte von Flur zu Flur, von Zimmer zu Zimmer. Zuletzt öffnete er eine kleine Tür, geriet ins Badezimmer und fand sich einer Dame gegenüber, die nicht einmal mit einem Feigenblatt bekleidet war. „Verzeihung," sagte er, „habe ich nicht die Ehre, mit Herrn W. zu sprechen?" Dann zog er sich in respektvoller Haltung zurück.

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 43)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Novemberwoche

Noch zahlen die Parteien an ihren letzten Wahlschulden ab, und schon müssen sie sich in neue stürzen. Man kann verstehen, daß der Wahlkampf vorsichtig aufgenommen wird und der Kostenpunkt eine große Rolle spielt. Aber wenn man sich schon mit den Wahlplakaten nicht in große Unkosten stürzen will — mit den Wahlparolen könnte man es ruhig tun. Denn dafür braucht man nur politische Wechsel auszustellen, und die können bekanntlich ruhig zu Protest gehen. Alle Parteien kleben am Augenblick: Bürgerblock, Eintritt der Deutschnationalen in die Regierung, Verteilung der Reparationslasten, das sind die Fragen, um die es gehen soll. Für die Wähler ist das vielleicht gut. Sie befinden sich ja immer noch im Elementar-Unterricht, und da soll man nur Dinge bringen, denen die kindliche Anschauung zu Hilfe kommt. Für die Kandidaten ist es schon gefährlicher. Sie wissen zwar, was sie tun sollen, wenn der Nachfolger von Herrn Hergt den nächsten Sturm auf die Ministersessel inszeniert. Aber es könnten doch andere politische Probleme auftauchen. Aus den Wahlaufrufen der Parteien ist darüber nicht viel zu lernen. Dabei zeigt jeder Tag, daß wir noch an einigen anderen ungelösten Fragen leiden, nicht nur an der aufgelösten großen Koalition. Da ist der Kampf um die Herabsetzung der Steuern. Das Reich gibt zu, daß es zuviel Geld hat, und es ist durch die wilde Steuermacherei der letzten Zeit noch nicht so dickfellig geworden, daß es nicht Mitleid mit seinen Staatsbürgern und Steuerzahlern hätte. Aber die Länder sind anderer Meinung. Sie wollen, wenn sie schon auf ein großes Stück ihrer Steuerhoheit verzichtet haben, doch ein möglichst großes Stück des Steuereingangs für sich haben. Die Ueberweisungen des Reichs sind ihnen sehr willkommen; denn sie fühlen sich unschuldig, wenn aus übertriebenen Reichssteuern überflüssige Länderausgaben bestritten werden. Klug ist das nicht. Da es nämlich ums Zahlen geht, stehen auf einmal gerade die zum Reiche, die sonst von den berechtigten Eigenarten der Länder nicht genug schwärmen können. Föderalisten und Partikularisten sind einig in dem Ruf nach der starken Hand des Reiches; denn Lebensfragen — zu denen das Portemonnaie immer gehört — könnten unmöglich nach den egoistischen Wünschen kleiner Länder, sondern müßten unverzüglich nach dem klaren Willen des Reiches entschieden werden. So ist es eben: die ganze Kleinstaaterei ist ein Firlefanz, der sich prächtig

macht, wenn es sich um Kleinigkeiten der Etikette oder der Einbildung handelt. Der Süddeutsche Senat des Staatsgerichtshofes, auf dessen Bedeutung Bayern jetzt gerade wieder feierlich und pathetisch hingewiesen hat, die blaue Uniform der bayerischen Eisenbahner, der Ochsenkopf der Mecklenburger und der Dinter der Thüringer sind Reservate, die man unangetastet lassen kann. Aber wenn es ernst wird, ist das Reich eine Einheit — ob der Reichsrat nun will oder nicht. Die Reichsfinanzreform hat unitarischer gewirkt als die Reichswehr, die Reichsbahn ist ein stärkeres Bindemittel als der Reichstag. Und ein kleindeutscher Steuerzahler tut mehr für die Größe und Einheit des Reichs, als ein großdeutscher Stammtischredner.

Niemand ist so wütend gegen den Marxismus losgegangen wie die Deutsch-Völkischen und Nationalsozialisten. Trotzdem haben sie das Unglück, der lebende Beweis dafür zu sein, daß Marx etwas von seiner Sache verstanden hat. Der Jahrestag der Hitler-Revolution, die dem Bürgerblock das Bürgerbräu vorzog, verlockt zu nachdenklichen Betrachtungen über die materialistische Geschichtsauffassung, der Hitler und andere Heilige ideell und materiell den Krieg erklärt haben. Traurige Nachrichten kommen aus dem Lager der völkischen Freiheitshelden. Wo ist die Reinheit der Gesinnung, wo sind die hehren Ziele, wo sind die Kräfte geblieben, die Germanien retten sollten? Solange es mit dem deutschen Geldwert bergab ging, ging es mit der Hitlerei bergauf. Kurz bevor der Putsch der Rentenmark gemacht wurde, entschloß sich Hitler zu seinem Putsch. Denn er hatte richtig erkannt, daß die Stabilisierung der Währung auch die Stabilisierung des Staates wäre, während er doch Zerrüttung und Zerfall beider brauchte, wie der Parasit Verrottung und Verfall des Körpers, von dem er lebt. Hitler wurde festgesetzt und der Kurs des Dollars auch. Damit war's vorbei. Niemand will mehr zahlen. Fremde Gelder sind nichts mehr wert. Französische Franken und Tschecho-Kronen spielen eine traurige Rolle neben der neuen Reichsmark. Die Billmark war billig; die Goldmark ist gefährlich und kann tödlich werden. Von der ganzen Herrlichkeit der Inflation bleibt nur noch die Aufwertung übrig. Sie muß herhalten, um alle völkischen und vaterländischen Ideale zu unterbauen. Das ist schwierig; denn es ist ein ziemlich wackliges Gebäude, das da errichtet werden soll. Das Merkwürdigste dabei ist, daß aus der Inflation gerade die am wenigsten gelernt haben, die am meisten daran verloren haben. Die Aufwertung ist nach diesem Kriege gegen die kleinen Vermögen dasselbe, was die Krüppelfürsorge nach dem Weltkriege ist. Aber während die Krüppel begriffen haben, was ihre Renten bedeuten, durchschauen die früheren Rentner noch immer nicht, was die Geldentwertung gewesen ist. Nur so ist es möglich, daß sie bereit sind, auf die sinnlosen Versprechungen von Leuten etwas zu geben,

die für die erste beste nationalistische Phrase von neuem beliebige Verbrechen an der wirtschaftlichen und seelischen Kraft des Volkes begehen würden. Hakenkreuz und Havenstein sind leider näher verwandt, als die armen Opfer der Inflation glauben wollen. Im Grunde möchten die Hitlerleute nur darum etwas aufwerten, damit sie hernach etwas zu entwerten haben; denn nur so könnten sie auf ihre Kosten und auf ihre Unkosten kommen.

Der Ruhm der Sozialisten läßt die Nationalisten nicht schlafen. Auch sie wollen ihre Internationale haben. Erst haben die Krautjunker versucht, eine grüne Internationale zu machen. Dann haben Juden- und Ministermörder es mit der weißen Internationale versucht. Jetzt endlich biedern sich die Größen der deutschnationalen Volkspartei bei den Konservativen der anderen Länder an. Sie feiern den Sieg der Konservativen in England — oder meinen sie am Ende nur die Niederlage der Arbeiterpartei? Man möchte annehmen, daß es so ist. Denn selbst die engstirnigsten Nationalisten, deren kurzsichtige Augen nicht einmal bis zum Rheinland reichen, müßten doch bemerkt haben, wie wenig sie mit den englischen Konservativen zu tun haben. Die englische Rechtspartei ist aufgebläht durch die Angst vor dem Bolschewismus, die weite Kreise des englischen Bürgertums ergriffen hat. Unsere Nationalisten sind den Kommunisten verwandter als den Kompromißlern der Volkspartei. Starke Kräfte bei den englischen Konservativen sind sozialpolitisch fortschrittlich gerichtet. Unsere Konservativen predigen die soziale Reaktion in stumpfsinnigster Form. Und dieser himmelweite Abstand wird noch dadurch vergrößert, daß in England der linke Flügel der rechten Partei führt, während bei uns der rechte Flügel überhaupt nichts Linkes mehr übrig läßt. Aus den Reihen der englischen Konservativen stammen Männer wie Lord Robert Cecil und Lord Parmoor. Echte Abkömmlinge unserer Junkerpartei sind die Helden von Graefe und von Reventlow. Unsere Konservativen pflegen die Ausbeuter-Instinkte. Das Wort Opfer schreiben sie vor jede Türe — außer der einen. Der Führer der englischen konservativen Partei, Baldwin hat bei Kriegsausbruch sein Vermögen schätzen lassen, das auch groß war, und ein Viertel davon dem Staat übergeben, weil in einer Stunde nationaler Not seiner Ansicht nach jeder nach seinen Kräften opfern müsse. Er hat aber von dieser Tat weder geredet noch schreiben lassen. Wenn es in Deutschland einen einzigen ähnlichen Fall gäbe, wären schon drei Zeitungen gegründet, um ihn zu preisen. Es gibt ihn aber nicht. Die Zeitungen sind trotzdem gegründet worden. Dafür rühmen sich die Leute, die schließlich nicht umhin konnten, wenigstens einen Teil ihrer Kriegsgewinne in Kriegsanleihe anzulegen, daß sie diese Anlage dem Vaterland zum Opfer gebracht hätten. Bei Mocca oder Schnaps gestehen sie aber, daß es nur Dummheit war. Es gelingt ihnen nicht, aus dieser Not eine Tugend zu machen. Denn

sie bewundern selbst zu sehr die Untugend derer, die aus der Not des Vaterlandes den eigenen Vorteil geschöpft haben. Wenn also unsere Rechte den Sieg einer Partei feiert, die im Durchschnitt unserer bürgerlichen Linken näher steht als ihr, dann weiß man nicht, soll man lachen oder weinen. Aber man kann es verstehen. Denn diese Rechte weiß nicht nur nicht, was die Linke tut; sie weiß auch nicht, was sie selber tut. Sie weiß überhaupt nichts!

Die Mossulfrage hat schon einige eilige Reporter zu Kriegsphantasien begeistert. Die verklärte Gestalt des türkischen Staatspräsidenten stieg hinter einer neuen Front auf, und die englische Kriegsflotte fuhr tatendurstig durch das Mittelmeer. Es ist nichts daraus geworden. England und die Türkei haben den Völkerbund angerufen, und der Völkerbundsrat hat in Brüssel soeben die drohenden Gefahren gebannt. Beide Parteien haben versprochen, sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen, der jetzt in Ruhe ausgearbeitet werden soll. Bekanntlich handelt es sich um eine Grenzfrage. Die Engländer ebenso wie die Türken, die beide keinen Krieg wollten, haben versucht, durch allerlei unlautere Manipulationen einem Schiedsspruch, den sie als aufgeklärte Völker voraussetzten, zu ihren Gunsten vorzuarbeiten. Es kam also darauf an, den richtigen Ausgangspunkt für die Beratung zu finden, die der Völkerbundsrat jetzt halten muß. Entsprechend dem Gedanken des Genfer Protokolls mußte ein status quo festgestellt werden, den die Gegner einhalten sollten, bis der Spruch des Rates gefällt ist. Diese Feststellung ist nicht zu Gunsten Englands erfolgt, das im Rate Sitz und Stimme hat, sondern zu Gunsten der Türkei, die noch nicht einmal Mitglied des Völkerbundes ist. Sicherlich kann man allerlei Gründe dafür anführen, warum die anderen Ratsmächte den Türken günstiger gesinnt waren als den Engländern. Aber ebenso gut kann man feststellen, daß alle solche Gründe nichts ausgemacht hätten, wenn es zu einer kriegerischen Auseinandersetzung gekommen wäre. Die Chancen der friedlichen Regelung internationaler Konflikte lassen sich daran deutlich ablesen. Während nämlich trotz allen Heldensagen der Krieg zu Gunsten des Stärkeren ausgeht, kann der Schiedsspruch auch einmal umgekehrt ausfallen. Tut er es nicht, so ist der Nachteil, der im Kampf unvermeidlich gewesen wäre, im Frieden jedenfalls sehr viel billiger und schmerzloser zu ertragen. Die Türkei ist das Dorado unserer Nationalisten; Kemals Politik haben sich alle unsere Kanzler als Vorbild anpreisen lassen müssen. England ist wieder sozialistenrein; unsere Konservativen geben schon Vorschuß-Lorbeeren auf die Politik des neuen englischen Kabinetts. Hoffentlich berücksichtigen sie dabei auch, daß die Türken wie die Engländer mit Hilfe des Völkerbundes eine kluge und geschickte Politik des unblutigen Vorteils treiben — und vielleicht erzählt einmal einer von ihnen diese Neuigkeiten seinem Freunde Stresemann.

Wir haben in der jetzt abgeschlossenen, — mit dem Siege der Konservativen abgeschlossenen Wahlbewegung, eine der seltsamsten Episoden der englischen Geschichte durchlebt. Bei jedem Meeting sprachen wir mit unerschüttertem Vertrauen vom Vertrag mit Rußland. Eines morgens aber, kurz vor dem Wahltag, war uns zumute wie einer Armee, die vom eigenen Bundesgenossen verraten und in der Flanke angegriffen worden war, und die Note, die uns in unserer Tageszeitung entgegenstierte, war wie die Aufforderung zum Rückzug, von unserem eigenen Befehlshaber erlassen. Wenn der Sinowjewbrief echt war, war der Vertrag moralisch tot. Konnte man annehmen, daß ihn das Foreign Office veröffentlicht hat ohne Zustimmung des Premierministers? Und so rieten und sannen wir ein langes Wochenende lang.




*Baldwin*

Ueber das Dokument selbst waren die meisten von uns bald im klaren. Es ist eines mehr in der langen Liste der Fälschungen. Man erinnert sich der verblüffenden Depeschenserie, der die amerikanische Regierung ihr „imprimatur" gegeben hatte und in der enthüllt wurde, wie der deutsche Generalstab Lenin und Trotzky während des Jahre 1918 in ihrer Taktik geleitet und mit Geldmitteln versehen hat. Diese Depeschen sahen recht plausibel aus, — bis man bemerkte, daß der russische Fälscher vergessen hatte, daß die Deutschen den westlichen Kalender gebrauchen. Die Daten waren im russischen alten Stil und dieses kleine Detail verwandelte die ganze Folge der geschilderten Ereignisse in Unsinn. Lord Curzon ist verantwortlich für zwei Kollektionen, von denen jede nachgewiesenermaßen Fälschungen enthält. Die amüsanteste unter ihnen war die Geschichte, daß die Russen (siehe „Times" vom 21. Sept. 1921) einen gewissen Dr. Hafiz unterstützten, der die Explosivstoffe in Wien studiere und daß sie ihn an die indischen Grenzen schickten, um ein Bombendepot zu verwalten. Sie zahlten ihm 10 000 österreichische Kronen. Der Fälscher hatte vergessen, daß die Krone nicht mehr ihren früheren Wert hatte. Man kann nicht viel Gutes oder Böses mit einer Unterstützung von 50 Schilling stiften. . Auch der Sinowjewbrief ist eine offenkundige Fälschung. Man braucht nur die Ueberschrift des Dokuments zu lesen. Kein Kommunist würde die Institution, deren Präsident Sinowjew ist, mit „Die dritte kommunistische Internationale' bezeichnen. Sie ist die

erste und einzige „Kommunistische Internationale“ und das ist ihr offizieller Titel. Man kann sie selbstverständlich die „Dritte Internationale“ nennen, denn sie entstand aus der Auflehnung gegen die zweite der beiden sozialistischen Internationalen. Es gab drei Arbeiter-Internationalen, aber nur die letzte von den dreien ist eine kommunistische. Dieses Argument bedeutete vielleicht nicht viel für den Mann der Straße, aber für uns ist es entscheidend. Dann ist das Schriftstück von Sinowjew und Mc. Manus gezeichnet, von beiden nur mit ihrem Familiennamen. Im Kontinent ist diese Art von Unterschrift bei Herren der alten Schule nicht ungebräuchlich. Aber wer hat jemals von einem Engländer oder Schotten gehört, der diese Sitte befolgt hätte, wenn er nicht gerade ein Pair war? Sinowjews Titel ist falsch wiedergegeben, während der dritte Unterzeichner, Knusinew, ein untergeordnetes Glied des Sekretariats ist, der nicht mit „Sekretär“ zeichnen konnte. Dies sind bloß die am meisten in die Augen springenden Fehler.



*Sinowjew*

Es bleibt nun noch übrig, nach dem Ursprung und der Geschichte dieses Schriftstücks zu forschen. Es ist hohe Zeit, daß ein durchdringendes Licht auf den „geheimen Dienst“ geworfen wird, dessen Fähigkeit und Führung nicht besser geworden zu sein scheint, seitdem Sir Basil Thomson aufgehört hat, seine stupiden und tyrannischen Verfahren zu leiten. Die Untersuchung muß auch darüber Klarheit bringen, durch welche Mittel „ein hoher Beamter der Unionistenpartei“ instand gesetzt wurde, am Dienstag vor der Veröffentlichung des Briefes zu Journalisten zu sagen, daß Sinowjews Name, noch bevor die Woche ihr Ende erreicht habe, „das Sturmzentrum der allgemeinen Wahlen“ sein werde. („Evening Standard“ vom 25. Okt.) und durch welche Mittel der „Daily Mail“ sein Vorexemplar des Schriftstücks erhielt. War es der Fälscher selbst, der es lieferte?

Aber auch die russische Seite der Affäre dürfen wir nicht vernachlässigen. Das Dokument ist ganz gewiß eine Fälschung. Aber eine Stelle in Herrn Rakowskys Note ist beunruhigend. Er lehnt jede Verantwortung für die Handlungen der Dritten Internationale ab, obzwar sie auf russischem Boden, unter einem russischen Oberhaupte und hauptsächlich mit russischem Gelde arbeitet. Das ist keine Position, die gehalten werden kann. Die Sowjetregierung muß begreifen, daß es unmöglich wäre, die Politik der Versicherung und

Kooperation fortzusetzen, wenn sich Sinowjew tatsächlich so in unsere Angelegenheiten mischte, wie es die Fälschung darstellt.

Wir dürfen aber auch über diesen sonderbaren und verwirrenden Zwischenfall nicht hinweggehen, ohne uns selbst ins Verhör zu nehmen. Angenommen, daß das Schriftstück mit gebührender Sorgfalt geprüft worden ist, war das eingeschlagene Verfahren der richtige Weg des Protestes? Sicherlich mußte der erste Schritt, bevor man den formellen, offiziellen Protest entsandte, der sein, das Dokument erst einmal privat Herrn Rakowsky zur Aeußerung vorzulegen. Man soll zuerst um Aufklärung bitten, bevor man Blitze schleudert. Dieser Protest wurde — eine nicht übliche Unhöflichkeit — an die Presse gesandt, bevor er noch in Herrn Rakowskys Händen war. Er ist eine Note, die (wenn sie nicht widerrufen wird) nicht bloß dem Vertrage, sondern auch jeder Hoffnung auf herzliche Beziehungen zu Rußland ein Ende bereiten muß. Wenn wir Streit beginnen, kann dadurch nicht bloß der ganze Osten ins Verderben gestürzt werden, sondern auch alle Hoffnungen müssen schwinden, Rußland zur Abrüstungskonferenz im nächsten Juni zu bringen. Wenn der Sinowjewbrief echt wäre, wäre dies sicherlich ein Anlaß zu stärkstem Protest. Aber wenn es sich dabei in so außerordentlicher Weise um den Frieden der Welt handelt, sollten höfliche Vorverhandlungen nicht verabsäumt werden. Man entzieht sich schwer dem Eindruck, daß bei dieser Angelegenheit genau so wie beim Campbellfalle hauptsächlich taktische Erwägungen den Ausschlag gegeben haben. Die Versuchung lag nahe, unseren Kritikern dadurch zu begegnen, daß man ihnen zeigte, daß wir diese unpopulären Bolschewiken ebenso rauh anfassen können wie ein Marquis von den Tories. Wenn dieses traurige Motiv irgendeine Rolle in der Affäre gespielt hat, haben wir schwer und unverdient für ein Abweichen von unseren eigenen Grundsätzen gezahlt.

*Austen Chamberlain*

Dies gilt nicht bloß für den Sinowjewbrief, sondern auch für die Campbellaffäre. Wir haben es fertiggebracht, den Eindruck mangelnder politischer Reinlichkeit hervorzurufen. Unsere Erklärungen kamen spät, und wenn sie kamen, so gelang es ihnen nicht, den Verdacht zu beseitigen, daß etwas Diskreditierendes verheimlicht werde. Wenn wir auf diese übervollen Wochen zurückblicken, wächst der Zweifel, ob wir weise daran getan haben, eine

Untersuchung der Campbellaffäre abzulehnen. Es war kein Körnchen Wahrheit an dem Verdachte, den unsere Gegner nährten, daß die „Extremisten“ die Regierung beherrschten. Tatsache ist allerdings, daß es schwer wäre, ein einziges Mitglied unserer Partei zu nennen, daß eine Strafverfolgung im Falle Campbell gebilligt hätte. Ebenso war die Partei einig in der Unterstützung des Russenvertrages, und wir alle hätten ein Fehlschlagen des Abschlusses als Unglück angesehen. Die Fehler, die uns geschädigt haben, waren unseres Erachtens mehr Fehler des Temperaments als des Intellekts. In Gewandtheit und in Hingabe ans Werk haben unsere Parteiführer nicht versagt. Aber ihre Führung ließ doch zuerst im Unterhause die Freimütigkeit vermissen. Sie waren zu leicht geneigt, einfache Anfragen als Angriffe zu behandeln. Sie dachten zu oft an Verschwörungen und Komplotte und legten ein ungebührliches Gewicht auf Wahltaktiken. Und sie brachten es, als der Kampf kam, unter dem Druck der Aufregung und der Ueberarbeitung nicht fertig, ihre Propaganda auf das Niveau einer verständigen Debatte zu heben.

Zwei große Werke wurden in der kurzen Periode der Labourregierung vollendet. Mr. Macdonald hinterläßt eine stolze Leistung in seinen Arbeiten für Frieden und Wiederherstellung Europas. Wenn Lärm und Zorn dieser Wahl verblaßt sein werden, werden Hunderttausende, die gegen ihn stimmten, seinen Weggang vom Foreign Office bedauern. Der größere Gewinn ist, daß die arbeitenden Massen, vor allem in den dichten Industriezentren, zum ersten Male ein neues Gefühl ihrer eigenen Kraft, ein neues Vertrauen in ihre Fähigkeit, die Regierung zu führen, und einen neuen Vorsatz, unsere soziale Struktur nach ihren eigenen Werken zu formen, gewonnen haben. Wir haben sicherlich Vertrauen gewonnen, — vielleicht nicht bei den schwankenden Wählern der Mittelklasse — aber vor allem dort, wo wir es am meisten schätzen: unter den Arbeitern. Es ist zu uns gekommen trotz dem Hindernisse unserer Machtlosigkeit im Unterhause: es wird wachsen mit unserer Treue zu unserem sozialistischen Bekenntnis. Die Jahre der Opposition, die vor uns liegen, müssen Jahre erzieherischen und aufbauenden Wirkens sein. Die Taktiken einer Minorität, die ängstlich zwischen zwei gegnerischen Parteien balanciert, brauchen uns nicht weiter zu bekümmern. Unser besonderes Ziel muß es jetzt sein, bei den nächsten Wahlen eine Majorität für ein sozialistisches Programm zu erreichen. Wir müssen unsere Botschaft Woche für Woche mit unermüdlichem Willen in die Dörfer des ländlichen Englands tragen. Wir müssen den arbeitenden Städtern, die mit uns schon sympathisieren, zum Verständnis der moralischen und ökonomischen Absichten verhelfen. Wir haben die Ministerstellen verloren. Wir haben das Recht gewonnen, wir selbst zu sein.

# DER GENERAL DER NIEDERLAGEN

Kürzlich wurde irgendwo von einem General aus dem chinesischen Bürgerkrieg erzählt, der nach seiner Niederlage nach Japan geflüchtet war und dort natürlich sofort interviewt werden sollte. Er aber antwortete ganz schlicht: „Ich bin geschlagen, — was ist da weiter zu sagen?"

Ein deutsches Blatt, das diese Geschichte erzählte, nannte das „Weisheit des Ostens". Mit Verlaub, das ist zu anspruchsvoll, das war einmal, und vor noch nicht langer Zeit, allgemeiner Brauch. Wer die blutige Partie verloren, zog sich schweigend zurück, zufrieden, daß man ihm die Epauletten beließ.

Der General Ludendorff hat mit dieser Tradition gebrochen. Der Mann, der so gern die altpreußische Tradition im Munde führt, hat gegen diese und überhaupt jede Offizierstradition mit einer Hartnäckigkeit verstoßen, für die man vergebens nach Vorbildern sucht. Ein hochmütiger, selbstgerechter Condottiere, der das Vaterland zerstört, das seiner Anmaßung den Tribut verweigert.

Tradition? Kurt Riezler hat vor ein paar Jahren in einem sehr aufschlußreichen Artikel nachgewiesen, daß Ludendorff selbst ein unerhörter Traditionen-Zerstörer gewesen war. Die November-Revolution, so etwa folgerte Riezler, hat nur vollendet, was Ludendorff begonnen. Seit dem Beginn seines Regimes in der O. H. L. war die Absetzung des obersten Kriegsherrn tatsächlich durchgeführt. Ludendorff, monokelbewehrt, krähte den Imperator wie eine kleine Ordonnanz an. Der Kaiser staunte, aber wagte nicht zu mucksen. Er dachte nicht mehr daran, „alles alleine zu machen". Der Paladin hatte ihn zum Statisten, zum prunkvollen Deckblatt seiner eigenen Kabinettspolitik gemacht. Nur folgerichtig, daß der Sturz Ludendorffs den Sturz des Monarchen zur Folge hatte. Ein Bismarck hat verzichtet, die Hohenzollern in sein Debacle zu ziehen, es war ihr Schicksal, daß sie schließlich an Ludendorffs Wagen gekoppelt in den Abgrund sausen mußten.

Dieser General ist ein Virtuose der Niederlage. Er versteht es, die peinliche Situation in allen Nuancen auszukosten, bis auf die Selbstanklage, die Selbstbezichtigung, die Reue. Würde er gelegentlich im Büßergewande erscheinen: „Brüder, ich habe gesündigt! Ich allein bin schuld!" das Theater wäre unübertrefflich. Aber bis zum Sublimen stößt die Komödianterie nicht vor. Dennoch vollendet ist er in den Tönen des Hasses, der sich mühsam Luft machenden, nach Worten ringenden Erbitterung, dem erstaunten Aufblicken, wieder einmal verraten zu sein. Denn er ist immer der Verratene, immer, immer. Von den Herren der Kapp-Regierung, von Kahr, Lossow, Rupprecht, von den Juden, von der Kirche, — vom ganzen deutschen Volk. Man wundert sich nur, daß ein so

Vielerfahrener den Verrat nicht gleich von vorneherein in die Kalkulation zieht.

Das ist sein Manko. Die Niederlage wäre dann wahrscheinlich weniger hart, aber das Auskosten der Niederlagen dann sicherlich auch weniger gründlich, weniger pathetisch und weniger bequem. Die Parzival-Geste wäre verpfuscht. Das Charakterbild problematischer, aber weniger amüsant.

Welche tollen Auf- und Abstiege! Schlachtenlenker, Tyrann eines Monarchen und einer hilflosen Zivilregierung, nationaler Kultgegenstand. 1917 Brest-Litowsk; er diktiert einen Gewaltfrieden. 1918 — Flüchtling, Herr Lindström, mit blauer Brille und Fußsack unterm Kinn. Dann Memoirenverfasser, knarrendes, aber wirkungsvolles „J'accuse!", Held neuer Legenden, Haupt und Abgott rebellierender Offiziere — Kapp-Putsch. Ludendorff geht zufällig am Brandenburger Tor spazieren. In der Emeute, in seinem Geiste, mit seiner Autorität gemacht, wandelt er wie ein kaum beteiligter Flaneur. Die Gewerkschaften streiken die Lüttwitz-Truppen wieder zum Brandenburger Tor hinaus. Er stolpert wieder vor dem letzten Sprung. Ein zweites Mal ist Ludendorff erledigt. Es bringt kein Glück, wenn er etwas anfaßt, konstatiert damals die „Frankfurter Zeitung".

Der Abgewirtschaftete geht nach München. Unter Kahr wird dieses friedliche Bier-Idyll zum Mekka der Konterrevolution und Ludendorff Mittelpunkt und Aushängeschild der „Nationalen Bewegung". Adolf Hitler trommelt den Schwertglauben in die weite Welt. Bayern wächst zum Arsenal der Reaktion aus, zur Citadelle, die das ganze übrige Deutschland beherrscht. Noch wissen nur wenige, daß zwei Strömungen konträr laufen, daß hinter verschlossenen Türen zwei Paniere erbittert kämpfen. Ludendorff ahnt wohl noch nicht, daß „Bayerns deutsche Mission" nicht mehr ist als ein Spezialgeschäft der Wittelsbacher und er Commis voyageur einer Firma, die bereit ist, ihm den Kragen umzudrehen, wenn er seine Provision einfordert. Schließlich geht ihm doch die Erkenntnis auf, aber er hofft auf den Norden, auf allgemeine Erhebung der vielen, vielen Filialverbände seiner süddeutschen Gründungen: „— Mut, du fährst den Cäsar und sein allmächtiges Glück!"

In der Nacht vom 8. zum 9. November 1923 zerplatzt die letzte Illusion. Rom und Wittelsbach, die geheimen Kräfte hinter den Kulissen, haben interveniert. An den Verbündeten von gestern legen Kahr und Lossow Hand an. Die ungeheure Spannung, die monatelang Deutschland in hysterische Zuckungen brachte, endet auf dem Odeonsplatz mit blutigem Gelächter. Der General des Weltkrieges, zum Spießgesellen übergeklappter Straßendemogogen geworden, in seinem Cut platt auf dem Bauch liegend, während die Kugeln pfeifen, dann ganz prosaisch arretiert, eine Spottfigur der ganzen Welt. Gibt es ein Land außer Deutschland, wo man sich von solchen Blessuren der Reputation erholt?

Und Ludendorff erholt sich. Dank der freundlich schonenden Staatsanwaltschaft, dank Hitlers frischem Naturburschenton vor Gericht, dank den unsympathischen Physiognomien Kahrs und Lossows. Man hat ein gewisses Mitgefühl mit dem so plump Begaunerten. Man lacht auch über die ahnungslose Offenherzigkeit, mit der er die Römische Kirche schimpfiert. Er weiß wieder mal nicht, was er anrichtet, sagt man. Er weiß es wirklich nicht.

Die völkische Welle trägt ihn mächtig empor. Die Epidemie der Deutschen Tage trägt ihn nach Norddeutschland, wo er fast zur mythischen Gestalt geworden. Der 4. Mai, der den Seinen dreißig Mandate bringt, macht einen Strich unter eine Serie von Defaiten. Aber der Putschgeneral wächst nicht zum politischen Führer. Mürrisch und immer beleidigt sitzt er im Parlament. Seine zusammengewürfelte Partei trägt den Wurmfraß in sich. Hitler fehlt. Ludendorff taugt nicht zum Arbiter; sein Name sinkt zum Kampfobjekt; der Befehlsgewohnte bleibt ohne Autorität.

Die bayerische Regierung saniert das Gelände um ihn. Er fühlt sich eingekreist, verlassen, verraten. Er wagt einen letzten desperaten Sprung: er attackiert Rupprecht selbst, er will den Kernstoß führen gegen die Sippen, die ihn erst mißbraucht und dann geächtet haben. Der Effekt ist bekannt. Die bayerische Generalität wendet sich mit kühlem Achselzucken ab; er wird still und ohne Aufregung hinauskomplimentiert wie ein kleiner Plebejer, der sich in eine aristokratische Gesellschaft verlaufen.

Das alles geht ohne Sensation vor sich. Die Oeffentlichkeit interessiert sich nicht mehr für einen streitsüchtigen alten Herrn. Der Heros ist geborsten. Man hat andere Sorgen. Seine Völkischen werden am 7. Dezember zermahlen werden. Er wird diesmal noch in den Reichstag einziehen und dort ein gelegentlich belächeltes Mauerblümchen-Dasein führen, wie etwa der selige Ahlwardt in seinen letzten Jahren.

Das ist Erich Ludendorff, der General der Niederlagen. Und wenn sich plötzlich diese böse, verstockte Zunge lösen und er offen und natürlich ein Plaidoyer halten wollte für seine von ihm selbst und von andern oft mißbrauchte Menschlichkeit, es würde immer das Eine herauskommen: — er mußte scheitern, weil der Widerspruch größer war als der Mensch. Ein Mathematiker des Schlachtfeldes, ein Grundbuchbeamter des Todes, von dem kein wärmender Strahl ausgeht, der niemals im Scheine des Ueberlebensgroßen dasteht und stets Anbetung und Unterwerfung heischt und nicht Bewertung. Und wenn er das kleine Geschmeiß anklagt, das ihm den Platz in Walhall nicht gewähren will, dann ist um ihn für Augenblicke eine Luft wie um Shakespeares verbissenen, hartherzig überheblichen Patrizier Coriolan, von dem ein Tribun sagt:

„Du sprichst vom Volk,
als wärest du ein Gott, der kommt zu strafen,
und nicht ein Mensch wie sie."

Wenn Sterbenskranke in das letzte Stadium gelangt sind, pflegt die Euphorie einzutreten. Der Todgeweihte gewinnt scheinbar neues Leben, wird aktiv, macht Pläne und . . . stirbt.

Der „kranke Mann am Bosporus“ ist in dieses Stadium eingetreten. Die Euphorie ist auf ihrem Gipfel angelangt: sie hat sich zum Größenwahn entwickelt. Jedes Augenmaß für die Wirklichkeit ist verloren gegangen. Die Türkei begeht Harakiri. Wenn sie noch nicht gestorben ist, so liegt es daran, daß die europäischen Mächte über die Nachlaßpflege noch nicht einig sind. Sie arbeiten mit der Kampferspritze — aber Kampfer ist auf die Dauer kein Vitamin.

Man kommt nach Konstantinopel und stellt zunächst einmal fest, daß der Hafen leer ist. Er hat knapp den vierten Teil des normalen Vorkriegsverkehrs. Saloniki und der Piräus sind gefährliche Konkurrenten. Sogar als Stapelplatz des Teppichhandels beginnt er an Bedeutung zu verlieren: die direkten Verschiffungen nach Europa über Genua und Triest beginnen immer häufiger zu werden.

Die Politiker und Offiziellen, die man über dieses Faktum interpelliert, gehen mit einer großartigen Handbewegung darüber hinweg. „Mafisch — es macht nichts! Hafenfragen? Wie uninteressant! Aber was sagen Sie zu unserm Mustapha Kemal? Sind wir nicht ein tüchtiges Volk? Sind wir nicht ein heldenhaftes Volk? Wer hat der Entente getrotzt? Wer hat den Krieg weitergeführt, bis der Boden des Vaterlandes vom Feinde frei war? Uebrigens glauben Sie ja nicht, daß wir das Wirtschaftliche auf die leichte Achsel nehmen. Wir haben Pläne, viele Pläne, großzügige Pläne. Aber sowas muß reichlich überlegt sein, darf nicht überstürzt werden — Sie verstehen . . .?“

Gewiß, man versteht. Man hat ja bei der Einfahrt feststellen können, wie lange man gebraucht hat, um die Pässe zu prüfen. (Die Kontrolle des Schiffes durch den Quarantäneärzt dagegen geht sehr fix.) Man hat sich in strömendem Regen in einem offenen Kahn ausbooten lassen und ist dabei stärker seekrank geworden, als auf dem Schwarzen Meer. Man hat das interessante, aber lebensgefährliche Schauspiel einer regelrechten Schlacht zwischen den Hamals (Lastträgern) vor dem Zollamt mitgemacht. Man hat auf diesem Zollamt einen nervenzerrüttenden Vormittag verbracht. Man ist endlich auf dem Hauptpaßamt vor Wut explodiert, weil vier Beamte über dem Kaffeeschlürfen, Zigarettenrauchen und Nägelputzen keine Zeit finden, ihre Obliegenheiten zu erfüllen. Man hat sich zehn Schritte weit an das ausgehende Schiff rudern lassen müssen, das nicht am Quai anlegen darf, weil sonst den Bootsführern ein paar Piaster entgingen. Man sah seinen Koffer beim Uebernehmen erst halb im Goldenen Horn verschwinden, dann gegen die Schiffswand krachen, weil man keinen a priori-Backschisch gegeben hat.

Kurz: man versteht, daß der „Port de Cospoli" der schlechtverwaltetste, unmodernste und teuerste Hafen ist, den es an einer europäischen Küste gibt. Man versteht, daß kein Kaufmann in diesem Hafen löschen und laden läßt, wenn er es vermeiden kann.

Man sagt das alles mit der nötigen Delikatesse einem Mann von Einfluß. Er hört höflich zu. Aber dann fängt er an, vom Sieg der „osmanischen Löwen" über die Griechen zu sprechen. „Uebrigens, was w i r nicht verstehen" — es war im Juni — „ist, daß Ihr Deutschen die Franzosen nicht aus der Ruhr jagt. Warum eigentlich nicht?"

„Weil die Franzosen keine Griechen sind."

„Nein, aber die Deutschen sind eben keine Türken."

Euphorischer Größenwahn.

*

Die Türkei hat den Frachtverkehr zwischen ihren Häfen der eigenen Schiffahrt vorbehalten. Leider — hat sie keine. Was zwischen Konstantinopel und Trapezunt unter dem Halbmond fährt, ist, von zwei oder drei größeren Regierungsdampfern abgesehen, zum Gotterbarmen. Die Tonnage reicht selbst für den verringerten Verkehr nicht aus. Infolgedessen bleiben die Waren wochenlang in Konstantinopel liegen; besonders schwere Güter, wie Maschinenteile und dergleichen. Unsern kleinen „Anatoli" eine Schaukelkiste von höchstens 2500 Tons, führte der ehemalige Kommandeur der „Goeben". Auf den größeren Regierungsdampfern sind also wahrscheinlich frühere Admirale als Kapitäne. Leider haben sie nicht sehr viel auf den deutschen Kriegsschiffen gelernt. Die türkischen Dampfer sind unbeschreiblich verdreckt. Nach einer Nacht in der Kabine trägt man ein ganzes Insektuarium zwischen Haut und Hemd.

Auch auf dem Lande bleibt jede Verkehrskonzession der „nationalen" Wirtschaft vorbehalten. Die Folgen kann man auf der einzigen Autolinie im Osten Kleinasiens, von Trapezunt nach Erzerum, hinreichend studieren. Bei dem Mangel jeglicher Eisenbahnverbindung könnte diese Linie für das Land dieselben Pionierdienste leisten, wie die Lokomotive in den Prärien Amerikas. Die Türken, mit ihrer notorischen Minderbegabung für alle technischen Dinge, k ö n n e n sie nicht rationell führen. Die Fremden d ü r f e n sie nicht führen. Folglich wird das rollende Material in kürzester Zeit heruntergewirtschaftet. Ein deutscher Mitreisender, der seinen eigenen Wagen steuert, bekam jedesmal richtige Stielaugen vor Entsetzen, wenn er einen türkischen Chauffeur an seinem Motor rumhantieren sah.

Vor allem aber: eine türkische Gesellschaft wird es nie wagen, jene Forderung an die Regierung zu stellen, die jedes europäische Unternehmen als conditio sine qua non ansehen würde, daß erst einmal die Straße in Ordnung gebracht wird.

Wenn die türkischen Offiziellen über diese Zustände befragt werden, verweisen sie auf die „Zerstörungen durch den Krieg“, die noch nicht wieder wettgemacht werden konnten. Aber für den Ostens Kleinasiens heißt das geradezu, die Tatsachen auf den Kopf stellen.

Dieses Gebiet hat drei Jahre lang den Segen — so muß man schon sagen — der russischen Okkupation genossen. Die Russen haben dort vorbildlich gearbeitet. Sie haben die Straßen in den vortrefflichsten Zustand gebracht. Sie haben Schmalspurbahnen gebaut. Sie haben Telegraphenlinien angelegt, die noch heute auf den ersten Blick von den türkischen zu unterscheiden sind — durch ihre Akkuratesse. Sie haben all das beim Rückzug den Türken zurückgelassen: Kleinasien ist keine zweite Somme!

Und nun muß man gesehen haben, was die Türken in den paar Jahren daraus gemacht haben. Wohlgemerkt, sie hatten nichts aus eigener Kraft zu schaffen, sie hatten die russische Erbschaft nur einigermaßen pfleglich zu behandeln.

Auf der Straße Trapezunt—Erzerum stehen mindestens fünfzig russische Dampfwalzen. Bestes englisches Fabrikat. Nicht eine einzige ist mehr brauchbar! Alle Eisenteile, die man mit einem Hammer herunterschlagen kann, sind auf diese Weise „abmontiert“. Fünfzig mutwillig zerstörte Dampfwalzen: und die Straße — eine der wichtigsten Straßen Vorder-Asiens, die einzige Verbindung Persiens mit dem Mittelmeer! — zerfällt, ist heute schon auf weite Strecken für Automobile nur unter Lebensgefahr für die Insassen passierbar.

Ich habe mir drei von den Russen gebaute Bahnhöfe, den von Trapezunt, von Erzerum und von Bajazid, genau angesehen. Aus diesen Bahnhöfen sind Friedhöfe geworden. Lokomotivenfriedhöfe. In Trapezunt stehen etwa 50 Benzolmaschinen, in Erzerum vielleicht 30 Schmalspurlokomotiven — solche von Borsig darunter — völlig verschmutzt, verrostet und ebenso „abmontiert“, wie die Dampfwalzen. In Erzerum konnte ich feststellen, was z. B. aus dem Eisenblech der äußeren Kesselverkleidungen wird. Die Hufschmiede verarbeiten es zu Hufeisen für die Esel und Ochsen. Es bleibt also sozusagen in der Familie: Ochs und Esel, das ist die wahre türkische Eisenbahn.

Dem Zustand des rollenden Materials entspricht der der Strecken. Bei der von Trapezunt ins Gebirge führenden Bahn kann man nicht einmal mehr feststellen, wieweit sie geführt hat. Kilometerweit sind die Schienen herausgerissen; sie dienen als Deckenbalken beim Hausbau und als Wasserleitungen. Als wir einmal in der Nähe einer Bahnlinie kein Holz zum Abkochen hatten, ging der Begleitgendarm hin und hieb ein paar Schwellen heraus.

In Angora schafft der große Mustapha Kemal „Reformen“ nach europäischem Muster, die in Pera und Galata befolgt werden, aber schon jenseits der großen Brücke, im alten Stambul, wirkungslos

sind. Für die Armee werden irrsinnige Summen ausgegeben, und in Ermangelung wichtigerer Aufgaben — im ganzen Osten Kleinasiens fehlt heute noch jede ärztliche Versorgung — spielt man bereits wieder mit dem Gedanken eines kleinen Krieges: mit Persien, um Adserbeidschan zu erobern, das „eigentlich“ türkisch sei. Ob man auch gleich Russisch-Adserbeidschan von den Bolschewiki verlangen will, läßt man klüglich dahingestellt.

Ich habe dem armen Teufel von Grenzgendarmen, der mich barfuß zum persischen Posten brachte, ein paar alte, ausgediente Schlappen geschenkt und der Bedauernswerte hat mir dafür die Hand geküßt. Die Hälfte der türkischen Armee hat kein Hemd unter dem zerfetzten Waffenrock. Aber man denkt an Krieg. Euphorischer Größenwahn . . .

*

Ich habe auf meiner Reise die ehemals griechischen und armenischen Siedlungsgebiete nur an der Peripherie berührt. Die ersteren an der kleinasiatischen Küste, zwischen Zonguldak und Trapezunt, die letzteren längs der Straße Trapezunt—Erzerum—Bajazid. Griechen und Armenier sind in den Augen der Türken etwa das, was Juden und Polen in den Augen unserer Deutschvölkischen sind. Und die Türken haben mit ihren „Fremdstämmigen“ genau das gemacht, was unsre kleinen und großen Knüppel-Kunzes und Ludendorffer so gern in Deutschland machen möchten: man hat sie ausgerottet. Die Armenier buchstäblich und bis auf den letzten Mann. Bei den Griechen ging das nicht, weil Griechenland in Mazedonien genügend Türken wohnen hat, an denen es Repressalien ausüben konnte. Also einigte man sich auf gegenseitiges „Repatriieren“.

Ich war in Samsoun, der blühendsten Hafenstadt an der türkischen Schwarzenmeerküste, als dort die Griechen bereits abtransportiert, die mazedonischen Türken aber noch nicht eingetroffen waren. Das Griechenviertel war auf den ersten Blick zu finden. Es hat schöne, gut gebaute Steinhäuser, während die übrige Stadt aus Lehm gebacken ist. Das Griechenviertel war ausgestorben, die Kirche dient als Kaserne.

Ich will keine Vermutungen über den Einfluß der Griechenvertreibung auf den kleinasiatischen Handel aussprechen, es blieb mir leider keine Zeit, Material darüber zu sammeln. Nur eine Tatsache konnte ich feststellen: die Nußernte hing an den Bäumen, und fast niemand dachte daran, sie einzubringen. Der in diesem Jahr zum Export gelangende Teil wird von Sachkennern auf höchstens ein Drittel der möglichen Ernte geschätzt. Denn der Nußexport war Sache der Griechen. Die Türken haben es noch nicht dazu gebracht, die griechischen Positionen einzunehmen.

In Parenthese: man macht in Deutschland Stimmung für Auswanderung nach Kleinasien. Phantasiereiche Kolonialpolitiker denken daran, die verlassenen griechischen und armenischen Dörfer

zu besiedeln. Es sei hier mit allem Nachdruck festgestellt, daß derartige Pläne der helle Wahnsinn sind. Die Türken wollen die Deutschen so wenig wie die Griechen: sie wollen unter sich sein.

Schauerlich geradezu aber ist der Marsch durch das ehemalige Türkisch-Armenien. Dieses Land ist heute eine Wüste, die durch die verfallenden Dörfer und Siedlungen nur noch trauriger wirkt. Nach Hunderten zählen die entvölkerten Wohnplätze, nach Tausenden die dem Verfall geweihten Häuser. In diesen Gegenden gibt es heute wieder Adler und Schakale, und die wilden Hunde dort machen den Eindruck feiger Wölfe.

Auch hier haben die Türken nicht etwa in Besitz genommen, was die Armenier hinterließen. Nicht einmal die besser gebauten Häuser haben sie sich zunutze gemacht. Während sie zerfallen, haust der türkische Bauer dicht daneben in seiner Troglodytenhöhle.

Es hat keinen Zweck, in diesem Zusammenhang die türkische Armenierpolitik ethisch werten zu wollen. Wirtschaftlich bedeutet sie im Verein mit der Griechenpolitik den Selbstmord der Türkei, die heute kein Bevölkerungselement mehr besitzt, das in der Lage wäre, die Wirtschaftsbeziehungen zur Außenwelt aufrechtzuerhalten.

Die Türkei ist in Wahrheit ein Land ohne Wirtschaft. Ein solches Land kann nicht lange leben.

Am Tage, wo irgendeine Macht stark genug ist, sich Konstantinopels zu bemächtigen oder an dem Rußland und England sich über ihre Vorderasienpolitik verständigt haben werden, hört die Türkei auf, ein souveräner Staat zu sein.

Und dieser Tag kann nicht mehr allzu fern sein.

---

Zunehmende Severität der Welt. — Je höher die Kultur eines Menschen steigt, umso mehr Gebiete entziehen sich dem Scherze, dem Spotte. Voltaire war für die Erfindung der Ehe und der Kirche von Herzen dem Himmel dankbar: als welcher damit so gut für unsere Aufheiterung gesorgt habe. Aber er und seine Zeit, und vor ihm das sechzehnte Jahrhundert, haben diese Themen zu Ende gespottet; es ist alles, was jetzt einer auf diesem Gebiete noch witzelt, verspätet und vor allem gar zu wohlfeil, als daß es die Käufer begehrlich machen könnte. Jetzt fragt man nach den Ursachen; es ist das Zeitalter des Ernstes. Wem liegt jetzt noch daran, die Differenzen zwischen Wirklichkeit und anspruchsvollem Schein, zwischen dem, was der Mensch ist und was er vorstellen will, in scherzhaftem Lichte zu sehen; das Gefühl dieser Kontraste wirkt alsbald ganz anders, wenn man nach den Gründen sucht. Je gründlicher jemand das Leben versteht, umso weniger wird er spotten, nur daß er zuletzt vielleicht noch über die „Gründlichkeit seines Verstehens" spottet.

*Nietzsche.*

Es wird vor allem nötig sein, den Ausdruck „Zivilisierte Sexualität" zu erklären und zu umschreiben. Es ist kein terminus technicus. Ich will damit nicht sagen, daß die Sexualität aus einem Stadium der Primitivität in ein Stadium der angenehmen Vollkommenheit getreten ist. Auch will ich damit diese Art von Sexualität nicht in Gegensatz zu der Sexualität von Naturvölkern stellen. „Zivilisierte Sexualität" soll eine Sexualität ausdrücken, die Völkern im Zustande der Zivilisation eigen ist, also einem Zustande, den wir so gerne im Gegensatz zum Zustande der Kultur stellen. „Zivilisierte Sexualität" ist also irgendwie ein Gegenstück zur „kultivierten Sexualität".

Es wäre müßig, sich hier in langen Betrachtungen über den Begriff Sexualität zu ergehen. Der Streit über die Abgrenzung der Begriffe Kultur und Zivilisation ist weder von Spengler begonnen, noch von Spengler entschieden worden. Aber wie alle abstrakten Begriffe sind auch diese beiden in jedem von uns mit einem ganz bestimmten Gefühlskomplex verbunden; wir fühlen, und infolgedessen wissen wir es auch, daß Kultur und Zivilisation nicht bloß dem Wortklange nach von einander verschieden sind.

Doch irgendwie muß ich, ohne auf irgendwelche Allgemeingültigkeit Anspruch zu machen, versuchen, auseinanderzusetzen, was ich unter dem Begriffe Zivilisation — fühle. Ich will auch gleich feststellen, daß alles, was ich vorbringe, keineswegs Lehrgebäude, Theorie oder Ergebnis langwieriger Forschung ist, sondern ein Stimmungsbild, der Bericht eines sehr subjektiven Reisenden durch die Landschaft unserer Zeit.

Wenn ich also in mein Gefühl hineinforsche, so will es mir scheinen, daß für mich Zivilisation vor allem Richtungslosigkeit bedeutet, oder noch besser gesagt, Wendigkeit nach vielen Richtungen, man könnte den naturwissenschaftlichen Ausdruck Polytropie gebrauchen. Kultur ist etwas streng Gerichtetes, eine beiderseits von hohen Mauern begrenzte Straße. Zivilisation ist ein Plateau von dem aus sich tausend Wege und Pfade in tausend Fernen verlieren. Spengler hat entdeckt, daß die Kultur ein lebender, alternder und sterbender Organismus ist. Diese große Entdeckung ist nichts anderes als ein Vergleich, und aus diesem Vergleich hat Spengler ein dickes Buch gemacht. Mir will scheinen, daß Kultur die Einstellung des menschlichen Geistes auf eine ganz bestimmte Richtung ist und daß die Kultur wie Spengler sagt, stirbt, wenn der Mensch findet, daß diese Richtung oder Straße eine Sackgasse ist. Bisher waren alle Kulturen Sackgassen. Plötzlich fanden sich die Menschen nicht wie sie hofften, auf strahlender Höhe, sondern auf der weiten Hochfläche der Zivilisation, von der aus tausend unbegrenzte Wege und Pfade in tausend Fernen führten. Kultur ist, wenn ich so sagen darf,

etwas Borniertes, Beschränktes; Zivilisation etwas Bewegliches, Wendiges, Abenteuerliches, Waghalsiges, Zweifelsrichtiges. Der Spenglersche Ausdruck „faustische Kultur“ z. B. ist für mich ein Widerspruch in sich. Denn meinem Gefühl nach ist Faust eben das Sinnbild des zivilisierten Menschen, des unbefriedigten, in keiner bestimmten Richtung d. i. kulturberechtigten Geistesabenteurers, der auch schließlich — er könnte heute leben! — in der Arbeit die gesuchte lichte Wonne und Erlösung findet.

Ich bin Ketzer genug, um zu gestehen, daß für mich die Zivilisation den freieren und stolzeren Zustand des Menschengeschlechts bedeutet; sie ist der Zustand einer voraussetzungslosen Menschlichkeit, einer hochmütigen, autoritätslosen Menschheit, die es verschmäht, hinter den Röcken einer bemutternden Kultur Schutz und Führung zu suchen. Die meisten freien Geister aller Zeiten und aller Kulturen befanden sich selbst mitten auf dem Höhepunkte ihrer Kulturepoche, sozusagen im Zustande der Zivilisation, da sie eben als freie Geister am Joche ihrer Kultur rüttelten, die Grenzen ihrer Kultur empfanden und sprengen wollten. Es ist paradox, aber wohl wahr, daß gerade die Größten und Freiesten einer Kultur am meisten dazu beitragen, sie zu zerstören. Mag sein, daß die Kultur ein Zustand größerer Innerlichkeit ist, die Zivilisation ist jedenfalls ein Zustand größerer Aufrichtigkeit. Die Kultur nährt ihre Wurzeln mehr aus jenen Regionen der Menschenseele, die wir tastend mit Intuition, Unterbewußtsein, Allseele und dgl. mehr bezeichnen; die Zivilisation streckt ihre Wurzeln in die klare Nährlösung des Verstandes. Und für jede Kultur kommt der Augenblick, in dem ihre schöne, aber lockere und gebrechliche Blüte von dem derben Stocke des Verstandes unbarmherzig geköpft wird. Immer wieder versucht eine Kultur von neuem zu wuchern, und immer wird sie vom Verstande zerpflückt und zerstört. Und nun will ich eine zweite Ketzerei aussprechen: Für mich besteht kein Zweifel, daß in diesem wechselnden Kampfe schließlich der Verstand Sieger bleiben wird. Ich wage dies auszusprechen, obzwar die anerkannt „Edlen“ unserer Zeit mit aller Inbrunst an das Gnadenlicht des Intuitiven, Unbewußten, Unaussprechlichen glauben und jeder, der anderer Ansicht ist, in die Gefahr gerät, als Philister, Materialist, Mensch zweiter Klasse verachtet und verfemt zu werden. Aber es hilft nichts! Wir leben in einer Epoche der Zivilisation, das heißt des vorherrschenden, machthungrigen, kämpferischen, ungefesselten Verstandes.

Und damit ist gesagt, daß unsere Epoche wie die jeder Zivilisation mit den Qualen des Verstandes behaftet ist. „Wo viel Weisheit, da ist viel Grämens.“ Kultur, in der ja meistens auch eine Religion mit eingeschlossen ist, ist eine Art Narkotikum für die Verstandesqualen, oder wenn man will, eine Assekuranz, eine Versicherung dagegen. Aber sie verlangt, daß man den Versicherungsbei-

trag eben mit der Freiheit des Verstandes zahlt. Die Zivilisation birgt alle Qualen des Zweifels, alle Qualen der tausend möglichen Richtungen, alle Qualen des Alleinaufsichgestelltseins. Daher der Drang und die Sucht, sich an eine neue Kultur anzulehnen, daher das Hinstellen der Kultur als etwas Edles, Wunderbares. Aber glauben Sie mir:

„Hinter all diesen ‚edlen' Bestrebungen und Sehnsüchten steckt eine große Portion Feigheit."

Es ist nicht zu leugnen, daß die Zivilisation Qualen und Angst bringt. Wenigstens zu unserer Zeit noch, wenn ich auch der festen Ueberzeugung bin, daß in einer späteren Zeit der Verstand auch dies noch überwinden wird.

Und nun, nach dieser dünnen, angedeuteten Zeichnung der Zivilisation, will ich versuchen, eine zweite, dünne, unvollständige Zeichnung der Sexualität innerhalb dieser Zivilisation zu skizzieren.

Es will mir scheinen, daß die zivilisierte Sexualität alle Elemente im kleinen enthält, die die Zivilisation im großen aufbauen. Also vor allem: Vorherrschen des Verstandes, Vielheit der Richtungen, Forschungs- und Abenteurertrieb, Qual und Angst.

Vorherrschen des Verstandes bedeutet, daß der zivilisierte Mensch beginnt und versucht, der Sexualität sozusagen direkt ins Auge zu sehen. Oder wenn man sich so ausdrücken darf: Er versucht, sie aller Hüllen und Schleier zu entkleiden und sie in ihrer Blöße zu betrachten.

Die nackte Sexualität, das ist vor allem die Sexualität der Zivilisation. Damit ist kein Werturteil gefällt, denn wer will sich vermessen, zu entscheiden, ob die mit den Gewändern der Kultur, der Religion, der Tradition, der Gesellschaftsvorschriften bekleidete Sexualität die höhere ist? Alle Kulturen haben das Bestreben, die Sexualität zu umhüllen, oder noch besser ausgedrückt: zu verkleiden. In allen Kulturen agiert die Sexualität in einer Maske, sie stellt etwas anderes vor, als sie ist. Für den Verstand ist diese Maskerade, sind diese aufgeklebten Kronen und Heiligenscheine einfach unerträglich. Der Verstand erkennt keine Zwecke an, die zur Zügelung, zur Abrichtung führen. Er kennt nur Zwecke der Erkenntnis. Verstand — das heißt doch nichts anderes als der Drang, eine Sache, einen Zustand in seiner Wesenheit zu erkennen. Jede Verkleidung und Verhüllung ist eine Insulte auf den Verstand, die ihn in seinem Kerne trifft, und auf die er mit umso größerer Energie antwortet. Der zivilisierte Mensch kämpft also mit einer ungeheuren Verbissenheit um die Nacktheit der Sexualität. Dieser Elan ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Sexualität eine der Hauptkräfte des Menschenwesens und -lebens ist, und daß ihre Bändigung, Zurückhaltung, Verhüllung und Verkleidung eines der Hauptmerkmale jeder Kultur ist. Die erste Folge dieses Kampfes der Zivilisation muß sein, daß die sexuelle Scham verrin-

gert, wenn nicht gar ausgerottet wird. Man schämt sich seiner nackten Sexualität nicht mehr. Der Trieb wird nicht mehr geleugnet und infolgedessen nicht mehr von Kultur wegen unterdrückt. Der von der Sexualität angepeitschte Mensch empfindet sich nicht mehr inmitten seiner Ruhe und Keuschheit simulierender Mitmenschen als verworfen und als Ausnahme. Es ist so, als ob alle Menschen übereingekommen wären, endlich einmal öffentlich und mit einem gewissen Erkenntnisstolze die Konfession abzulegen: „Wir stehen alle unter dem Dampfdrucke, unter der Spannung der Sexualität.“

Daß durch diese Einstellung das Verhältnis der Geschlechter zueinander von Grund aus beeinflußt wird, ist klar. Die Leichtigkeit der sexuellen Bindung ist tausendfach erhöht, da tausend Widerstände der Scham und der kulturellen Hindernisse aus dem Wege geräumt sind. Die sexuellen Gedankengänge haben gleichsam im Gehirne eine einfachere Schaltung bekommen, sie sind nicht mehr mit den schweren Hebelwerken abstrakter Begriffe und Pflichten verbunden. Die Folge ist eine ungemein vergrößerte sexuelle Willensfreiheit.

Eine zweite Operation, die der Verstand an der Zivilisation vornimmt, ist die, daß er den Begriff oder sagen wir das Gefühl der L i e b e von der Sexualität frei seziert. Er löst die Verwachsungen mit seinem Messer und zeigt, daß beide Sexualität und Liebe für sich lebensfähig sind. Das bedeutet eine gewollte Zunahme der nacktesten von den Gefühlskomplexen der Liebe getrennten Sexualität. Sexualität ihrer selbst willen. Also Zunahme der sexuellen Bindungen, bei denen ein Teil den anderen als Werkzeug, als Mittel, als notwendige Ergänzung, sozusagen als chemisches Reagens für die eigene Sexualität benützt. Es ist eine Art gegenseitige Hilfeleistung, gegenseitige Höflichkeit. Nicht ein Liebes-, sondern ein Sexualitätsdienst. Das klingt abscheulich. Aber wer weiß, ob es nicht einer nächsten Generation etwas Selbstverständliches sein wird. Wir haben noch immer mit Kulturaberglauben zu kämpfen. Und vielleicht wird sich die Menschheit gerade auf diesem Wege von einem langen Albdruck befreien. —

Ein weiteres Merkzeichen der Verstandesherrschaft ist ganz allgemein das Streben nach Vereinfachung, Valorisierung und Beherrschung. Dieses Streben findet seinen sinnfälligen Ausdruck in dem, was wir Wissenschaft und vor allem Technik nennen. Zeitalter der Zivilisation sind vor allem Zeitalter der Technik. Die zivilisierte Wissenschaft stellt sich zuerst in diesen Dienst, indem sie die Sexualität bis in ihre letzten körperlichen und geistigen Ausläufer verfolgt und gleichsam die Stellen zeigt, von denen der elektrische Strom der Sexualität entnommen werden kann. Eine Psychoanalyse konnte nur in einem Zeitalter der Zivilisation entstehen. Die Wissenschaft verbreitert also die sexu-

ellen Möglichkeiten, sie zieht den Säugling in ihren Kreis, bisher unbeachtete Handlungen, bisher unbeachtete Körperstellen. Der zivilisierte Mensch greift begierig nach allen, weil er von dem Verstandesdrange besessen ist, aus allem den größten Effekt herauszuholen, also auch aus der Sexualität. Dieser Gedanke an den höchst erreichbaren Lusteffekt ist ein charakteristischer und steter Begleiter der zivilisierten Sexualität.

Und damit sind wir bei den sogenannten Perversitäten angelangt, die sich bei näherer Betrachtung in den meisten Fällen als nichts anderes, als Produkte eben dieser Sucht nach höchstem Lusteffekte erweisen. Ich für meinen Teil halte eine angeborene Perversität für selten. Ich glaube vielmehr, daß jede anerzogen werden kann und daß die meisten ihre Begründung in dem Geiste der Zivilisation finden.

Es spricht hier auch das mit, was ich die Vielheit der Richtungen der Zivilisation genannt habe. Der zivilisierte Mensch sieht — im Gegensatz zu dem borniert kultivierten — alle Wege vor sich, die in die Sexualität führen. Die gleichgeschlechtliche Liebe z. B. ist für ihn kein Tabu mehr, er sieht ihre Möglichkeiten. Und ein Charakteristikum dieses zivilisierten Menschen ist es, daß er von einer unheimlichen Sucht verzehrt wird, alle Möglichkeiten kennen zu lernen. Ja noch mehr, sie zu intensivieren. Man könnte sagen, der zivilisierte Mensch hat die Sucht aus seinem Körper und aus allen anderen Körpern das Höchstmaß der Erotik herauszuholen. Es fehlt uns noch die Schilderung dieser Verhältnissse der heutigen Zivilisation. Aber aus der Zeit der Zivilisation des altrömischen Kaiserreichs haben wir eine herrliche Schilderung in dem Satirikon des Petronius, das Nietzsche als den besten Roman aller Zeiten bezeichnet hat. Im Satirikon sehen wir diese Vielwegigkeit der zivilisierten Sexualität in ihrer ganzen Blöße. Greise, Greisinnen, Männer, Frauen, Jünglinge, Mädchen, Knäblein und Mägdlein bewegen sich in tausend möglichen geschlechtlichen Kombinationen. Die Grenzen der Sexualität scheinen aufgehoben, damals — und ich glaube — auch heute.

Damit ist aber auch die große Ruhelosigkeit, das Faustische der Zivilisation in die Sexualität hineingetragen. Ich betone: in unsere Sexualität, denn ich glaube, daß eine spätere Sexualität die Ruhelosigkeit überwinden und die Sexualität vereinfachen, wenn man so sagen darf, entwichtigen wird.

Aber heute liegt diese Last der Ruhelosigkeit, der Suchtqual, der Angst, noch mit ihrem ganzen Gewichte auf dem Menschen. Die Ueberreste von alten Kulturen wirken noch als Giftstoffe; noch ist das Gleichgewicht der Geschlechter nicht hergestellt, noch ist der Verstand von den vielen Möglichkeiten, von der Halbheit der Sexualforschung aufgewühlt und beunruhigt. Die Zivilisation hat

der Natur noch nicht die einfachste, klarste und erlösende Formel der Sexualitätsgleichung entrungen. Es sind noch viele quälende Unbekannte da. Wir erleiden eine schlimme Zeit, schlimm eben deshalb, weil der zivilisierte Verstand eine wehtuende Sehschärfe für alle Leiden, Unvollkommenheiten und Torheiten hat. Und vielleicht gehören wir zu jenem unglückseligen Geschlechte, das das böse Schicksal hatte, gerade lumpige fünfzig Jahre vor einer glücklichen Lösung der Sexualleiden geboren zu werden.

---

ALBERT EHRENSTEIN

## DER STATTHALTER

**Nach dem Chinesischen des Po Chü-I**

Von Bergen gebundene Stadt, du beengst mich!
Bergschluchten ziehen Gewitter herab.
Bergspitzen, Wälder, kein ebener Boden;
Nebel, Regen verfinstern den Himmel.
Verborgen schwelt der Salzsieder Feuer,
Uebermächtig quält der Rauch der brennenden Brachen.

Ich habe nur Blicke. Der östliche Söller gibt mir den Abend.
Wind und Mond fliehen dahin.
Ich stütze mich auf ein Vordach, ich hoffe, was ich ersehne.
Mein Herz zerfließt, das Auge durchschneidet mir Schmerz.
Die wandernde Wildgans, weggewandt von diesem Frühling,
Beneide ich. Das Wasser befahren keine Schiffe,
Keine Schiffe kommen.

Ich entbehre nicht Regen noch Tau.
Meiner Landschaft benachbart sind wilde Berge und Flüsse.
Menschen? Gelingt es Briefen, zu gehen — sie kommen zurück.
Ich bin mit fernen Amtsgenossen begnadet —
Sie sind wie einer Schönen Angesicht,
Will man es besehen, bleibt es dunkel, sinnlos, leer.

Diesseits übertrug man mir die Bewachung des Ostens von Pa.
Ich aber bin ein Weiser jenseits auch des Westens, passierte alle Pässe.

Mein ganzes Leben lang war ich nicht seicht,
Was floss, glitt, fiel, umgoß mein Seelenherz mit Mitleid.
Ich bin die ins Wasser gefallene Bergulme, ich schwamm zehntausend Li,
Ich bin der große Vogel, der Gefangene des Käfigs, fünf Jahre im Käfig.

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Sechste Fortsetzung.]

## VII.

Kurze Zeit darauf aß Lewis eines Tages bei einem bekannten Champagnerhändler, der trotz seines Alters und seiner exponierten Stellung noch eine stattliche Anzahl leiblicher Freundinnen finanzierte.

Nachdem er eine der Straßen des Champs de Mars überschritten hatte, die in Butter geschnitten zu sein scheinen, betrat Lewis das Haus zu einer Stunde, in der kein Diener mehr öffnete: durch die offene Tür kam, wer wollte. Es war nicht der Salon Magnac, sondern ein wenig elegantes Haus, aber lustig, das heißt voll hübscher Frauen und mit Champagner aus einem guten Jahr (dem 1911er, diesem rosigen, trügerischen Himbeersirup) und in dem man sich die Gäste etwas kosten ließ; unter jeder Serviette lag ein Geschenk. Der Amphytrion feierte an diesem Abend den dreißigsten Geburtstag einer geheimen Krankheit, die ihn keineswegs verhindert hatte, ein stürmisches Leben zu führen. Er hatte zu diesem Fest, von dem Paris lange sprach, alle Spezialisten eingeladen, die ihn während dieser dreißig Jahre behandelt hatten, ja sogar die Dame, der er, alles in allem, so wenig Aerger verdankte, und die er aus Laval, wo sie einen Laden mit geweihten Gegenständen besaß, eigens nach Paris geholt hatte. Ihm gegenüber präsidierte sie der Tafel in einem Hut mit Bändern und einem Kleid aus Alençonspitzen.

Lewis saß am gelben Tisch (jeder Tisch trug den Namen einer Farbe) neben Hector Lazarides, der an seinem Hummer à l'américaine sog und unter einem Helm mit Nasendecke aussah wie die Abbildung eines Griechen aus der Zeit des Perikles nach dem Lehrbuch von Duruy. Lazarides war ein alter griechischer Schmarotzer, der nach zwei Jahrtausenden immer noch der „Gnathon" der antiken Komödie geblieben war und unter dem Dach eines Hotels in der Rue de Rivoli gegenüber den Tuilerien wohnte. Dieser lustige, sentimentale alte Korsar hatte einige kleine Berufe: er überwachte die Freundinnen seiner Freunde und ging mit ihnen aus, blieb im Bett, wenn er keine Opfer fand, „zwischen zwei Hereingefallenen", pflegte er zu sagen, „und weil keine Saison ist", und war, wenn man ihn unglücklicherweise aufs Land eingeladen hatte, nicht mehr fortzubekommen. (Der Fürst Waldeck mußte, um ihn zur Abreise zu zwingen, nach zwei Jahren einen Pavillon abreißen lassen, in dem er ihn für eine Nacht untergebracht

hatte.) Er bewarb sich um Stellungen. Bot man ihm eine anständige Stelle an, so lehnte er sie ab: „Ich verdiene mehr, wenn ich herumpumpe." Dieser arme alte Snob hatte auf den Skeptizismus eines ganzen Lebens erst beim Anblick seines entthronten Königs verzichtet, dem er mit schuldigem Eifer zu dienen begann. Was ihm nicht gelang; denn seine Franzosenfeindlichkeit befestigte seine gesellschaftliche Stellung nicht, wie es sonst der Fall ist, sondern der Zufall wollte es, daß man sie ihm vorwarf; dieser Umstand zwang ihn seine Nächte bei der Großindustrie zu verbringen.

Er erwies Lewis tausend Artigkeiten, nahm seinen Helm ab und neigte seinen Kopf, auf dem man drei Haare sich krümmen sah wie die Schnur einer elektrischen Klingel. Lewis kam auf Griechenland und Irene zu sprechen.

— Aber ich habe sie noch als Kind häufig gesehen, rief Lazarides, in Aix, in Nauheim und in Zalzomazziore. (Um die Leute zum Lachen zu bringen, übertrieb er die lispelnde Aussprache, die die Triestiner Griechen von den Venezianern übernommen haben.) Sie pflegte ihren Vater, einen alten Choleriker, der das Personal prügelte und unter die Cocotten, die ihn „Papa" nannten, Fünffrankstücke verteilte. Dann habe ich sie als junges Mädchen in Rom wiedergetroffen. Dort heiratete sie einen Vetter Perikles Apostolatos, der nach alter griechischer Sitte ihr Vater hätte sein können; einer meiner Mitschüler vom Condorcet-Gymnasium. Er hat vor zwei Jahren infolge verfehlter Spekulationen Selbstmord begangen. Da er „trustee", das heißt Fideikommiß war, erhielten die Gläubiger sein persönliches Vermögen; da aber Irene eine moderne Frau ist, trat sie mit Unterstützung ihrer Vettern in das Geschäft ein, bezahlte seine Schulden und ist im Begriffe, sich ein neues Vermögen zu schaffen; heute ist Irene die tatsächliche Leiterin des Bankhauses Apostolatos. So etwas hat man in Griechenland noch nicht erlebt. Sie ist ein tapferer Kerl, mein Gott, sie hat kein leichtes Leben gehabt. Sie ist bei uns noch auf die alte Schule gegangen. Ihr Pariser könnt euch nicht vorstellen, was das ist, wie schrecklich eine Jugend hinter den Mauern eines großen orientalischen Hauses aussieht, das sich nur dem kephalonitischen Priester öffnet, der das „Pistevo", unser Credo, lehrt. Dann eine hastige, oft durch Vollmacht abgeschlossene Ehe.

— Trotzdem, entgegnete Lewis, habe ich in Marseille griechische junge Mädchen in der Avenue de la Cadenelle Tennis spielen sehen . . . .

— Die Griechen in Marseille sind Bürger, die den Franzosen zu gefallen suchen und Bündnisse am Platz erstreben. Das hat mit den alten hellenischen Zitadellen wie Triest nichts zu tun. Dort sind sie geschlossene, unantastbare Aristokratien, die Mesallianzen nicht dulden. Man wirft die kleinen italienischen Grafen, die einer Mitgift nachjagen, hinaus und heiratet große, sehr schwarze Böcke, die durch die Nase sprechen, wie Schweine grunzen und riesenhafte

Verlobungsgeschenke im Wiener Geschmack machen. Das ist gar nicht lustig. Die reizenden kleinen Geschöpfe mit den großen schmachtenden Augen sind mit ihren Familien — diesen griechischen Familien, die immer vollzählig den Standort wechseln wie die Wandersardinen im Mittelmeer — zur Eroberung des „Gambros“, des Verlobten, ausgezogen — und plötzlich wissen sie das Geheimnis, bersten vor Mutterschaft und verschwinden von der Erdoberfläche.

Nach diesen Worten blies Lazarides in eine kleine Blase, die er in der hohlen Hand hielt: sie wurde zu einer grünen Ente, die mit herzzerreißendem Quieken über den Tisch flog und an einem Gabelstich starb.

Die Unterhaltung wurde durch eine Treibjagd unterbrochen, bei der der Direktor einer großen amerikanischen Bank an der Place Vendôme mit dem Geweih der Garderobenhaken den Hirschen darstellte. Die Jagd endete damit, daß der Hirsch in der Badewanne gestellt wurde, auf deren Fluten seine Frackschöße inmitten von Erdbeeren schwammen, die er infolge des warmen Wassers wieder von sich hatte geben müssen.

Als man sich beim Morgengrauen unter einem über den Wolken eingeschlafenen Eiffelturm auf regennassem Pflaster verabschiedete, kehrte Lazarides mit einer wichtigen Mission heim; er allein wird sie mit Hilfe jener geheimnisvollen Telepathien, die der griechischen Welt vertraut sind und das Erstaunen der Westeuropäer bilden, nach Triest weitergeben: Lewis hatte ihn nach sehr schlimmen Augenblicken gebeten, er möchte zu verstehen geben, daß Lewis bereit wäre, über eine Beteiligung an den Minen von San Lucido, ja, wenn es notwendig wäre, auch über deren Verkauf zu verhandeln.

Was würde man auf diese Mitteilungen antworten?

## VIII.

Rechts und links von Lewis brummten die Motore regelmäßig und alternierten in ihrem Gesange mit dem Winde. Er saß vorn in einer Art Veranda, von der aus der Kanal zu übersehen war; zwischen den Knien hielt er einen kleinen Papiersack, der bei stürmischer Fahrt zur Uebergabe der Seele dient. Aber es war schönes Wetter, der Aeroplan ruhte sich auf der elastischen Luft aus, sprang bisweilen über unsichtbare Rinnsteine oder begegnete unwegsamen Wolken. Lewis las, ohne sie zu verstehen, Freuds drei Abhandlungen über Sexualität, die die Grenzen der Unschuld so schrecklich verschieben. Bisweilen hob er die Augen und sah durch die gebogenen Scheiben das Meer in rosa Dämmerung, ins Unendliche gefurcht, eine Flüssigkeit mit Zellen, die Sago glich. Sechstausend Fuß tiefer kehrten von hundert Quadratmetern Segel getrieben Schiffe nach Boulogne heim. Stolz auf ihren kleinen schwarzen Rauch, schickten sich Schlepper an, über Nacht außerhalb der Rheede zu ankern. Lewis betrachtete lachend

unter sich die Häfen, die Wege, die Bahnhöfe, das ganze Material der Menschen von gestern. Hinter ihm saßen einige Amerikaner mit Goldmotoren im Munde; ganz hinten in der Kabine lagen Koffer, eine Tonne Morgenzeitungen und Kirschen, das Stück zu fünf Francs, für Piccadilly.

Dann verschwammen Frankreichs Dünen und die Salzsümpfe, in denen das Salz weißen Schneckenspeichel absetzt. Bald befand Lewis sich über der wohlgenährten englischen Küste. Aus der Vogelperspektive betrachtet besteht Frankreich aus aneinandergenähten Flicken; es verschwendet sich in Kleinigkeiten: parkettierte Felder, in Streifen geteilt und an den Enden ins Nebengebiet übergreifend. Gerade Wege, die wie mit dem Messer geschnitten sind, die Dörfer verlassen und lineare Motive, dürftige Blumen, darum zeichnen. Die englische Landschaft hat weniger vernünftige, weniger kluge Straßen, aber sie sind schattiger und liebevoller.

Es dämmerte. Ein blauer Nebel stieg auf: man sah nur einige Wälder und die spitzen Dächer der Taubenschläge. Dann die Bannmeile von London: Menschen fluteten herauf wie Blasen an der Oberfläche eines mit organischen Materien gefüllten Wassers, die ersten Elektrischen mit Lampen, und „Bovril“ in Flammenbuchstaben. Nur im Himmel war es noch hell; warum sagt man, daß die Nacht sinkt — sie steigt herauf. Endlich wurde der Motor gedrosselt, der Propeller war plötzlich sichtbar, den Reisenden dröhnten die Ohren, das vom Luftzug gemähte Gras erschien riesenhaft: Croydon.

Wie weit war man schon von Le Bourget, das man erst zwei Stunden vorher verlassen hatte, wie weit von den Schlachthäusern an den Wegen Flanderns, die gleich Geranien die abgewürgten Schweine und die automatischen Extraktreservoire umrahmten, hier in der steinigen Einöde des Luftbahnhofes, darin in ihren Ställen aus betoniertem Zement die großen Flugapparate schlafen, die grünes Oel schwitzen. Wo waren die hübschen, angemalten, so geschmeidigen und exotischen Arbeiterinnen, denen man begegnet war, als sie ihre Arbeit verließen wie Zigarrenarbeiterinnen? Hier fiel man ohne weiteres in die Arme der anglikanischen Kirche. Sonntag. Nachmittagsgottesdienst. Matthäus, fünftes Kapitel. Das Land streckte dem Ankömmling nicht das schwarze Antlitz eines Bahnhofes, sondern eine rasenübersponnene Landschaft, seine gewaschenen Wangen, entgegen. Abstieg wie der Weg durch den Kamin mitten in ein englisches „home“. In den Clubs waren die Teilnehmer am Abendbrot an diesem Abend im dinner-dress zugelassen. Am Sonntag, diesem kleinen Wochentode, waren die Erdgeschosse abgesperrt, die Dienstmädchen, die dort wohnten, in der Kirche; die Heilsarmee sang unter einem Tunnel der South Eastern Railway, aus dem der Rauch sich nicht verziehen wollte; die Israeliten, die den Zylinder nicht mögen, kamen zu Fuß aus dem Symphoniekonzert; die Spielplätze waren fluchgetroffen und leer, keine Rauch-

flocke stieg aus den Kaminen, denn die Familien aßen kaltes Abendbrot. Nur die Feuerwehrwachen waren geöffnet und die Bars, die nach Leder und Malz rochen.

Lewis ließ sich nach London in eines der Strand-Hotels fahren. Sein Zimmer ging auf die Themse, die an dieser Stelle eine milde Silberkurve nach dem Parlament zu beschreibt. Er öffnete seine Reisetasche und nahm Dokumente heraus. Einen Augenblick betrachtete er das Aktenstück, auf dem mit Blaustift „San Lucido" stand. Er zuckte unzufrieden die Achseln.

## IX.

Am nächsten Vormittag gegen zwölf Uhr ging Lewis durch Fleet Street nach der Old Jewry, wo sich die Londoner Filiale des Bankhauses Apostolatos befand.

Lewis geht um St. Paul herum, und schon beginnen die Spiegelscheiben der Engros-Geschäfte. Im alten Judenviertel liegt endlich das Bankhaus Apostolatos: ein elfenbeinernes, innen wassergrün und schokoladenbraun, in Tönen aus der Pickwickzeit gemaltes Adamshaus mit einem Schild in schwarzen Buchstaben an der Tür:

BANKHAUS APOSTOLATOS

Gegründet 1846

Frachten — Warenlombard

Filialen in Athen, Saloniki, Argos, Calamata, Corfu, Nauplia, Larissa, Volo, Kanäa, Mytilene. — Spezial-Transit-Verkehr nach dem Piräus.

Diese Griechenlands Küste entrissenen Namen — die so zerrissen ist, daß Reclus sie den Windungen des menschlichen Gehirns vergleicht —, im nordischen Exil wie die Pfeiler des Parthenon, erstrahlten hier in einem so orientalischen Feuer, daß Lewis mit den Augen blinzeln mußte. Er dachte an die Hitze, an die süßen Zitronen, an das Mittelmeer, das so salzreich ist, daß sein Wasser Obstflecke auf die Kleider macht.

Im Erdgeschoß Kassenschalter aus Holz, Soll- und Haben-Bücher, die Kirchenfolianten glichen, so groß wie der Beamte, in eine einzige genagelte Ochsenhaut gebunden. Dieser Eingang war wie Locks, des Hutmachers, Auslage: sie sollte für das verehrungswürdige Alter einer Firma zeugen, die zwar fremd ist, aber durch ihre gute, alte englische Art und durch jahrhundertealte kaufmännische Ehrlichkeit Anspruch auf Respekt hat.

In den oberen Stockwerken war alles verändert worden; Buchstaben aus abgeschliffenem Kupfer hatten die schwarzen gemalten Buchstaben ersetzt, amerikanische Register die alten Foliobände entthront. Von einem einarmigen Sergeanten mit Ordenauszeichnungen geführt brachten moderne Aufzüge die Kunden bis unters Dach. Im dritten Stock durchschritt Lewis den Raum für das Publikum, wo ein Heer von jungen Leuten, deren Haare mit

Schuhlack angeklebt waren, hinter polierten Gittern arbeiteten, und wurde in die besonderen Bureaux der Bank geführt: dicke Teppiche, Spucknäpfe mit der verführerischen Aufschrift: „Ziel' gut!"; im Vorzimmer die Waffensammlung der englischen Ehre: Zylinderhüte und Regenschirme.

Ein Windfang schlug auf, und die drei Leiter des Bankhauses Apostolatos und dessen Prokurist, Herr Rota, erhoben sich. Sie erwarteten Lewis inmitten des gewaltigen Zimmers, von versiegelten Geldschränken umgeben; an den Wänden hingen die Bilder der Aufsichtsräte aus den Jahren 1846, 1852, 1867, 1876. (Alle waren unverkennbar Griechen, aber aus Eitelkeit oder Zwang englische Edelleute, Paschas oder österreichische Barone usw. geworden; nur der Schnitt der Ueberröcke und die Form des Hutes waren verschieden.)

Sie maßen einander. Unter sehr englischer Außenseite — Rock, Blume und Phantasiebeinkleid der City — erkannte Lewis, daß er es mit eifersüchtigen, leidenschaftlichen und wilden Orientalen zu tun hatte, mit Söhnen von Männern, die seit einem Jahrhundert die gleichen Geschäfte machten und sie traditionell geduldig und unerschütterlich betrieben; alles in allem der stärkste Gegensatz zu ihm. Im Gegensatz auch zu den englischen Unterbeamten hatten sie eine gelbe Haut.

Man brachte Samoswein, dann ging man an die Arbeit. Man kam rasch vorwärts, denn die Griechen hatten ihre natürliche Vorliebe für Beredsamkeit und Schikanen den angelsächsischen Methoden geopfert.

Die Bedingungen waren folgende: die Gruppe Apostolatos war bereit, das Gebiet von San Lucido für die Summe von 150 000 Pfund Sterling zu übernehmen. Außerdem würden die Konzessionen, die Ausgaben für Kommissionen und Umarbeiten und die zur Nutzbarmachung des Zwischenlagers vorgeschossenen Summen vergütet werden. Die Griechen übernahmen ferner das in Akkordarbeit herangeschaffte Material und entschädigten die französischen Banken für die beiden bereits eingedämmten Bäche und die montierten Turbinen; ebenso übernahmen sie für eigene Rechnung die via Marseille nach dem Hafen Empedokles abgegangenen Dynamos. Dafür gingen die 167 000 Aktien (von den zweihunderttausend, die Lewis kontrollierte) in ihre schwarzen Palikarenhände über.

In diesem Augenblick brachte der Page eine Nachricht. Der Aelteste, Pisistratos, dessen Schädel geschoren war wie ein griechischer Horizont, zog seine Uhr:

— Meine Cousine Irene läßt mir telephonieren, daß sie sich etwas verspätet. Sie ist erst heute morgen von Triest abgereist. Die Hauptsache ist, daß sie rechtzeitig zum Austausch der Unterschriften in London eintrifft.

**(Fortsetzung folgt.)**

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Novemberwoche

Im Stinneskonzern weht ein neuer Wind. Die Söhne fühlen sich nicht gehemmt durch die zahllosen Rücksichten, die der Vater üben mußte. Hugo Stinnes senior hatte es stets vermieden, einer einzelnen Bank sein Gesamtgeschäft zu übertragen. Als er einen erheblichen Kapitalanteil an der Berliner Handelsgesellschaft erwarb, da versicherte er der übrigen Haute Finance, daß durch dieses Engagement keine Trübung in den bisherigen Beziehungen eintreten solle. Er war klug genug um zu wissen, daß er bei möglichst vielen Instituten sein Eisen im Feuer halten müsse. Denn in Zeiten der Not konnte es doch einmal erwünscht sein, gut mit der Bankwelt zu stehen. Die Söhne kümmerte es wenig, daß sie die Großbanken vor den Kopf stießen, als sie den Barmer Bankverein zur Konzernbank erklärten. Sie zerschnitten damit den Knoten von Fäden, die der Vater mühsam gesponnen hatte. Die Methoden sind brutaler geworden. Die außenstehenden Aktionäre des Barmer Bankvereins werden an ihrem Kapital amputiert und herausgedrängt. Der Nurgeschäftsmann spricht aus den zahllosen Transaktionen, die von den Erben nach Einlegung einer Atempause insbesondere auf dem Gebiete der Metallverarbeitung und der Eisenfertigindustrie vorgenommen wurden. Beim Baroper Walzwerk hat es die Stinnesgruppe fertig gebracht, gegen den Besitzer der Stammaktienmehrheit, gegen die Berlin-Frankfurter Eisenhandelsfirma Wolf, Netter und Jacobi, also gewissermaßen hinterrücks, einen Vertrag mit der alten Verwaltung abzuschließen, der dem Stinneskonzern das Alleinvertriebsrecht für die gesamte Produktion des Werkes sichert. Ein stärkeres Stück ist nach unserer Erinnerung im deutschen Aktienwesen noch nicht passiert. Wohl kam es vor, daß ein Konzern ohne erhebliche eigene Kapitalinvestition Verträge mit einer Gesellschaft abschloß, wenn die Aktien zersplittert in vielen Händen lagen und die Aktionäre nur ein kapitalmäßiges Interesse an der Gesellschaft hatten. Aber daß die Stinnesgruppe einen solchen Vertrag abzuschließen wagt, obwohl sie bestimmt weiß, daß der Besitzer der Aktienmajortität des Baroper Walzwerkes selbst eine ganz bestimmte geschäftliche Absicht mit dem kostspieligen Erwerb der Aktien verbunden hatte, das ist ein Beweis arger Hemmungslosigkeit. Die Kritik daran wird auch durch die Beschwichtigungsversuche des Konzernorgans nicht hintangehalten werden können. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ stellte kürzlich „bündig“ fest, daß neue Projekte bei der Firma Stinnes gegenwärtig nicht bestehen, „ebensowenig die Absicht zu weiterer Expansion“. Nach wenigen Tagen war sie selbst genötigt, vom Vertragsabschluß zwischen der Hugo Stinnes-A.-G. und dem Baroper Walzwerk zu berichten. Die unerhörte Aktionärvergewal-

tigung konnte selbst sie nicht bemängeln. Um gleichwohl ein bißchen eigene Weisheit an die nackte Meldung zu hängen, pries sie den Vertrag mit folgenden klassischen Worten:

> „Durch den oben gemeldeten Vertrag mit der Hugo Stinnes-A.-G., München hat die Baroper Walzwerk-A.-G. durch die Anlehnung an eine Händlerfirma eine Garantie ihres Absatzes, die im Interesse einer reglmäßigen Produktion des Werkes liegt."

Also im Interesse des Baroper Walzwerkes (und seiner Aktionäre) wurde der Vertrag von der Stinnesgruppe abgeschlossen? Die Firma Stinnes arbeitet immer nur im Interesse der anderen.

Getreidezölle wären eine wenig populäre Wahlparole für die Rechte gewesen, und darum hat sie die Diskussion über diesen Gegenstand bis auf weiteres ausgesetzt. Die Linke hat den Fehler begangen, diese ausweichende Taktik zu ermöglichen, indem sie aus unerfindlichem Grunde das Zollprogramm der Deutschnationalen im Wahlkampf bisher gleichfalls mit dem Mantel der Liebe zudeckte. Immerhin ist infolge der vorangegangenen Debatten wenigstens eine gewisse Aufklärung erfolgt. Man kann heute so leicht niemandem mehr weiß machen, daß Kornzölle eine nur gegen das Ausland gerichtete Maßnahme seien, die das Brot nicht nur nicht verteuern, sondern im Gegenteil verbilligen. Die Verhandlungen über eine andere Grundfrage der Außenhandelspolitik wurden hingegen ganz im Dunklen gepflogen. Die Schwerindustrie hat es in der ihr sehr am Herzen liegenden Frage der Eisenzölle verstanden, die Debatte von vornherein auf ein totes Gleis zu leiten. Jede Problemstellung wurde ängstlich vermieden und die Einführung der Eisenzölle der Oeffentlichkeit konsequent als eine Angelegenheit dargestellt, die längst abgemacht sei, über die erst noch zu reden alberne Rückständigkeit bedeute. Auf der Tagung des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller hat der Geschäftsführer Dr. Reichert die Frage, ob Eisenzölle oder ob nicht, berührt. Er hat nur in Nebensätzen dieses hochaktuelle Thema abgefertigt. Ohne auf Widerspruch zu stoßen, konnte er sich dabei zu der Behauptung versteigen:

> „Der Zoll, der notwendig bleibt, ist nicht nur als ein Unternehmer-, sondern auch als ein Arbeiterschutz zu betrachten. Seine Bemessung erfordert eine Einigung zwischen der Eisenschaffenden und der verarbeitenden Industrie zur Freihaltung der gesamten Industrie von Krisen und verlustbringenden Wettkämpfen."

Diese Art der Kampfführung hat tatsächlich den Erfolg gehabt, daß bis heute die Oeffentlichkeit keine Ahnung von den schweren Gefahren hat, die hier nicht nur den Verbrauchern, sondern der gesamten weiterverarbeitenden Industrie und darüber hinaus unserer künftigen Wirtschaftspolitik drohen. Es wird übersehen, daß es sich gar nicht, wie die alleinmaßgebende Schwerindustrie behauptet,

um eine Wiederherstellung des Vorkriegsstandes handelt. Denn vor dem Kriege lag das Saargebiet, Lothringen und Luxemburg nicht wie jetzt außerhalb, sondern innerhalb der deutschen Zollinie. Werden heute Zölle in Vorkriegshöhe eingeführt und räumt man nicht gleichzeitig — was wiederum ernste Bedenken grundsätzlicher Natur hätte — den westlichen Eisenerzeugern an der Saar und in Lothringen ein zollfreies Importkontingent ein, so sind alle reinen Walzwerke, so ist ferner fast die gesamte Sieger- und Sauerländische Industrie von ihrer Rohstoffbasis abgeschnitten. Rohstahl und Halbzeug wird sich für sie um den vollen Zollsatz verteuern, und ihre Konkurrenzunfähigkeit auf dem Weltmarkt wäre ein für allemal besiegelt. Der Widerstand, der den Zollplänen der Schwerindustrie von den unmittelbar Betroffenen und der weiterverarbeitenden Industrie entgegengesetzt wird, ist merkwürdig zahm. Das alte Rätsel taucht erneut auf, warum die Schwerindustrie an wirtschaftspolitischem Einfluß die nachfolgenden Stufen der Verarbeitung in völligem Widerspruch mit ihrer wirklichen Bedeutung so unendlich übertrifft. Das Wirtschaftsministerium scheint ganz dem suggestiven Einfluß der Interessenten erlegen zu sein und jede Resistenz aufgegeben zu haben, und so bereitet die Eisen- und Stahlindustrie zur besseren Wahrnehmung der Vorteile des neuen Systems ihre straffe Syndizierung vor. Der Staat bedürfte allerdings auch stärkerer Persönlichkeiten, als wir sie gegenwärtig an der Arbeit sehen, Persönlichkeiten mit eigenem Willen, nicht aber Männer, die das als richtig erkannte Programm der Exportförderung aufgeben, um die wertvollen Beziehungen, die sie persönlich zur Industrie unterhalten, nicht zu belasten.

Wer geglaubt hatte, daß der Moraltiefstand im deutschen Aktienwesen nach den Verwüstungen, die Vorzugsaktien, Verwaltungsbezugsrechte und Umstellungsexpropriation angerichtet haben, nicht noch weiter unterschritten werden könne, hat sich getäuscht. So sehr ist der Aktionär im Laufe der Zeit zum bloßen Ausbeutungsobjekt herabgesunken, daß es tatsächlich Verwaltungen gibt, die ihm auch noch den letzten kümmerlichen Rest seines Besitzes abzujagen trachten. Es häufen sich die Fälle, in denen Verwaltungsorgane Preisbewegungen ihrer Aktien, die nach Veröffentlichung gewisser Tatsachen oder Beschlüsse mit Sicherheit zu erwarten sind, zu ihren Gunsten ausschlachten, indem sie die Kundmachung solange hinausschieben, bis sie ihr eigenes finanzielles Interesse gewahrt sehen. Wenn beispielsweise ein Beschluß über unerwartet starke Reduktion des Kapitals gefaßt wurde, der geeignet wäre, an der Börse große Enttäuschung und starken Kurssturz der Aktien hervorzurufen, so versäumt man absichtlich, eine sofortige Mitteilung hierüber der Gesamtheit der Aktionäre durch Veröffentlichung in der Presse zukommen zu lassen, und wartet ab, bis man zuvor seine eigenen Dispositionen getroffen hat, indem

man entweder die eigenen Aktien noch zu hohem Preise anderen aufhängt oder womöglich zu dem alten Kurs Vorverkäufe in den Aktien tätigt, um nachher durch Eindeckung zu gesunkenem Kurse einen großen Profit zu realisieren. So wurde kürzlich der Verdacht laut, daß bei der Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank Kreise, die der Verwaltung nahe stehen, die Kenntnis von der bevorstehenden scharfen Zusammenlegung des Kapitals im Verhältnis von 200 zu 1 zu derartigen Transaktionen ausgenützt hätten. Als besonders belastend fiel dabei ins Gewicht, daß ein Beschluß über die Umstellung bereits am Dienstag voriger Woche gefaßt war, aber erst am Sonnabend publiziert wurde, daß ferner eine Bankfirma mit Beziehungen nach Schwerin, dem Sitz der Gesellschaft, in der Zwischenzeit stärkere Verkäufe in diesem Papier getätigt habe. Umgekehrt sind Fälle bekannt, in denen günstige Nachrichten über Gesellschaften von vorinformierten Stellen ebenfalls zur persönlichen Bereicherung ausgenutzt wurden. Den Aktionären, die über den betreffenden Umstand noch nicht unterrichtet sind, werden auf diese Weise Aktien zu Preisen, die unter ihrem wirklichen Werte liegen, aus der Hand genommen. So wurde behauptet, daß in den Aktien der Deutschen Südseephosphat A.-G. in Bremen von unterrichteter Seite Käufe stattgefunden hätten, noch bevor die Verwaltung die Aktionäre benachrichtigt hätte, daß infolge der neuen Entschädigungsrichtlinien der japanischen Regierung das Umstellungsverhältnis eine wesentliche Aufbesserung erfahren könne. Die Nachprüfung solcher Behauptungen ist natürlich nicht immer leicht. Börsenkenner aber wissen diesen Beispielen noch weitere anzureihen. So befremdete es kürzlich, daß die alten Aktien der Maschinenfabrik Kappel eine unerklärliche Steigerung erfuhren, während die gleichberechtigten jungen Aktien zur selben Zeit erhebliche Kurseinbußen erlitten. Erst späterhin, in einer Generalversammlung, in der die Verwaltung die Uebermacht besaß, stellte sich heraus, daß für die jungen Aktien eine ungeheuerliche Zuzahlungsverpflichtung konstruiert wurde. Der Mißbrauch mit Informationen, der von eingeweihten Kreisen getrieben wird, ist freilich keine völlig neue Erscheinung, sondern schon aus der Vorkriegszeit her bekannt. Auch in der Aera der Kapitalerhöhung wurde er stark kultiviert. Aber gegenwärtig, wo anläßlich der Kapitalumstellungen bei jeder einzelnen Gesellschaft nach zehn Jahren der Ungewißheit eine völlig neue Vermögensbilanz gezogen wird, ist eine derartige Uebervorteilung der Aktionäre unerträglich. Leider gibt es kein geschriebenes Recht, auf Grund dessen eingeschritten werden kann. Der Betrugsparagraph des Strafgesetzbuches wird nur in den seltensten Fällen Anwendung finden können. Umso mehr müssen solche Verstöße gegen elementare Anstandspflichten in der Oeffentlichkeit schärfste Bandmarkung erfahren, und auch die Börsenbehörden sollten sich aufs genauste mit unlauteren Manipulationen dieser Art befassen.

# GLOSSEN

## DIE KUNST UNTER DEM STRICH

Kunst-Kritiker sind Dichter. Wenigstens glauben sie, daß ihre Mitteilungen erst interessant werden durch Beigabe von Goldschnitt-Lyrik. „Beschwingter Pinsel“, „heißer Wandertrieb“, „pfälzische Verwandte“, „taumelnde Ausbrüche“, „wundermilder Wirt“, „Sommertraum“, „bleichblinkendes Mondlicht“, „lärmende Sensation“, „elegantes Berlin“ . . . das ist aus einigen Zeilen einer Slevogt-Kritik (eines unserer verdienstvollsten Kunstkritiker) genommen.

Folge dieser Mischung aus 1 % Sache plus 99 % Lyrik ist, daß in den Zeitungen für wichtige Mitteilungen kaum Platz bleibt. Tatsächlich ist doch der Inhalt der Kunstberichte und -Kritiken von einer beschämenden Armut. Was erfahren wir aus unseren Zeitungen, auch den besten, über die künstlerischen Entwicklungen des Auslandes? Nichts, außer wenn im Louvre ein Bild gestohlen oder in London eine Ahnenausstellung vom Prince of Wales eröffnet wurde. Auch von den Vorgängen im eigenen Lande erfahren wir ja nur das Nebensächlichste. Kunst... das ist, was die Ausstellungen zufällig zeigen. Basta. Das ist nicht viel. Aber vom Auslande erfahren wir überhaupt nichts.

Eines der allerwichtigsten Mittel der Präzisierung und gleichzeitig der Raumersparnis wäre, nicht nur den s p r a c h l i c h e n Ausdruck bewußt auf Knappheit und Klarheit zu dressieren, sondern auch die t y p o g r a p h i s c h e n M i t t e l bewußt in diesem Sinne zu verwenden. Es könnte dann z. B. die jährlich einmal fällige Kritik der Großen Berliner Kunstausstellung bequem in dem Raume einer halben Spalte erledigt werden . . . nicht unter Verlust, sondern unter G e w i n n an sachlicher Deutlichkeit. Kluge Redakteure sollten die Aufsätze nicht nach der Zeilenzahl, sondern unter Prämiierung ersparter Zeilen honorieren. Und viele, viele Zeilen lassen sich ersparen durch Berücksichtigung der typographischen Raumwerte. Ein Schriftsteller, der nicht das typographische Handwerk beherrscht und dessen ökonomische Vorteile nicht auszunutzen bereit ist, sollte bald undenkbar sein.

Wer Gedichte, Romantik, Liebe, schöne Empfindungen genießen will, greife je nach seinen Ansprüchen zur Courths-Mahler oder . . . (nach Belieben auszufüllen). Aufgabe der Kunstkritiker scheint mir zu sein, eine möglichst große Fülle wichtiger Nachrichten exakt und schnell zu übermitteln — genau so wie das der Ehrgeiz des politischen Redakteurs wenigstens bei einigen unserer Zeitungen ist. In allen Hauptstädten ständige politische Korrespondenten zu haben, gilt als selbstverständliche Pflicht der Zeitungen. Gelegentlich schreiben diese Korrespondenten auch über eine offizielle oder sensationelle Kunstsache ihres Kreises. Daß sie aber ständige Kunstberichte gäben, wird niemand von ihnen verlangen und erwarten. Man kann auch nicht verlangen, daß die Zeitungen neben ihren politischen Korrespondenten in Paris, Rom, Amsterdam, Brüssel, London, Kopenhagen, eigene Kunstberichterstatter unterhielten. Wohl aber ist es möglich, aus den wichtigsten Kunstzeitschriften des Auslandes die wichtigsten Mitteilungen so zusammenzustellen, daß der Leser wirklich unterrichtet wird.

Liest man heute eine deutsche Tageszeitung, so muß man glauben, der Strich zwischen Politik und Feuilleton (ideologisch-metaphysischer Unterbau) markiere eine Verminderung des Lebenstempos auf das Maß eines gesunden Dornröschen-Schlafes. Wür-

de man die Methoden der Kunstberichterstatter auf die hohe Politik übertragen, so könnten wir etwa tagaus tagein mit schönem Schwung gedichtete Berichte lesen über die Krawatten des Herrn Stresemann oder über die Ferien des Herrn Marx, müßten aber auf eine Mitteilung über die Dawes-Gutachten verzichten, weil dafür kein Platz mehr wäre. So ungefähr verhält sich die Kunst im Feuilleton unserer Tageszeitungen zu der Realität „Kunst in Europa". Keine Spur von Aehnlichkeit!

*Adolf Behne.*

---

## GENOSSE MITMENSCH

Neulich kam Genosse Mitmensch zu mir. Seine Kleidung zeugte von mäßiger Begüterung, aber sein Antlitz verriet deutlich Gemüts-Protuberanzen, auf Kosten des Verstandes gediehen. Er warf mir einen traurig verschleierten Kornblumenblick zu und erzählte seine Geschichte.

Er war in die Versammlung eines wohlbekannten Friedenspropheten gegangen, weil das Thema, „Den Menschen ein Wohlgefallen", seiner sanften Art entsprach. Die Worte des Propheten hatten ihn erquickt, und als die Diskussion eröffnet wurde, beschloß er, vom Geiste getrieben, zum Volke zu reden.

Oben auf der Tribüne standen die Jünger des Propheten, bärtige Gestalten, in kaffeebraune Burnusse gehüllt, ihre Hosenlosigkeit nicht ohne Koketterie ausspielend. Als Genosse Mitmensch der Gemeinde der Heiligen sein Anliegen vorbrachte, trafen ihn lange, forschende Blicke. Dann, nach kurzer Beratung, bat man ihn, näherzutreten. Er tat es arglos, aber im nächsten Augenblick trat er nicht mehr, dafür trat man auf ihn. Ja, auf seiner Wirbelsäule ruhten plötzlich die wuchtigen Pedale der Erleuchteten. Um es kurz zu machen: er wurde furchtbar verdroschen, er hörte einmal das Wort „Spitzel" und fand sich nach kurzer, aber intensiver Behandlung draußen vor einer Hintertür wieder, seiner letzten Rentenmark ledig, die die Väter des Dritten Reiches als gute Prise an sich genommen hatten.

Genosse Mitmensch spürte wohl die Prügel. Aber sie waren ihm Chiffernsprache, und ihm fehlte der Schlüssel.

„Was soll ich nun tun?" fragte er.

„Zur Polizei gehen," antwortete ich.

„War ich," sagte er, „hinausgeworfen. Man fragte mich, was ich dort eigentlich zu suchen hatte."

„Genosse Mitmensch," begann ich nachdenklich, „die Polizei hat Recht. Nehmen Sie meinen Rat: gehen Sie nie wieder unter die Pazifisten. Die haben den Frieden auf den Lippen, aber ihr Herz ist das des reißenden Wolfes. Man schwärmt ja immer für das, was man nicht ist. Hätten diese Menschen den Frieden in der Seele, sie bauchten nicht mit den Fäusten für den Frieden zu kämpfen. Freund Mitmensch, in Ihrem Malheur liegt Logik. Sie waren der einzige Friedfertige dazwischen und deshalb hat man Ihnen das Leder gegerbt. Ich kann Ihnen nichts weiter sagen, aber gehen Sie in Zukunft lieber zu den Militaristen. Meiden Sie alle, die den Menschen ein Wohlgefallen bringen wollen, gehen Sie lieber dorthin, wo man Hosen trägt und zu den Klängen des Fridericus den ewigen Krieg hochleben läßt. Die Leute meinen es gar nicht so schlimm; sie neigen zur Besinnlichkeit und zu ruhigem Biergenuß, aber sie schämen sich dieser kontemplativen Veranlagung und deshalb rotten sie sich in Massen zusammen und beraten unter bellikoser Orchesterbegleitung, wie man am besten die Menschheit dezimiert. Gehen Sie unter die Militaristen, die Leute brüllen laut und wild, aber sie sind in Wahrheit weich wie die Lämmer."

Genosse Mitmensch sah mich kopfschüttelnd an:

„So soll ich also die Keile einstecken?"

„Ja," meinte ich, „was man hat, das hat man."

Und Genosse Mitmensch reichte mir sichtlich gestärkt die Hand.

*Lucius Schierling.*

---

FILM

*Mensch und Tier im Urwald.*

Was man hier sieht, sind Bilder aus der afrikanischen Negerrepublik Liberia — von der Hauptstadt Uonrovia bis tief in den tiefsten Urwald, wohin niemals eines Europäers Fuß drang. („Das Innere noch ganz unerschlossen, von 2 Millionen Einwohnern nur 50 000 zivilisiert" — sagt der Brockhaus).

Man sieht in diesen Bildern unendlichen Wald, viel Wasser, viel niegesehene Tiere und Ansiedlungen schwarzer Menschen ... fremd und fern, und doch viel näher und trauter als wenn wir all dies nur im Vortrag hörten, im Buch läsen, im gezeichneten oder starrphotographierten Bild erblickten. Denn die Bewegung erst macht uns das Lebendige (und alles Leben ist Bewegung) vertraut und verwandt, so daß wir trotz dieser stummen, farbenlosen Bilder dennoch Atmosphäre, Klänge, Rhythmus, vor allem aber der Brüdermenschen Bräuche und Schicksal bewegt empfinden: ein einziger einsamer Vogel fliegt über einen bisher unentdeckten weiten See; schwarze Jugendwehr unter Vorantritt der Frau Staatspräsidentin King marschiert vorbei; Mädchen tanzen in Gruppen, kauen Kaffeebohnen aus den Hülsen für den Export; Flußpferde stapfen greifbar nahe, ein pompöser Hochzeitszug kommt; in einem weiblichen Geheimbund im Innersten Afrikas werden vier Jahre fern den Stammesgenossen Frauen und Mädchen zu wirtschaftlichen und erotischen Zwecken erzogen; Stelzentänzer und Schlaftänzerinnen mit Brille verblüffen ihre Landsleute wie uns; Hunderte von weißen Vögeln lassen sich nachts auf dem Schlafbaum nieder.

Und wir denken: merkwürdiger als die Existenz dieser seltsamen Tiere und Menschen ist die Tatsache, daß wir jetzt in Berlin sitzen und dennoch sie beobachten, als seien wir von diesem endlos Fernen nur einige Meter getrennt. Daß sie uns so nahe sind, daß wir manches sehen, was noch niemals bisher ein Weißer sah, danken wir dem Forscher Hans Schomburgk und Paul Liberenz, dem Photographen, der mit engelhafter Geduld und teuflicher Erfindungskunst diese herrlichen Szenen erhaschte und sogar ein Verfahren erfand, die Filmstreifen gleich mitten im Urwald zu entwickeln. *Kurt Pinthus.*

## AUS DEM TAGEBUCH DER MARIA BASCHKIRTSCHEW

Rache ist keine christliche, aber eine vornehme Empfindung. Mögen die Lumpen Beleidigungen vergessen. Im Uebrigen vergißt man Beleidigungen nur, wenn es nicht anders geht.

Den Dingen des Alltags muß man die größte Beachtung schenken; aus ihnen besteht das Leben. Vernachlässigt man sie, wird man fast ein Tier.

Wer sich fürchtet und trotzdem in Gefahr begibt, ist tapferer als der, der keine Furcht hat. Je mehr man sich fürchtet, desto tapferer ist man.

Man kann nicht verzeihen. da man seinem Gedächtnis nicht gebieten kann. Solange man sich erinnert, hat man nicht verziehen.

Für eine niederträchtige Handlung kann man sich nur rächen, wenn man selbst eine Niedertracht begeht.

Was nicht Ergebnis der Leidenschaft ist, ist Frucht der Eitelkeit. Eitelkeit und Leidenschaften regieren die Welt.

In Rom möchte ich leben, lieben und sterben. Ach nein, leben möchte ich, wo ich bin, lieben überall, und sterben nirgendwo.

Es gibt zweierlei Opfer: die einen, die man seinem Vergnügen, die andern, die man einer großen und edlen Sache bringt.

Die Dummen und die Geistvollen sind entweder zu schlau oder zu sehr von ihrem Geist erfüllt, als daß sie gut sein könnten.

Es ist kein Verdienst, ruhig zu sein, wenn man einen ruhigen Charakter hat.

---

## ANEKDOTE.

Der ältere Dumas war fruchtbar, nicht nur in 257. Büchern, sondern auch in Kindern, deren Zahl sich der gründlichsten Forschung schamhaft verbirgt. Viel-Castel sagte, er habe zahlreiche Erzeugnisse hinterlassen, die bestimmt waren, den Typus der Dumas auf die Nachwelt zu bringen. Er dachte groß in dieser Frage. Wie groß, das geht aus der Antwort hervor, die er einem Standesbeamten gab, als es hieß, eine Geburtsurkunde zu unterfertigen:

„Aber gewiß erkenne ich dieses Kind an. Doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort: es wäre mir durchaus unmöglich, die Mutter wiederzuerkennen!"

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 44)



**Redaktion des „Tage-Buch"**: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

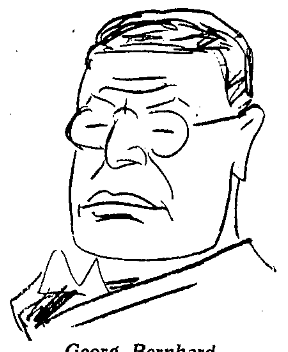
**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise**: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Novemberwoche.

Der deutsche Intellektuelle lebt mit der Demokratie in einer Strindberg-Ehe. Er hat sich im Jugendrausch der Novembertage 1918 mit ihr vermählt, sieht ein, daß es ohne sie nicht geht, denn in einer Welt, in der alles organisiert, zusammengeschlossen, repräsentiert ist, kann der geistige Mensch nicht isoliert auf grüner Weide herumlaufen. Je geistiger ein Mensch, desto wehrloser ist er ohnehin im brutalen Leben. Bleibt der Einzelne bewußt allein, so darf er sich nicht wundern, wenn die organisierte Welt an ihm vorbeirollt. Also gibt sich der deutsche Intellektuelle, leise seufzend, der Demokratischen Partei hin, es ist eine Vernunftehe aus Gründen der Zweckmäßigkeit aufrechterhalten, aber in seinem stillen Busen trägt er das Bild der Jugendliebe, nämlich das individualistische Ideal, das er einst zwischen Gymnasium und Universität, in Nietzsche und Schopenhauer schnuppernd, gefunden hat. Es fällt ihm nicht ein, das dreißig Jahre im Busen verborgene Ideal einmal im Lichte des eigenen Erlebnisses anzuschauen, öffentlich ist er ja mit der Demokratie verheiratet. Daß er im Busen noch ein individualistisches Geheimideal trägt, gibt ihm nur ein sehr nützliches, sehr brauchbares Ueberlegenheitsbewußtsein. So lebt er mit der Demokratie als nörgelnder, kritischer Ehemann. Führt sich die Demokratie schlecht auf, so freut er sich beinahe. Enttäuscht sie die hoffende Welt, so beweist ihr Verhalten nur die Notwendigkeit des Geheimideals. Ja, sie schien keine Venus, die deutsche Demokratie, der deutsche Intellektuelle leitete daraus nur das Recht zur Untreue ab .... Was, in Teufelsnamen, fängt nun der Mann mit der verjüngten Demokratie an, die ihm in dieser Wahlkampagne entgegentritt? Es gibt kaum etwas zu mäkeln, zu rügen, zu kritteln. Kein Zweifel: Die Demokratische Partei hat



*Georg Bernhard*

unter Erkelenz' und Kochs Führung einen Verjüngungs- und Verschönungs-, um nicht zu sagen einen Reinigungs-Prozeß, durchgemacht, der ihre Reize unerwartet gesteigert hat. Zum ersten Mal seit vielen Jahren, ist in der Strindberg-Ehe, die zwischen Demokratie und Intellektuellen geschlossen wurde, innerer Frieden eingetreten. Das Weibchen ist wirklich erträglicher, hübscher, ja vielleicht sogar jünger geworden. Die Demokratische Partei hat vor der Welt eine nützliche Abmagerungskur durchgemacht, sie hat ihre unangenehmsten Teile verloren, den immer strebenden Schiffer, der ein Stresemann im Innern der Partei war, den Herrn Keinath, der mehr kapitalistische Gebote als Kapital gebracht hat, und wenn sie sich in Berlin noch den verknitterten Herrn Merten wegoperieren ließe, so würde sich herausstellen, daß wir alle der deutschen Demokratie ein wenig Unrecht getan haben. Das Frauenzimmer hatte sich selbst nur etwas vernachlässigt; wenn es sich pflegt, sieht man, daß sie durchaus nicht reizlos ist. Ja, sie hat sich in diesen Tagen verjüngt! Sogar neue Kandidatengesichter sieht man auf aussichtsreichen Plätzen. Ernst Lemmer steht in Stettin auf hoffnungsvollem Posten, in Halle ist, endlich, nach langem Warten, Georg Bernhard mit Erfolgswahrscheinlichkeit aufgestellt worden. Georg Bernhard, der unlängst seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, ist in seiner geistigen Schnellfüßigkeit, in seiner etwas verwegenen Sprungtechnik und vor allem in seiner Zukunftswitterung unzweifelhaft ein Junger in der Demokratie. Holt sich die Demokratie in ihrem Verjüngungs- und Kräftigungs-Prozeß noch ein paar frische, unverbrauchte Köpfe aus der Mitte der deutschen Intellektuellen, dann dürfen wir alle lang gehegte Ehescheidungsgedanken begraben und, halb seufzend, halb lachend, mit der Demokratie am Arm ins Licht der neuen Republik treten.

Darf hier ein Wort zugunsten des gefangenen Hitler gesagt werden? Seine Partie ist, dank Ludendorffs glorreicher Führung, so gründlich verloren, daß es gestattet sein darf, dem schnell verblichenen Stern ein Wort des Mitleids zu widmen. Kein Zweifel, Hitlers Stirn ist niedrig, seine intellektuelle Kapazität war unerlaubt gering, doch als Person ist er ein toller, aber immer ein reiner Schwärmer gewesen. Sein Königsgedanke, der kein bayerischer war, zielte darauf hin, die Arbeiterschaft in die nationale Gedankenwelt, und umgekehrt, das nationale Bewußtsein in den Arbeiter einzufügen. Er hat dieses wichtige Geschäft verteufelt dumm betrieben, vor allem hat er es dadurch verpfuscht, daß er sich mit vertorkelten Generälen verband. Aber er ist, wichtigstes Aktivum auf seinem Konto, immer gut großdeutsch geblieben und hat weder den bayerischen noch den preußischen Partikularisten nachgegeben. Deshalb ist's doppelt tragisch, daß dieser wirkliche Großdeutsche jetzt im Schriftenwechsel zwischen bayerischer und österreichischer Regierung hin- und hergeschubst und um jede

deutsche Heimat betrogen werden soll. Die Bayern sagen: Er ist ein Oesterreicher, wir wollen ihn ausweisen, laßt ihn über die Grenze! . . . Die Oesterreicher erwidern nach einigem Nachdenken Nein, er hat im deutschen Heer gedient, er lebt seit fünfzehn Jahren in Deutschland, er hat die österreichische Staatsbürgerschaft verloren, wir lassen ihn nicht über die Grenze . . . . Das ist, mit Verlaub, ein unwürdiges Spiel. Zwischen Deutschösterreichern und Deutschen dürften diese beschämenden Ausweisungsspiele gar nicht mehr aufgeführt werden. Sind wir alle nicht Anschlußfreunde? Aber was ist das für eine klägliche Anschlußpolitik, in der ein Deutscher, mag er noch so unbequem sein, wie ein Gummiball von der österreichischen Grenzseite nach der bayerischen Grenzseite geworfen und wieder zurückgeschmissen wird? Wären wir eine Nation, wäre nationales Bewußtsein nicht nur in pathetischen Gelegenheitsreden, sondern in unserem wirklichen Tun und Lassen lebendig, so dürfte ein Deutscher aus politischen Gründen aus keinem deutschen Land gewiesen werden! Aber freilich die Bayern werfen den Preußen Ernst Toller aus ihrem Land, warum sollten sie bei dem Oesterreicher Hitler zögern? Die Oesterreicher, die großdeutsch denken, sollten sich dieser bayerischen Polizeistupiditäten schämen. Am Ende wird Hitler, wenn er in sein Heimatsstädtchen am Inn gebracht wird, dort der Welt „keine Haxen ausreißen". Grade vor diesem, was immer man sonst gegen ihn sage, echten Großdeutschen, sollte Oesterreich nicht kleindeutsch werden. Nicht einmal in der Aera Seipel, wo es mit der Anschlußfrage so still geworden ist. Wir wissen, daß dem Bundeskanzler seine eigenen Nationalsozialisten, die ihn jetzt beim Eisenbahnerstreik fast zu Fall gebracht hätten, genug zu schaffen machen. Ueber aller Politik aber steht das Recht auf die Heimat.



Seipel

In Belgrad ist das Kabinett des Demokraten Dawidowitsch, das im Juli in Jugoslawien die Regierung übernommen hat, nach kaum dreieinhalb Monaten gezwungen worden, zurückzutreten und wiederum einer Regierung Paschitsch Platz zu machen. Hiermit ist eine Periode zu Ende, welche einen vielversprechenden Anlauf zur Lösung des Grundproblems des jugoslawischen Staates, des Föderalismus, genommen hat. Es ist klar, daß Jugoslawien mit seinen kulturell, religiös und historisch voneinander so verschiedenen Bestandteilen nur existieren kann, wenn zur Grundlage dieses jungen Staatssystems eine föderativ-autonomistische Staats-

verfassung gemacht wird. Die radikale Partei in Serbien aber, mit Paschitsch an der Spitze, hat sich bis jetzt jedem Versuch, die zentralistische (Vidovdan) Verfassung des neuen Staats im Sinne des Entgegenkommens an die autonomistischen Bestrebungen zu ändern, entschieden widersetzt. Während nun die Regierung Dawidowitsch auf dem Wege war, eine Lösung dieses Problems zu finden, wozu vor allem eine Verständigung mit der von Raditsch geführten kroatischen Bauernpartei gehört, ist jetzt, nachdem diese Regierung durch nicht ganz durchsichtige Gründe zum Rücktritt gezwungen worden war (es scheint hierbei auch ein gewisser Einfluß von Militärs mitgespielt zu haben), wieder der alte fast achtzigjährige Paschitsch zum Leiter der Geschicke Jugoslawiens geworden, dessen Name allein als Symbol des Zentralismus wirken muß. Wie sich nun die Verhältnisse weiter abwickeln werden, ist jetzt kaum vorauszusehen. Paschitsch konnte nur regieren, solange die jugoslawische Skupschtina ein Rumpfparlament war, d. h. solange die kroatischen Deputierten der Raditschpartei das Belgrader Parlament boykottierten. Er mußte gehen, sobald diese Deputierten erschienen waren. Mit der Rückkehr von Paschitsch ist der tote Punkt wieder da. Die neue Regierung griff daher zum einzigen Ausweg, nämlich zur Skupschtinaauflösung nach Ausschreibung von neuen Wahlen, die am 8. Februar stattfinden sollen. Diese Wahlen können aber für das zentralistische Serbentum kaum günstige Ergebnisse zeitigen, wenn sie nicht mit balkanischen Mitteln gemacht werden.



*Paschitsch*

In München ist eine erregte Debatte über und gegen das Tage-Buch entstanden, weil wir — an der Hand der Statistik des Bierkonsums — zu ergründen versucht haben, warum die bayerische Hauptstadt die d ü m m s t e S t a d t D e u t s c h l a n d s ist. Mit Respekt zu sagen, es liegt nicht nur an den Münchenern, bei denen sich im Augenblick unzweifelhafte Symptome der Besserung des Geisteszustandes zeigen. München ist die repräsentierende Hauptstadt von Bayern. Dieser Volksstamm gehört überhaupt nicht zu den geistig regsamsten. Liegt es wirklich nur am Bier? Es liegt vielleicht auch an den allgemeinen Ernährungs-Traditionen. Da lesen wir soeben in der „Münchener Post“ folgende kleine Idylle:

G'sund sama! Im Schlittenbauerschen Wahlbezirk Pfaffenhofen a. d. Ilm liegt das Dorf Ronweg mit 94 Einwohnern und 20 Wohngebäuden unweit der Haltestelle Hög, der Hauptlinie München—Ingolstadt. Jüngst wurde vom Wirt dieses Ortes für die „notleidende Landwirtschaft" ein Wurstwettessen in der Weise abgehalten, daß der erster Preisträger werden sollte, der innerhalb der kürzesten Zeit sechs Stockwürste mit einer Semmel verschluckt. Die Preise selbst bestanden wieder in Würsten und der Wirt machte bei diesem Wettkampf durch die vielen neugierigen Gäste aus Nah und Fern das beste Geschäft. Der mit dem ersten Preis bedachte Schnellfresser benötigte zur Vertilgung nur 1 Minute 14 Sekunden.

In welchem anderen Lande, außer in Bayern, sind solche Wurst-Wettspiele üblich? Wo außer in Bayern würden Gäste aus Nah und Fern zuströmen, zuzusehen, wie der Sieger sechs Stockwürste mit einer Semmel in einer Minute und vierzehn Sekunden verschlingt? An ihren Spielen sollt ihr sie erkennen. Es ist das Königreich Rupprechts, die Welt von Tuntenhausen, das Land der Kahr und Emminger und Siegfried Wagner, das Land, dem alles Wurst ist. Stockwurst.

---

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

## TEURE HEIMAT!

I

Am 9. November waren Landtagswahlen in Anhalt. Sozialdemokraten und Demokraten gewannen vier Mandate, entsprechend war die Einbuße rechts und links; und je nach der Parteistellung der respektiven Schreiber gab es am nächsten Tage, über ganz Deutschland hin, Kommentare in jeder denkbaren Schattierung.

Nur eine einzige Betrachtung fehlte, — eine Betrachtung, deren Skeptizismus dennoch vielleicht sogar berechtigter gewesen wäre als die Pathetik, mit der sowohl Sieg wie Niederlage behandelt wurde. Niemand nämlich widmete auch nur ein Wort der eigentlich doch recht scherzhaften Tatsache, daß es sich bei alledem schließlich nur um ein Ländchen von rund 330 000 Einwohnern handelt, und daß dieser winzige Puppenstubenstaat ernsthaft überhaupt beanspruchen kann, seine sinn- und nutzlose souveräne Miniaturpersönlichkeit, mit allen Attributen einer anderen Großmacht, auch heute noch gravitätisch fortzufristen.

Man stelle sich bitte vor, daß dieser „Staat" weniger Einwohner hat als Nürnberg oder Frankfurt. Und dies vor Augen, stelle man sich weiter vor, daß zu seiner Verwaltung Gott sei Dank nicht weniger erforderlich ist, als erstens ein Parlament von 36 Mitgliedern, zweitens ein dreiköpfiges Ministerkabinett, drittens ein ausgiebiger Behörden-Apparat, mit Beamten aller möglichen Kategorien und Rangstufen; daneben aber, viertens, selbstverständlich auch noch die „Selbstverwaltung" der verschiedenen Städte (— Dessau,

Cöthen, Bernburg, Zerbst, Ballenstedt usw. —), ebenfalls wieder mit Parlamenten, Bürgermeistern, Gebäuden, Räten und Subalternen; und schließlich, fünftens, die ländliche Verwaltung — ganz zu schweigen von Reichstag, Reichsrat und Reichsbehörden, die immerhin ja auch für das Land Anhalt mit raten und taten, sowohl legislativ wie exekutiv. Wenn man sich das alles genügend klar gemacht hat, wird einem schwach! Und obwohl man es den guten Anhaltinern, wenn es sich nur um sie handelte, liberalerweise selbst überlassen könnte, wie sie ihr Regime einrichten wollen, — ob sie zum Beispiel lieber auf je zwei oder sogar auf je einen Einwohner einen Staatsfunktionär anstellen möchten — ist im vorliegenden Fall solche Liberalität doch nicht möglich. Denn tatsächlich ist die spezifisch anhaltische Seite der Angelegenheit nur eben ihre eine Seite. Die andre Seite betrifft uns alle. Denn die Anhalter sind es zwar, die in ihrem pompösen Souveränitätsmantel einherstolzieren. Wir aber, — wir Deutsche aller Farben, — wir sind es, die dafür bezahlen.

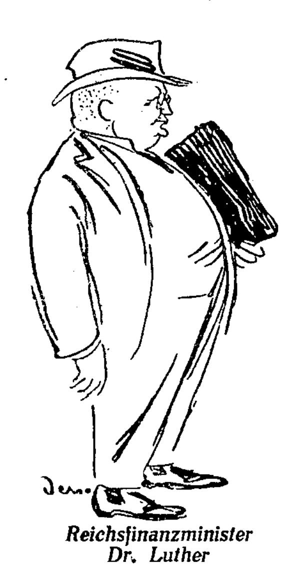
Und ich glaube, daß wir zuviel dafür zahlen, — ganz wesentlich zu viel, wie man sehen wird.

2.

Das Problem der Steuern, die den deutschen Staatsbürger belasten, ist in den letzten Wochen einigermaßen aktuell gewesen. Es hätte zwar schon früher aktuell werden können, denn tatsächlich ließ sich, was jetzt langsam zur Sprache kommt, schon vor ungefähr einem halben Jahr übersehen. Aber ein Teil der öffentlich Redenden war, nachdem er sich sechs Wochen lang mit — damals — erwiesenermaßen lügenhaftem Gejammer kompromittiert hatte, zu eingeschüchtert, um auch nur den Mund aufzutun; und die andern wieder, die das Steuer-Evangelium sechs Jahre lang vergeblich gepredigt hatten, waren zu befriedigt über ihren schließlichen Erfolg, um sofort zu würdigen, daß des Guten nun schon wieder zu viel getan war. So kam es, daß die Debatte sehr spät einsetzte, und daß, als man zu reden überhaupt begann, die Not bereits so groß geworden war, daß zu gründlicher Erörterung gar keine Zeit mehr blieb. Aber wenn die Notverordnung des Reichspräsidenten vom 10. November, die schließlich den gordischen Knoten zu durchhauen suchte, weder quantitativ noch grundsätzlich auch nur halbwegs befriedigt (und gewiß nicht staatsrechtlich-formal), so haben die Verhandlungen, die ihr vorausgingen, hoffentlich doch wenigstens das eine Gute gehabt: die Oeffentlichkeit mit besonderer Deutlichkeit auf den eigentlichen Kern des ganzen Problems hingestoßen zu haben, — nämlich auf das Verhältnis zwischen dem Reich und seinen finanziellen Kostgängern.

Im Grund genommen handelte es sich nämlich bei diesen Verhandlungen um etwas sehr einfaches, um die relativ problemlose, kleinere Hälfte des Problems, die darum auch am aufklärendsten

wirken mag. Wie bekannt, leben die Länder größtenteils von jenen Summen, die ihnen das Reich aus seinen eigenen Steuereinnahmen nach gewissen Grundsätzen überweist; und die Länder wiederum überweisen einen Teil dieser von ihnen selbst bezogenen Summen an die Gemeinden. In den Reichsetat für 1924 waren diese Ueberweisungen nun mit gewissen Beträgen eingesetzt, und die Länder ihrerseits hatten mit den Beträgen zu etatisieren, die sie nach diesem Reichs-Voranschlag zu erwarten hatten. Nun ergab sich aber im Laufe des Jahres, daß die Steuereingänge fortwährend höher ausfielen, als man, — jeder zulänglichen Rechnungsbasis nach zehn Jahren wirtschaftlichen Tohuwabohus beraubt — bei Aufstellung des Haushalts veranschlagt hatte. In den ersten sechs Monaten des Jahres sind tatsächlich 680 Millionen mehr eingekommen, als im Etat vorgesehen worden waren, — das macht im Jahr rund 1300 Millionen. Der größere Teil dieses Mehrs, nämlich rund 750 Millionen, fürs Jahr gerechnet, ist auf Grund der eigenartigen Konstruktion des „Finanzausgleichs" nicht dem Reich, sondern eben den Ländern zugeflossen, — ein Mehr, um es zu wiederholen, mit dem die Länder nicht hatten rechnen können, und ohne das sie bei voranschlagsmäßigen Eingängen auch hätten auskommen müssen.



*Reichsfinanzminister Dr. Luther*

Was aber geschah, als die Ueberbelastung des Steuerzahlers, die dem übermäßigen Steuereingang selbstverständlich entsprach, subjektiv unerträglich und objektiv hochgradig preistreibend (auch kapitalsverknappend) zu wirken begann und daher auf Abbau gesonnen werden mußte? Dr. Luther legte ein Steuerermäßigungsprojekt vor, das, wohlgemerkt (und sehr kritikwürdig!), nicht einmal den Abbau des gesamten Surplus, sondern nur — ungefähr — einer Hälfte involvierte. Nur rund 600 Millionen jährlich machten seine Reduktionen aus, während das Surplus, um es zu wiederholen, rund 1300 Millionen jährlich ergibt. Herr Dr. Luther machte es also sich selbst und den Ländern relativ bequem. Wenn der Entfall gleichmäßig zwischen Reich und Ländern aufgeteilt worden wäre, so hätte das Reich auf 300 Millionen verzichten müssen, hätte aber noch immer rund 250 Millionen mehr bekommen als veranschlagt; und die Länder hätten ebenfalls auf 300 Millionen verzichtet, hätten aber immer noch rund 450 Millionen mehr erhalten als ihnen ursprünglich zugedacht war. (N. B.: Alle Zahlen sind Näherungswerte; exakte Ziffern zu geben, ist bei der Unklarheit der ganzen

öffentlichen Gebarung unmöglich.) Aber nicht einmal zu dieser einfachen, vernunftmäßigen und anständigen Lösung waren die Herren Landes-Finanzminister zu bewegen! Sie bestanden auf dem Schein ihres Finanzausgleichs, ließen sich auf keinerlei Abstrich ein, ihr Standpunkt war, als ob der Steuerzahler sie nichts anginge: „Wenn Du, Reichsfinanzminister, Steuern nachlassen willst, so tu es gefälligst zu Schaden Deiner selbst; wir wollen haben, was die Quetsche hergibt, wir beharren auf unserm verbrieften Recht!"

Und der Reichsfinanzminister mußte kapitulieren! Die Steuermilderungen, die jetzt Gesetz geworden sind, gehen ausschließlich zu Lasten der Reichsfinanzverwaltung, — die zwar auch nicht zu bedauern ist, denn sie erhält, auch jetzt noch, nicht weniger als sie laut Etat erwarten konnte, die aber dennoch angenehm von der habgierigen Gefräßigkeit absticht, mit der die Länder ihren Raub in den Klauen hielten. (Ich bedaure aufrichtig, keine milderen Worte anwenden zu können.) Dies zur nämlichen Zeit, in der die größten Unternehmungen nicht mehr wissen, wie sie ihren Steuerpflichten genügen. Dies zur nämlichen Zeit, in der nach übereinstimmender Ansicht jedes halbwegs Urteilsfähigen schon im Interesse der Preisnormalisierung nichts dringender geboten wäre, als die Beseitigung einiger besonders preistreibender Steuerarten! Dies in einer Zeit, in der einige Städte — Kostgänger der Länder wiederum — nicht wissen, was sonst sie mit ihren Ueberschüssen machen sollen als an der Börse großstilig zu spekulieren und sich, während das Reich aller Mittel dafür entbehrt, in private Aufwertungsabenteuer einzulassen!

Die Lehre aus dem Vorfall sollte drastisch sein: Die Verantwortlichkeit dessen, der die Gelder beschafft, muß ihm notwendigerweise auch durch ein Kontrollrecht denjenigen gegenüber ergänzt werden, die die Gelder verausgaben. Alles andere ist wider den gesunden Menschenverstand.

3.

Aber damit sind wir noch nicht einmal am Grunde angelangt.

Denn bisher (und im Zusammenhang mit der Notverordnung überhaupt) war nur von den Summen die Rede, die mehr vereinnahmt wurden als der Haushalt vorsah, — also gewissermaßen von anormalen Beträgen.

Wie steht es aber mit dem Haushalt selbst, — also mit jenen Einnahmen und entsprechend Ausgaben, die man als normale aufzufassen geneigt ist?

Ich will mich hier nicht in die Details einlassen, die ich in ständiger Auseinandersetzung mit dem Reichsfinanzministerium seit vielen Monaten wiederhole. Ich will nur feststellen, daß die Gesamtheit der Ausgaben, die für öffentliche Zwecke nach den verschiedenen Haushaltsplänen für 1924 vorgesehen sind, die entsprechenden Ausgaben von 1913 um mindestens 60 v. H., nach

einer anderen Berechnung sogar um 100 v. H. übersteigen. Die Summe war 1913 3,7 Milliarden, sie beträgt heute mindestens 5,4 Milliarden, das ist also ein Plus von rund 1,7 Milliarden! Und davon entfällt rund 1 Milliarde auf die Länder und Gemeinden. Wie kann das zugehen? Wie ist das möglich, daß in einem Lande, das nicht nur verarmt ist, sondern dessen Bevölkerung auch um 15 v. H. vermindert worden ist, das seiner Schulden und der Zinslasten dafür ledig geworden ist, das nur ein ganz kleines Heer, eine noch kleinere Marine und überhaupt keine Kolonien mehr zu unterhalten hat und dessen Beamten überdies schlechter entlohnt werden als in Friedenszeiten, — wie ist es möglich, daß in einem solchen Land der Gesamtaufwand dennoch höher liegt als in Friedenszeiten?

Die Erklärung ist außerordentlich einfach: das Reich hat seinen Aufgabenkreis, verglichen mit der Vorkriegszeit, bedeutend erweitert, seine erweiterten Leistungen erfordern tatsächlich höheren Aufwand; aber statt daß auch der Aufwand der Länder und Gemeinden nun wenigstens entsprechendermaßen zurückgegangen wäre, hat er sich nicht nur nicht vermindert, sondern ist sogar gestiegen. Ein drastisches Beispiel ist die Finanzverwaltung selbst. Die Finanzhoheit, — also der Veranlagungs- und Erhebungsapparat, der früher ausschließlich Sache der Länder und Gemeinden war, — ist nach der Erzbergerschen Steuerreform fast vollständig auf das Reich übergegangen; das Reich hat infolgedessen die Ausgaben für seine Finanzverwaltung von 8 Millionen Mark im Jahre 1913 auf 360 Millionen Mark im Jahre 1924 steigern müssen. Aber wer da glaubt, daß bei den Ländern, andererseits, nun entsprechende Ersparnisse gemacht würden, ist in naivem Optimismus befangen. Preußen z. B., das 1913 62 Millionen Mark für seine Finanzverwaltung ausgab, braucht im Jahre 1924 sogar 88 Millionen. Aehnlich liegen die Dinge auf fast allen anderen Verwaltungsgebieten. Ueberall zeigt sich, daß die Länder ihre staatsrechtlich so außerordentlich verminderte Bedeutung mit genau denselben oder sogar noch höheren Kosten fortfristen wie vor dem Krieg; und wenn man die Ziffern zusammenfaßt, so ergibt sich, daß das arme, klagende Deutschland, noch ehe es einen Pfennig für Reparationen flüssig gemacht hat, teurer verwaltet ist als jedes andere Land der Welt.

Das ist die Folge einer staatlichen Konstruktion, die man nicht anders als vorsintflutlich bezeichnen kann. Wenn man nämlich genau zusieht, erkennt man, daß die Verwaltung jedes Gebietsteiles Deutschlands über sieben organisatorische Stufen geht. Sie fängt an mit den Gemeinden, die Gemeinden sind zusammengefaßt im Kreis, über dem Kreis erhebt sich der Regierungsbezirk, die Regierungsbezirke unterstehen den Provinzen, die Provinzen wiederum den Landesregierungen, und über den Landesregierungen schließlich thront das Reich. Diese Konstruktion stammt aus der Zeit der Postkutsche, stammt aus einer Zeit, in der es weder Eisenbahnen, noch Telephon, noch Telegraphen gab, in der der Konnex selbst

zwischen naheliegenden Landesteilen so ungenügend war, daß man tatsächlich auch ganz kleinen Gebilden eine gewisse Selbständigkeit geben mußte. Heute ist das alles Nonsens. Jedes Aktenstück läuft über drei, vier, fünf Instanzen; und alles, was in den Aemtern getrieben wird, ist bestenfalls doppelte und dreifache Wiederholungs-, schlimmstenfalls sogar Gegeneinanderarbeit. Wenn man eine arithmetische Formel dafür wählen will, kann man mit gutem Rechte vielleicht sagen, daß die Hälfte aller deutschen Beamten und Funktionäre nur dazu da ist, die Arbeit der anderen Hälfte noch einmal zu machen, und daß vielleicht ein Viertel dieser anderen Hälfte sich damit beschäftigt, die Arbeit des anderen Viertels wieder abzustoßen.

Weshalb, in aller Götter Namen, ist das nötig? Weshalb soll Deutschland nicht mit derselben dreistufigen Verwaltung (Gemeinde, Provinz, Staat) auskommen können, mit der andere, nicht minder zivilisierte Länder, sehr gut fahren? Weshalb soll der Mechanismus unseres öffentlichen Lebens ewig so bleiben, wie ihn kein Kaufmann in seinem Betriebe dulden würde?

Die Frage wird nicht zum ersten Male aufgeworfen; aber sie ist noch niemals aus dem Gesichtswinkel behandelt worden, der heute vielleicht der populärste ist: aus dem Gesichtspunkt des nackten Kostenaufwandes. Was der zu bedeuten hat, — was die Möglichkeit, jährlich vielleicht 2 Milliarden oder noch mehr an öffentlichen Ausgaben zu ersparen, besagen will, bedarf wohl keiner besonderen Erläuterung. Diese Summe entspricht ungefähr dem, was Deutschland an Reparationen zu zahlen hat, es entspricht ferner — leider — ungefähr dem, was das gesamte Volk an Ersparnissen heute überhaupt erübrigen kann. Den Luxus, solche Beträge fortwährend unproduktiv zu verschleudern, konnte man sich vielleicht vor zwölf Jahren noch leisten (obwohl man selbst damals nicht so luxuriös war wie jetzt). In dieser Zeit tatsächlicher Verarmung aber wäre es reiner Größenwahn, auf einer Verwaltungskonstruktion zu beharren, die jedes Steuerzahlers Beutel wie ein gefräßiger Rattenschwarm anknabbert, die auf längst vergangene Zeiten berechnet war und die ihresgleichen heute in der ganzen Welt nicht mehr hat.

## 4.

Ich höre die Frage: „Ja, wie wollen Sie das denn machen! Das setzen Sie doch niemals durch. Sie kennen doch die Eifersüchtelei der Länder und den Selbsterhaltungstrieb der bestehenden Apparate!"

Ich sehe das alles und bin kein Schwärmer. Ich weiß, daß selbst so einfache Dinge wie die Verminderung der Sitzzahl in den Parlamenten sich aus dem schlichten Grunde nicht hat durchführen lassen, weil alle diejenigen Abgeordneten, die durch die Verminderung vermutlich ausfallen mußten, sich von vornherein dagegen erklärten.

Aber gerade weil ich kein Schwärmer bin, glaube ich überhaupt nicht an Kollektivbegriffe wie „Staat“ oder „Land“ und glaube wenig an die Wirksamkeit von Kollektiv-Sentimentalitäten. Aller Widerspruch der sogenannten Länder ist in Wahrheit ein Widerspruch von ein paar Ministern, von einigen hundert Abgeordneten und einigen Beamten in führender Stellung! Der Minister X im Lande Thüringen und der Abgeordnete Y im Lande Bayern, — sie sind es, die sich, wenn die Gefahr auftaucht, daß das thüringische Ministerium oder der bayerische Landtag beseitigt werden soll, auf die Hinterbeine stellen. Sie sind es, die — es ist gar keine Illusion darüber am Platze — um ihre eigene Stellung und Karriere kämpfen. Und das ist der Schlüssel zu dem ganzen Problem!

Man möge diesen Herren allesamt den Fortbezug ihrer jetzigen Einkommen auf Lebenszeit zusichern, und man wird sehen, wie leicht die Vereinheitlichung sein wird. Es handelt sich um einige tausend Köpfe, die man einige Jahrzehnte hindurch soutenieren müßte —: gewiß keine übermäßige Last. Aber indem man diese Last auf sich nähme, wäre man zugleich den ganzen Rattenkönig von nachgeordneten Stellen, von Aemtern, Behörden und Querulantenarbeit für immer los, und der deutsche Steuerzahler könnte aufatmen.

---

COLIN ROSS

## SQUEEZE

Shanghai, Ende Sommer 1924.

Ab und zu stößt man in China auf Dinge, die einen aufmerken und im tiefsten erschrecken lassen: Ein alter Kerl müht sich, einen schweren Lastschubkarren über eine Bordschwelle zu bringen. Er keucht und stöhnt. Der Schweiß rinnt ihm in Bächen herunter. Immer wieder setzt er an, und immer wieder versagt seine Kraft. Es ist in einer belebten Straße. Eine Menge junger Burschen und kräftiger Männer hockt vor den Häusern. Sie sehen den Alten sich mühen, aber keiner regt eine Hand ihm zu helfen. Und dem Alten kommt auch gar nicht der Gedanke, einen der Umstehenden darum zu bitten. Die Antwort könnte nur maßlose Verwunderung und blutiger Hohn über solche Zumutung sein.

Dem Chinesen scheint auch nur der Begriff des Mitgefühls für andere Menschen zu fehlen. Es gibt nichts, was den Europäer, — wenigstens solange er noch nicht abgestumpft und chinesiert ist — mehr im Innersten aufregt und empört, als die Gesichter der Rikscha- oder Sänftenkulis mit denen der in ihren Gefährten sitzenden Chinesen zu vergleichen. An steilen Stellen besonders, und wenn schon ein Tag harter Arbeit hinter ihnen liegt, sieht man mitunter Gesichter nacktester Verzweiflung, in denen jeder Muskel verzerrt und

verkrampft ist, in dem Gedanken, die ungeheure Anstrengung noch zu schaffen. Die Insassen der Rikschas und Sänften aber sitzen — einerlei ob es ein Kaufmann in schwerer Seide oder ein Hotel- oder Hausboy ist — so faul und so lässig wie möglich. Und die Gesichter scheinen trotz aller Unbewegtheit mit wahrer Wollust jeden Seufzer und jedes qualvolle Stöhnen des sich in den Deichseln Abmühenden zu trinken.

Ich sah schlimmere Dinge, sah einen armen Teufel, der unter die Räder der Bahn gekommen war und nun da lag mit abgefahrenen Beinen. Er hatte einen Karren mit Mehlsäcken gezogen und lag nun da in dem ausgelaufenen Mehl, mit dem sein rinnendes Blut einen grauenhaften Teig bildete. Und von all den Herumstehenden dachte keiner daran zu helfen. „Hilf dir selbst oder verreck!“ scheint die allgemein gültige Parole, die nur dadurch gemildert wird, daß nicht das Individuum für sich steht, sondern die Familie und Sippe.

Gefühllosigkeit und Grausamkeit ist ja nicht das einzige, was einem am Chinesen erschreckend aufstößt. Da ist unter anderem auch das „Squeeze“. Mit diesem ist es ein eigenes Ding. Der Chinese ist, oder war wenigstens der ehrlichste Kaufmann der Welt. Er hielt einen eingegangenen Vertrag, ohne daß er schriftlich fixiert war, und wenn er darüber Bankrott machte und nicht nur er, sondern die ganze Familie darüber zugrunde ging. Ich kenne einen Fall, in dem ein chinesischer Kaufmann Bankrott machte und die Forderung einer Hamburger Firma nicht begleichen konnte. Nach zwanzig Jahren, als die Firma diese Forderung längst in den Rauchfang geschrieben und überhaupt nur noch ein alter Prokurist sich dunkel daran erinnerte, kam der geschuldete Betrag samt Zinsen von einem Schreiben des chinesischen Kaufmanns begleitet, daß er jetzt wieder zu Geld gekommen sei und hiermit seine Schuld abtrage.

Mit dieser für westliche Begriffe fast zu weitgehenden kaufmännischen Ehrlichkeit, die allerdings mit der „Verwestlichung“ des kaufmännischen und industriellen Lebens immer mehr außer Uebung kommt, scheint der Begriff des „Squeeze“ kaum vereinbar. Es bleibt nichts anderes übrig, als sich immer wieder daran zu erinnern, daß China eben eine ganz andere Welt ist, mit ganz anderen Moralbegriffen, ethischen Vorstellungen und sozialen Einrichtungen.

„Squeeze“ ist die Provision, die jemand bei einem Geschäft bekommt, beziehungsweise der Profit, den er sich selbst einkalkuliert. Der Hausboy, der der europäischen Hausfrau den doppelten Betrag für die täglich eingekauften Lebensmittel anrechnet, „squeezet“ — übrigens ein so fest eingewurzelter, gleichsam geheiligter Brauch, daß nichts dagegen zu machen ist. Selbst einzukaufen würde nichts nützen, da dann die Ware noch teurer zu stehen käme, denn der Chinese verlangt von dem Europäer grundsätzlich ein vielfaches des vom Einheimischen geforderten Preises. Mit diesem Squeeze ist es jedoch noch nicht zu Ende, auch jeder Lieferant, bei dem der Boy

einkauft, muß ihm Provision zahlen, ja überhaupt jeder, der irgendetwas ins Haus liefert. Ich wollte in Tientsin verschiedene Einkäufe in das Haus meines Freundes, bei dem ich wohnte, schicken lassen, allein der Verkäufer bat mich, sie doch gleich selbst mitzunehmen, da er sonst den Hausboy squeezen müßte. Diese Vorsicht nützt jedoch nichts, wenn der Boy herausbekommt, woher die Sachen stammen. Dann holt er sich seine Provision.

Dieses System geht so weit, daß kein Lieferant und kein Handwerker ins Haus kommt, die dem ersten Boy nicht genehm sind. Bekannte von mir wollten zu einem anderen Schuster übergehen. Sie konnten ihn nicht ins Haus bekommen. Freunde, für die er arbeitete, bestellen ihn zu sich, damit er dort Maß nehmen könnte. Trotzdem weigerte er sich erst, die Arbeit zu übernehmen.

Squeeze sind aber auch die Zehntausende und Hunderttausende von Taels, die der Beamte bezieht, wenn er einer ausländischen Firma einen Regierungsauftrag gibt. Squeeze zahlt der Provinzialgouverneur für seinen Posten, aber auch der armselig entlohnte Arbeiter für seinen Platz am Spinnstuhl und so geht es weiter.

Es ist ein engmaschiges Netz von Provisionen, Bestechung und Korruption, das jedoch augenscheinlich nicht als solches empfunden wird. Auf diesem System des Squeezens wie dem mangelnden Gemeinschafts- und Solidaritätsgefühl des Chinesen außerhalb seiner Sippe und Familie gründet sich bei den meisten Ausländern der Zweifel an der Möglichkeit, daß China sich jemals gegenüber dem Abendlande so weit einte, daß es das Joch des Westens abschütteln könnte. und daß jemals eine wirklich gefährliche rein chinesische Industrie aufkommen könnte.

Es bleibt abzuwarten, ob sich das eine oder andere nicht als gefährlicher Trugschluß herausstellen wird. China ist unergründbar und unberechenbar. Es entzieht sich jeder europäischen Kontrolle. Gerade die Tyrannis des Squeeze-Systems, der sich kein Chinese entziehen kann — ein Chinese, der Squeezezahlungen verweigern wollte, stände sogleich außerhalb jeder wirtschaftlichen Existenzmöglichkeit — deutet doch gerade darauf hin, wie bedingungslos sich ein Chinese ausgegebenen allgemein gültigen Ideen beugt.

Ein Pekinger Diplomat meinte einmal mir gegenüber: „Von Rechts wegen müßte China seit tausend Jahren tot sein. Die gleichzeitigen und späteren ägyptischen, assyrischen und babylonischen Kulturen sind längst zugrunde gegangen, die chinesische hat sich in der Hauptsache unverändert erhalten.“ China hat alle Stürme der Völkerwanderungen überstanden, hat alle Fremdkörper: Mongolen, Araber und Juden restlos in sich aufgenommen und verarbeitet. Vielleicht wird doch einmal das Wort des Ueberseekaufmanns Wahrheit, der seit vierzig Jahren in China sitzt, und der auf meine Frage nach der voraussichtlichen Entwicklung die resigniert ingrimmige Antwort gab: „In hundert Jahren sind wir chinesisch.“

Ich hatte Wichtiges in Paris zu tun, nämlich gar nichts. Das klingt nur für den Berliner paradox, außerhalb dieser vom Zweck besessenen Stadt weiß man, daß es nichts Notwendigeres gibt als das von allen Absichten, Plänen, Geschäften befreite Flanieren. Ich wollte wieder vierzehn Tage unter Franzosen sein, will sagen: unter höflichen, liebenswürdigen, kindlichen Menschen. Ich wollte in der Vormittagssonne die Quais an der Seine hinunterschlendern, wollte die Herbstfarben von Fontainebleau sehen, in einem Vorstadttheater auf der Galerie der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen sitzen, einmal im Frack unter festlichen Menschen sein, die keine Stullen aus raschelndem Papier lösen . . . Oh, man kann in Berlin vorzüglich aushalten, wenn man alle drei Wochen davonfährt.

*

Erlebnis im Taxi: Ich sitze neben dem Chauffeur. Während er mit der bravourösen Frechheit des souveränen Fahrers durch die engen überfüllten Straßen rast, schwatzt er mit teilnehmender Aufmerksamkeit. „Sie sind Deutscher?" — „Ja, Oesterreicher." Das rothaarige, verwitterte Gesicht starrt mich an. Dann nimmt der Weg den Mann wieder ganz in Anspruch. Plötzlich höre ich ihn murmeln: „Oh — hab' viele Deutsche umgebracht, viele, viele." Jetzt hat er Zeit, sich zu mir zu drehen: „Kann nichts dafür. Mußte. Krieg. Viele Deutsche umgebracht! Verflucht noch einmal. Warum?" Nach einiger Zeit antworte ich mit der Frage: „Sie sind Sozialist?" Das verwitterte Gesicht lacht, es entstehen unzählige kleine Falten um die Augen, den Mund, in den Wangen: „Non, monsieur, ce n'est rien pour moi, ich bin Kommunist." Vor meinem Hotel springe ich ab. Will das pflichtschuldige Trinkgeld geben. Der Chauffeur lehnt es ab: „Nein, nein, nicht von einem Deutschen. Hab zu viele umgebracht. Nur die Taxe. Und im Uebrigen . . ." Er streckt mir die von Arbeit gegerbte Tatze entgegen. Ich drücke sie fest.

Das verwitterte Gesicht hab ich noch oft auf den Standplätzen der Taxi gesucht, wäre gerne noch einmal bei ihm auf dem Bock gesessen.

*

Schönste Stunde dieser Pariser Tage: Nachmittag um vier Uhr auf dem place des Vosges. Dieser viereckige Platz ist das unversehrte Paris des 18. Jahrhunderts. Keine Straßenkreuzung stört die Abgeschlossenheit dieses großen Quadrates, das ringsum von den gleichen einstöckigen Häusern begrenzt wird. Laubengänge rings im Quadrat. Die Mitte des Vierecks wird von einem Kinderspielplatz ausgefüllt, hier laufen Knaben in den langen schwarzen Schutzkitteln herum, Bürgerfrauen sitzen auf den Bänken und wiegen ihre Kleinen, siebenjährige Mädchen mit adligen Beinen rennen ihren Reifen nach. Das rasende Paris — hier hält es still. Kein Fremder

stört. Die Amerikaner aus dem Meurice und Ritz finden nicht hierher. Wir gehn ganz langsam, die Arkaden entlang. In der Ecke entdeckt man eine kleine Tafel: Hier wohnte Victor Hugo. Man sieht die weiß-rote Fassade hinauf — zu den langen, schmalen bis zum Fußboden reichenden Fenstern. Nirgendwo in der Welt ist die Historie so lebendig wie in Paris. Das breite bärtige Gesicht Victor Hugos schaut durch die Fensterscheiben.

*

Ich muß eine Viertelstunde in der Halle des Hotels warten. Während dieser fünfzehn Minuten werden beim Portier ununterbrochen Pakete für die Hotelgäste abgegeben. Große Schachteln, kleine Schachteln, Hüte, Kleider, Stoffe, Wäsche, Schmuck, Parfums. Ein Haufen Schachteln stapelt sich in der Portierloge auf; reizende, bemalte farbige Kartons. Der Concierge ist der Bankier der Gäste. Er bezahlt sechshundert Rechnungen im Voraus. An jedem Abend ist große Bescherung. Die Boys fliegen von Zimmer zu Zimmer. Fast jeder Gast bekommt seine bunten Pakete. Könnte man jetzt die Laute in allen Zimmern hören, man vernähme vierhundert Ah und Oh des Entzückens. Wo in aller Welt wird, Tag für Tag, so viel Geschenkfreude produziert wie in Paris? Hier ist, für den Fremden, immer nuit de Noel.

*

Sagen Sie, wollen Sie nicht Herriot sprechen? Es wäre zu machen. Oder wenigsten Painlevé? Oder Professor B., der gestern von Caillaux zurückgekommen ist? Sie wissen doch, Caillaux' Wiederkehr ist beschlossene Sache, die Finanz, die ihn haßt, glaubt an ihn, denn er wird den Franc hoch bringen.

Nein, danke, nicht einen großen Mann will ich sehen; um Gottes willen, kein Interview. Einmal bin ich doch einem Manne begegnet, dessen Name alle Tage in der Zeitung steht. Er sprach gern mit mir, weil er gehört hatte, daß ich nicht mit ihm sprechen wollte. Ein sehr gelehrter Herr, dessen Wort in der Kammer besonderes Gewicht hat. Er wollte hören, ob es in Oesterreich wirklich so miserabel zugehe, wie die im Jammern geübten Wiener berichten. Ich weiß es nicht, bin wienfremd geworden, aber ich lese in den Zeitungen, daß der Brotpreis steigt, daß die Wiener Tanzlokale zugrunde gehen, daß die Juweliere ihre Läden schließen, weil so viel Bürgerleute die Reste alten Schmucks privat verhandeln.

Ach, sagt der Freund Herriots, war das dumm, das alte Oesterreich aufzuteilen! Wir haben die Fäden zwischen Böhmen und Oesterreich zerschnitten, das heißt, wir haben die Produktion vom Handel getrennt. Dieses neue Oesterreich hat ein ganz dünnes Lebensflämmchen, ein bißchen Wind und es löscht aus. Haben Sie eine Ahnung, wie sehr die Völker in Genf unter dem homme malade, das ist das neue Oesterreich, stöhnen? Ach, waren wir dumm! War Clemenceau blöde! Wir hatten einen Nationalitätenstaat, der ein

Gegengewicht gegen Deutschland war, und schufen einen rein deutschen Staat, der natürlich eines Tages an das Reich fallen wird. Natürlich nicht an ein Ludendorff-Deutschland, das machen die Wiener nicht mit, aber wenn Deutschland die Republik sein wird, die es zu werden beginnt, dann werden wir diese Entwicklung nicht aufhalten können.

Das ist beinahe ein Interview, sagte ich lächelnd.

Nein, nein, das ist ein Gespräch. Im Interview kann man die Wahrheit nicht sagen. Interviewen Sie mich darüber in zwei Jahren.

In einem halben, sagte ich.

*

Nach diesem Gespräch beschloß ich, in die Normandie zu fahren. In Rouen gibt es keine Weltpolitik.

Wir fuhren durch den großen Garten, der von Paris bis nach Dieppe reicht. Blutrote, zitronengelbe Herbstwälder. Hügelige Felder, freundlich ausgebreitete Welt an den Ufern der Seine.

Spät abends, ganz anonym, in den uralten Gassen von Rouen. Dreihundertjährige Winkel, schlecht beleuchtet, Giebelhäuschen, Mansardenzimmer, plötzlich steht man vor den schwarz-grau-weißen Mauern der Kathedrale, schlüpft in die Kirche, geblendet vom Glanz des Altars, ergriffen von der knieenden Demut stiller Beter, aufgeregt durch das feurige Rot von fünfzig singenden Chorknaben. Eine Kinderstimme schwingt, sich und uns erlösend, zu den gotischen Bogen empor. Murmelnder Chorus antwortet dunkel. Die Kinderstimme steigt höher. Jetzt sehe ich das Gesicht des feierlich erhitzten Knaben im Kerzenlicht . . . Wie viel tausend Kilometer bin ich fern vom Kurfürstendamm?

Drei Minuten später wieder im finstern Winkel von Alt-Rouen. Arbeiter, mit den Kindern auf dem Arm, ziehn lachend, kirchenfern, eine große fröhliche Gesellschaft, durchs Dunkel. Die Männer tragen die Kinder — und so bleiben die Frauen jung.

Zehn Minuten später sitzen wir im Hotel Zur Post, vor durchsichtig bernsteinrotem Sauternes. In dem großen Speisesaal sitzen Provinzler und doch ist es ganz still. Unser Lachen ist etwas zu laut. Man muß sich, als Deutscher, immer erst richtig instrumentieren.

Am andern Tag fuhr ein Auto gemächlich auf schönen Straßen dem Meere zu. Gärten am Wege. Hier blühen Rosen im November. Nachts sind wir am Strande von Dieppe. Das Kasino, die großen Hotels sind geschlossen. Die Küste ganz leer. Milder Wind kommt vom Kanalufer. Leuchttürme blinken. Man sieht die Lichter eines großen Dampfers, der nach England fährt.

Vor wie viel Stunden saß ich noch in der Rankestraße? Die Welt ist wieder offen! Es singt in uns, weil wir im Dunkel vor mannshoch springenden Wellen stehen und den Lichtern des entgleitenden Englandschiffes nachschauen. In drei Stunden, sagt einer von uns, könnten wir in London sein.

SIEGERT,
Oberstleutnant a. D.

# KIRCHE UND TECHNIK

Kirche und Technik — zur Zeit der alten Aegypter Freunde, später grimmige Feinde, heute bereit, sich erneut brüderlich in die Arme zu fallen.

Die fast prähistorischen Baalspriester waren weise. Lange vor Heron von Alexandrien bliesen sie zum andächtigen Schrecken der Gemeinde gespannten Dampf durch die Nasenlöcher ihrer Götter und erleuchteten von innen im gegebenen Moment die Augenhöhlen.

Aber auch im passiven Sinne hatten die Domherren von 4000 v. Chr. Verständnis für die Technik. Sie schützten ihre Gebetstätten vor den Eingriffen der Uebergötter.

Im Tempel von Edfu findet sich noch heute eine Inschrift, daß vier kupferbeschlagene Masten das Gebäude vor himmlischem Feuer bewahrten. Das war lange vor Franklin.

Die christliche Kirche erklärte den Blitzableiter als Teufelswerk und mußte sich erst durch behördliche Verordnungen zwingen lassen, ihm Gleichberechtigung neben dem Kreuz auf dem Kirchturm zu gewähren. Die Unterwerfung unter die luftelektrischen Gesetze entstammt der Zeit als die Seelsorger keine Garantie dafür übernehmen konnten, daß die himmelstürmende Gotik nicht zugleich den Donnerkeil ins eigene Haus trug. Die Glocken — „Die Artillerie der Geistlichkeit“ — bilden zweifellos Symbole der Technik im Dienste der Kirche, aber der Weg vom hanfenen Glockenstrang zum elektrischen Läutewerk war dornig. An Stelle der körperlich anstrengenden Arbeit einer bußfertigen Nonne trat der Klingelknopf.

Man scheute nicht in den Religionskriegen sich des höllischen Pulvers — das ein Mönch erfand — zu bedienen.

Der Verlauf der Jahrhunderte brachte eine schwere Reaktion.

Obwohl oder vielleicht weil die Engel Flügel haben, hatte die Kirche gegen die Eroberung der Luft schwere Bedenken.

Am 22. Juni 1911 verkündete die Kongregation der Sakramente allen Katholiken das Verbot des Fliegens als Todsünde. Kein Angehöriger der Kirche dürfe um eines Rekordes oder des Gelderwerbes willen je einen Aeroplan besteigen. Verunglückten Fliegern wurde ein christliches Begräbnis versagt.

Der Klerus sah im Flugzeug nichts anderes als ein durch seine dreidimensionalen Bewegungsmöglichkeiten kompliziert gewordenes Krematorium. Ihm war schon die erdgeborene Einäscherung verhaßt. Denn im Anfang war der Vergaserbrand.

Die Geistlichkeit der Welt perhorreszierte die reine läuternde Flamme zugunsten des Regenwurms und der Made.

„Von Erde bist Du genommen. Zu Erde sollst Du wieder werden!“

Ein Jahrzehnt mußte vergehen, ehe sich das Blättchen wendete.

Im Sommer 1923 flog der Bischof Graf Miklas in vollem Ornat von Steinamanger in einer Junkers-Limousine über Campoformido nach Rom, ohne sich einem Bannfluche Seiner Heiligkeit auszusetzen.

Erst ganz kürzlich wurde ein halbstarres italienisches Militär-Luftschiff vor seiner Indienststellung kirchlich eingesegnet.

Türkische Aeroplane werden vor ihrem ersten Start durch den Scheich ül Islam persönlich geweiht. Bei dieser Zeremonie wird ein Hammel geopfert. Welch ein bezeichnendes Symbol!

Ich fasse es dahin auf, daß noch viele, viele Hammel werden daran glauben müssen, bis die Luftfahrt sich den ihr gebührenden Platz im Leben der Völker erobert haben wird.

Inzwischen machten die Baalspriester Schule. Man ließ im gegebenen Moment das Kreuz auf dem Tabernakel von innen her elektrisch erstrahlen oder die Monstranz beim Erheben von außen mit Scheinwerferlicht begießen. Pfarrer amtierten bei den Leichenverbrennungen. Die Totengräber verfielen der Arbeitslosenunterstützung.

Im Kriege übernahmen wir aus der neuen Welt die längst bekannten „zusammenklappbaren" ambulanten Automobilkirchen bzw. Altäre.

Trotz puritanischen Einschlages ging die amerikanische Kirche in der Anwendung technischer Hilfsmittel weit skrupelloser vor. Dort herrscht die Projektionsleinewand. Das „Kino" bringt — begleitet von der Predigt — Bilder aus der biblischen Geschichte. Man läßt sogar junge Mädchen in Crêpe de chine-Schleiern nach Harfenklängen sich wie David vor der Bundeslade im Reigen drehen.

Und was ist Tanz heute anderes als Technik!

Aber auch in den USA. ohne verfallene Schlösser und ohne Basalte ist die Reaktion wach.

Der presbyterianische Bischof Dr. Manning hat eifervoll gegen die „kinematographische Zerknirschung und die Tanzmesse" gepredigt — allerdings ohne Erfolg.

Den glänzendsten Sieg aber erlebte die Technik über orthodoxe Bedenklichkeiten als im Winter 1923/24 der spanische Regent das italienische Königspaar besuchte.

Alfons XIII. als ein getreuer Sohn seiner Kirche sandte neben den üblichen Begrüßungen für den „viellieben Vetter und Bruder" ein Telegramm an den Papst:

> „Beim Herannahen des Tages, den ich so lange herbeisehnte, um Eurer Heiligkeit persönlich meine kindliche Liebe bezeugen zu können, freue ich mich, heiligster Vater, Euch in Gemeinschaft mit der Königin meinen ehrfurchtsvollen Gruß zu entbieten, während der Augenblick sich naht, in dem ich Eurer Heiligkeit apostolischen Segen für das katholische Spanien erflehen werde, das die Gefühle der Liebe zum Heiligen Stuhl so aufrichtig mit mir teilt."

Seine Majestät befand sich nach Absendung der Depesche bereits an Bord seines Geschwaders. Seine Heiligkeit stand vor der schwierigen Frage, auf welchem Wege ein so hochpolitisch-kirchlicher Gruß möglichst umgehend zu beantworten sei.

Gottlob war der diensttuende Jesuit — wie es sich für einen Schüler Ignatius von Loyolas gehört — in Dingen der Technik nicht verlegen.

Wozu gab es denn Funkentelegraphie? Allerdings verfügte der Vatikan noch nicht über eine Sendestation. Man konnte aber postmäßig auf drahtlosem Wege eines der Kriegsschiffe anrufen, die in das italienische Begrüßungsgeschwader eingegliedert der spanischen Flotte entgegenführen.

Und so geschah das Wunder.

Pius XI. funkte:

> „Wir danken Euer Majestät für den uns mit der Königin gemeinsam gesandten kindlichen Gruß und begleiten, während Wir den Augenblick herbeisehnen, in dem Wir die väterlichen Gefühle, die uns mit Ihren erlauchten Personen und dem geliebten spanischen Volke verbinden, mündlich zum Ausdruck bringen können, die Reise Ihrer Majestät mit unserem Segen."

Die Empfangsapparatur, das aufnehmende Luftdrahtgebilde, die Antennen des Enkels eines vom Bannfluche des Papstes zerschmetterten Königs von Italien übermittelten dem getreuesten Sohn der Kirche die Antwort des Diktators der Christenheit.

Und die Perspektiven?

Die Mönche der tibetanischen Klöster werden ihre Gebetsmühlen in Grammophonplatten wandeln. Es wird lange dauern. Daß der Papst noch im Verlaufe des Jahres 1924 die erste Rundfunkmesse liest, ist sicher.

Aber was wird, wenn der Lautsprecher von den Kanzeln und Altären Besitz ergeift? Wenn der große Hirte allsonntäglich imstande ist, mit seinen getreuen Schäflein ohne Mittler in Konnex zu treten, so wird der Pfarrer überflüssig.

In deren eigenem Interesse liegt es also, mit allen Mitteln der Technik zu verhindern, daß die Technik Wege findet, um etwa dem „Radio-Segen" umgekehrt die Möglichkeit einer „Rundfunk-Beichte" zu unmittelbaren Ohren des Papstes anzugliedern.

---

In Gottes Namen fängt alles Unglück an. In Gottes Namen schlug jener Bauer seinen Knecht zu Tod, spricht man . . . Es ist kein Hader oder Krieg so bös, der nicht in Gottes Namen anfange. In Gottes Namen mit vorgehendem Gebet: dein Wille geschehe usw., vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben usw., schlagen die Krieger einander tot. Da spricht ein jeder: Das walte Gott.

*Aus den „Paradoxa" des Sebastian Franck.*

PAUL MORAND

# LEWIS UND IRENE

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Siebente Fortsetzung.]

## X.

— Fahren Sie in City zurück?

— Ich fahre weiter. Ich wohne bei meinem Onkel Solon in Bayswater, sagte Irene.

— Gestatten Sie, daß ich Sie nach Hause bringe?

— Nein, ich muß Sie in Ihrem Hotel absetzen; ich habe einen Wagen.

— Ich muß . . . ich möchte Sie sprechen, sagte Lewis rund heraus.

— Gut.

Sie gingen beide hinaus, durchschnitten den Halbzwei-Uhr Verkehr, das Aufeinanderfahren der Lastautomobile in den korridorengen-Straßen, den Wirrwarr der Autobusse, die zum Bersten voll waren. Zwischendurch flutete eine Menge, die aus den Bureaus strömte, von den Eingängen zur Untergrundbahn verschluckt wurde oder in den Bars und Teestuben frühstückte.

An der Kaserne der Leibwache stiegen sie aus. Die letzten Reiter vom Vormittag kehrten heim, und schon begannen sich auf dem Reitweg die Nachmittags-Kavalkaden, die nach Mietpferden aussahen, mit stumpfem Haar und stumpfem Geschirr breit zu machen.

— Eben im Bureau haben Sie mir noch mehr Angst gemacht als in Sizilien, sagte er.

— Und jetzt?

— Weniger.

— Wenn Sie unbeschäftigt sind, gleichen Sie anderen Frauen in stärkerem Maße. Ich habe häufig an Sie gedacht . . . sind Sie sentimental?

— Nein, das Gefühl ist von den Leuten erfunden worden, die kein Herz haben. Ich habe an San Lucido gedacht.

— Und sind dafür belohnt worden. Sie sind eine Geschäftsfrau, weil Sie hartnäckig bleiben können.

— Und Sie ein Geschäftsmann, weil Sie nachgeben können.

— Ich will Ihnen gestehen, warum ich nachgegeben habe um Sie wiederzusehen, sagte Lewis einschmeichelnd.

— Seien Sie aufrichtig. Sie haben nachgegeben, weil Sie nicht anders konnten. Sie wären an den Fälligkeitstagen in große Geldschwierigkeiten geraten. Da Sie kaltblütig sind, haben Sie sich,

solange es noch Zeit war, wie man an der Börse sagt: „einen Finger abgeschnitten".

— Die Franco-Afrikanische und Geldschwierigkeiten?, antwortete Lewis. Wegen lumpiger sechs Millionen?

— Es handelt sich nicht um die Franco-Afrikanische, fuhr Irene in aller Ruhe fort, sondern um Sie. Haben Sie nicht in dieser Angelegenheit nach eigener Initiative gehandelt, ohne Ihren Aufsichtsrat zu befragen? Glauben Sie, daß ich das nicht weiß? Sie haben aus Stolz gehandelt wie ich vielleicht auch. Je größer die Schwierigkeiten wurden — und ich leugne nicht, dazu beigetragen zu haben — um so mehr erschöpften sich Ihre Geldmittel oder die Ihrer Freunde; im Augenblick, wo Sie bessere Aussichten hatten, mußten Sie zu neuen Ausgaben schreiten. In gewissen Augenblicken ist der Kampf eines Einzelnen gegen viele unmöglich, nicht wahr? Ich wußte, daß Sie sich an Ihre stillen Gesellschafter wenden konnten. Aber ich wußte auch, daß Sie vorziehen würden, die Grube im Stiche zu lassen, als Ihren Freunden ein Geschäft in dem Augenblick anzubieten, wo es sich schlecht anließ. Habe ich mich geirrt?

Lewis' Augen blieben am Boden haften:

— Nein, sagte er wütend, Sie haben sich nicht geirrt.

Schweigen.

— Es ist nicht gut, mit Ihnen zu tun zu haben, sagte er dann. Warum sind Sie keine Frau?

Irene schoß das Blut ins Gesicht, überschwemmte sie mit Rosa, ihre Augen wurden feucht, ihr Mund verzog sich.

Lewis sah, daß er sie verletzt hatte. Er beruhigte sich.

— Haben Sie einen Kummer im Herzen? Oder nur in den Augen? . . Verzeihen Sie mir. Ich wollte nur sagen: warum denken Sie nach, bevor Sie sprechen, warum lächeln Sie nicht, warum vergrößern Sie Ihre Pupillen nicht aus Teilnahme, wenn von Ihnen die Rede ist? Warum denken Sie an das, was die anderen machen?

Irene war am vorigen Satz haften geblieben.

— Das ist es nicht. Scherzen Sie nicht. Was wollten Sie sagen, als Sie mich fragten, warum ich keine Frau sei? Weil ich ausgeglichen bin? Das ist ein natürliches Gleichgewicht.

— Auch ich, sagte Lewis, habe ein natürliches Gleichgewicht, ich kann im Dunkeln mit einem Glas Wasser spazieren gehen, ohne einen Tropfen zu verschütten.

Sie schnitt ihm das Wort ab.

— Scherzen Sie nicht.

— Kann man, wenn man über ernste Dinge verhandelt hat, nachher nicht lachen? Hätten Sie lieber, daß ich meine Niederlage mit schlechter Laune ertrüge?

— Sie fallen wie eine Katze immer auf die Füße . . . Ich liebe Schwärmer nicht.

— Ich liebe die Gerechten nicht . . Ich fürchte die Fanatiker und liebe die Anmut.

— Ich bewundere die Vollendung . . . So könnte es bis morgen weitergehen. Es ist schon zwei Uhr, und wenn man zu spät zu den Mahlzeiten kommt, bekommt Onkel Solon seine stille Wut.

— Bevor ich Sie verlasse, sagte Lewis, eine letzte Frage: es besteht kein zartes Band zwischen uns, nicht wahr?

Irene zuckte die Achseln:

— O Gott, nein!

— Das ist auch mein Gefühl, sagte Lewis.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Sie verließ ihn, ohne etwas von ihrer Sicherheit, von ihrer Integrität eingebüßt zu haben. Sie ging fort mit ihrem klaren, braunen Gesicht, ihren geraden Hüften, ihren über den durchsichtigen Knöcheln gespannten Strümpfen, ihrem Sweater, in dem die Brust nur leicht angedeutet war; sie hatte einen Foulard um den Hals, der im Winde wehte.

In der City ruhte der Zessionsvertrag, unterschrieben und bestätigt.

Lewis sah, wie sie Lancaster Gate überschritt. Sie betrat ein Haus, das crêmefarben war wie alle anderen, durch eine Pforte, die wie ein Mauersprung vorgebaut war und durch die man Mahagonimöbel, Silberkästchen und Photographien mit Widmungen sehen konnte. Lewis hatte keinen Hunger. Er ging bis zum Park Heinrichs VIII. hinunter, den der Winter nicht beraubt und der dank den Gebüschen würdige Linien bewahrt hatte; er bildete die architektonische Fortsetzung des Palastes aus rosa und schwarzen Ziegeln, in dem alte Diener der Krone untergebracht sind. In der Mitte des Rechtecks aus Fliesen, in diesem Pflanzenkloster mit den Bogen aus Glyzinen blieb Lewis einer Qual entledigt mit einer Amsel allein.

Alles ermunterte ihn zu leben. Die Sonne entfaltete ihren sieghaften Lauf; es war wie auf Sizilien. Er hatte ein schlechtes Geschäft abgestoßen. Plötzlich zog eine Wolke vorüber. Das Wohlbefinden hörte auf. Lewis fühlte auf einmal, daß er die Dinge sah, wie sie sind. Sein Schicksal schien ihm unabänderlich vorgezeichnet.

— Wie kalt, sobald sie nicht mehr da ist, sagte er, wie ärgerlich!

Irene war für ihn eine Offenbarung. Er wußte, daß er sie bei der nächsten Zusammenkunft darum bitten würde, ihn zu heiraten.

## XI.

Am nächsten Abend aß Lewis bei den Apostolatos in Bayswater.

Im kirschroten Damastsalon hoben sich vom einfarbigen Hintergrund einer dunkelroten Bespannung Khorassans in schwarzen Emailtönen ab, daneben die kleinen Motive der Giordes und die zarten Streifen der Sinehs. Kleine französische Meister aus dem

XVIII. Jahrhundert waren von elektrischen Lampen beleuchtet, deren stumpfes Licht das ins Grau gehende Blau absorbierte. Der Salon bildete eine Art Atrium; das war von einer Balustrade aus Holz umgeben, von der Janinastickereien, Skutarisamte und große, in erhabenen Zieraten gestickte Moscheelampen herabhingen. Zwischen den Fenstern ein arabischer Sattel aus golldbesetztem violetten Leder mit allen Waffen eines Emirs.

Als Lewis eintrat, bestand die Gesellschaft, wie es in russischen Romanen heißt, aus Irene und drei Damen, von denen zwei aufstanden. Es waren Irenens alte Cousinen, die Fräulein Apostolatos. Sie standen neben einer alten Großmutter, einer Art Mondnapoleon, die auf einer Seite gelähmt war und der Unterhaltung mit abwesendem Gesicht, aber mit einem wachen Auge folgte, das von Gedanken überfloß. Neben ihr auf einem Tisch lag eine erstarrte Patience.

Lewis vermutete, daß auch die drei Söhne, die Bankiers aus dem alten Judenviertel, anwesend wären, aber keiner von ihnen aß zu Abend. Sir Solon Apostolatos, der alte Vater, kam endlich im Smoking aus Samt und zeigte zunächst unter der gerafften Portiere eine wilde Hakennase, die an einer Kneiferschnur an der Leine lag; er hatte abstehende Ohren, einen dichten Bart und vorspringende Augen wie die Masken aus Gold von Mykenä; eine kleine Kappe saß auf dem spärlichen weißen Haar.

Trotz eines sehr höflichen Empfanges in den Formen alter griechischer Gastfreundschaft vermutete Lewis, daß er geizig, maniakalisch und ein Tyrann sei.

— Ich begrüße Sie, sagte er.

Er tat, als ob er taub wäre, um würdevoller zu erscheinen. Irene bot ihm die magere Wange. Er behandelte sie rauh wie seine eigenen Töchter.

Er war der Jugend gegenüber in keiner Weise nachsichtig, erklärte alles Leichte und Angenehme für tadelnswert, warf seinen Töchtern vor, daß sie Geburtstage vergäßen, sich für seinesgleichen hielten und nur an ihre Zerstreuung dächten, obwohl sie beide schon über vierzig waren und wie Einsiedler lebten. Er warf ihnen auch vor, daß sie alte Jungfern wären, während er alles getan hatte, um ihre Verheiratung zu verhindern; sie umgaben ihn mit Entsetzen, Achtung und Bewunderung. Er hatte einst eine Frau gehabt, die an seiner schlechten Behandlung gestorben war. In orientalischer Eifersucht hatte er der Unglücklichen, wenn er sie allein hatte lassen müssen, um in die Bank zu gehen, die Haare aufgelöst und sie zwischen zwei Schubfächer einer Kommode geklemmt, die er dann abgeschlossen hatte.

Ein schwer beladener Tisch; ein alter „butler" vollzog alle möglichen Leichenriten, die denen der griechisch-orthodoxen Kirche glichen, und ging um den Tisch herum wie man Ostern in Athen um die Kirchen herumgeht. In der Mitte stand eine Blumenschale,

die weniger zum Schmuck als den Speisenden dazu diente, ihr Gesicht zu verbergen und so die Zahl der schrecklichen Auseinandersetzungen und der „Ich werfe Dich heraus, wenn das so weitergeht“ milderte, die zwischen zwei Gängen dieses Familiendiner störten.

Die Gerichte waren reichlich, orientalisch und schwer. Aber Vater Solon legte nur auf das Porzellanservice wert, von dem man sie aß:

— Und jetzt, wandte er sich an Lewis und rieb sich die Hände um die Harnsäure aus seinen Gelenken zu jagen, bekommen Sie . . .

Lewis war auf irgendeinen alten Wein gefaßt:

— blaugoldenes Vincennes; es gibt nur noch siebzehn Stücke davon. Fürst V. hat zwei und Ihr Kunstgewerbemuseum drei; ich besitze diese zwölf.

Dann ein langes Schweigen — man hörte, wie der Alte seine Antidiabetikerzwiebäcke zerbrach.

Lewis fiel die Qualität der Perlen auf. Irene erklärte, daß Onkel Solon von einem Ausgabenwahnsinn befallen worden sei, als die Drachme ins Bodenlose stürzte; so sparsam er sein ganzes Leben lang gewesen war (— Reibt nicht!, pflegte er zu sagen, in achttausend Jahren ist ein Goldstück vom ewigen Reiben verschwunden! —) — als er auf seine alten Tage das Ende des Sparens, der Erbschaften und des Kapitalismus kommen sah, ließ er den fiktiven Wert des Nachkriegsgeldes leichten Herzens fahren und sagte manchmal fröhlich und manchmal wütend: „Spend the money, my children!“ Gebt Geld aus, gebt aus!

Und ohne Lust dazu zu verspüren, einfach, weil sie daran gewöhnt waren, die Autorität des Mannes niemals zu bestreiten, kauften die beiden Schwestern und kehrten jeden Abend heim, müde und abgespannt, nachdem sie Auktionen, Geschäfte und Antiquare besucht und ihr Vermögen in Dinge umgesetzt hatten, die nicht notwendig waren.

Nachts schlossen sie sich in ihr Zimmer ein, ließen alle Lampen brennen, legten für drei Millionen Juwelen an und betrachteten sich im Spiegel.

Onkel Solon wiederholte:

— In drei Jahren wird von den Dingen, die wir heute sehen, nichts mehr vorhanden sein.

Er hatte auf seine Kosten — für die „Idee“ — zwei Panzerkreuzer zu zweihundertfünfzig Millionen und eine befestigte Villa für Venizelos bauen lassen.

— Ich will Dich nicht verletzen, Onkel Solon, sagte Irene und nahm sich eine jener Freiheiten, wie sie sich ihre Vorfahren Jupiter gegenüber erlaubten, aber ich finde, daß man Optimist sein muß. Ich habe dem Präfekten von Athen zehntausend Pfund Sterling gegeben, um das Gefängnis wieder aufbauen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Novemberwoche.

Die Rentenbank hat ihre erste Generalversammlung abgehalten. Anfänglich zog sie in Erwägung, die Oeffentlichkeit von ihren Beratungen auszuschließen, damit kein Sterbenswörtchen nach außen dringe von den Widerständen, die im eigenen Kreise gegen das Projekt der Errichtung einer neuen Agrarkreditanstalt entstanden sind. Später überlegte man es sich besser, nachdem man eingesehen hatte, daß die Rentenbank, deren Lasten vom ganzen deutschen Volke getragen worden sind, ihre Angelegenheiten nicht gut zur Privatsache der beteiligten Agrarier machen könne. Kaum war die Festrede des korrekten Präsidenten, des Staatsministers a. D. Dr. Lentze beendet, da trat wirklich das Befürchtete ein. Herr Hillger-Spiegelberg, der Vorsitzende des Reichslandbundes, konnte den Mund nicht halten und legte in seiner aufreizenden Beredsamkeit mächtig los. Nach allen Seiten flogen die Hiebe. Der Reichsbankpräsident wurde angegriffen, weil er es gewagt hatte, der Landwirtschaft die Kredite zu verknappen, soweit die angeblich eingefrorenen Agrarwechsel infolge der Hausse der Getreidepreise aufgetaut waren. Herr Hillger gab die Parole aus, man dürfe „nicht einen roten Pfennig" der Reichsbank zurückzahlen. Und dann ritt er eine große Attacke gegen alle die, die Uneinigkeit im eigenen landwirtschaftlichen Lager gestiftet hätten (womit natürlich die Gruppen gemeint waren, die anderer Meinung waren als der Landbund). Jetzt biete sich, so rief er aus, eine nie wiederkehrende Gelegenheit zur Errichtung eines landwirtschaftlichen Kreditinstitutes von einer Größe, wie es die Welt noch nicht gesehen habe. Jetzt endlich sei die Gelegenheit gekommen, um die Verwendung der angesammelten und künftig noch zufließenden Mittel und die Abwicklung der laufenden Wechsel in die eigene Hand zu nehmen. Und da wolle man nicht mit beiden Händen zugreifen? Der begeisterte Sprecher des Landbundes merkte nicht, daß er mit diesen Worten innerste Geheimnisse preisgab. Nun weiß man wenigstens, wie es mit den Agrarwechseln bestellt sein wird, wenn die Reichsbank sie der Rentenbank zur Abwicklung übergibt; auf die Kreditlage der Gesamtwirtschaft wird dann nicht mehr die geringste Rücksicht genommen werden, sondern bis zum letztmöglichen Augenblick wird das Geld der Landwirtschaft zu billigen Sätzen zur Verfügung gehalten, damit der Zurückhaltung der Bestände und dem Anstieg der Getreidepreise Vorschub geleistet werden. Die Mittel aber, die die Rentenbank aus Zinsgewinnen aufgespeichert hat und die ihr auch in den nächsten zehn Jahren in Höhe von jährlich 25 Millionen zugeführt werden, die wird sie

ebenfalls allein nach ihrem Willen verwalten. Fragt sich also nur, wessen Wille bei ihr bestimmend sein wird. Die bäuerlichen und genossenschaftlichen Gruppen fürchten mit gutem Grunde, daß der Landbund auch späterhin in derselben Weise das große Wort führen werde, wie er es in der Rentenbankgeneralversammlung tat, daß **sein** Wille geschehen werde, wenn es darauf ankommt, **wenn** die von der **gesamten** Landwirtschaft aufgebrachten und aufzubringenden Mittel in erster Linie zur Verfügung gestellt werden. Sie lehnen darum die Errichtung einer neuen Kreditanstalt ab und befürworten, man möge mit ihrer Aufgabe eine bewährte Stelle, z. B. die Preußische Zentralgenossenschaftskasse betrauen. Der Leiter der Generalversammlung erkannte sogleich, daß Hillgers Freimütigkeit der Sache der Rentenbank mehr schaden als die Gegner im eigenen Kreise überzeugen werde. Er entzog kurzerhand dem Redner das Wort und schloß die Sitzung. Zuvor vergaß die Generalversammlung nicht, sich einen Kostenbeitrag von 150 Mark je Mitglied zu sichern. Die Industrie und dem Handel hatte zwar dieselbe Rentenbank in erbitterten Verhandlungen das Recht bestritten, die Beiträge, die die nichtlandwirtschaftlichen Kreise geleistet hatten, zurückzuverlangen. Die Belastungszinsen, die die Gesamtheit auf Grund des Rentenbankgesetzes im Interesse der Währung gemacht hatten, reklamierte die Rentenbank für den einen Stand, dem sie künftig allein zu dienen hatte, für die Landwirtschaft. Sie stützte sich dabei hartnäckig auf ihre Verhandlungen mit dem englischen Mitglied des Währungskomitees, der angeblich jedwede anderweite Verwendung der Rentenbankmittel außer für agrarische Zwecke untersagt haben soll. Nun, Handel und Industrie sind inzwischen aus der Rentenbank ausgeschieden, und so verbleiben die Tagegelder von vielen tausend Mark, die 110 Mitglieder der Generalversammlung sich — einstimmig! — bewilligten, **ohne** daß diesmal das Währungskomitee befragt wurde, tatsächlich im engeren Kreise der Landwirtschaft.

Die **sechste Durchführungsbestimmung** zur **Goldbilanzverordnung**, die, obwohl seit langem feststehend, mit unbegreiflicher Verzögerung erst jetzt herausgekommen ist, regelt die Gestaltung des Börsenverkehrs nach der Umstellung der Kapitalien auf Gold. Selbst bei den großen Börsen in Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main beträgt das Mindestkapital für Gesellschaften, deren Aktien börsenfähig bleiben sollen, künftig bloß 250000 Goldmark. Die Grenze ist also in weitgehender Rücksichtnahme auf die Interessen der Aktionäre, die seinerzeit die Aktien im Hinblick auf ihre Marktfähigkeit erworben hatten, außerordentlich tief gesetzt. Nur in seltenen Fällen wird dieses Minimal-Kapital noch unterschritten werden, sodaß all die Liliputgesellschaften, die in den letzten Jahren die großen Börsen mit ihren Aktien überschwemmt haben, die amt-

liche Notiz behalten werden. Aber selbst diese milden Vorschriften beziehen sich nicht einmal auf die unnotierten Werte. Im sogenannten Freiverkehr findet nach wie vor jede noch so ausgehöhlte Gesellschaft Unterschlupf für ihre Aktien. Die Zulassung zur offiziellen Notiz ist gewiß kein Stempel für Wert und Zuverlässigkeit von Aktien. Vor allem in den letzten Jahren ist die Auswahl durch die Zulassungsstelle durchaus unzureichend gewesen, und es sind eine ganze Reihe von zweifelhaften Papieren auch an den amtlichen Markt gelangt. Aber was sich alles im inoffiziellen Verkehr, der dem Börsengesetz nicht untersteht, herumtreibt, das spottet jeder Beschreibung. Es existiert zwar seit langem eine Kommission, die verhindern soll, daß ausgesprochene Schwindelaktien durch Mißbrauch des Freiverkehrs noch weiter an den Mann gebracht werden können, wie das im Höhepunkt des Börsentaumels zurzeit der Geldentwertung der Fall war. Aber weiter gehen die Kompetenzen der Kommission nicht, und so kann noch heute jedweder Bruch unter dem Dache der hauptstädtischen Börse gehandelt werden. Die Kurslisten für unnotierte Werte umfassen noch cirka 140 Aktien, von denen nur ein winziger Teil Anspruch auf Börsenhandel erheben dürfte. Die Aktien der Warenkreditbank A.-G. haben auf dem Wege über den Freiverkehr der Berliner Börse Eingang in breite Kreise des Publikums gefunden, dieses Unternehmen mußte sein Kapital bei der Umstellung auf einige 1000 Goldmark ermäßigen; die Generalversammlung wurde vom Aufsichtsrat unter polizeilichen Schutz gestellt, weil man von den enttäuschten Aktionären körperliche Mißhandlung der Verwaltungsmitglieder befürchtete. Für solche Wildwestunternehmungen darf an einer Börse, die auf sich hält, kein Raum sein. Es ist höchste Zeit, daß ein großes Aufräumen am unnotierten Markt stattfindet.

Es darf höchstens noch eine Frage der Zeit sein, bis dem Stimmrechtsaktienunfug ein Ende bereitet wird, dessen Ausmaß infolge der Umstellung der Kapitalien vor aller Augen enthüllt wird. Statt Demokratie herrscht heute Tyrannei schlimmster Sorte im deutschen Aktienwesen, und wenn eine Verwaltung nur ein genügend robustes Gewissen besessen und die Möglichkeiten der Stimmrechtsanhäufung in der Inflationszeit voll ausgenutzt hat, so kann sie jetzt mit Hilfe der wenigen Mark, die sie eingezahlt hat, das gesamte Stammaktienkapital an die Wand drücken. die Goldbilanzverordnung hat in diese Frage nicht eingegriffen, sondern sogar bestimmt, daß das Stimmverhältnis der verschiedenen Aktienkategorien durch die Umstellung nicht berührt werden soll. Es wird darum eine dringende Aufgabe des neuen Parlaments sein, durch Aenderung des Handelsgesetzbuches dem jetzigen sittenwidrigen Zustand ein Ende zu bereiten und dem Grundsatz, daß gleicher Kapitaleinsatz gleiches Stimmrecht verbürgt, wieder

zur Geltung zu verhelfen. In einem anderen Punkte hat jedoch die Goldbilanzverordnung der mißbräuchlichen Ausnutzung der Stimmrechtsaktien vorbeugen wollen. Der Kapitalbetrag, auf den die Vorzugsaktien nach der Umstellung lauten, darf den Goldeinzahlungswert, so heißt es in der Verordnung, keinesfalls übersteigen. Das ist freilich in manchen Fällen gar keine schlechte Abfindung der Vorzugsaktionäre. Nicht jedermann hat seine Einlagen so anständig — zu 100 Prozent in Gold — valorisiert bekommen, wie das für die Vorzugsaktionäre verfügt wurde. Aber das hindert manche Verwaltungen nicht, die wohlgemeinte und einigermaßen gerechte Gesetzesbestimmung zwar nicht formell, aber materiell dadurch gröblich zu verletzen, daß sie noch kurz vor der Umstellung eine Umwandlung von Vorzugsaktien in Stammaktien beschließen lassen. Auf diese Weise entgehen die Stimmrechtsaktien, die ursprünglich angeblich im Interesse der Gesellschaft zur Abwendung einer Ueberfremdungsgefahr geschaffen worden sind, der Umstellung auf den Goldeinzahlungswert, und die Konsortien, in deren Händen sie sich befinden, erzielen zuweilen einen bedeutenden Umwandlungsgewinn. So endet bei vielen Gesellschaften das traurige Kapitel der Stimmrechtsaktien mit einer außerordentlichen Bereicherung der Verwaltung. Die Besitzer der Stammaktien haben natürlich den Schaden davon, denn alles, was die Vorzugsaktien mehr bekommen, als ihnen zusteht, erhalten die Stammaktien weniger. Man glaubt nicht, daß die Fälle, in denen solche an Betrug grenzenden Transaktionen noch vor der Umstellung vorgenommen werden, vereinzelte Ausnahmeerscheinungen sind. Besonders kleinere Gesellschaften, deren Aktien nicht börsengängig sind, wenden diese verwerfliche Methode an. Aber auch Gesellschaften, deren Aktien Börsenzulassung haben, scheuen sich nicht immer, diese dunklen Pfade zu betreten. Das Vorgehen der Kaiser-Keller-A.-G. wurde bereits von der Finanzpresse bemängelt. Ihrem Beispiel sind eine Reihe anderer Gesellschaften gefolgt, ohne von der öffentlichen Kritik beanstandet zu werden. Allein in den letzten Tagen waren es drei Gesellschaften — die Deutsche Steinzeug A.-G. in Friedrichsfelde, die Maschinen- und Kranbau-A.-G. in Düsseldorf und die Dr. Heinrich Abbes & Co. A.-G. in Holzminden, sämtlich Gesellschaften mit Börsenzulassungen in Berlin — die ihre Vorzugsaktien noch vor der Umstellung in Stammaktien umwandeln ließen, ohne daß der entstehende Gewinn durch eine entsprechende Zuzahlung ausgeglichen werden soll. Die Stammaktionäre lassen sich dadurch ihren herkömmlichen Schlaf nicht stören. In den seltenen Fällen, in denen sich Opposition regt, konnten die Widersprechenden einfach majorisiert werden. Es ist darum Aufgabe des Gesetzgebers, schleunigst diesem Raub am Aktionärvermögen ein Ende zu bereiten. Oder will man etwa nicht sehen, wie hier klare Gesetzesbestimmungen umgangen werden?

# GLOSSEN

## DIE UNZIVILISIERTE SEXUALITÄT

Möge mir Arnold Hahn verzeihen, aber es soll keine Attacke werden auf seine „Zivilisierte Sexualität“ im vorigen Heft des „Tage-Buchs“. Ich will auch gar nicht eingehen auf Definitionen über den Unterschied von Kultur und Zivilisation. Ich folge ihm nur dahin nicht, wo er von einer möglichen Lösung der Sexualleiden in lumpigen fünfzig Jahren spricht. Ich glaube nicht an die Möglichkeit dieser Lösung auch in lumpigen fünftausend Jahren. Ich glaube, daß es ein Intimstes im Menschen gibt, was nicht den Wandlungen der sozialen Struktur unterliegt und infolgedessen auch niemals „gelöst“ werden kann. In diesem Sinne bleibt die Liebe ebenso unlösbar wie der Tod. Mag die gesellschaftliche Erscheinungsform wechselbar sein, die stets flexible geschlechtliche Moral eine Generation heftiger einengen als schon die nächste, durch die Jahrtausende dringt dennoch der gleiche Ruf aus Lust und Jammer gemischt, das ewige sehr primitive Lied von Begehren und Versagen, übertönend die große und komplizierte Orchestermusik der Kulturen und Zivilisationen. Und selbst wenn einmal die Menschheit befreit von allen ökonomischen Quälereien in die selige Faulenzerei eines zweiten Paradieses eingehen sollte, es wird immer Jünglinge geben wie Ammon, Davids Sohn, auf einsamem Lager sich nach der Schwester verzehrend, ewig wird Potiphars Weib vergeblich seufzen, hassen und verleumden, und in der realisiertesten aller Idealstaatstheorien werden junge Mädel Lysol nehmen, weil der Eine nichts von ihnen wissen will, und alte Idioten werden sich am Fensterkreuz aufhängen, weil die Eine konstant nach der anderen Seite blickt.

Doch ich möchte mich nicht in weite Perspektiven verlieren, es liegt mir nur daran, von einem Ewigkeitsproblem auf ein Zeitphänomen hinzuführen, von der Sexualität einer möglichen Zivilisation zur Sexualität jener fröhlichen Barbarei, in der wir leben und voraussichtlich auch sterben werden. Nach uns die Sintflut oder der Garten Eden — — des Menschen Blume ist die Gegenwart, und das Signum dieser Gegenwart ist die unzivilisierte Sexualität, deren Merkmale nicht in einem schwarzen Kaffernkraal, sondern in unserm frisch

aufblühenden Gemeinwesen Berlin am deutlichsten zu beobachten sind.

„Der zivilisierte Mensch ... kämpft um die Nacktheit der Sexualität." Lieber Doktor Arnold Hahn, dieser Kampf ist in Groß-Berlin längst entschieden und zwar zugunsten der nackten Sexualität, aber die Zivilisation ist dabei untern Wagen gekommen. Die trockene These des Aufkläricht: Befriedigung des Geschlechtstriebes sei ebenso natürlich wie Essen und Trinken, war gut gegen die verstaubten Embleme einer bürgerlich verlogenen Idealität, die mit moralischen Taschenspielerkniffen den Unterleib unterschlagen wollte — — nun, der Unterleib ist inzwischen wieder entdeckt worden, aber es ist wie immer bei großen Entdeckungen: nach Columbus kommen die Conquistadoren, kommen auch die Landmesser und Kartographen, die braven Pedanten, die das Wissen vom neuen Land popularisieren. Und jetzt haben wir, Hand aufs Herz, eigentlich genug entdeckt, die Formel: „... so natürlich wie Essen und Trinken" hat gesiegt und wird gewissenhaft befolgt; der Fortschritt täte wohl daran, die Siebenmeilenstiefel für eine Weile auszuziehen. Die alte Sittlichkeit ist der ungehemmten Sexualität unterlegen; die Kosten dieses Krieges jedoch zahlt unglücklicherweise der gute Geschmack. Wir wollen ganz gewiß nicht eine Renaissance der mit Recht in den Staub gerungenen antiquierten Moralität, aber bei der Verselbständigung des Unterleibes ist die Nase der leidtragende Teil geworden. Wir sollten die Strapazierfähigkeit dieses nützlichen Organs nicht überschätzen.

Die Berliner Liebe, um uns an das frappanteste der Beispiele zu halten, waltet im Genius der Likörstube. Unsere Aphrodite steigt nicht aus dem Meeresschaum, sondern aus einer Bouteille Cherry Brandy. Daß die Weiber sich durch die Bank wie Kokotten tragen und betragen, wäre nicht so schlimm, devastierend bleibt nur, daß sie es ausgerechnet wie Berliner Kokotten tun. Gibt es noch jenen muntern, leicht angewienerten Grisettentyp, der einem früher gelegentlich übern Weg lief? Ach, wie können Mimi und Mussette gedeihen, wo alles auf Barzahlung gestellt ist? Der zahlungsfähige Rüpel bestimmt das Niveau und die Preise und formt alles nach seinem Bild. Und da die Sexualität ein Handel geworden ist wie jeder andere, und der Handel in den Jahren der Kriegswirtschaft der Tendenz zur allgemeinen Verpöbelung restlos unterlegen ist, so werden 125 Pfund Weiberfleisch heute nicht mit jenem Maß von Höflichkeit erworben wie im Schlächterladen zwei Pfund Schweinebauch. Berlin ist die Stadt ohne Erotik. Es gibt nicht mehr die Grazie oder Tölpelei des Werbens, es gibt nicht mehr die prickelnde Frivolität, es gibt überhaupt nichts mehr, was auch nur entfernt an Form erinnert; die Sexualität ist glattes Geschäft und „so natürlich wie Essen und Trinken." (Nur ißt man wo anders weniger und besser.) Im vergangenen Sommer will man noch in der näheren Umgebung der Metropole ein Pärchen gesehen haben, das träumerisch versunken den Mond anguckte. Hoffentlich findet man die Leutchen und schafft sie ins Märkische Museum.

Muß wirklich die Liebe, um wieder einige Berührungspunkte zur Aesthetik zu gewinnen, von neuem zur Sünde gestempelt werden? Oder müssen wir alle erst durch das Fegefeuer eines Puritanertums hindurch, um den Rausch, das Abenteuerliche des erotischen Fühlens neu zu lernen? Wieder war die Freiheit mitten unter uns. Sie hat den Geschlechtern die Ketten genommen, aber es wäre wirklich nett gewesen, wenn sie ein paar Rosenbänder hinterlassen hätte.

Wir leben in einer fleißigen, ge-

schäftigen Zeit. Die Kommerzialisierung des Liebeslebens bedingt flotte Expedition, harte Tatsächlichkeit.

„Herr Ober, ein Frühstück und zwei Frauen!“

Solches hörte ich im gesegneten Jahr der Inflation 1923 in einem guten Berliner Restaurant. Die anwesenden Damen amüsierten sich königlich darüber. Wissen die lieben Geschöpfe, daß sie, wie die Austern, nur dutzendweis zu schlucken sind?

*Lucius Schierling.*

---

## BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

### 1.

### *Brief eines „Lebenslänglichen“*

Im Tage-Buch (Heft 41) ist der Brief eines zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Sträflings veröffentlicht worden. Er bekam die von ihm erbetenen Bücher (Tolstoi und Buddha) und schreibt am 19. Okt. aus der Strafanstalt Sonnenburg, Neumark:

Sehr geehrter Herr Großmann! Ich habe Ihren Brief und Ihre liebe Sendung erhalten. Sie haben mir so viel geschenkt — Sie haben mich so reich gemacht! Ich glaube, Sie haben mir das Größte geschenkt, was man einem Menschen überhaupt schenken kann: Menschen! den Menschen! ! Bücher sind viel! Vertrauen, Verstehen, Mitgefühl ist sehr viel! — aber Menschen, Menschen, die man braucht, ist das Höchste! Ich kann nur sagen: Von ganzem Herzen danke ich Ihnen! Von ganzem Herzen! ! Sehen Sie: Sie haben einen Menschen froh und vielleicht glücklich gemacht und vielleicht besser! Das ist so viel und Ihnen gewiß ein Dank, eine Genugtuung.

Aber sehen Sie: eines hält mich nun mehr wie früher gefangen: Ich habe das Elend der vielen, vielen Brüder um mich herum vor Augen, kenne ihre ungeheure Not, von der sie selbst nichts wissen wollen. Nun bin ich es wieder, der sie durch Besitz übervorteilen muß! Es ist schwer, selig zu sein, solange es nur Unselige gibt. Wenn man doch allen helfen könnte! Oh! Und man könnte es! Ganz gewiß! Ein ungeheures Land liegt hier brach, Werte gehen unbeachtet zugrunde. Ich werde Ihnen später einen ganzen Brief darüber schreiben!

Sie haben meinen Brief im Tage-Buch veröffentlicht. Ich weiß es nicht, unter welcher Form — mit was für Zusätzen. Und das macht mir Unruhe! Denn genau so, wie es mir weh tut und mich herausreißt aus dem „Stillesein“, wenn mich jemand für schlechter hält als wie ich in Wirklichkeit bin — obgleich das an meinem Werte nichts ändert! — genau so tut es mir weh, — denn es ist auch ein Unrecht, das mir da geschieht! — wenn mich jemand für besser hält, als wie ich in Wirklichkeit bin! Jenes ändert nichts an meinem Werte, wenn ich es schweigend hinnehme — dies aber ändert wohl etwas an meinem Werte, wenn ich es schweigend hinnehme! ! ! Man soll mich nicht besser halten wie ich bin! Ich habe Ihnen ja nur Worte gegeben und Worte und Gesinnungen und guter Wille sind noch lange nicht der Mensch!

Darum: Machen Sie mich nicht besser wie ich bin, in der Meinung anderer! Ich bitte Sie, schicken Sie mir das betreffende Heft! Ich muß sehen, was dort steht, was unbekannte Menschen veranlaßt, mir Liebes zu tun!

Immer war es mein liebster Traum, mein liebster Gedanke: daß du so einsam bist, das ist nur Schein. Irgendwo — ein schönes Wort, das ich liebe — irgendwo gibt es Menschen, die dich nicht verachten, die dich nicht ausschließen, die dich lieb haben, die noch für dich bestimmt sind, dir etwas zu sein, auch ohne daß du sie

kennst und sie dich! Irgendwo! Und nun ist das Wunderbare mit einem Male da! Wie gewaltig sich das ausschwingt, die Tage und die Nächte hindurch! Nun muß ich besser werden! Ich muß an das Wort von Goethe denken: „Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit!“ Und ein Recht auf die Menschen, die man braucht, habe ich immer geglaubt zu haben; seit ich meine Opferschaft abgelegt habe.

Und noch ein Mann will mir helfen: Ein Herr Justizrat Dr. Mann hat mir aus Frankenthal in der Oberpfalz zwei Bücher geschickt! Ist das nicht wunderbar?! „Fremde Menschen“ nehmen teil an meinem Schicksal, wollen mir helfen! Heißen Dank!

Sobald ich kann, werde ich Ihnen wieder schreiben und Ihnen mitteilen, was ich von mir weiß. Ich werde es tun so gut ich es vermag. Ich bin ja in dem bürgerlichen Sinne ein ungebildeter Mensch. Eines will ich Ihnen gleich sagen: Die Zuchthausjahre sind das Beste in meinem Leben; ich möchte sie nicht missen, nicht tauschen! Das andere taugt nicht viel! Aber man kann auch sagen: Das andere ist nicht mehr meins! Trotzdem werde ich mich schämen müssen, wenn ich nackt vor Ihnen stehe. Aber ich darf und will mir das nicht sparen! Ja, ich freue mich, daß ich zu einem Menschen von mir sprechen darf! Auch sonst möchte ich Manches mit Ihnen teilen. In den Jahren, die ich hier lebe, habe ich Manches erlebt und gedacht, das ich auch aufgezeichnet habe.

Wenn ich nur öfter schreiben könnte und mehr! Der Aufdruck ist ein alter: Ich darf ja nur alle zwei Monate einen Brief schreiben! Aber ich werde eine Eingabe machen! Ich bin ja jetzt so voll Hoffnung und Zuversicht!

Etwas anderes glaube ich auch, Ihnen getrost anvertrauen zu dürfen: Ich habe fast keine Schreibmaterialien, vor allem fast gar kein Papier.

Ich muß nun schließen! Sie werden es sehen, daß ich den Raum, der mir zur Verfügung steht, längst überschritten habe, und nur der Nachsicht des Herrn Zensors werde ich es zu verdanken haben, wenn Sie diesen Brief so erhalten.

In Gedanken drücke ich Ihnen die Hand und bleibe Ihr von Herzen dankbarer *Willy Moll.*

## 2.

### *Muß denn alles photographiert werden?*

In Berlin war eine Schweineschlächtereiausstellung — sicher eine sehr erfreuliche Angelegenheit. Die Ausstellung wurde von Oberbürgermeister Böß und anderen offiziellen Herren eingeweiht — gewiß eine angenehme Verbindung von Pflichterfüllung und Vergnügen. Die Herren mit den festlichen Zylindern und den strahlenden Gesichtern probten die Würste und Schinken — wer wollte es ihnen verdenken?

Ich schlage eine Kopenhagener Abendzeitung auf, die letzte Seite ist ganz gefüllt mit einem Dutzend Bildern aus aller Welt. Und zwischen englischen Politikern, schönen Frauen mit Blumen, französischen Dichtern, Denkern, Künstlern — die wurstessenden Deutschen, unter festlichen Zylindern strahlende, sehr wohlgenährte, metzgermeisterrunde Gesichter.

Ich fahre in der Vorortbahn von Klampenborg nach Kopenhagen. Im Wagen sitzen Herren und Damen in Abendtoilette, auch sie haben das Abendblatt. Das Bild geht von Hand zu Hand; ironische Aeußerungen werden laut: „Die notleidenden Deutschen!“ — „Das Volk der Dichter und Denker!“ Ein gegenübersitzender Herr reckt interessiert den Kopf, freundschaftlich reicht man ihm die Zeitung. Der Herr läßt lächelnd

die weißen Zähne blitzen: „C'est un symbole: Pölse-Tyskerne!*) Merci beaucoup! Mange Tak!“ Ein Franzose, man ist entzückt, Seelenharmonie, Entente cordiale.

War es nötig, in dieser Zeit, den denkwürdigen Akt, wo Herr Böß die Bockwurst in der Hand hält, zu photographieren? Solange wir so viele „gute Freunde, getreue Nachbarn und dergl.“ haben, sollten wir es doch vermeiden, ihnen Material zu liefern, das, geschickt plaziert, einer deutschfeindlichen Stimmungsmache so bequeme Hilfe leistet. *—r.*

---

## DIE GREISE

Drei-, viermal im Jahr gibt es in Berlin folgendes Schauspiel:

Die Theaterdirektoren werden von der Presse aufgefordert, an der jungen Dichtergeneration nicht blind und taub vorüberzugehen. Einer oder der andere wagt endlich eine Erstaufführung und muß dann ein Schlachtfest von unerhörter Blutigkeit erleben. Es gibt keinen Autor unter dreißig Jahren, der dieser produktionsmordenden Zeitungskritik entgangen wäre, Hasenclever, Bronnen, Zuckmayr, Kornfeld, Brecht, jeder kam verbeult und entmutigt aus dem Berliner Zeitungskessel. Nun hat eine junge Zeitung, die „Republik“, den heiteren Mut, die Abmurksung einer Generation auf eine einfache Weise zu erklären. Sie führt in einer überzeugenden Tabelle das Alter der Berliner Theaterkritiker vor:

| | | |
|---|---|---|
| Alfred Klaar | 76 | Jahre |
| Alfred Kerr | 57 | „ |
| Fritz Engel | 57 | „ |
| Felix Holländer | 54 | „ |
| Norbert Falk | 52 | „ |
| Leopold Schmidt | 64 | „ |

Nicht zu reden von den verschiedenen Julius Babs, die schon im Säuglingskissen Greise waren. Der einzige Kritiker, der noch nicht das vierzigste Lebensjahr erreicht hat, ist Herbert Ihering. Er gehört denn auch nicht zu den stumpfen oder witzelnden Mördern.

*) Pölse-Tyskerne, zu deutsch: Wurstdeutsche, ist eine beliebte Benennung der Deutschen hier oben.

---

FILM

### *Die Betrügerin*

Seit der vor drei Jahren in Deutschland von Lubitsch hergestellten „Flamme“ sah ich die nach Amerika hinübergewechselte Pola Negri zum ersten Male in diesem von Fitzmaurice gedrehten Film wieder. Sie hat von der Körpertechnik und Bewegungskultur der amerikanischen Filmstars gelernt; aus „Wilder Hummel“ ist „Große Dame“ geworden, aber immer noch mit einem Schuß Gamin in dem geschmeidigen Leib, mit einem Hauch Asta Nielsen über der gesellschaftsplätschernden Eleganz. Sonst hat sie ganz das adrettexakte Spiel der Amerikanerinnen, das mit möglichst sparsamen mimischen Mitteln starke Gefühle ausdrückt. Es ist eine Lust, sie anzusehen in den zahllosen schönen Kleidern, in den schnell abrollenden mannigfaltigen Milieus, in den Situationen vom ersten zagen Kuß (natürlich zu Pferd) bis zu dem grausigen Augenblick, als sie der über ihre Gattentreue enttäuschte indische Hochstapler mit glühenden Zeichen auf ihren schneeig-bebenden Rücken brandmarkt. Von Schüchternheit bis zu austobender Leidenschaft macht sie alles mit Anmut, Dezenz, niemals kraß, niemals unschön, immer ein wenig poliert, eine Wohltat für unsere nicht verwöhnten Augen. Der Film selbst ist unbeträchtlich, manchmal komischer Kitsch; die Regie von kräftiger Solidität, ohne Finessen und Ambitionen. Manuskript und Regie haben nur den Zweck, den Beschauer von dem albernen Geschehen

abzuziehen und mitzureißen in die Erlebnisse der schönen Pola, um sie in obgesagten Situationen, Gefühlen und Toiletten in graziöser Schönheit zu zeigen. Hierbei hätte Tempo und Dynamik bedeutend heftiger sein können. *K. P.*

---

## STILLES GEDICHT

Ich betete an.
Ich habe gebetet zu Gott.
Vergaß ich sein Wort
Ihm zu vertrauen?
Die Auen sind grün
Wie im blauen Mai.
Ich weinte im Sommer,
Als ich im Regen fror.
Gott sprach stille:
Sei ruhig,
Regnet es im Sommer,
Lacht der Herbst.
Ich denke jetzt an mich:
Wird der Herbst mir lachen,
Da Sommer und schon der Lenz
Mir verdarben?
Werd ich bald sterben
Oder erben,
Was Gott mir für den verdorbenen Sommer versprach?
Wird blauer, grüner Herbst
Mir Frühling und Sommer sein?

*Juliane Karwath.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

Bruno Frank: Tage des Königs. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1924.

Die Leser des T.-B. kennen eine von den drei Erzählungen dieses Buches „Die Narbe". Auch die beiden anderen „Der Großkanzler" und „Alkmene" sind in jenem bergwasserklaren Deutsch geschrieben, in jener leise lyrisierenden Sprache, die außer Bruno Frank kaum noch ein deutscher Erzähler meistert. Gleich weit von Ausschweifung wie von Kargheit erfreuen diese Erzählungen vor allem durch ihre sprachliche Musik, sie sind aus einem edeln Skeptizismus erwachsen und wissen Skepsis und Andacht natürlich zu verbinden. Ob diese Novellen nicht doch einem geschichtswidrigen Fridericus-Kult dienen? Frank antwortet in einem geschliffenen Vorwort: „Den Namen dieses gewaltigen, dabei dämonisch reichen, kaum ergründbaren Menschen zum chauvinistischen Gassengeschrei machen. das ist genau so berechtigt, als wollte man die Gestalt von „Tristan und Isolde" auf die Formel bringen: Die Liebe ist doch ein famoses Pläsier."

Jakob Wassermann: Faber oder die verlorenen Jahre. S. Fischer Verlag, Berlin 1924.

Dieser Schlüsselroman, der eine merkwürdige und reiche Wirklichkeit zu trivialer Belletristik verpfuscht, zeigt Wassermanns Abstieg auf eine erschreckende Weise. Wassermann, der nie klar zu erzählen gewußt hat — er war immer ein verworrener deutsch-jüdischer Imitator der Russen — drapiert sich hier mit einer psychologischen Geistigkeit, die zu zerrissen ist, um echt und überzeugend zu scheinen. Man soll nicht bedeutender sein als man ist. Dieses Buch wirkt peinlich.

Maxim Gorki: Erlebnisse und Begegnungen. Verlag J. Ladyschnikow, Berlin.

Dieses Buch, das nur kleine Arbeiten Gorkis aus den letzten Jahren enthält, beweist, daß die plastische Kraft Gorkis nicht schwächer geworden ist. Ein Porträt wie das des Dichters Alexander Bloch konnte mit so festen, nicht schwankenden Strichen nur ein Meister zeichnen. Das bittere, reiche Buch gibt viel von Gorki, noch mehr vom heutigen Rußland. Es mußte also ein bitteres Werk werden. *— st. g.*

Carl Hobrecker: Alte vergessene Kinderbücher. Mauritius-Verlag, Berlin 1924.

Mit diesem gehaltreichen, wenn auch nicht umfangreichen Werk kann man sich tagelang amüsieren. Wir feiern hier ein Wiedersehen mit unseren geistigen Grundlagen, d. h. mit dem Struwelpeter, dem Robinson und dem Gulliver. Eine Fülle von Bildern gibt einen Ueberblick über das Kinderbuch der letzten Jahrhunderte. Man stellt beim Durchblättern dieser kurzgefaßten Geschichte des Kinderbuchs fest, daß sich die Erwachsenen immer sehr viel Mühe gegeben haben, den moralinfreien kleinen Nachwuchs mit den Tugenden zu infizieren, die sie selbst nicht haben. Ein Buch vom Ende des 18. Jahrhunderts legt einem braven Kinde die Worte in den Mund:

Nun ist es Tag. Mit frommem Dank
Verlaß ich Bett und Ruh,
Herr, höre meinen Lobgesang,
Mein erstes Wort bist du!

Gottseidank haben aber nicht nur Moralisten wie der Domprälat Christoph v. Schmidt für Kinder geschrieben, sondern auch Humoristen wie Pocci und Robert Reinick, und Theodor Hosemann wurde der klassische Illustrator des Kinderbuches, dessen Bilder den Kindern sicher mehr Spaß machen als die zeitgenössischen Bilderbücher, die oft mit viel „Psychologie des Kindes" aber mit wenig Humor durchtränkt sind.

*m.*

## ANEKDOTE

### *Die Braut*

Als der Dramatiker Henry Becque fünfundzwanzig Jahr alt war, schlug sein Herz für eine verheiratete Dame. Eines Tages erklärte sie sich bereit, die Seine zu werden. Man verabredete die Stunde, da sie sich bei ihm einstellen sollte. Er wartete voller Ungeduld, aber die Geliebte kam nicht. Schließlich stürzte er voller Unruhe zum Portier hinunter.

„War niemand hier?"

„Doch. Eine Dame war da und hat gefragt, ob Sie zu Hause wären. Ich habe gesagt, daß es der Fall sei und daß Sie im 4. Stock wohnten."

„Und dann?"

„Die Dame hat gesagt: „Vierter Stock ist zu hoch." Dann ist sie im Wagen fortgefahren."

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 45)



**Redaktion des „Tage-Buch":** Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — **Anzeigenannahme:** Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.**

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise:** Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Novemberwoche.

In Köln hat sich ein liebenswürdig-schlichtes Gemüt gefunden, ein Staatsanwalt, der den Redakteur der Rheinischen Zeitung angeklagt hat, weil er Herrn Gustav Stresemann mit dem Worte „charakterlos“ angesprochen hat. Deutschbewußte Staatsanwaltsseele, die scharfäugig erkannt hat, daß ein charakterloser Mensch nie deutscher Minister werden könnte. Der Kölner Erkenner weiß, daß die höchste Stufe der politischen Macht nur von unbeugsamen Männern aufrecht erklommen werden kann. Nie noch hat ein glatter Pfiffikus sich zum Ministersessel hinaufgelistet. Man kommt vom Flaschenbierhandel in die Wilhelmstraße, ohne sich je zu beugen und zu verkriechen, ohne sich und andere zu verleugnen, ohne dem und jenem etwas zu versprechen, ohne den nächsten Parteigenossen zu düpieren. Man hat es in treuen deutschen Landen Gottseidank nicht nötig, bald mit Hilferding, bald mit dem Kronprinzen zu liebäugeln, bald stinnesisch zu schillern, bald Stinnes preiszugeben, bald vor der Vergangenheit die Augen zu schließen, bald wie die alternde Jungfer lyrisch nach Altdeutschland zurückzusinnen. Unlängst ist im Montag-Morgen die wichtigste Stresemannrede, aus dem Oktober 1918, ausgegraben worden, da stellte der heute so Vergeßliche fest, daß im Herbst 1918 nicht der Reichstag, sondern bloß die Heeresverwaltung die Nerven verloren hatte. Hugo Haase riet von überstürzten Waffenstillstandsverhandlungen ab, Ludendorff erzwang sie! Wann ist Stresemann, der Charakter, auf dieses politische Grunderlebnis von 1918 zurückgekommen? Wenige haben den Ludendorffglauben, nicht allein durch Schweigen, so gefördert wie Stresemann, der Besitzer des folgsamsten Gedächtnisses. Er war nicht nur der redegewandte Akquisiteur des Volkskaisertums, er, der blumige Anwalt der großen Koalition, lechzte danach, mit dem anderen Kriegsverlierer, mit Tirpitz, eine Regierung gegen die Republik zu bilden. Charakterlos? Gott und der Kölner Staatsanwalt bewahre! Strebemann wandelte bloß auf verschlungenen Pfaden. Gestern hatte er für den Völkerbund nur ein skeptisches

Lächeln, heute schien es, als sei er vor jeher der gläubigste Völkerbündler gewesen. Immer war das gestrige Bild Stresemanns eine optische Täuschung. Unglücklicherweise stehen wir im Augenblick vor einer Wegbiegung. Deutschland und die Welt ist der politischen Akrobaten müde. Möglich, daß der Krieg ein Geschlecht von doppelzüngigen Diplomaten notwendig machte, dann schlagen wir das Kriegsbuch auch in Deutschland zu und jagen am 7. Dezember, wenn der Staatsanwalt zu Köln nichts dagegen hat, alle deutschen Stresemänner davon. Die Ueberpfiffigen, wir haben sie satt. Die Zeiten der Kriegs-Zweideutigkeit müssen zu Ende gehen, wir wollen wieder ein klein bißchen Treu und Redlichkeit — auch in der Wilhelmstraße.

Ludo Hartmann, den die Wiener eben zu Grabe trugen, gehörte zu den wenigen überparteilichen Geistern, die aus dem Felde der Politik nicht davongejagt wurden. Er war seit Jahr und Tag stilles Mitglied der Sozialdemokratischen Partei: aber er trug die Genossenmarke nicht aufdringlich im Knopfloch und sein wählerischer Geist sträubte sich auch gegen das banal gewordene Vokabularium des Vulgärmarxismus. Es gelang diesem milden Halbjuden, von Deutschnationalen ebenso geliebt zu werden wie von Demokraten. Wer den großen Festabend miterlebt hat, an dem Berlin von dem scheidenden Gesandten Hartmann Abschied nahm — wer wird bei Herrn Riedls Abgang trauern? — diese prachtvoll harmonische Versammlung, in der Hoetzsch und Simons und Löbe und Preuß aufstanden und nach Hartmanns Hand griffen, der weiß, daß der großdeutsche Einigungsgedanke sich nicht zufällig in diesem Kopf festgesetzt hat. Er war kein analysierender, spaltender Geist, er war ein synthetischer, einigender Kopf, um ihn wehte die Atmosphäre europäischer Verständigung, er besaß die Milde des geschichtlich erfahrenen Mannes; weil er historisch dachte, deshalb brachte er gegen das kleine einzelne Individuum nie Erbitterung oder Haß auf. Ja, Hartmann war eine haßlose Seele. Sein schöner dunkler Kopf mit den großen, man möchte sagen italienischen Augen war in den letzten Jahren grau geworden. Sah er seine politische Lebensaufgabe, die Rückkehr Oesterreichs zu Deutschland, verpfuscht? Verdrossen ihn die theoretischen Anschlußpathetiker, die in der Praxis nicht einmal imstande sind, das dumme Polizeivisum im Paß abzuschaffen? Glaubte er wie der durch sein Reparationswerk verblendete Seipel, daß das heutige Zwergösterreich Bestand haben könnte? Nicht einen Augenblick! Was Ludos Vater, der Dichter Moritz Hartmann, geahnt und gedichtet, die Errichtung des republikanischen Großdeutschland, das sah Hartmann mit dem geübten Auge des Historikers langsam aus dem Nebel heraufkommen. Freilich, ein großes Ludendorff-Preußen hat für die Oesterreicher keine Anziehungskraft, und Frank-

reich wie England wird ein um Oesterreich vergrößertes Hohenzollerndeutschland nie dulden. Der Anschluß kann nur kommen, wenn Deutschland eine unmilitärische Republik bleibt — und wird. Weil Hartmann an die deutsche Republik glaubte, deshalb zweifelte er nicht am Anschluß Oesterreichs. Heute? Morgen? Dem Historiker kommt es auf lumpige zehn oder zwanzig Jahre nicht an.

Gerade vor einem halben Monat wurde das Genfer Protokoll über Schiedsgerichtsbarkeit und Abrüstung in der letzten Vollversammlung des Völkerbundes einstimmig angenommen. Man kann nicht behaupten, daß die Weltgeschichte augenblicklich langsam geht. Denn inzwischen hat sich bereits alles wieder geändert, und die erste Begeisterung, mit der dieser Entwurf eines allgemeinen Abkommens als der Weg zur Rettung der Welt gepriesen wurde, hat sich sehr abgekühlt. Von dieser Temperaturschwankung hoffen natürlich die Nationalisten aller Länder den Vorteil zu haben. Sie machen sich über den Optimismus lustig, mit dem in Genf gearbeitet und mit dem das Genfer Werk beurteilt worden ist. Das zeigt nur, wie wenig sie die ganze Maschinerie des Völkerbundes begriffen haben, wie wenig sie die Macht des Feindes erkennen, der ihnen in dieser internationalen Organisation ein für allemal entstanden ist. Es müßte geradezu Beunruhigung erwecken, wenn der Genfer Entwurf von den einzelnen Völkerbundsstaaten genau so ratifiziert werden würde, wie er von ihren Vertretern in der Vollversammlung zunächst einmal angenommen worden ist. Denn er hat manche unbestreitbare Fehler. Darauf kommt es auch gar nicht an. Viel wichtiger ist, daß die Frage Sicherheit, Abrüstung und Schiedsgericht so kühn und radikal angefaßt worden ist, wie das in Genf der Fall war, und daß als Folge ehrlicher und aufrichtiger Ueberlegungen die Aechtung des Angriffskrieges und die Verbindlichkeit der Schiedssprechung als Prinzip anerkannt worden sind. Diese Tatsache bleibt bestehen, nicht nur politisch, sondern vor allem psychologisch. Der gewaltige Felsblock dieser Erörterungen ist in Genf endlich ganz ins Rollen gekommen, während man sich bisher darauf beschränkt hatte, hie und da eine Ecke abzusprengen. Das ist nun nicht mehr aufzuhalten. Es ist selbstverständlich, daß die einzelnen Staatenvertreter in Genf mutiger waren, als sie es zu Hause sein können. Gerade darin liegt eine der Hauptbedeutungen des Völkerbundes und seiner Versammlungen. Die Atmosphäre von Genf steckt an; sie hat Wirkungen, mit denen jeder Staat rechnen muß, auch wenn sie ihm nicht angenehm sind. Die Friedensfrage steht seit dem Kriege überhaupt unter einem besonderen suggestiven Einfluß der Massenüberzeugungen, die zum Teil die Herren Kriegshetzer selbst geschaffen haben, weil sie ihre Geschäfte dadurch zu erleichtern hofften. Jetzt darf niemand mehr wagen, als der Störer des Weltfriedens zu erscheinen. Zuerst war das eine Frage des

diplomatischen Taktes und des taktischen Geschicks. Hernach wurde es eine Frage politischen Erfolges oder Mißerfolges. In absehbarer Zeit wird es eine Frage des internationalen Rechts sein. Wenn heute England, Frankreich oder Japan berechtigte Einwände gegen einzelne Regelungen im Genfer Friedensgesetz erheben, so darf niemand daraus schließen, daß dies Gesetz als ganzes gefährdet wäre. Im Gegenteil: man sollte begreifen, daß es sich hier wie immer darum handelt, noch auf die sich entwickelnden Formen einen Eindruck zu machen, nicht erst hinterher dem starr gewordenen Gesetz als Frevler entgegenzutreten. In Deutschland versteht man diese Notwendigkeit viel zu wenig. Das beliebteste Argument gegen Frieden und Recht ist ein mitleidiges Lächeln, das freilich entwaffnend wirkt. Der Weisheit letzter Schluß ist das Mißtrauen. Glaube wird für ein Zeichen von Dummheit erklärt. Die Folge ist, daß sich allmählich im Ausland eine sehr einfache Erkenntnis einstellt: daß nämlich, wer immer anderen mißtraut, offenbar selbst am meisten Mißtrauen verdiene.

Die Verjüngung der Demokraten, von der im letzten „Tage-Buch" die Rede war, zeigt sich noch viel erfreulicher, wenn man die Spitzenkandidaturen im ganzen Reich ansieht. Es ist nicht nur Georg Bernhards frisches Blut, das der Partei (in Halle-Merseburg) zugeführt wird, nicht bloß Ernst Lemmers frisches Wesen, das Stettin aufpulvern wird, es sind noch einige neue Köpfe, die das Gesicht der Partei verändern. So ist in Westfalen Graf Harry Keßler aufgestellt, Fritz von Unruhs Freund, ein europäisch denkender Kopf. Einer der wenigen früher nur artistischen Köpfe, die nach dem Zusammenbruch erkannten: Wir müssen alle ins frische Wasser der Politik springen. Der von Stresemann so abscheulich verleugnete Bote zum Völkerbund ist eine etwas empfindliche Natur, der die bärtige Gemeinschaft der Demokraten nützlich sein wird. In der Oberpfalz, endlich! ist der Nürnberger Oberbürgermeister Luppe aufgestellt, ein Mann aus hartem Holz, der im Sommergewitter der Nationalsozialisten, das so schnell vorüberging, nicht einen Augenblick zusammenzuckte, der beste Mann, den Bayern augenblicklich schicken kann, keiner von der abgetanen Sorte der bayerischen Demokratie, kein Vetter des Müller-Meiningen. Freilich hätte Luppe einen besseren Platz verdient, als die schlafende Oberpfalz, in der es am 4. Mai bloß 7000 demokratische Stimmen gab. Schön wär's, wenn in Hamburg der geborene Lehrer Landahl durchkäme. Der Reichstag, der bisher nur ein paar Schulfüchse beherbergte, käme dann endlich zu einem Pädagogen von innerem Berufe, und die Berliner Pedanten, vom Schlage des Gottseisgeklagt-Demokraten Merten, die Herren, die Paulsen davongetrieben, werden sich dann vor den Hamburgern in die Erde verkriechen müssen.

# MUSSOLINI, DER STARKE

Dieser Aufsatz einer langjährigen Mitarbeiterin Mussolinis aus dessen sozialistischer Zeit erhält ein ganz besonderes Gepräge durch persönliche Reminiscenzen. Die Verfasserin hat den Menschen, so wie sie ihn gesehen hat, in Erinnerung, und deshalb glaubt sie nicht an den Diktator. Sie glaubt nicht an den Cäsarenkopf und nicht an die selbst von erbitterten Gegnern zugestandene Ellbogenkraft. Wo ist die Wahrheit? Die Krise der Diktatur in Italien hat begonnen. Bald werden wir wissen, ob Mussolini nur ein kleiner Blender war oder dennoch eine Figur von historischem Format.

Die Politik Mussolinis und so manche seiner Reden haben auch außerhalb Italiens den Glauben an einen „starken Mann", an die „starke Faust" und den alles leistenden starken Willen eines kraftvollen Diktators erweckt und dem Ruf nach der Diktatur in irgendeiner Form zu starkem Widerhall in vielen Kreisen verholfen. Es könnte deshalb ein gewisses psychologisches Interesse haben, die Stärke Mussolinis aus der Nähe zu betrachten, und zwar nicht nur der Person Mussolinis wegen, sondern auch weil es lehrreich ist, zu verfolgen, wie im großen Publikum Legenden entstehen.

Ich hatte Gelegenheit, den psychologischen und politischen Werdegang des italienischen Diktators in der Nähe zu betrachten: als er sich als deklassierter Vagabund mühsam einen Brocken literarischen Wissens erwarb, als er sich den Gedankengang des Sozialismus aneignete und allmählich anfing, sich politisch zu betätigen. Ich konnte ihn beobachten, wie er als feuriger Antimilitarist und Antiklerikaler in seinem Heimatsort, scheinbar ehrlich begeistert, in Schrift und Wort die Lehren des Sozialismus zu propagieren begann, der ihn selbst aus dem Abgrund seelischer und physischer Misere emporgehoben hat. Noch schärfer konnte ich ihn beobachten, als seine hervorragende Stellung in der Sozialistischen Partei Italiens ihm immer höhere Posten, größere Verantwortung und größeren Ruhm verschaffte. Ich sah ihn aus nächster Nähe bis zu dem Augenblick, wo sein großer Ehrgeiz und das Rachegefühl der Sozialistischen Partei gegenüber — die ihm alles gegeben, aber das versagt hatte, worauf er in seinem Größenwahnsinn rechnete: die Alleinherrschaft — ihn zu seinem Verrat an der sozialistischen Bewegung und an sich selbst getrieben. Es war wirklich ein Verrat an sich selbst, an seiner Vergangenheit und seiner Zukunft: denn, wenn Mussolini je an etwas geglaubt hatte, so war es der revolutionäre Sozialismus. Alles andere war für ihn nur Bluff.

Mussolini — darüber sind sich alle einig, die ihn und seinen Entwicklungsgang kennen — ist nichts weniger als ein starker Mensch. Auch glaubt niemand weniger als er selbst an seine

„Stärke". Er spricht nur von seiner Kraft, seiner Stärke und seinem Mut, um sich selbst und andere zu berauschen.

Stark und mutig sein, heißt vor allem, fähig und bereit zu sein, eine Verantwortung zu tragen, gegen den Strom schwimmen zu können. Und gerade diese Eigenschaften fehlen dem jetzigen Selbstherrscher Italiens mehr als alles andere. Bevor er sich zu einer Anschauung oder einer Handlung entschließt, muß er sich überzeugt haben, daß ihm andere Menschen folgen, andere die Verantwortung übernehmen werden. Seine Initiative und sein Mut entfalten sich nur innerhalb enger Grenzen: vor Gesinnungsgenossen und Kampfesgefährten. Nur innerhalb dieser Grenzen entwickelt er eine gewisse Selbständigkeit und Originalität.

Zum Revolutionär wurde Mussolini in einer vom proletarischen Internationalismus durchtränkten Familie: sein Vater war Schmied und ein eifriges Mitglied der Ersten Internationale. Die Romagna, in der er aufwuchs, erzitterte zurzeit seiner Jugend vor den heftigen Kämpfen zwischen Republikanern und Sozialdemokraten. Die Kirche, ja jede geistige Verbindung mit religiösem Glauben, war in seiner Heimat tief verachtet. In der Schweiz, in die Mussolini flüchtete, um dem Militärdienst und dem sicheren Los des hungernden Volksschullehrers zu entgehen, bestand seine ganze Umgebung in sozialistischen Maurern und Handwerkern, die mit ihm buchstäblich ihr karges Stück Brot teilten, ihre Bettwäsche zerrissen, um ihm von ihren Frauen Wäsche nähen zu lassen. Denn im Vergleich mit Mussolini, dem Lumpenproletarier, dem es an physischer Kraft und an Disziplin fehlte, um sich als Maurer ein paar Franken zu verdienen, führten seine Freunde eine beneidenswerte Existenz. Mussolini nahm den Sozialismus gleichsam in sich auf. Und als er sich zu ihm bekehrte, war er mitgerissen von einem großen Strom.

So war es auch in jeder einzelnen Aktion. Wenn Mussolini in der Zeitung, in der Versammlung mit einem Vorschlag auftrat — er konnte noch so gewagt erscheinen — man konnte gewiß sein, daß er sich eine Gefolgschaft gesichert hatte, bevor er ihn vorbrachte . . . . So verhielt es sich auch in dem wichtigsten Moment seiner politischen Laufbahn: beim Kriegsausbruch im August 1914. Damals war bekanntlich Mussolini Chefredakteur des „Avanti", des Zentralorgans der Italienischen Sozialistenpartei. Er trat zunächst als schärfster Gegner des Krieges auf, doch hinter dieser Haltung, die von persönlicher Tapferkeit und Selbständigkeit zu zeugen schien, stand der gesamte sozialistische Parteivorstand und die überwiegende Mehrheit seiner Partei. Als er etwas später die für Italien verblüffende Auffassung äußerte, ein Sieg des kapitalistischen Deutschlands sei für das Proletariat und die Revolution aussichtsvoller als ein Sieg des kleinbürgerlichen Frankreichs, — da hatte er die so tapfer-herausfordernde Ansicht bereits in einer italienischen Zeitschrift gelesen, und er wußte, daß er keine Angriffe zu be-

fürchten hatte, von einer Regierung, die damals noch formell am Dreibund festhielt.

Seinen Uebergang zum Interventionismus und zur Kriegshetze, den Mussolini mit dem Ausschluß aus der Sozialistischen Partei bezahlte, — vollzog er in einem Augenblick, als sich die Mehrheit der maßgebenden Kreise bereits für die Teilnahme Italiens am Krieg an der Seite Frankreichs und Englands entschieden hatte, ja als die italienische Kriegserklärung bereits beschlossene, unwiderrufliche Tatsache war. Nur Uneingeweihte konnten einen Beweis von Mut darin sehen, daß Mussolini mit seiner Haltung zum Kriege sich in Gegensatz zu seiner Partei und der organisierten Arbeiterschaft stellte. Er hatte, hinterrücks, eine andere Gesinnungs-Interessengemeinschaft geschlossen, die viel mächtiger war als diejenige Gemeinschaft, die er verließ ...



*Mussolini*

Gerade in der Art, wie Mussolini seinen Uebergang vom Sozialismus zum Imperialismus vollzog, zeigte sich die ganze Schwäche seines Charakters. Er, der „Starke“, hatte nicht den Mut, seinen Gesinnungsfreunden, seinen Parteigenossen zu erklären, daß er seine Ueberzeugung geändert habe. Monatelang spielte er eine unwürdige Komödie. In der Oeffentlichkeit führte er sich als revolutionärer Kriegsgegner auf, im privaten Verkehr mit den Gegnern seiner Partei dagegen als imperialistischer Interventionist. Die sozialistische Parteileitung erfuhr von seiner „Schwenkung“ erst in dem Augenblick, als die gegnerische Presse Zitate aus einem Privatbrief Mussolinis veröffentlicht hatte. Vom Parteivorstand zur Rede gestellt, brachte Mussolini nicht die Courage auf, seine Stellungnahme sofort zu verantworten. Er versprach in einer Sitzung des Parteivorstandes Rechenschaft zu geben und schrieb, bevor es zu der Sitzung kam, einen Artikel, der ihn selbst und den Parteivorstand vor eine vollendete Tat stellte. Und wie peinlich war erst die Sitzung, in der Mussolini von seinen ehemaligen Parteigenossen seiner Aemter enthoben wurde! Kein Wort vermochte der „Tapfere“ seinen Richtern zu sagen, kein einziges Wort! Er hatte nicht den Mut, diesen zehn oder zwölf Menschen gegenüber seine neue Ueberzeugung zu bekennen, ihnen nur den winzigsten Teil der Verachtung auszudrücken, die er ihnen entgegenschleuderte, als er sich sicher, von den Mächtigsten geschützt und unterstützt fühlte. Nur das Versprechen gab er, unaufgefordert, ungefragt, niemals gegen die Partei, die ihm das Beste gegeben, auftreten zu

wollen: „Meine Feder," sagte er, „werde ich zerbrechen, als Maurer werde ich mir meinen Lebensunterhalt verdienen." Eine Woche später trug eine zur Bekämpfung des italienischen Sozialismus gegründete ententophile Zeitung seinen Namen als Herausgeber; einige Jahre später stand er an der Spitze derjenigen, die mit Feuer und Schwert die von ihm eingeweihten Volkshäuser und Genossenschaftshäuser vernichteten, die Redaktion und die Druckerei des „Avanti" demolierten, derselben Zeitung, in der er so oft das Proletariat aufgerufen hatte, alles aufs Spiel zu setzen, um sich und die Welt vom Kapitalismus, Klerikalismus und Militarismus zu befreien.

* * *

Im Frühjahr 1913 schrieb mir Mussolini, ich sollte in einer Versammlung in seinem Heimatsort einen Vortrag über die Pariser Kommune halten. Als ich nach Forli kam, herrschte große Aufregung in der ganzen Bevölkerung. Die Republikaner hatten gedroht, unsere Versammlung zu sprengen, ernste Zusammenstöße und Blutvergießen drohten, der Belagerungszustand sollte verhängt werden. Selten sah ich einen Menschen so besorgt und so erregt, wie Mussolini bei dieser Gelegenheit war. Jede paar Minuten zog er neue Erkundigungen ein, sandte Vertrauensleute fort, zögerte, ob man die Versammlung nicht aufschieben solle. Er faßte keinen Entschluß, ohne wiederholt alle Anwesenden um Rat gefragt zu haben. Während meiner Rede kam es wirklich zu Zusammenstößen zwischen Anhängern beider Parteien, zu Messerstechereien und ernsten Verwundungen. Während ich versuchte, in meiner Rede fortzufahren, um die Massen zusammenzuhalten und dadurch eine Verschärfung des Konflikts zu verhindern, hatte Mussolini völlig den Kopf verloren. Und zwar nicht, weil er zu stark die Verantwortlichkeit des Führers fühlte, sondern nur aus elementarer Angst um sein eigenes Leben, aus bloßem Selbsterhaltungstrieb, aus dem bloßen Willen, nicht das Los der von ihm Geführten zu teilen. Von Polizei eskortiert, begaben wir uns nach Schluß der Versammlung zum Bahnhof. Ich mußte mit dem nächsten Zug abreisen, da ich am nächsten Tage zur Feier des 1. Mai in verschiedenen Orten Versammlungen hatte. Bis mein Zug abfuhr, hörte Mussolini nicht auf, auf mich einzureden, mich anzubetteln, ich solle bleiben, ich solle abtelegraphieren, ich solle ihn um Gottes willen in dieser Situation nicht allein lassen. Er ließ sich nicht beruhigen, bis ihm andere Gesinnungsgenossen versprachen, bei ihm zu bleiben. — Aehnlich benahm sich Mussolini in allen ernsteren Situationen, bei jeder Demonstration und bei jedem Streik.

* * *

Mussolini wollte nie eine Verantwortung übernehmen; im Großen wie im Kleinen, und gerade deshalb, gerade weil er seine

eigene Schwäche fühlt und sich und andere über sie hinwegtäuschen möchte, hebt er sein Ich in so lächerlich hyperbolischer Weise hervor. Er ist immer mutiger vor einer größeren Anzahl von Menschen als vor einer kleineren Zahl. Er fürchtet sich, daß Wenige ihn leichter zur Rechenschaft ziehen können als Viele. Diese seine Eigenschaft, diese Feigheit, der persönlichen Verantwortlichkeit auszuweichen, kam besonders in der Redaktion des „Avanti" zum Vorschein. Niemals wies Mussolini — der Chefredakteur — einen Artikel persönlich zurück. Niemals übte er persönlich Kritik gegenüber einem Mitarbeiter. Er überließ diese Aufgabe stets anderen Mitgliedern der Redaktion und verriet nie, daß deren Entscheidungen mit seinem Einverständnis, meist auf seine Veranlassung, erfolgten. Ebenso wimmelte er stets jeden Besucher ab, der von ihm irgendeine Entscheidung verlangte. Einmal überließ er mir die Aufgabe, bis in die späte Nacht eine Unterredung mit einem zudringlichen Besucher zu führen, einem persönlichen Freund Mussolinis, dessen Wunsch er und die Redaktion nicht erfüllen wollten. Als der Betreffende sich meldete, ließ sich Mussolini verleugnen und versteckte sich, bis die Unterredung zu Ende war. Dann kam er hervor und beglückwünschte mich zu meiner Hartnäckigkeit. Als am nächsten Tag der gleiche Besucher Mussolini in seiner Wohnung aufspürte und an seine Freundschaft appellierte, fiel der „Starke" sofort um und gewährte das Gewünschte.

Noch krasser zeigte sich der Mangel Mussolinis an Mut bei einem anderen Vorfall, der meinen Austritt aus der Redaktion des „Avanti" veranlaßte. Eines Tages war in dem Blatt eine polemische Notiz erschienen, die Mussolini sowohl im Manuskript wie auf dem Korrekturbogen und später in der gedruckten Zeitung gelesen hatte, ohne irgendein Bedenken zu äußern. Da erschienen in der Redaktion einige Vertreter der in der Notiz kritisierten Gemeinde, protestierten und drohten in grobem Ton, daß sämtliche Abonnenten des Ortes die Zeitung abbestellen werden. Statt ein so ungebührliches Verhalten von Parteimitgliedern zurückzuweisen, sagte Mussolini ganz schüchtern: „Ihr müßt schon verzeihen, sowas wird nicht mehr vorkommen. Von heute ab werde ich selbst sämtliche Korrespondenzen erledigen und dies nicht mehr den Redakteuren überlassen." Und das, obwohl Mussolini, wie gesagt, die Notiz unbeanstandet gelesen hatte, obwohl ihr Inhalt vorher mit ihm besprochen worden war. Es genügte, daß fünf Männer erschienen und einen energischen Ton anschlugen, damit der spätere Diktator seine Verantwortlichkeit verleugnete und seine Mitarbeiter schnöde im Stich ließ. Fügt man hinzu, daß es sich in dem, übrigens politisch ganz belanglosen Fall, um den Konflikt einer wehrlosen, arbeitslosen Lehrerin handelte, die ihr Leben und ihre Familie für ihre Gesinnung geopfert hatte und zu Unrecht gemaßregelt worden war, daß es sich also in diesem winzigen Falle um den Kampf des Schwachen gegen den Starken handelte, so sieht man an der kleinen

Episode, von welcher Charakterstärke Mussolini selbst in seinen besten Jahren gewesen ist.

* * *

Daß der sogenannte physische Mut ihm gänzlich fremd ist, ist allgemein bekannt. Stets um seine Gesundheit besorgt, hat man ihn weinen und das Bewußtsein verlieren gesehen, als ein Arzt durch einen Nadelstich seinem Finger einen winzigen Tropfen Blut entnahm. Wochenlang verfolgte ihn das Angstgefühl vor dem Nadelstich und der Geruch des Aethers, dessen sich der Arzt bei jener „Operation" bedient hatte.

Mehr als einmal mußte ich bis in die späte Nacht oder zum frühen Morgen in der Redaktion auf Mussolini warten, weil er sich fürchtete, allein nach Hause zu gehen, aber nicht den Mut hatte, außer mir jemandem diese törichte Angst zu gestehen. Es handelte sich bei ihm nicht um Angst vor einem Ueberfall, vor irgendetwas Bestimmtem, sondern nur um ein allgemeines, durch nichts begründetes Angstgefühl, das der äußerst willensschwache Mensch nicht loswerden konnte. Seine Willensschwäche entsprang dem tiefen Minderwertigkeitsgefühl in seinem Innern, über das er durch ein äußerliches Selbstbewußtsein hinwegzutäuschen trachtete. Er weiß, daß er schwach ist, daß er Verführungen, Schmeicheleien, schlechten Einflüssen leicht unterliegt, und er suchte bewußt in seiner revolutionären Zeit den Verkehr und die Umgebung von Menschen, deren Einfluß er vertrauen zu können glaubte. In der ganzen Zeit seiner Entwicklung vom Lumpenproletarier zum Sozialisten, vom kleinen Provinzagitator zum Führer einer großen Bewegung, versäumte er nie um Rat zu fragen und den Rat zu befolgen. Ich weiß mich an keinen einzigen Fall zu erinnern, wo Mussolini auf seinem Standpunkt beharrte, nachdem Freunde ihn kritisiert hatten, freilich nur, ehe die betreffende Angelegenheit vor die Oeffentlichkeit gekommen war.

Seine Unsicherheit ist auch darauf zurückzuführen, daß Mussolini glaubt, erblich schwer belastet zu sein. Dieses Gefühl wird durch gewisse Symptome bekräftigt, die Mussolini stets, teils aus Angstgefühl, teils aus Snobismus, maßlos übertrieb. Daß er nicht normal sei, hob er immer wieder seinen Freunden gegenüber hervor. Noch im Jahre 1914 schrieb er an einen Freund, der im Ausland weilte: „Ob es etwas Neues gibt? Ja! Unser ehemaliger Gesinnungsgenosse Monicelli ist ins Irrenhaus überführt worden. Er ist mir vorausgegangen!" Worauf der Freund, der Mussolini genau kannte, die Antwort gab: „Daß du, wie du voraussagst, noch einmal ins Irrenhaus kommen wirst, unterliegt keinem Zweifel. Zu wünschen ist aber, daß du nicht wie Monicelli erst über den Nationalismus den Weg zum Irrenhause findest!" Besagter Monicelli war nämlich früher als Mussolini vom Sozialisten zum Nationalisten geworden, und niemand hatte ihn deshalb schärfer

angegriffen als der heutige Fascistenhäuptling, der für ihn ein besonders vulgäres Schimpfwort prägte: „Il puttano" (Der Hurerich).

Der Wunsch des Freundes, daß Mussolini das Irrenhaus des Nationalismus erspart bleibe, ist leider nicht in Erfüllung gegangen.

---

ALFRED POLGAR
(Paris)

## DAS GESICHT DER AUTORITÄT

Den Präsidenten der französischen Republik, Herrn Doumergue, begleiten bei jedem Schritt in die Oeffentlichkeit zwei Dämonen. Sie folgen ihm auf seinem Wandel wie die Mutterliebe oder das böse Gewissen, sind aber weder gut noch schlimm, sondern durchaus neutral und heißen Pathé und Gaumont. Es gibt also keine „Pathé-" oder „Gaumont-Woche", die nicht mehrfach Herrn Doumergue in Ausübung irgendwelcher Repräsentations- oder Herzenspflicht zeigte. Ich kenne, als fleißiger Kinobesucher, das Gesicht des Präsidenten in Freud und Leid, bei Regen, Sonn' und Wind, in feierlichen wie in profanen Augenblicken, ernst, gemütlich, offen, verschlossen, aufmerksam, väterlich, freundschaftlich, gedankenvoll, vergnügt, widerspiegelnd mannigfache Gemütsbewegung. Es ist ein Gesicht, das immer genau in der Tonart des Anlasses geht, bei dem es sich zeigt. Man kann nicht sagen, der Präsident schauspielere oder posiere, man kann nur sagen, daß seine Mimik eine äußerst taktvolle ist, daß er zu jedem Spiel die zugehörige qualifizierte Miene macht. Von Selbstgefälligkeit, Würde-Dünkel oder dergleichen ist in diesem Antlitz — — zu dem man, mit Schüler-Respekt, vertrauensvoll und ohne Angst „Herr Direktor" sagen möchte — — keine Spur. Es trägt, in feiner Ausführung, das Wasserzeichen der Demokratie.



*Herriot*

Herr Doumergue nimmt seine Repräsentationspflichten genau. Die Zahl der Grundsteine und Kränze, die er legt, der Denkmäler, die er enthüllt, der Feste und Feierlichkeiten, denen er beiwohnt, ist groß, und niemals hat man den Eindruck, daß der Präsident eine bloße Zeremonie erfülle, sondern immer den, daß die Sache ihn persönlich angehe, in seinen ganz speziellen Interessenkreis falle. Demnächst wird er bei Aufführung eines großen Films in der Oper anwesend sein. Auf die Frage seines Zeremonienmeisters, wie lange er zu bleiben gedenke, erwiderte, den Blättern zufolge,

Herr Doumergue nicht ohne Indignation: „jusqu'à la fin du spectacle naturellement.“

Der Präsident trug, so oft ich bisher im Kino das Vergnügen hatte, immer Schlußrock und Zylinder. Diesen meist in der Hand, den Deckel nach unten, so daß man, bei der herrlichen Schärfe der französischen Filmaufnahmen, Glanz und Weiße des Futters merken konnte. Offenbar nimmt der Präsident jedesmal einen neuen Zylinder; sein Hüteschrank muß imponierend sein.

Bei der Eröffnung der Automobilsalons spielten auf dem Antlitz des Staatsoberhaupts, Mittelpunkt eines Kreises von Fabrikantengesichtern, durchaus fachliche Reflexe. Ein wahrer Gönner des Benzins, ein Freund und Versteher des Autos blickte dem aufgeschlitzten Citroen-Wagen in die Eingeweide, und mit Liebhaber-Zärtlichkeit streichelten seine Blicke auch jedes andere Objekt, zu dem ihn die Begleiter führten.

Wie anders in der Blumen- und Gemüse-Ausstellung! Der Gärtner der Nation eröffnete sie. Ein Onkel lächelte den Kindern Floras, ein froher Landwirt sah schmunzelnd auf den üppigen Karfiol und die Gurken, krumm und lang wie Türkensäbel; ein milder Lehrer verhehlte nicht seine Freude an den Fleißaufgaben, die da die braven Chrysanthemen auf dem Gebiet der Blüte-Entwicklung gemacht hatten. Der französische Präsident scheint eine wahrhaft gütige Natur, die französische Natur einen wahrhaft gütigen Präsidenten zu haben.

Während der Enthüllung des Monuments für gefallene republikanische Garden regnete es, und Herr Doumergue ging unterm Parapluie. In seinen Mienen war zu lesen, daß das Wetter keine Rolle spiele, wenn man dabei eine so schöne Ansprache hören dürfe wie jene, die der General eben an ihn richtete. In der Ausstellung von Wirts- und Küchengerätschaften kamen hausväterliche Züge in das Antlitz des Staatsoberhauptes, etwas vom stillen Glück des Herdes und der Familie; die Maschine, die hunderttausend Teller in der Stunde wäscht, besah er wie ein Mann, der die Erleichterungen, die sie dem Hotel- und Gastwirtsgewerbe schafft, kollegial mitfühlt; vor dem Grab des unbekannten Soldaten aber verharrte das Gesicht des Präsidenten in strenger Geschlossenheit, drückte aus, daß es keinen Ausdruck gebe für die Empfindungen, die den ersten Mann der Republik an solchem Ort bewegen. Beim Weggehen hatte Herr Doumergue einen feinen, zarten Einfall. Sein sicheres Stilgefühl ließ ihm einen Uebergang vom stummen Dastehen zum Sich-wenden nötig erscheinen — — so machte er eine leichte Verbeugung zum Grabe hin, ehe er ihm den Rücken kehrte. Es war der Bückling eines Untergebenen vor dem ihn entlassenden Höheren, die Antwort auf ein unhörbares „ich danke dir, nun kannst du wieder gehen“ des toten Soldaten.

Herriot hingegen, das ist ein ganz anderer Fall. Der Kabinettschef hat den Habitus eines Gemeinderats aus der Vorstadt, derb,

breit, solide, auf ganz bewußte, selbstbewußte Art gewöhnlich, einer von vielen, aber auch einer für viele. Er hat ein Gesicht, das immer sein wahres Gesicht zeigt, niemals Maske werden kann. Auf der Kino-Leinwand ist er stets der Gleiche — — und deshalb, wenn man auch gar nichts sonst von Herriot wüßte, kann man in die Rechtschaffenheit und Gradlinigkeit seiner Politik unbedingtes Vertrauen setzen. Wo und wie immer auch pathétiert oder gaumontiert, er ist immer derselbe, scheint stets wie eben von der Arbeit, nicht gern, aufgestanden, ungeduldig danach, sich wieder an sie zu setzen. Er trägt einen weichen Hut, Zylinder nur wenn es durchaus sein muß, und in Uniform, die Herrn Doumergue nicht übel stünde, kann man sich Herriot kaum denken. Er repräsentiert ganz unrepräsentativ, und wenn er mit den Leuten, denen er den Spaß oder die Feierlichkeit nicht verderben will, spricht, hat man immer die Empfindung, daß er nichts Konventionelles, Gleichgültiges fragt, sondern auch aus der leeren offiziellen Minute irgendwas für die Arbeit und Aufgabe, die ihm am Herzen liegt, herausholen will. Bei der Maschine, die hunderttausend Teller in der Stunde wäscht, machte er die Miene eines Mannes, der das Ding um solche Zeitersparnis lebhaft beneidete; als er geneigten Hauptes vor dem Grab des unbekannten Soldaten stand, dachte er, ihr könnt drauf schwören, weniger an die Glorie als an den Jammer, den es symbolisiert, und bei der Jagd in Rambouillet, als Gast des Präsidenten, — — ich hatte Herzklopfen vor Angst, jetzt auch ihn wie den bärtigen Marineminister oder den Polizeichef mit dem Raubvogelgesicht oder den feisten Akademiker Marquis de Flers auf die vorübergetriebenen Hasen losknallen zu sehen — — da saß er abseits auf einem Blätterhaufen, rauchte seine Pfeife und war, obgleich bei der Jagd in Rambouillet, doch so ganz und gar nicht bei der Jagd in Ramboillet! Dem Kino-Mann scheint das auch bemerkenswert vorgekommen zu sein, denn er schrieb auf seinen Film: indes die andern fröhlich jagen, sitzt Monsieur Herriot abseits „et fume pacifiquement sa pipe“.

Soweit ich das aus dem Kino beurteilen kann, erfreut sich die französische Republik derzeit eines guten Kopfes und eines tadellosen Zylinders.

---

Es ist eine lächerliche Anschauung, das Leben gering zu achten, denn schließlich ist es doch alles, was wir sind und haben. Wesen, die ein reicheres Dasein besitzen, mögen das unsere schmähen. Daß wir uns selbst verachten und gleichgültig gegen uns werden, ist naturwidrig. Haß und Nichtachtung der eigenen Person ist eine besondere Krankheit, die sich bei keinem anderen lebenden Wesen findet.

*Montaigne.*

Die deutsche Zeitung ist die schlechteste Europas. Versteht sich, in Cetinje oder in Braila erscheinen dürftigere Blätter. Wer aber die deutsche Presse an der englischen, französischen, ja auch nur an der ungarischen Presse mißt, wird das schwerfällige Ungeschick der deutschen Zeitungsmacher nicht leugnen können. Wenn eine deutsche Gazette sich anstrengt, so erreicht sie es im besten Fall, ein auf Zeitungspapier gedrucktes Buch zu werden. Die Zeitung, die nichts als Zeitung sein will, dies aber mit der Schlagfertigkeit, dem Witz, aber auch mit dem heiteren Mut, der nötig ist, die sinnlich lebendige Zeitung fehlt in Deutschland. Wir haben Zeitungen, die von sehr charakterfesten Gewerkschaftlern zusammengestoppelt, lich lebendige Zeitung, fehlt in Deutschland. Wir haben Zeitungen, die von besessenen Politikern hingeschmissen werden. Zum frohen Improvisator hat der gründliche, will sagen: unsinnliche deutsche Zeitungsschreiber nicht das geringste Talent. Daher die überströmende Langeweile der deutschen Journale.

Der deutsche Redakteur strebt, wenn er nicht längst verbrauchter Routinier ist, zum Buch, zum möglichst dicken. Ihm ist die Lust fremd, im Augenblick zu wirken. Auch der Mittelmäßige strebt nach dem ewigen Ruhm, ja dieses Streben nach der Ewigkeit ist vielleicht das sicherste Merkmal der Mediocrität des deutschen Tagschreibers. Uns fehlen auf allen Gebieten die enragierten Zeitungsschreiber, die freudigen Diener der Gegenwart. Der „Reporter" ist in Deutschland ein verachteter Mann. (Oh, wie viel Verachtung wird überhaupt in Deutschland an einem Tage erzeugt und verbraucht!) Es gibt nur einen Reportertypus, der in Deutschland literaturfähig wurde, sein Name ist . . . . Schmock. Der deutsche Journalist will immer Kritiker sein. Politischer Kritiker, Sozialkritiker und, das Allerüberflüssigste, Theaterkritiker. (Wir konsumieren das Geschwatz von dreitausend Lessingen im Jahr, auf einen produzierenden Dramatiker fallen fünfundzwanzig rezensierende Theatertrottel.)

Anderswo konnten Berichterstatter erstehen, die ihre Nation in Atem hielten. George Kennan ging nach Sibirien, sah die Gefängnisse und Zwangsdomizile der Verschickten an und seine Zeitungsaufsätze bereiteten das Todesurteil über den Zarismus vor. Upton Sinclair besichtigte die amerikanischen Fleischfabriken und seine Reportage traf den stärksten Trust ins Zentrum. In Paris hat eben jetzt ein Reporter den beglückendsten Erfolg, den ein Journalist haben kann. Nicht das falsche Lob der Kollegen. Wichtigeres. Albert Londres schilderte im „Petit Parisien" das Los der Leute im Bagno und Herriot beschloß, die Hölle von Cayenne aufzulösen.

Gaben diese Reporter gründliche Studien? Gaben sie halbwissenschaftliche Spekulationen? Nein, sie gaben, was ihre Augen aufgenommen hatten. Der naive Journalist, der imstande ist, zu

schreiben, was er sieht, fehlt in Deutschland vollkommen. Es gibt keine drei Leute, die eine Gerichtsverhandlung lebendig darzustellen vermöchten, keine zwei, die eine Parlamentssitzung schildern könnten, nicht einen Einzigen, der nur durch die frische Sinnlichkeit seines Eindrucks einen Kindergarten oder eine Streikversammlung nahe zu bringen wüßte. Deutschlands Journalisten tragen (zuweilen) gelehrte Brillen. Aber wo gibt es hier einen Reporter, der sieht?

Diesem durch stumpfe Routiniers blind gemachten Publikum wirft Egon Erwin Kisch sein neues Buch: Der rasende Reporter hin (Verlag Erich Reiß, Berlin 1925). Es sind Schilderungen, die dieser zu seinem Unglück nach Deutschland verschlagene Zeitungsschreiber aus Passion zum größten Teil in ausländischen Blättern veröffentlicht hat. (Wo wäre in dieser persönlichkeitsfeindlichen, Talente zerstörenden, immer nur unwillig anerkennenden Presse Raum für einen von seinem Beruf erfüllten Reporter vom Formate Kischs?) Der „rasende Reporter" hat Schmiß, Laune, Kühnheit und, vor allem, Enthusiasmus für das Detail der Dinge, die er sieht. Wann hätte in diesen mutlosen, vor den Behörden zusammenknickenden deutschen Zeitungen ein so liebenswürdig-ironischer Artikel Platz gefunden wie der, den Kisch in Wien über den „Mord im Hotel Bristol" verfaßt hat? Wie plastisch-lebendig ist seine Schilderung einer Generalversammlung der Schwerindustrie in Essen! Das ist ein Dokument des stinnesischen Zeitalters. Hier, in diesem Buch eines „Ausländers" liest man den ersten frischen, unretuschierten Bericht über den Putschversuch in Küstrin. Freilich, dieser Reporter hat immer auch eine Meinung. Aber diese Unbequemlichkeit war auch den Barzini, Kennan und Londres nicht abzugewöhnen. Wer den rasenden Reporter neutralisieren möchte, der zerstört bloß den Motor, durch den er in Schwung kommt.

---

Leben wir zu nahe mit einem Menschen zusammen, so geht es uns so, wie wenn wir einen guten Kupferstich immer wieder mit bloßen Fingern anfassen: eines Tages haben wir schlechtes beschmutztes Papier und nichts weiter mehr in den Händen. Auch die Seele eines Menschen wird durch beständiges Angreifen endlich abgegriffen; mindestens erscheint sie uns endlich so — wir sehen ihre ursprüngliche Zeichnung und Schönheit nie wieder. — Man verliert immer durch den allzuvertraulichen Umgang mit Frauen und Freunden; und mitunter verliert man die Perle seines Lebens dabei.

*Nietzsche.*

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Achte Fortsetzung.]

## XII.

Während man in den Rauchsalon ging und Onkel Solon den Arm bis zum Ellbogen in eine Mahagonikiste tauchte, in der sich Zigarren mit seinem aufgedruckten Namen auf der Leibbinde befanden, sagte Lewis:

— Ich habe das Gefühl, daß Sie im Schweigen eines Serails wie dieses hier mein Geschäft mit San Lucido erledigt haben. „Man bringe mein Haupt dem eifersüchtigen Sultan!“

— Machen Sie sich nicht über dieses Haus lustig, erwiderte Irene. Ich liebe es, wie es ist. Ich habe hier schon als junges Mädchen gewohnt; ich war damals Halbpensionärin in Maida Vale und Hockey-Kapitän. Ich kam jeden Abend hierher heim, wenn der Nebel dicht zu werden begann; die Minstrels werfen phantastische Schatten auf die Mauern und lächeln in ihren Rußgesichtern. Gestern bin ich in mein Mädchenzimmer unter dem Dach hinaufgegangen; es ist unbewohnt geblieben. Ganz oben ein sehr hartes Bett, in dem ich sonderbare Träume hatte.

— Daß heißt? . . .

— Ich habe vergessen. Man kann heute noch einen Kuckuck sehen, den ich aus Interlaken mitgebracht habe.

— Ich möchte Ihr Zimmer gern sehen.

— Warum?

— Weil . . .

— Wenn Sie wollen, sagte Irene einfach, ohne sich bitten zu lassen.

— Ich sammle berühmte Zimmer, sagte Lewis. Ich habe schon das Studentenzimmer von Cecil Rhodes mit seinem alten Cricketstock und den Rhinozeroesköpfen gesehen; nach ihrem Tode das von Gaby Deslys: in Knightsbridge traf ich ihre alte Mutter, die zu spät aus Marseille gekommen war; sie weinte, während eine Sonne aus Gold über dem Bett aus crêmefarbenem Samt aufging; die Decke war mit einem Himmel bemalt, auf dem Flugapparate kreisten: es waren die verschiedenen Maschinen eines Piloten, der damals gerade ihr Freund war . . . Oder das Zimmer der Kaiserin Zita in Schönbrunn mit Seife und Handtuch, die sie vor ihrer Flucht benutzt hat. Das hat übrigens alles keinen Zusammenhang . . . .

Irenens Zimmer war weiß abgezogen mit einem grünen Band, das auf- und abschwebte, und zwei Vorhängen aus stahlblauem

Tuch mit Stockrosen: was man vor dreißig Jahren „blanc majeur“ nannte.

Lewis näherte sich ihr.

— Sie sind noch ein junges Mädchen.

Sie wich zurück.

— Lassen Sie mich.

Ihre Nase zitterte, ihr Nasenlöcher weiteten sich. Ihre bloße Stirn mit dem schönen Ansatz der Haare, die etwas in die Schläfen gingen, trat hervor.

Lewis berührte ihre beiden Schultern.

— Ich liebe Ihr kluges Gesicht mit dem romantischen Zug. Geben Sie mir Ihre Hand. Oeffnen Sie sie. Sehen Sie, da ist Ihre Glückslinie; und da gehe ich den Hügel hinauf. Ich muß dahin gelangen . . .

— Alle sagen mir, ich hätte die Hand eines Mannes, eines Siedlers, und Bankiersfinger zum Geldeinstreichen; gehen Sie, lassen Sie mich . . .

— Ihr schlanker Wuchs, Ihr langer Hals, Ihre dünnen Arme, Ihre schmalen Hüften . . .

— Lassen Sie mich.

— Ihr Mund ist so natürlich, und Ihre Augen sind Pfauenschweifaugen; ich liebe Sie. Ich wünsche nicht, daß Sie meine Geliebte werden.

— Lassen Sie mich.

— Wollen Sie meine Frau werden?

— Bestimmt nicht. Ich war einmal verheiratet, und das genügt mir.

— Irene, ich denke nur an Sie, ich lebe nur, weil ich auf Sie warte.

— Lassen Sie mich.

— Und ich erwarte nichts . . .

— Lassen Sie mich.

Lewis begann dunkle Armbänder um Irenens Handgelenke zu legen.

— Ich will hier mit Ihnen allein bleiben. Ich kann nicht mehr fort. Ich schlafe zu Ihren Füßen . . . Sagen Sie mir . . .

— Lassen Sie mich.

— Lassen Sie mich Sie zerstören, Sie niederbrennen, Sie wiederaufrichten.

Ihre Stimmen waren dumpf und tief; sie kämpften jetzt Kopf an Kopf wie Ziegen. Irene hielt ihn mit dem Arme fern, um ihn zu verhindern, „sich anzuhängen“, wie man beim Boxen sagt.

Er hatte sich zuerst zusammennehmen müssen, um sich nicht auf sie zu stürzen, denn er fühlte, daß es hier nicht das beste Mittel sei. Aber aus Gewohnheit ließ er sich gehen.

Im Handgemenge fielen sie auf das Bett. Auf ein englisches Bett, das heißt auf eine Bank aus Stein; das Gewebe von Irenens

Hemd zerriß ihm unter der Hand; ihre Herzen klopften. Ihre Gesichter waren vom vielen Aneinanderreiben ganz rot. Lewis hielt ein Gelenk der jungen Frau hinter dem Rücken, das andere war unter sein Kinn geklemmt; die Haarnadeln fielen prasselnd zu Boden; die blauen Bänder des Hemdes glitten über die Achseln.

— Lassen Sie mich, das ist ja Mord.

Sie schrie so laut, daß er sich erhob, was er noch für keine Frau getan hatte.

— Verzeihen Sie mir, sagte er.

Beide waren außer Atem wie Faustkämpfer nach dem Wiederbeginn. Irene machte sich die Haare auf und frisierte sich; ihr Antlitz erstrahlte in der Masse ihrer dichten Haare, die aus Blei gegossen zu sein schienen; ihre ganze Person war dadurch verwandelt, beeinflußt; sie war noch mehr sie selbst.

— Natürlich, sagte Lewis, werden wir uns jetzt nicht wiedersehen.

— Warum? Ich habe keine Angst vor Ihnen.

Sie zitterte wie kochendes Wasser.

— Sie haben auch keine Angst mir zu sagen, daß Sie mich etwas gern haben.

— Nein.

— Sind Sie mir nicht böse?

— Ich bin mir böse, daß ich da bin, aber nicht zornig.

— Lassen Sie sich die Haare abschneiden.

— Niemals.

— Zum letztenmal . . . Sie wollen also nicht, daß wir ein Paar werden, eine Firma?

Irene lächelte.

— Nein. Das schon gar nicht. Empfehlen Sie sich auf französisch.

Lewis sah den Abgrund der Treppe vor sich. Nach einigen Stufen drehte er sich um und sagte wie ein echter französischer Bub:

— Ich kann nicht so gehen. Ich möchte etwas mitnehmen, einen Gegenstand, der Ihnen gehört. Kein Taschentuch, das bringt Unglück. Geben Sie mir Ihren Büstenhalter, ich lege ihn in meine Brieftasche.

Sie sah ihn starr vor Staunen an. Noch nie hatte sie einen solchen Mann gesehen.

— Sagen Sie mir wenigstens in Paris jemanden, der Sie liebt und gut kennt und mit dem ich von Ihnen sprechen kann.

— Ich kenne niemanden in Paris.

— Dann versprechen Sie mir eines, dann gehe ich . . . Versprechen Sie mir, daß Sie mich vor Ihrer Abreise nach Triest anläuten . . . Ségur 55-55 . . . ganz einfach.

Mit brennenden Wangen und geradeaus gerichteten Augen blieb Irene auf dem Treppenabsatz stehen und gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie nicht mehr zu sprechen wünschte.

Sie sah Lewis hinuntergehen.

## XIII.

Winterwetter, Nebel, der so warm war, daß er die Wiedergeburt der großen Saurier begünstigt hätte. Lampen, die in malvenfarbenen Bogen ihr Licht auf den Asphalt warfen wie Nachttischlampen auf die Bettücher. Die Autobusse tauchten ihre Laternen in den tiefen Schacht des Holzpflasters.

Auf der Höhe von Victoria traf Lewis wieder auf die Themse, an der mit den klagenden, zu Herzen gehenden Violintönen eines jüdischen Virtuosen die elektrischen Bahnen entlang fuhren: sie brachten aus den Vorstädten Pflanzengerüche und an den Leitungsstangen totes Laub mit. In der Mitte des Flusses schliefen mit der Nase im Strom lethargisch Barkassen, Diluvialanschwemmungen auf silbernem Wasser. Dem Obelisken, dessen triumphierende Senkrechte durch den Nebel gemildert wurde, stand auf dem anderen Ufer der Lichtmast der Lipton-Tee-Fabrik gegenüber.

Lewis sah nach der Uhr an der Westminster-Abtei. Er sah das Parlament, dieses gotische Gefängnis, aus dem alle unsere Freiheiten hervorgegangen sind. Es war gleich Mitternacht. Plötzlich fiel ihm ein, daß in fünfundzwanzig Minuten der Nachtzug nach Frankreich ginge. Was hatte er noch in London zu suchen?

Er begab sich in sein Hotel, ließ die Koffer hinunterbringen und stieg in den Zug, ohne sich die Zeit nehmen, die Kleider zu wechseln.

Die Boulogner Barken, die vor der Dämmerung ausfahren, getrieben vom schwachen Winde, der dem Tagesanbruch vorangeht — auf der Brücke brannten große Lichter, die die Riesenschatten der Fischer auf die Segel warfen — sahen nicht ohne Erstaunen einen Passagier im Frack und Zylinder am Heck des Dampfers lehnen.

Lewis dachte überhaupt nicht mehr an Irene.

Bei jeder Welle dachte Lewis an Irene.

## XIV.

Die achtundvierzig Stunden vorher und die acht Tage nachher, die man gewinnt, indem man niemanden von seiner Abfahrt oder seiner Rückkehr benachrichtigt, gehören auch zu den Vorzügen einer Reise.

Lewis suchte Frau Magnac nicht auf. Tagsüber arbeitete er, und abends blieb er in der Erwartung, daß Irene ihn anläuten würde, stets zu Hause

Einmal, gegen Mitternacht, hatte er dunkel gemacht und träumte von der Fernen, die durch das Meer von ihm getrennt war und sich dennoch in seinem Zimmer befand (sie war in seinen Armen, er hielt sie so fest, daß ihre Brüste aneinander gepreßt wurden) — da läutete es. Es war wie ein unter dem Kopfkissen abgefeuerter Pistolenschuß.

Vielleicht war es Elsie Magnac. Er nahm den Hörer ab, und plötzlich war Irene ganz nahe bei ihm, als säße sie in der Nacht auf dem Fußende seines Bettes; im Augenblick, da er sie beschworen hatte, hatte auch sie nach ihm verlangt und ihn geweckt; und sie hatte das Erwachen benutzt, um unvermittelt bis zu ihm zu dringen und sich in den dunklen Asylen einzunisten, darin, unter dem Bewußtsein, die Sorgen des Tages über Nacht Schutz suchen.

— Haben Sie an mich gedacht, Irene?

Sie antwortete mit leiser, unnatürlicher Stimme:

— Natürlich.

Sie schien so nahe, daß man ihren Atem spürte; er ging über die Lippen, bevor die Worte gebildet wurden; er lief in einer Zehntelsekunde durch die Erde, — so müssen die Toten miteinander sprechen — durch das schwere Kent, über das Schloß von Dover herüber, unter dem kreidetrüben Meer hindurch, über den Strand von Boulogne und die anmutigen Windungen der Seine, über den Kopf von Paris bis an Lewis' rechtes Ohr. Lewis bemerkte, wie gut man in der Nacht verstand, ohne Knacken und Schnarren. Die Worte, die sie sagte, schienen flüssig, entfernungslos, sinnbeladen. Lewis wollte sie mit Ausdrücken der Freundschaft anreden, aber er sah ein, daß er sie gerade genug kannte, um ihr Liebesworte zu sagen.

— Ich bin ganz nahe bei Ihnen, Irene.

Lewis hörte nichts mehr. Man hatte getrennt. Die tragikomische französische Verwaltung kam dazwischen. Ein Fräulein mit trockener Radiostimme fragte nach seiner Nummer; dann fragte ihn die Stimme eines Südländers mit dem Tonfall eines Polizisten inmitten des Geschnatters eines Vogelkäfigs, mit wem er in London spräche; er konnte es nicht sagen.

Einige Minuten später läutete Irene nochmals an.

— Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, sagte sie, und Sie?

— Ich auch nicht. Ich liebe Sie.

Diese Worte klangen an der Schwelle des schwarzen Trichters hohl. Lewis fühlte, daß sie trotzdem auf der anderen Seite des Kanals mitten in den Kopf gedrungen waren.

— Nein, sagte sie und hängte an.

Das Telephon oder die Entfernung machen ihre Stimme ernst, dachte Lewis, geben ihr etwas Schweres, einen Mangel an Anmut. (Er kannte nur perlendes Lachen und fröhliche „Guten Tag, Sie!“,

die ihn weckten; das waren jüngere, auseinandergegangene oder verzerrte Stimmen kleiner Pariserinnen.) Diese Stimme war die Stimme einer anständigen Frau.

Wie Lewis traumversunken in seinem Zimmer an die Unterhaltung dachte, die eben stattgefunden hatte, und sich schon anstrengen mußte, um sie nicht zu vergessen, so fern oder wie ein Traum erschien sie ihm bereits, wurde er durch ein kurzes Läuten aufgestört: Frau Magnac.

— Lieber Freund, ich freue mich, daß Sie wieder zu Hause sind. Zweifellos werden Sie bald wieder abreisen — Ihre Sorgen gehen in die Ferne.

— Abreisen? Niemals wieder, da ich Ihre Stimme höre, sagte Lewis.

— Sie werden diesen Zauber nicht mehr genießen, erwiderte Frau Magnac im Tone ihrer großen Tage, Ferngespräche gehen vor. Adieu.

Lewis war von nun an allein.

## XV.

Er fragte sich einen Augenblick, ob er Kummer darüber empfinden würde; da er nichts dergleichen verspürte, hüpfte er vor Freude, und seine Sprungfedermatratze warf ihn an die Decke. Er nahm sein Adressenbuch, seine Privatkorrespondenz, ja sogar das rote Notizbuch und verbrannte alles. Ein Gefühl von Jugend und Vertrauen bemächtigte sich seiner und ließ ihn im Schweigen dieser leeren Stunden ein neues Leben ahnen, in dem er freier sein würde, als er je gewesen war. Er könnte also auch etwas anderes führen als ein aus künstlich miteinander verbundenen Tagen bestehendes Dasein. Neue Beziehungen zur Welt begannen aufzuleuchten. Irene mußte ihm gehören.

Er öffnete das Fenster. Eine schwarze Katze lief über den Rasen. Man hörte die Sirenen in den Vorstädten heulen. Lewis wollte nicht allein sein; er zog sich an und ging aus. Ein Lastwagen mit Karotten fuhr vorüber. Er hängte sich hinten an, wie er es als Schuljunge getan hatte, obwohl es verboten war. Mit hängenden Beinen durchquerte er Paris auf gewundenen, leeren Straßen, in denen Milchkannen standen, aß Karotten und stieg erst am Saint-Martin-Kanal ab, der mit seinen Pfaden und den kleinen, flachen Häusern einem flämischen Kai glich. Um sich zu behaupten und schon um zu triumphieren, ließ das Licht keine Verbindung außer acht; es hing sich zunächst an die glattesten Teile der Landschaft, an das Wasser des Kanals, an die Steine des Kais, an die Eisenwände der Schlepper. Die geschlossene Schleuse ließ ein sanftes Wasser sprudeln, dessen graugoldene Farbe noch durch kein Sonnenaufgangfeuer gerechtfertigt war. Die großen

Speicher tauchten ihre Schwere tief in den Krapplack des Kanals. Von den Laderampen her hörte man die Hufe der Maulesel, die ungeduldig auf die Treidelwege zurückwollten.

Die Dinge boten sich einfach dar, wie sie waren, weder frisch noch müde, in ihrer gewöhnlichen Bestimmung, in ihrem gemeinsamen Ziel. Große Schiffe mit belgischer Ware schliefen auf dem tiefen Wasser.

Nachdem Lewis etwas Weißwein getrunken hatte, ging er spazieren; er wartete auf den Tag, bis die Post in der Rue du Louvre ihre Schalter öffnete. Lewis trat ein und schrieb auf den Stufen ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort an Irene. Er erklärte ihr, daß sein Leben zu Ende sei, wenn sie nicht seine Frau werden wollte. Dann ging er nach Hause, schaltete den Unterbrecher ein, machte dunkel, legte sich auf sein Bett und wartete.

Mittags brachte man ihm ein Telegramm. Er hielt es in der Hand, ohne es zu öffnen, legte es unter sein Kopfkissen, stellte es auf seine Knie, auf einen Stuhl, auf den Kamin. Gegen Abend endlich fand er, daß sein Vergnügen lange genug gedauert hätte. Er las:

London, 22. 11. 22. 14 331 A.

Versuchen wirs

Irene.

(Fortsetzung folgt.)

---

CHRISTIAN MORGENSTERN

## AUF EINER BÜHNE

Den Streit um den Wert der Berliner Theaterkritik, der in bestimmten Zeiträumen immer wieder aufflackert, hat Christian Morgenstern vor Jahren bereits vorahnend entschieden. Ueberflüssig zu sagen, daß die lächelnde Beschwörung des kleinen Cohn keine Konzession an unsere modernen Teutonen ist.

Auf einer Bühne steht ein Baum,
Geholt vom nächsten Wäldchensaum,

Ihn überragt zur rechten Hand
Ein Felsenstein aus Leinewand,

Indes zur Linken wunderbar
Ein Rasen grünt aus Ziegenhaar.

Im Stehparkett der kleine Cohn
Zerbirst vor lauter Illusion.

Der kleine Cohn ward zum Gericht
Für das, was Kunst ist und was nicht

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Novemberwoche.

Sechs Wochen noch, und der Stichtag der Ertragsbilanzen für das erste Jahr stabiler Wirtschaft ist bereits erreicht. Kein Wunder, daß die Eröffnungsbilanzen der Großbanken per Ende vorigen Jahres, von denen jetzt so viel Aufhebens gemacht wird, in Wirklichkeit fast nur historisches Interesse bieten. In den meisten Bilanzpositionen sind sie ja bloß eine mehr oder minder getreue Kopie der Papiermarkabschlußbilanzen. Ueber die Bewegung der Kreditorenziffern wird der Oeffentlichkeit keinerlei neuer Aufschluß zuteil, wenn man von der gleichlautenden Angabe beinahe aller Institute absieht, daß im ersten Halbjahr 1924 rund eine Verdoppelung eingetreten sei. Nicht einmal die notwendige Gliederung der Verbindlichkeiten nach Fälligkeit und Ursprung ist vorgenommen worden. Die Abweichungen der Goldbilanzen gegenüber den Papiermarkabschlüssen sind also mit wenigen Strichen gezeichnet. Die Darmstädter und National-Bank hat eine stille Reserve von 15 Millionen aufgelöst, indem sie die Kreditoren in der Goldbilanz statt mit 207 nur mit 194 Millionen Mark ausgab. Die Aufwertung der Konten Wertpapiere, Konsortialbeteiligungen und dauernde Beteiligungen auf 23,6 und 15,5 und 12,8 Millionen Goldmark zeigt, daß es sich bei der Abschreibung auf Merkposten, die bei diesem Institut das Charakteristikum der letzten Papiermarkbilanzen gewesen ist, nur um eine anspruchsvolle Geste gehandelt hat, ohne daß man sie im Ernstfalle aufrecht zu erhalten vermochte. Die Dresdner Bank und mit ihr die übrigen Großbanken hatten auch in Papiermark diese Konten ostentativ bestehen gelassen, wenn es auch bedeutungslose Beträge waren, mit denen sie zu Buch standen. Infolgedessen wirkt der Uebergang weniger unvermittelt, wenn bei ihr jetzt Wertpapiere mit 6,4, Konsortialbeteiligungen mit 14,7 und Bankbeteiligungen mit 23,1 Millionen Goldmark ausgewiesen werden. Daß der Immobiliarbesitz im Rahmen des zusammengeschrumpften Vermögens der Banken einen weit größeren Prozentsatz okkupieren werde, als normalerweise vor dem Kriege, war allgemein erwartet worden. Die Bemessung der Kapitalien bot gleichfalls keine Ueberraschung. In Finanzkreisen war es seit langem bekannt, daß die Kapitalnorm für die Großbanken künftig bei 100 Millionen Mark liegen werde, daß sie von einzelnen (Deutsche Bank, Discontogesellschaft) überschritten, von anderen (Commerz- und Privatbank, Mitteldeutsche Kreditbank) unterschritten werden würde. Um so gespannter mußte man dem Verhältnis entgegen sehen, in dem von den Bank-

verwaltungen das auszuweisende verantwortliche Kapital zwischen Aktienkapital und offenen Reserven aufgeteilt wurde. Diese Relation ist weitaus das Bedeutsamste an den Goldbilanzen der Banken. Sie ist mehr als bloße Willkür, sie ist eine Konjunkturprognose und zugleich ein bankpolitisches Programm. Die Linie ist bei den vier Instituten, deren Umstellung bisher bekannt wurde, einheitlich. Nur die Berliner Handelsgesellschaft marschiert separat. Die Darmstädter und Nationalbank stellt 40 v. H., die Dresdner Bank 22 v. H. und die Commerz- und Privatbank 33 v. H. der verantwortlichen Mittel als Reserve. Das Streben nach einem hohen Reservenprozentsatz, der das vor dem Kriege erreichte Maß noch erheblich überschreitet, tritt also deutlich zutage.

Man muß sich erinnern, daß es ursprünglich fraglich war, ob überhaupt in der Goldbilanz offene Reserven gebildet werden dürften. Das Justizministerium hatte die Zulässigkeit der Stellung offener Rücklagen anfangs bestritten mit dem Hinweis darauf, daß auf diese Weise der Anteil der Aktionäre entgegen dem Sinne der Goldbilanzverordnung übermäßig beschnitten würde. Späterhin gab es der gesünderen Auffassung statt, in der Erkenntnis, daß offene Reserven immer noch besser seien als stille, und ließ die Bildung offener Rücklagen ausdrücklich zu. Seither ist es Brauch geworden, daß Industriegesellschaften, die auf sich hielten, rund 10 v. H. ihres Aktienkapitals in die Reserve legten. Von dieser Regel ist nur in vereinzelten Fällen abgewichen worden. Die Banken haben nicht nur diesen Satz überschritten, sie dotierten ihre Rücklagen relativ selbst über den Umfang hinaus, der im Frieden nach jahrzehntelanger Konsolidierung und Kräftigung aufgesammelt worden war. Dabei haben sie sich bei der Bewertung ihrer übrigen Konten sicherlich von vornherein schon von Erwägungen der Rentabilität und Mißachtung der sogenannten Substanz leiten lassen, nachdem dieses Prinzip sich fast überall durchgesetzt hat. Das ausgewiesene Eigenkapital ist eben bei den Banken nicht allein ein Passivum, sondern gewissermaßen auch ein Aktivum, das freilich auf der linken Seite der Bilanz nicht zu Buche gebracht werden kann. Eine Bank lebt und profitiert von der Werbekraft ihrer Kapitalziffern, und zwar wiegen dabei naturgemäß die Reserven nicht minder stark als der Kapitalanteil der Aktionäre. Kein Industrieunternehmen wird auf seine Briefköpfe den Hinweis auf die Höhe der verantwortlichen Mittel setzen. Für die Bank ist diese Zahl Reklame. Bezeichnenderweise pflegt nicht allein das Aktienkapital, sondern Kapital und Reserven in einer Summe als Aushängeschild genannt zu werden. Diese Aeußerlichkeit zeigt, daß es den Banken, im Gegensatz zu Unternehmungen anderer Art, darauf ankommen mußte, das Gesamtkapital nicht unter eine gewisse repräsentable Höhe heruntergleiten zu lassen. Andererseits übernimmt eine

Bank mit der Festsetzung des Nominalkapitals der Aktionäre eine weit schwerere Verpflichtung als andere Unternehmungen. Ueberdies ist den Banken in Deutschland der Weg der Kapitalbeschaffung auf dem Wege der Obligationenausgabe bekanntlich praktisch verschlossen, sodaß sie, wenn ihnen demnächst eine Vermehrung ihrer eigenen Mittel als tunlich erschein auf die Emission von Aktien angewiesen sind, und die kann, wen das Prestige gewahrt bleiben soll, nur vorgenommen werden, fall die alten Aktien ein ansehnliches Aufgeld genießen. Da nun zur Erreichung des Parikurses jetzt und vermutlich in nächster Zeit eine hohe Dividende notwendig sein wird, da jedoch die Banken, selbst wenn ihre Ertragskraft sich bewähren sollte, unmöglich daran denken können, alle ihre Verdienste in Dividendenform wieder auszuschütten, vielmehr darauf angewiesen sind, mit Hilfe ihrer Gewinne in der Zukunft einen Teil dessen wieder aufzubauen, was sie in der Vergangenheit verloren haben, deshalb lavierten sie bei der Aufstellung ihrer Goldbilanzen vorsichtig zwischen der Scylla eines zu geringen verantwortlichen Gesamtkapitals und der Charybdis eines zu hohen ertragheischenden Aktienkapitals, deshalb stellten sie die verantwortlichen Mittel möglichst hoch, das Aktienkapital möglichst niedrig ein. Die Darmstädter Bank hat in ihrem Konjunkturpessimismus einen Rekord geliefert. Sie hat 40 v. H. ihres Gesamtvermögens als Rücklage bezeichnet, oder, anders ausgedrückt, die Reserve auf 66⅔ v. H. des Aktienkapitals bemessen. Eine derartige Höhe der offenen Rücklagen birgt für später, wenn sich einmal der Landeszinsfuß gesenkt und gleichzeitig die Bankrentabilität erhöht haben wird, gewisse Gefahren in sich. Die Leichtigkeit, mit der die Bankverwaltungen das geringe Kapital dann zu verzinsen imstande sind, könnte ihre Betriebsamkeit einschläfern. Bei der Darmstädter Bank ist das nach dem Charakter der Persönlichkeiten, die jetzt dort führen, freilich am allerwenigsten zu befürchten. Und in den Chefkabinetts der übrigen Banken scheint die Goldbilanzierung, gegen die von dieser Seite lange Zeit aufs äußerste Widerstand geleistet wurde, eine sehr heilsame Wirkung ausgelöst zu haben. Sie gibt besonders den Bankherren zur Einkehr Anlaß, die sich jahrelang ihr vermeintliches Sachverständnis in allen Kredit- und Währungsfragen hochnasig zugute gehalten hatten. Ihnen geht jetzt ein Licht auf, daß ihr Sachverständnis sie in ihrem eigenen Fach recht kläglich im Stich gelassen hat. Ihre Lieblingsbehauptung, daß gegen die Inflation in Deutschland kein Kraut gewachsen sei, ist es gewesen, die ihren Aktionären einen großen Vermögensteil und sie selbst Macht und Ansehen gekostet hat.

Die Finanzkritik hat Mühe, der sich überstürzenden Entwicklung zu folgen. Ein Teil der öffentlichen Meinung klebt noch heute an der Idee, die vor Jahresfrist zeitgemäß war, daß der Staat nicht

genug Steuern herein bekommen könne. Heute hat sich das Blättchen gewendet. Aus dem Zuwenig ist — nicht weniger verhängnisvoll — ein Zuviel geworden. War kürzlich schon nach dem Halbjahresausweis der Reichsfinanzverwaltung für die Monate April bis September zu konstatieren, daß die Reichseinnahmen in diesen ersten 6 Monaten des Haushaltsjahres den Voranschlag von 2622 Millionen um 677 Millionen RM. übertroffen hatten, so sind diese Ergebnisse durch das jetzt vorliegende Oktoberresultat bereits in den Schatten gestellt. Das gesamte Aufkommen an Steuern und Zöllen stieg in diesem Monat vor allem infolge abermaligen Anschwellens des Ertrages der Einkommens- und Umsatzsteuer auf 687 Millionen RM. und überstieg damit die Einnahme vom September um 77,5 Millionen RM. Zugleich zeigt sich, daß per 10. November der gesamte Nettoüberschuß, der dem Reich seit 1. April verblieben ist, die staatliche Summe von 205 Millionen RM. erreicht hat, obwohl das Reich in dieser Zeit seine schwebende Schuld an Rentenmarkwechseln bis auf einen geringen Rest zu vermindern vermocht hat. Diese 205 Millionen RM. sind der Betrag, der übrig geblieben ist, nachdem der größte Teil des unerwarteten Surplus an die Länder weitergeleitet werden mußte, weil er vornehmlich aus Einkommens- und Umsatzsteuer resultierte, an denen die Länder und Kommunen mit bestimmten Quoten partipizieren. Ein weiterer erheblicher Teil war vom Reiche selbst — vorweg und außeretatsmäßig — zum Rückkauf seiner Schatzanweisungen verwendet worden, wiewohl ihre Fälligkeit noch viele Jahre entfernt war. Die Ueberschußwirtschaft hat sich also über Erwarten rasch, beinahe krisenartig zugespitzt. Offensichtlich ist es eine bedrohliche Erscheinung, wenn die öffentliche Hand sich vor Einkünften nicht zu retten weiß, wie das jetzt der Fall ist. Die Steuermilderungen, die überdies erst im Januar nächsten Jahres in Kraft treten, können bei weitem nicht genügen, um den Ueberschuß auch nur annähernd abzuschöpfen. Man muß also erstens damit rechnen, daß bis zum Inkrafttreten der Erleichterungen im Januar die Ueberschüsse sich noch anstauen werden, und daß zweitens auch danach der Mehreingang durch die geringe Lastenverminderung nicht zum Versiegen gebracht wird. Die Garantie, die das Reich gegenüber den Ländern übernehmen mußte, um ihre Zustimmung für die Steuererleichterungen zu erlangen, des Inhalts, daß es den Ländern Mindestbezüge auf Basis der August- und September-Ueberweisungen zusicherte, wird praktisch ohne Bedeutung bleiben. Das Reich wird im Gegenteil, wenn der Steuereingang so anhält wie bisher, den Ländern trotz der Ermäßigung möglicherweise mehr ausliefern müssen als das bei der Beschlußfassung über die Milderung schon geschehen war. Darüber hinaus wird es vermutlich auch für sich selbst noch erkleckliche weitere Ueberschüsse ansammeln. Da bei der ganzen Einstellung der Finanzminister des Reichs und der Länder nicht damit gerechnet werden kann, daß die Finanzverwal-

tungen aus dem aufreizenden Mißverhältnis zwischen Ist und Soll des Steuereingangs die einzig mögliche Konsequenz ziehen und die Erhebung einzelner Steuern einstellen werden, bis das neue Parlament auf dem Wege normaler Gesetzgebung den weiteren Steuerabbau vornehmen kann, so ergibt sich die dringliche Frage: *Was soll mit den auflaufenden Geldern inzwischen geschehen?* Soweit der Mehrerlös vom Reich auf Grund des unglückseligen Finanzausgleichs an die Länder abgeführt werden muß, soweit kann man ihn getrost für verloren ansehen. Denn auf die Einsicht der Länder und Kommunen zu bauen, wäre eine törichte Hoffnung. Die Etatskontrolle seitens der einzelstaatlichen Parlamente ist natürlich weit weniger wirksam als im Reich, und kein Abgeordneter wird sich dem Vorwurf des mangelnden Lokalpatriotismus aussetzen wollen, indem er verlangt, die Länder und Kommunen sollten ihre Eingänge aus eigenem Antrieb dem Reich zwecks Linderung des Steuerdrucks wieder zur Verfügung stellen. Die Einzelstaaten und die Gemeinden werden immer neue Verwendungszwecke ersinnen, damit sie die aus der Wirtschaft gepreßten Steuereingänge irgendwie unterbringen. Das Reich selbst, das ebenfalls mit weiterem Zugang zu rechnen hat, kann sich naturgemäß nicht ebenfalls einer Ueberschreitung seines Etats auf der Ausgabenseite schuldig machen; vielmehr muß, nachdem diese aktuellste Sorge, wie das Plus auf der Einnahmeseite zum Verschwinden gebracht wird, beseitigt ist, auch auf der Ausgabenseite der Abbau einsetzen, damit die phantastischen Verwaltungskosten auf ein erträgliches Maß reduziert werden. Wohin aber zunächst mit den Reichsüberschüssen? Die Kassenreserven sind bereits aufgefüllt. Das Optimum für die Betriebsrücklage (die gewiß auch das Reich zu halten gezwungen ist), scheint schon heute überschritten zu sein. Schulden, die heimgezahlt werden könnten, bestehen nicht mehr. Hingegen muß man darauf gefaßt sein, daß die Vorleistungen auf die Reparations-Anleihe, die der Fiskus an den Reparationsagenten abzuführen hatte, demnächst bei völligem Eingang des Anleiheerlöses der Reichsregierung wieder zur Verfügung gestellt werden. Es bleibt dann keine andere Möglichkeit, als daß *der Staat als Geldverleiher* großen Stils auftritt. Zinslos kann er das Geld doch nicht liegen lassen. Was der Staat auf der einen Seite an schwerem Tribut der Wirtschaft abverlangt hat, würde er ihr auf diese Weise gegen Zinsen wieder zur Verfügung stellen, um ihr zu ermöglichen, das Leben notdürftig weiter zu fristen. Diese groteske Umkehrung aller vernünftigen finanzwirtschaftlichen Grundsätze würde selbstredend zu schweren Ausgleichstörungen am Kreditmarkt führen. Mit Hilfe der fiskalischen Blutentziehungskur würden aus dem Produktionsprozeß die langfristig arbeitenden Mittel herausgezogen, und sie könnten nur kurzfristig, also weit weniger verwendbar wieder ausgeliehen werden.

# GLOSSEN

## GROCK

Grock ist hier nicht jenes den Kältebibber vertreibende Getränkt, sondern der Name eines Menschen, an den wir uns gewöhnen müssen, den großen internationalen Komikern unserer Epoche zuzurechnen. Innerhalb eines auch sonst vorzüglichen Varietéprogramms in der Berliner Skala tritt er auf, dreiviertel dummer August, ein Viertel ein etwas trauriger Professor mit rotgeschminkten Ohren, tiefen Backenfalten, breitgezogenem Mund, derbem Kinn, immer beweglichen Augen und einem Grinsen, das in tausend Nuancen andeutungsweise spricht.

Ein entfernter Vetter Karl Vallentins, gehört er zur Gattung der melancholischen Clowns, die eigentlich die Tragik des Daseins enthüllen, aber hierfür nur das Ausdrucksmittel der Komik haben (die höchste Gattung der Komiker). Die Tragik dieses hochbegabten Musikclowns ist es, daß er ohnmächtig der Tücke des Objekts gegenübersteht. Mit gütigem Wohlwollen will er sein Bestes geben, aber, was auch immer er versucht, es mißlingt, weil er diesen hämischen Widerständen nicht gewachsen ist. In dieser Situation befinden sich andere Clowns auch, und sie besiegen das tückische Objekt dann mit Roheit, mit Ausgelassenheit, oder lassen sich dämlich unterkriegen. Grock aber ist zwar hilflos mit trauriger Freundlichkeit in die Widerstände verstrickt, aber er versucht mit geduldiger Milde, mit väterlichem Zureden, mit ganz leise pfiffigem Humor

dieser bösen Welt Herr zu werden.

Er wundert sich, er schämt sich über die aus den Fugen gegangene Welt; verwundert, verschämt versucht er sie mit schwerfälliger Ruhe und liebenswürdiger Engelsgeduld wieder einzurenken. Er weiß plötzlich nicht, wohin mit seinen großen behandschuhten Händen; und als er sie endlich in die Hosen steckt, findet er sie nicht wieder. Er legt in der Erregung die Geige mit der rechten Hand an und kann es nicht fassen, daß er auf einmal, mit der linken Hand, nicht mehr geigen kann. Er will mit dem Fiedelbogen, den er eben neckisch wie einen Flitzbogen auf den Partner anlegte und spannte, elegant jonglieren — und jedesmal fällt der Bogen zu Boden; da geht er hinter einen Paravent und übt abseits, kommt siegesbewußt wieder — und abermals fällt der Bogen zu Boden. Gelingt aber endlich ein Trick, rutscht er glücklich in die Melodie, dann strahlt dies unglückselig zerflossene Gesicht, und weltvergessen brummt er einen tiefen Ton dröhnend wie ein Elefant in die Welt. Rast am Schluß der Applaus, so verneigt er sich selig lächelnd — und sucht zugleich nach hinten verzweifelt mit Händen und Füßen vergeblich die Vorhangfalte, durch die er abgehen kann.

Seine Kunst exekutiert er absolut sicher und natürlich, wie tausend andere Excentric-Clowns ... daß er aber den Menschentyp des gütigen Schlemihls in reinster Form schafft, setzt ihn über diese Clowns und über tausend beliebte Theaterkomiker und macht ihn auf dem Varieté einzig.

*Kurt Pinthus.*

---

K. C.

„In Berlin fand dieser Tage ein 24-Stunden-Dauer-Mannschaftskegeln statt. Von Samstag nachm. 6 Uhr bis Sonntag 6 Uhr nachm. rollten die Kugeln ununterbrochen. Auf 4 Asphalt- und 8 Bohlenbahnen wurden in dieser Zeit 5464 Kugeln geschoben. Sämtliche Kämpfer hielten die 24 Stunden durch und alle Teilnehmer blieben bis zum Schluß verhältnismäßig frisch. Als Sieger ging aus dem Kampf die 1. Mannschaft des Berliner K. C. „Freie Bahn" mit 30 915 Holz hervor."

Aus einem Sportblatt.

Das ist eine in der Tat epochemachende Mitteilung, und zur besseren Verdeutlichung war ihr auch ein Bild beigegeben, das eine Gruppe der Teilnehmer noch verhältnismäßig frisch zeigt. Sie wissen, was sie dem ersten 24-Stunden-Dauerkegeln der Welt schuldig sind, sie

können sagen, sie sind dabei gewesen. Sie sind natürlich uniformiert: weiße Beinkleider, weiße Segeltuchschuhe und dunkle Leibriemen. Letztere scheinen allerdings mehr als Vereinsabzeichen zu dienen, denn man bemerkt auch Hosenträger, aber doppelt ist wohl bei so extravagantem Bewegungsspiel besser. Im Vordergrunde steht einer, mit beiden Händen die Kugel umfassend, die seine Welt bedeutet. Der Kopf ist rattenkahl geschoren und wirkt selbst wie eine Art Reservekugel.

Der edle Kegelsport steht im Geruch der Philistrosität, ja, wird zum Teil leider gar nicht als Sport bewertet, sondern nur als eine etwas umständliche Methode, in Schweiß zu kommen. Was ein richtiger Boxer ist, z. B., wird die Kegelbrüder nicht für voll nehmen. Sehr zu Unrecht. Denn Boxen ist längst ein Geldgeschäft geworden, aber beim Kegeln lebt sich rhythmisch geschwungen ein bewußter Idealismus aus. Wenn die Kugel mit Caracho und Caramba über die krachende Bohlenbahn saust, dann jauchzen nicht nur alle Muskeln, auch die geweitete Seele fühlt sich gepackt und hineingerissen in ein Tempo übernatürlicher Raserei.

Es ist kein Zweifel, wer 24 Stunden dauernd Kegel schieben kann, der ist ein guter Mensch. Es gibt sicherlich genug Belustigungen, die bei geringerer Anstrengung dickere Lorbeeren bringen. Der Kegler aber triumphiert über die Materie mit ihren gefährlichen Möglichkeiten. Er geht nach beendetem Turnier brav nach Hause, mit schlappen Knochen und zitternden Kaldaunen, aber zufrieden. Das zwischendurch eingepumpte Bier ist längst verarbeitet. Er reagiert auf nichts mehr. Wenn der Ritter Tannhäuser auch nur sechs Stunden mitgespielt hätte, er wäre mit völliger Wurstigkeit am Hörselberg vorübergegangen. Selbst bei verhältnismäßiger Frische.

Und da eröffnen sich fürs Kegeln als Nationalsport ungeahnte Perspektiven. Wie viele unserer Volksgenossen hätten es nicht nötig, harmlos aber nutzbringend beschäftigt zu werden? Pensionierte Generale, die nach Revanche brüllen, giftgeschwollene Zeitungsschreiber jeder Observanz, kurzum, sie alle, die in ihrem dunklen Betätigungsdrang uns zu Mitbewohnern ihres Narrenhauses machen, sie brauchen etwas, was ihr Dasein tumultuarisch ausfüllt; sie brauchen krachende Balken und müssen etwas sehen, was rollt. Dann sind sie glücklich, und wenn es auch ein Pudel wird. Oh, ich wüßte schon, wie dieser auserlesene Deutsche National-K C. aussehen müßte. Die religiöse Welle ist abgeebbt, die okkultistische auch. Vielleicht geht doch einmal nach so und so vielen andern Wellen auch eine Kegelwelle durch unser mit Recht so geliebtes Volk.

In diesem Sinne „Freie Bahn"!

*Lucius Schierling.*

---

DIE MÄZENE

Ein unerwartetes Ergebnis hatte die letzte Versammlung der Freunde der Staatsbibliothek. Einmal im Jahre versammeln sich die in einem Verein zusammengeschlossenen Gönner, hauptsächlich reiche Sammler und Bibliophile im großen Lesesaal der Staatsbibliothek, wo ihrer ein ausgezeichnetes Buffet und Tee harrt. Es wird geplaudert, eine kleine Ausstellung von Raritäten, Neuerwerbungen wird gezeigt, und den Abschluß bildet ein Vortrag.

Auf dem Tisch in der Mitte aber liegt das Verhängnis in Gestalt einer Liste. Dort sollen die Mäzene ihre Freundschaft beweisen in Gestalt einer Spende. Es werden keine Bücher, bibliophile Kostbarkeiten von ihnen verlangt, man will weder ihren Bücher- noch Geldschränken

zunahe treten. Einen kleinen Obolus sollte jeder entrichten für die Unkosten der Veranstaltung, die ein kleines Ereignis der guten Berliner Gesellschaft, die zahlreich erscheint und die zahlreichen Brötchen prompt erledigt.

Nehmen wir an, jeder der zwei bis dreihundert Erschienenen habe für eine Mark Brötchen und Tee verzehrt und diese Mark gespendet, so müßte die Liste den Betrag von zwei bis dreihundert Mark als Minimum aufweisen. Das wäre schäbig, aber Gönner sind bekanntlich immer knauserig.

Aber es wurde gegessen, heftig sogar, und gezeichnet auch . . . denn die Liste wies den Betrag von 6 (sechs) Mark auf! Da kann man nur sagen, Gott schütze mich vor meinen Freunden. Und die Staatsbibliothek im besonderen.

FILM

*Das Wachsfigurenkabinett*

An diesem Film hat man solange gefummelt, daß die Erwartungen aufs höchste getrieben wurden, während der Film selbst ein wenig vermanscht ward. Es kam eine mühsame Uneinheitlichkeit heraus. Trotz der dekorativen Anstrengungen Paul Lenis, trotz technischer Anspannung des Regisseurs Birinski, trotz Anfahrens der Kanonen Veidt, Krauß, Jannings ward nicht jene Phantastik spürbar, die uns als quälender oder springlustiger Alb der Wirklichkeit entrückt. Es sträubten sich niemals die Haare, sondern es sträubte sich der Verstand, um aufzupassen, wie jeder Trick, jede Situation gemacht war. Drei Filme in drei verschiedenen Stilen waren lose aneinander geknüpft, nicht ineinander verwoben.

Die Wachsfigur an sich, als täuschende, aber tote, geronnene Wirklichkeit, wirkt grauslig, noch grausliger, wenn sie mechanisches Leben bekommt. Diese Chance aber war nicht ausgenützt. Sondern man sah erst eine gewaltsam-schauerliche Episode aus dem Leben und Töten Iwans des Schrecklichen, von Veidt mit kalter Maschinerie grimassiert. Man sah dann Krauß als Jack the Ripper gespenstisch durch die Gegenwart wandeln und drittens Harun Al-Raschid in burlesken Märchenszenen. Ein Dichter soll diese drei Gestalten im Wachsfigurenkabinett eines Rummelplatzes bedichten und verliebt sich dabei in die Tochter des alten Besitzers. Dies Liebesmotiv bindet die drei Geschichten, in deren jede jedesmal dies Liebespaar hineingestellt ist. Wirklich phantastisch-schwindelerregend ist das bewegungslose, handlungslose Verfolgen des Bauchaufschlitzers hinter dem Liebespaar her; da wanken Wände, schieben sich kreuz und quer und durcheinander, schief und verschwimmend Menschen und Milieu. Das ist technisch sehr geglückt, aber nicht neu.

Neuer eigentlich ist die Verwendung heiterer Märchenmotive in einem phantastischen Erwachsenenfilm; Humor und Trick in diesem karikierten 1001 Nacht wirken sehr ergötzlich und graziös, zumal, da der Gigant Jannings als Pfefferkuchenkalif verschmitzt-dummlich umhertrippelt und Tiedtke einmal gemütvoll hereinonkelt. Als einzige Dame zeigte Olga Belajef vorläufig nicht viel mehr als eine schöne Schulter. Denkt man an „Caligari", „Müden Tod" und an Wegeners Filme, so erkennt man, wie geringe Fortschritte bisher der phantastische Film gemacht hat. Und man fragt sich noch: warum wohnen sowohl der Zar Iwan wie Harun Al-Raschid und ihre Untertanen allesamt in jenen labyrinthischen gedrückten expressionistischen Höhlen? *K. P.*

## TISCH MIT BÜCHERN

Robert Louis Stevenson: Die tollen Männer und andere Erzählungen. Herausgegeben von Marguerite und Curt Thesing, München, Buchenau & Reichert Verlag.

Mit überzeugender Kraft sind diese vier Erzählungen geschrieben, mit unglaublicher Gewalt der Schilderung, dabei mit höchster Delikatesse. Die Schrecken und Gesichte, die Abgründe im Menschlichen, das Ich-Erlebnis schildert Stevenson in unnachahmlicher Künstlerschaft. Es sind keine äußeren Sensationen, die er bringt — trotz der Mordszenen in „Markheim" — es sind Sensationen, die aus dem Inneren kommen.

Und was für ein Maler ist Stevenson! Wie steht Schottlands Meeresküste vor uns, seine Geburtsheimat, Samoa, die wunderbare Insel, auf der er lebte und starb. Diese Erzählungen sind meisterhaft, sie sind philosophisch und voll Leben, ernsthaft und doch voll Humor.

Rudolf Hans Bartsch: Im Südhauch. Verlag Orell Füßli, Zürich.

Kleine Geschichten, so sind sie benannt. Das sind sie auch. Geschichten aus Süd-Oesterreich und Wien. Gut erzählte Geschichten, gemütvoll, zart empfunden, mit viel Geschick und Stilgefühl geschrieben, ganz abseits vom Tempo der Zeit. Ein angenehmes Buch, nicht nur für Damen.

John Knittel. Die Reisen des Aaron West. Deutsche Ausgabe von Nanny Collin. Rhein-Verlag, Basel-Leipzig, 1922.

Kapitän Aaron West ist durch einen Zufall, eine Erbschaft, Kapitän und Weltreisender geworden. Er entdeckt und erwirbt eine Insel, die zu kultivieren und zu zivilisieren er sich zum Lebenswerk macht. Aber diese Insel ist wunderbarerweise schon zivilisiert, was Religion anbetrifft, durch zwei Frauen, Mutter und Tochter, eingeborene Hinterbliebene

eines englischen Missionars. Und durch seine Liebe zur Tochter wird der rauhe Kapitän West, der zudem recht unglücklich verheiratet ist, ein Gläubiger und Missionar, im englischsten Sinne! Seine Reisen, Schicksale und Niederlagen sind gewiß fesselnd, aber das Puritanertum in der göttlichen Wildnis dieser wunderbaren Insel, die Blutlosigkeit der handelnden Personen wirkt wie Blasphemie. Es wird in diesem Buch Vieles halb gesagt, Vieles prüde verschwiegen und Einiges an dem gewaltigen Thema gesündigt. *E. D.*

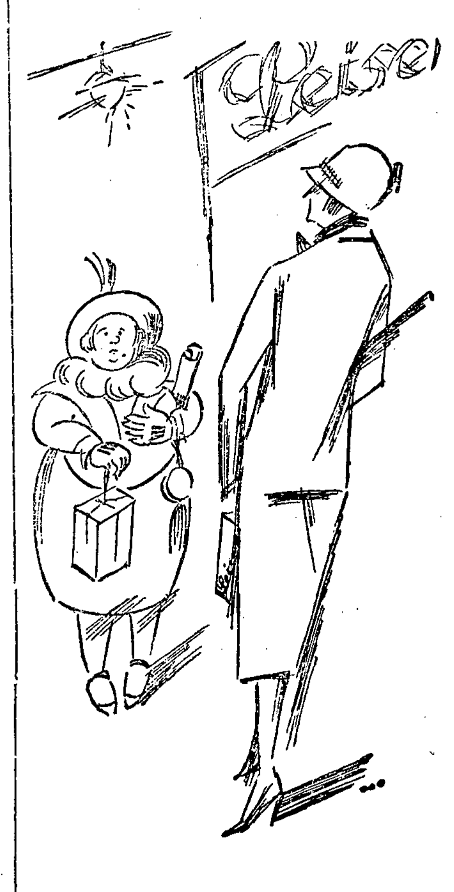
H. G. Wells: Grundlinien der Weltgeschichte. Verlag für Sozialwissenschaft, G. m. b. H., Berlin.

Von diesem Werk, das in elf Lieferungen erscheinen soll, liegt nunmehr die achte Lieferung vor. Sie umfaßt die Zeit vom Ausgange des Mittelalters bis zum Ausbruch der großen Revolution. Der berühmte Romancier ist kein methodischer Historiker. Er geht sprunghaft vor, verweilt hier bei einer Einzelerscheinung länger als der Grundplan des Werkes erlaubt, um dort ein ganzes Jahrhundert mit einer trocken ironischen Verbeugung zu entlassen. Der gelehrte Sozialist kämpft mit dem Liebhaber spannender Fabeln. So ist nicht Geschichte im alten Sinne des Wortes daraus geworden, aber ein ungemein kurzweiliger Spaziergang durch vier Jahrtausende, und als Cicerone dient eine der interessantesten Erscheinungen der Literatur unserer Zeit.

—*y.*

Ernst Friedrich: Krieg dem Kriege. Verlag der „Freien Jugend", Berlin C 2, Parochialstr. 29.

Ernst Friedrich, dem Zeitungsleser nur aus Gerichtssaalberichten bekannt, die bezeugen, mit welcher natürlichen Unbefangenheit sich Herr Friedrich gegenüber den im Talar kostümierten Autoritäten zu benehmen wußte, hat hier ein Bilder-



buch des Krieges zusammengestellt, das in seiner nervenquälenden, aufpeitschenden Unerbittlichkeit wirksamer ist als alle Dichtungen und Predigten gegen den Krieg. Es sind hauptsächlich Photographien aus der gräßlichen, der großen Zeit, die hier aneinandergereiht sind, aber eben weil es bloß Photographien sind, nicht Phantastereien, deshalb ist dieses aufwühlende Buch von unvergänglicher Bedeutung. Es ist mit deutschem, englischem, französischem und holländischem Text versehen, jedes dieser Bilder, die sich tief ins Hirn eingraben, ist mit einer Aufschrift in den genannten Sprachen bedacht. Hoffentlich kommt es auch zu russischen, italienischen, serbischen, polnischen und tschechischen Ausgaben. Viele werden dieses Bilderbuch des Grauens nicht an einem Abend durchblättern können, es bringt zu viel, aber Keiner wird imstande sein, es wegzulegen, ohne im Innersten angerührt zu sein. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold sollte sich entschließen, dieses Buch in ein paar Millionen Exemplaren zu vertreiben!

*st. g.*

---

## ANEKDOTE

*Preisausschreiben*

Bernard Partridge, der berühmte Zeichner des „Punch“ erhielt eines Tages einen Schreibmaschinenbrief, durch den er aufgefordert wurde, an einem von einer großen Liqueurfirma veranstalteten Wettbewerb teilzunehmen. Es sollte nur ein einziger Preis verteilt werden und sämtliche nicht preisgekrönten Zeichnungen sollten in das Eigentum der Firma übergehen. Bernard Partridge beantwortete den Brief folgendermaßen:

„Sehr geehrte Herren! Ich setze hiermit einen Preis von zwei Shillings für die beste Liqueurmarke aus und ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich an dem Wettbewerb beteiligen würden. Jede Marke muß dem Preisrichterkollegium in einhundertvierundvierzig Flaschen eingesandt werden und die nicht ausgetrunkenen Liqueure verbleiben im Eigentum des Preisrichterkollegiums. Die Frachtkosten trägt natürlich der Absender.

Eine Antwort hat er nicht erhalten.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 46)



Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, letzte Novemberwoche

An dem Tage, da General v. Nathusius verhaftet wurde, sagten mir Pariser Freunde: „Das ist ein Bein, das Herriot gestellt wird". Als ich dann die empörten Aufsätze der deutschen Zeitungen las, sie alle, die über die Infamie der Kriegsrichter aufschrien, hatten ja sachlich ganz recht, da fragte ich mich zuweilen: Erschwert dieser deutsche Schrei nicht Herriots korrigierenden Eingriff? Ich erinnerte mich, wie oft die Freunde Fechenbachs uns baten, doch um Gottes willen nur leise, leise nach dem Recht zu rufen, weil die bayerische Regierung sich doch nicht nachsagen lassen dürfe, sie habe dem Druck der Straße oder des Reichstags oder der öffentlichen Meinung nachgegeben. Nun, Herriot ist kein Bayer, sondern ein Mann des Rechtes und der Rechtschaffenheit. Das Geschrei der französischen Hergte und Hitler hat ihn nicht gekümmert, er hat das Schandurteil der Liller Offiziere in den Ofen geworfen, er hat Herrn von Nathusius die Freiheit schnell zurückgegeben. Hat sich irgendjemand über das Urteil des französischen Kriegsgerichts wirklich gewundert? Wer, der Kriegsrichter je am Werke sah, englische, französische, deutsche, österreichische, ist nicht über den habituellen Blutdurst dieser richtenden Offiziere entsetzt gewesen? Der Offizier als Richter, das bedeutete immer und überall: Brechung des Rechts. „Was er sinnt, ist Rache, und was er spricht, ist Blut". Nicht, daß Herr von Nathusius von Offiziers-Richtern verurteilt wurde, war überraschend, sondern daß Frankreich den Inhabern blutgetränkter Uniformen die Wage der Justitia noch nicht entrissen hat. Kriegsgericht — das bedeutet überall auf Erden: improvisierte Legalität des Mordes. Die Verurteilung des Generals Nathusius durch französische Berufskollegen war freilich doppelte Schurkerei. Die Leute vom Bau, Offiziere, waren sachverständig genug, zu wissen, daß Requisitionen zum Kriegshandwerk gehören wie die Salbe zur Laus. Welche Armee, im fremden Lande stehend, würde nicht stehlen, will sagen gegen Bescheinigung requirieren? Aber den uniformierten Tartuffes kam es ja nicht aufs Recht an, sondern vielmehr darauf, Herriot ein Bein zu stellen. Es war vermutlich die letzte

Rancüne des Fochismus. In Paris wittern sie . . . Abendluft. Als Caillaux, der Verhaßteste, bei der Totenfeier für Anatole France zum ersten Male nach bitteren Verbannungstagen in Paris wieder auftauchte, da kam ihm als einer der schnellsten Gratulanten der Kommandierende General von Paris entgegen. Sein herzinniger Händedruck wurde schnell verfilmt, damit er morgen nicht abgeleugnet werden könne. Oh, man überschätze die Starrköpfigkeit der Generäle nicht. Wenn wir jetzt die deutsche Republik fest ins deutsche Endreich rammen, so werden die Herren, die früher Wilhelms gnadenvolle Hand küßten, bald in Scharen herankommen. Eberts Hände würden wenn er's zuließe, von Ludendorffs Kollegen gründlich genäßt werden.

Die F r e i l a s s u n g des Herrn v. Nathusius erquickt jeden Deutschen. Bloß den Deutschnationalen von Beruf verdrießt sie bitter. Der Braten schmeckte, wohlgarniert, in allen Wahlversammlungen. Wenn Herr von Nathusius nun unbehelligt endlich vor dem Grabe seines Schwiegervater beten wird — beiläufig, seine Begnadigung geschah mit einer Geschwindigkeit, die der deutsche Amtsschimmel noch nie aufgebracht hat — so werden unsere Nationalgesinnten, von Graefe bis Stresemann, sich zornig auf die Lippen beißen. Ach, ein paar Tage Gefängnis, womöglich in verunreinigter Zelle, mit ungenießbarer Kost und ein bißchen Feldwebelgrausamkeit, hätten sie noch sehr gut brauchen können . . . .

Es gibt eine Sorte von Politikern, die noch unerträglicher sind als die Korrupten, das sind die K o r r u p t i o n s - R i e c h e r. Die Gattung existiert in allen Couleuren, blutrot, schwarzweißrot, weißblau. Wenn in Weimar der Staatsbankpräsident eine Stenotypistin, die zu wichtigen Verhandlungen mitgenommen wird, in ein Hotel ersten statt dritten Ranges einlogiert, dann schreien die Korruptionsriecher auf: Pfui, Schiebung! Wenn in Berlin der Oberschulrat Paulsen einen Lehrer, der in seiner freien Zeit Kinder mit Zustimmung der Eltern nackt turnen läßt, nicht preisgeben will, dann halten sich politische Seelsorger vom Schlage der alten Jungfer v. Eynern an den Schläfen: Oh Gott, welcher Sittenverfall! Im Augenblick sind die Berliner Zeitungen voll von Meldungen über den Leiter des Berliner Fremden-Amtes. Ein furchtbarer Fall von Korruption liegt vor. Liegt vor? Nirgendwo wird mit der Ehre des Nebenmenschen leichtfertiger verfahren als in den Redaktionen der Zeitungen, die von fetten Ueberschriften und von fetten Enten leben. Zum Beispiel hat man vor einigen Monaten in fast allen Berliner Blättern erschröckende Berichte über eine Krankenschwester gelesen, welche drei Ehemänner vergiftet und stracks ins Grab gebracht hat. Zur Gerichtsverhandlung gegen die Sünderin ist es nie gekommen, nicht einmal zur Erhebung der Anklage; die nur mit fetten Lettern Angeklagte geht heute frei durch die Berliner Straßen, etwas verstört,

weil die druckerschwärzliche Fama sie entwurzelt hat. Wer wäscht ihr den beschmutzten Namen rein? Was den neuesten Korruptionsfall anlangt, so ist es schwer, sich zwischen den Anschuldigungen, die tief ins Fleisch einiger Sozialisten schneiden, und der gelassenen Erklärung amtlicher preußischer Stellen, es liege überhaupt kein Delikt vor, zu entscheiden.

Gesetzt, Herr Bartels hätte gottweißwie mit gottweißwem geschoben; gesetzt, er wäre Demokrat — er ist ein alter Deutschnationaler — wie kläglich wäre unser politisches Dasein, wenn dieser Wahlkampf sich um die Sauberkeit des Herrn Bartels oder des Herrn Kutisker drehte. Die Korruptionsriecher sind schon deshalb eine öffentliche Kalamität, weil sie die politische Debatte im Handumdrehen um etliche Meter senken. So wird eine Atmosphäre von Detailingrimm und Nebensächlichkeitsschnüffelei erzeugt, die in Tagen großer politischer Entscheidungen nichts als verwirrt. Nein, nein, Bezirks-Cato, nein, Distrikts-Aristides, über all diese verworrenen Affären wollen wir uns gern unterhalten, aber nach dem 7. Dezember. Das Thema von heut und morgen und übermorgen lautet: Wollen wir die Republik erhalten, befestigen und stärken oder wollen wir irgendeinem Manschettenknopfprinzen mit Stresemanns Hilfe die Brücke zum Volkskaisertum bauen? Kein echter oder gedungener Korruptionsriecher wird uns von diesem Hauptthema abbringen.

Mit feierlichem Gepränge ist vor wenigen Tagen die Asche des großen Jaurès ins Pantheon überführt worden. Es war mehr als eine offizielle Parade der Eitelkeiten, als eine Musterausstellung schwarzer Röcke und goldgestickter Uniformkragen. Nichts ist ja leichter und wirkungsvoller, als an einem Katafalk gerecht zu sein und Worte des Versöhnens zu sprechen. Der Tote bleibt stumm und die Lebenden hören so gern die Schmeichelmelodie von der heiligen Einigkeit. Aber hier huldigten nicht ein paar pompöse Akteure mit ihren eingedrillten Statisten, hier erlebte ein ganzes Volk einen unvergeßlichen Sühneakt. Hier stand vor dem schlichten unverfälschten Empfinden des Einzelmenschen nicht die verblödende Phrasenbarriere der Politikerkaste aufgerichtet. Dieser Tote, der für sie alle gestorben, gehörte allen. Es ist so furchtbar einfach und kurzstirnig, über die angeborene theatralische Begabung der Franzosen zu witzeln. Namentlich die deutsche Seelendürre, das Unvermögen zu einem öffentlichen Akt von mitreißender Pathetik mokiert sich da so gern und winkt spöttisch ab. Comédie française? Sie hat mehr Leuchten in sich als das deutsche Rührstück von der sagenhaften Volksgemeinschaft, das immer so larmoyant beginnt und immer mit einer Schlägerei endet. Wenn wir etwas von Frankreichs politischer Bühne zu lernen haben, so das eine: — Ensemblespiel! Vielleicht wird sich dann einmal die große Geste ganz von selbst finden.

Der folgende Artikel ist dem Tage-Buch von einem namhaften Zentrumspublizisten zugegangen. Ueber das Thema Kanzler und Außenminister ist in den letzten Monaten viel orakelt und viel — verschwiegen worden. Hier gibt ein genauer Kenner Beider eine überzeugende Darstellung.

Es wird nun jetzt ein volles Jahr, daß Reichskanzler Marx und Außenministers Dr. Stresemann als Führer der deutschen Politik im Reichskabinett zusammenarbeiten. Am 3. Dezember v. J. hat sich das erste Kabinett Marx gebildet mit Stresemann als Außenminister, nachdem eine Reichskanzlerschaft Stresemann zweimal gescheitert war.

Stresemann hatte seinen Reichskanzlerposten im vorigen Jahre nicht gerne geräumt. Sein Umzug aus der Reichskanzlei in das engnachbarliche Auswärtige Amt hat sich, angeblich wegen einer Krankheit, wochenlang hinausgezögert. In jenen Wochen mußte der Reichskanzler Marx allabendlich zu seiner alten Wohnung in der Kaiserallee fahren. Sein Mittagessen nahm er im Reichstag ein. Er hat trotzdem nicht auf Wohnungsräumung gedrängt, sondern geduldig gewartet und Rücksicht genommen, bis Dr. Stresemann von seiner Krankheit genesen war und er und seine Gattin sich an den Gedanken gewöhnt hatten, daß er nicht mehr Reichskanzler, sondern nur noch Reichsaußenminister war.

Das Kabinett Marx ist natürlich nicht von den ihm als Minderheitskabinett drohenden parlamentarischen Gefahren unbehelligt geblieben. Um sich und die durch die dritte Steuernotverordnung für das deutsche Volk neugewonnene Basis volkswirtschaftlicher Gesundung zu erhalten, mußte es im März d. J. den Reichstag auflösen. Der am 4. Mai neugewählte Reichstag brachte wiederum für das Kabinett Marx keine feste Mehrheit zustande, im Gegenteil, die Opposition war verstärkt, die Sozialdemokraten, die bisher wenigstens die Außenpolitik des Kabinetts in anständigster Form unterstützt hatten, waren geschwächt worden. Die Ausblicke für eine günstigere Weiterarbeit auf der bisher eingenommenen politischen Linie waren damit sehr finster verhängt, aber Stresemann glaubt doch in dieser Dunkelheit wieder seinen Stern leuchten zu sehen. Es war ihm höchst willkommen, ja er hat persönlich Erhebliches dazu beigetragen, daß die Deutsche Volkspartei ihre Minister aus dem Kabinett herauszog und damit den Rücktritt des Gesamtkabinetts erzwang. Doch entwickelten sich die Regierungsverhandlungen anders, als er selbst voraus berechnet hatte. Er rechnete wohl damit, in dem von ihm erwarteten Rechtskabinett eine gesellschaftlich glanzvollere Rolle spielen zu können als in dem den alten feudalen Kreisen fernstehenden Kabinett Marx. Vielleicht würde er sogar, so dachte er es sich wohl, wieder Reichskanzler werden können, wenn gegenüber einem solchen Kabinett sich die Zentrums-

partei ebenso reserviert verhalten würde, wie vor Jahresfrist gegenüber dem Kabinett Cuno. Als gar die Deutschnationalen als Entgelt dafür, daß sie sich zu dem Ueberzeugungsopfer der Anerkennung der bisherigen Außenpolitik bequemen mußten, sich ausbedangen, daß nun die bisherige Koalition entweder Marx oder Stresemann opfern müsse, da hüpfte Stresemanns Herz in seliger Hoffnungsfreude. Sie kam zu früh, aber seit jener Zeit hat er immer wieder geglaubt, daß Reichskanzler Marx seinem Ehrgeiz im Wege stehe. Und doch ist es Marx gewesen, der am 3. Dezember v. J. die Regierungsbildung nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung übernahm, daß Dr. Stresemann den Posten des Außenministers besetze. Marx glaubte der politischen Gewandtheit und der rethorischen Geschicklichkeit dieses Mannes nicht entraten zu können, während Stresemann in diesem Verhalten nur einen Beweis seiner Unentbehrlichkeit erblickte und sich ganz als Opfer des Parlamentarismus fühlte. Immer wieder wurde seine politische Arbeit beeinflußt von einem sehr peinlichen Trieb, sich auf Kosten der Popularität des Reichskanzlers in ein günstiges Licht zu stellen. Er merkte gar nicht, daß diesem jede Absichtlichkeit fernlag, seine Person in den Vordergrund zu stellen. Des Reichskanzlers schlichter Art, die nur Sinn für die sachliche Arbeit hat, seinem aus tiefster Religiosität entsprungenen Pflichtgefühl lagen solche Neigungen vollkommen fern. Zwischen Marx und Stresemann hat es niemals einen Konkurrenzkampf gegeben und doch standen wiederholt Angelegenheiten des öffentlichen Lebens unter der Frage: „Marx oder Stresemann?“ So, als es sich darum handelte, wer die nach London in Sachen des Dawesgutachtens reisende Delegation führen solle; so weiter, als sich die Frage erhob, wie die deutschen Wünsche für London formuliert werden sollten und in welche Verbindung man sie am besten mit der Durchführung des Sachverständigengutachtens bringen würde. So auch jetzt wieder, im Wahlkampf, wo sich die Frage erhob, ob der jetzige außenpolitische Kurs die gradlinige Fortsetzung der im Mai 1921 von Dr. Wirth eingeleiteten Politik sei oder nicht. Immer wieder hat es Stresemann für notwendig gehalten, seiner Person in der Oeffentlichkeit eine besondere Note zu geben, und hat dabei die Presse, sei es nun die „Zeit“, die „Nationalliberale Correspondenz“ oder die „Kölnische Zeitung“, vielleicht auch einmal den „Berliner Lokalanzeiger“ eifrig zu benutzen gewußt. Geholfen haben ihm freilich diese nervösen Manöver gar nichts, da die Zentrumspresse sehr wachsam war, die ohne Zweifel glaubte, daß ihr schlichter Reichskanzler den Regiekünsten seines Mitarbeiters nicht gewachsen war. Die Oeffentlichkeit hat ein Interesse daran, daß diese eigentümlichen persönlichen Verhältnisse einmal beleuchtet werden, denn wichtige Entscheidungen der hohen Politik sind von ihnen, wie schon oben dargelegt, beeinflußt worden. Reichskanzler Marx hat mehr als einmal in aller Oeffentlichkeit seinen Außenminister korrigieren müssen, so auf

dem Empfang beim Reichspressechef, auf den kürzlich die „Zeit" glaubte anspielen zu müssen, um einmal wieder Herrn Stresemann bei den Deutschnationalen in empfehlende Erinnerung zu bringen, so auch in seiner letzten Wahlrede in Köln, wo er anderslautenden Ausführungen Stresemanns gegenüber ganz trocken bemerkte, daß er selbst von einer Aenderung des außenpolitischen Kurses seit Wirth noch nichts gemerkt habe. Immer wieder aber auch wenn Stresemann solche versteckte Zurechtweisung aus Reichskanzlermund oder in der Zentrumspresse erhielt, wurde er still. Diese Zurückhaltung hielt dann auch einige Wochen an, bis er es plötzlich nicht mehr aushielt und wieder die Glocke des Eigenlobes zu läuten begann.

Es ist die große Selbsttäuschung Dr. Stresemanns, daß er glaubt, in den Kreisen der Deutschnationalen politische Freunde zu haben. Es ist wohl anzunehmen, daß diese lieber ihn als Marx im Reichskanzlerpalais sähen, aber ebenso sicher ist es, daß, wenn Stresemann einmal den Deutschnationalen die Brücke zum Eintritt ins Kabinett gebaut hätte, er der erste sein würde, den sie aus dem Kabinett hinausjagen würden. Man würde dann sehr bald in allen Epilogen von dem tragikomischen Ende eines Ehrgeizigen lesen können. Dabei hat er, als er den Reichskanzlerposten im August v. J. übernehmen konnte, eine übertriebene Angst gerade vor Attentaten von nationalistischer Seite her zur Schau getragen. Er ließ sein Reichskanzlerpalais fast bis unters Dach mit Schupoleuten belegen. Sie wurden von seinem Nachfolger Marx sofort wieder insgesamt beurlaubt. Aber auch im Auswärtigen Amt hat er seine Leibwache gehabt, die von seiner Nervosität bald so angesteckt war, daß es eines Abends sogar zu einer Schießerei gekommen ist. Von amtlicher Stelle wurde damals ausgestreut, daß die Schüsse Strolchen gegolten haben, die „ohne Zweifel" es auf einen Aktendiebstahl abgesehen hätten. Kundige wollten aber besser wissen, daß mit den Schüssen damals nur eine Romeo und Julia-Szene unter dem Dienstpersonal grausam gestört wurde.

Es muß Stresemann außerordentlich schmerzen, daß man die Befreiung von Rhein und Ruhr so ausnahmslos dem Kanzler Marx zuschreibt und dem Vertrauen, das dieser persönlich bei der Entente genießt. Soll man es diesem Schmerz zuschreiben, daß Stresemann im Reichskabinett vor einiger Zeit dem Kanzler energisch abriet, — es ist ein Gerücht, das man sich zuraunt — nach dem befreiten Dortmund zu reisen, um dort die Bevölkerung zu grüßen, daß er aber gleich darauf die Parteitagung der Deutschen Volkspartei nach Dortmund einberief, wo er dann seine große außenpolitische Rede hielt und sich in einer sehr brüchigen Polemik gegen die Politik des Dr. Wirth erging? Wann wird Stresemann erkennen, daß er persönlich gar nichts dazu zu tun braucht, um in der Oeffentlichkeit beachtet zu werden!

ARTHUR PONSONBY, M. P.
ehem. Unterstaatssekretär im Foreign Office

# E. D. MOREL

Einer der besten Freunde des heimgegangenen großen Publizisten, der Unterstaatssekretär des Foreign Office im Kabinett Macdonald, ergreift hier das Wort zu einem Nachruf. Er irrt wohl nicht, wenn er die politische Figur E. D. Morel auch in Deutschland als genügend bekannt voraussetzt. Denn Morels Einfluß und politische Bedeutung war in der Tat nicht auf sein Land beschränkt, der Herausgeber der „Foreign affairs" sprach zur ganzen Welt und wurde von der ganzen Welt gehört. Er ist eines der wunderbarsten Beispiele dafür, welche Macht allein vom Gedanken und vom Wort ausgehen kann, selbst wenn keine Art von anderer Macht und anderem Einfluß ihnen zu Hilfe kommt. Denn in Wahrheit war Morel, obwohl Parlamentsmitglied, niemals „Politiker" im landläufigen Sinne; sein Gewicht in der Wagschale der Parteien war gering; er stand, als Nichtsozialist, aber auch als Nichtbourgeois, viel zu sehr zwischen den Lagern, als daß er in irgend einem von ihnen Führerbedeutung hätte erlangen können; sein unerhörter Wahrheitsfanatismus machte ihn in der Tat für alle Parteien suspekt. Dennoch mußten sie alle mit ihm rechnen, — die Leidenschaft, die von ihm ausging, war ein Faktor, der sich immer stärker geltend machte, sein Wort schuf Bewegungen und öffentliche Stimmungen, er war, in immer wechselndem Grade, ein anderer Nachfahr jener Apostel und Propheten, die, ebenfalls ohne und sogar gegen die Macht, Machtzentren wurden und Schicksal mitwirkten, mehr vielleicht und dauernder jedenfalls als hundert Beamtete. Am Grabe dieses großen Publizisten trauern, in allen Ländern, diejenigen, die wissen, daß die Welt nicht an den Landesgrenzen endet, und die Wahrheit nicht am Schlußpunkt der Blau-, Weiß- und Rotbücher. Sie haben ihren hinreißendsten und zugleich gelehrtesten Sprecher verloren, und sie können nur hoffen, daß aus der Schule, die er bildete, würdige Nachfolger hervorgehen werden.

*L. S.*

Es ist immer eine schwierige Sache, einen Nachruf zu schreiben; wenn es gar für einen lieben Freund und Kollegen geschehen soll, durch dessen plötzlichen Tod ich noch wie betäubt bin, ist es mir doppelt zweifelhaft, ob ich der Bitte der Zeitschrift entsprechen soll. Dennoch fühle ich das Bedürfnis, etwas über Morel zu schreiben; weniger, um seinem Andenken einen Tribut zu zollen — denn ich glaube, das werden ohnedies all die Vielen tun, die sein öffentliches Wirken schätzen und bewundern — als vielmehr, um zu vervollständigen, was sonst schon allgemein über ihn bekannt ist: um meinen Lesern einen kleinen Einblick in jenen Teil seines Lebens und jene Seite seines Carakters zu geben, die der Blick der Oeffentlichkeit nie erreichte.

Morel wußte, daß ihn seine Arbeit und seine Methode, sein temperamentvolles Kämpfertum für Dinge, die zur gegebenen Zeit oft unpopulär schienen, in eine grelle Beleuchtung rücken mußten, und niemals schrak er davor zurück. Aber er war entschlossen, diesen alles durchdringenden Strahlen keinen Zutritt zu seinem Heim und seinem Privatleben zu gestatten. Nichts war verständlicher als

das; und doch war in gewissem Sinne nichts unglückseliger. Er erreichte sein Ziel nur allzu vollkommen. Er hatte verhältnismäßig wenig intime Freunde, und ich war erstaunt darüber, wie wenig selbst seine Bewunderer von ihm wußten, abgesehen von dem, was sie aus seinen Büchern, seinen Reden und seinen Artikeln kannten.

Das mag in gewissem Grade natürlich für viele prominente Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zutreffen; aber ich habe es niemals in einem solchen Maße durchgeführt gesehen wie bei Morel. Wie alle Pioniere des Fortschrittes war er der Gegenstand von Angriffen und Beschimpfungen — wohl in einem Grade, für den es kaum eine Parallele gibt — und die Unkenntnis darüber, welche Art von Mensch hier eigentlich wirkte, wurde listig dazu benutzt, Gerüchte über geheimnisvolle und dunkle Privataktionen auszustreuen, die ihn in der Achtung des großen Publikums diskreditieren sollten.

Hätte man in demselben hellen Licht auch den privaten Charakter dieses Mannes zeigen können, die einzigartige Schönheit und Einfachheit seines Heims und die wunderbare, so ganz unalltägliche Harmonie seines Familienlebens, die Pläne, die er für das Setzen seiner Pflanzen ausheckte und die Systeme, nach denen er seine Rosen beschnitt (dies wären tatsächlich die einzigen Pläne und Systeme gewesen, die man bei ihm hätte finden können!), alles verleumderische Geschwätz wäre nachdrücklich zum Schweigen gebracht worden. Aber diese Seite seines Lebens war eben nur einigen Wenigen bekannt.

Er kam während des Krieges ins Gefängnis, weil er ein Buch an Romain Rolland geschickt hatte — welch ein Verbrechen! — aber nein, ich will es richtiger sagen (obwohl, was ich sagte, technisch richtig ist): er kam ins Gefängnis, weil er dauernd unpassende Fragen über Wahrheit, Gerechtigkeit und die Ehre des Landes aufwarf. Ihm wurden alle Vergünstigungen versagt, und ich mußte zum Home Secretary gehen, um eine Milderung des Strafvollzuges zu erreichen. Ich hatte beträchtliche Schwierigkeiten, diesen hohen Beamten davon zu überzeugen, daß E. D. M. ein anständiger Mensch sei.

Anständig! im gewöhnlichen Sinne des Wortes! — wahrhaftig, das war es, worüber ich diskutieren mußte. Ich war ganz verblüfft über den Widerspruch zwischen dem, was man über ihn sprach, und dem, was ich aus enger Bekanntschaft von ihm wußte. Anständig? Man möge mir das Wort erlauben: E. D. M. war der absurd-anständigste Mensch, dem ich je begegnete. Ich gebrauche das Wort „absurd", weil ein Zug von kindlicher Unschuld und Don-Quichotterie in seiner Anständigkeit war, — ein Zug, der in der sophistisch klügelnden Welt von heute sehr selten ist. Mochte es in einem gewissen Augenblick seiner Sache noch so dienlich sein, vorübergehend nicht den gewohnten, stolzen Nachdruck auf die Wahrheit zu legen: es war unmöglich, ihn davon abzubringen.

„Erring Dir eine Stellung, mach Dir einen Namen, gewinn Dir eine Tribüne im Land, dann wird man gern auf Dich hören!“, sagte ihm zuweilen einer von uns. Aber er hätte nicht seinen Glauben gehabt, wenn solche Ratschläge ihn auch nur für einen Augenblick schwach gemacht hätten, die Fundamentalprinzipien seines Credos ständig zu wiederholen. Kein Kompromiß, keine Abschwächung, kein Manövrieren. Es gab kein Zögern. Immer war der rechte Augenblick, um die Wahrheit, die reine Wahrheit zu sagen. Das war seine große moralische Stärke. Aber vom Standpunkt der Karriere aus war es entschieden ein Hindernis.

Er verband ein sehr feines Gerechtigkeitsgefühl, ein überempfindliches Gerechtigkeitsgefühl, das ganz britisch war, mit einem Eifer und einer Hitze in der Durchführung, die ganz und gar französisch waren. In seiner Art und Weise war jenes Geniale und Gigantische, das diejenigen immer leicht aus der Fassung bringt, die nur gewöhnliche Ausmaße haben.




E. D. Morel

Sein genaues Wissen, sein Geschick für Untersuchungen, seine durchsichtige Darlegung und seine überzeugende Beredsamkeit sind allen wohlbekannt, die in Kontakt mit den Bewegungen kamen, denen er nahestand; aber es war nur ein beschränkter Kreis, der den ganzen Reiz seiner großen gesellschaftlichen Begabung fühlen durfte. Ich sah ihn einmal bei einem Essen in Gesellschaft von einigen Fremden, die ihm ziemlich feindlich gegenüberstanden; er aber besprach die im Augenblick strittigen Fragen so anregend, auf der Grundlage eines so tiefen Wissens, und mit so bemerkenswerter Unparteilichkeit und Freundlichkeit, daß er den tiefsten Eindruck hinterließ.

Ganz besonders wurde mir diese seine Gabe enthüllt, als wir vor einigen Jahren zusammen auf dem Kontinent arbeiteten. Wir sahen viele Gäste um uns, Männer und Frauen aller Klassen, Typen und Meinungen. Wir gaben nicht, wir sammelten Kenntnisse. Da kam es nicht nur auf die Manieren und die Liebenswürdigkeit an, die selbstverständlich vorhanden waren. Hier feierte auch die Geschicklichkeit Triumphe, mit der er sein Wissen gebrauchte, um in der kürzesten Zeit alles, was wissenswert und notwendig war, herauszuholen, um den Geschwätzigen mit vollendetem Takt Einhalt zu tun und um anderseits auch die Schüchternsten in die Unterhaltung zu ziehen. Er wäre ein großartiger Botschafter gewesen!

Er wäre auch ein ausgezeichneter Administrator geworden und würde an jeder Stelle seinen Mann gestanden haben, wo menschliches Fühlen und technisches Wissen Hand in Hand gehen müssen. Aeußerlich war er vorzüglich für die verschiedensten Lebenswege ver-

sehen. Die City liebte ihn, die Handelswelt bemühte sich um ihn, und einmal berichtete er mir mit warnend erhobenem Finger, da er eine Neckerei von mir fürchtete, daß ihn die Kirche ganz besonders freundlich aufgenommen habe. Aber es war kein Verlaß auf die Gaben, die ihn hätten weiterbringen können; es war ein Feuerbrand in ihm, der nicht mehr gelöscht werden konnte, seit er zum erstenmal die furchtbaren Folgen menschlicher Ungerechtigkeit gesehen hatte. Dieses Feuer verzehrte ihn; ob es seinen Sinn für Perspektive irreleitete oder seinen Sinn für Proportionen verwirrte, ist nicht die Hauptsache. Er hatte sein Ziel und nur dies eine; dem opferte er alles.

Er mußte auf der Höhe seiner Kraft davon; noch Jahre wertvollsten Wirkens hätte er seinen Kameraden schenken können, wenn er gesund gewesen wäre, und viele von uns werden ihn in unseren Konferenzen und Sitzungen bis zum Ende unserer Tage schmerzlich vermissen. Und doch glaube ich, daß die fünfzig Jahre seines Lebens etwas Rundes und Abgeschlossenes darstellen, von frühester Jugend an angefüllt bis zum Ueberfließen von menschlichstem Streben. Sein großer Triumph bei den Wahlen war das beste Zeugnis der Dankbarkeit seines Landes, und ehe er sich zum letzten Schlaf niederlegte, durfte er doch ein Resultat seiner Arbeit erleben: ein Europa, das endlich beginnt, die Unaufrichtigkeit wie ein unreines Gewand abzuwerfen.

---

Zu befürchten ist vielleicht nach einer Zeit, wo die Kanonen die Stunden schlugen und die Schwerter sie zeigten, daß ein Fürst sich und Volk am besten zu beraten glaubt, wenn er eine ewige Kriegserklärung organisiert, alle Stände verdeckt zum Wehrstand, alle Schulen zu Kriegs- und Fechtschulen einschmilzt, so daß am Ende Pflug und Feder und das Gerät aller Musen nur das Trieb- und Federwerk einer langsameren Kriegsmaschine werden und er selber ein Großsultan, dessen Krönung und Salbung bekanntlich darin besteht, daß man ihm einen Säbel umhängt. Welcher Regent so dächte, müßte dann einen ewigen Krieg (denn der Friedensschluß wäre nur eine weitläufig und langsam geschriebene Kriegserklärung) begehren und einleiten, um den Zweck seiner Mittel zu genießen und um die Mittel (da, sobald die antreibende Idee fehlt, der Krieg selber zum Kriege abrichtet) — zu verdoppeln; dann müßten am besten alle Länder in einem unaufhörlichen Landsturm gegeneinander wehen — statt des ewigen Friedens und Frühlings (beide leichter möglich als ihr Gegenteil) gäb es einen ewigen Krieg und Winter, und am Ende, da der Krieg nur auf Kosten eines vorher bereichernden Friedens leben kann, gäb es nichts mehr zu bekriegen und zu — leben.

*Jean Paul*

Auf der Heimreise aus der Normandie las ich einen französischen Liebesroman. Er heißt: Ariane, sein Autor ist Claude Anet, er ist bei Grasset, Paris, erschienen. Ich las ihn in einem Zuge. Es ist die Geschichte eines blutjungen russischen Mädchens, das ihrem Freunde eine Menge abscheulicher Vergangenheitserlebnisse vorschwindelt. Warum? Um ihn zu quälen und durch Qual fester an sich zu ziehen? Aus Scham? Um zu verbergen, wie viel sie ihm schenkt? Aus Rechtschaffenheit? Weil ja das gedachte Erlebnis fast so viel oder noch mehr ist als das wirkliche. Aber am Ende, da er, der quälerischen Verwundungen müde, auf und davon reisen will, sagt sie ihm, im letzten Augenblick, auf dem Bahnhof, daß er der Einzige gewesen ist. Und er hebt schnell das verlorene Kind mit feurigen Armen zu sich ins Coupé.

Es war, seit vielen Jahren, der erste Liebesroman, den ich gelesen. Die zarte Ariane, die russische Gymnasiastenkappe auf dem blonden, kurzgeschnittenen Haar, lebte, schwatzte, log, weinte, strahlte neben mir. Ich war um ein Menschenleben reicher. Ich sah sie „tot“ liegen, als sie sich, entsetzlich beherrscht, widerstandslos küssen ließ, ich sah sie munter, ein siebzehnjähriges Mädel, mit den Kolleginnen aus dem Gymnasium traben, ich sah sie, etwas bleich, auf dem Bahnhof auf und ab gehen, wartend, kaum mehr hoffend. . . . . Ariane gehört von nun an zu meinen schönsten Frauenerlebnissen, sie steht neben Charlotte, neben Manon, neben Victoria.

Plötzlich fiel mir ein: Wie lange ist es her, daß in Deutschland eine schöne Liebesgeschichte erschien? Die Generation von 1890 brachte es bloß bis zu Kellnerinnen-Romanen, Schnitzler und die Schnitzelnden konnten ihre Liebeleien festhalten. Wo, wann warf ein junger Deutscher aus der Fülle des Erlebnisses eine Liebesgeschichte in die Welt? Ich denke nach, ich krame im Gedächtnis, was außer dem Werther ist zu finden? Schiller? Der nie eine Frau malen konnte? Kleist, der sie ins Ungeheuerliche oder ins Magdliche verstieß? Natürlich gibt es Liebesgeschichten in der deutschen Literatur. Aber Bücher, deren Hauptthema eine einzige Frau ist, kann ich nicht finden. Die Liebe ist ein Nebenthema der Deutschen. Viele wertvolle Talente haben nicht einmal für das Nebenthema Platz. Ich denke an Ernst Toller, der überhaupt nur Männer bringen kann.

Wonach haben wir denn gegriffen, als wir Liebesgeschichten lesen wollten? Zuerst nach Peter Nansen, dem Dänen, bis er uns zu zuckerig wurde. Dann aber nach Knut Hamsun, dem Dichter der „Victoria“. Eine starke Liebesgeschichte ist im Deutschen, seit dem Werther, nicht erschienen. Fehlt nicht nur das Buch? Fehlte das Erlebnis? Aber vielleicht fehlt uns nur die Lust am Liebesgerede. Schließlich ist in den Jahren, in denen die Liebesliteratur

dem Deutschen ausblieb, Hugo Wolfs Spanisches und Italienisches Liederbuch entstanden, und jedes dieser unsterblichen Lieder wiegt einen großen Roman auf. Die deutsche Liebe kann vielleicht nicht sprechen, aber sie kann singen.

---

O. L.

## UNHEILIGE BEMERKUNGEN ZU SHAW'S „HEILIGER JOHANNA".

Wenn man aufrichtige Engländer nach ihrer Meinung über Bernard Shaw befragt, so antworten sie gewöhnlich: „Wir verstehen ihn nicht". Wenn man aber Deutsche über Shaw befragt, so antworten sie, mit derselben Aufrichtigkeit: „Ein geistreicher Satiriker".

Daß Shaw geistreich und sehr sarkastisch ist, liegt auf der Hand. Woher aber Geist und Sarkasmus ihren Ursprung nehmen, warum sie diesem Autor so reichlich und so überzeugend aus der Feder fließen, im Dienste welcher Ideen Shaw's Geist und Satire stehen, das ist dem deutschen Publikum ebenso unbekannt wie dem englischen.

Bei der Vorstellung der Heiligen Johanna hat man es wiederum konstatieren können. Das Publikum amüsierte sich prächtig über die Shawschen Witze. Besonders die über die Engländer fanden den lebhaftesten Beifall. Wenn wir einen deutschen Satiriker wie Shaw hätten, so würden natürlich seine Witze über Deutsche in England belacht werden. In Deutschland aber wäre er unmöglich: ein Volk mit einer „Weltmission" (siehe die deutschen Philosophen à la Fichte) verträgt keine Witze über sich selber. „These Germans take themselves damned seriously" (wie ein Engländer einst, und schon vor dem Kriege sagte). Der verdammte deutsche Bierernst hat denn auch auf dem Wege über das Bier und den Ernst uns richtig in die Verdammnis geführt. Moral: lernet zu lachen!

(In Parenthese gesagt: die Deutschen sind das Volk ohne Satiriker. Ihr einziger großer Satiriker, Heinrich Heine, war ein Jude. Friedrich Nietzsche, der an satirischer Kraft ihm mindestens gleichkommt, rühmte sich polnischen Blutes).

Mais revenons à notre mouton, oder vielmehr auf unsere Beobachtung des Publikums bei der „Heiligen Johanna". Diese Beobachtung ergibt, daß bei dem Stücke zu viel gelacht wird. Shaw gilt dem größten Teil der Deutschen weniger als ernster Satiriker, wie als belustigender und pikanter Clown. Mit Unrecht. Shaw selber hat es einst tränenden Auges verkündigt, daß das Publikum bei ihm nicht nur zu viel, sondern auch an der falschen Stelle lache. Woraus hervorgeht, daß er, wie so mancher Dichter, an Mißverstandenwerden leidet. Und wie so mancher Philosoph auch: „Von allen

meinen Schülern hat mich nur einer verstanden, und der hat mich mißverstanden“, soll Hegel auf dem Totenbette gesagt haben.

Shaw hat einstmals ein Buch geschrieben: „Die Quintessenz von Ibsen“. Wer schreibt ein Buch über die Quintessenz von Shaw? Welches ist seine Quintessenz? Seine Weltanschauung? Seine „Passion maîtresse“? Und woher stammt sie?

„Wer den Dichter will verstehen
Muß in Dichters Lande gehen“

hat Goethe gesagt. Wer aber Shaw verstehen will, der darf, wie wir sahen, nicht nur nach England gehen. Er muß noch etwas weiter reisen: über den St. Georges's Kanal hinweg, nach Irland. Und auch in Irland darf er nicht etwa nach Dublin oder Cork gehen. Der Süden Irlands ist nämlich katholisch, Shaw aber stammt aus dem irischen Norden, der religiös anders orientiert ist. Hier, in Ulster, im Norden Irlands, wohnt eine ganz besondere Art Menschen, eine Art religiöser Fanatiker, die ihren Fanatismus und ihre Religion daher haben, woher sie alle „Frommen“ beziehen: aus dem Kampfe mit einer religiösen Majorität mit einer stets drohenden Uebermacht, die die kleine protestantische Ulster-Festung fast zu erdrücken drohte. Eine Art finstere, starre, mittelalterliche Orthodoxie hat sich darum hier bis auf den heutigen Tag erhalten und Protestanten und Katholiken gleichmäßig fanatisiert. Irland ist das einzige Land Europas, das der Türkei ähnlich ist, und zwar darin, daß auch hier Glauben und Partei zusammenfallen. Die Universität Belfast war die einzige Universität Großbritanniens, die seinerzeit sich weigerte, die englische Nietzsche-Ausgabe, von der sie einige Bände gekauft hatte, weiter zu beziehen und die schon gekauften an Leser auszuleihen. Als ich einem Engländer einst von dieser Geschichte erzählte, erwiderte er mir: „Kein Wunder: das sind ja unsere protestantischen Ultramontanen“.

Shaw selber steht — mit Unrecht übrigens — Nietzsche freundlich gegenüber. Ich erzähle diese Geschichte auch nur, um das Milieu, aus dem er stammt, zu beleuchten. Denn das Milieu (das auf manche große Männer, wie z. B. auf Goethe, Spinoza, Napoleon durchaus nicht abfärbte, ja im Gegensatz zu ihnen blieb und von ihnen bekämpft wurde) hat in Shaw bedeutende und bedenkliche Spuren hinterlassen.

Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß in seinem neuesten Stücke Shaw's heimliche und offene Sympathien auf seiten der Johanna stehen. Er macht sie zur Märtyrerin des Nationalismus und des Protestantismus, die beide in ihr ihre erste Verkörperung gefunden haben sollen. Der Nationalismus mag noch hingehen und mit poetischer Lizenz entschuldigt werden, wenngleich auch er ein ziemlich modernes Produkt ist und in seiner heutigen Form erst als Reaktion gegen Napoleon verstanden werden kann. Die Jungfrau als Protestantin aber, als Lutheranerin vor Luther, als Erstlings-

opfer der individuellen Gewissensfreiheit ist historisch wie poetisch gleich unmöglich. Die Stimmen, die das Dorfmädchen von Domremy hörte, waren sicherlich nicht die des Gewissens, die der Mönch im Augustinerkloster vernahm. Nicht etwa, daß sie nicht beide hätten Stimmen hören können: wer lange über etwas grübelt, von etwas bedrückt wird, der kann schließlich auch — das bezweifeln wir heute nicht mehr — seine halluzinatorischen Täuschungen erleben. Aber Johanna hörte sicherlich die Stimme der Berufung, Luther die Stimme der Verängstigung. Jene hörte die Stimme des guten Müssens, dieser die Stimme des bösen Gewissens. Jene wollte ihr Vaterland, dieser seine Seele retten. Jene hatte keine Ahnung, daß sie sich gegen die Kirche auflehnte; dieser, der sonst auch nicht wußte, wohin es ging, wußte wenigstens das Eine, daß er sich gegen die Kirche verging.

Shaw aber mag keinen männlichen Begründer seines geliebten und gebenedeieten Protestantismus. Er ist nämlich, weil er Protestant ist, natürlich „into the bargain" auch ein Christ. Und nicht nur ein Christ, sondern auch ein femininer Christ. Als femininer Christ glaubt er an die Unschuld und die Reinheit, und besonders an die Macht der weiblichen Unschuld und der weiblichen Reinheit. Als Christ glaubt er dazu noch an die Macht der Kindlichkeit, der Naivität, der „reinen Thorheit", die, wie es im Korinther Briefe heißt: die Weisheit der Weisen und den Verstand der Verständigen verwirft". Sobald seine Johanna auftritt, besiegt sie durch ihren „common sense" alle „Fachleute". Der Fachmann, der Wissende, der Gelehrte ist nämlich der Esel, der Cretin, der Stumpfbock, der, der den Wald nicht vor Bäumen sieht. Ist nicht „alle Weisheit dieser Welt Thorheit vor Gott?" Und hat nicht der christliche Gott alle Weisheit, alle Stärke, alles Edle, alles Männliche mit seinem Fluch belegt und dafür das Schwache, das Unedle, das Verachtete und das Törichte erwählet, auf daß „es zuschande mache, was stark ist und daß es zunichte mache, das, was etwas ist" (1. Corinth. 1, 28)? Kein Wunder, daß der Christ Shaw, der das neue Testament zum Unterschied von seinen kontinentalen Kollegen sehr genau kennt und schon mit der Muttermilch einsog, schließlich als Illustration für seine tiefe Religiosität auf die heilige Johanna verfiel, daß er sie zur protestantischen Madonna erhoben und mit allem Liebreiz seiner verzückten Muse ausgestattet hat . . . .

Sie ist seine wahre Heldin, sein wahrer Liebling, seine wahre Heilige — die einzig wirklich Berufene des Stückes. Und sie erleidet das Golgatha, wie alles Heilige es stets erleidet. Sie wird verraten von denen, denen sie wohlgetan, sie wird verbrannt von denen, die sie gedemütigt hatte. Alles hat sich gegen sie verschworen, mußte sich gegen sie verschwören. „Die Erstlinge werden immer geopfert". Selbst die Kirche kann, beim besten Willen, ihre Seele und ihren Leib nicht retten. Shaw läßt der Kirche Gerechtigkeit widerfahren und erklärt, übrigens mit Recht und entgegen modern-

aufklärerischen Tendenzen, daß auch sie unter dem Zwange eines inneren Müssens gestanden hat. Dieses innere Müssen, das alle Gegner der Johanna eint und schließlich ihren Tod herbeiführt, ist bedingt durch die Verkennung des großen hohen, edlen, schöpferischen Elementes, eine Verkennung, die aus Notwendigkeit jedesmal dann eintritt, wenn es sich in Menschengestalt irgendwo auf Erden zeigt. Erst wenn es verbrannt ist, wird das Unrecht erkannt. Erst wenn die Unheiligen die Heilige abgetan, dann revidieren sie ihren Prozeß. Und schließlich folgt gar noch die Selig- und Heiligsprechung. Und keiner will es gewesen sein: jeder schreibt (wie die deutschen Helden im Weltkriege) seine Entschuldigungszettel. Jeder hat, wie die gleichen Helden, korrekt gehandelt und könnte gar nicht korrekter gehandelt haben. Als aber Johanna ihre Gegner in der letzten Traumszene fragt, was sie tun würden, falls sie wieder auf Erden erschiene, da drückt sich ein jeder dieser Helden wieder fort und um eine gerade Antwort herum. Denn die Antwort ist nur zu klar: „Iterum crucifigi"! Oder in diesem Falle: „Du wirst noch einmal verbrannt werden!"

Ein gutes Stück Selbsterlebtes spielt hier mit hinein. Shaw selber hat nämlich einen schweren Kampf gehabt. Auch er, der Mann des „common sense", der Vernünftige, der Normale, der Autodidakt, der Ungelehrte wurde einst verlacht, verkannt und verachtet von den Klugen, Großen, Reichen, Weisen und Starken. Auch er hat sein Golgatha gehabt, nur ist er — äußerlich! — ohne Blut- und Brandwunden davon gekommen. Auch er war der einzige „Fromme" unter den Ungläubigen, der einzig „Berufene" unter Unberufenen, der einzig „Wahre" unter Heuchlern, der einzig „Sittliche" unter Heiden und Opportunisten. Wenigstens hält er sich dafür. Und weil er sich dafür hält, und weil er gelitten hat, so konnte er seine Johanna schreiben, so konnte er an sie glauben und andere an sie glauben machen.

Ein blutloser Glaube, ein blutloses Ideal, ein blutloses Theaterstück bleibt es darum doch. Bleibt es gerade deswegen, weil es ein heiliges, ein sittliches, ein gutes, ein romantisches Stück ist. Denn dieser Shaw, der sich als kühlen Rationalisten ansieht und als solcher auch der Mitwelt sich aufgezwungen hat, ist im Grunde genommen ein weit größerer Romantiker als Friedrich von Schiller. In Schiller's „Jungfrau von Orleans" findet sich immerhin noch als Erklärung für den Erfolg der Jungfrau der Hinweis auf das abergläubische Milieu und die mittelalterliche Zeit: „Dummheit, du siegst, und ich muß untergehen!" Au fond hat dieser Schiller trotz aller seiner krankhaften Bombastik und Rhetorik immer noch den gesunden Hintengedanken, daß anderswo, z. B. unter Griechen, Römern und Hebräern diese reine Jungfrau keine Katze hätte erlösen, geschweige denn ein Land hätte befreien können. Bei Bernard Shaw aber wird sie zum Typus des verkannten Genies, des gott-

gesandten Bahnbrechers und des gekreuzigten Erlösers — aufs Piedestal von ihm erhoben zur Warnung und Mahnung an alle Zeiten, die unsrige und die kommenden miteingeschlossen .... „Credat Judaeus Apella . . .“ „Credat Christianus Shaw“. Er tut es denn auch: Shaw glaubt an die Wahrheit seiner Schöpfung. Als Christ und Feminist sieht er das Gespenstische, Unmögliche, Erdentrückte und doch Niederdrückende seines Ideals nicht ein und kann es nicht einsehen. Denn gerade dieses Ideal und dessen künstlerische Darstellung ist ihm das Höchste, muß ihm das Höchste sein. „I am better than Shakespeare“ hat er einstmals von sich gesagt — zur größten Entrüstung des englischen und nicht nur des englischen Publikums. Aber auch hier hat man ihn nicht verstanden: er ist wirklich „besser“ als Shakespeare. Persönlich ein liebenswürdiger Mensch, hilfsbereiter Freund und tadelloser Ehegatte ist er wirklich der gute, der brave, der moralische, der heilige Shaw. Shakespeare hingegen war der unheilige Sprößling der englischen Renaissance, ganz und gar nicht auf den Himmel versessen, sondern getreu dieser Erde und allem, was sie an Fragwürdigem birgt; er war gut und böse in unauflöslicher Verquickung, genau wie seine Helden und Heldinnen, die mitunter ja nur böse und ganz und gar keine Heiligen sind. Dieser Shakespeare hatte schon in seiner Jugend das bekannte Dichter-Ehepech; er soll auch bisweilen Beefsteaks gegessen und Ale getrunken haben; er soll auch, bevor er Poet wurde, ein Wilddieb gewesen sein; er war nebenbei den Weibern zugetan und (eheu!) noch mehr den Jünglingen, auf welch letztere er sogar einige leidenschaftliche Sonette verfaßte. Kein Wunder, daß Shaw ihn für „hors de concours“ und sich für „besser“ erklärt, daß er mit seiner femininen Elle Shakespeares männliche Größe als zu kurz befindet, daß er gegen seinen heidnischen, skeptischen sinnlichen Immoralismus seinen eigenen gemüseessenden Pazifismus und seinen passionierten und pietätvollen Puritanismus als bessere und höhere Begabung ausspielt.

Und nicht nur ausspielt. Denn noch einmal gesagt: Shaw glaubt, was er schreibt. Und der Glaube ist bei ihm so stark, wie die Kritik. Sein Glaube ist sogar noch stärker, als alle Kritik. Denn seine kritische Schärfe entstammt nur dem Kopfe, in dem allerhand krumme und gerade Gedanken umhertanzen. Sein Glaube aber sitzt ihm tief im Herzen, d. h. dort, wo alle echten und ernsten Gefühle herstammen.

Was ich selber an Shaw nicht mag, ist gerade dieser Ernst — dieser protestantisch-puritanisch-heretisch-hermetische Bier-Ernst. Andere Leute lachen bei Shaw — an der falschen Stelle allerdings, wie er selber einmal so richtig klagte. Ich selber hingegen, ich lache niemals: ich weine vielmehr — aber an der richtigen Stelle. Solch ein Stück ist heute noch möglich! Heute wiederum möglich! „Du hast gesiegt, Galiläer!“

Mit zwölf Zeichnungen für das „Tage-Buch" von Fodor

Der erste Eindruck ist wahrscheinlich nicht immer der beste, sicherlich der bleibendste. Nachdem ich den Deutschen Reichstag lange Zeit nur von der Tribüne herab bewundert hatte, machte ich einmal ganz unvermutet — zu einer Zeit, als er noch interimistisch Nationalversammlung hieß — seine intimere Bekanntschaft. Ein freundlicher alter Deputierter zeigte mir in der Wandelhalle die großen Tiere, wie sie da gruppenweis diskutierten oder in Einzelexemplaren gedankenversunken flanierten. Und da mein liebenswürdiger Cicerone sah, wie ich mit der dankbaren Neugierde des echten Greenhorn das alles aufnahm, beschloß er, mir eine ganz besondere Freude zu bereiten. Er führte mich mit verschlagenem Lächeln in einen entlegenen Korridor. Und hätte ich mich plötzlich am Eingang des Hades befunden, ich wäre nicht entsetzter gewesen. Zu beiden Seiten eines langen, kahlen Ganges, in einer Beleuchtung von ungewisser Blaßheit, hatten es sich an die zwei Dutzend Abgeordnete, wie man so sagt, bequem gemacht. Da saßen, lagen, hingen sie, verschnaufend, verdauend, siestahaltend, in betont unrepräsentativer Haltung, Kragen und Krawatten lässig über die Stuhllehne gehängt, mit jovial geöffneten Westen, musisch gelockerten Schnürsenkeln, abwärts tendierenden Beinkleidern. So saßen, lagen, hingen sie da, wie ein vorzeitig gestrandeter Herrenabend.



Laverrenz (Deutschnational)

Zur selbigen Stunde kämpfte im Plenarsaal Erzberger mit Hugenberg. Man schrie, warf die Fäuste in die Luft. Vergeblich läutete der Präsident.

Aber hier spürte man nichts vom Wellenschlag der Leidenschaft. Hier gab es keine Parteien, sondern nur Angehörige eines Berufes, die der Zufall in konkurrierende Betriebe verschlagen. Was ging sie das Gebalge ihrer Chefs an?

Ich stand ziemlich entgeistert. Es war, als sähe ich vor mir Gruppen eines plötzlich erfrorenen Infernos.

„Das ist die andere Seite", meinte mein ehrwürdiger Begleiter lächelnd.



Marie Schott (Deutschn.)

*

Heute weiß ich, daß unser Parlament im

Negligé weniger Unheil anrichtet als im vollen Wichs. Inzwischen hat man jeden schlafenden Abgeordneten lieben gelernt. Der produziert keine langatmigen Kurzen Anfragen, heckt keine Krisen aus und beteiligt sich nicht an inzwischen beliebt gewordenen Massenprügeleien. Gepriesen sei die stille Mauerblume jenes versteckten Ganges. Was in der schwülen tropischen Atmosphäre des Sitzungssaales gedeiht, präsentiert sich sicherlich in lebhafteren Farben, aber das Lokalkolorit am Königsplatz tut den Augen nicht immer gut.

Es sind nicht die großen Kanonen des Reichstags, denen diese wehmütige Abschiedsbetrachtung gilt, es sind die Kleinkalibrigen,



Kriebel
(Völkisch)



Maslowski
(Kommunist)



Frhr. v. Rheinbaben
(Deutsche Volkspartei)

die Unberühmten, die eine unerforschliche Schöpferlaune auf eine Liste gesetzt hat und die diese Laune mit Geduld ertragen. Auch der Parlamentarismus hat seinen Unbekannten Soldaten. Noch niemand hat ihm einen Denkstein gesetzt.

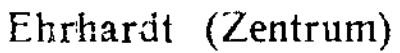
Er ist so, wie jeder andere Soldat auch. Er hat Disziplin im Leibe, kloppt Griffe, vertieft sich in die Mystik des Gleichschrittes, schleppt seinen Tornister im Schweiße des Angesichtes, freut sich, wenn es Löhnung gibt und sieht in der Kantine seine eigentliche Heimat. Er ist alles in allem ein braver Kerl, der Gott und seinen Fraktionsführer walten läßt. Er liebt und haßt auf Befehl. Er redet nur, wenn er gefragt wird und hat eine unklare Vision des Marschallstabes, wenn er zum Stubenältesten avanciert.

Aber was den richtigen Soldaten erst ausmacht, das ist nicht die Tapferkeit, nicht die Fähigkeit, Strapazen zu ertragen, sondern das streng beherrschte Mienenspiel, das selbst die schwierigste Instruktionsstunde durchhält. Wer vor seinem Vorgesetzten sich das Augurenblinzeln nicht abgewöhnen kann, der ist untauglich zum Soldaten und wäre er mutig wie Hector.

Es ist eigentlich schön, daß die Fraktionen so restlos jene militärischen Traditionen aufgenommen haben, die das alte Preußen groß gemacht haben.

Kein Zweifel, der unbekannte Parlamentarier hat manches Widerwärtige auf sich zu nehmen. Dafür aber wird ihm auch sehr viel abgenommen, was andere Sterbliche drückt. Er hat vor allem keinerlei Verantwortung. Der Führerstab denkt für ihn und gibt ihm stets eine wohlgesetzte Begründung, die er nur nach-




Ehrhardt (Zentrum)


Mumm (Deutschnational)

zusprechen braucht. Wenn er dafür einen eigenen Brustton findet, schadet es seinem Fortkommen nicht, das ist eine rein stimmliche Angelegenheit. Wenn er dagegen versucht, aus seinem eigenen Gedankenvorrat etwas hinzuzufügen, wird das nicht gern gesehen. Denn da gibt es zu leicht Widersprüche. Am besten ist es schon, sich strikt an die Vorschriften halten. Das Exerzierreglement eignet sich nun einmal nicht zum Kommentieren.

Es gibt natürlich auch innerhalb der scharf gezogenen Grenzen genug Möglichkeiten, sich individuell, durchaus der Sonder-


Kurth (Deutschsozial)


Henning (Völkisch)

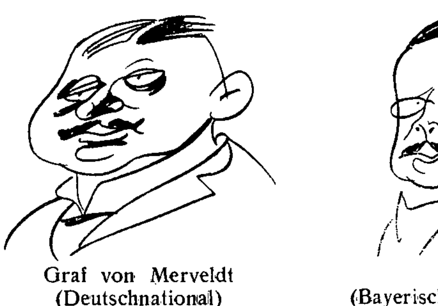

Frick (Völkisch)

begabung gemäß, zu betätigen. Ein „Hört, Hört!“ an richtiger Stelle gerufen, kann bewirken, daß alle das hören, was kein Mensch gesagt hat, ein erstauntes „Aha!“ eine dunkle Situation aufhellen, ein grimmiges Murren die Standhaftigkeit eines Gegners erschüttern, ein silberhelles Lachen die Geister des Frohsinns noch gerade rechtzeitig herbeilocken. Die Bemerkung in der Zeitung „Grunzen links!“ ist der schönste Lohn für den, der zuerst gegrunzt.

So verliert die Politik immer mehr den unbequemen persönlichen Charakter. Die Abgeordneten gehen in der Atmosphäre auf, in einer parenthetischen Notiz sind gleich Dutzende enthalten. Das M. d. R. ist ein völlig neutralisierter Begriff, eine anonyme Angelegenheit, ein Teilchen am parlamentarischen Mechanismus, kein unersetzliches! Es lebt und stirbt, wie der Soldat . . . namenlos. Aber es lebt und stirbt zu einem höheren Zweck. Das ist auch die bescheidene Genugtuung des Unbekannten Soldaten.

*

Wir bringen hier eine Reihe von Bildern, die von einem der scharfsinnigsten Kenner der Physiognomie unserer Politik her-



Graf von Merveldt (Deutschnational) — Loibl (Bayerische Volkspartei)

rühren. Deutlicher als die durchgeistigten Führerköpfe lassen diese treuen und anspruchslosen Rekrutengesichter ahnen, warum unser Parlamentarismus so ist, wie er eben ist. Manche von denen, die am 4. Mai noch munter ins Gefecht marschierten, sind inzwischen von ihren Musterungsbehörden garnisondienstfähig geschrieben. Sie dürfen nicht mehr in den Graben und sind als sturmerprobte Krieger sicherlich sehr unglücklich darüber. Dafür wird Ersatz da sein. Soldaten sehen immer gleich aus.

Der Eine oder Andere wird vielleicht mit einiger Emphase ablehnen, zu den „black horses" gezählt zu werden. Da ist z. B. Herr Laverrenz. Ach ja, es gibt keine trostlosere Charge, als die des Offiziersstellvertreters. Mit den Unteroffizieren zu verkehren ist unter der Würde, und die Offiziere . . .?

Armer Herr Laverrenz . . .

---

Der Deutsche aber ist Bedienter, er könnte frei sein, aber er will es nicht; man könnte ihm sagen: scher dich zum Teufel und sei ein freier Mann! — er bliebe und würde sagen: Brot ist die Hauptsache. Und will seine Treue ja einmal wanken, man braucht ihn nur starr anzusehen und er rührt sich nicht!

*Jean Paul*

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Neunte Fortsetzung]

## DRITTER TEIL

### I.

— Irene, ich habe ein Geschenk für dich.

— Bitte.

— Ich trage dir meine Freiheit an. Ich gebe die Franco-Afrikanische auf. Bist du auch so erstaunt wie die anderen? Man kann zwei Dinge nicht auf einmal tun, und ich habe mich entschlossen, dich in der Vollendung zu lieben. Das wird mich ganz und gar in Anspruch nehmen.

— Das ist eine gefährliche Zukunft für mich, antwortete Irene. Stell' dir meine Beunruhigung vor.

— Da du meine Frau bist . .

— Für eine so weite Reise brichst du zu schnell auf. Sei politisch.

— Nein. Das eine Mal, das du mit einem Franzosen zu tun hast, der nicht vorsichtig ist und handelt, ohne an den nächsten Tag zu denken, ermutigst du ihn nicht gerade. Ich wünsche keine Bewunderung, Irene; es ist kein Opfer. Wir leben in einem Zeitalter, in dem sich die Dinge noch schneller von uns freimachen als wir von ihnen. Ich weiß allein, wann ich genug von meinem Glück haben werde, aber ich weiß nicht, wann das Glück genug davon hat, bei mir zu bleiben; es überrascht mich: ich halte es fest. Ich kann sehr gut leben, ohne etwas zu tun: ich habe eine englische Erziehung genossen. Warum glaubt man bei uns immer, wenn ein Politiker nicht mehr Minister, ein Schriftsteller nicht mehr in den Auslagen der Buchhändler und ein Geldmann nicht mehr in seinen Bureaus ist, daß diese Leute im Sterben liegen? Uebrigens will ich mich ja nicht in die Einöde zurückziehen, im Gegenteil; Du weißt sehr gut, daß ich meine Einsamkeit endlich aufgebe.

— Eine Vorbereitung zur Langeweile.

— Nein, eine Vorbereitung zur Glückseligkeit. Ich war dem Scheine zum Trotz ein einsamer Mensch, das heißt ein egoistischer Höhlenmensch, der jeden Tag seine und nur seine Nahrung suchte. Ich bereue das. Ich habe meinem Aufsichtsrat einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben und einen einjährigen Urlaub erhalten. Ich habe die Gesellschaft um die Erlaubnis gebeten, mich in deine Arme zurückzuziehen. Was gebe ich denn übrigens auf?

— Ueberstürze nichts, Lewis, glaub' mir. Lebe ohne Erschütterungen. Bald wirst du dich nach deiner Arbeit sehnen, ja sogar nach deinen Freunden.

— Ich bin nicht mehr in dem Alter, in dem man Freunde hat. Alle sind jetzt der Frau begegnet, der sie begegnen mußten. Du weißt, wie Frauen über Männerfreundschaften denken: so etwas wirft Schatten auf die Kleider. Und die Arbeit . . . ich habe nie gearbeitet. Die modernen Geschäfte sind keine Arbeit, sondern Plünderung. Ich ging schnurstracks dem Alter entgegen, mit dem Uebermaß an Erregung und dem Mangel an Aktivität, die so recht zur Gegenwart gehören. Sie nehmen nicht ab, sondern seitdem ich dich habe, werden meine Kraftquellen stärker. Ich lerne menschlich zu sein. Mein erstes Bedürfnis ist dich anzubeten.

— Meines, mich dir zu unterwerfen, antwortete Irene, obwohl du zerstreut und leichtsinnig bist . . . aber ich habe meine Torheit nicht mehr zu bereuen. Auch ich brauche dich, seitdem ich alles aufgegeben habe. Du bist mein nächster Verwandter.

Von dem Augenblick an, da Irene bereit gewesen war, einen Fremden zu heiraten und nicht mehr in Triest zu wohnen, hatte auch sie die Bande zerrissen, die sie mit ihrer Bank verknüpften, denn ihr Geschäftsleben war ja nur die Verlängerung ihres Privatlebens gewesen; das eine war ohne das andere unmöglich. In diesen Heim-Bureaus der griechischen Bankiers ist kein Platz für Phantasie. Die geheime Zuneigung, die berufliche Bewunderung und die brüderliche Leidenschaft, die ihr die beiden Vettern Apostolatos hinter dem Granit des Triestiner Hauses in der seltsam aus Geldschrank und Serail gemischten Atmosphäre entgegenbrachten, machten alle Kompromisse heikel; und sie wußte selbst, daß sie dabei nicht stehen bleiben durfte. Sie hatte sich ein neues freies Leben geschaffen und beanspruchte das Recht (ohne sich ihrer Ungeduld bewußt zu werden), es sich auch wieder nehmen zu dürfen.

So waren sie beide glücklich und unnütz, die Beute öffentlichen Glücks, und hingen voneinander ab wie Angebot und Nachfrage. Sie hingen am gleichen Faden über der von ihnen selbst geschaffenen Leere und genossen diese Gefahr mit Entzücken.

Was sollten sie jetzt mit ihrem Sieg beginnen? Mit Ausnahme der Stunde, da sie sich wuschen (und des besonderen Vagabundierens während der Träume), kannten sie keine Einsamkeit mehr. Zwischen ihnen war nichts Zufälliges, Verzaubertes, Verdächtiges mehr. Sie gehörten einander im härtesten Licht: in dem des Glücks.

Und als ob das nicht genügte, entschlossen sie sich das Abendland zu verlassen und nach Griechenland zu reisen.

## II.

— Ich stamme von der Insel L..., die zu den Nordsporaden gehört, hatte Irene gesagt. Nein, das ist zu klein; das wirst du nur in einem deutschen Atlas finden. Ich besitze da eine Marmor-

hütte. Hab' keine Angst, sie ist verlassen, Familienbesuche sind nicht zu befürchten.

Sie hatten den Zug verlassen und sich am Abend vorher an der Brücke von Galata eingeschifft. Eine düstere, vom Regen in Ketten geschlagene Landschaft. Die Kuppeln der Moscheen glichen großen, wasserbeschwerten Ballons, die sich nicht vom Boden erheben können; die mit jedem Jahr zahlreicher werdenden Wolkenkratzer von Pera trugen zu diesem unangenehmen Eindruck bei; die kleinen Dampfboote spien Bruchkohle von Herakläa aus, und traurige, vom Schwarzen Meer exportierte skythische Nebel lagen über dem bleifarbenen Bosporus. Der schräge Regen überflutete die Häuser von Skutari und ließ ihr silbergraues Holz schwarz erscheinen.

— In der Türkei, sagte Irene, regnet es immer.

— Wenn die Griechen Konstantinopel besetzt hätten, wäre bestimmt anderes Wetter.

Lewis wollte sie necken, aber sie duldete diese Scherze nicht, denn sie war von unauslöschlichem Haß aller Griechen gegen die Türken beseelt.

— Eure literarischen Liebschaften mit den Türken, eure Blindheit, als wäret ihr betrogene Ehemänner, das ist bei euch Franzosen unerträglich. Habt ihr denn die Lehre des Krieges nicht verstanden? Und Irene zeigte mit dem Finger auf die „Göben", eine müde, abgetakelte, aber immer noch lebendige Galeere vor dem alten Serail.

— Aber ich verteidige die Türken ja nicht, entgegnete Lewis.

— Doch.

— Nein.

Irene stieß einen jener Seufzer aus, der, wie Byron sagt, den Bosporus erzittern läßt.

Ihr Schiff sollte erst nach dem Frühstück abfahren. Sie stiegen zur Hagia Sophia hinauf; am Tor der Moschee fragte ein Posten, bevor er sie eintreten ließ, ob sie nicht etwa Griechen oder Armenier seien.

— Griechische Untertanin, antwortete Irene stolz.

Der Türke streckte wild seine Waffe vor, und Lewis mußte Irenens neuen französischen Paß zeigen.

— Wenn man bedenkt, daß wir beinahe zurückgekommen wären, wir, die einzigen Hüter der Christenheit im Orient — und jetzt sind diese Menschenschinder, die rohen, fanatischen Türken immer noch da, die immer nur massakrieren konnten. Sie wollen keine Griechen mehr in Konstantinopel! Sie wollen einen türkischen Handel und türkische Banken haben! Das ist ja komisch!*)

Lewis folgte wie ein Skiläufer — seine Füße steckten in riesigen Pantoffeln — seiner Frau über die Gebetteppiche und byzantinischen

*) Der Verfasser ist in keiner Weise für die Aussprüche seiner Gestalten verantwortlich.

Fliesen der Hagia Sophia und versuchte sie zum Schweigen zu bringen. Niemals hatte er im Abendland einen solchen Ausdruck der Verachtung gesehen; das hatte nichts mit der Feindschaft zwischen Franzosen und Deutschen zum Beispiel gemeinsam, die selbst in den schrecklichsten Augenblicken menschlich blieb. Fünf Jahrhunderte eines Hasses von schönster Qualität glänzten in Irenens Augen. Sie, die immer so ruhig war, vermochte ihren Haß nicht zu bezähmen. Wie durfte sich ein Wesen, das ihm so nahe stand, in einem Augenblick so stark von einem Gefühl verwüsten lassen, das er sich nicht einmal vorstellen konnte? Zum ersten Male empfand Lewis, daß er mit der Angehörigen einer fremden Rasse verbunden sei. Im Hof, an einer Rokoko-Fontäne aus Marmor und Gold, die reinigendes Wasser spendete, rauchten die friedlichen Riesen; sie hatten den neuen Astrachan-Fez auf und sogen an ihren von blauem Samt eingefaßten Rohren, während die Tauben aufflogen.

Das Schiff hatte Konstantinopel verlassen und gegen Abend Mudania an der asiatischen Küste angelaufen. Sie waren für einen Augenblick an Land gegangen. Kaum ausgestiegen, stießen sie in einem Olivenhain auf einen Automobilpark, den die Griechen bei ihrer Flucht im Sommer 1922 im Stich gelassen hatten. Inmitten der Malven, des Safrans, der Asphodelen und des grünen Tabaks streckten die von den Engländern gelieferten Wagen ihre Räder in die Luft. Man konnte noch Aufschriften und die Nummern der Armeekorps auf ihren Flanken entziffern.

— Hier hat sich eine ganze griechische Division ergeben, erklärte der Führer.

— Gehen wir. Ich kehre an Bord zurück, sagte Irene.

Sie hatte Tränen in den Augen.

Als Lewis am nächsten Morgen aufstand, verließ der Dampfer die Dardanellen. Es war heiß. Möwen schwebten auf den Wellen wie auf einem weichen Wald; die Sonne wurde von keiner Wolke mehr belästigt. Links Kum-Kaleh, von türkischen Batterien beschützt, Troja mit seinen Trümmern und die asiatische Küste; rechts das an Gebeinen reiche Sed-ül-Bahr. Lewis ging wieder hinunter und trat in Irenens Kabine.

— Schnell, komm, sagte er, das Mittelländische Meer, dein Fräulein Meer.

Als sie auf Deck kamen, sah man schon Mytilene, das in der Mitte eine Einsenkung hat wie eine liegende Frau.

## III.

Auf einem felsigen Massiv, das rötlich und warm wie Brotkruste und von langen Narben zerfetzt war, befand sich ohne eine Unze vegetabilischen Bodens das einzige Dorf der Insel. Ueber in den Felsen geschlagene Stufen stieg man zu einem kleinen Hafen

hinunter, den einige grüne Barken und sechs leere Tonnen verzierten. Häuser aus ungebrannten Backsteinen, denen die Mittagsstunde das Haupt spaltete, einige Palmen, Lorbeerbäume, vom Staube weiße Kakteen in einer Gletscheratmosphäre. Darüber das Haus der Apostolatos, mit blauumrandeten Fensterrahmen; es ist innen ganz aus Marmor und frisch wie ein Glas Wasser. Seine ersten Besitzer waren 1818 geflohen (die Frauen mit in den Haaren verborgenen Goldstücken), um in Odessa und später in Triest Handel zu betreiben, während eine jüngere Linie sich in Bombay niedergelassen hatte. Dann hatten zwei Tanten von Irene das alte Gebäude renovieren lassen und dort fast ihr ganzes Leben miteinander verbracht; eines Tages hatten sie das Haus verlassen, nachdem sie sich auf ewig entzweit hatten: die eine, Hera, war venizelistisch, die andere, Kalliope, konstantinisch. In diesem Salon mit Boulemöbeln aus dem zweiten Kaiserreich hatte Irene gespielt; im Zimmer, das Lewis bewohnte, war ihre Mutter gestorben.

Lewis setzte sich auf seine Koffer. Er sah sich um. An der Wand hingen eine Lithographie des Königs Otto und eine große, schon schwarz gewordene romantische Komposition; sie stellte das Massaker von Suli dar, bei dem griechische Frauen ihre Kinder in einen Abgrund stürzen, um sie nicht den Türken in die Hände fallen zu lassen. Er betrachtete die Einrichtung: ein Bett, einen Stuhl, ein gesprungenes Heiligenbild, einen Wassertopf und einen Kocher mit in Harz getauchten Fruchtkernen. Er betrachtete seine staubbedeckten Füße, und plötzlich überfiel ihn die Müdigkeit nach wochenlanger Fahrt. Paris erschien ihm frisch, sauber, fern. Wieder einmal war er für seine Liebe zum Reisen bestraft worden. Dieser Sprung ins Wilde, Romantische, Ungewohnte schlug ihn nieder. Und diese Niedergeschlagenheit schläferte ihn ein.

Als er erwachte, war er ausgeruht, das heißt getröstet; es wurde Nacht. Irene war in seiner Nähe, auf der Terrasse vor dem Fenster; ihre Augen starrten den Gipfel eines Hügels an, auf dem sich die malvenfarbene Mauer eines Spitals für Aussätzige erhob.

— Irene, woran dachtest du?

Sie erbebte, stand auf und kniete bei ihm nieder.

— Ich betrachtete dieses Meer ohne Hausse und Baisse. (Diese Geschäftsfrau hatte sagen wollen: ohne Ebbe und Flut.) Ich stagniere wie dieses Meer. Ich bin so glücklich, daß ich mich frage, ob ich nicht zu leben aufhören sollte. Es wäre klug, zur rechten Zeit mit allem Nutzen zu verkaufen.

Die Grillen machten unter dem abendlichen Himmel einen Höllenlärm. Vom Berge kam der starke, heilige Geruch des Bockes herab, und ihm folgte ein Duft so heißer, so aromatischer Minze, daß man glauben konnte, man hätte sie die ganze Nacht an der Brust getragen.

(Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, letzte Novemberwoche

Die deutsche Bank liebt die Ueberraschungen. Unerwartet — selbst für die hellhörige Börse — war im Jahre 1922, noch mitten im Zuge der Inflation, die aufsehenerregende Fusion mit der Deutschen Petroleum A.-G. vor sich gegangen. Auch diesmal hatte die Börse ihren Scharfsinn auf das Erraten der Umstellungsrelation verschwendet, während im Schoße des Direktoriums viel weittragendere Pläne herangereift waren. Was die Transaktion mit der Deutschen Petroleum A.-G. nicht zuwege gebracht hatte, weil die Deutsche Bank den Devisenerlös, den sie ihrem Fusionsobjekt entzog, zu früh verkauft hatte, das soll jetzt in stärkerem, weithin sichtbarem Ausmaß durch den Verkauf neuer Aktien ans Ausland geschehen: durch die Zuführung erheblicher barer Goldwerte soll der unbestritten erste Platz unter den D-Banken gesichert werden. Aus der Umstellung ist also zugleich eine Kapitalerhöhung geworden. Die P. M. 400 Millionen Schutzaktien, die sich im befreundeten Portefeuille befanden, werden ebenso im Verhältnis von 10 zu 1 umgestellt, wie die 1100 Millionen im Verkehr befindlichen Stammaktien, und die entstehenden 40 Millionen Goldmark neuen Aktien an ein ausländisches Konsortium verkauft. Dadurch wurde — unter Umgehung der Notwendigkeit eines formellen Emissionsbeschlusses — das Kapital praktisch von 110 auf 150 Millionen Goldmark erhöht. Die Auslandsaktien werden in jeder Hinsicht wie völlig neue Aktien behandelt. Man versah sie sogar erst ab 1925 mit Zinskupons. Die Transaktion ist einschließlich aller Einzelheiten geschickt und kühn durchgeführt. Oscar Wassermann und Emil von Strauß erweisen sich erneut als ein ideenreiches Führerpaar, das dem Gremium von Könnern, wie es die übrige Direktion darstellt, mit Anstand vorzustehen weiß. Mit gutem Grunde hatte man kein Sterbenswörtchen über das große Auslandsgeschäft nach außen dringen lassen. Zugleich mit der Goldumstellung sollte das große Geschäft bekannt werden. Der Eindruck durfte nicht vorher verpuffen, und umgekehrt sollte der peinliche Eindruck aus den geschwundenen Zahlen nicht erst nachträglich durch das Bekanntwerden der neuen Zufuhr von Mitteln wieder ausgewischt zu werden brauchen. Auf einem Mal sollte zwecks Festigung des Ansehens das respektable neue Ziffernwerk von 150 Millionen Kapital und 50 Millionen Reserve zuzüglich Aussicht auf weitere Reservenstärkung durch Agio der Oeffentlichkeit dargeboten werden. Auch eine andere Klippe wurde klug umschifft. Jeder Verkauf

guter deutscher Aktien an Außenstehende unter Ausschluß des Bezugsrechts der Aktionäre bedeutet heute eine gewisse Schädigung der alten Anteilseigner, weil beim gegenwärtigen Tiefstand der Aktienkurse selbst bei einem Verkauf zu Goldpari und darüber die Reserven, die man bei der Umstellung aus dem Fleisch der Aktionäre geschnitten hat, dem neuen Interessenten mehr oder minder mitgeschenkt werden. Die Deutsche Bank hat sich hier eine Rückendeckung geschaffen. Die GM. 40 Millionen Aktien sind an das Anglo amerikanische Konsortium zu „mindestens pari" verkauft. Aber an dem Mehrerlös, den das Konsortium erzielt, wenn es die Aktien in seinem Publikum placiert, ist die Deutsche Bank mit einem Prozentsatz beteiligt, den sie zwar nicht genau angegeben, aber als „sehr erheblich" bezeichnet wird. Sollte also bis zur Auflegung der Aktien in England und Amerika eine erhebliche Aufbesserung des Kurses der Deutschen Bank-Aktie eintreten über das 25 proz. Agio hinaus, das sie heute schon genießt, und würden sich die Bedingungen für die Auflegung deutscher Werte am ausländischen Kapitalmarkt in der gleichen Proportion bessern, so würde die Deutsche Bank und mit ihr die alten Aktionäre auch an dem Plus partizipieren. Die Schädigung der Aktionäre, die sonst mit einer Neuemission an Dritte verbunden zu sein pflegt, wird also auf ein Mindestmaß reduziert. Auch rein börsenmäßig ist alle erdenkliche Vorsorge getroffen, um unerwünschte Nebenwirkungen hintanzuhalten. Die neuen Aktien sollen zwar sobald als möglich an der Londoner und New Yorker Börse eingeführt werden, aber der deutsche Markt bleibt ihnen noch auf mindestens ein Jahr verschlossen. Er wird ihnen erst geöffnet, wenn eine genügend lange Frist nach der Placierung verstrichen ist und die Aktien sich soweit „gesetzt" haben, daß eine kursdrückende Ueberschwemmung des deutschen Marktes mit diesen Stücken nicht mehr zu befürchten ist. Die Konzessionen, die in dieser und anderer Beziehung das Uebernahmekonsortium von Schröder-London und Speyer-New York zugestanden hat, gehen erfreulich weit. Zu der Transaktion gehörte nicht nur von deutscher Seite, sondern auch seitens der ausländischen Partner, das muß offen bekannt werden, eine gehörige Portion Mut. Die Uebernehmer haben der Deutschen Bank eine Gewinnbeteiligung am Mehrerlös eingeräumt. Eine Verlustbeteiligung am — gewiß unwahrscheinlichen — Mindererlös hat ihnen die Deutsche Bank nicht zuzugestehen brauchen. Durch die Absperrung von den deutschen Börsen begeben sich ferner die Käufer des Paketes der Möglichkeit einer Realisierung für den Fall, daß ihnen der Weiterverkauf an ihre Kunden nicht ohne weiteres gelingt. All das beweist, daß das Konsortium mit großer Zuversicht an das Geschäft herangegangen ist. Man halte sich nur vor Augen, welchen Wendepunkt es bedeuten würde, wenn die Unterbringung eines so bedeutenden Aktienpaketes im ausländischen Publikum wirklich ohne Schwierigkeiten gelänge. Zwischen einer

durch internationale völkerrechtliche Abmachungen fundierten hochverzinslichen staatlichen Anleihe, die zu 92% aufgelegt wird, und einer privaten Bankaktie, die 125% kosten soll, besteht, wie man nicht verkennen darf, ein erheblicher Unterschied. Drum vermuten wir auch, daß der Verkauf an das englische und amerikanische Publikum noch eine Reihe von Monaten hinausgeschoben werden soll, bis im Frühjahr 1925 durch die Erklärung einer wahrscheinlich über alles Erwarten stattlichen Dividende der Erwerb erst richtig schmackhaft gemacht worden sein wird.

Die Devisenordnung ist bis auf wenige Ueberbleibsel, von denen sich die Bürokratie noch nicht trennen mochte, beseitigt worden. Auch die Reichsbank hat die Anordnungen aufgehoben, denen sie als praktische Devisenzentrale ohne besondere gesetzliche Ermächtigung Kraft zu verleihen hatte, sowohl die Meldepflicht wie die Bardeckungsvorschrift. Das ist nicht nur als Befreiung von überlebten Fesseln und Entlastung von unproduktiver Bank- und Verwaltungsarbeit zu begrüßen, es hat auch für die Gestaltung des Kreditmarktes eine bisher kaum gewürdigte Bedeutung. Denn nunmehr sind die letzten Hemmungen ausgeräumt, die bisher den A u s g l e i c h z w i s c h e n d e m i n - u n d a u s l ä n d i s c h e n G e l d m a r k t noch verhindert haben. Solange Nehmer und Geber von Betriebskrediten in effektiver Valuta nicht die völlige Gewißheit hatten, daß bei Fälligkeit des Kredites die zur Abdeckung erforderlichen Devisen ohne jede Schwierigkeit wieder angeschafft werden konnten, solange war ein genereller Einfluß des Zinsstandes für Valutakredite auf die Kosten der Markkredite nicht zu erwarten. Heute, wo jedermann, sofern er nur hinreichend kreditwürdig ist, Valutakredit aufnehmen und die entsprechenden Devisen mit der Gewißheit jederzeitiger Rückerlangbarkeit in die benötigte Mark verwandeln kann, wird immer mehr der Satz für Valutakredite der bestimmende, und dabei drückt nicht nur der Zinsfuß für Valutakredite auf den für Markkredite, sondern die Kosten der Valutakredite selbst sind im Schwinden begriffen. Die erhöhte Risikoprämie, die für Valutadarlehn an deutsche Firmen, besonders soweit sie nicht selbst Devisen reproduzierten, bisher berechnet wurden, kann jetzt in Fortfall kommen. Monatskredit in Reichsmark, der heute 11—12% kostet, muß mehr und mehr auf den Preis für Valutaleihe tendieren, der sich auf 7—8% beläuft, und daneben ist eine zweite Tendenz wirksam, die die Valutaleihe auf die Sätze herabzieht, wie sie am Londoner und New Yorker Geldmarkt üblich sind. Diese naturnotwendige Entwicklung, für die erste Anzeichen schon vorhanden sind, bringt für die Privatwirtschaft nur Annehmlichkeiten, für die Volkswirtschaft hat sie auch Schattenseiten. Nicht allein die unerwünschte Verschleierung der Devisenbilanz ist hier zu nennen. Eine nicht zu unterschätzende Gefahr bildet auch die Abwanderung des heimischen Geldmarktes an ausländische

Plätze. Der innerdeutsche Markt kurzfristigen Betriebskredits leidet sehr unter dem Mangel an Funktionsfähigkeit, der durch die ungenügenden Rediskontmöglichkeiten bei der Reichsbank bedingt ist. Beste Wechsel sind noch heute nicht liquide Mittel ersten Ranges für die Banken. Sie können nicht in jedem Augenblick bei der Reichsbank zu Geld gemacht werden. Die Reichsbank prüft alle Wechseleinreichungen nach wie vor tagelang und weist manche davon schließlich zurück, mit dem Ergebnis, daß das Valutaakzept, das an ausländischen Geldmärkten stets realisierbar bleibt, sich zunehmender Beliebtheit erfreut und das Markakzept mehr und mehr verdrängt. Will die Reichsbank in der Herrschaft über den Geldmarkt nicht weiter Einbuße erleiden, so muß sie in ihrer Diskontierungs- und Diskont-Politik schleunigst zu den Vorkriegsprinzipien zurückkehren.

Im Oktober 1923 haben die Deutschen Werke A.-G., in der die früheren Militär- und Marinewerkstätten des Reichs zusammengefaßt worden sind, einen Teil ihrer Aktien marktfähig gemacht und an der Berliner Börse verkauft. Das ist heute als ein übereilter Entschluß, als ein verhängnisvoller Fehler erkannt. So erfolgreich die Umstellung von der Kriegs- auf die Friedenswirtschaft unter der privatwirtschaftlichen Flagge in den Jahren davor durchgeführt worden war, so wenig glücklich ist es gewesen, dem Privatcharakter des Unternehmens durch den Verkauf von Aktien ans Publikum nach außen hin zu unterstreichen. Denn mit der Inanspruchnahme des privaten Kapitalmarktes haben sich die Deutschen Werke A.-G. der Möglichkeit begeben, nach freiem Willen nur mit Interesse des Staates zu schalten und zu walten; sie haben damit gegenüber ihren wirtschaftlichen Aktionären eine schwere Verpflichtung übernommen. Daß das Interesse des Staates mit dem eines privaten Aktionärs unter Umständen erheblich kollidieren kann, das zeigt sich jetzt bei der Umstellung des Kapitals auf Gold. Im wohlverstandenen Staatsinteresse mag es richtig sein, das Aktienkapital aufs Schärfste zusammenzuschneiden. Dem Staat braucht es nur darauf anzukommen, daß ihm auf die Dauer sein Besitztum erhalten und vermehrt werde. Zu diesem Zwecke kann es durchaus angebracht erscheinen, sich durch niedrige Einsetzung des Kapitals in finanzieller und betrieblicher Hinsicht Bewegungsfreiheit zu sichern. Dem Staat, der momentan Geldüberfluß hat, konnte es auch aus politischen Gründen erwünscht sein, seinen nominalen Aktienbesitz möglichst niedrig auszuweisen und die Deutschen Werke damit in eine Art Reserveposition treten zu lassen, mit der Bestimmung, erst später, wenn Not am Mann ist, dem Staate mit ihren Erträgen beizuspringen. Der private Aktionär der Deutschen Werke befindet sich nicht in dieser glücklichen Lage. Er ist darauf angewiesen, schon in der Gegenwart sich Kapital und Rente zu sichern. Er kann sich nicht, wie der Staat, mit einem guten

Wechsel auf die fernere Zukunft begnügen. Die Leitung der Deutschen Werke A.-G. mußte sich das vor Augen führen, als sie mit ihren Aktien an den privaten Kapitalmarkt herantrat. Aktien ans Publikum verkaufen und sich gleichwohl wie ein reines Staatswerk gerieren, das geht nicht an. Vor einem Jahre, bei der Vorbereitung der Placierung, erklärte Generaldirektor Henrich von den Deutschen Werken vor einem breiten Publikum, das Aktienkapital von 750 Millionen Mark sei „reines Goldkapital". Jetzt wird eine Reduktion im Verhältnis von 25 zu 1 auf 29 Millionen Goldmark beantragt und damit den Aktionären ein Opfer zugemutet, wie es nach den optimistischen Ankündigungen von damals auch nicht entfernt zu erwarten war. Wer den riesigen Anlagekomplex kennt, der weiß, daß sein bloßer Materialwert die Bilanzansätze weit übersteigt. Hier liegt — mag man auch fernere Umstellungsnotwendigkeiten weitgehend in Rechnung stellen — eine Unterbewertung vor, die sich die Aktionäre nicht gefallen zu lassen brauchen. Und was die Kapitalreduktion noch zu einer besonderen Härte für die Aktionäre werden läßt, das ist die geringe Aussicht, in den kommenden Jahren eine Rente zu erzielen, die der Situation des Kapitalmarktes voll entspricht. Das Unternehmen, bei dem das fiskalische Interesse noch heute weit überwiegt, wird zunächst noch bestrebt sein, möglichst geringe Gewinne auszuweisen und etwaige Ueberschüsse zu akkumulieren. Also Widersprüche auf Schritt und Tritt. Wie wäre es mit einem Rückkauf der wenigen draußen befindlichen Aktien durch das Reich?

Es fehlt der Reaktion an Wahlparolen. Die Aufwertungsdemagogie zieht nicht mehr so recht. Die Schutzzollparole ist wenig aussichtsreich. Vom Dawesplan spricht die Rechte nach der Halb und Halb-Blamage nicht gern. Politische Ideen hat man nicht, und, hätte man sie, so wären sie doch nicht das, was man sucht. Etwas wirtschaftliches, konkretes, jedermann einleuchtendes muß es sein. Der Berliner Börsenzeitung blieb es vorbehalten, die rettende Entdeckung zu machen. Wir zitieren wörtlich aus Nr. 551 vom 23. November:

> „Heute liegt der Parikurs bei 9 bis 10% Rente, in absehbarer Zeit kann das Pari bei 6 bis 7% liegen. Kommt es dahin, dann werden wir an den Effektenmärkten eine längere und nachhaltige Aufwärtsbewegung erleben. Bekommen wir eine Linksregierung, so sind diese Hoffnungen hinfällig."

So zu lesen in der Sonntagshanswurstiade, mit der der wandelbare ökonomische Bierbankstratege des Blattes, von keinerlei Anwandlungen eines guten Geschmacks gehemmt, üblicherweise den Börsenteil einleitet, diesmal unter der ahnungsvollen Ueberschrift: „Fäulniserscheinungen".

# GLOSSEN

## OFFENER BRIEF AN BERNARD SHAW

Sie haben meinen Angriff auf die deutsche Uebersetzung der „Heiligen Johanna“ dazu benutzt uns aufzuklären, daß der durch diese Fehde allmählich eine gewisse Popularität erlangende Herr Trebitsch die Sprache Grillparzers und Raimunds, Schnitzlers und Hofmannsthals spreche. Dieses Kompliment ist reizend, und ermächtigt uns, künftig von jedem Berliner zu behaupten, daß er die Sprache Kleists rede, von jedem Sachsen anzunehmen, daß er sich wie Lessing ausdrücke. Doch mit all Ihrem Aufwand für Ihren Siegfried bringen Sie die unglaublichen Fehler nicht aus der Welt, die er seit vielen Jahren benutzt, um uns Ihre Werke unverständlich zu machen.

Die Berliner Presse hat zur Erstaufführung Ihrer „Johanna“ den Namen des Uebersetzers totgeschwiegen. Die Schauspieler des Deutschen Theaters haben die Fehler verbessert, die ich in meinem Artikel aufgezeigt hatte: es ist weder von „Karlchen“ die Rede gewesen, noch wurden Soldaten „benötigt“. Es gibt keinen deutschen Regisseur von Geschmack, der nicht vor der Einstudierung eines Ihrer Werke die Uebersetzung wie ein Schulheft mit roter Tinte korrigiert.

Sie führen ein paar Literaturpreise Ihres Trebitsch zugunsten seiner Arbeiten an. Bei einer anderen Gelegenheit würden auch Sie jemanden belächeln, der für etwas Schnitzlerepigonik dekoriert worden ist. Wir haben uns an das Deutsch zu halten, das Ihr Uebersetzer verabreicht, und darüber — erlauben Sie mir, Sie selbst zu zitieren — darüber muß Deutschland das Urteil sprechen. Und wenn Sie behaupten, daß ein Ausdruck „Etwas ist los mit ihr“ eine musikalische und poetische Wiedergabe Ihres ehrfürchtig geflüsterten „There is something about her“ wäre, so hat Ihnen dieses Urteil ein guter Wille diktiert, aber nicht ein Gefühl für die deutsche Sprache.

Sie führen an, daß trotz Trebitsch Ihre Werke überall in Deutschland gespielt werden. Nun, — Sie sind ein Autor, der uns nötig ist, und ich muß bei dieser Gelegenheit auf mein neulich angeführtes Beispiel zurückkommen: wir haben uns im 18. Jahrhundert an Shakespeare auch erst in der Wielandschen oder Eschenburg-

schen Uebersetzung erbaut. Vorläufig sind Ihre Stoffe und Ihre Gedanken für uns noch zu neu, als daß wir uns nicht in jedem beliebigen sprachlichen Gewand dafür interessieren könnten. Aber wenn Ihre Aktualität vorüber sein wird — und bei einigen Ihrer Werke ist sie sogar schon vorüber — werden auch Sie einen Schlegel brauchen, der Sie in die Literaturgeschichte und in den lebendigen Besitz der deutschen Sprache hinüberrettet. Ihnen brauche ich nicht vorzuhalten, wie sehr der Dichter von seiner Sprache lebt: was Ihr Trebitsch für Sie getan hat, ist nichts, als daß er uns die Gerüste Ihrer Werke auf ungeschickte Weise gezeigt hat.

Sie unterlassen es nicht, meine Motive, warum ich Trebitsch angegriffen habe, zu verdächtigen. Sie behaupten, ich trauere um Tantièmen, die mir entgangen seien, weil ich mir die „Johanna" nicht rechtzeitig „sichern" konnte. Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß man sich für die „Johanna" begeistern kann, ohne zugleich den Wunsch zu spüren, ein Geschäft aus ihr zu entwickeln. Wie die Dinge juristisch liegen, kann in Deutschland niemand auf den Gedanken kommen, sich ein Werk von Ihnen „sichern" zu wollen. Es gibt aber sehr wohl in Deutschland Leute, die zu ihrer eigenen Beruhigung, und um Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, eine verborgene Uebersetzung der „Johanna" (und anderer Ihrer Werke) machen könnten, und diese Leute werden dreißig Jahre nach dem Tode des Herrn Trebitsch für Sie nicht unwichtig sein.

Heute erklären Sie noch, daß Sie zu ihm halten. (Es wird nicht von Ihnen abhängen, zu wem Sie einstmals zu halten haben.) Und Sie können sich Angriffe auf Trebitsch nur dadurch erklären, daß man unchuldige Opfer (in diesem Falle die Berliner Korrespondentin des „Observer") beeinflußt, oder — wie Sie es auffassen — „hinters Licht führt". Zu Ihrer Beunruhigung kann ich Ihnen versichern, daß jene Shawenthusiastin, deren Kenntnisse des Deutschen übrigens sehr beachtlich sind, ihre Empörung über die Uebersetzung der „Johanna" niederschrieb, lange bevor sie von meinem Artikel erfuhr.

Außerdem sollten Sie nicht von „Möchte-gern-Uebersetzern" reden. Wenn man seit einer Reihe von Jahren mit der neuen Uebersetzung eines noch größeren Engländers beschäftigt ist, braucht man sich um ausreichende Tätigkeit nicht mehr zu sorgen, können nicht einmal Sie mehr den Anschein erwecken, als ob man hilflos in der Ecke stünde. Ich habe nicht — wie Sie ebenfalls vermuten, und zwar nach der Lektüre von Briefen, die nicht an Sie gerichtet waren — „an allen anderen Uebersetzern etwas auszusetzen" — im Gegenteil, ich würde keine größere Freude kennen, als wenn ich Sie übersetzt wüßte wie etwa Ihren Zeitgenossen Maugham (durch Mimi Zoff) oder Ihren Vorfahren Meredith (durch Hans Reisiger). Wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen im Handumdrehen eine Liste von deutschen Schriftstellern senden, die vorzügliche Shawübersetzer wären. Allerdings, — um den richtigen Uebersetzer zu finden, darf man nicht — wie Sie es leider getan haben — den nächsten Schutzmann befragen.

*Hans Rothe*

—

KÜNSTLERS ENDE

Man liest im Figaro, Paris, 17. November, Seite 1, 5. Spalte:

„Une touchante pensée de S. M. la reine des Belges.

Ein rührender Einfall I. M. der Belgischen Königin.

Eine große Bewundererin Gabriel Fauré's, den sie oft in ihrem Palais empfangen hatte und nun ernstlich

krank wußte, begab sich die Königin Elisabeth, die eine ausgezeichnete Violinspielerin ist, am 15. d. M. in die kleine Wohnung, worin der berühmte Künstler im Sterben lag. Ihre Majestät hatte die rührende und reizende Absicht gefaßt, selbst an seinem Krankenbett zu spielen, begleitet von vier großen Brüsseler Solisten, dem berühmten Quintett Fauré."

Wir haben genaue Kunde von dem Verlauf des Konzerts:

Mit dem Schrei: „Fis, madame! Fis!!" gab Fauré seinen Geist auf.

*Roda Roda*

---

FILM

*Nju*

Dieser Film, der zu den allerbesten der bisherigen deutschen Produktion gehört, ist von Paul Czinner gedreht, bisher als lebhafter Dramatiker bekannt, der hiermit seinen ersten Film fertigte. Nach diesem Beginn sagt man sich: wenn Czinner weiter in diesem Tempo zur Vollkommenheit sich entwickelt, wie noch nie dagewesen gut müßte sein zehnter Film sein! Czinner ist einer der wenigen, die es fertig gebracht haben, sich von der literarischen Vorlage loszulösen, und das überaus zarte Stück des Russen Dymow aus den Möglichkeiten und Notwendigkeiten des Films heraus völlig neu zu dichten. Er schuf ein sehr dichtes dramatisches Gefüge, klar gegliedert im Aufbau; vielleicht ein wenig zu schematisch und deutlich, aber das ist ganz nützlich, damit Branche und Publikum sehen kann, wie so ein unsensationeller Kammerspielfilm geformt, vorwärtsgetrieben, verzahnt wird, wie man charakterisiert und durch charakteristische Details das analysierende Wort ersetzt. Nur zweimal sinkt er ein bißchen in traditionelle Kitsch-Atmosphäre: wenn im Spiel das zukünftige absinkende Leben der zur Dirne werdenden Nju erscheint; und wenn sie sich vor der Großstadt mit dem geliebten Dichter trifft: vor dem kümmerlichen Prospekt eines Kleinstädtchens. Sonst hat Czinner fanatisch alle seelischen Möglichkeiten, alle denkbaren Situationen mit sicherer, stimmungformender, bildgestaltender Hand dem Stoff entlockt, der ja die einfachste, allgemeingültigste Handlung der Welt zwischen drei Menschen, zwei Männern und einer Frau, zeigt: dem gutartigen Durchschnitts-Bürger nimmt ein Interessanterer die kleine Frau fort.

Der Interessante ist Veidt, der sich vergeblich bemüht einfach zu sein. Aber er kann seinen Kopf nicht abnehmen, — und dieser Kopf sieht nun einmal aus, wie sich ein kleines Mädchen einen dämonischen Mann

vorstellt. Man hätte einen alltäglicher aussehenden Spieler wählen sollen.

So alltäglich — dick, groß, schwer — sieht Jannings aus, der auch diesmal, im unendlichen Panorama seiner Filmfiguren, erweist, daß er der beste Filmcharakterspieler der Welt ist. Nur im Anfang ist die Charakteristik des wohlhabenden Spießers, der vom Ball durstig nach Liebe und Bier heimkehrt, um ein winziges zu dick, als nachgewiesen wird, weshalb dieser Spießer der zarten Nju zum Ekel wird. Wie dann aber, als Nju ihm entgleitet, ihn verläßt, dieser gutartige Mann erst zum leidenschaftlichen Wüterich, dann zum schmerzzerütteten Bajazzo wird, — das ist mit einfachsten Mitteln so erschütternd herausgebracht, daß allmählich Jannings zur tragischen Hauptfigur des Films wird.

Trotz der Nju Elisabeth Bergners, welche das Zentrum der Handlung sein muß — und auch ist, wenn hier eine große Schauspielerin eine noch nicht ebenso große Filmspielerin wird. Soll man sie lobhudeln über das, was sie kann, oder die Wahrheit sagen, was sie, im Film, noch nicht kann? Ich sage die Wahrheit, daß sie in allem Huschenden, Zitternden, Flatternden, Aengstlichen, Gehetzten, Zartleidvollen, Hilflos-Versinkenden mit dem zierlichen unergiebigen Körperchen, mit den überaus ergiebigen Händen, Augen, Mund das Wundervollste gibt, was (neben der klassischen Asta Nielsen) zu Europa in seelischer Filmausdruckskunst gezeigt ward, — daß sie also in diesen tausend kleinen Dingen ganz groß ... aber in einigen ganz großen Augenblicken noch zu klein ist, weil dann manchmal eine leere Geste, eine tote Stelle kommt, weil man manchmal die süße Stimme dieses Wesens vermißt. Nju ist ihre erste große Filmrolle, und ich schließe über sie, wie ich über den Regisseur begann: wenn sie sich nach diesem Beginn weiter in diesem Tempo zur Vollkommenheit entwickelt, wie noch nie dagewesen gut müßte ihr zehnter Film sein!

*Kurt Pinthus*

——

## TISCH MIT BÜCHERN

D i e t a p f e r e n Z e h n t a u s e n d. Xenophons Anabasis, nach erzählt von Carl Witt. 34 Lithographien von Max Slevogt. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.

Ob es sich um Maria Stuart handelte oder um Xenophons Anabasis: unsere Lehrer haben es herrlich verstanden, mit grammatikalischem Unfug jede Lektüre zu verpatzen. Noch liegt von daher ein Alb auf unseren Träumen. War das nötig? Ich bekomme Carl Witts Nacherzählung der „tapferen Zehntausend" in die Hand — und entdecke neues Land, neue Menschheitsgeschichte, einen großen Roman und ein erschütterndes Gedicht. Diese Ausgabe sollte man populär machen, sie wird den Sinn nicht für pseudomilitärisches Heldentum, sondern für seelische Größe stärken; mit ihr sollte man den Lehrer zugunsten des Schülers entthronen, d. h. zugunsten einer Stoffaufnahme, die nichts mehr mit simpler Schulmeisterei zu tun hat. Max Slevogt illustrierte den Feldzugsbericht auf eine feine, unübertreffliche, dabei anschmiegsam-bescheidene Weise.

*Kr.*

F r a n s M a s e r e e l: Die Passion eines Menschen. 25 Holzschnitte. (Bei Kurt Wolff, München.)

Masereel zeichnet Bücher. Richtiger: er schneidet sie. Seine Holzschnittfolgen sind ganz elementare Geschichten ohne Worte. Der Zwang, den Ablauf einer Idee, einer Handlung, eines Lebens in soundsovielen Blättern festzulegen verbietet literarisches Abschweifen. So anekdotisch und subtil Masereel zu schildern weiß — er wird niemals literarisch,

womit ich sagen will: er schreibt-zeichnet-schneidet keineswegs aus spielerischem Genuß, sondern aus einer geradezu religiösen Besessenheit, für die das Material und die Technik nur zufällig zum Instrument werden. Anfangs hat man seine Art schlagwortartig festlegen wollen. Heute sieht man, daß die Eigenart in einer fast fromm zu nennenden Einfalt liegt. Und immer ist es die Not des Mitmenschen, die ihn zum Bekenntnis drängt und die seine Holzschnitte zu Schreien, zu Klang, Gebärde, zu Dichtung, zu Kunst schlechthin machen.

*Kr.*

Alex. Guidony: Dyzzi. Erzählung aus dem Jahre 1950. Malikverlag 1925.

Das ist eine sehr lustige Satyre auf das amerikanische Trustwesen. Der Oeltrustherr Thomas Hearn hat ein Testament hinterlassen, wodurch sein alter Esel Dizzy zum Erben seines Vermögens und damit seiner Stallungen eingesetzt wird. Es stellt sich nun heraus, daß ein guter, schweigsamer, alter Esel der ideale Trust-Vorsitzende ist. Dizzy gibt eine Zeitung für wirtschaftlichen Optimismus heraus und verheiratet sich mit einer jungen Dame. Der alte Esel ist wie geschaffen zum amerikanischen Ehemann. Zuletzt verläßt den Verfasser leider seine bittere Lustigkeit, er wird prinzipiell kommunistisch. Aber Humor ist seltener und wichtiger als Gesinnung.

*—n.—n.*

Kannitverstan: Herbstliche Reise eines Melancholikers. Briefe aus Holland. Mit 21 Bildern. Herausgegeben von Wilhelm Hausenstein. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. Berlin u. Leipzig. 1924.

Ist es ein Melancholiker, der diese Reise unternommen hat? Mehr als ein Melancholiker, einer, der überall eine ideale Forderung präsentiert? Dies Holland ist ihm nicht hol-



ländisch genug, Rembrandt nicht genug rembrandtisch. Kannitverstan versteht vielleicht allzuviel, er ist überempfindlich. Ein merkwürdiger Herr, dieser Herr Kannitverstan. Aber es reist sich gut mit ihm.

*E. D.*

---

## VOM EXAMEN

Der verstorbene berühmte Romanist Geheimrat M. in L. pflegte in der ersten juristischen Staatsprüfung den Rechtsbegriff, den er behandeln wollte, zunächst definieren zu lassen. Definitionen sind ja recht schön und brauchbar, in der Examensangst verheddert man sich aber nur zu leicht, vor allem wenn sie nur auswendig gelernt sind. Unter Ehe versteht man z. B. die gesetzlich anerkannte dauernde Lebensgemeinschaft zweier Personen verschiedenen Geschlechts. Die recht hübsche Studentin, die sich über ihre Kenntnisse ausweisen sollte, brachte ängstlich aber fließend hervor:

„Ehe ist die lebenslänglich dauernde Geschlechtsgemeinschaft zwischen zwei verschiedenen Personen.“

„Da scheinen Sie denn doch recht übertriebene Vorstellungen vom Wesen dieses familienrechtlichen Instituts zu haben“ erwiderte nachsichtig der Gelehrte.

*

Agnation bedeutet die Gesamtheit der Personen, deren Verwandtschaft mit einem gemeinsamen Stammvater nur durch Männer vermittelt wird. Diesen Gedanken kleidete ein Examinand in die kurzen Worte: „Agnation ist eine zusammenhängende Kette männlicher Glieder.“

„Das muß ein schöner Anblick sein“, sagte der alte Herr in tiefes Sinnen versunken.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 47)






**Redaktion des „Tage-Buch“:** Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — **Anzeigenannahme:** Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.





**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Dezemberwoche

Kampf demaskiert. Man sehe sich doch den immer so trefflich, mit so vielen Masken verkleideten Stresemann in den letzten Wochen an. Der Versprech-Minister, der in stillen Tagen, ewig lächelnd, für jeden eine Zustimmung, für jeden einen Händedruck, für die meisten einen Gesandten- oder Ministerposten bereit hatte, hat jetzt das scharmante Grinsen verlernt, übrig blieb ein zum Spucken gespitzter Mund. So hat er Schacht, dem er selbst in den Sattel geholfen, in einer großen Versammlung öffentlich beschimpft, indem er ausrief: „Warum gerade diesen? Wir haben Bankdirektoren genug." So hat er, vorsichtiger freilich, seine journalistischen Laufjungen gegen den Ministerkollegen Marx losgelassen, weil der Kanzler es gewagt hat, republikanische Farbe zu bekennen. Die hübschesten Dinge über Strebemann erzählte aber kürzlich der aus Paris zurückgekehrte Dr. Breitscheid. Danach hat der Herr Minister für inländische Intrigen und ausländische Politik der Frau General Nathusius nach der Freilassung eine Glückwunschdepesche geschickt, aber vorher hat er in Paris verdammt wenig getan, um den alten General freizukriegen! Tagelang, so erzählte Breitscheid, hat unser Pariser Botschafter, Herr v. Hoesch, in dieser Sache auf Antwort von Stresemann gewartet, tagelang hat Herriot, der von Nathusius Unschuld überzeugt war, auf diese Erklärung des Herrn von Hoesch warten müssen, die erst die Freilassung Nathusius ermöglichte. Strebemann zögerte offenbar, das brillante Propagandathema so schnell aufzugeben. Schließlich mußte der Außenminister, schweren Herzens, sich selber, dem Bundesgenossen der Chauvinisten, einen kräftigen Stoß geben, die Antwort flog endlich nach Paris, Herr von Nathusius war frei. Wenn Strebemann nicht hätte fürchten müssen, daß Herriot dieses lange Zögern auf Kosten des armen deutschen Generals am Ende an die große Glocke hängen werde — weiß Gott, der gute Nathusius brummte noch heute in finsterer Zelle und Strebemann besänge sein fürchterliches Los in erschütternden Wahltenorarien!

In den Tagebüchern und Aufzeichnungen Conrad Hausmanns — sie sind eben unter dem Titel „Schlaglichter" in der Frankfurter Sozietätsdruckerei erschienen — taucht an vielen Stellen der Name Gustav Stresemann auf. Der Charakter des Menschen, sagt Schopenhauer, ist unveränderlich. Man lese in Haußmanns Erinnerungen ein Gespräch nach, das zwischen ihm und dem Staatssekretär Zimmermann knapp vor Bethmanns Sturz geführt wurde:

Zimmermann erzählte mir mit lebhaftem Händedruck die amerikanische Sache und sagt dann: „Die Wilhelmstraße war gegen den U-Bootkrieg und hat sich schließlich ungern dazu drängen lassen von denen, die sie jetzt angreifen.

Hält Ihre Partei mein Ausscheiden für nötig?"

„Alle Parteien. Die Nationalliberalen greifen jetzt auch den Reichskanzler wegen Amerika an."

„Der Reichskanzler ist nicht mehr haltbar."

„Dann ist aber Ihr Rücktritt unvermeidlich."

„Meinen Sie?"

„Sicher."

„Wissen Sie, dieser Stresemann, ich will kein Wort gebrauchen, es ist unerhört. Er greift jetzt an und hat im Dezember gejubelt über eine Torpedierung, weil sie den amerikanischen Krieg unvermeidlich mache."

„Ja, das Widerspruchsvollste, was denkbar ist, leistet Stresemann und die Nationalliberalen. Ich habe loyal mit Ihnen gesprochen —"

„Ja."

Das Widerspruchsvollste, was denkbar ist. So war es, so ist es, wird es wirklich auch morgen noch so sein?

Als Herr Stresemann sich im Großen Schauspielhause zur Schau stellte, da wurde neben anderen Symbolen, Militärmärschen und schwarz-weiß-roten Fahnen, auch ein lebendes Bild gestellt: der Außenminister füllte nämlich auf der Bühne gerade den Zwischenraum zwischen zwei leeren Stühlen. Diese stumme Gebärde war eindrucksvoller als alle Worte. So hat ihn Gott geschaffen, und so wird er bleiben: ob er geht oder sitzt, ob er steht oder schwitzt, zwischen zwei Stühlen wird er sich immer befinden. Das ist das Geheimnis seiner unbestreitbaren Erfolge. Denn dieser Zwischenraum ist die eigentliche Heimat der deutschen Seele. Wenn das Experiment mit Buridans Esel nicht schon gemacht wäre, dann würde Herr Stresemann das lebende Beispiel für die Freiheit des Willens sein. Wobei natürlich nur verglichen werden soll, was verglichen werden darf. Heubündel und leere Rohrstühle haben sicherlich einige Aehnlichkeit. Die Wahlen wären umsonst, wenn dieser Außenminister im Amt bliebe. Man möchte zögern, ehe man einer persönlichkeitslosen Person eine solche Bedeutung beimißt. Aber es gibt Augenblicke des weltgeschichtlichen Gleichgewichts, in denen sogar die zwei Zentner eines Außenministers den Ausschlag geben — ja vielleicht

schon das bloße Uebergewicht, an dem er leidet. Denn heute ist Stresemann der geometrische Ort für alle die deutschen Gemüter, die von zwei entgegengesetzten politischen Ansichten gleich weit entfernt sind. Die körperliche Darstellung des Einerseits-andererseits, jede Rundung eine Kurve des Sowohl-als auch! Die Nulllinie des politischen Koordinatensystems geht durch Herrn Stresemann mitten hindurch.

Auch militärfrei bleibt Deutschland militärfromm. Das Glück, einen lebendigen General oder Admiral präsentieren zu können, macht die meisten Parteien selig. Wenn jemand, der von Berufs wegen nichts mit Politik zu tun haben dürfte, und von Amts wegen nichts von Politik verstehen soll, sich zu den Zielen einer Partei bekennt, so gilt das als besondere Empfehlung. Bei diesen Wahlen gab es bereits eine Partei der Parteilosen. Es besteht die Gefahr, daß sich im Parlament eine Fraktion der Unpolitischen bildet, die plötzlich ihr altes Herz entdecken und über der Vergangenheit die Gegenwart vergessen. Verband der ehemals kaiserlichen Heeresangehörigen im Reichstag. Verein der Frontsoldaten in den Fraktionen. Man könnte eine solche Entwicklung ja für besonders glücklich halten. Denn es gibt immer noch Leute in Deutschland, die für die Politik kein anderes Rezept wissen, als sie zu entpolitisieren. Aber näher liegt die Befürchtung, daß vor lauter Zugeständnissen an den alten Kasernenhofgeist die Einrichtung selber wieder aufersteht — nicht gerade in der alten Form, aber mit den alten Folgen. Die Wahlschlacht ist diesmal recht militärisch geschlagen worden. Ueberall sind Kompagnien aufgezogen, Fahnen wurden geschwenkt und gesenkt, Ehrenwachen haben vor manchem Podium gestanden. Wenn das so weiter geht, dann kann das nächste Mal die ganze Geschichte durch Befehlsempfang erledigt werden. Das würde Zeit und Geld sparen. Die Bolschewisten wie die Fascisten haben den Typus der bewaffneten Partei neu geschaffen. Das war immerhin ernst zu nehmen. Denn das Problem der politischen Macht, so primitiv gestellt, mußte neu gelöst werden. Die deutschen Wahlen entwickeln die Form der uniformierten Partei.

Im vorigen Sommer war es im deutschen Hochgebirge erreicht, daß Bergsteiger, die dem trüben Dunst der Großstadtebene entstiegen, hoch oben auf den Alpengipfeln vor Hütten des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins standen, deren Eingangstüren mit unmenschlich großen Hakenkreuzen bemalt waren Das hieß unmißverständlich: Juden, bleibt draußen, steigt wieder hinunter ins Tal, diese Tür der Alpenvereinshütte ist Euch verschlossen . . . Es kann zum Ruhme des Alpenvereins gesagt wer-

den, daß er sich lange Zeit bemüht hat, den dumpfen und drückenden Qualm der politischen Niederung von seinen Hütten fernzuhalten. Im vorigen Jahr aber, als die völkische Besoffenheit auch bisher klare und zurechnungsfähige Köpfe ergriff, begann in der Vereinsmenge ein Gedränge, zu dem halblaut gemurmelt wurde: Juden hinaus! Nun muß man, um die ganze Infamie dieser Tendenzen zu würdigen, sich den Typus Jude vor Augen stellen, welcher zu den Alpengipfeln und -hütten emporsteigt und klettert. Der fette und fettige Devisenschieber bleibt in den fashionablen Hotels im Tal, wo es für den reichlich Zahlenden keinen Ausschluß gibt. Die Alpenwände empor klettert der magere Jude, der nach der halben Blindheit im Ghetto das Auge wieder im Lichte baden, die Schönheit dieser Erde trinken will. Vor diesem sich regenerierenden, oft längst regenerierten Juden die Tür der Gipfelhütte zuschlagen, das heißt barbarisch handeln, das offenbart eine Roheit des Herzens und eine Stumpfheit des Verstandes, für welche die Franzosen ein knappes Charakterisierungswort gefunden haben. Wäre der Alpenverein seiner Gipfelmission bewußt, er müßte die Eingangstüren der Hütten für diese den Alpen gewonnenen Juden aufreißen. Ueber diesen Türen dürfte kein Hakenkreuz, hier müßte das edle Wort des reinen Deutschen Paul de Lagarde blitzen: „Sind wir so leuchtend wahrhaftig, so warmer Liebe voll, so ruhig besonnen, so emporatmend zu der großen Heimat droben, wie wir sein können, tragen wir das Herz in den Augen, es wäre nicht gut, wenn unter dem tauben Gestein, unter dem verschüttet die Judenseele ächzt, sie uns nicht gehören, von sich selbst nicht frei, nicht unser werden sollte. Es ist das Glück guter Menschen, daß sie durch ihr bloßes Dasein einen Tempel um sich bauen . . .“ Niemand wird von den Herren im Vorstand des Alpenvereins verlangen, daß sie Tempel um sich bauen. Aber daß die Leitung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins es wagen will, unter nichtigen Vorwänden die Sektion „Donauland“ auszuschließen, weil ihr ein paar Judengesichter mißfallen oder vielmehr um völkischen Schreiern aus Wien zu Willen zu sein, das bedeutet den schmählichsten Fall und Verfall einer Organisation, die ehedem Gefühl für reine Luft und reine Gesinnung hatte. Für diese klägliche Entwicklung ist ein ehemaliger preußischer Minister, der Hauptvorsitzende Herr von Sydow, verantwortlich. Es handelt sich hier, wahrhaftig, nicht um eine jüdische Sache — soll übrigens Bergsteigen und Alpenwandern künftighin nur mit Abstammungsdokumenten möglich sein? — nein, es handelt sich um eine Schändung deutschen Namens und Wesens, die der edle Herr von Sydow in der nächsten Hauptversammlung des Alpenvereins durchdrücken will. Mögen die Zwergseelen tun, was sie nicht lassen können. Aber sie sollen sich nicht wundern, wenn der Verein an einem solchen Intoleranzbeschluß jahrelang laborieren und leiden und am Ende an politischer Verpestung ersticken wird.

H. N. BRAILSFORD
(London)

# ÄGYPTEN

Auf einen feigen Mord antwortete ein Ausbruch von Imperialismus. Gewiß ist es nur gerecht, daß wir vor allen Dingen dem Soldaten, der in Kairo auf seinem Posten fiel, unseren Tribut an Trauer und Achtung darbringen. Diesen Teil des britischen Ultimatums können wir uns zu eigen machen. Dieser kaltblütige Mord war nur einer in einer langen Reihe: die Aegypter fordern tatsächlich durch die Häufigkeit derartiger Verbrechen die Kritik der gesamten zivilisierten Welt heraus. Aber wenn wir das konstatiert haben, müssen wir auch die Tatsache zugeben, daß dieses Verbrechen einer Gruppe ägyptischer Fanatiker die britische Regierung in einen bösen politischen Exzeß hineingetrieben hat. Die übertriebenen Forderungen, die man direkt aus dem Recht auf die Sühne des Mordes herleitet, gehören nicht zu dem ernst zu nehmenden Teil des Ultimatums. Wenn Mr. Baldwin und Mr. Austen Chamberlain sich damit begnügt hätten, Aegypten zu bestrafen oder gar zu demütigen, hätten sie nur das getan, was auch Mussolini tat, als ein italienischer Offizier auf einem diplomatischen Posten in Griechenland ermordet wurde. Er verlangte Entschuldigungen und eine Geldbuße und wandte Gewalt an, um sie zu erhalten, aber er benutzte diese Gelegenheit nicht als Vorwand, um Forderungen zu stellen, die dauernd Griechenland schwächen und Italiens Macht stärken mußten. Das aber tut die britische Regierung jetzt. Sie hat diesen Mord ausgenutzt, um ihre politische und wirtschaftliche Stellung im Sudan zu festigen. Es gibt einige unschöne Parallelen zu dieser Affäre. Oestrreichs Forderungen an Serbien nach dem Mord von Sarajewo scheinen im Vergleich hierzu milde. Mussolini war dramatischer, aber weniger habgierig. Den dritten Präzedenzfall schuf der Kaiser im Jahre 1897, als in China zwei deutsche Missionare ermordet wurden; er bemächtigte sich des Hafens Kiautschau. Und wir haben uns den Sudan angeeignet mitsamt den Gewässern des Nils.

Zur Zeit der Escapade Mussolinis war die öffentliche Meinung in England recht kritisch gegen seine These, daß eine Regierung zur Verantwortung gezogen werden müsse für einen Mord an einem hochgestellten Ausländer auf ihrem Territorium, der aus politischem Fanatismus geschieht. Es ist möglich, daß die Polizei in Kairo (die unter einem britischen Offizier, einem gewissen Russell Pascha steht), nachlässig war. Das ist aber gelegentlich bei einer solchen Aufgabe die Londoner Polizei auch; wurde nicht vor nicht langer Zeit noch General Wilson in Westend auf offener Straße erschossen? Man sagt vielleicht, daß Zaghloul Pascha die Erregung im Volke geschürt habe. Aber man möge sich erinnern, daß er selbst das Opfer eines der letzten dieser politischen Verbrechen war. Erst vor wenigen Monaten schoß

ein Radikaler auf ihn und verwundete ihn. Diese Tatsache schließt jeden Verdacht aus, daß er oder seine Partei in Verbindung mit dieser Mörderbande stehen. Es war recht und billig, eine formelle Entschuldigung zu verlangen, eine Bestrafung der Verbrecher und auch eine Entschädigung für die Familie von Sir Lee Stack. Aber eine Geldbuße ist etwas anderes, und diese Entschädigung von 500 000 Pfund Sterling wird ganz offen eine Geldbuße genannt. Mit welchem Recht, nach welchem Gesetz legt eine Regierung einer anderen eine Geldbuße auf? Die Voraussetzung, daß ein britisches Kabinett die Macht dazu habe, über eine andere unabhängige und souveräne Regierung (denn wir haben diesen Status in Aegypten anerkannt) ein Urteil zu sprechen und ihr eine Buße aufzuerlegen, ist eines der eigenartigsten Details dieses Ultimatums. Der Völkerbund könnte allenfalls nach einem gerichtlichen Verfahren vor seinem Tribunal eine schuldige Nation zu einer Buße verurteilen. Aber unser Vorgehen sieht nach Lynch-Justiz aus.

Es würde kleinlich sein, diese Affäre wie einen privaten Mord zu behandeln. Er ist eine wüste politische Ausschreitung, die die ganze Gefahr unserer Beziehungen zu Aegypten enthüllt. Wenn heute die Arbeiterpartei am Ruder wäre, so wäre anzunehmen, daß Mr. Macdonald nach diesem Mord Zaghloul Pascha bedeuten würde, daß eine Einigung jetzt gebieterischer und dringender nötig wäre als je. Man hätte in aller Eile eine ernsthafte Anstrengung gemacht, zu einer Verständigung zu gelangen. Die Tory-Regierung macht sich nichts aus einer Verständigung. Mit rasselnder Kavallerie vor dem Parlamentsgebäude und kreisenden Aeroplanen in der Luft hat sie Kairo eingeschüchtert. Durch Beschlagnahme der Zölle hat sie sich, wie Herr Poincaré sagen würde, eine „Sanktion“ genommen, und hat so mit einem Ultimatum und einigen Tagen militärischer Schaustellungen die ganze politische Situation im Niltal geändert. Hauptsache ist, die tatsächliche Unabhängigkeit Aegyptens ist zerstört.

Das Zugeständnis der Unabhängigkeit war immer nur theoretisch, solange unsere Besatzung in Kairo blieb. Sie hat nun durch ihre Manöver vor dem Parlamentsgebäude die Abdankung Zaghloul Paschas erzwungen, der hinter sich eine geschlossene Nation und eine fast einstimmige Kammer hatte. An seiner Stelle ist als Premier ein Politiker von dem bekannten Hampelmann-Typus eingesetzt worden (man ist versucht zu sagen, daß unsere Kavallerie ihn einsetzte), ein Gutsbesitzer türkischer Herkunft, einer jener geschmeidigen Reichen, die vor der Unabhängigkeitserklärung Ministergehälter bezogen, während wir Aegypten nach Kriegsrecht regierten. Ziwar Pascha hat das Parlament vertagt und wird es demnächst auflösen. Er wird „regieren“, wie er es nennt, ohne Parlament, das heißt, daß Lord Allenby hinter seiner Maske regieren wird und daß die ägyptische Frage — so rechnen unsere Tories — nach ihrem Belieben „gelöst“ werden wird. Man kann über eine

erwachte Nation nicht in dieser Weise verfügen. Die Aegypter sind kein kriegerisches Volk, aber es fehlt ihnen nicht an Hartnäckigkeit; weder werden sie ihren Nationalismus vergessen, noch werden sie je aufhören, für die Verwirklichung ihrer Unabhängigkeit zu kämpfen. Man kann niemanden zu „Dankbarkeit" durch ein Ultimatum zwingen. Wir können uns selbst mit solchen Phrasen betrügen, aber die Aegypter vergessen nicht, daß wir ihr Land besetzt haben, um die Zinsen einzuheimsen für die Gelder unserer Gläubiger. Sie vergessen auch nicht, daß fünfzig- oder sechzigmal die britische Regierung ihnen versprochen hat, die Besatzung zurückzuziehen, die noch immer Paraden vor ihrem Parlamentsgebäude abhält.

Man ist nicht sehr bemüht, unserm Vorgehen im Sudan ein Mäntelchen umzuhängen. In der letzten Woche wurden die Formeln, die die gemeinsame Verwaltung oder das Condominium der ägyptischen und der britischen Regierung regeln, noch beachtet. Die Armee bestand teilweise aus ägyptischen Bataillonen, teilweise aus eingeborenen sudanesischen Truppen unter britischen und englischen Offizieren. Ihren Fahneneid leisteten sie dem König Fuad. Das haben wir mit einem Schlage geändert. Die ägyptischen Truppen und Offiziere sind vertrieben worden. Der Eid wird jetzt nicht mehr dem König Fuad, sondern der Sudanregierung geleistet, d. h. den britischen Offizieren und Beamten in Khartum. Das mag rein gesetzlich einer Annexion nicht gleichbedeutend sein, aber es schließt in sich alle Früchte der Annexion. Aber immerhin kann man sagen, daß der Sudan „moralisch" uns gehörte. Tatsächlich organisierte Kitchener seine Wiedereroberung, und die Leiter seiner Verwaltung sind ein Vierteljahrhundert britisch gewesen, aber zwei Drittel von Kitcheners Truppen waren Aegypter. Jahr für Jahr hat der ägyptische Steuerzahler die Besatzungsarmee unterhalten.

Wieder und wieder deckten in früheren Jahren Unterstützungen aus der ägyptischen Schatzkammer das Defizit im sudanesischen Budget. Die Aegypter haben gemordet; sie können entgegnen, daß wir gestohlen haben.

Wenn man verstehen will, wie sich diese Transaktion vom ägyptischen Standpunkt ansieht, muß man die Klauseln des Ultimatums besonders beachten, die auf die Bewässerung Bezug haben. Wie jedes Kind weiß, hat Aegypten seit dem ersten Morgengrauen seiner Geschichte an den Wassern des Nils gelebt. Ohne seine fruchtbaren Fluten wäre das Niltal eine Wüste. Als wir zuerst begannen, das Wasser des oberen Nils im Sudan für die Bewässerung zu benutzen, gab es große Unruhe in Aegypten, und man behauptete, daß der Fluß bereits zu niedrig für die Schiffahrt sei. Wir waren entschlossen, die Baumwollkultur im Destrikt Gezireh zum Nutzen jenes begünstigten Syndikates zu erweitern, das so manche Zierde unserer regierenden Klasse unter seinen Aktionären zählt. Indessen wurde das Versprechen ge-

geben, daß nicht mehr als 300 000 Feddans bewässert werden sollten. Nun aber ist unsere gerechte Empörung über den Mord an Sir Lee Stack so groß, daß wir uns verpflichtet fühlten, unser verpfändetes Wort zurückzuziehen. Wir machen jetzt unser „Recht" geltend, ein unbeschränktes Quantum Nilwasser zu nehmen, um eine unbeschränkte Menge Land damit zu bewässern, und dies Wasser wird zweifellos unbeschränkte Dividenden einbringen. Gab es je einen profitlicheren Mord?

Wir können als Nation wählen. Wir können mit den Mitteln des Kaiserreichs arbeiten, mit Kavallerie und Bombenflugzeugen; wir können uns Ländereien aneignen, für die andere die Steuern gezahlt haben; wir können, zum Nutzen unserer Geldgeber, den Fluß, der die älteste Kultur der Welt schuf, von der Quelle her anzapfen. Wir können aber auch eine Politik des Friedens und der Entwaffnung verfolgen und die Welt zur Annahme der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit führen. Aber wir können diese beiden Wege nicht vereinen. Wir schlugen großen Lärm in der Welt; als Mussolini das Recht des Völkerbundes anzweifelte, zwischen ihm und den Griechen zu vermitteln. Wenn es uns gelingt, eine Zurückweisung der Petition zu erwirken, die das ägyptische Parlament nach Genf gesandt hat, so werden wir damit sowohl unseren eigenen moralischen Kredit wie den des Völkerbundes untergraben. Die Aegypter haben ihre Sache nicht klug geführt: Weder wäre es gut für den Sudan, wenn sie ihn beherrschen würden, noch können sie unser Interesse daran leugnen. Aber die Dummheit ihrer Diplomatie ist keine Entschuldigung für unsere Gewalttaten. Wir hatten kein Recht, uns zum Richter in eigener Sache zu machen. Weder Aegypten noch der Sudan gehörte je zum britischen Kaiserreich. Und wir können uns nicht als Kämpfer für den Völkerbund bezeichnen, wenn wir seinen Schiedsspruch ablehnen, sobald unsere eigenen Interessen auf dem Spiele stehen.

---

Erbittert doch, ihr Schriftsteller, nicht Länder gegen Länder durch unnütze oder gar parteiische Rügengerichte; zumal wenn ihr mit wechselseitigem Hasse keine andere Macht vermehrt, als die fremde.

*

Ihr habt euch anfangs zuviel zugetraut und später zuviel gemißtraut; wie Strangulierte zuerst lauter bunte Farben sehen, aber zuletzt nur die schwarze. Zum Glück ist jetzt die Mitte näher, das Licht.

*Jean Paul*

PAUL RODERMUND

# BEGEGNUNGEN MIT LUDENDORFF

Mit fünf Ludendorff-Karikaturen von Fodor.

Im Spätsommer 1916, nachdem er zur Macht gelangt war, erschien eine Verordnung, wonach alle Garnisondienstfähigen, alle Kranken und Verwundeten einer kommissarischen Musterung zu unterziehen seien. Seit sechs Wochen war ich nicht mehr bei




I. Das M. d. R.

Verdun. Ich saß im Garten des Hospitals, betrachtete die Wipfel der Bäume, die sich gelb zu färben begannen und dachte schon seltener an die Feuerwüste, der ich entronnen war. Ich fing allmählich an, es war sehr merkwürdig, Einkäufe zu machen: Eine neue Brieftasche, einen Karton mit fünfzig Briefbogen, eine Flasche Toilettenessig und derlei Kleinigkeiten. Manchmal ging ich in die Stadt und fand alles sehr schön. In Wiesbaden waren damals ziemlich viele bulgarische und türkische Offiziere, und auf der Promenade zeigte man sich einen türkischen Oberleutnant, von dem seine Quartiergeberin sagte, er sei unreinlich.

Wie dem auch sei, es waren schöne Tage, und das Trommelfell begann allmählich, sich an andere Geräusche zu gewöhnen als



II Der Zivilist



III. Der Feldherr

den dröhnenden Einschlag der Geschosse, die in unserer Nähe zersplitterten. Fort Vaux, Douaumont. St. Michel, Thavannes verschwanden langsam in ihrem gelben Nebel, es erhob sich ein Wind, und nachdem er sich gelegt hatte, erschien die Verordnung, alle Garnisondienstfähigen, Kranken und Verwundeten einer kommissarischen Musterung zu unterziehen. Er war zur Macht gelangt, der Befehl war von ihm.

Ich saß im Spitalsgarten und mir war nicht wohl. Kurze Zeit darauf erfolgte der Abmarsch der Kavaliere. Marschrichtungspunkt der zerschossene Kirchturm am Horizont. Den Toilettenessig nahm ich nicht mit, obwohl er zwei Mark achzig gekostet hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr später war ich zum Landsturm versetzt, obwohl ich erst dreiundzwanzig Jahre alt war. Man beschäftigte mich in der Kommandantur eines Kriegsgefangenenlagers, denn das Militär entließ einen nicht leicht. Viele Schriftstücke waren zu erledigen, viele wichtige Schriftstücke, das kann man wohl sagen. Die Feldwebelleutnants strichen sich den langen Bart, hielten Ordnung auf ihren Pulten und drückten den Stempel mit großer Genauigkeit auf die beschriebenen Papiere. Manchmal riefen sie sich Scherzworte zu, lachten mit tiefer Stimme und strichen sich wieder den langen Bart. Es waren echte und rechte Feldwebelleutnants, die sich im Frieden in zwölfjähriger Dienstzeit den Apfelsinen- und Zitronenorden verdient hatten, die aber jetzt lange Bärte trugen und mit „Herr Leutnant“ angeredet werden mußten. Es war eine deutsche Erfindung.

Am Ende des Flurs, in einem einsamen Zimmer, saß der Kommandant, der Oberstleutnant Soundso. Er war schätzungsweise dreiundsechzig Jahre alt und rauchte gewöhnlich eine Zigarre. Nach dem Dienst ging er nach Wetzlar hinunter und speiste im Hotel „Herzogliches Haus“.

Dieser Frieden wurde eines Tages gestört. Eine Panik war ausgebrochen, deren ich im Felde keine erlebt hatte. Eine ungeheure Aufregung hatte das ganze Haus erfaßt. Eilige Schritte treppauf, treppab. In den bestürzten, käsigen Fratzen der Schreibstubenbullen liegt etwas Beunruhigendes. Ich trete, mit einem wichtigen Schriftstück in der Hand, in das Hauptgeschäftszimmer, sehe die knickebeinigen Kanonenstiefel des Oberstleutnants, sein Gesicht wie in einem Krampfanfall, die kaltgewordene Zigarre in der Linken, ein Schriftstück in der Rechten. Die Stimme des alten Krippensetzers: „. . . . sofort beantworten . . . . aus dem Großen Hauptquartier . . . . Anfrage, ob es wahr ist, daß der Kriegsgefangene Aristide Collin mit seiner Arbeitgeberin unerlaubten Verkehr hat . . . sofort beantworten . . . . von ihm selbst unterzeichnet! . . . .“

Auf der faltigen alten Stirn waren die Adern angeschwollen;

den Feldwebelleutnants traten die Augen aus den Höhlen; sie standen wie Stein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Tages sah ich sein Bild in der Illustrierten.

Er blickte vom Kartentisch auf; sein rechtes Auge richtete sich durch das Einglas durchbohrend auf mich. Seine Mundwinkel waren herabgezogen; die Lippen herb aufeinandergepreßt. Unter dem fleischigen, schweren Kinn blinkte ein Orden. Er starrte mich haßerfüllt an, und sein Mund formte die Worte: Du drückst dich, Schweinekerl . . . .

Ich fühlte, wie sich mein Herz langsam zusammenschnürte.


IV. Der Demonstrant

— — — — — — — — —

Ein Jahr später saß ich im Transportzug. Marschrichtungspunkt der zerschossene Kirchturm am Horizont. Es war ein jammervoller Zug. Man hatte uns zusammengestoppelt, wo man unserer hatte habhaft werden können. Jetzt sollten wir die Amerikaner aufhalten, die überall durchbrachen.

Er hatte strengsten Befehl gegeben, daß die Untersuchungskommissionen alles, was noch nicht im Sarg lag, an die Front zu befördern hätten. In dieser Zeit gingen viele Züge nach Westen ab, Transportzüge, auf deren Waggons man die Rotekreuz-Abzeichen anzubringen vergessen hatte.

Unser Zug kam vom Rhein her durchs Nahetal. In der Nacht hatten wir in Kreuznach gehalten und waren zum Essenempfang angetreten. Nachdem die vorgeschriebene Sättigung gemeldet war, gings weiter, dem Saargebiet zu. In der Morgenfrühe werden wir durch einen Ruck aus dem Halbschlaf gerissen. Ich schlage die Augen auf. Der Zug steht. Mein Blick fällt durchs Fenster, und wird größer und immer größer, bis er, starr geworden, an dem Stationsschild haften bleibt. Ich sehe den Namen meiner Heimatsstadt, aber eigentlich ist es nur ein Städtchen. Es lehnt sich sanft an einen Hügel. Ich sehe die Türme und erkenne jedes einzelne Gebäude. Da steht der Stationsvorsteher, den ich kenne, und dort an der Kontrolle lehnt der alte Schaffner, der uns passieren ließ, wenn

wir in die Ferien fuhren oder nach Saarbrücken aufs Fußballwettspiel oder mit den Mädchen irgendwohin, wo uns bestimmt kein Oberlehrer überraschen konnte. Die Morgennebel liegen auf den Dächern, es ist kalt. Meine Augen schweifen den Hügel hinan; ich sehe ein kleines gelbes Haus. Aus dem Schornstein quillt blauer Rauch wie ein Faden. Seit über einem Jahre habe ich den Alten nicht mehr gesehen. Er ist allein, denn meine Mutter ist früh gestorben und die zwei Brüder sind im Feld. Ich sehe den blauen Rauch, fühle den rasenden Wunsch, mein Gewehr zu ergreifen, in tollem Laufe das gelbe Häuschen zu erreichen und mich gegen die Gendarmen zu verschanzen. Und teuer wollte ich meine Haut verkaufen. Während ich fühle, wie ich steif wie Holz werde, setzt sich der Zug in Bewegung. Meine Augen schwimmen, ich kann die blaue Rauchfahne nicht mehr sehen. Also vorwärts denn in Irrsinn, Tod und Verdammnis!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hat nicht zugegeben, daß Friede geschlossen würde, als es noch Zeit war. Er hat gesagt: „Der Krieg ist ein Glücksspiel." Er hat sich durch die Amerikaner nicht bluffen lassen, denn es sei Bluff, hat er gesagt. Er hat angreifen lassen, als keine Katz mehr was dafür gab. Hazardspiel, hat er gesagt. Meine Brüder haben also mit angegriffen. Der eine fiel im Oktober, der andere am 1. November. Sie waren bessere Kerls als ich, der jetzt tatsächlich zu Hause saß, das Gewehr in Reichweite. Aber es kam niemand mehr, um mich zu holen. Es war zu spät. Bloß ein Telegramm kam am 3. November an. Der Alte las es, hob erst das Gesicht gegen die Decke, dann beide Arme hoch und lief auf die Straße hinaus. Es war elf Uhr nachts

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann war es aus. Alles war zu Ende.

Die ersten Monate gingen vorbei, das Wüten des grimmigsten Schmerzes ließ nach. Der Alte gab mir die Ersparnisse seines dreißigjährigen Lebens, und ich ging wieder auf die Universität. In den Ferien, wenn ich heimkam, sprachen wir zusammen, fütterten die Hühner und gingen spazieren. Allmählich, wenn ich zu Hause war, fing er an, aufzutauen, und manchmal fiel auch jener Name, bei dessen Klang wir beide vor Haß erschauerten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dann kam endlich der Tag . . . .

Im Anfang des Jahres 1924 hatte ich in einem südlichen Münchener Stadtbezirk zu tun. Gegen 10 Uhr vormittags war ich fertig geworden und schritt wieder der inneren Stadt zu. Plötzlich blieb ich stehen.

Etwa zwanzig Schritt vor mir sah ich an der Ecke eines wenig belebten Platzes vor einem Gerichtsgebäude einen älteren Mann stehen, der einen grauen Ueberzieher anhatte und ein abgegriffenes grünes Hütchen auf dem Kopfe trug. Ich schritt weiter, da mich

mein Weg an ihm vorbeiführte. Drei Schritte vor ihm blieb ich stehen und blickte ihn an, und er blickte mich an. Ein großer Moment.

Der größte Feldherr aller Zeiten blickte mich an.

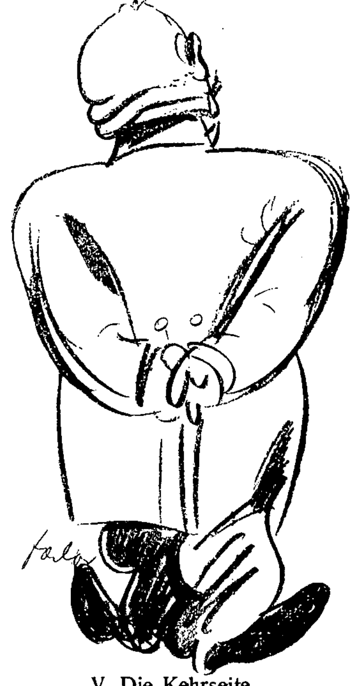
Da stand er. Da stand ich. Um uns herum war Deutschland, dessen Name in der Welt besudelt ist.

Von dem schäbigen Hütchen schweifte mein Blick abwärts in sein Gesicht. Wo war das Monokel? Wo war die kraftstrotzende Massigkeit? Wo waren die strengen Falten, wo die ungeheure, herrische Wamme unter dem Kinn? Wo der blinkende Orden, wo der gebieterische, tierische Ernst? Wo jener Blick, der einem einst das Herz zusammenkrampfte?

Und mit einem Mal war alles, alles klar . . . .

Alles war klar: der Amerikanerbluff, der verschärfte U-Bootkrieg, die blaue Brille, der Bürgerbräukeller, seine „Erinnerungen", Fall und Erhebung am 9. November 1923 . . . alles, alles war klar.

Wir müssen die Nerven behalten. Da stand er, Zoll für Zoll der größte Feldherr aller Zeiten.



V. Die Kehrseite

Aber wie ist mir denn? Es ist so sonderbar. Dies ist doch nicht . . . . Nein, es kann nicht sein. Wie furchtbar ließ ich mich täuschen! Noch einmal fasse ich ihn ganz und erkenne: Es ist ja gar nicht der, wofür ich ihn gehalten habe. Er ist es ja gar nicht! Es ist doch, natürlich, jetzt sehe ich, es ist ja der stadtbekannte, alte Postdirektor Krause . . . .

Ein Alb fiel von meiner Brust. Ich atmete tief auf, sah seinen etwas unsicheren Blick und besann mich keinen Augenblick: Ich zog den Hut und grüßte tief.

---

Könnte man alle Schurken kastrieren und alle dummen Gänse ins Kloster stecken, den Leuten von edlem Charakter ein ganzes Harem beigeben, und allen Mädchen von Geist und Verstand Männer, und zwar ganze Männer, verschaffen: so würde bald eine Generation erstehen, die ein mehr als Perikleisches Zeitalter darstellte.

*Schopenhauer.*

I.

Den braven Tageblatt-Lesern muß endlich erklärt werden, wieso der fürchterliche Schwindel mit der ganzen Generation nach Hans Müller und im besonderen mit dem neuen Werk „Katalaunische Schlacht" von Arnolt Bronnen möglich war. Das Drama wurde in Berlin von Jeßner, in Wien von Dr. Beer, in Frankfurt vom Intendanten Weichert, in Köln von Hartung angenommen. Der Verleger Ernst Rowohlt, längst wählerisch geworden, druckte es, und die drei Kritiker Herbert Ihering, Monty Jacobs und Stefan Großmann, seit langem durch alltägliche Caféhausfreundschaft miteinander verbunden, fuhren nach Frankfurt, um die erste deutsche Aufführung des Schauspiels zu preisen. Natürlich versuchten wir Bronnen-Vergifter der öffentlichen Meinung so zu tun, als ob Jeßner seine eigenen Lectoren und seinen sicheren Instinkt, Weichert seine individuelle Schnüffelnase für dramatisches Naturell, Rowohlt seinen höchst persönlichen Enthusiasmus für junge dichterische Naturen besäße. Aber der kluge Leser wird schon aus den Totenscheinen, die Tag für Tag der jungen Generation ausgestellt werden, erkannt haben, daß hier ein organisierter Auflehnungsversuch gegen das Berliner Tageblatt vorliegt. Also sei's gestanden: mein Busenfreund Jacobs und ich haben bei einer unserer herzinnigen Zusammenkünfte ausgeknobelt, wie wir die kritischen Greise des Berliner Tageblattes endlich einmal hineinlegen könnten, und so gelang es uns, in einer okkulten Kirschwasser-Sitzung die führenden Direktoren und Intendanten von Berlin, Wien, Frankfurt, Köln und noch ein paar Städten in Bronnen-Ekstase zu versetzen, bloß aus Tücke gegen die giftigen Greise in der Jerusalemer Straße. Aber die mißtrauischen Kahlköpfe rochen den Braten, sie blieben zu Hause, wärmten sich an Hans Müllers „Tokayer" und entsandten einen rotwangigen Jüngling mit literarischer Hornbrille nach Frankfurt, der als stellvertretender Leichenbeschauer für Bronnen, Brecht, Zuckmayr, Kornfeld, Unruh und Hasenclever Totenscheine ausstellte. Es geht doch nichts über einen eifrigen, jungen Stellvertreter. Bis vor vier Tagen wagte doch noch einer oder der andere aus der jungen Generation zu atmen und sich zu regen, jetzt hat der gehorsamste Kerrl, der beflissene Feuilletonassistent ein weites Massengrab für alle Dichter, die nach Hans Müller kamen, geschaufelt. Da steht der Abschlächter einer Generation mit gesättigtem Gemüt und sagt, die Leichen der jungen Dichter überblickend, wie Nestroys Holofernes: „Räumt's die Toten weg, ich kann die Schlamperei nicht leiden".

II.

Was hat denn uns Einzelne in Berlin, Wien, Frankfurt, Köln in diese Bronnen - Knechtschaft getrieben? Warum haben wir

sieben oder acht theatererfahrene und doch nicht abgestumpfte Leute das Buch der „Katalaunischen Schlacht“ in einem Zuge verschlungen? Warum gingen uns die Figuren dieses Dramas wochenlang nach? Warum sehen wir diese Gestalten, trotzdem sie uns in Frankfurt durch mittelmäßige Darsteller hätten verleidet werden können? Warum lebt die Bronnensche Vision in unseren Köpfen? Lag es am fiebernden Rhythmus dieser im Eilschritt marschierenden Sprache? Aber es gibt keine sprachlichen Wunder für sich allein, Luther fand sein Deutsch wie eben Alfred Kerr das seine. Lag es an der Spannung der Situationen? Ein Akt im Unterstand während des Krieges, ein Akt in der Dunkelheit der Loge eines Pariser Kinos, ein Akt im Spiegelsaal des Amerikadampfers. Aber wir pfeifen auf alle Lokalitäten, wenn sie nicht zum inneren Leben eines Dramas gehören. Nein, diese Lokalitäten sind nicht hans-müllerisch ausgeklügelt, sondern sie sind im innersten Zusammenhang mit dem Erlebniskern der Dichtung.

Bronnen bietet, das hätte selbst ein zur weltmännischen Ironie entschlossener Feuilletonist gewahren können, einen ersten Akt, der die stärkste Kriegsdichtung ist, die wir vorläufig in deutscher Sprache haben. Unter den niedersausenden Granaten brechen hier nicht nur die Wände des Unterstandes, es stürzen auch die männlichsten Seelen zusammen. Niemals ist die Verwüstung in den Charakteren der verzweifelten Frontkämpfer mit ähnlicher Wucht, im knappsten Kontrast geformt worden. Die dummen nationalistischen Jungen, die in Frankfurt zu pfeifen begannen, witterten das. Dies Durcheinander der kalt gewordenen Skatspieler und der wahnsinnig kommandierenden Kriegshazardeure konnte nur die harte Hand eines jungen Menschen malen, dem nach acht Jahren noch das Grauen des Trommelfeuers von Görz in der Seele sitzt. Pazifistisch? Unsinn. Bronnen sah einst und behielt seine Gesichte. Auch Goya war kein Prediger.

## III.

Im Unterstand steht eine Frau im Soldatengewand. Unwahrscheinlich? Aber was war 1918 wahrscheinlich? Sie ist ihrem Mann ins Feld nachgelaufen. Der Tod hat ihn eben geknickt. Nun stellt sie sich zwischen die Beine eines anderen, des Bruders. Grauenhaft? Aber was war 1918 nicht grauenhaft? Und wie weit oder kurz ist der Weg vom Todeserlebnis zum Begattungsfieber? Ganz zart ist die keusche Linie dieses weiblichen Soldaten inmitten der bärtigen Barbarei gezeichnet. Im Dunkel des Unterstandes leuchtet das schmale Antlitz einer halbirren Verklärten auf. (In diesen ersten Augenblicken war die Frankfurter Darstellerin Ellen Daub anbetungswürdig.)

Zweiter Akt: In der Pariser Kinologe. Es treffen sich alle,

die den Unterstand von Chateau-Thierry lebend verlassen haben. Das engelhafte Mädchen, der Offizier, drei Männer, die sich und sie unter der Erde gesehen. Alle fünf sind, obwohl zwei Jahre verstrichen sind, noch immer auf der Flucht. Der am gierigsten zurück ins Leben gewollt, der Bruder, der den Bruder in den Tod kommandiert, ist der gehetzteste unter den fünf Entwurzelten. Seine Rede ist ein Fiebern, das Hiddie ansteckt. Keiner der Fünf hat sich wieder auf bürgerlichem Erdreich behaglich niederlassen können. In ihren Köpfen, Herzen, Nerven dröhnt es noch immer und stürzt zusammen. Sogar der fünfzigjährige Hotelier hat nicht in seinen Gasthof zurückkehren können. Sie alle rennen noch immer, als wären sie gestern dem Unterstand entstiegen, rennen über die Erde. Geldjäger, Weiberjäger. Vor allem: Jäger auf Hiddie, die einst, gestern, bei ihnen im Unterstand gestanden. Sie sind alle innerlich labil geblieben, ohne Sinn für inneres Gleichgewicht. Der Unsicherste stürzt in der tiefsten Verzweiflung, zutode getroffen, über die Brüstung der Loge ins Parkett. Hiddie, schon im Unterstand bloß das Gespenst ihrer eigenen Seele, in der Loge immer noch im Unterstand, auf ihrem Sessel immer noch fliehend, Hiddie bebt vor dem Geschoß aus den Lüften, sie rast zu einem Amerikadampfer.

Da, an Bord, fliehen die Vier noch immer. verfolgen einander, fliehn vor einander, verbünden sich, um sich zu betrügen, jagen hinter der Einen nach, die Frieden bringen könnte, wenn sie nicht selbst gehetzt, auf der Flucht vor der Vergangenheit wäre. Hiddie rennt stundenlang im Nebel über das Promenadendeck. Die Drei, von allen Seiten, ihr nach. Jagd auf die Ruhelose. (In Frankfurt war das so provinziell arrangiert, daß die tragischste Szene des Werkes Possenwirkungen erzielte.) Sie sitzen da, die Vier auf der Flucht, wollen tanzen, lassen das Grammophon spielen. Da steigt aus der schnarrenden Platte plötzlich die Stimme des Sterbenden von Chateau-Thierry auf. Die drei Männer fliehn entsetzt, Hiddie kommt zu dem, der sie in seine Welt rief, sie nimmt Gift und fragt erbleichend das sanfte Schlußwort: „Werd ich sterben können?" Selbst in Frankfurt bezwang die Szene voll Grauen ein Publikum von abonnierten Hausfrauen und Versicherungsbeamten.

## IV.

Immer wieder, in jedem Werke Bronnens, gibt es eine rasende Verfolgungsszene. Immer wieder steht eine fürchterliche Gestalt vor einer Tür, die aufgebrochen werden muß. Immer wieder flieht eine zarte Seele vor geballten Fäusten. Menschen auf der Flucht vor ihrem Schicksal, das ist Bronnens immer wiederkehrendes Thema. Das Grauen von gestern sitzt ihm im Blut und es ist vielleicht auch ein Grauen vor dem Morgen. Dieses Grundgefühl, Ohnmacht vor dem aus den Himmeln stürzenden Ungemach, dies

macht seine „Katalaunische Schlacht“ zu einem neuen Schicksalsdrama. So begriffen, versteht es sich, warum die platten Bürger des Realismus dieses tragische Dichtergesicht ablehnen und ablehnen müssen. Der Philister will immer nur behaglich-flachen Realismus. Weh Dir, wenn Du Gesichte hast.

Es ist ganz in der Ordnung, daß über jedem Hänschen Müller die segnend-milde Hand des liberalen Spießbürgers ruht, und daß dieser glückarme Gestalter seiner Schicksalsvision dem Hohn der Bewunderer von „Pottasch und Perlmutter“ ausgesetzt wird. Schließlich ist der Kritikus heute der ästhetische Abgeordnete seiner Leser, und was geht denn Bronnen die Kommerzienräte an?

---

KARL OTTEN

## LOKALE CHRONIK

*Vert Mourant.*

Wir wissen, daß durch die Bäume und Pflanzen ein Saft fließt, dem menschlichen Blute vergleichbar, der die Epidermis der Blätter grün färbt. Daß dieses grüne Blut in den Gezeiten des Jahres aufsteigt bis in die letzten, bebenden Aederchen, strahlend auf den Wangen der Blätter im Frühling, dunkel, fast schwarz strotzend im Sommer. Bis es im Herbst das zarte Gehäuse der Kanäle verläßt, austritt, sich ergießt unter die Haut, wo es erstarrt und erst im Tode menschliche Blutfarbe annimmt.

Die Leichen der Blätter wirbeln auf den Asphalt, wo sie zertreten, zermalmt werden, bestattet im Schlamm der Straßen.

Das Grün unterliegt also einem chemischen Prozeß, als welcher der Tod aufzufassen, der sich hier ein Spiel der Umkehrung erlaubt Mimikry an das menschliche Leben.

Wo aber bleibt das Grün?

Das Grün verwandelt sich in winzig kleine, geflügelte Käfer, die in den Herbsttagen zu Myriaden an den Fenstern der Häuser in den Alleestraßen wimmeln. Gegen das Glas gepreßt kleben sie zitternd wie eine grüne Haut, wie grüner Reif. Jedes dieser kleinen Wesen, die nur aus Grün bestehen, erwartet vom spiegelnden Glas ... nur auf dieses setzen sie sich ... die Erlösung. Das Kristallglas dünkt sie der Himmel mit seinem Glanz, mit seinen Spiegelungen des Lebens, seiner Reinheit und zähen Durchsichtigkeit.

Statt eines Gottes aber erscheint die Portierfrau oder der Fensterputzer und wischt die Seelen der Blätter mit feurigem Fetzen hinweg. Nur ein wenig Feuchtigkeit gleich einer Kinderträne bleibt. Wochenlang, bis das letzte Grün verschwunden, dauert dieser Zug der winzigen Blattvögel in den Kristallhimmel,

hinter dem es vielleicht noch einen oder viele Himmel gibt, durch die Seelen hindurchsterben, bis sie wieder aufbrechen in einen neuen Frühling als ein Ewiges und noch nie Gewesenes zugleich.

### *Tod einer alten Trambahn.*

Gestern abend erlebte ich, daß auch mörderische Bestien sanft nd gottergeben sterben können.

Im kinodüstern Raum, am Fuß der Unfallgedächtniskirche drängt sich die andächtig gaffende Komparserie des Großfilms, der da fast eine Stunde die gespannteste Aufmerksamkeit Aller in Anspruch nimmt.

Scharen von Schutzleuten, die Regie führen, bilden einen undurchdringlichen Wall gegen den weithin sich stauenden und langsam verrinnenden Verkehr.

Inmitten des harrenden Heerbanns, den manchmal Scheinwerfer grell überflackern, liegt die Diva in den letzten Zügen. Wie ein Kamel mit eingeknickten Vorderbeinen hat sie sich zur Allmutter Erde geneigt, von der sie trotz allem auch abstammt, das Haupt ist schräg herabgesunken, als lausche es einer verborgenen Stimme aus der Unterwelt, die sie ruft.

Steil gegen die Drähte sträubt sich der Stachel, der ihr sonst den lebenspendenden Strom zuführte, ein aufgereckter Arm, der an den Himmel um Hilfe greift und manchmal vom Krampf gebeutelt zittert, wenn die finsteren Abdecker versuchen, die tödlich Getroffene wieder auf die Beine zu stellen. Die glanzlosen Lichter glimmern tragisch. Mir ist, als sähe ich Tränen quellen.

Die Heuchlerin . . . es ist zu spät. Für sie, die kreischende, donnernde Bestie, die unsere Ohren unausgesetzt beleidigte und unsere Nerven bis zur Ohnmacht und jeden Weg zu qualvoller Ewigkeit ausdehnte . . .

Die Blaubärtin unter den Vehikeln, die gegen Frauen und Kinder wütete und dabei großspurig auf silbrigen Schienen die Straße tyrannisierte . . .

Ihre letzte Stunde hat geschlagen!

Stumm wartet das Trauergeleite ihrer Schwestern.

Sie ist entlarvt als das, was sie in Wahrheit ist . . . eine böse Attrappe des Fortschritts!

Und wenn es etwas geben sollte, das ihr vor Merkur, dem Gott des Verkehrs noch ein wenig Gnade zu erwirken vermag, sind es die kleinen, struppigen Bücherln der Fahrkartenblocks, mit denen die Kinder so gerne Kondukteur spielen. Deretwegen sie jeden richtigen Schaffner Onkel nennen. Das wäre auch das Einzige. Sonst aber bleibt nichts Gutes zu berichten über diese böse, keifende Tante, deren Kadaver eben langsam unter dem höhnischen Bellen der Hupen davongeschleift wird.

## *Mörder Jesus.*

Ein Bettler namens Jesus schoß vor der Matthäikirche einen Schupowachtmeister nieder, der ihn verhaften wollte.

Sein Name war Jesus und er bettelte vor der Kirche, die seinem Jünger, dem Apostel Matthäus zu Ehren errichtet war inmitten der steinernen Wüste, die ungezählte Scharen Armer und Verlorener überwimmelten. Er selbst hatte heute wie damals keinen Stein, auf den er sein Haupt legen konnte, geschweige denn ein Haus oder einen Erwerb. Sondern er übernachtete auf den Bänken in den Anlagen, in den Tornischen, unter den Brückenbögen oder wenn die Spenden reichlicher flossen, der Schnaps noch etwas übrig ließ, im Asyl für Obdachlose. Heute wie damals sprach er zu den Menschen in höherem Auftrag, durch eine bedeutsame Stimme, die aus dem Leierkasten ertönte, den er an einem Riemen vor dem Bauch trug.

Diesem Gehäuse entquollen nur Hymnen und geistliche Lieder. Täglich wiederholte er von morgens bis abends den großen Choral, den in der Kirche wohl vergebens die Priester anstimmten. Ihm aber lauschte die Menge der Unglücklichen mit Tränen in den Augen, und alle nannten ihn ihren Jesus. Er war ein Einzelner, General und Soldat seiner Heilsarmee. Der Kommandant einer unsichtbaren Armee von Engeln.

Aber heute wie damals verschmähte er deren Hilfe und lebte als der letzte Prolet von den Abfällen der Almosen. Das Scherflein der Witwen und Cyniker ernährte ihn, bis der Tag des Schicksals nahte, das ihm vorbestimmt war. Diesmal aber galt es nicht, die Menschheit zu erlösen. Diesmal mußte er sich von ihr befreien. Mußte Rache nehmen für das Damals, für den Tag der Kreuzigung, der vergebens über ihn gekommen war. Eine Ewigkeit entsetzlicher Qualen. In Lumpen, verlaust, verhöhnt, vom wimmernden Klang seiner frommen Gesänge umtanzt, tat er seinen Dienst. Sein kahler Schädel ließ sich nicht beugen, er wollte den Menschen etwas sagen. Hätte er das Bananenlied oder die Mädchen von Java auf der Walze gehabt, ja noch ältere Schlager, das Hotel auf der Wieden oder Puppchen ... die Welt hätte ihm verziehen, indem sie ihn ignorierte. So aber antwortete er dem Wächter des Gesetzes auf dessen Frage nach Namen, Stand und Herkunft wahrheitsgetreu: Ich bin Jesus.

Der Krieger aber, ein gebildeter Christ, der wußte, was er der Schule schuldig sei, geriet über diese Antwort, die er als Blasphemie, Verhöhnung des Gottes empfand, an den er glaubte, in Wut. Und der Unwissende glaubte Gott vor seinen Kindern schützen zu müssen, zu verteidigen gegen den Vagabunden, der mit dem geheiligten Namen seinen Spott trieb.

Und versuchte nochmals, bevor er seine Hände in Unschuld wusch, mit strenger Güte Namen und Herkunft des Bettlers zu erfahren. Damit Gott und der Regierung ihr Recht werde. Der Bettler aber ergriff den Schwengel seines Werkelkastens und intonierte:

In allen Seelennöten bist du mein einziger Trost ... was den Hüter des Gesetzes bewog zur Festnahme des Jesus, des Predigers in der Wüste zu schreiten.

Diesmal aber wiederholten sich die Ereignisse nicht! !

Denn Jesus weigerte sich zu folgen. Er nahm sein Kreuz nicht auf sich, sondern warf es von sich und wehrte sich.

Der Bettler widersetzte sich seiner Verhaftung mit aller Gewalt. Weder Drohung noch Fäuste halfen.

Es gelang nicht, ihn zu fesseln . . . der ausgemergelte, verhungerte Mensch entwand sich wunderbarerweise den gewaltigen Fäusten des wohlgenährten Schutzmannes, trat zurück und vollstreckte das Urteil, an jenem — aber auch an sich ... ein Knall ... mit rauchendem Revolver stand Jesus vor dem hingestreckten Leib seines Bruders, der ihn nicht erkannt hatte.

Dann erst ließ er sich ruhig festnehmen und zum Kerker führen, wo er den Spruch des hohen Gerichtshofes erwartet.

Seine Mission ist erfüllt, der Sinn seiner Wiederkunft gedeutet.

---

ALBERT EHRENSTEIN

Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

## VERBANNT

Lang eh mir Verbannung geschah,
Verlor ich die Freunde, die liebsten.
Plötzlich, plötzlich — mittragend ein getroffenes Herz,
Verlor ich auch die Tore der Heimat —
Nichts ist, mich zu trösten.

Verwiesen in die Wüste
Der tiefsten Bergschlucht,
Umbergt von steilen Hängen —
Fünf Monde kommt kein Boot,
Die Türme der Wogen
Stürzen und springen wie Füllen.

Die Eingebornen von Pa sind wie wilde Affen.
Sie füllen mit ihrem Grauengeschrei
Gebirg und ebenen Graswald.
Unter ihnen kann keiner mein Freund sein.
Zufrieden wär' ich mit einem,
Der von fern gleicht einem Menschen

# LEWIS UND IRENE

Einzig autorisierte Uebertragung aus
dem Französischen v. Hans Jacob.



[Zehnte Fortsetzung.]

## IV.

Seit Wochen lebte Lewis auf dieser Insel, deren einziges Grün Irene war. Am Vormittag segelte er und angelte gleich Childe Harold.

„An der Sonne sich wärmend wie andere Fliegen."

Kam er zurück, erwartete Irene ihn am Hafen; sie war von Kindern mit blaurasierten Schädeln und alten, glänzenden Bettlern umgeben, die Runzeln hatten wie eine Olive. Sie hatte die Flüchtlinge aus Klein-Asien besucht: vor dem Lazarett, außerhalb der Zelte, die durch große Steine gegen die Vogelfangwinde geschützt sind — gegen die Winde, die aus dem Süden mit der Hitze Scharen von Vögeln mitbringen — lagerten sie schon seit Monaten; Frauen, die noch das weite Beinkleid trugen, spannen; auf dem Boden hockende Männer brieten an Holzspießen Hammel. Lewis' und Irenens Mahlzeiten waren nicht weniger wild. Die Fische, die er gefangen hatte, wurden mit einigen Tropfen Oel gekocht. Milde Gewürze. Früchte. Wasser. Lewis sehnte sich nach getrüffelten Schnepfen und hätte zugunsten einer großen gern auf seine kleine Tafel verzichtet. Irene entschuldigte sich und zitierte das griechische Sprichwort: „Für einen Heller Oliven, für zwei Heller Licht."

In den leeren Mittagsstunden, da die verlassene Straße unter Staubwirbeln erzittert und der Seewind gegen den Landwind prallt, hielt Lewis dann in dieser Sonnenmitternacht seine Siesta. Gegen fünf Uhr legte er sich auf den Balkon. Ihm gegenüber stand das Zollamt mit seinem von einer ockergelben Kaserne eingerahmten Miniatur-Parthenon, über dem gleich in Streifen geschnittenem Azur die griechische Flagge wehte. Unter dem einzigen Eucalyptus lud der Besitzer des einzigen Miet-Ford (ΦΟΡΔ) seine Freunde ein, sich auf den durchlöcherten Plüsch zu setzen, und so machten sie einen langen unbeweglichen Ausflug. Die Esel kamen von den Feldern und waren so beladen, daß nur noch ihre Ohren und Beine aus dem Olivenlaub hervorsahen. Ueber dem Spital ging ein flacher Mond mit blauen Motiven auf.

— Wie haben die Griechen nur auf diesen Felsenflößen leben können?, fragte sich Lewis. Hat das gesamte romantische Europa sein Blut und seine Tinte für diese dunklen und düsteren Fischer, für dieses Irland des Südens vergossen?

Zweimal in der Woche ging er ins Café, um das französisch geschriebene „Journal d'Athènes" zu lesen. Er traf dort Beamte

in weißen Leinenuniformen und mit schwarzen Brillen, die sich aus Verachtung für jede Handarbeit meilenlange Nägel wachsen ließen, den Leuchtturmwärter, der gern sein Fernrohr verlieh, auf das er dann ein Seepanorama schraubte, einen Wassermelonenverkäufer, den Popen mit seinem Alpakkasonnenschirm — sein Bart ging bis in die Augen, seine Haare waren voll Oel —, der, wie man sagt, nichts anderes konvertiert hatte als Drachmen in Dollars. Man trank einen bitteren Kaffee aus kleinen Metalltassen, an denen man sich die Finger verbrannte, und ein Glas Wasser, das so rein war, daß der Pope dem blauen Himmel dafür dankte und das Zeichen des griechischen Kreuzes darüber machte.

Nur die Griechen scheinen im Orient ein Mittelding zwischen Gleichgültigkeit und Fanatismus gefunden zu haben. Das ist eine Kraftleistung. Lewis brachte sie nicht zustande. Heimlich, damit Irene nichts davon erfahre, löste sich Lewis vor dem Meer, das mit spitzen Segeln bespickt war, in vollkommener Langeweile auf. Er verfiel der Mittelmeeranämie, ließ sich gehen und lebte in einer Erstarrung, die einem komfortablen Hinscheiden glich. Manchmal glaubte er wirklich, er wäre schon tot.

Eines Morgens bemerkte Lewis, daß der große Platz in Aufruhr war. Zwei Männer waren auf Stühle gestiegen und warfen schwarze Finger in die Luft. Die Anwesenden heulten und antworteten mit erhobenen Händen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen; Lewis erfuhr, daß man die Höhe der Versicherungsprämien diskutierte und so mit der noch heranreifenden Ernte der sogenannten Corinthen-Rosinen spekulierte. Er spekulierte mit. Das erinnerte ihn an etwas . . . Plötzlich erschien in einem Märchenrahmen ein anderer griechischer Tempel, der ebenfalls voll rätselhafter Gottheiten war. Halb eins : 2500 Kilometer von hier wird die Pariser Börse eröffnet. Schon stellte man in den Kulissen die ersten Kurse fest. Unbeweglich wie die viereckigen, von Zahlen, Bleistiftnotizen und Karikaturen geschwärzten Pfeiler standen die von Unruhe verbrannten Makler und warteten. In ihren Eichenboxes ließen sich die Vertreter der Großbanken auf einer Spezialleitung die letzten Aufträge geben. Dann läutete die Glocke, und ein wüster Lärm brach los . . . In zwei Richtungen wird die Flut organisiert, strömte in Körbe, in denen die Aufträge aufgesaugt und verschluckt von der Gegenpartei verschwanden, während man am gläsernen Himmel schon die Kurse der gesuchtesten Papiere anschlug. Was für ein schönes Spielzeug!

Lewis sehnte sich melancholisch nach dem Westen, nach den schrägen Dächern, den Flüssen voller Wasser, der harten Butter, den fetten Wiesen, der geruchlosen Milch, den Straßenkehrern, dem Bois de Boulogne voller Korsetts, seinem alten Martial, seiner sauberen Wohnung, nach Elsie Magnac und seinen anderen, kalten oder warmen, Freundinnen, ja sogar nach Waldeck, seiner Lavallière-Krawatte und seinem Beiseitespringen. (Er sieht aus

wie ein Rebhuhn, das man nicht getroffen hat“, sagte Proust.) Das Mittelmeer mit seinen vulkanischen Zornausbrüchen, seinen verkrampften Bergen, seinen mageren, von schweren Völkern bewohnten Aeckern, seinen Ebenen, die verbrannt waren wie eine Eisenbahnböschung, seinen harten Farben und der eintönigen Darbietung der Sturzbäche aus dem klassischen Repertoire unter einer vulgären Sonne — all das erschien ihm entsetzlich. Was hätte er nicht gegeben, um Rasen zu sehen? Jetzt verstand er, unter welchem Heimweh die Königin Sophie von Griechenland hatte leiden müssen, als sie ihren Gemahl, den König Konstantin, gebeten hatte, er möchte doch Epheu auf der Akropolis wachsen lassen.

Aber da kam Irene auf ihn zu und fragte besorgt schon von weitem:

— Du scheinst niedergeschlagen. Bist du denn nicht glücklich?

Diese Frage war so ungeschickt und so naiv, daß Lewis nur eine verzweifelte Geste machen konnte und die Augen nicht zu erheben wagte.

— Sehr glücklich, antwortete er.

— Sag' mir die Wahrheit.

— Das heißt . . . wenn du mich liebst, fahren wir nach Paris zurück . . . nur für acht Tage. Ich fühle, ich werde verrückt, wenn ich keine Wolke sehen kann, verstehst du?

## V

Sie fuhren heim. Der Sommer war gekommen. Paris glich Griechenland: Amerikaner besuchten die Madeleine, die Champs-Elysées waren verlassen, verbrannt, von Ziegen bevölkert. Es gab kein Wasser mehr. Der Grand Prix war von einem Griechen gewonnen worden.

Lewis und Irene lebten hinter herabgelassenen Jalousien ein orientalisches Leben. Aber es war keine Insel mehr, und in den leeren Straßen blieb etwas von dem warmen, unreinen Behagen der vorhergehenden Monate, und nachdem die Touristen-Automobile verschwunden waren, lag etwas Adrettes, Geschicktes und Kostbares in der Luft, das Paris immer behalten wird, auch wenn es keine Franzosen mehr darin geben wird.

Vormittags blieben sie liegen. Lewis hatte einige Rennpferde behalten. Vom Bett aus telephonierte er in die Trainingsquartiere, um sich nach ihren Hufen, ihren Zähnen und ihren Sehnen zu erkundigen. Die Tage glichen einander. Am Abend leerten sie außerhalb von Paris einige Champagnerflaschen, in Mühlen aus Pappe mit alten Buffets; auf dem Tisch servierte man ihnen ein Essen für Ausländer und tat so viel Fine Champagne an die Saucen, daß sie inmitten von Flammen speisten.

— Wir geben aus, ohne zu rechnen, sagte Irene, und ver-

dienen nichts. Auch daran muß man denken. Schrei nur: „Hausfrauensparsamkeit“, soviel du magst!

— Ach was! erwiderte Lewis, es ist schon unangenehm genug kein Geld zu haben — soll ich da noch sparen!

Sie besuchten keine Gesellschaften. Lewis' Vermählung war mit lärmendem Schweigen aufgenommen worden. Er ertrug sein Schicksal mit philosophischer Ruhe.

— Auf unserer Verbindung ruht kein Segen; wir können nicht hoffen, den Leuten Spaß zu machen. Auf meiner und auf deiner Seite stört das einige Menschen, aber den meisten ist es gleichgültig. Bleibt die natürliche Feindseligkeit, die ein glückliches Paar hervorruft; mit der muß man sich abfinden.

Müßiggang ist aller Laster Mutter, aber das Laster ist aller Künste Vater. Sie gingen in die Museen. Irene bevorzugte das Museum für Seekunde, der Segelboote wegen. Sie hatte keine Vorstellung, was Kunst ist. Sie lebte gern inmitten häßlicher Dinge. Von französischer Malerei kannte sie nur, was im Orient bekannt ist: Ziem, Diaz, Meissonier, Detaille. Lewis, der seine Peloponnesischen Kriege studiert hatte, um nach Griechenland zu reisen, wollte ihr die Geschichte Frankreichs beibringen. Aber er bemerkte, daß sie die Geburts- und Todestage aller französischen Könige wußte. Irene hatte von Frankreich die etwas welke, lächerliche, zerbrechliche, aber alles in allem richtige und rührende Vorstellung, wie man sie in den levantinischen Schulen lehrt. Von Speisen liebte sie nur gefüllte Kürbisse, Pilaff mit Tomaten und Corinthen und Süßweine. Lewis zeigte ihr die Dessous des französischen Lebens: die Liebe und die zu Butter zurückgekehrte Küche.

Sie trennten sich niemals. Sie kannten sieben Uhr früh und sieben Uhr abends nicht, diese Klingen aus Stahl, die die zartesten Umschlingungen in den warmen Stuben zerschneiden.

In den Dingen der Liebe war Irene wie alle orientalischen Frauen von großer Anspruchslosigkeit und einfachem Geschmack. Ueber Lewis' großes Bett mußte sie erröten. Sie empfing erschreckt seine Liebkosungen, erwiderte keine einzige. Ueberraschte Lewis sie im Bade, so verbarg sie ihren Mund wie zu den Zeiten der Götter.

— Du kannst dir nicht vorstellen, was du mir für einen Schreck einjagst, sagte sie, und wenn er näher kam, streckte sie ihm den Nacken entgegen.

Lewis versuchte sie aus Gewohnheit zur Lust zu erziehen.

— In der Liebe darf man nicht alles entfesseln, was in einer Frau schläft, wandte sie ein; nachher ist keiner mehr Herr darüber. Siehe den Zauberlehrling in den deutschen Märchen.

Wie alle, denen die Ausschweifung eine alte Gefährtin ist, blieb Lewis dieser Zurückhaltung gegenüber nicht kalt. Irene wurde dadurch unwiderstehlich für ihn; es lag so viel Leidenschaft in ihren

Zügen, ja sogar bestimmte Anzeichen wilder Begierden. Aber letzten Endes fand man doch nur Zurückhaltung und Marmorkälte.

Lewis entfaltete seine Erfahrung, sein Raffinement und eine gewisse Perfidie. Er erzielte zunächst nur abgekürzte Resultate. Dann wiederholte er seine Versuche. Erst war Irene erstaunt gewesen, jetzt fand er sie nur noch unsicher. Er gewann jeden Tag an Einfluß, und er fühlte, wie sie nachgab. Schließlich mußte er sich gestehen, daß sie, vielleicht aus Entgegenkommen, Fortschritte machte. Er zögerte nicht, sie seiner Lust nutzbar zu machen, ohne zu sehen, daß er sie verdarb oder verlieren mußte.

— Was bedeutet eigentlich „wahnsinnige Dinge tun"? fragte sie.

— Was soll ich dir da sagen? Konfetti werfen, statt schlafen zu gehen, Gifte und Wollust genießen oder in malerischen Gruppen lieben, wie es jetzt Mode ist.

— Was verstehst du darunter?

— Nichts. Für die meisten Menschen ist die Liebe eine so langweilige Angelegenheit geworden, daß man sich zusammen tut, um damit fertig zu werden.

— Das verstehe ich nicht, sagte Irene erstaunt.

## VI

Lewis fand Irene vor dem Spiegel.

— Ich werde fett, sagte sie, du machst eine Türkenfrau aus mir.

— Warum quält dich das?

— Alles quält mich. Ich bin nicht skeptisch wie du und habe ein entsetzliches Gefühl für Verantwortungen.

— Ich, erwiderte Lewis, ich bin ein Mensch „mit beschränkter Haftung", und aus Pessimismus übernehme ich überhaupt keine.

— Das ist sehr praktisch. Du bist Pessimist, Lewis, ohne nachgedacht zu haben, weil es bequemer ist. Man hat keine Sorgen, wenn man sich sagt, daß diese Welt keinen Sinn hat. Du ärgerst dich, weil ich nicht gern zu Schneiderinnen gehe, weil ich das Perlenhalsband ablehne, weil ich nicht aufpasse, sagst du, wenn du mich die guten Sektjahre lehrst; aber ich schäme mich, all das zu genießen, ohne zu arbeiten. Je mehr ich nachdenke, desto mehr gelange ich zu der Ueberzeugung, daß die Welt ein harmonisches, abgeschlossenes Ganzes ist. Wo wir Unordnung sehen, ist sie nur vorübergehend, und es ist nicht recht, dazu beizutragen.

— Du bist eine traurige Optimistin, und ich bin ein fröhlicher Pessimist, antwortete Lewis. Ich habe schon seit langem beschlossen, mich mit meinem Vergnügen, so gut es geht, aus der Affäre zu ziehen; in seiner Gesellschaft gedenke ich zu leben und zu sterben, ohne mich um die anderen zu kümmern.

— Nein, Lewis, es handelt sich nicht darum, geschickt zu sein. Das muß man den Krämern überlassen.

— Die Dinge kommen immer in Ordnung.
— Gewiß, aber anders.
— Wozu also arbeiten?
— Bedenk' bitte, daß wir beide nicht mehr arbeiten. Glaubst du, daß ich aus Habgier handelte? Zunächst aus Notwendigkeit, dann für mein Vaterland und letzten Endes, weil ich auf der Erde lebe und das Gefühl habe, zu einer menschlichen Gesellschaft zu gehören, zu einer Gemeinschaft auf Gegenseitigkeit, die für Produktion und Sparsamkeit geschaffen ist.
— Wie schade, daß man nicht alles aufschreiben kann, was du sagst!
— Mach dich nicht lustig! Es wäre mir unerträglich, zu nehmen, ohne zu geben, ein Luxusgeschöpf zu sein wie alle Frauen: gestern kostspielig, heute schädlich!

Lewis betrachtete sie mit satirischem Erstaunen. Er war ein echter Pariser mit unerschütterlichem Egoismus und ebensolcher Anpassungsfähigkeit. Er lebte kraftvoll und ohne Unruhe in einer Nachkriegswelt, in der alles wurmstichig und Spekulation ist, ohne sich jemals derartige Fragen vorgelegt zu haben. Um kein Parasit zu sein, schien es ihm ausreichend, Steuern zu zahlen und Soldat gewesen zu sein. Er bewunderte Irene. Er fühlte, daß sie der vollkommenen Rechtschaffenheit verfallen sei, dem „Dämon der Rechtschaffenheit", von dem die Alten sprechen, der bei der Konstruktion jedes Gebäudes waltete und ihm Dauer verlieh: ihr Leben war wie das Altertum von einem Gesetzbegriff durchdrungen, der sie niemals verließ. Lewis wunderte sich ganz naiv, daß man einfache, antike Empfindungen haben konnte, ohne vulgär zu sein. Er glaubte, Eleganz sei das ausschließliche Vorrecht verderbter Naturen. Man hat bereits feststellen können, daß er sich hartnäckig zu einer Art Jansenismus der schlechten Sitten bekehrt hatte. Irenens Gegenwart sollte ihn davon befreien. Leider hinderten ihn lange Jahre unbedingter Machtvollkommenheit über sich und andere, daran zu glauben oder zu gehorchen, wie sie ihm auch untersagten, sich zu bessern; sein Verhalten änderte sich nicht. Er machte nicht die geringste Anstrengung, um Irenens Wertschätzung zu erringen, da er zu gut wußte, daß man in der Hauptsache um seiner Fehler willen geliebt wird. Daher fuhr er auch fort, sein Glück schlecht zu verwalten. Aber die Vervollkommnung in materiellen Dingen und die Praxis des Lebens, in denen er es vor seiner Vermählung zu hoher Vollendung gebracht hatte, begannen ihm zu fehlen. Er wurde mit jedem Tage weniger kühn, weniger stark. Kindliche Angewohnheiten, erbliche Eigentümlichkeiten begannen wieder zum Vorschein zu kommen. Er führte ein krankes Leben.

Eines Abends gähnte Lewis nach dem Diner.
— Morgen ist Rennen in Gaillon, sagte er, kommst du mit?
— Unser Leben ist albern, antwortete Irene einfach.

(Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Dezemberwoche

Die verschiedenen Teile des Bankgewerbes haben bei dem Drunter und Drüber des Markverfalls sehr verschieden abgeschnitten. Die Provinzbanken verzeichnen in ihren Goldbilanzen fast durchweg enorme Substanzverluste. Gleichgültig, ob sie selbständig oder in engem Anschluß an eine Großbank arbeiteten. Die Württembergische Vereinsbank mußte mit der Deutschen Bank fusioniert werden, weil die eigenen Mittel nicht mehr zur Fortführung des Geschäftes ausreichten. Die Rheinische Creditbank ist ebenfalls auf eine beängstigend schmale Kapitalsbasis gekommen. Der Effekten- und Wechselbank geht es nicht viel besser, von der Frankfurter Bank ganz zu schweigen. Aber auch unter den Großbanken ist das Prozentverhältnis der Vermögenseinbuße ganz verschieden. Während die meisten von ihnen mit einem blauen Auge davongekommen sind, weil auch nach der Umstellung wenigstens ihre Kapitalziffern eine ganz repräsentable Höhe haben, so ist das Resultat bei der Mitteldeutschen Creditbank ein ziemlich klägliches. Der Zufall hat dabei eine große Rolle gespielt. In dem Geldwertchaos konnte eine einzige richtige oder falsche Devisendisposition genügen, um die Substanz einer Bank zu verdoppeln oder um sie zu vernichten. Bei der Mitteldeutschen Creditbank scheinen in den allerletzten Jahren eine Reihe solcher Zufälle mitgespielt zu haben; denn die Bank galt als gut geleitet, besaß eine potente Kundschaft und ihre früheren Bilanzen waren ziemlich mustergültig. Die Reste, die ihr nach der Umstellung verblieben, sind jedoch so gering, daß fast ihre Position als Großbank gefährdet erscheinen müßte. Das Aktienkapital ist mit 22 Millionen GM. in der Goldbilanz zwar auf dieselbe Höhe gebracht worden, wie bei der Berliner Handelsgesellschaft. Aber auch das ist nur Schein. Denn unter diesen 22 Millionen sind (ebenso wie auf der Gegenseite unter den 10,2 Millionen Debitoren) die 5,7 Millionen Konsortialaktien verbucht, nachdem man sie ebenso umgestellt hat wie die übrigen Aktien in der Absicht, sie später einmal zu verkaufen. Will man also das echte Bilanzbild gewinnen, so muß man auf beiden Seiten zunächst diese 5,7 Millionen Verwertungsaktien abziehen, weil sie bisher lediglich ein fiktiver Posten sind. Man käme dann auf ein Aktienkapital von 16,3 Millionen und unter den Aktiven auf einen Debitorenstand von nicht mehr als 4,5 Millionen. Und diesem Aktienkapital von 16,3 Millionen steht ein Immobiliarbesitz von 10,9 Millionen gegenüber, so daß 66 v. H. des Kapitals mit totem Vermögen vorbelegt sind. Das Verhältnis ändert sich auch nicht

wesentlich, wenn man die offenen Reserven, die gestellt wurden, dem Aktienkapital zuzählt. Denn während beispielsweise die Commerz- und Privatbank 50 v. H. des Eigenkapitals und die Darmstädter Bank sogar 66⅔ an offenen Rücklagen gebildet hat, beschränkt sich bei der Mitteldeutschen Creditbank die Reserve auf 10 v. H. Sie geht damit über den Satz nicht hinaus, der schon bei Fabrikationsgesellschaften gang und gäbe geworden ist. Ob im Gegensatz hierzu die heimlichen Reserven einen genügenden Ausgleich bieten, das muß bezweifelt werden. Sie mögen groß sein, aber sie gehen schwerlich über das relative Maß hinaus, das in den Bilanzen der übrigen Banken angewendet worden ist, wo dann daneben noch weit größere sichtbare Rückstellungen gemacht wurden.

Die Stauung von Goldbilanzen und Umstellungsbeschlüssen, die in den letzten Novemberwochen vor Ablauf der gesetzlichen Umstellungsfrist eingetreten ist, hat es manchem Unternehmen ermöglicht, durch die entsprechend erweiterten Maschen der öffentlichen Kritik unbemerkt hindurchzuschlüpfen. So unterblieb manche notwendige Nachprüfung zweifelhafter Transaktionen. Allerdings bedarf es jetzt nicht mehr so sehr wie vor kurzem noch des starken Antriebs durch die öffentliche Kritik. Die Aktionäre selbst melden sich zum Wort, nehmen den Goldrechenstift zur Hand und erkennen, daß ihr Anteil an dem verbliebenen Kuchen häufig stark geschmälert wird zugunsten der Verwaltungen und befreundeten Kreise, die sich mit Hilfe von Bezugsrechtsentziehung große Vermögensvorteile zuweilen gegen Entrichtung von wenigen Goldpfennigen verschafft haben. Daß diese Verwaltungsbegünstigung auf Kosten der Aktionäre auch bei Gesellschaften vorgekommen ist, die bislang als sehr respektabel galten, das zeigt der Fall der Staßfurter Chemischen Fabriken A.-G. Hier ist die Verwaltung noch im Stabilisierungsmonat November des vorigen Monats auf die seltsame Idee verfallen, Genußscheine im Nennwerte von 6 Millionen Mark auszugeben. Diese sollten gewissermaßen als Dividendenersatz dienen. Sie wurden den Inhabern der 12 Millionen Mark Aktien, je nachdem, ob es sich um Stamm- oder um Vorzugsaktien handelte, im Verhältnis von 2 zu 1 oder von 4 zu 1 gratis ausgefolgt. Dafür wurden aber 5 001 600 Mark Genußscheine benötigt. Der Rest wurde der Verwaltung anvertraut. In der Generalversammlung wurde jetzt von einem eingeweihten Aktionär der Vorwurf erhoben, daß die Verwaltung diese Million Mark Genußscheine nicht etwa, wie es sich gehört hätte und als selbstverständlich angenommen worden war, zugunsten der Gesellschaft verwertet, sondern sich selbst — unentgeltlich! — in die Tische gesteckt hat. Diese Behauptung wurde von der Verwaltung in keiner Weise entkräftet, muß demnach als zutreffend angesehen werden. Um den Anteil dieser Genußscheine schmälert sich

natürlich in aller Zukunft die Gewinnquote der Aktionäre, es liegt also ein Schulfall unerhörten Vertrauensmißbrauchs vor. Die Führung bei dem Geschäft hatte die Bankfirma Jacquier und Securius, die die Gesellschaft von jeher kontrolliert. Ihr jüngster Mitinhaber, der Exgeneraldirektor von Stinnes, Herr Friedrich Minoux, ist neuerdings dem Aufsichtsrat der Staßfurter Chemischen Fabrik ebenfalls beigetreten.

Das Wahlpapier, das sich, überaus geistlos bedruckt, zur Freude der Papierfabrikanten gegenwärtig auf den Straßen häuft, will bezahlt werden. Es muß ebenso bestritten werden, wie die übrigen nicht geringen Kosten der Wahlpropaganda. Wer bezahlt die Zeche? Alle Welt weiß, daß es mit den Parteifinanzen ohnehin schlecht bestellt ist und daß sie noch von der letzten Wahl her erschöpft sind. Parteivermögen sind nicht vorhanden und nur die organisierte Arbeiterschaft zahlt prompt ihre Beiträge. Die meisten bürgerlichen Parteien halfen sich über das finanzielle Vakuum dadurch hinweg, daß sie die Sitze im Parlament, die sie mutmaßlich erstreiten werden, „gegen angemessenen Beitrag in die Parteikasse" vergaben, verhökerten. Praktisch vollzog sich das so: Der Syndikus eines Spezialverbandes, sagen wir der Fabrikanten von Manschettenknöpfen, der zur Vertretung der „Belange" des von ihm vertretenen Teiles der „Wirtschaft" in den Reichstag einziehen wollte, trat mit den diversen Parteien, die für solche Zwecke in Betracht kommen, in Fühlung und machte ihnen eine Offerte. Auf ein bißchen mehr oder weniger rechts kam es ihm dabei nicht an. Hauptsache war, daß eine aussichtsreiche Kandidatur zu billigem Preise geliefert wurde. Und die Parteien waren bescheiden. Bei der letzten Wahl sollen gute Reichstagssitze noch 30 bis 50 000 Mark gekostet haben. Diesmal zahlte man, soweit wir unterrichtet sind, nur 15 bis 25 000 Goldmark. Diese Ermäßigung war nur angebracht; wie oft sollen denn die armen Verbände noch bluten, wenn es wieder einmal dem Reichspräsidenten einfällt, den Reichstag aufzulösen? Dieses traurige Finanzierungssystem — über das diejenigen Mitglieder einer Partei am wenigsten sich beklagen dürfen, die nicht ihrerseits freiwillig in die Tasche griffen — trugen einen großen Teil der Schuld daran, daß unser Parlament mit Hohlköpfen so zersetzt war. Diesmal ist eine kleine Besserung eingetreten. Wenigstens die demokratische Partei hat sich auf das Verabscheuenswürdige dieses Aushandelns besonnen, und sie jedenfalls wird nicht genötigt sein, bei der künftigen Zollvorlage in Erinnerung an geleistete Dienste für einen Hochschutzzoll auf Manschettenknöpfe und dergleichen zu stimmen, seitdem sebst der gewiß unverdächtige Geschäftsführer des Zentralverbandes des deutschen Großhandels aus ihren Reihen schied.

# GLOSSEN

## BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

1.

*Spottet nicht über die politisierende Frau*

Im „Tage-Buch“ standen vor einigen Wochen kurze, harte Worte gegen das Wahlrecht der Frau.

Ich behaupte, die Männer gehen falsch an dieses Problem heran. Zum Mindesten d i e Männer, denen es ernst ist um die Arbeit für einen wirklichen, dauernden Frieden.

So wie in jedem gesunden Jungen ein Stück Rauflust steckt, so ist jedes unverdorbene Mädchen geradezu eine geborene Pazifistin. Die Zehnjährige schon weiß: Der Krieg, der nimmt mir Vater, Brüder! Und sie bleibt Pazifistin, wo nicht Brüder, Gatten, Freunde ihren natürlichen Instinkt umbiegen und sie „opferbereit fürs Vaterland erziehen“.

Und deshalb, weil die Frau von Natur diese Veranlagung hat, müßte männliche Klugheit ganz einfach diesen Anti-Kriegs-Willen, der heute noch ein großer, ungehobener Schatz ist, hervorholen ans Licht und ihn in praktische Werte umsetzen.

Aber die Männer tun das Allerfalscheste. Sie erklären nicht nur die Frau für politisch unfähig, sondern, das ist der große Fehler, sie machen die politisch interessierte Frau lächerlich, sie haben auf begierige Fragen kaum etwas anderes bereit, als Ironie. Und zwar beide Arten von Männern, die, die wirklich fähig wären, der Fragenden einen kleinen, nützlichen Vortrag zu halten, sowie diejenigen, immerhin zahlreichen, die selber nicht viel wissen. Ganz sicher fehlt es der Frau noch an politischem Selbstbewußtsein. Darum kann es nicht anders sein, als daß sie, von der männlichen Ironie schmerzlich getroffen, ihr beginnendes Interesse schnell wieder tötet. Die Männer selber sind es, die die weibliche politische Unfähigkeit stabilisieren. Man unterlasse nur eben das Lächerlichmachen, man gebe ernste, sachliche Antworten. Wer mehr tun will, weise sie hin auf gute, fördernde Lektüre, auf nützliche Vorträge, und viel, sehr viel wird sich bessern.

Der Funke politischen Interesses der Frau, der geboren wurde auf ihren Kriegswunden, der könnte, müßte zu einer großen, reinen, heiligen Flamme werden im Dienste des Friedens!

*Adele Paul-Stanza*

## 2.

*Warum schreiben die Deutschen so schlecht?*

Sehr geehrter Herr Großmann! Sie schimpfen in Nr. 47 des Tage-Buches auf die Langweiligkeit der Zeitungen, Sie vermissen lebendige Darstellung, frische Sinnlichkeit des Eindrucks usw. Schade, sehr schade, daß Sie nicht an die Wurzel dieses Uebels gerührt haben. Wer ist sie? — Der Schulaufsatz.

Ich habe als Schulreformer an einigen hiesigen Höheren Schulen versucht, den Aufsatzunterricht in den unteren, noch unverdorbenen Klassen auf einer neuen, von der üblichen Methode abweichenden Erlebnisgrundlage aufzubauen. Ich habe z. T. Herrliches erreicht und bewahre es als Andenken. Aber glauben Sie, daß ich bei meinen verkalkten Vorgesetzten Verständnis gefunden habe? Da bekam ich z. B. von einer 15jährigen Lyzeumsschülerin eine Art Tagebuchstimmung von reinster Musikalität. „Backfischschwärmerei!", sagt der Bonze. Und als ich der Kleinen diese Charakteristik ihres Chefs vor der Klasse mitteilte, gab sie mir im folgenden „Aufsatz" ein Bekenntnis, von dem ich nicht wußte, ob ich mehr die Form oder die Reife ihrer ironisch-bitteren Lebenserkenntnis bewundern sollte. Ich besitze von einer anderen eine „Straßenbahnfahrt", die so spannend und amüsant ist, daß sie allerdings Ihren langweiligen Reportern als Vorbild dienen könnte. Und an allen diesen hübschen Dingen habe ich nicht mal ein Verdienst. Ich habe nur gewähren lassen, habe mir Vertrauen zu erwerben gesucht auch für intimere Bekenntnisse und nicht dauernd mit der roten Tinte das Leben und seinen Ausdruck „neutralisiert", um mich einer Wendung von Ihnen zu bedienen. —

„Außerdem möchte ich Ihnen mitteilen, daß unsere Ideen so weit auseinandergehen, daß an ein ersprießliches Zusammenarbeiten nicht zu denken ist." So der Oberbonze des Kaiser-Friedrich-Gymnasiums in Charlottenburg, Herr Zernecke.

Na, nun ändern Sie was dran! Ich bin abgebaut.

*Dr. Scharrenbroich*

---

## DER SPRUNG INS DUNKLE

Mein Freund Laurentius hat den Freitod erwählt. Etwas weniger großartig gesagt: nachdem er mit sich ins Reine gekommen, daß endlich einmal etwas Energisches unternommen werden müsse, schrieb er einen Brief an die rangälteste Tante der Familie, zu der er stets korrekte aber unfreundliche Beziehungen unterhalten, in dem er mit beherrschten Gefühlen mitteilte, daß er, wenn sie im Besitz dieser Zeilen, bereits in eine schweigsamere Familie eingegangen, — und einen zweiten an die Pensionsinhaberin, daß sie das Zimmer ruhig vermieten könne, da bisheriger Inhaber mit Tod abgegangen. Dann nahm er im Steglitzer Ratskeller (dem geeignetsten Lokal für Henkersmahlzeiten) zwischen grünen Stahlhelmiten und ergrauten Ehrhardt-Troupiers einen einfachen, aber nahrhaften Imbiß. Dann ging er in nächtlicher Stunde langsam nach dem Lützow-Platz, legte Rock und Weste hübsch ordentlich auf einer Bank in der Calandrelli-Anlage zusammen und setzte kurz entschlossen mit strammem Hechtsprung übers Geländer der Herkules-Brücke in den Kanal, woselbst er verblieb.

Das alles wickelte sich sehr undramatisch ab. Der Selbstmörder von heute verschmäht die Aufmachung. Wo sind sie hin, die lauten und pompösen Sultane nächtlicher Orgien, die übersatt ihres irdischen Türkenparadieses, das sardanapalische Tempo ihres Seins noch einmal in eine einzige tolle Mitternachtsstunde preßten, um in den Armen schim-

mernder Odalisken aus einem kleinen Fläschchen das Prophylaktikum gegen alle weiteren Wonnen des Lebens zu schlürfen? Oh, wir sterben heute wieder preußisch-herb, nüchtern und mit geringem Kostenaufwand. Die deutsche Seele konsolidiert sich.

*

Bald darauf, an einem trüben, verregneten Abend, überlegte ich ernsthaft, ob es nicht besser sei, Laurentius zu folgen. Ich hatte mancherlei Gründe. Man hat immer mehr Gründe zum Sterben als zum Leben.

„Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommener Gast," näselt Mephisto und hat selten so unpräzis pointiert. Nicht in Helenens Armen hat sein wunderlicher Doktor sich molliger gefühlt als in der Osternacht, da er verzückt in die Phiole starrte. Der Tod ist scharmant als Gast, aber wenn er vom Haus Besitz ergreift, unangenehm. Wer das Leben in seiner ganzen bezaubernden Nichtigkeit ausschöpfen will, der muß gelegentlich auf dessen Grenzstrich flanieren, mit einer Fußspitze ein ganz klein wenig ins Ungewisse vortasten.

Wenn du müde bist, verbittert, zerfallen mit aller Welt und dir selbst, dann mag nichts wohltuender sein als ein kalter Pistolenlauf an der Schläfe. Du blinzelst verstohlen in die Mündung hinein; es ist kein Schaudern dabei. Ein beruhigender Defaitismus umzirkt dich, dein Leid wächst zu feierlicher Größe, blickt tolerant, fast tröstend auf dich herab. Du schämst dich nicht mehr, besiegt zu sein. Und während du mit kosender Hand die vielen kleinen Schlußzeremonien vornimmst, die Papiere ordnest, die letzten Briefe schreibst, gucken dir alle Gesichter über die Schulter, die du je geliebt und gehaßt. Sie lächeln wehmütig, nicken dir zum Abschied zu, ein Löckchen flattert herab; (wem gehörte es?), ein Seidenbändchen bleibt dir am Ohr hängen, alles ist so freundlich, selbst Schulmeister Bakel, Schrecken deiner Jugend, winkt dir zu, wie ein guter alter Kamerad. Oh, tränenseliges Versinken, nicht lange und die Gesichter werden blasser und verwehen wie weißer Mehlstaub. Ein neuer Zug naht, Genossen deines Schicksals, die dem großen Vielleicht auf den Grund gegangen, eine endlose Säule von kühlen, ernsten Gestalten. Du kennst manchen davon. Da ist Herr X., z. B., der vom Eiffelturm gesprungen, und Fräulein Y., die sich zwischen Frankfurt und Hanau auf die Schienen gelegt. Ja, du kennst viele, viele. Sie sehen nicht eigentlich traurig aus, aber so unbewegt, so peinlich neutral. Gehörst du schon dazu? Und dann flüstert es von irgendwoher: „Eigentlich hat es ja keine Eile! Nur nicht überstürzen! Wer weiß...? Die Herrschaften da sehen auch nicht gerade zufrieden aus..."

Die Toten sind empfindlich. Die Toten können keinen Zweifel vertragen (was auch den Spiritismus so schwierig macht). Du bist wieder allein. Wie dumm sieht dieser glatte, mausgraue Browning im kalten Gaslicht aus! Da liegt auch der alberne Brief...

So ging es mir in jener Nacht.

*

Am nächsten Morgen aber klebte an den Anschlagsäulen ein flehender Appell an Laurentius, unterzeichnet von der rangältesten Tante. Er möge doch die Seinen nicht länger in Angst sitzen lassen; man habe ihn ja noch eine Stunde nach seinem Tode im Anhalter Bahnhof gesehen, wie er ein Billett vierter Klasse nach Leipzig löste. Im übrigen werde die Familie diesmal noch usw.

Jetzt weiß ich auch, warum er bei der Parade der Schatten fehlte. Er ist halt immer so apart.

*Lucius Schierling*

FILM

*Black, der König der Hengste.*

Wenn man so ehrenhaft sein will, die Menschen für so ehrenhaft zu halten, daß sie gewisse Ideen einander nicht klauen, so liegen diese Ideen eben in der Luft, welche unser Erdbällchen umlagert. So drehten zur selben Zeit hierorts unser Grune, in Amerika Fred Jackmann einen Film, dessen Held ein Pferd ist.

Beide hatten zwar kein Königreich für ein Pferd, wohl aber ihre Liebe zur Sache zu geben. Der Unterschied zwischen der Machweise des Amerikaners und des Deutschen spricht psychologische Bände. Grune gibt die Lebensgeschichte eines Pferdes, eingeflochten in einen Menschen-Kitschroman; das Pferd ist vermenschlicht, hat die Sentiments der Zweibeiner, ist erst ein feuriger Springteufel, dann ein gefeierter Star, dann schwirren melancholische Erinnerungen durch sein Hirn, dann ist er ein mitleidheischender Invalide. Alles ist mit fanatischer Tüftelei, differenzierter Kleinarbeit, ungeheurem technischen Apparat, mit kunstvollster Schneide- und Klebe-Kompositions-Schufterei gemacht.

Dem Amerikaner aber kommt es vor allem darauf an, einen Steppenhengst, ungebändigt, in Freiheit vorzuführen, um zu zeigen, wie er durch Menschenschläue und Geduld schließlich gefangen und gezähmt wird. Da ist zwar auch eine blöde Handlung vom Sohn, der verführt wird, seinem eigenen Vater die Pferde zu stehlen. Aber das sieht man eigentlich gar nicht, sondern man sieht nur diesen Mustang an der Grenze Mexikos mit seinem Stutenharem wachen und rennen, mit dem Hengstrivalen kämpfen, vor den Menschen ins Steingebirge flüchten, in Todesangst durch brennenden Wald irren, bis er den Menschen, der ihn verfolgt, als Gefährten erkennt und sich freiwillig sattellos reiten läßt.

Das macht der Amerikaner mit derber Faust, skrupellos Geduldsaufnahmen mit Trickaufnahmen verknüpfend; er geniert sich sogar nicht, mehrmals im Verlauf des Films genau die gleiche Aufnahme an verschiedenen Stellen des Geschehens einzukleben. Von Komposition, von bedachter Durcharbeitung ist da keine Rede; der Film als Ganzes ist, ehrlich gesagt, langweilig; aber dieses wilde Pferd, wie es da lauscht und zittert, springt und rast, das ist ungewohnte Lust für unsere träge gewordenen Pupillen, sodaß sie losgehen mit diesem Gaul über Gras und Stein.

*Mensch gegen Mensch*

Man reibt sich, nach diesem Film das Programm lesend, die Augen mit Eau de Cologne, denn da steht doch: Manuskript von Norbert Jacques und Adolf Lantz, nach dem gleichnamigen Roman von N. Jacques, Regie Hans Steinhoff. Und denkt: Jacques ist ein erfindungsreicher Schriftsteller von literarischer Bedeutung, einer der ersten, der Tempo und Rhythmus der gegenwärtigen Epoche fühlte und fing; Lantz, ein gewitzter Theater- und Filmhase; Steinhoff ein wackerer Regisseur, dem man nichts schlimmes nachsagen kann.

Und nun lassen diese tüchtigen Leute einen Unfug über die Leinwand laufen, den man vor zehn Jahren ausgepfiffen hätte, dem heute ein verdutztes Publikum ein stummes unehrenvolles Begräbnis bereitete. Selbst die Vorführungsapparate der kleinen Provinzkinos werden sich aufbäumen, wenn dieser Filmstreifen in ihnen heruntergeraspelt wird. Als Entschuldigung und Erklärung hört man, daß dieser Film dreimal von der Filmprüfungsstelle verboten gewesen und schließlich durch dauerndes Herausschneiden wegen seiner Staatsgefährlichkeit die durch eine Verbrecherorganisation aus dem Film heraus drohen sollte, zu solcher Verstümmelung gebracht worden sei.

Was man jetzt sieht, ist ein Film ohne Komposition, ohne Spannungen, Bindungen, ja ohne ersichtliche tatsächliche Zusammenhänge, ein Kriminalfilm ältester Schablone vom Kampf eines Outsiders der Gesellschaft, im Grunde gutartig, gegen einen Großindustriellen, der ein Bösewicht sein soll. Der Kampf zwischen diesen beiden modernen Titanen geschieht folgendermaßen: ein Geldbrief wird unterschlagen, ein Schreibtisch erbrochen, die Tochter des Großindustriellen wird an einen Ungeliebten verkuppelt, schließlich geht ein Revolver los. Mensch gegen Mensch müßte im Filmjargon um„getauft" werden: Nebbich gegen Nebbich.

Das wird — und hieran ist der Filmzensor nicht schuld — so grobschlächtig gespielt, daß selbst ein Schauspieler wie Abel, sonst gerade wegen seines mit sparsamsten Mitteln arbeitenden Gesichts preisenswert, hier vor der Linse in wildverzerrten Großaufnahmen grimassiert.

*Kurt Pinthus*

---

TISCH MIT BÜCHERN

Karl Bröger: Unsere Straßen klingen. Gracchenverlag, Rudolstadt 1925.

War Karl Bröger nur einen Tag berühmt? Damals, als Bethmann-Hollweg (übrigens mit ganz anderem ästhetischen Verständnis als Stresemann, der sich das Musische anschminkt) sein Gedicht „Deutschland" im Reichstag zitierte? Vielleicht gedeiht der deutsche Lyriker am besten, wenn er still seiner Wege gehen kann. Dieser neue Band beweist jedenfalls eine ungewöhnliche gedankliche Reife. Ich möchte hier zur Probe dieser Gereiftheit Brögers einige Verse aus der männlichen Dichtung: „Bekenntnis zum Bösen" zitieren:

Treibt die Narren der Liebe von euch.
Die tragischen Harlekine des reinen Gewissens,
Die Mensch und Welt heilig sprechen,
Daß ihre Tugend Schwäche sei.

Sie tragen ihr Herz wie eine Oelkanne,
laufen überall bei, wo Kraft sich an Kraft reibt,
und schmieren zwischen klirrende Gegensätze
ihr fettiges Wort.

Unser Leben steckt in einem Schleim wortseligen Brudertums
und pestet von ranziger Güte.
— — — — — — — — — — —
Wer Gewissen immer bereit hat,
hat keins,
Und von wem Liebe rinnt wie Wasser,
fad, würzlos, ohne Geruch und Geschmack,
den laß allein mit seinem Labsal.

Hast du den Mut, Mensch zu sein,
so bekenne dich auch zu dem Stück Satan in dir!

Aus schwarzer Erde
blühen weiße Lilien.

Auf rußigem Docht
schwebt klarstes Licht.

Diese freien Rhythmen erinnern in ihrer Frische, Bild- und Naturkraft an die beste Reflexionslyrik Friedrich Theodor Vischers. Kein Zweifel, Bröger drängt sich nicht zum billigen Tagesruhm, aber er wird und wächst und wirkt! —*n*—*n*.

Gabriele Reuter: Vom Kinde zum Menschen. Die Geschichte meiner Jugend. Verlag S. Fischer, Berlin.

In diesem vollen Bande schildert eine Frau rückblickend ihr Leben und Werden. Stille Resignation, Heiterkeit des Herzens, das sich in sein Schicksal gefunden hat, klingen durch die Zeilen. Mit der Ruhe und Großzügigkeit derer, die das Dasein in allen Gestalten erlebt und erlitten haben, beschreibt die Dichterin, ohne zu beschönigen. Aegypten, die Geburtsstätte Gabriele Reuters, wie es sich in den Augen des Kindes spiegelt, die deutsche Kleinstadt, das Berlin Bismarcks, Hartleben, Wildenbruch, Nietzsche — in zu sanften Farben zieht ein Leben mit schweren Kämpfen und schönen Erfolgen an uns vorüber. Ein Buch, das Frauen angenehm nachdenklich macht.

L. N. Tolstoi. Jugenderinnerungen. Kindheit, Knabenalter, Jünglingsalter. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.

„Literarisch und unaufrichtig" nennt Leo Tolstoi sein Buch, als er es 25 Jahre später noch einmal liest. Nun — vom Standpunkt des Lesers ist es wohl kein Fehler, wenn ein Buch literarisch im Sinne Tolstois ist. Unaufrichtig? Seine „Jugenderinnerungen", wie er sie schildert, klingen wahrhaftig und sind leicht zu lesen, das Bild des russichen Dichters und Sonderlings schält sich mit deutlichen Zügen auch aus den buntesten Schilderungen kleiner und großer Erlebnisse, kleiner und großer Kindheitsgefährten heraus. Vielleicht war Tolstoi später ein besserer Prediger, ein stärkerer Gestalter wurde er nicht. Das Buch ist übrigens ausgezeichnet übersetzt.

Almanach 1925. S. Fischer Verlag. Mit 64 Autorenbildnissen.

Rathenau, Dehmel, Schnitzler, Thomas Mann, Bernard Shaw, Gustav Sack, Altenberg, Heimann — ungezählte, Junge und Alte, Lebende und Vollendete sind in diesem bunten Reigen aneinandergereiht. In Versen, Novellen, Reisebeschreibungen wird die Vielseitigkeit der literarischen Welt offenbar. Der Leser spürt: Es handelt sich um die repräsentative Gabe des reichsten deutschen Verlages. *E. D.*

—

## WORTE von HENRY BECQUE

In einer Gesellschaft moquierte man sich über einen berühmten Mann, der eine Liebschaft mit einer alten Dame hatte. „Das macht nichts", meinte Becque, für ihn bleibt sie eben immer sechzig Jahre alt."

*

Als Becque das Denkmal, das man Dumas dem Jüngeren errichtet hatte, besichtigte, sagte er: „Dumas hat die Jungfräulichkeit versetzt. Er hat sie vom Mann gefordert und beim Mädchen darauf verzichtet."

*

„Ich war ganz verknallt in den Jungen", läßt Becque eine Dame sagen, „und jetzt kann ich sein Gesicht nicht mehr sehen. Wie die Männer sich verändern."

*

Es gibt zwei Sorten von Frauen: die einen kompromittieren wir, die andern kompromittieren uns.

*

Man heiratet, ohne einander zu kennen. Sonst gäbe es ja keine Ehen.

*

Man darf seine Freunde nicht aufsuchen, wenn man sie behalten will.

*

Unsere Politiker sind durch ihre Prinzipien zur Macht gelangt, und diese Prinzipien hindern sie dann, die Macht zu gebrauchen.

*

Ein vernünftiger Mann lebt mit seiner Geliebten und stirbt mit seiner Frau.

*

Man hat niemals Zeit, die andern zu verstehen, man hat nur Zeit, sie zu tadeln.

*

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 48)



---



---


Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Dezemberwoche

Sage Niemand, daß diese Wahlen ergebnislos geendet hätten: Es sind doch statt 472, wie das vorige Mal, diesmal 493 Abgeordnete gewählt worden. Man muß auf die Quantität, nicht auf die Qualität sehen. Der Sitzungssaal des Reichstags ist zu klein, um alle neugebackenen M. d. R. aufzunehmen. Klagend verkündet das Bureau des Reichstags, daß dieser Ueberschwemmung mit Abgeordneten nicht bloß die Durchgänge in den Sitzreichen, sondern auch die bequemen Ruhesofas in den Ecken des Sitzungssaales geopfert werden müssen. Was aber ist ein Parlament ohne Ruhesofas? Die Steigerung der Abgeordnetenzahl entspricht der gesteigerten Zahl der Leute, die ihr Wahlrecht ausübten. Gesetzt, die Lust am Wählen stiege noch um weitere zehn Prozent, so daß wirklich bloß die Krüppel und die hübschen Frauen nicht zur Urne kämen, dann müßte offenbar der ganze Sitzungssaal umgebaut werden. Etwa 500 Abgeordnete — das ist noch zu wenig. Hier im Tage-Buch ist immer einer Wahlreform das Wort geredet worden, hier ist verlangt worden, daß die politische Statisterie, nicht die Ruhesofas abgebaut werden. Wir verlangten, statt des parlamentarischen Massentheaters Reduzierung auf kleineres, aber geistigeres Ensemble. Wir meinten, die Hälfte der fünfhundert parlamentarischen Statisten würde gerade genügen. Eine erste Kammer mit 250 Abgeordneten — an ein solches Kammerspiel ist nicht mehr zu denken, die fünfhundert Neugebackenen werden sich hüten, sich selbst unnötig zu finden. So freuen wir uns denn der riesigen Schar und hoffen wir, daß es die Masse bringen wird . . . .

Wer die großen liberalen Zeitungen in den drei Wochen vor der Wahl las, mußte glauben, nun stehe die große politische Wendung vor der Tür. Die größten, die verbreitetsten Blätter des Reichs verkündeten die bevorstehende Zertrümmerung des nationalen Bürgerblocks. Aber es zeigte sich, was Einige längst gewußt haben, daß die großen Zeitungen mehr gelesen als geglaubt werden, daß ihr wirklicher Einfluß auf das Volk, allen fetten Lettern, allen großen Namen zu Trotz, ein sehr beschränkter

ist. Der Leser von heute ist autoritätslos geworden, was nicht nur die Schuld der Leser, sondern vielleicht doch auch der Autoritäten ist. Gewiß hängen die Ergebnisse des Wahlkampfes mit der Existenz republikanischer Zeitungen zusammen. Daß die Deutsche Volkspartei in Berlin schlecht abgeschnitten hat, hängt innig damit zusammen, daß Herr Stresemann endlich die Zusammenhänge mit der liberalen Presse verloren hat. Daß eine Stadt wie Dresden so gleichgültig für die Demokratie gestimmt hat, erklärt sich wahrscheinlich auch aus dem Fehlen eines kampffrohen demokratischen Blattes. Aber diese kleinen Wirkungen stehen doch in keinem Verhältnis zu der Welle von Lebendigkeit und Leidenschaft, die ehedem von den Zeitungen ausging. Der Krieg, der so viel Glauben zerbrochen hat, zerstörte auch das Verhältnis des Lesers zu den Journalen. Wir möchten nicht gleich entscheiden, ob das ein Unglück ist . . .

Paris hat doppelten Besuch erhalten. Der eine, Herr Krassin, der offizielle Botschafter, wurde mit allen ihm zustehenden Ehren von befrackten Herren begrüßt. Der andere, Herr Sadoul, früherer Offizier der Republik, von der Polizei erwartet und augenblicklich arretiert. Die neuen russisch-französischen Beziehungen beginnen mit einem fatalen Konflikt. Die Pariser Linkspresse deckt die Hintergründe dieses seltsamen Spiels auf. Danach hat Herr Sadoul nicht aus Heimweh oder privatem Fanatismus gehandelt, sondern instruktionsgemäß. Das Bureau der Dritten Internationale hatte ihm Order gegeben, nach Frankreich zurückzukehren. Unterwegs, in Berlin, erreicht ihn die Anweisung, bis auf einen neuen Befehl zu warten. Ursache: Krassins Abreise hatte sich verzögert. Die Galgenfrist war kurz. Schon am nächsten Morgen traf der neue Marschbefehl ein, denn auch Krassin war inzwischen abgefahren. So kam es, daß beide ziemlich zugleich in Paris ankamen, der Botschafter der russischen Regierung und der besondere Beauftragte der alles regierenden Partei. Herr Sinowjew hat den gewünschten Effekt erreicht: er hat die Kreise seines Gegners Krassin gestört, er hat den immer etwas im Hintergrund stehenden Anhängern Cachins eine aufreizende Parole gegen die Linksregierung geschenkt und er hat vor allem wieder einmal jene Konfusion angerichtet, die ihm die geeignetste Atmosphäre zum besseren Gedeihen der Weltrevolution zu sein scheint. Wenn Herriot, der im Falle Nathusius bewiesen hat, wie unbureaukratisch großzügig er handeln kann, seinem bessern Fühlen gefolgt wäre, er hätte Sadoul wahrscheinlich ignoriert. Aber das durfte er nicht mit Rücksicht auf die immer turbulenter werdenden Reaktionäre. Mit Recht spricht „Oeuvre“ von einer doppelten Offensive: der klerikalen und der kommunistischen. Es ist Herrn Sinowjew bereits gelungen, Macdonald aus dem Sattel zu heben. Wird er in Frankreich dasselbe Glück haben? Wird er Herriot erledigen können, den französischen

Politiker, der zu allererst die Verständigung mit Rußland zu seinem Programm gemacht hat? Noch ist es gefährlich, sich mit Moskau an den Frühstückstisch zu setzen. Es rollt immer ein Erisapfel übers Parkett.

Die Zeitungen bleiben bis zu Weihnachten voll von Berichten über den Prozeß Haarmann. Haben diese mangelhaften Stenogramme viel Sinn? Als Haarmann im Gerichtssaal eine Menge Frauen bemerkte, die zischelnd und schon im voraus gruselnd den Zuschauerraum füllten, da wandte sich der Mörder, von einer sittlichen Regung erfaßt, zum Vorsitzenden: „Was machen denn die Frauen da? Daß sie sich nicht schämen!" Sähe er die Millionen Leser, welche aus denselben Gründen einer rohen Neugier diese schlechten Bruchstücke des Prozesses allabendlich in den Zeitungen verzehren, der zarte Massenmörder erschräke noch tiefer. Die Berichterstatter klauben die blutigen Stücke aus jedem Verhandlungstag heraus. Wer gibt die Zusammenhänge? Wer leuchtet in die dunkle Seele dieses fürchterlichen Kranken, der sich vor seinen eigenen „Touren" ängstete? Theodor Lessing versucht in diesem Heft die grausige Figur des Fritz Haarmann mit dem Auge des Psychologen, der das ganze vorliegende Tatsachenmaterial verarbeitet hat, zu überschauen. Diese paar Seiten werden dem Leser mehr geben als drei Wochen des schlechten Fortsetzungsromans in den Blättern.

---

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

## EN CARTE

Während diese Zeilen geschrieben werden, vergnügen sich die Parteien noch mit Siegesfeiern. Allesamt haben sie diesmal ja gesiegt — Kommunisten und Völkische ausgenommen; allesamt ziehen sie mit vermehrten Mandaten ins Parlament; und es wäre anscheinend zu weit gegangen, wenn man von Parteiführern nach der Talentprobe, die eine Wahl auch für sie selbst immerhin darstellt, das Verlangen stellte, auf möglichst triumphale Beleuchtung ihres Agitationsresultats zu verzichten.

In Wirklichkeit hat leider niemand Anlaß zum Triumphieren. Es wird noch einige Zeit vergehen, bis man es überall erkennt, daß diese Dezemberwahl 1924 für jede der Parteien gleich widerwärtig ausging. Es war eine Wahl ohne politisches Resultat, eine Wahl, die nicht Klärung, sondern eher noch größere Verwirrung brachte.

Denn es genügte nicht, daß die Mandatszahl dieser oder jener oder gar aller Parteien sich veränderte, notwendig war, wie die Dinge lagen, daß die Relation der Parteien sich untereinander verschob. Und es genügte nicht, die beiden Flügelparteien rechts und links zugunsten ihrer respektiven Nachbarparteien zu schwächen; diese Flügelparteien spielten, was die praktische Politik anbelangt,

ohnehin keine irgendwie ins Gewicht fallende Rolle, erst rechts und links von ihnen begann das aktive Spiel; demgemäß handelte es sich ausschließlich darum, ob die rechte oder die linke dieser aktiven Gruppen im neuen Reichstag überwiegen werde, nachdem sie sich im alten bis zur Unerträglichkeit gegenseitig paralysiert hatten.

Aber keines dieser Ergebnisse ist erreicht worden. Die Parteien, die praktisch überhaupt in Betracht kommen, haben ihre Reserve-Armeen schärfer herangezogen, so daß die absoluten Stimmzahlen überall gestiegen sind; sie haben auch sowohl den Völkischen einerseits wie den Kommunisten andererseits ziemlich genau je eine runde Million Stimmen abgenommen (beiderseits gleich 17 bzw. 18 Mandate). Ihre gegenseitige Stärke dagegen hat sich fast gar nicht verändert. Und wenn man die Prozentrechnung, die immerhin schon seit mehreren Jahrhunderten erfunden ist, zu Hilfe nimmt und feststellt, wie sich die prozentuale Stimmkraft der Fraktionen im alten Reichstag verteilte und wie sie sich im neuen verteilen wird, so findet man, daß, bis auf Bruchteile von Prozenten, alles beim alten geblieben ist:

| | Abgeordnetenzahl, absolut | | Abgeordnetenzahl, prozentual | | Veränderung |
|---|---|---|---|---|---|
| | alter Reichstag | neuer Reichstag | alter Reichstag (472 Abg.) | neuer Reichstag (493 Abg.) | in % des Gesamtreichstags |
| Zentrum | 65 | 69 | 13,75 % | 13,99 % | + 0,24 % |
| Demokraten | 28 | 32 | 5,93 % | 6,49 % | + –,56 % |
| Sozialdemokraten | 100 | 131 | 21,19 % | 26,51 % | + 5,42 % |
| Deutschnational plus Landbund | 106 | 111 | 22,46 % | 22,51 % | + –,05 % |
| Deutsche Volkspartei | 44 | 51 | 9,32 % | 10,34 % | + 1,02 % |
| Bayr. Volkspartei | 16 | 19 | 3,39 % | 3,87 % | + 0,58 % |
| Völkische | 32 | 14 | 6,78 % | 2,84 % | – 3,94 % |
| Deutschsoziale | 4 | — | 0,85 % | — | – 0,85 % |
| Wirtschaftspartei | 10 | 17 | 2,12 % | 3,54 % | + 1,42 % |
| Hannoveraner | 5 | 4 | 1,06 % | 0,80 % | – –,26 % |
| Kommunisten | 62 | 45 | 13,15 % | 9,11 % | – 4,04 % |
| | 472 | 493 | 100,00 % | 100,00 % | |

Erstaunlich, wie in der Sonne der Prozentrechnung alle die großen Siege in Nichts zerrinnen! Der gewaltige sozialdemokratische Gewinn fügt ihrer Stimmkraft wenigstens noch 5½ Prozent zu, aber das ist auch schon ein Maximum. Alle Anstrengungen der Demokraten haben ihnen dagegen nicht mehr als ein halbes Prozent an relativer Mandatsbedeutung eingebracht; und gar der Vormarsch der Deutschnationalen beschränkt sich auf ein mikroskopisches Zwanzigstel Prozent. Mit einem Wort: man hat agitiert und verschwendet, man hat Feste gefeiert, sich die Hand

geschüttelt und brausende Leitartikel geschrieben, — und hinterher ist alles nichts gewesen!

Denn wer soll mit diesem Reichstag regieren? Wo ist „die tragfähige Mehrheit“, die er bringen sollte und um derentwillen sein Vorgänger aufgelöst wurde? Niemand kann regieren, und nirgendwo ist eine Mehrheit, die nicht genau ebenso schon vorher möglich gewesen wäre. Es ist richtig, daß die Koalition Marx-Koch-Hilfferding, um die es, wenn wir offen sein wollen, recht eigentlich doch ging, mit etwas verstärkter Bedeutung auftreten könnte. Ihr prozentualer Stimmanteil war im alten Reichstag und wird im neuen sein:

| Marx-Block | Alter Reichstag 472 Abg. | Neuer Reichstag 493 Abg. | Mandatszahlen | |
|---|---|---|---|---|
| | | | früher | jetzt |
| Zentrum . . . . . | 13,75 % | 13,99 % | 65 | 69 |
| Demokraten . . . . | 5,93 % | 6,49 % | 28 | 32 |
| Sozialdemokraten . . | 21,19 % | 26,51 % | 100 | 131 |
| | 40,87 % | 46,99 % | 193 | 232 |

Aber 46,99 Prozent ist immer noch keine Mehrheit; und überdies will es die Laune der Dinge, daß der Antipode dieser Kombination, der Bürgerblock, mit fast exakt den gleichen Ziffern auftreten kann:

| Stresemann-Block | Alter Reichstag 472 Abg. | Neuer Reichstag 493 Abg. | Mandatszahlen | |
|---|---|---|---|---|
| | | | früher | jetzt |
| Deutschnationale . . | 22,46 % | 22,51 % | 106 | 111 |
| Volkspartei . . . . | 9,32 % | 10,34 % | 44 | 51 |
| Zentrum . . . . . | 13,75 % | 13,99 % | 65 | 69 |
| | 45,53 % | 46,84 % | 215 | 231 |

231 von 493 hie, 232 von 493 dort, — 46,99 Prozent dort, 46,84 Prozent hie —: es bleibt gestochen, wie geflogen; die eine Kombination ist nicht stärker als die andere; keine Kombination ist majoritär; der Zustand ist der, den man im Baccaratspiel als „en carte“ bezeichnet; und selbst wenn — was auf beiden Seiten möglich wäre — noch Bayerische Volkspartei, Wirtschaftspartei und Hannoveraner hier oder dort einbezogen würden, so ergäbe sogar dies mühselig-bunte Gemisch für beide Gruppierungen noch immer nur 55 Prozent des Gesamtreichstags, — ein Plus, das zur Mehrheitsbildung ernsthaft gar nicht in Betracht kommt.

Was bleibt also zum Regieren übrig? Es gibt, wenn man eine kompakte Mehrheit wünscht, auch jetzt nicht mehr als die zwei alten Möglichkeiten:

Entweder: der Stresemannblock plus Demokraten (53,33

Prozent, wozu noch die kleineren Parteien mit rund 8 Prozent kämen). Der hätte nur eine sehr geringfügige Mehrheit; aber sogar sie besteht nur in der Theorie; denn gerade die Weigerung der Demokraten, dem Bürgerblock sich anzuschließen, hat ja zur Reichstagsauflösung geführt.

Oder: Der Marxblock plus Volkspartei, „die große Koalition" (57,33 Prozent, dazu ebenfalls noch 8 Prozent der kleineren Fraktionen). Das wäre um einige Prozent ausgiebiger, ist aber nicht minder theoretisch, denn ebenso wie die Demokraten gegen die Deutschnationalen, hat die Volkspartei sich gegen die Sozialdemokraten festgelegt.

Ergebnis: es ist alles umsonst gewesen! Man wird wieder wochenlang hin- und herzerren, wird sich durch alle Stadien des vorweg Unmöglichen emsig durchverhandeln, und zum Schluß — ganz wie bisher — bei einer Minderheitsregierung landen, mit „wohlwollender Duldung" hier oder dort, oder mit wechselnden Majoritäten, hin und her, wie's gerade trifft, von Krise zu Krise.

Das ist das Ergebnis dieser Wahl, und lustvolle Aussichten auf einen Parlamentarismus eröffnen sich, der gerade in seiner wichtigsten Bewährungsfrist ein noch düstereres Bild abgeben wird als zuvor. Das deutsche Volk hat diese Wahl nicht verstanden! Politisch dachten überhaupt nur jene Völkischen und Kommunisten, die im Gefühle tödlicher Isolierung ihre Stimme der Sterilisation zu entziehen sich entschlossen und zu einer Partei übergingen, die im praktischen Spiel wenigstens Bedeutung hat. Das übrige Deutschland tat nichts anderes, als wieder genau ebenso zu wählen wie im Mai, — genau ebenso, also auch mit ganz gleichem Ergebnis. Jeder dachte an seine Weltanschauung und blieb trotzig bei ihr, keiner dachte an die praktische Politik, die ja nur so wenig mit Weltanschauung zu tun hat.

Hätten die Parteiführer das politische Verständnis, das ihren englischen und amerikanischen Kollegen selbstverständlich ist, so hätten sie, just aus diesem Grunde, vermieden, Weltanschauungsproben überhaupt auszugeben, — denn hoffnungslos ist natürlich, daß sich die Weltanschauung von Mai bis Dezember gründlich wandelt. Sie hätten sich auf praktische Fragestellungen beschränkt — auf Steuern, Zölle, Justiz und dergl. — denn in der Tat werden ja auch nur diese praktischen Fragen eine wirkliche Rolle im neuen Reichstag spielen; Fragen, die vielleicht in zwanzig Jahren entschieden werden können, sind keine Wahlplattform für ein Parlament, das bestenfalls vier Jahre lebt. Das sollte ein Parteiführer fühlen.

Aber wir haben, gründlich, wie wir sind, in nichts als in Weltanschauung gearbeitet; und so ist die Arbeit nutzlos geblieben. Es hat jeder das erhebende Gefühl, seiner Flagge treu bis in den Tod geblieben zu sein. Und der Reichstag geht an dieser Treue zugrunde.

THEODOR LESSING (Hannover)
Prof. Dr. med. et phil.

# HAARMANN

Mit zwei Zeichnungen von Fodor

Friedrich, genannt Fritz Haarmann, wurde geboren zu Hannover am 25. Oktober 1879. Sein Vater, welcher 1922 starb im Alter von 76 Jahren, war ein wüster, zänkischer und querulanter Charakter, syphilitisch und Sohn eines Trinkers. Er war ursprünglich Lokomotivheizer gewesen, brachte es aber in den „Gründerjahren" zu Vermögen und wurde Häuserbesitzer und Inhaber einer kleinen Zigarrenfabrik. Die Mutter, sieben Jahre älter als der Vater, war bei der Geburt des Fritz schon 41 Jahre alt, bettlägerig, kränklich und marode; übrigens war sie eine etwas blöde Natur. Von den fünf Geschwistern wurde der älteste Bruder ein braver Bürger, Werkmeister auf der ‚Continental'; der zweite Bruder ist sexuell belastet; die drei Schwestern allesamt schwer verträglich und gleichfalls triebbelastet. Aus der frühesten Jugend hat man (da man keinen psychoanalytischen und charakterologischen Sachverständigen zugelassen hat) nichts erforscht. 1886—1894 besuchte der Junge, verzärtelt und verwöhnt, die Bürgerschule. Er war ein leicht lenkbares, sehr verträumtes Kind und allgemein beliebt. Sein Betragen war musterhaft; aber alle Leistungen weit unter Durchschnitt. Sehr früh zeigte sich eine reizbare Schwäche auf sexuellem Gebiet. Nachdem er zweimal sitzen geblieben und in der Christuskirche konfirmiert war, steckte man den zum Kaufmannslehrling Unbrauchbaren auf die Unteroffiziersschule in Neu-Breisach. Er war damals siebenzehn Jahre alt. Kräftig, auffallend hübsch. Beim Militärdienst erleidet er Zusammenbrüche; der Militärarzt konstatiert: „Epileptische Aequivalente". Man führt das zurück auf eine ‚Gehirnerschütterung beim Turnen' oder auf einen ‚Sonnenstich im Manöver'. 1895 wird er wegen „epileptischen Irreseins" nach Hause geschickt. Er wird nun erst Schlosser, dann Lehrling und um diese Zeit beginnen seine zahllosen Sittlichkeitsdelikte. Bei einem Delikt, begangen an Kindern, die er in einen Keller lockt, wird er ertappt; aber der Vater beantragt Untersuchung des Geisteszustandes. Der Kreisarzt Dr. Schmalfuß, den ich selbst als gewissenhaften und besonnenen Arzt kannte, konstatiert hochgradigen Schwachsinn und beantragt Ueberführung in eine Irrenanstalt in Hildesheim, dann in der Idiotenanstalt zu Langenhagen leidet der Jüngling solche Torturen, daß noch heute sein ewiger Refrain ist: „Ich bin völlig gesund. Tötet mich; aber sperrt mich nicht in die Irrenanstalt." Weihnachten 1899 gelingt es ihm auszubrechen. Er flieht mit Ausweispapieren, die er sich listig verschafft, in die Schweiz. Dort lebt er bei Verwandten, arbeitet auf einer Schiffswerft, dann in einer Apotheke und kehrt schließlich, als seine Flucht wohl schon vergessen ist, 1900 nach Hannover zurück, und es gelingt ihm, abermals bei einem Jägerbataillon eingestellt zu werden. Aber abermals kommen die Zusammenbrüche. Er wird schließlich 1902 als dauernd invalide endgültig entlassen mit einer kleinen Rente. Das Attest konstatiert: „Haarmann ist wahrscheinlich seit 1895 an akuter Hebephrenie (Jugendirresein) erkrankt, woran sich ein Schwachsinn anschloß, welcher a n g e b o r e n e Idiotie vortäuschte." Von nun ab beginnt eine Verbrecherlaufbahn, die die kühnste Nick-Carter-Phantasie übertrumpft. Von 1895—1913 erleidet er wegen Diebstahl, Mißhandlung des Vaters und vor allem wegen Sittlichkeitsdelikten 14 Strafen, und zuletzt 1913 wird er nach zahlreichen Einbrüchen auf 5 Jahre ins Zuchthaus geschickt. Die Familie ist schwer zerrüttet. Der Vater, selber verbrecherisch, zeigt

den Sohn bald bei der Kriminalpolizei an, bald sucht er ihn wieder ins Irrenhaus zu bringen. Die Geschwister prozessieren untereinander wegen des Testaments der inzwischen verstorbenen Mutter und um den Besitz eines Hauses. Haarmann vergöttert die verstorbene Mutter, aber haßt glühend den Vater (Freuds „Oedipus-Komplex"), beide trachten einander nach dem Leben und als der Vater nach einer Schlägerei den Sohn wieder ins Irrenhaus bringen will, konstatiert nach längerer Beobachtung der Kreisarzt: „Haarmann ist gemütsroh, leicht-reizbar, rachsüchtig, egoistisch, leidet auch an mangelnder Auffassungsgabe und flüchtiger Aufmerksamkeit. Er ist auf allen Seelengebieten defekt und minderwertig. Dieser Zustand ist teils angeboren, teils durch Milieu bedingt, aber Gemeingefährlichkeit liegt nicht vor." Ums Jahr 1903 lernt Haarmann ein Mädchen kennen, seine ‚Braut' Emmi; sie wird von ihm schwanger; aber das Kind wird abgetrieben. Um dieselbe Zeit wird Haarmann geschlechtskrank. Eine Reihe übler Erfahrungen mit der „Braut" machen ihn zum Hasser des weiblichen Geschlechts. Seine Abneigung gegen Weiber äußert er auch heute bei jeder Gelegenheit; aber zu gleichgeschlechtlichem Verkehr will er erst im 26. Lebensjahr (1905) gekommen sein; ein älterer Mann fing mit ihm ein Verhältnis an, in welchem Haarmann ganz zweifellos immer der passive weibliche Teil gewesen ist; seit 1905 besteht völlige Impotenz gegen Frauen. Es ist mir an dieser Stelle nicht möglich, alle intimen Tatsachen der Vorgeschichte zusammenzustellen. Nur zwei Daten seien (um meine Ueberzeugung von Haarmanns unzurechnungsfähigem „Triebirrsinn" zu erklären) noch namhaft gemacht. Im Jahre 1919 stellt gelegentlich neuer Sittlichkeitsdelikte Haarmann selber den Antrag, ihn auf seinen Geisteszustand hin zu untersuchen, da er sich nicht für verantwortlich halte. Die Gerichtsärzte am Schwurgericht Hannover, die Medizinalräte Schackwitz und Brandt, stellen fest, daß er zwar pathologisch, aber nicht unzurechnungsfähig sei. Dieses Gutachten steht in auffallendem Widerspruch zu dem des hannoverschen Nervenarztes Dr. Bartsch, welcher den Haarmann im Auftrage des Versorgungsamtes bezüglich Fortbezugs seiner Invalidenrente zu untersuchen hatte. Bartsch konstatierte 1922 „hochgradigen Schwachsinn" und regt sogar die Entmündigung an. Die beiden Gerichtsärzte (die Sachverständigen in Haarmanns gegenwärtigem Prozesse, also diejenigen, von denen sein weiteres Schicksal abhängt) behaupten, die Atteste der Militärärzte seien durch „hysterische Simulation" von Haarmann erpreßt; das Attest des Dr. Bartsch sei dadurch zustande gekommen, daß Haarmann den Idioten gespielt habe (was übrigens auch Hamlet tut, der deshalb dennoch „geisteskrank" ist). Ich habe die Daten aus Haarmanns Leben nur soweit benutzt, als sie die Unzulänglichkeit der auf „klinische Bilder" versessenen und mit nichtssagenden Worten (wie: minderwertig, schizophren, hysterisch) arbeitende Schulpsychologie beleuchten können.

Ich gehe nunmehr zunächst ein auf Haarmanns Mordgelüste. Wie viele Tötungen er begangen hat, läßt sich, da er selber darüber keinerlei Aufzeichnungen gemacht hat, keineswegs feststellen. Der erste von ihm eingestandene Mord fand 1917 statt. Dann konnten ihm erst wieder von 1923 ab Tötungen nachgewiesen werden. Er selber schätzt die Anzahl der im letzten Jahre Getöteten auf etwa 30, spricht aber auch oft von „Fällen, die nicht mit dabei sind". In der Zeit vor seiner Verhaftung fand oft mit wenigen Tagen Zwischenraum immer neu eine Tötung statt und will man (was doch sehr unwahrscheinlich ist) nicht annehmen, daß er 5 Jahre lang in diesem Tötungs-




Haarmann

irrsinn pausierte, so muß man vielleicht die Zahl seiner Opfer auf 50 oder mehr schätzen. . . .

Ich will hier nicht die vielen seltsamen Umstände und Zufälligkeiten darlegen, dank denen dieses Irrsinnstreiben jahrelang, ja vielleicht ein Jahrzehnt lang verborgen bleiben konnte. Ich will zunächst einige Merkmale für den Charakter Haarmanns darlegen. — Die körperliche Erscheinung zeigt einen auffallend hübschen, kräftigen, durchaus wohlgebauten Menschen. Das Gesicht ist grob, roh und derb, der Kopf rund, die Ohren etwas abstehend, die Nase knollig, der Mund klein und dicklippig, die Augen kalt — und seelenlos; aber „gerissen" und „verschlagen". Die Zunge auffallend fleischig, die Zähne scharf und gesund. Die Physiognomie ist auffallend gebunden, ungelöst, eingesponnen. Seine Gesten strotzen von ‚Automatismen'. Sobald er ermüdet, greift er unaufhörlich an eine bestimmte Stelle des Kopfes; er befeuchtet dann mit züngelnder Bewegung seine Lippen, zupft auch gerne nervös an seinen Fingern und macht vor allem gewisse schwänzelnde, fast ‚kokette' weibische Bewegungen. Sein ganzer Habitus ist androgyn; ich möchte sagen: er ist teils männisch, teils weibisch, teils auch kindisch. Aber weder männlich, noch weiblich noch kindlich. Immerhin ist der Typus des Weibmannes (der ‚Tante') wohl ganz klar zu erkennen. Er liebt auch alle weibliche Arbeit, kocht, backt, stopft Strümpfe, raucht aber bei solcher Arbeit schwere Zigarren; Alkohol nimmt er selten zu sich. Seine Lieblingsgenüsse

sind Bohnenkaffee und Käse. Auch seine Sprache ist voll von Stereotypieen („Nüch" und „Och" und „Och Unsinn" usw.) Am öftesten erscheint er wie ein maulendes, gar nicht bösartiges, ganz e i g e n b e z ü g l i c h e s, renommistisches und leicht lenkbares Kind. Er ist ungemein leicht beeinflußbar. („Die Leute brauchen zu mir nur ein bißchen gut zu sein, dann kann mich jeder um den Finger wickeln.") Eine ganze Schar zweifelhafter Schlingel, Taugenichtse und Herumtreiber hat wie ein Parasitenhaufe auf dem Manne und von dem Manne gelebt. Er war für alle der „Dumme August". Sein Verhältnis zu dem blutjungen Hans Grans, einem bildhübschen blonden Taugenichts von eiskalter eherner Charakterstärke und egoistischer Berechnung — (dies Verhältnis ist das psychologisch wichtigste und interessanteste Problem des Prozesses) — gleicht der Symbiose eines wehrhaften aber verfeinerten Geschöpfs auf einem wehrlosen aber weit gröberen Tiere. Haarmann versagt völlig vor „abstrakten" Forderungen. Er kann auch nicht den kleinsten „Gedanken" (im Sinn einer nachträglichen „R e f l e x i o n") auffassen. Er ist Augenblicks- und Triebmensch, exzessivmotorisch und so vom Vorstellungsbilde abhängig, daß, wenn er beispielsweise von seinen geschlechtlichen Handlungen lebhaft redet, er angesichts des Gerichtes automatisch in die Geschlechtsgegend greift. Er grübelt nie über Geschehenes und ist ganz ohne Mitleid. Zwischen Vorstellungen und Handlungen herrscht bei ihm ‚Kurzschluß'. Der Hauptzug seines Charakters ist kindliches Zärtlichkeitsbedürfnis. Er möchte durchaus geliebt sein. Alle Frauen (so wähnt er) möchten gern mit ihm „poussieren". Ueberall (so meint er) ist er gern gesehen, alle nennen ihn „Fritz", die Jungen laufen hinter ihm her und drängen sich ihm auf. Dieses Liebe- und Zärtlichkeitsbedürfnis (seine größte Tortur ist das A l l e i n s e i n, er hat immer eine ganze Schar unzertrennlicher junger Freunde um sich gehabt) ist aber selbstverständlich grob-sexuell. Es ist in ihm kein Funke Schamgefühl oder Reue, aber auch kein Funke moralische Heuchelei. Er wirkt, ich möchte sagen, fast erquickend, insofern er durchaus ein Element, ein Stück völlig naive, skrupellose Verbrechernatur ist. Seine Schlauheit und Gerissenheit ist geradezu eminent, und wenn ich ihn für typisch „schwachsinnig" halte, so suche ich den „Schwachsinn" wahrlich nicht in der rechnenden Bewußtseins-Sphäre. Er hat die Logik seiner auf Defensive bedachten Triebe wie jedes ungebrochene Tier, aber ist auch ebensowenig zurechnungsfähig als eine junge Hyäne oder eine Pantherkatze zurechnungsfähig ist im Sinne menschlicher Rechtssetzungen und Sittengesetze. Es wäre nun aber besonders zu betonen, daß sich der Wesensausdruck des Haarmann erst in der Zeit n a c h seinem Geständnis, welches nur durch eine Reihe merkwürdigster Zufälle möglich wurde und durch Inquisitionsmartern ohnegleichen schließlich e r p r e ß t ist) so gelöst und frei entwickelt hat. Ursprünglich war dieser Mensch wohl beherrscht von ungeheurer Triebangst. Der Mann lebte in ewiger Angst davor, daß, wenn er „seine Tour hatte" (das heißt in äußerste geschlechtliche Erregung kam) wieder „etwas passierte". Er hat Jungen, die ihn gern besuchen wollten, sogar angefleht, n i c h t mit ihm aufzureizen, weil er wußte, was geschehen konnte, aber hat sie schließlich dann doch mitgenommen und getötet. Es ist auch merkwürdig, daß er zu Falle kam, als er (wohl das erstemal in seinem Leben) etwas ‚Moralisches' wollte: er ließ einen Jungen verhaften, weil er A n g s t hatte, daß er ihn totbeißen werde, und bei dieser Gelegenheit verhaftete man ihn selbst. Er ist eine feige treulose Angst- und Defensivnatur. Wenn ihn jemand scharf anfaßt, so machte er sich wiederholt

die Hosen voll. Er lebte auch widerholt unter fremdem Willenseinfluß, einmal unter dem einer energischen alten Frauensperson, die ihn für sich stehlen schickte. Unendlich gutmütig lebte er in beiden Lagern. Seine täglichen Gesellen waren Nepper, Strezer, Schoresmacher, männliche und weibliche Dirnen und Verbrecher; aber er war auch Liebkind auf der Kriminalpolizei, wurde von allen gerne gesehen und genutzt und verriet bald einmal Verbrecher an die Polizei, bald nutzte er wieder seine Freundschaft auf der Polizei zu Verbrechen. Während des ganzen Krieges saß er (zum Glück) in Zuchthäusern; auch die Revolutionszeit fand ihn wieder im Zuchthaus. Er hat sein halbes Leben in Zuchthäusern und Gefängnissen verbracht. Die sexuelle Genußgier ist eigentlich der einzige positive Inhalt seines Seelenlebens. Er hat weder Sinn für Sport noch für Politisches noch für Gedankliches. Er hat nie einen Spaziergang gemacht ohne Absicht. Er hat nie die Natur aufgesucht und angesehen. Er war wohl kaum jemals in einem Theater. Er liest einzig die Hannoversche Tageszeitung, geht hie und da mal in Zirkus oder Kino; aber eigentlich auch nur, um dort Knaben im Pubertätsalter anzusprechen. Er trieb sich überall herum, wo nackte Knaben zu sehen waren. Seine Sexualität fraß sozusagen alle anderen Seeleninhalte. Auf den Trümmern der geistig-seelischen Menschlichkeit blieb nichts übrig, als die gespenstige Schlauheit und Berechnung im Dienst vormenschlichen Triebwahns. Durchaus ehrlich aber scheint mir sein Wunsch, zu sterben. Das Irrenhaus, das Leben unter Irren und ohne Freiheit wäre für ihn, was für ein Raubtier der Käfig ist. Er lebt in ungeheurer Angst vor den Triebmächten, die ihn vollkommen in Gewalt nahmen. Er würde auch heute, wenn er frei wäre, zweifellos als erstes ein neues Sittlichkeitsdelikt begehen. Es ist vielleicht wesentlich, wenn ich noch bemerke, daß das Sexualleben durch diesen ungeheuren Mißbrauch so abgestumpft und schwer erregbar wurde, daß es außengewöhnlicher Umstände und Anpeitschungen bedarf, um zum Orgasmus zu kommen. Dazu sind bei ihm wohl ganz besondere Vorstellungen (wie die Unberührtheit der Jugend, die Gefährlichkeit seiner Tat oder auch die Angst und Heimlichkeit usw.) nötig. Es ist aber kein einziger Fall von Grausamkeitswollust (Sadismus) klar erwiesen. Es sind nicht die mindesten Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß Haarmann seine Opfer quälte, band oder schlug. Die Zerstückelung der Leichen war ihm ein Grauen. An den Leichen weinte er, fiel in stundenlangen Schlaf, peitschte sich immer schwer zur Zer-



Grans

legearbeit auf, dennoch war sein Trieb stärker als die Angst. Er war stets Schwadroneur, Wichtigmacher, Schauspieler. Er tat sich dicke vor den ihn umgebenden Jungens. Andererseits war er aber leicht lenkbar, falls ein Junge leidenschaftlich tat. Dem außergewöhnlich begabten Grans gegenüber war er so abhängig wie eine Dirne von ihrem Zuhälter. In diesem Verhältnis war auch etwas von echter Freundschaft. Wenn Grans ihn umfaßte und ihm seine Zunge in den Mund steckte, so wurde Haarmann völlig schlaff und wehrlos. Bei solchen Schmeicheleien pflegte Grans Haarmanns Arme ehern festzuhalten, weil Haarmann in erregtem Zustand gern anfing zu würgen und zu beißen. -- Es ist nun die Frage, wie man ein solches Phänomen wissenschaftlich klassifizieren soll. Ich entscheide mich für die alte Bezeichnung ‚Vampirismus', wobei offen bleibe, ob Haarmann im Orgasmus die Carotis ansaugte und somit den Körper zum Entbluten brachte (das häufige Fehlen von Blutspuren würde sich dann erklären) oder ob er den nervus vagus am Kehlkopf durchbiß, wodurch Atmung und Herzschlag sogleich gelähmt wird. Dem tödlichen Biß ging ein oft wohl stundenlanges gegenseitiges Sichdrücken, Sichwürgen und Ansaugen am Halse voraus. Der Orgasmus fiel wohl jedenfalls mit dem Todesbiß zusammen.

Wenn ich nunmehr daran gehe, eine vorläufige Erklärung dieses Naturspiels zu geben, so muß ich voraussenden, daß ich Haarmann erst seit drei Tagen, wenn auch täglich mehrere Stunden, vor Augen habe, aber nicht in der Lage bin, solche Versuche und Forschungen anstellen zu können, wie sie allein fruchtbar und notwendig wären. Das würde an dem Widerstand der gesamten Schul- und Medizinerpsychologie scheitern. Ich bedauere aufs tiefste, daß ich der einzige, nicht den Oberton des Bewußten für richtig erachtende Psychologe bin. Die beurteilenden Sachverständigen würden einer „psychoanalytischen" Expertise vollkommen fremd und wohl auch abgeneigt gegenüber stehen. Ich habe mich zwar als Sachverständiger dem Verteidiger angeboten, bin aber nur als Journalist zugelassen, und ich wünschte von Herzen, daß dieses ganz einzigartige Naturspiel nicht aus der Welt scheidet, ohne daß die beiden Psychologen (die man wohl immerhin aus der psychoanalytischen Schule nehmen muß), ohne daß beispielsweise: Freud, Adler, Hattingberg und andere das Wesen des Haarmann erklärten; weit, weit lieber aber würde ich die besten dichterischen Seelenkenner, würde etwa Ludwig Klages, Rudolf Borchardt, Franz Werfel, Max Brod und einige andere statt der völlig urteilsunfähigen armen Geschworenen als Gerichtstribunal beisammen sehen; ein so ungewöhnlicher Fall müßte ein so ungewöhnliches Tribunal von Seelenkennern rechtfertigen. Ich weiß, daß ich nur vor s o l c h e m Tribunal einsichtig machen könnte, was angesichts unserer heutigen Rechtspflege oder Kriminalexpertise nie gelingen kann; daß dieser o h n e N u t z a b s i c h t m o r d e n d e Haarmann genau so wenig zu „richten" ist wie ein Naturgewächs, welches von einem anderen Stern plötzlich in unsere durch Sitte geadelte und geschützte Menschenkultur hineinschneit. Man wird also im Folgenden nichts sehen dürfen als eine vorläufige Hypothese. Denn nach drei Tagen bloßen S c h a u e n s vermag ich keine e n d g ü l t i g e Formulierung zu geben für einen ganz einzigartigen Entartungsfall, welchen drei ausgezeichnete Psychiater monatelang beobachtet haben, ohne doch anderes dabei zu liefern als die klinischen Lehrbuchphrasen unserer rein klassifikatorischen Medizinerpsychologie.

Um nun Haarmans Fall zu klären, muß man ausgehen von solchen Naturspielen, in denen noch Liebesleben und Tötung, Wille zur Vernichtung und hin-

gebende Zärtlichkeit völlig zusammenfallen, so wie bei den schönsten Geschöpfen der Natur, bei Schmetterlingen und Insekten. Es ist vollkommen glaubhaft, daß Haarmann im Orgasmus in einen ihn selber überwältigenden, sinnlos-unbewußten Zustand gerät; unvergleichlich viel wehrloser und schicksalhafter als der orgastische Zustand eines mit Hemmungen versehenen Kulturmenschen, für welchen ja auch „Liebe“ eine Art Genußmittel und wohl oft nur ein leichtes Sinnenspiel geworden ist. Gerade daß die ursprünglich überstarke Sexualität dieses Androgynen völlig erschöpft und verausgabt wurde, macht begreiflich, daß er gleichsam nur aus untersten Naturtiefen die Atavismen einer versunkenen Gattung hervorholen kann, für welche ursprünglich der Trieb des Ueberwältigens, Verschlingens und in Sichhineinbeißens (auch das Einverleiben der Natur in der Form des Essens und Trinkens!) ein das Individuum auslöschender, auf ursprüngliche Mitahmung zurückführender erotischer Akt ist. Wir wissen nicht einmal, ob nicht selbst das Sichzerreißen der Tiere irgendein Wollusterlebnis in sich schließt, so daß wenn der Hund die Katze würgen muß, man ebensogut sagen kann: Der Hund liebt wie er haßt die Katzen. Ich erinnere mich eines Hundes, der getötet werden mußte, weil er triebmäßig bestimmte andere Hunde, (und zwar nur Hunde von gleicher schon sehr degenerierter Art wie er selber), anfiel und würgte bis sie tot waren. Dabei zeigte sich an dem Tier zweifellos sexuelle Erregung. Bei solchen Phänomenen müßte aber eine biologische Erklärung ansetzen. Die psychologische müßte das Traumleben, die Jugenderlebnisse, sogar das Spielzeug und die ersten Umgebungen der Kinder- und Jünglingsjahre aufs genaueste kennen. Es erscheint mir entsetzlich, daß ein ganz eigenartiger Fall, den nur die gewiegtesten Seelenforscher und zartesten Denker begutachten können, der heutigen Schuljuristerei und Schulmedizin hoffnungslos ausgeliefert ist. Dazu aber kommt auch dies: Die Sachverständigen, welche Haarmann für zurechnungsfähig erklären, sind dieselben Männer, welche seinerzeit ihn aus dem Irrenhause befreit und die ganz klaren Atteste mehrerer anderen Aerzte umgestoßen haben. Der weitaus bedeutendste und den Fall ganz unvergleichlich klar übersehende Sachverständige, der hannoversche Gerichtsmedizinalrat Alex Schackwitz, hat als Zeuge unter seinem Eide ausgesagt, daß, als die ersten Mordtaten bekannt wurden, Polizei und Gerichtsärzte gewußt haben, daß nur Haarmann als Täter in Betracht kommen könne. Man konnte diesen aber nicht festnehmen, weil ihm dank vieler Zufälle wie zufolge seiner großen Verschlagenheit nichts nachzuweisen war. Also: obwohl Polizei wie Gerichtsärzte in Hannover wußten: „Haarmann mordet Kinder“, haben sie ihn dennoch in Freiheit laufen lassen, weil er nach Meinung der Sachverständigen nicht „geisteskrank“ ist. Sollten nun die Herren Experten — und der Kollege in Göttingen wird die Kollegen in Hannover nicht im Stiche lassen — heute befinden, daß Haarmann zurechnungsfähig und verantwortlich ist, so tun sie was sie tun müssen, wenn nicht eine für Recht und Wissenschaft blinde Volkswut sie selber vor Gericht stellen soll. Sie können eben kein anderes Urteil anerkennen, denn in diesem Falle würden sie ja sagen: „Wir selber haben, indem menschliche Wissenschaft sich als unzulänglich erwies, die Tötung von dreißig jungen Menschen verschuldet.“ Sie würden fragen müssen: Wo käme unsere Rechtspflege hin? statt einzugestehen: Unsere Rechtspflege ist reformbedürftig. Und ganz ebenso wird das Gericht die Polizei decken müssen und die oberen Behörden wieder das Gericht. Man kann doch wohl nicht gut erwarten, daß die Herren Noske, v. Velsen, v. Beckerath, Dr. Weiß oder welche Herren sonst immer dem Todeskampf

Unseliger und aus der Bahn Geschleuderter zusehen, ihre e i g e n e Brust schlagen und sprechen werden: „Mea culpa." —

Ich habe in den Tagen der Gerichtsverhandlung so viel menschliche Unzulänglichkeit und Selbstgerechtigkeit vor Augen gesehen, daß ich am liebsten die A u g e n vor dieser Welt des Grauens schließen möchte; doch ist ein Trost, daß einige wenige leben, welche wirklich den Kern des für uns alle Ungewohnten und Grauenhaften noch zu sehen vermögen, o h n e die billige moralische Heuchelei und Entrüstung und trotz der gräßlichen degenerativen und verfratzten F o r m, in welcher inmitten einer selber degenerativen und d a n k ihrer Moral und Wissenschaft verfratzten Gesellschaft ein solches atavistisches Naturspiel noch einmal auf Erden erschienen ist. So trösten denn die klugen Worte eines des Größten unserer Tage, Worte von Sir Galahad, mit denen ich (da ich nicht klarer alles zusammenfassen kann) diese noch tastende Formulierung ruhig beschließen will: „Der Funktionalzusammenhang zwischen Orgasmus und Tod geht wie eine tiefe Gerechtigkeit durch alles Organische. Die höchste Ekstase s o l l zugleich das Ende sein. Könnte man sich Tristan und Isolde als Silberne-Hochzeiter vorstellen? Dort in den höchsten Gegenden sublimer Erotik brauchen die beiden Ergriffenen nicht mehr wie in der primitiven vormenschlichen Natur s e l b s t den Lustmord zu begehen; ihr Orgasmus ist eine solche seelische Kraft geworden, daß er das Schicksal zwingt, an ihnen zum Lustmörder zu werden, wie Ueberragendes den Blitz auf sich zieht. „Nie-wieder-erwachens wahnlos hold bewußter Wunsch". Bei niederen Tieren fallen Liebe und Tod noch n a t ü r l i c h zusammen; jedenfalls ist der Orgasmus an das E n d e des Lebens verlegt. Daß die sogenannten höheren Tiere und der Mensch die Liebe „überstehen" und dann noch weitermachen dürfen, z. B. dekrepid werden, Podagra, Krampfadern, Triefaugen kriegen; diese „Bevorzugung" erkaufen sie wahrscheinlich mit einer Minderung an Intensität des erotischen Lebens, ja diese muß innerhalb der Kultur schon eingetreten sein, damit „Hemmungen" überhaupt zur Wirkung kommen k ö n n e n. Reden Sie dem Aetna zu, er soll „sich beherrschen"? Nun kommt durch eine Art Regiefehler der Natur ein Geschöpf wie dieser Haarmann in eine Schicht Lebewesen, wo die mittleren Temperaturen des Eros allein Gültigkeit haben oder richtiger ein moralisches „Bürger"-Recht. In der organischen Reihe nicht mehr tief genug, daß Tod und Liebe von Natur aus zusammenfallen, nicht mit den sublimen Mächten schon schicksalhaft und todverbunden, scheint er doch unter riesigem Triebdruck gezwungen, dem großen Liebestodgesetz eine scheußliche Treue zu wahren. S c h e u ß l i c h, weil verschoben; wie durch falsche Weichenstellung ein Waggon auf eine Strecke gerät, wo das andere Waggonmodell Typ ist. Wir anderen normalen und beherrschten Menschen haben uns aber den ungeheuren Triebdämonen wohl weniger durch „Sublimierung" als durch geistbedingte Abkältung entzogen. Ich bin erschüttert durch den Aufschrei eines solchen Wesens, das wohl zuletzt nur die eigene V e r n i c h t u n g wünscht: „Ja, glauben Sie denn, meine Herren, es ist ein V e r g n ü g e n, einen Menschen zu töten?"

---

Daß Dareios das Meer von seinen sklavischen Horden
peitschen lassen, erfährt jeder Pennal und belacht's;
daß er den blühendsten Baum mit einer goldenen Kette
schmückte, entzückt, wie ein Kind, weiß die Geschichte allein.

*Hebbel*

# FÜHRER DURCH DIE BÜCHERFLUT

## I

HELLMUTH FALKENFELD

### FÜHRER, KÖPFE, SUCHENDE

Wenn man von den geisteswissenschaftlichen Erscheinungen eines Jahres spricht, so versteht man darunter zum mindesten Produkte von Menschen, die Geist haben. Aber Geist haben, bedeutet noch nicht viel. Es fragt sich: Welcher Geist ist hier am Werke. Ich unterscheide Führer, Köpfe und Suchende. Die Führer zeigen uns, wohin es gehen soll. Sie haben gedacht. Ihre Gedanken sind unter Umständen gar nicht originell, aber sie sind wichtig. Die Köpfe sind die Geister, in denen sich die Welt auf besondere Weise malt. Sie ahmen nicht bloß nach, sondern sie sind schöpferisch. Aber ob ihre Gedanken wichtig sind, ob sie Bedeutung für die Gestaltung unseres Lebens haben, das ist eine andere Frage. Endlich die Suchenden: Sie sind noch mit Denken beschäftigt, haben noch nicht fertig gedacht. Sie treten mit viel mehr „Geist" auf als die Führer. Es geht ihnen viel mehr durch den Kopf als den Führern, bei denen nämlich der Kopf die Gedanken beherrscht, nicht die Gedanken den Kopf meistern. Aber ob das, was den Suchenden durch den Kopf geht, r i c h t i g ist, ja ob es auch nur w i c h t i g ist, das ist noch ganz und gar nicht entschieden.

Ich beginne mit einem typischen Führer, mit Leonard Nelson. Sein „System der philosophischen Rechtslehre und Politik" (Neuer Geist Verlag, Leipzig), über das im „Tagebuch" noch besonders gesprochen werden soll, ist ein Buch, das zu Ende gedacht ist. Hier ist das Ziel aller Politik ein für allemal festgestellt. Dies Ziel ist der Rechtsstaat. Das Buch handelt also nicht von der Politik als „Kunst des Möglichen", sondern von dem, was Politik notwendig macht. Jüngst erschien in neuer Ausgabe eine Uebertragung der Hamiltonschen „Parlamentarischen Logik, Taktik und Rhetorik" (bei Weißbach, Heidelberg). Dieses kluge Buch des englischen Parlamentsredners aus dem 18. Jahrhundert lehrt Politik als System der M i t t e l , bestimmte politische Ziele zu erreichen. Aber auch der Herausgeber Robert v. Mohl weiß, daß dies geistreiche Büchlein ebenso ein Instrument des Teufels wie des Guten ist. Denn welche politischen Z i e l e nun eigentlich erstrebt werden sollen, lehrt dies Buch nicht. Hier gerade setzt Nelsons Buch über Politik ein. Es gibt uns das allgemeine Prinzip für alle politischen Zielsetzungen an, — und so belehrt es in seiner ehernen Logik nicht bloß unsern Verstand, sondern klärt auch unsere Vernunft. Es lehrt uns nicht, wie wir etwas erreichen, sondern: Was erreichenswert ist. Den ungläubigen Juristen, die ihrem Namen zum Trotz ja nicht an ein objektives Recht glauben, empfehle ich als Kommentar zu Nelsons Schaffen Arnold Gysins vorzügliches

Buch: „Die Lehre vom Naturrecht bei Leonard Nelson und das Naturrecht der Aufklärung.“ (Walter Rothschild, Berlin-Grunewald).

Georg Brandes' „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“ (bei Erich Reiß in drei gewichtigen Bänden erschienen, mir sind nur die ersten beiden bekannt) sind ebenfalls das Produkt eines Führers. Man bedenke: Hier spricht einer, der die Vernunft anbetet, der gegen die Dummheit aufklärerisch kämpft und der doch feinstes Verständnis für Dichterseelen besitzt, wie seine Schilderung Shelleys und Byrons, seine Charakteristik der Keats und Novalis beweist. Dies Buch ist exakt, logisch einwandfrei (man lese nur seine Beschreibung des Autoritätsprinzips am Anfang des 2. Bandes) und synthetisch, historisch tiefschürfend, auch nicht vor der bezeichnenden Anekdote zurückschreckend. Unsere größten Literaturgeschichtsschreiber pflegen eine gewisse Verachtung vor aller „Vernunft“ zu zeigen. Es ist der Vorzug von Brandes auch noch gegenüber einem Gundolf, daß er diese Vernunftverachtung nicht mitmacht.

Weiteste Verbreitung wünsche ich auch dem 5. von Kurt Hillers Zieljahrbüchern (Ziel-Verlag, Literaria). Neben Heinrich Mann, Magnus Schwantje, Hans Siemsen und Karl Korsch sei vor allem der Schlußbeitrag des Herausgebers gerühmt, dessen politischer Aktivismus gerade da, wo er auf das ethische Ziel unmittelbar weist, zu hinreißender Poesie sich erhebt.

Nach den Führern die Köpfe. Ich nenne an erster Stelle eines jungen Kunsttheoretikers Werk, das mit Philosophie gesättigt ist: „Idea“ von Erwin Panofsky (Teubner 1924). Dies Buch wird die Fachmäner von selbst interessieren. Anzeigen muß man es aber auch für die, die nicht Philologen der Kunsthistorie sind. Die Darstellung des Einflusses der Philosophen auf die Gestaltung des künstlerischen Bildes ist das Thema dieser gründlichen und viel mehr als bloß gründlichen Arbeit, die sich von Platon bis Dürer spannt.

Paul Hankamer, der junge Bonner Privatdozent, schenkte uns das Buch über Jakob Böhme, das im Zeichen Georges und Nietzsches geschrieben ist (bei Friedrich Cohen in Bonn). Dies Buch ist für einen Privatdozenten erstaunlich gut geschrieben. Es steht sachlich skeptisch zu Luther und ist über das Monographische hinaus ein Buch der Geistesgeschichte. Da ich kein Anhänger Böhmes bin, mache ich mir mancherlei Sentenzen dieses Buches nicht zu eigen, — nicht seine Bejahung der Tradition, nicht seine Philosophie. Aber das mit größtem Fleiß geschriebene Werk verdient hohe Anerkennung.

Auch Hugo Ball, der noch skeptischer zu Luther steht als Hankamer, begrüße ich als Kämpfer für Vernunft und Humanität. (Ach wie schnell ist doch manchem Literaten der gute Geist des 18. Jahrhunderts nach kurzem revolutionären Aufflackern wieder

entschwunden!) Seine Schrift: Die Folgen der Reformation (Duncker und Humblot) enthält einige blitzende Wahrheiten. Aber schließlich kann man Luther nicht an allem Schuld geben, wie Ball es tut. Kant und Schiller, Goethe und Marx sind nicht lutherisch korrumpiert, wie es der katholisch-schopenhauersche Aktivist Ball haben möchte. Ball hetzt seinen Begriff des korrumpierenden Protestantismus so zutode wie Sternheim seinen Begriff des Juste milieu. Ball dichtet mit Begriffen. Im übrigen ist er ein ausgezeichneter Formulierer. Seine Behauptungen verblüffen oft so, daß man sie für überzeugend hält. Und bis zum Ende des ersten Kapitels sind sie sogar richtig.

Ein Kopf ist auch der, wie ich vermute, jugendliche Friedrich Cornelius. Sein Buch: „Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus“ (bei Ernst Reinhardt, München) ist besser als das Buch, vor dem es Hochachtung zu haben scheint, besser als Spenglers arrogante Aphorismensammlung. Es ist besser, nicht weil es geistreicher, sondern, weil es bescheidener, sachlicher und, soweit ich nachprüfen konnte, auch respektvoller gegenüber den Tatsachen ist.

Ganz richtig hat dies Albert Schweitzer erkannt, der als zweiten Teil seiner Kulturphilosophie bei Oskar Beck in München seine Vorlesungen über „Kultur und Ethik“ erscheinen läßt, nachdem der erste Teil die Frage: Verfall und Wiederaufbau der Kultur behandelt hatte. Aber leider ist dies redselige Werk weder im Gedanklichen so scharf, daß man es philosophisch brauchen kann, noch als Ausbruch eines Temperaments in irgend einer Weise bezwingend.

Ein Kopf ist auch der Philosoph Hans Driesch. Leider hat er ein eigenes System, das viel schwieriger ist, als wenn er keines hätte und seine Gedanken in der Humanistensprache der kantischen Vernunft ausdrückte. Ich bin nicht der Ansicht, daß Driesch Kant überwindet. Ich finde im Gegenteil, daß die Schwierigkeiten der Lehre von Driesch, — nämlich der Uebergang von der „Ordnungslehre“ zur „Wirklichkeitslehre“, von der Logik zur Metaphysik, — schon durch die Kantische Kritik, nämlich die subjektive Wendung der Metaphysik, beseitigt sind. Mit diesen Gefühlen stehe ich auch Drieschs neuem Buch: „Metaphysik“ (Ferdinand Hirt, Breslau) gegenüber.

Ich komme zu den Suchenden. Emil Lucka ist als Philosoph ein Suchender. Ich habe ihm gegenüber das zwiespältige Gefühl, daß ich etwa Ricarda Huch gegenüber habe, die ich als Dichterin bejahe, als Moralistin verneine. (Nur daß wahrscheinlich Ricarda Huch im Dichterischen um so viel höher steht als Lucka, wie sie im Gedanklichen bekämpfenswerter ist als der Verfasser der „Drei Stufen der Erotik“. Emil Lucka hat in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, ein an 500 Seiten starkes Buch erscheinen lassen: „Urgut der Menschheit.“ Wenn dies Buch um seine letzten 400 Seiten ärmer wäre, könnte man es uneingeschränkt loben. Auf den ersten Seiten nämlich behandelt der Dichter die mythische Ver-

bundenheit des Menschen mit Natur und Elementen. Herrlich ist hier die „Einheit des Lebendigen“ geschildert. Aber leider entwickelt sich daraus das Programm: Zurück zum Mythos. Diese Melodie kennen wir. Und wer sind die neumythischen Gesundungsquellen? — Richard Wagner, Arnold Böcklin — und? — Ernst Lissauer. Natürlich geht es dann auch gegen Moralismus, Verstandeskultur, und (ganz versteckt) gegen Pacifismus. Im übrigen ist Lucka zuzugestehen, daß er gewissenhaft gearbeitet hat und daß er die Fülle von Material, die er bringt, sachlich beherrscht.

Ein Suchender ist auch Adrien Turel. Paul Hankamer sagt in seinem Böhmebuch von seinem Helden, er war des wissenschaftlichen Lateins nicht mächtig. Mit Turel, einem universal eingestellten Geiste, scheint es mir ähnlich. Er ist, bei aller erstaunlichen Belesenheit und bei aller Fähigkeit, ganz weit voneinander gelegene Wissensstücke sofort gegenwärtig zu haben, doch ein unlateinischer Geist, ein durch ewige Analogien Verführter. Manche seiner Resultate kann man bejahen, — und seine Schriften: „Selbsterlösung“ (S. Fischer) „Wiedergeburt der Macht aus dem Können“ (Drei Masken Verlag) und „Christi Weltleidenschaft“ (Schmiede Verlag) enthalten manche geniale Gedankenreihe. Will man Turels geistige Persönlichkeit in einer kurzen Formel kennzeichnen, was bei vielfältig Bewegten seiner Geisteshaltung durchaus nicht leicht ist, so kann man ihn vielleicht als den ersten Metaphysiker aus Freudschem Geiste bezeichnen.

Daß unser klassisches Weltbild durch die Einsteinsche Relativitätslehre ins Schwanken geraten scheint, wird man auch Kant zuliebe nicht leugnen können. Hat Einstein recht, dann ist der dreidimensionale Raum Kants und Newtons nicht mehr der Raum allein. Aber es ist immer noch möglich, daß nach Einstein ein Newton Nr. 2 kommen wird, der die Tatsachen, die Einstein nur nicht-euklidisch zu deuten wußte, euklidisch zu deuten vermag. Darum ist es nicht unangebracht, mit der Verwerfung von Kants Raumlehre noch ein bißchen zu warten und zuzusehen, ob nicht Einstein wieder korrigiert werden wird. Die Stellung zu diesem Spezialproblem ist aber auch bestimmend für eine allgemeinere Einstellung. Infolgedessen kann ich mich nicht entschließen, einem Anhänger Turels recht zu geben, der die heutige Menschheit schon „An der Schwelle des vierdimensionalen Zeitalters“ (Auriga-Verlag, Darmstadt-Berlin) sieht. Der Verfasser Friedrich Klein setzt freilich nur vieles fort, was Turel begann. Dies Buch ist ein etwas kunterbunter Katalog der neuen Strömungen unserer Zeit, die Beachtung für sich beanspruchen und vielfach noch keinen festen Fuß gefaßt haben. Bodenreform und Esperanto, Karl Kraus und Theodor Lessing, Relativitätstheorie und Geologie, Psychoanalyse und Paneuropa, — all diese Dinge werden als Argumente für die These verwendet, daß wir am Ende eines intellektuell-mechanischen und am Beginn eines vierdimensionalen Zeitalters stehen. Dem Autor

hat es jedenfalls nicht an Gewissen der Zeit gegenüber gemangelt. Ich empfehle dies krause, aber ehrliche Buch künftigen Historikern als Stoffsammlung.

Zum Schluß das Buch eines Mannes, der kein Führer und kein Sucher ist, auch kein Kopf im Sinne der Originalität, aber doch einer, der etwas zu sagen hat. Ich meine K. O. Erdmann, der ein reizvolles Buch für den täglichen Bedarf des Schriftstellers geschrieben hat: „Die Kunst recht zu behalten“ (Haessel, Leipzig). Schade, daß das Buch sich auch in Erörterungen über den Begriff der Gerechtigkeit einläßt und seinen sonst angebrachten Relativismus etwas zu weit treibt. Schriftsteller, die ihr euch nicht bloß ausdrücken wollt (das können ja die Expressionisten heute meist), sondern auch eure Ausdrucksweise unmißverständlich machen wollt, lest dies Buch. Wenn alle Regeln dieses Buches über die Formung des Ausdrucks berücksichtigt würden, so hätten wir weniger tiefsinnige, aber mehr gute Bücher. Und das wäre ein Glück; denn der Tiefsinn taugt nur da etwas, wo er nicht erkauft ist durch den Mangel an Logik, Klarheit und Gewissenhaftigkeit.

*

Dr. KURT SCHMALTZ

## DIE WIRTSCHAFTSLITERATUR 1924

Die Wirtschaftswissenschaften zerfallen in zwei Teile: in die Volkswirtschaftslehre, die das Wirtschaftsleben mit seinen Gesetzen, Tatsachen und Zielen als soziale Erscheinung einer größeren Wirtschaftseinheit betrachtet; und in die Betriebswirtschaftslehre, die von der Einzelzelle, vom Betriebe ausgeht.

In der volkswirtschaftlichen Publizistik Deutschlands überwiegen quantitativ auch dieses Jahr die Bücher über das Geld; ihre Qualität steht jedoch nicht immer auf derselben Stufe wie die der ausländischen Publikationen.

Die betriebswirtschaftlichen Werke zerfallen wieder in zwei Gruppen: in die Betriebswirtschaftslehre und die Betriebswissenschaft. Die eine ging in ihrer Entwicklung vom Kaufmann aus (Buchhaltung, Bilanz, Rechnungswesen usw.), die andere vom Ingenieur, von der Technik und der rationellen Betriebsorganisation. Beider Objekt ist aber das gleiche: der Betrieb und in ihm der Mensch und seine Arbeit. Und so begegnen sie sich jetzt, durchdringen und befruchten sich, ebenso wie die Betriebswirtschaftslehre aus ihrer Selbständigkeit heraus auch der Volkswirtschaftslehre gibt und von ihr empfängt.

Diese Ausführungen seien vorausgeschickt, um den Rahmen zu zeigen, in den die angeführte Literatur hineingehört. Die ausländische Literatur ist in der Hauptsache mit angeführt; wo es für ein Werk nötig war, ist durch einen Zusatz der Inhalt knapp gekennzeichnet worden. Im übrigen muß die Gliederung diese Aufgabe erfüllen.

Die Zahl der Erscheinungen auf jedem dieser Gebiete ist groß, und es ist unmöglich, sie bibliographisch erschöpfend zu katalogisieren, geschweige, sie ausreichend zu qualifizieren. Am ratsamsten erscheint mir daher, mich auf kurze Hinweise zu beschränken, dafür aber auch die wichtigsten Erscheinungen des Auslands mit aufzuführen. Auch neue Auflagen älterer Werke sollen berücksichtigt werden.

### *I. Allgemeine und theoretische Volkswirtschaftslehre.*

#### 1. Allgemeine und systematische Werke.

Böhm-Bawerk, E. von. Gesammelte Schriften. Herausg. von F. X. Weiß, Wien-Leipzig.

Brentano, L. Konkrete Grundbedingungen der Volkswirtschaft. Leipzig.

Conrad, J. Leitfaden zum Studium der politischen Oekonomie. Jena. Teil 2. Volkswirtschaftspolitik. — Besondere Volkswirtschaftslehre. 9. erw. u. erg. Aufl., bearb. v. A. Hesse.

Viel gelesen, knapp gefaßt, leicht geschrieben, theoretisch nicht sehr tief.

Diehl, K. Theoretische Nationalökonomie. Jena. Bd. 2. Die Lehre von der Produktion.

Ein umfassendes Werk, berücksichtigt die gesamte vorhandene Literatur.

Jevons, W. St. Die Theorie der politischen Oekonomie. Aus d. engl. Orig. übertr. und eingel. v. O. Weinberger, Jena 1924.

Liefmann, R. Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Leipzig und Berlin.

Eine knappe Zusammenfassung des bekannten Werkes.

Oppenheimer, F. Theorie der reinen und politischen Oekonomie. Jena. 5. Aufl. Hlbd. 1. Grundlegung. Hlbd. 2. Die Gesellschaftswirtschaft.

Oppenheimer, F. Wege zur Gemeinschaft. Gesammelte Reden und Aufsätze. München. Bd. 1. 1924.

O. hat seinen eigenen theoretischen Standpunkt.

Pesch, H., S. J. Lehrbuch der Nationalökonomie. Freiburg i. Br. Bd. 1. Grundlegung. 3. und 4. neubearbeit. Aufl.

Vertreter der sogenannten ethischen Richtung, vom Christentum aus begründet.

Turgot, A. R. J. Betrachtungen über die Bildung und die Verteilung des Reichtums. Jena. 3. Aufl.

Die Volkswirtschaftslehre in Selbstdarstellungen. Bd. 1. Eduard Bernstein, Karl Diehl, Heinrich Herkner, Karl Kautsky, Rob. Liefmann, Heinr. Pesch, S. J., Julius Wolf. Leipzig.

Eine interessante Zusammenstellung von Biographien, die von dem betr. Verlag auch für andere Wissensgebiete durchgeführt wurde.

Wilbrandt, R. Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Stuttgart. Teil 1: Die Entwicklung der Volkswirtschaftslehre. Teil 2: Geschichte der Volkswirtschaft.

Zwei kleinere Werke zur Einführung.

## 2. Geld und Kredit — Bank und Börse.

Fisher, I. Der schwankende Geldwert. Dtsch. Ausg. von „Stabilizing the Dollar". Berlin.

Ein neues Werk des bekannten amerikanischen Vertreters der Quantitätstheorie", vergl. bes. sein Werk: Die Kaufkraft des Geldes.

Hahn, A. Geld und Kredit. Tübingen.

Hirsch, J. Die deutsche Währungsfrage. Jena.

Für deutsche Währungsgeschichte informatorisch wertvoll, kleines Werk.

Keynes, J. M. Monetary Reform, Mac Millan and Co. London

Keynes, J. M. Ein Traktat über Währungsreform. Uebersetzt Duncker und Humblot. München.

Ein theoretisch und praktisch vorzügliches Buch des bekannten englischen Wirtschaftspolitikers.

Mises, L. Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel. München und Leipzig. 2. neubearb. Aufl.

Obst, G. Geld-, Bank- und Börsenwesen. Eine gemeinverständliche Darstellung. Stuttgart. 22. vollst. umgearb. Aufl.

Robertson, D. H. Das Geld. Deutsch von M. Palyi. Berlin.

Swoboda, O. Die Arbitrage. Berlin. 16. Aufl. vollst. umgearb. u. verm. von M. Fürst. Teil 1 und 2.

Eine völlige Umarbeitung des bekannten Bank- und Börsenhandbuchs.

Valette, M. de. Stabilisation de la valeur de la monnaie. Exposé critique des systèmes de Irving Fisher et de John Maynard Keynes. Paris.

Withers, H. Bankers and credit. London.

### *II. Praktische und spezielle Volkswirtschaftslehre.*

## 1. Agrarwesen und Agrarpolitik.

Albrecht, G. Zur Krisis der Landwirtschaft. Jena.

Hainisch, M. Die Landflucht, ihr Wesen und ihre Bekämpfung im Rahmen einer Agrarreform. Jena.

## 2. Handelspolitik.

Litmann, S. Essentials of international Trade. Chapman and Co. London.

Plauth, Th. Deutsche Handelspoliik, ihre Geschichte, Ziele und Mittel. Eine Einführung. Berlin.

### *III. Finanzwissenschaft.*

Moll, B. Probleme der Finanzwissenschaft, methodologische und finanztheoretische Untersuchungen. Leipzig.

*IV. Organisation der Wissenschaft.*

1. Organisation der Produktion.

Beckerath, H. von. Kräfte, Ziele und Gestaltungen in der deutschen Industriewirtschaft. Jena. 2. erw. Aufl.

Hecht, W. Organisationsformen d. deutschen Rohstoffindustrien. Die Kohle. München.

Liefmann, R. Kartelle und Trusts und die Weiterbildung der volkswirtschaftlichen Organisation. Stuttgart. 6. erw. Aufl.

Tschiersky, S. Wirtschaftsverfassung. Breslau.

Es handelt sich bei diesen vier Büchern um kleinere Werke, aber auf gründlicher Sachkenntnis aufgebaut.

2. Organisation der Arbeiter und der Verbraucher.

Brauer, Th. Krisis der Gewerkschaften. Jena.

Behandelt das Problem vom Standpunkt der Christlichen Gewerkschaften aus.

Cole, G. D. H. Organised labour. An introduction to trade unionism. London.

Nestriepke. Gewerkschaftslehre. 2. Aufl. Stuttgart.

Ein Teil eines umfassenden Werkes über die Gewerkschaften, vom Standpunkt der freien Gewerkschaften aus.

Webb, S. u. B. Die genossenschaftliche Gemeinschaft. Uebers. und eingeb. von A. Müller. Halberstadt.

*V. Sozialismus und soziale Frage.*

Engels, Fr. und Radek, K. Die Entwicklung des Sozialismus zur Wissenschaft und Tat. Berlin.

Sombart, W. Der proletarische Sozialismus („Marxismus"). Jena. Bd. 1: Die Lehre. Bd. 2: Die Bewegung.

Ein gewaltiges Werk, das analytisch und geschichts-philosophisch die Erscheinung des proletarischen Sozialismus zergliedert und fesselnd darstellt. Es ist eine völlige Neubearbeitung des früheren Buches: Sozialismus und soziale Bewegung.

Vorländer, K. Geschichte der sozialistischen Ideen. Breslau. Bd. 2.

*VI. Soziologie.*

Allport, F. H. Social psychology. Boston, New York, Chicago.

Barnes, H. E. Sociology and political theory. New York.

Schönemann, F. Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin und Leipzig.

Tönnies, F. Soziologische Studien und Kritiken. Jena.

Weber, M. Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Tübingen.

Ein dicker Band, der die verstreuten Aufsätze des allzu früh verstorbenen Philosophen und Wirtschaftstheoretikers zusammenfaßt.

(Schluß im nächsten Heft)

Je älter man wird, um so mehr sieht man ein, daß das Lesen dicker Bücher meist nicht die Zeit und Mühe lohnt, die man angesichts der Kürze und Kargheit des Lebens, an sie wendet. Was darin steht, weiß man entweder bereits aus anderen Büchern oder aus Erfahrungen des eigenen Daseins. Das Wesentliche solcher Wälzer läßt sich in ein Minimum von Sätzen pressen, das uns eindringlicher als die ausgewälzte Form das, worauf es ankommt, vermittelt. Deshalb seien nur dünne Bücher empfohlen, die es in sich haben:

Paul Morand: „Lewis und Irene" (Herzverlag, Wien). Ein Roman mit äußerster Konzentration erzählt, so, daß die traditionellen Sentiments Menschen unserer Zeit verwirren und ernüchtern, dagegen die sachlichen und geschäftlichen Abenteuer unseres Lebens in wirkliche Gefühlsromantik sich wandeln. Nicht mit Gestammel oder Gebrüll, sondern mit ironischem Geist geschrieben.

Franz Kafka: „Der Hungerkünstler" (Verlag Die Schmiede, Berlin). Nachgelassene Geschichten dieses Prosadichters. Einer der wenigen, der die von anderen roh geübte Handhabung der deutschen Sprache zu einer Kunst macht, in einem Stil von einfachster Klarheit das Wirkliche als Wunder, das Wunderbare als Wirklichkeit erscheinen läßt.

Bruno Frank: „Tage des Königs" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin). In einem musterhaft straffen, dichten, bildhaften farbigem Deutsch von einem Kenner der Tiefen menschlichen Wesens aufgezeichnet. Diese Geschichten aus Friedrich II. Alter räumen nicht nur den Fridericus Rex-Popanz hinweg, sondern werden zu einem Mikrokosmos aller menschlichen Leidenschaften, die durch analysierenden Geist gebändigt sind.

Noch erquicklicher, als auch in den dünnsten Büchern zu lesen, ist es, in Büchern zu lesen, in denen es gar nichts zu lesen gibt, sondern nur zu sehen: Bilderbücher. Die schönsten Bilderbücher sind:

Masereels Bilderromane (Kurt Wolff-Verlag, München). Ich nenne nur die letzten „Die Passion" und „Die Idee". Hier ist nicht nur Menschenschicksal, sondern unsere Zeit in allen Ausgeburten so kunstvoll, aufrüttelnd und beglückend eingefangen, daß nicht verdient, seine Augen im Kopfe zu haben, wer sie nicht dazu benutzt, diese Holzschnittbücher anzusehen.

„Adamson" von O. Jacobson (Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin), aus Schweden. Das bist du, verkleidet als Exentric-Clown im ewigen tragischen Kampf mit den guten und bösen Strebungen in dir und mit den Tücken des Objekts außer dir, also das Komischste was es gibt. Wer über diese kleinen Bilderserien sich nicht totlacht, hat nicht das Recht, lebendig zu bleiben.

# WELCHE BÜCHER WERDEN AM MEISTEN GEKAUFT?

Wir wollten wissen, was die gebildeten Deutschen zurzeit am liebsten lesen. Deshalb haben wir uns an die vornehmsten deutschen Buchhändler im Reich gewendet und sie gefragt: Was wird bei Euch gekauft? Die Antworten sind eigentlich befriedigend. Freilich haben wir uns nur an Sortimenter gewendet, die ihren Beruf ohne Zynismus, will sagen: mit Freude am schönen Buch betreiben. Aus München haben wir keine Antwort erhalten können. Der „Tagebuch"-Leser wird die Gründe sich selber sagen können. . . .

*

Graphisches Kabinett, Berlin W 50, Kurfürstendamm 232.

Ich nenne Ihnen im Folgenden die fünf Bücher dieser Saison, die in unserem Geschäft am meisten gekauft wurden.

1. Franz Werfels Musik-Roman „Verdi",

2. Romain Rolland, „Anette und Sylvia", der erste Teil seiner neuen Romanreihe,

Als 3. Buch müssen wir wiederum den Roman eines Franzosen nennen, nämlich Andre Baillon, „Geschichte einer Marie",

An 4. Stelle steht die neue Ausgabe der Romane von Bernard Shaw, und an

5. Stelle scheint Gerhart Hauptmanns Roman „Die Insel der Großen Mutter", Rekordzahlen zu erreichen.

Alle diese genannten Bücher haben allerdings nicht entfernt Verkaufszahlen erreicht, wie in den ersten Monaten d. J. die Erinnerungen von Ford und Ossendowskis „Götter. Menschen und Tiere".

*

Amelangsche Buchlandlung, Charlottenburg.

Es läßt sich daher noch nicht feststellen, was wohl das Beste dieses Jahres sein wird. Am meisten gekauft wird bei uns zurzeit noch von älteren Erscheinungen „Rolland, Annette und Sylvia". Der neue Roman von Gerhart Hauptmann, „Insel der großen Mutter", wird mehr verlangt, als sich nach dem Urteil eines Teils der Presse vermuten ließ. Auch der neue Band des „Wendekreis" von Wassermann, „Faber", findet viele Freunde. Zu den gut verkauften Büchern gehört ferner der Verdi-Roman von Werfel und Rolland, „Mahatma Gandhi".

Nachdem jahrelang auf dem Gebiete der deutschen schönen Literatur das lediglich auf Sensation und Nervenkitzel eingestellte Buch eine führende Rolle spielte, dringt doch jetzt der gute und gediegene Geschmack wieder durch und als Buchhändler kann man sagen, daß es jetzt wieder mehr Freude macht, Bücher vorzulegen und zu verkaufen.

*

Edmund Meyer, Buchhandlung und Antiquariat, Berlin.

Es ist mir leider ganz unmöglich, Ihnen die Bücher zu nennen, die gegenwärtig am meisten gefordert werden. Ich würde dadurch manchem guten Buch Unrecht tun, da es entweder wegen der Höhe des Preises oder wegen der Tendenz nur einen kleinen Leserkreis hat; andererseits einem notorisch schlechten Buch zu viel Ehre antun, wenn ich die starke Nachfrage nach ihm besonders betonen würde.

Es ist leider zu beobachten, daß die Ansprüche des Publikums zum Teil außerordentlich zurückgegangen sind. häufig durch die Sehnsucht nach Entspannung.

Neben Rolland, Mahatma Ghandi und Rolland, Annette und Sylvia, Wassermann, Faber

Hauptmann, Insel; Sprangers Lebensform könnte ich Tarzan, Band 1 bis 4, anführen.

*

Franz Leuwer, Buch- und Kunsthandlung, Bremen.

Während der letzten Saison waren bei mir gleich begehrt neun Bücher:

Wassermann, Ulrike Woytich,

Ossendowski, Tiere, Menschen und Götter,

Kugler, Geschichte Friedrich des Großen, mit Illustrationen von Adolf Menzel,

Ford, Mein Leben,

Winckler, Der tolle Bomberg,

Leben des Benvenuto Cellini (Frankfurter Verlagsanstalt),

Balzac, -Bände (Rowohlt Verlag).

Hartwich, Aus der Schmiede des Glücks.

Schleich, Besonnte Vergangenheit.

*

Georg Tamme, Buchhandlung, Dresden.

Der Geschmack des in unserem Geschäft einkaufenden gebildeten deutschen Lesers suchte sich die Werke folgender deutscher Dichter und Schriftsteller aus:

Frank Thieß mit seinem bedeutenden Werk „Die Verdammten".

Jacob Schaffner: Das Wunderbare, auch für Vielbelesene eine besondere Freude.

Gagern und sein Werk „Das nackte Leben".

Stefan Zweig und seine hinreißenden „Amok-Novellen".

Franz Werfel mit seinem neuen „Verdi-Roman".

Wenn auch einige der oben genannten Bücher nach dem Urteil einer Dresdner Kritikerin nicht gern von der gebildeten Haustochter gelesen werden (sie greift nach dem treudeutschen neuen Rudolf-Herzog-Roman „Wieland der Schmied") so freuen wir uns doch außerordentlich, daß die Nachfrage nach den oben genannten Büchern eine so überaus rege ist.

*

Alfred Neumannsche Buchhandlung (H. v. Mayer), Frankfurt a. M.

Ihre Anfrage in Ihrem Schreiben vom 14. November ist nicht so ganz leicht zu beantworten, da sich die Frage nach bestimmten Büchern in den letzten Wochen und Monaten nicht besonders scharf auf einige wenige konzentrierte. Wir möchten die folgenden bezeichnen:

Romain Rolland, Mahatma Gandhi;

Stefan Zweig, Amok;

Frank Harris, Oskar Wilde;

Ossendowski, Tiere, Menschen, Götter; und dann

der neue Gerhart Hauptmann, Insel der großen Mutter.

*

Bücherstube und Antiquariat Jugendbücherstube Walter Schatzki, Frankfurt a. M.

Die fünf meistverlangten Bücher dieser Saison:

Emil Ludwig, Genie und Charakter;

Wassermann, Faber;

Winckler, Der tolle Bomberg;

Rolland, Gandhi;

Hauptmann, Die Insel der großen Mutter.

Selbstverständlich wird Thomas Mann, Zauberberg, außerordentlich lebhaft erwartet.

*

Bücherstube Walter Severin, Hagen i. W.

Sie haben die Freundlichkeit, unsere Meinung über die fünf meist gekauften Bücher dieses Jahres zu hören. Zweifellos bereiten Sie damit dem Publikum ein großes Vergnügen, wenn Sie ihm damit zeigen, wem es eigentlich seine Liebe geschenkt hat.

Nur ist das natürlich außerordentlich schwer, da ja gerade ein Zeichen für die heute Bücher kaufende Schicht ist, daß sie keinen bestimmten Standard in kulturellen Dingen besitzt, sondern daß die, die sich in dem Tohuwabohu der letzten Jahre ihre eigene Meinung gerettet haben, in den meisten Fällen auf ihren höchst persönlichen Steckenpferden herumreiten. Trotzdem, was wir darüber sagen können, ist durchaus nicht schlecht. Bei den Neuigkeiten dieses Jahres rangiert voran Wassermanns ausgezeichneter vierter Roman des Wendekreises „Faber oder die verlorenen Jahre". Dichtauf folgt Hauptmann mit seiner „Insel der großen Mutter". Alsdann sub Nr. 3 bis eigentlich weit über das Ziel hinaus Balzac, der große Bucherfolg der letzten Jahre in sämtlichen vorhandenen Ausgaben, voran der vortrefflichen kleinen Rowohltschen, durch die zwar nicht Amerika entdeckt worden ist, die aber zur Begriffsklärung des Namens Balzac mehr als alles bisherige beigetragen hat. Dann kommen in größeren Abständen Rolland, „Annette und Sylvia", und seit ein paar Tagen Frank Thieß, „Der Leibhaftige". Für unser eigenes Sortiment müßten wir eigentlich zwischen 2 und 3, also noch vor Balzac die Bücher von Robert Lewis Stevenson und Jack London stellen, für die wir uns mit allem möglichen Nachdruck einsetzen. Das hat seinen besonderen Grund darin, daß wir als Gegengewicht gegen alle möglichen Schund- und Saisonsentimentalitäten uns mehr aus sportlichen Gründen für Abenteurer- und Reiseliteratur anständiger Qualität seit längerem bereits einsetzen und damit nicht nur äußerliche, sondern auch sehr angenehme geschäftliche Erfolge gezeitigt haben.

Wie Sie daraus ersehen mögen, ist nach allen durchaus festzustellen, daß die Käufer guter Bücher noch lange nicht ausgestorben sind. Vielleicht liegt das aber auch am Sortimenter selber, von dem heute freilich etwas mehr verlangt wird als Zuckerbrot zu backen.

*

A. Blencke & Co., Buchhandlung,
Hamburg 36.

In letzter Zeit wurden am meisten und besten verkauft:

Hauptmann, Insel der großen Mutter,
Wassermann, Faber,
Bauer, Wie bist du Weib?
Ludwig, Genie und Charakter,
Frank, Tage des Königs.

Wir erklären hiermit, daß wir diese fünf Bücher nur in bezug auf ihre Gängigkeit angeführt haben, ohne damit irgendein Werturteil ausgesprochen zu haben.

*

M. Lengfeldsche Buchhandlung,
Köln.

In unserm Geschäft waren die folgenden Publikationen am meisten begehrt:

Hauptmann, Insel;
Ossendowski, In den Dschungeln,
Michaelis, Sieben Schwestern,
Balzac, Verlorene Illusionen,
Shaw, Romane.

*

Paul Neubner,
Buchhandlung und Antiquariat
Köln.

In meinem Geschäft wurden in diesem Jahr bisher folgende Bücher am meisten verkauft:

Hauptmann, Insel der großen Mutter,
Ossendowski, Tiere, Menschen und Götter,
Rolland, Annette und Sylvia,
Thieß, Der Leibhaftige,
Wassermann, Faber.

Herr Georg Bernhard, der Chefredakteur der Vossischen Zeitung, ist bei den Reichstagswahlen durchgefallen. Er ist gefallen, aber er wäre beinahe gefällt worden. Der Wahlkampf in Halle-Merseburg wurde mit ungeheurer Wut geführt. Man begnügte sich nicht mit Redeschlachten, man setzte dem demokratischen Kandidaten in die stillen, jetzt von vaterländischem Geheul gestörten Landstädtchen nach, um ihn zu überfallen. Edle deutsche Vorkämpfer, Wehrwolfsbrut, verkroch sich am Wahltage zwischen die Räder des Kraftwagens, drehte heimlich einige Schrauben am Auto Bernhards ab und hatte die Genugtuung, zu erleben, daß das Rad sich vom Wagen löste und das Auto sich überstürzte. Aber, wie Theodor Storm singt: „Ein echtes Herz, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen": Georg Bernhard fiel auf alle Viere und kletterte erstaunt und fröhlich aus dem umgefallenen Wagen hervor.

Warum gerade in Halle-Merseburg so wütende Erregung? Liegt es am Judentum des Kandidaten? Aber auch andere Kandidaten waren halbe oder ganze Juden, Dernburg und Hilferding, Paul Levi und der gute Quaatz von den Deutschnationalen, dennoch ging es in deren Wahlkreisen still und friedlich zu. Es liegt wohl an dem Kandidaten, der in seinem Bezirk die Musik macht. Um Bernhard herum bleibt es nie ganz stille, das war schon vor zwanzig Jahren in Dresden so, als er den sozialdemokratischen Parteitag in Aufruhr versetzte. Es gibt Naturen, die bloß die Hände ineinander zu verschränken brauchen und die Explosion ist fertig. Manche Naturen strömen friedliche Atmosphären aus, z. B. Herr Löbe, der alte, neue Präsident des Reichstags. Wenn Herr Löbe Jemandem sein schlesisches Handwerksburschengesicht zuwendet und Einen durch seinen runden Brillen verwundert betrachtet, da strömt Eichendorff-Stimmung auf den Erregten, die schrillen Stimmen werden leise, die Schreier verstummen und nehmen sich zusammen, um dem milden Blick dieses geborenen Erziehers standhalten zu können. Herr Bernhard ist sozusagen ein Antilöbe. Um ihn herum tönt gleich, wenn er kommt, wohin er kommt, politische Jazz-Musik. Er ist nicht bloß ein ewig aufmunterndes, ein elektrisierendes Element, er hat eine Neigung zu Paradoxen, ein Talent, in der logischen Kette unnütze Glieder zu überspringen, eine journalistische Begabung zu grellen Ueberschriften, die man in Halle, in Merseburg und in Eisleben nicht verträgt.

In Halle wurde die Atmosphäre von dem Tage an brenzlich, als Georg Bernhard einen Stahlhelm-Mann, der ihn auf der Tribüne verleumdete, am Kragen erwischte und ihm vor versammelten Volke eine Ohrfeige herunterknallte. Die Zuschauer waren entzückt, die Zeitungsleser sagten sich: Was für ein frisches Temperament! Und die Wahlarithmetiker schätzten die Ohrfeige auf drei- bis viertausend Stimmen ein. Diese spontane Backpfeife ist es wert, einige all-

gemeine Bemerkungen zur Technik der Ohrfeige zum Besten zu geben. Gewiß ist eine frische Maulschelle eine erquickende Begebenheit, das Leben wäre blutärmer und langweiliger, wenn Auseinandersetzungen stets nur mit Berichtigungen auf Grund des Preßgesetzes enden sollten. Nein, nein, es muß Abkürzungen der Diskussion geben, und eine richtigsitzende Ohrfeige kann ein brillant gesetztes Finale sein. Aber darauf kommt es eben an: Eine Ohrfeige muß ein Schlußpunkt sein!

Der Fehler der Bernhardschen Ohrfeige, ihre sympathische Spontanität in hohen Ehren, war, daß sie, ich möchte sagen: rein kompositorisch unrichtig eingesetzt war. Eine Ohrfeige, mitten im Wahlkampf, das kann leider nur einen flüchtigen Knalleffekt geben. Es ist gegen die gelegentliche Verwendung dieses Effektes in der Agitation nichts einzuwenden. Aber der Paukenschlag muß am Ende, nicht in der Mitte des Orchesterstückes stehen. Eine zu früh gegebene Ohrfeige löst nämlich nicht nur das Behagen des Kiebitzes aus, dem bekanntlich kein Spiel zu hoch geht, sie weckt auch die schlafenden Kräfte der Gegenseite. So wirkte die Bernhardsche Backpfeife offenbar in Halle, sie brannte nicht nur dem einen Wehrwolf auf der Wange, sie rötete die Gesichter und Gemüter aller Wehrwölfe. Die zweite Hälfte des Wahlkampfes stand offenbar im Zeichen dieser Ohrfeige. Daher die Ueberfälle auf den Kandidaten, das Nachjagen in die kleinen Städte, die Versuche, für Bernhard kalt vorzubereiten, was er heiß erzeugt hatte. Ohrfeigen und Ohrfeigen sind aber nicht ein und dasselbe. Eine geplante, im Hinterhalt vorbereitete, eine schlau inszenierte Ohrfeige ist wertlos, sie tut niemand wohl, am allerwenigsten den Zuschauern einer abgekarteten Szene. Das Erfrischende, ich möchte sagen Beglückende einer Ohrfeige besteht darin, daß Einfall und Handlung, Befruchtung und Geburt, Reflexion und Tat in einer Sekunde zusammenfallen.

Nun wird man einwenden: Warum bemängelst du dann, daß diese Ohrfeige zu früh gegeben wurde? Kann man denn Ohrfeigen aufs Eis legen? Darauf antworte ich: Ja, das muß man können. Darin besteht fast das Wesen der politischen Taktik. Wer möchte nicht, jeden Tag einmal, irgendeinem schuftigen Beschmutzer mit einem schnellen Schlag den Mund stopfen. Aber das Gehirn ist ein Hemmungsorgan. Politik treiben heißt sehr oft: wissen, wenn man seine Hemmungen fallen lassen darf. Im Anfang oder in der Mitte eine Kampfes, gar eines Wahlkampfes, darf man es nicht. Wozu lümmeln wir denn alle drei Wochen bei einem großen Boxkampf, wenn wir nicht einmal dies Eine lernen, daß Sieger nur der sein kann, der ein Oekonom seiner Kräfte ist. Ohrfeigen tun gut, Ohrfeigen erziehen, Ohrfeigen gewinnen das Herz des Nebenmenschen, aber eine gutsitzende Ohrfeige muß architektonisch richtig eingebaut sein. Die Ohrfeige gehört an den Schluß, nicht in die Mitte einer Diskussion. Sie ist der grüne Busch den der Baumeister fröhlich auf das Gerüst des Daches setzt!

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Elfte Fortsetzung.]

## XII

In den folgenden Wochen lachte Irene etwas mehr. Sie ging jeden Morgen sehr zeitig aus und kam nur zum Frühstück wieder nach Hause. Ihre Post wurde jeden Tag umfangreicher. Sie beklagte sich nicht mehr darüber, sich schlecht zu fühlen oder zu fett zu werden. Man rief sie ans Telephon: „Kann die gnädige Frau ans Telephon kommen?“, sagte eine fremde Stimme. Dann begann die Unterhaltung. Lewis, der um seine eigene Freiheit besorgt war, bemühte sich, den Anschein zu erwecken, als achte er auch Irenens Freiheit; er vermied jede Frage. Handelte es sich um Familienangelegenheiten, Kindereien, galante Verwicklungen? Das konnte er kaum glauben. Er verfehlte nicht, sich darüber zu „ärgern“ (ein Wort, das im Munde gleichgültiger Menschen einen so tragischen Sinn annimmt).

Eines Vormittags sah Lewis seinen Wagen in der Rue Cambon stehen. Er suchte nach dem Schild einer Modistin oder Masseuse, bei der Irene sein könnte: nichts. Ein düsteres Haus, eine Art senkrechter Steppe, mit Kirchenfenstern für den Fahrstuhl, der von der Serpentinentreppe umgeben war. Was hatte sie da zu tun? Und so lange? Um halb eins betraten Elektrotechniker das Haus. Lewis prüfte den Hof. Den ersten Stock fand er ungehörig aussehend. Im fünften rosa Vorhänge. Er schämte sich so zu spionieren. Wie er sich über Vorahnungen lustig machte, entdeckte er gerade welche.

Unruhig und mißgestimmt wartete er auf den Treppenstufen weiter. Um ein Uhr kam Irene mit einem großen Briefumschlag unter dem Arm heraus. Sie kommt zum Frühstück mit einer Verspätung von fünf Minuten heim — einer Männerverspätung, nicht mit einer ungeheuerlichen Frauenverspätung. Als sie ihn sieht, bleibt sie sprachlos stehen. Sie steigt in den Wagen (den sie selbst steuert), fährt aber nicht los. Sie wendet sich nach ihm um, und erklärt, ohne warten zu können, mitten auf der Straße in diesem geschlossenen Kasten: „Verzeih, Lewis .. Ich habe nicht gewagt, es dir zu gestehen .. obwohl es mir unendlich schwer wurde, dir etwas zu verbergen. Ich gehe nur für einige Tage hierher ... ja, für etwa vierzehn Tage. Unsere Bank eröffnet eine Filiale in Paris. Zwei Stockwerke in diesem Hause. Das Schild ist noch nicht angebracht. Man legt gerade die elektrischen Leitungen ... Ich versichere dir: die Umstände haben es so gewollt. Ich habe dieser Tage erfahren, daß ein griechisches Konsortium die Emission einer Drachmenanleihe in Frankreich plant,

und wir sind daran interessiert. Unser Prokurist ist ein Idiot. Als er eines Tages in großer Verlegenheit war, hat er mich angeläutet und mich um Rat gefragt. Ich habe ihm geholfen. Am nächsten Tage bin ich in die Bank gegangen, und seitdem arbeite ich alle Tage dort.

— Alle Tage nicht, sagte Lewis; manchmal gehst du nicht aus. Vorgestern diese Migräne . . . .

— Ich hatte keine Migräne. (Wenn du wüßtest, wie wohl das tut, nicht mehr zu lügen!) Ich hatte mir Abrechnungen mit nach Hause genommen und mich eingeschlossen, um sie hinter deinem Rücken in Ordnung zu bringen.

Lewis schwieg, dann begann er zu lachen:

— Und ich glaubte an irgendeine Giftentziehungskur!

Abends nach dem Essen (es regnet draußen, zum ersten Male geheizt) zündet Lewis sich seine Pfeife an.

— Ich denke an mein Abenteuer von heute Morgen . . . Es ist doch ernster, als du glaubst, Irene. Am wenigsten erfreulich bei dieser Entdeckung eines betrogenen Ehemannes ist der Umstand, daß du mich zwingst, auch wieder zu arbeiten. Ich habe nicht die geringste Lust dazu: ich habe so gar keine Veranlagung zum Orientalen, der ins Café geht, während seine Frau auf dem Felde arbeitet, oder, wie man im mondänen Milieu der Alesiastraße sagt, „sie ins Business gehen" läßt.

— Es handelt sich nur um vierzehn Tage . . . .

— Es handelt sich um dein ganzes Leben, Irene; du wirst niemals auf Arbeit verzichten; oder sterben. Siehst du nicht selbst, daß du eine andere Frau bist, seitdem du wieder in der Bank arbeitest?

Irene setzte sich zu seinen Füßen.

— Gewiß. Ich bereue weniger, als du glaubst. Auch für dich wäre es gut, zu arbeiten. Siehst du, man muß sich nützlich machen. Es darf nicht zwei Europas geben: eines lebt sauber und trinkt frisches Wasser, und das andere schläft unter Flöhen und lebt von Birkenrinde. . . .

— Ich habe den „Bürgerlichen Fortschritt" geheiratet!

— Sei großmütig. Warte nicht, bis die Ereignisse uns beweisen, daß wir einander lieben müssen. Du wirst diese Lehre der Dinge teuer zu bezahlen haben.

Sie betrachtete im Dunkeln Lewis energische Züge, die runder zu werden und ihren Charakter zu verlieren begannen. seitdem er keinen Beruf mehr hatte.

— Ich habe mir schon gesagt, daß du vielleicht Lust hättest, deine Firma wieder in die Hand zu nehmen, aber es meinetwegen nicht wagtest.

Lewis beeilte sich unaufrichtig zu sein.

— Keineswegs. Ich war fest entschlossen, kein Geschäft anzurühren. Was hast du in mir alles eingeschläfert?

— Ich bin unruhig. Was machst du heute mit den Leidenschaften, den Aussichten, mit all den Kraftlinien, die einst dein Leben kreuzten? Schläft das, um gegen mich aufzustehen?

— Fürchte nichts. Ich vergesse schnell.

Erinnerst du dich? Du sagtest einmal, die Börse sei deine Erholung.

— Ich bin erwachsen. Ich brauche mich nicht mehr zu amüsieren.

— Sag mir die Wahrheit. Du hast seit unserer Verheiratung nicht ein einziges Geschäft angerührt?

Lewis drehte am Dampfheizungshahn — eine Bewegung, die der alten, poetischen des Feueranschürens entspricht:

— . . . Nein, antwortete er.

Draußen psalmodierte der Wind und riß die Dächer aus ihren Gelenken. Lewis rückte näher an Irene.

— Das heist . . . . einmal, in Griechenland . . . ich glaube, ich habe es dir nie erzählt . . . da habe ich die ganze Traubenernte auf deiner Insel gefixt.

## VIII.

Kurze Zeit darauf übersiedelte die Hauptniederlassung des Bankhauses Apostolatos in Frankreich von Marseille nach Paris. Irene nahm die Stelle eines Prokuristen an. Mehr und mehr verzichtete die griechische Firma auf Frachtunternehmungen und Warenlombarde; sie widmete sich großen Industriegeschäften und der Unterbringung von Staatsrenten. Dank dieser neuen Politik und dank glücklichen Bündnissen mit fremdem Kapital hatten sich die Aktien ihrer Tochtergesellschaften, der „Olympischen Gesellschaft für chemische Produkte“ und der „Spartanischen Elektrizitätsgesellschaft“ (für die Ausbeutung der Thomson Houston-Verfahren im Peloponnes) binnen wenigen Monaten verdoppelt. Der Name Apostolatos war von nun an in Paris „vorteilhaft bekannt“, und die Prämienanleihe in Papierdrachmen begann ihren Markt in Frankreich zu finden. Der einzige Schatten in dieser Bilanz: griechisch-italienische Konflikte, die anläßlich der Beschlagnahme eines griechischen Dampfers im Adriatischen Meer ausgebrochen waren und eine unangenehme Wendung zu nehmen drohten.

Bei der Franco-Afrikanischen lag die Sache anders. Lewis nahm seinen alten Posten nur mit Schwierigkeiten wieder ein. Er hatte die Firma in ungeordnetem Zustand verlassen. Um die Geschäfte als stolzer Selbstherrscher ohne Kontrolle führen zu können, hatte Lewis in den Jahren seiner Geschäftsführung dafür gesorgt, daß niemand die Zusammenhänge kennen lernte, daß keine Unterführung entstand; er legte keinen Brief ab, verhandelte ohne Protokoll, nahm die Akten, die ihn interessierten, mit nach Hause und gab sie nie wieder; sobald er nicht mehr da war, wurden waghalsige Unternehmungen, die nur seine Wärme oder seine Kühnheit aufrecht er-

hielt, zweifelhaft. Man verfehlte nicht, ihn zu diskreditieren. Seine Einfälle wurden Irrtümer, sein Schwung Wahnsinn. Als er wieder auftauchte, hatte der Geist der Direktion sich gewandelt; eine ganze Hierarchie von flachen Beamten und furchtsamen Prälaten hatte die Oberhand und behandelte die Geschäfte von der kleinlichsten Seite; sie wurden von Tag zu Tag mit schläfriger Schlappheit auf dem Verwaltungswege erledigt. Lewis fiel unter sie wie der Löwe unter die Wiederkäuer. Er mußte seine ganze wiedergefundene Gewalt anwenden, um sich von neuem durchzusetzen.

Die Arbeit kam als wahre Freundin zurück: da Irene herrliche Erfolge hatte und Lewis wieder Herr der Lage wurde, zweifelten sie nicht daran, daß sie durch Arbeit bald ebenso vollkommen verknüpft sein würden wie durch die Liebe.

Verschiedene Beschäftigungen, ihr plötzliches Aufstehen, ihre unterbrochenen Mahlzeiten würden den gemeinsamen Stunden erhöhten Wert verleihen; die Vergnügungen würden zu Schelmenstreichen, Unannehmlichkeiten abgekürzt werden. Zwischendurch hielten zärtliche Blicke auf; dringende Abwicklungen entmutigten den Schwung, der sie miteinander verband. So würden sie das Bedürfnis nach Vervollkommnung ablenken, das selbst die schönste Liebe erschöpft. All das Wunderbare eines Geschäftslebens, die gefährlichen Spekulationen, das Wagnis neuer Finanzierungen, die Unbeständigkeit der Valuten, die Pathetik der Liquidationen oder der Reports würden, besser als das ausgeglichenste gemeinsame Leben, Ruhe, Fülle und Dauer in ihre Herzen legen.

## IX.

Aber es kam anders. Diese beiden Wesen, die so weite und natürliche Gründe hatten, einander zu lieben, sahen ihr Glück mit jedem Tage mehr entschwinden. Lewis war die Ursache und das erste Opfer. Er hatte bekanntlich eine weniger große Seele als Irene.

Oft geschah es, daß der eine einen für den anderen bestimmten Brief öffnete. Irene entschuldigte sich bei der ersten Zeile. Lewis konnte nicht umhin, selbst wenn er sich schon davon überzeugt hatte, daß es sich um eine Angelegenheit der Apostolatos handelte, bis zu Ende zu lesen.

Irene arbeitete ohne jede Hilfe und führte im Geiste Operationen während des Ankleidens aus; Lewis konnte einen Sekretär nicht entbehren. Martials Kopf erschien wieder auf dem täglichen Film.

Wie viele Geschäftsleute konnte Lewis nicht rechnen; vor einer Regeldetriaufgabe war er hilflos wie ein Kind.

Irene machte sich über ihn lustig:

— Du wirst wie Onkel Priamus enden, sagte sie. Eines Abends rechnete er ab und entdeckte ein riesiges Defizit. Er nahm eine Pistole und erschoß sich. Am nächsten Tage stellte man fest, daß nur ein Rechenfehler vorlag. Er hinterließ meiner Tante Klytemnästra sechs Millionen.

Telephon. Lewis nahm mit unbeweglichem Gesicht, aber verhärtetem Blick den Hörer ab.

— Für dich, Liebling, sagte er dann.

Irenens berufliche Geschicklichkeit kam ihm verdächtig vor. Er fragte sich, wie es geschah, daß sie sich selbst genügen konnte. Sie kam niemals zu spät, empfing Besuche, machte Notizen, beantwortete Briefe, diktierte Berichte, ohne daß es ihr jemals die geringste Mühe zu machen schien. Irenens Bureau war immer sauber und wurde nach jedem Vormittag aufgeräumt. Lewis' Schreibtisch war mit Fakturen und Benachrichtigungen überhäuft, die vergeblich auf Anweisung oder Antwort warteten. Irene war ungewöhnlich großzügig in ihren Geschäften (— Man muß die Leine locker lassen, pflegte sie zu sagen —), besonders bei Verhandlungen mit Griechen. Man spürte, daß man unter Griechen sofort miteinander im Vertrauen war, daß bestimmte Perfidien unmöglich seien. Er mußte allein seinen Weg gehen, die Hand an der Waffe, offenen Auges, immer auf der Hut; denn in den Kreisen der abendländischen Finanz herrscht das Mißtrauen.

Irene gehörte zum Geschlecht der Bankier-Juweliere, der Edelmetallhändler. Lewis stammte aus einer Generation, die nur an Industriewerte glaubt, niemals Gold gesehen hat, Depositbanken und Depots selbst verachten, die er gewissenlos nach seinem Gutdünken, notwendiger Weise sogar gegen den Willen der Kunden, weiter anlegte. Irene folgte der Tradition, betrachtete Spargut als etwas Heiliges, kam auf Obligationen und Staatsrenten zurück und machte sich die Mühe, Parlamentarier und Zeitungen zu kaufen. „Bankier sein, sagte sie, bedeutet tausend enge Gesetze zu achten, bedeutet nicht waghalsig zu handeln."

Lewis verschmähte mit dem Feudalhochmut der Nachkriegszeit diese langsamen Methoden: er hatte Unrecht. Die Paarung von Politik und Finanz gibt häßliche, aber dauerhafte Kinder.

— Irene, sagte er, du bist das Monopol und die Bestechung.

— Und du, erwiderte sie, das Agio und die Spekulation.

Es kam, daß Lewis ein Geschäft ablehnte, weil es langweilig war. Er war in diesen Dingen, wie wir bereits gesehen haben, wie eine Frau. Irene überließ nichts dem Zufall; ihr war alles recht. Sie vergaß nicht, daß der Wucher der Großvater des modernen Kredits ist. Sie nutzte Abfälle aus. Sie sah sich vor, nicht auf Lewis' Gebiet zu jagen. (Gleichartige Unternehmungen am Mittelmeer brachten es mit sich, daß ihre Interessen häufig ineinander griffen.) Aber wenn Lewis Irene die Unterlagen vorlegte, um zu sehen, wie sie den Knoten lösen würde, so strengte Irene sich an, und bald ergaben sich günstige Resultate. Dann bereute Lewis. Obwohl er es hochmütig verbarg, merkte Irene es bald und bot ihm in ihrer gewohnten Offenherzigkeit an, zurückzutreten. Aber er war argwöhnisch und nahm diese Lehre nicht an; er verzieh schwer.

**(Fortsetzung folgt.)**

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Dezemberwoche

Die Parlamentswahl hat die Aufmerksamkeit von Vorgängen abgelenkt, die ins grellste Licht der öffentlichen Diskussion gestellt zu werden verdienen. In Paris haben Separativverhandlungen zwischen Deutschen und den französischen Industriellen stattgefunden, deren Ziel nach einer Indiskretion des „Temps“ außer einer gemeinsamen Verständigung mit der Eisenindustrie von England, Italien, Belgien und Luxemburg kein geringeres ist, als die Ausschaltung der freien Konkurrenz der französischen und lothringischen Werke auf dem deutschen Markt. Die französische Eisenindustrie soll sich verpflichten, nicht mehr unmittelbar an die deutsche verarbeitende Industrie zu liefern. Andererseits würde den französischen Produzenten deutscherseits die Abnahme eines bestimmten Kontingents garantiert. Die Einfuhr von ausländischem Eisen und Stahl würde nur also noch auf dem Umwege über die deutschen Kartelle möglich sein. Der Plan ist so ungeheuerlich, daß man ihn nicht für möglich gehalten hätte, wenn nicht inzwischen Bestätigungen eingegangen wären. Man lebt heute in Deutschland immer noch in der Vorstellung, als ob jedwede Verständigung zwischen der deutschen und französischen Montanindustrie ein allseitig erstrebenswertes Ziel sei. Man denkt dabei an die harmlosen Austauschprojekte für Kohle und Erz, deren Realisierung sich in der Tat über kurz oder lang als wirtschaftliche Notwendigkeit herausstellen wird. Was jetzt geplant wird, ist jedoch etwas ganz anderes. Die deutsche Stahlindustrie geht aufs ganze. Sie erstrebt die absolute Monopolisierung des deutschen Marktes in Verbindung mit der Errichtung einer hohen Zollmauer. Auf die schwere Gefahr der Eisenzollerhöhung, die von den Interessenten stillschweigend wie ein fait accompli behandelt wird, ist an dieser Stelle vor Monatsfrist bereits hingewiesen worden. Wenn aber zugleich mit der Statuierung eines erhöhten Zolles auf Grund von internationalen Vereinbarungen von Land zu Land die gesamte Einfuhr von Eisen und Stahl restlos kartelliert würde, dann heißt das nichts anderes als daß die weiterverarbeitende Industrie Deutschlands sich bedingungslos der Preisdiktatur der Montanverbände zu unterwerfen habe. Die sechs bis acht Großkonzerne, die über ihren eigenen Bedarf hinaus eine Ueberschußproduktion von Stahl betreiben, übernehmen dann die Vormundschaft über alle Stahlverbraucher, die nicht selbst ein Stahlwerk besitzen. Wenn bei den Verhandlungen zur Beschwichtigung deutscher Opponenten in Aussicht gestellt worden ist, man werde von den sich ergebenden

Ueberschüssen Rückprämien an die Verbraucher ausschütten, so kann ein solcher Versuch der Bauernfängerei schwerlich ernst genommen werden. Die Abhängigkeit wird in jedem Falle eine perfekte sein. Das sind erbauliche Perspektiven insbesondere für die süddeutsche Industrie, die den Vertikalrummel nicht mitgemacht hat. Herrliche Aussichten auch für die Gestaltung des deutschen Preisniveaus, daß sich künftig auf willkürlich festgesetzten Stahlpreisen aufbauen würde. Neugewählte Volksvertreter! An die Arbeit!

Obwohl mehr als ein Jahr seit der Stabilisierung des Geldwertes verflossen ist, lagert noch heute auf einem Gebiet, das die Interessen weitester Sparerkreise berührt, wie ehedem der undurchdringliche Schleier der Inflation. Die Aufwertung der auf Papiermark lautenden Pfandbriefe und Industrieobligationen richtet sich bekanntlich nach ihrem Ausgabetag. Nun scheint zwar die Diskussion über die Höhe des Aufwertungsprozentsatzes selbst noch nicht endgültig beendet zu sein. Gleichwohl ist es natürlich für die Bewertung all dieser Titel von großer Bedeutung, daß man ihren Ausgabetag kennen lernt. Leider handelt es sich hierbei meist um ein Geschäftsgeheimnis derjenigen Unternehmungen, die diese Werte emittiert haben. Vielfach erstreckte sich ja die Ausgabezeit nicht auf wenige Tage, sondern auf Wochen und Monate. Je nach dem ob nun die Durchschnittsberechnung auf einen Termin fällt, der früher oder später liegt, haben diese Papiere einen ganz verschiedenen Wert, der bei dem Tempo, das die Geldentwertung in den letzten Jahren angenommen hatte, unter Umständen um Hunderte von Prozenten differieren kann. Trotzdem hat kaum eine einzige Industriegesellschaft es bis heute für nötig befunden, ihren Gläubigern den genauen Tag der Ausgabe ihrer Obligationen bekanntzugeben. Dasselbe Versäumnis ließen sich die Hypothekenbanken und die landschaftlichen Kreditinstitute zu Schulden kommen. Bei den Emissionen dieser Pfandbriefanstalten ist die Kenntnis des Ausgabedatums von gleicher Wichtigkeit, wiewohl bei ihnen der Aufwertungsbetrag nicht unmittelbar ausgerechnet werden kann, sondern sich nur der A n t e i l der betreffenden Serie an der gesamten Aufwertungsmasse danach bestimmen läßt. Zeugt schon das Verhalten der Schuldner von einer gröblichen Mißachtung der Interessen derer, die ihnen seinerzeit vertrauensvoll Mittel zur Verfügung gestellt haben, so ist das Verhalten der B ö r s e n b e h ö r d e n in dieser Angelegenheit vollends unverständlich. Sie haben nicht nur versäumt auf die Schuldner bei Zeiten einen Druck auszuüben auf alsbaldige Anzeige der fraglichen Datums, sie haben auch unterlassen, die Notierung der Pfandbriefe und Industrieobligationen bis zu dieser Publikation auszusetzen. Sie haben durch eine noch viel schlimmere Fahrlässigkeit dazu beigetragen, gerade die schwächsten Schichten des Publikums empfindlich zu schädigen.

Bis in die letzten Wochen hinein wurde nämlich der Unfug amtlich geduldet, daß Emissionen von ganz verschiedenem Ausgabezeitpunkt und demzufolge von völlig abweichendem Wert in einer einzigen Notierung an der Börse zusammengefaßt wurden. Wenn beispielsweise ein Institut im Jahre 1920 und im Jahre 1923 zwei Serien herausgebracht hatte, von denen selbstverständlich die letzte noch nicht den hundertsten Teil so viel wert war wie die erste, so ließ man es ruhig geschehen, daß diese Werte börsenmäßig einheitlich bewertet wurden (sofern von früher her die Uebung der gemeinsamen Bewertung noch bestand). Die natürliche Folge davon, daß man die Trennung in der Kursnotierung nicht sogleich vornahm, war eine allgemeine Uebervorteilung der Außenseite durch die eingeweihten Börsenkreise. Selbst Banken sollen sich nicht gescheut haben, die Situation zu ihren Gunsten wahrzunehmen. Der uneingeweihte Käufer von solchen Pfandbriefen bekam nunmehr natürlich die schlechtere Serie angedreht, während man den Leuten, die aus Not einen Teil ihres zusammengeschrumpften Besitzes verkaufen mußten, die wertvolleren Stücke aus den Händen nahm und ihnen dafür nur den offiziellen Preis anrechnete, der sich formell zwar auf beide Werte beziehen sollte, in Wirklichkeit aber immer nur die minderwertige Reihe umfaßte. Der Handel in der besseren Serie vollzog sich nämlich gesondert in einem Privatverkehr zwischen den Insidern der Börse. Auf dem Rücken des Publikums, das den amtlichen Notierungen vertraute, wurde alles an die Börse kommende Material gesichtet: die guten Stücke behielt man für sich und die schlechten verkaufte man für gut weiter. Aber damit waren die unfairen Manipulationen noch nicht einmal erschöpft. Der Kreis der Werte, in denen eine solche zusammengefaßte Notiz bestand, war immerhin beschränkt. Warum nicht corriger la fortune und auch bei anderen Wertpapieren einen ähnlichen Versuch unternehmen? In der Tat, bei einer Reihe von Landeskulturrentenbriefen sind zu Kursen, die sich ausdrücklich nur für alte Emissionen verstanden, auch Nachtragsserien aus der Zeit des Geldwerttiefstandes den Kunden geliefert worden, obwohl es feststand, daß sie nicht lieferbar waren. Jetzt, wo die Käufer stutzig gemacht durch die Vorgänge auf den anderen Gebieten des Marktes, betrachten, was man ihnen ausgehändigt hat und wo sie sich gegen diesen offensichtlichen Betrug zur Wehr setzen wollen, jetzt soll der Börsenvorstand herhalten und den Schwindel sanktionieren, indem er die Stücke nachträglich für lieferbar erklärt. Der Börsenvorstand, der erst in den letzen Wochen, durch Fachorgane gedrängt, die Kurs-Streichung und Trennung der verschiedenen Serien von Industrieobligationen und Pfandbriefen veranlaßt und durch seine Versäumnis ein gerüttelt Maß Schuld auf sein Haupt geladen hat, wird sich diesem Ansinnen hoffentlich widersetzen, damit in diesem düsteren Schlußkapitel der Inflation dem Unrecht nicht noch die Krone aufgesetzt werde.

# GLOSSEN

## PARISER FRIEDHOF

Gestern gehe ich auf den Friedhof Pére Lachaise. Natürlich lande ich am verkehrten Eingang und komme in eine durchaus unerfreuliche Gegend. Ein viereckiges Totenkapellchen am andern, alle ziemlich gleichmäßig geschmacklos. Gerade Alleen mit ordentlich gepflanzten Bäumen. Es erinnert ein bißchen an eine Laubenkolonie. Dann wird es besser. Ich trete mit den Füßen in gelbes Laub, das bitter riecht; das Ganze ist nicht mehr so schrecklich aufgeräumt. Schließlich komme ich zu dem Krematorium, ein Mittelding zwischen Moschee und Bahnhof. Entsetzt irre ich von dort ab und treffe ein paar Schritt weiter auf einen Polizisten, der mich forschend besieht. Ich gehe auf ihn zu und frage nach dem alten jüdischen Friedhof, wo die Rachel begraben liegt. Er erklärt freundlich, er wolle mich auf den Weg bringen, trabt mit mir ab und zeigt mir unterwegs noch eine Menge berühmter Gräber, wie das von La Fontaine, von Daumier und Corot, mit besonderer Betonung aber die Monumente der napoleonischen Generäle. Der Boden ist sehr feucht. Es kommt eine große Wasserlache, da sagt der Polizist: „Prenez garde, de ne pas mouiller vos petits pieds!“ Man stelle sich einen Berliner Schupomann vor, der eine Dame liebevoll warnt, sie solle mit ihren „kleinen“ Füßen nicht in eine Lache treten. An einer Wegbiegung verabschiedet sich der ideale Schutzmann höflich grüßend, nachdem er mir noch die Richtung gezeigt hat. Ich verlaufe mich aber doch wieder und komme auf eine Terrasse. Es geht eine große Allee schnurstracks den Hügel herab, bis zu dem großen Eingangstor. Herrliche alte Bäume. Blumenbeete, und unten liegt Paris, ein bißchen grau vernebelt, matt beleuchtet trotzdem, mit Türmen und Häusermassen. Nach einer Weile gehe ich wieder auf die Suche nach dem Grab der Rachel. Aber plötzlich stoße ich auf einen kleinen Querweg, der sehr verlockend aussieht. Es ist auch ein Schild da, auf dem steht: Chemin d'Abailard et de Heloise. Ich gehe ein Stück hinein und sehe ein kleines Dach auf schönem gotischen Bogen, eine Art Baldachin, darunter den Sarkophag mit den starr ausgestreckten Figuren. Beide haben die Hände auf der Brust gerade zusammengelegt, daß die Fingerspitzen in die Höhe ragen. Heloise ist schön,

kalt und ruhig, man sieht ihr nicht das Geringste an von allem Vergangenen. Er dagegen ist wunderbar. Eine ergebene, ruhige Stirn, leidvolle Schläfen und die zärtlichsten Augenlider, die man mit dem Finger berühren möchte. Er hat einen gütigen, schönen Mund. An seine Füße drängt sich ein kleines Windspiel, das möchte ihm die Fußsohlen erwärmen, die langen Jahrhunderte hindurch. An der Seite des Grabmals ist eine weiße Tafel angebracht, aus deren Inschrift man ersehen kann, daß die Welt, die den beiden Liebenden im Leben keine glückliche Minute gönnte, sie nach ihrem Tode natürlich mit Rührungstränen im gleichen Grabe vereint hat.

Schließlich trenne ich mich von dem Grabmal und will nach Hause gehen. Ich komme die Allee hinunter und gehe kurz vor dem großen Tor an zwei blonden Herren vorbei. Der eine hat einen Bauchansatz und eine Hornbrille. Er sagt gerade auf deutsch zu dem Anderen: „Wir müssen unbedingt das Grab der Rachel sehen."

*Lili Turel*

---

FILM

*Scaramouche*

Posaunenstöße und Leuchtfeuer der Propaganda für „Scaramouche" haben unsere Sinne so abgestumpft, daß dieser Film matter auf uns wirkt, als es vielleicht nötig wäre. Er gehört zu der Serie der großen französischen Revolutionsschinken, deren erster Lubitsch's „Madame Dubarry" war, und ist nach dem Muster von Griffiths „Zwei Waisen im Sturm" gearbeitet ohne das Tempo, die Farbigkeit und die raffinierte Kompositionstechnik dieses für die Filmkunst bereits klassisch gewordenen Meisterwerks. Wenn ich den hier fast lächerlich klingenden Ausdruck „klassisch" gebrauche, so ist damit gemeint: ein Musterfilm, der als Gipfelpunkt und Anreger von historischer Bedeutung war. Aber diese ganze Gattung von großhingelegten Kostümfilmen gehört der Vergangenheit an: dies Schema einer verzwickten, zwischen Provinz und Hauptstadt pendelnden Handlung kleiner Privatpersonen, die in große, historische Ereignisse hereingerissen



## *Abonnements-Erneuerung!*

*Die starke Erhöhung der Druckpreise, die im November erfolgt ist, ferner die Erhöhung der Postgebühren zwingt auch uns jetzt zu einem Schritt, mit dem andere Zeitschriften schon vorausgegangen sind, den wir aber so lange als möglich zu vermeiden trachteten: auch wir müssen den Abonnementspreis ab 1925 um M. 1.— erhöhen und auf **M. 5. pro Quartal** festsetzen. Das bedeutet pro Heft eine Verteuerung von noch nicht 8 Pf. und wird sicher keinen unserer Freunde erschrecken.*

***Im Interesse einer reibungslosen Fortbelieferung nach dem Quartalswechsel ist es ratsam, die Erneuerung des Abonnements recht frühzeitig vorzunehmen. Wir bitten daher, die beiliegende Zahlkarte möglichst umgehend zu benutzen.***

*TAGEBUCHVERLAG.*

werden, ist ausgelaucht und abgenutzt.

Zudem ist hier eine an Verschweigungen, Zufällen, Ueberraschungen so unmögliche Handlung, daß selbst jemand, der die Handlung amerikanischer Filme nicht gern beachtet, um sich um so mehr dem Tempo, der Bewegtheit und kulturhistorischen Einzelheiten der Bilder hinzugeben, durch die Gedehntheit dieser Geschehnisse immer wieder zur Handlung hingezwungen wird. Dabei soll anerkannt werden, daß es gute Massenszenen gibt, daß unübertrieben, mit gedämpfter Mimik gespielt wird, und daß vor allem dieser Film ein Panorama kraß-realistischer Typen bietet, die von dem Regisseur Rex Ingram mit dem verzerrenischen Fanatismus eines Rowlandson oder Daumier zusammengeholt und mit inbrünstiger Liebe zu grotesker Häßlichkeit gebosselt und ziseliert wurden.

*Kurt Pinthus*

---

TISCH MIT BÜCHERN

M. van Vorst. Bekenntnisse einer erfolgreichen Frau. (G. Dorset.) Erich Reiß Verlag, Berlin.

Ist dies ein amerikanisches Buch? Ja, dies ist eben das neue, stille, feinere Amerika ohne Sensation und ohne Superlative. Das große Buch ist schlicht geschrieben. Groß ist das Schicksal dieser Frau, die sich erfolgreich nennt, ohne äußere persönliche Erfolge für sich gewonnen zu haben. Sie hat aus mütterlichfraulichem Instinkt für die Hilfsbedürftigkeit des genialen Mannes ihr Leben ganz dem Gatten geopfert; ihr Leben, ihre Eifersucht, Eitelkeit, die Anerkennung ihrer geistigen Qualitäten. Und durch ihre Entsagung und Geduld züchtet sie das immer wieder rückfällige Genie zu beispiellosem Er-

folge heran. Ein David, so spielt sie auf der Harfe ihrer Duldsamkeit und Nachsicht zu den Besessenheiten und Verirrungen dieses modernen Saul, bis durch den Nebel überreizten Ichbewußtseins ihre Liebe zum empfindenden Herzen des Mannes dringt und ihn nach langer Blindheit sehend macht, ihn, das erfolgreichste Werk seiner Frau, ohne die seine Genialität untergegangen wäre. Es gibt kein Buch, das die Konturen der selbständigen Amerikanerin schärfer zeichnete als dieser Roman, der viel mehr ist als ein Roman.

*E. D.*

Walter Bloem: Schattenbilder des Lebens. Eine Romanreihe. Verlag Otto Liebmann (Verlagsbuchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften).

Die Bemühungen dieses Verlages, den literarischen Kriminalroman zu schaffen, in allen Ehren, aber Kriminalroman bleibt Kriminalroman. Die sündhaft schöne Frau Susanne Mengershausen ist beschuldigt, ihren Gatten, den berühmten Arzt, Geheimrat (er ist nämlich schon ein alter Herr) Dr. Mengershausen durch Posthypnose zum Selbstmord angestiftet zu haben. Selbstverständlich hat sie es getan, aber das kommt erst zum Schuß heraus. Vorerst glaubt fast alles an ihre Unschuld, alle Männer ihrer Umgebung wenigstens, nur die Frau Verteidiger nicht, die mit den scharfen Augen der Eifersucht sieht. Die Handlung ist mit allen Zwischenfällen, Verwick- und Verzwicklungen gewiß sehr spannend, aber — Kriminalroman bleibt Kriminalroman.

## ANEKDOTE

*Wohlwollen*

Eine liebenswürdige junge Dame sitzt in einem großen Restaurant und speist.

An ihren Tisch setzt sich ein dicker großer Herr und raucht, unbekümmert um die Dame, die speist, seine dicke, schwere Zigarre.

Die Dame, über den Qualm verdrossen, fragt mit freundlicher Spitzigkeit:

„Es stört Sie doch nicht, daß ich esse, während Sie rauchen?"

„Nee," erwidert der Specknacken, „essen Sie nur ruhig, so lange die Musik spielt."

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 49)




Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19 Beuthstraße 19 Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Dezemberwoche

Wenn Stresemann eine Shakespeare-Figur wäre — ach, er könnte eine Erfindung von Rudolf Herzog sein — so hätte ihm der tiefste Menschenkenner ein Leberleiden gegeben. Zum Wesen des intrigantesten Politikers gehört das Leberleiden. Das Schicksal hat uns davor bewahrt, Stresemann persönlich zu kennen, wir wissen also nicht, welche Krankheit den Herrn Außenminister mitten in der von ihm heraufbeschworenen Krise ins Sanatorium gezwungen hat. Hoffentlich ist's kein Leberleiden, sondern bloß die Flucht vor dem Wirrwarr, den sein destruktives Wesen immer wieder erzeugt. Wäre Stresemann nicht ein Mann der tönenden Vokabel, wäre er der Ausführer seiner Arien, dann müßte jetzt der Augenblick gekommen sein, in dem er die Brücke der großen Koalition zur Festigung des deutschen Staates zu schlagen hat. Zentrum, Demokraten, Sozialdemokraten und Stresemänner (da das deutsche Volk sich ihrer nicht entledigt hat) böten endlich die Möglichkeit einer stabilen Politik im Reiche und in Preußen. Und was hat dieses kabinettfressende Reich dringender nötig als Stetigkeit, Sicherheit, ruhige Führung? Aber Stresemann wäre nicht der ewige Anzettler, Minierer, Intrigant, vor allem gegen seine intimsten Kollegen und Bundesgenossen, wenn er nicht jetzt gegen seinen Reichskanzler wie gegen seine eigene Idee wühlte. Er war es, der Marx zur Demission gezwungen, er hat sich dann, vor seinem eigenen verwirrungstiftenden Tun erschreckend, in ein Sanatorium zurückgezogen, um in der Stille seiner Intrigantenzelle einen unpolitischen Reichskanzler auszuhecken. Zweimal schon hat Stresemann mitgewirkt, um Deutschland mit dilettantischen Reichskanzlern zu versehen. Er war es, der sich gegen Bethmann-Hollweg verschwor, um am Ende den unglückseligsten Dilettanten, den hilflosen Michaelis in Bismarcks Amtszimmer zu setzen, im Sommer 1917, als die größte Friedenschance gegeben und — übersehen war. Das zweite Mal hat Stresemann Deutschland mit dem zweiten Dilettanten beglückt, mit Herrn Cuno, dem wir es zu danken haben, daß Deutschland den Krieg mit Frankreich noch einmal verlor. Genügen diese beiden überparteilichen Reichskanzler noch nicht? Was

für ein schauerlich-frivoles Intrigantenstück mag Stresemann dies dritte Mal, mit Tirpitzens Hilfe, im Sanatorium ausgeheckt haben? Wie krank wird Deutschland an diesem Sanatoriumsgedanken werden? Eine dieser Krankenhauserfindungen, der Graf Lerchenfeld, hat schon abgelehnt, die ihm zugedachte Rolle in Stresemanns Liebhabertheater zu spielen? Aber es findet sich in Deutschland, dem Lande der unpolitischen Politiker, immer wieder ein eitler Amateur, der bereit ist, in Bismarcks Stiefeln zu schwimmen. Noch hat Herr Stresemann nicht alle Karten aufgedeckt, die er in der mecklenburger Einsamkeit gemischt hat. Aber jeder Deutsche, der politisch denkt, blickt ängstlich auf das verhängnisvolle Christgeschenk, das der Meister der zerstörenden Intrige dort in der Stille dem deutschen Volke vorbereitet hat. . .

Sind unsere Deutschnationalen und ihre volksparteilichen Verwandten so höllisch durchtrieben, als daß ihnen eine raffiniert eingefädelte Konspiration zur politischen Demolierung des Reichspräsidenten Ebert zuzutrauen wäre? Die völkische Avantgarde hat sich totgelaufen. Versucht man es jetzt nach dem berühmten französischen Vorbild der neunziger Jahre mit „Affären"? Der Magdeburger Prozeß bleibt ein tristes, unwürdiges Schauspiel, mag ihm nun ein richtiggehendes Komplott ränkesüchtiger Teutobolde zugrunde liegen oder das seltsame Begehren eines Richters, ein Stück Geschichte sezieren zu wollen. Männern mit bitterer Verantwortung, die handeln mußten aus den Impulsen sensationenreicher Tage, werden pedantische Zensurprädikate verliehen; es wird ihnen vorgerechnet, wie sie es 1918 eigentlich hätten machen müssen, um eine befriedigende Note eines deutschen Gerichtshofes von 1924 zu erhalten. Zugrunde liegt die Klage gegen den Bedienungsmann einer kleinen völkischen Giftspritze in schwärzester Provinz. Daraus wird eine hochnotpeinliche Untersuchung, ob der Herr Ebert im Januar 1918 Landesverrat begangen habe. Die Rechtspresse übertüncht vollends den eigentlichen Charakter des Prozesses. Ebert, Scheidemann usw. moralisch gerichtet! das ist der Tenor dieser täglichen Aburteilungen. Mag der Riesenapparat der Verteidigung auch jämmerlich zusammenbrechen, der wunderbare „Belastungszeuge" Syrig auch fast automatisch zum Gerümpel kollern, haften bleiben die Schlagzeilen der Lokalanzeiger. Die auf der Strecke gebliebene Dolchstoßlüge hat neue Beine bekommen. Was fragen die Richter, was die Leser der Balkenüberschriften nach der Atmosphäre des Hungerjahres, der Zusammenbruchperiode? Vernehmt doch nicht alle die Exzellenzen und Prominenzen, die großen und kleinen Leichenmüller der wackelnden Kaiserherrlichkeit, sondern ein paar Kriegerfrauen von damals, Arbeiterfrauen, die weiß Gott nicht Journal geführt und sicherlich kein so brillantes Gedächtnis haben wie die schlauen Polizeiherren, die sich heute nach fast sieben Jahren noch jeder

Zeichnung von Fodor.



Landgerichtsdirektor Dr. Bewersdorff, der in Magdeburg die Weltgeschichte korrigiert

Minutenepisode entsinnen, Frauen, die bis ans Ende ihrer Tage das kalte Grauen packt, wenn sie an das glorreiche Marmeladenjahr zurückdenken. Das wäre berufener Zeugenmund. Anmaßung und Kurzsichtigkeit jedoch bleibt es, Geschichte in Geschichtchen auflösen zu wollen, in denen die handelnden Personen, die unter furchtbarem innern und äußern Zwang standen, in jenen billigen Tugend-

oder Bösewichts-Attitüden zur Schau gestellt werden, die der nationalistischen Galerie nun einmal am besten munden. Und doch, so peinlich, so tief entwürdigend dieser Prozeß für die Deutsche Republik ist, er enthält eine besonders bittere Lehre, die auch in keinem Kommentar eines Linksblattes zum Ausdruck kam. Die Führer der sozialistischen Mehrheitspartei, die damals die Arbeiter verhinderten, einen Weg zu betreten, der in der Folge wahrscheinlich verhängnisvoll geworden wäre, haben mehr für die Ordnung getan als die gesamten Bürgerblocksfreunde mit ihrem ewigen Ordnungsgeschwafel. Aber haben die Herren Sozialdemokraten nicht in diesen Jahren oft vergessen, daß es in Deutschland trotz alledem einmal eine Revolution gab und haben sie nicht oft unterschlagen, daß sie darin gelegentlich selbst eine Rolle spielten?! Die deutsche Demokratie hat den 9. November verleugnet; die deutsche Republik hängt am 9. November ein schwarzes Tuch über den Kalender. Sie feiert lieber den weit sittsameren 11. August. Ist es denn für Vertreter des neuen Staates eine Schande einzugestehen, den alten Staat unterminiert und gestürzt zu haben? Etwas weniger Schielen nach einer falsch verstandenen Kontinuität, etwas mehr Bekenntnismut zu den eigenen Taten, und die Führer der roten Partei hätten es nicht nötig, um ein gerichtliches Attest einzukommen, daß sie niemals, wirklich niemals auch nur mit dem Gedanken gespielt hätten, die kaiserliche Regierung um ein halbes Jahr eher zum Teufel zu jagen als sie schließlich selbst mit Schande bedeckt davonlief. Heute profitiert dabei die Reaktion. Sie ist unproblematisch, selbstsicher, mit robustem Gewissen ausgestattet. Ihre Vergangenheit macht ihr keine Sorge. Die Männer der Linken sind empfindlicher organisiert. Es beunruhigt sie, daß einmal ein



Ein Richter



Der Angeklagte Rothardt

roter Schatten über ihnen lag, und sie rücken furchtsam von einer Vergangenheit ab, die vielleicht, wahrscheinlich!, ihre wirkliche große Zeit war.

Eine legendäre Figur ist in diesen Tagen gestorben: Doktor Helphand, der sich Parvus nannte. Das Leben dieses Mannes war werkwürdig, eigentlich war die Wahrheit spannend genug, Legenden um Parvus wären gar nicht nötig gewesen. Er fiel jedem schon auf den ersten Blick auf: Ein Riese, breitschultrig, mit zerdrückter, slavischer Nase und wulstigem Mund. Er ist von Beruf eigentlich Schmied gewesen, worauf er sich mehr zugute tat als auf seine großen Kenntnisse und noch viel mehr als auf seinen Reichtum, der, beiläufig gesagt, von den Schwätzern verzehnfacht wurde. Vor einigen Wochen sagte er zu dem Schreiber dieses Tage-Buches: „Geld? Was ist mir Geld? Was ist Ihnen Geld? Dostojewski sagt, Geld ist geprägte Willensfreiheit. Unsinn, gesunde Beine, mit denen man laufen kann, das ist vieleicht ein bißchen Willensfreiheit. Geld ist schnuppe. Das Geld ist nur deshalb zu mir gelaufen, weil ich es immer verachtet habe.“ Das klingt für Leute, die Parvus nicht kannten, unwahrscheinlich, aber der diese Sätze in slavischem Deutsch herausstieß, war damals schon ein Todeskandidat. Er hatte keinen Grund und keine Lust mehr, zu lügen. Das Urteil der Mitmenschen war ihm, wie allen reifen Köpfen, höchst gleichgültig. Nur wenn er von seinem letzten Lieblingsproblem redete, im Besonderen von dem Weltgeld, das Ordnung in die fiebernden Valuten bringen sollte, dann konnte der Sterbenskranke noch glühend werden. Wollte er, der den größten Teil seines Vermögens auf die Herausgabe und Erhaltung sozialistischer Literatur verschwendete, seit Jahren nur einen Tag lang Geld scheffeln? Im Gegenteil, er fühlte es als die einzige Rechtfertigung, daß er seine Gelder auf würdige Weise los wurde, daß er sie dazu verwendete, Belehrung in die Massen, Honorare unter die Schriftsteller zu werfen. Der Höhepunkt seines Lebens waren nicht im Geringsten jene Tage, da er am Bosporus durch geschickte Getreidekäufe Millionen scheffelte, das kann bald einer. Der Glanz seines Lebens ging von den Tagen der ersten russischen Revolution aus, da er, der aus der Heimat Verwiesene, schnurstracks nach Petersburg zurückfuhr, um in vierundzwanzig Stunden die erste



Parvus

Arbeiterzeitung Rußlands aus dem Boden zu stampfen. Sein Stolz war ferner die Zeit, da er in Dresden als Chefredakteur wirkte, der Radikalste der Radikalen, der hohnvollste Spötter gegen den Revisionismus. Rosa Luxemburg und Parvus, damals schritten sie Hand in Hand. Der Krieg, der große Enthüller, trieb Parvus nach rechts, zu den heimlich wirkenden Geistern, wie Rosa nach links, zu den aus voller Brust schreienden. Dieser jüdisch-russische Schmied, den die Deutschnationalen aufs Gemeinste beschimpfen, war im Kriege patriotisch geschäftiger, als alle Zimmermanne und Michaelisse. Er hatte z. B. den glücklichen Einfall, die Neutralität Dänemarks dadurch zu sichern, daß er die dänischen Gewerkschaften, also das Volk von Kopenhagen, an der deutschen Kohleneinfuhr nach Dänemark direkt interessierte. Das war eine erste Uebung in demokratischer Außenpolitik. Er war überhaupt ein Mann der Einfälle, und er brauchte immer ein kleines Bataillon um sich, sie auszuführen. Breit, wie er war, ist auch sein Leben gewesen. Aber der wüste Wollüstling, als welchen man ihn z. B. in der Schweiz malte, bis ihn die Philisterrepublik auswies, ist er nie gewesen. Er hatte e i n e Jugendgeliebte, die Sozialdemokratie, von ihr hat er sich nie losgerissen, und auch seine Seitensprünge ins Getreidegeschäft sind am Ende nur seiner Jugendliebe zugute gekommen. Dabei ist diese Neigung eigentlich unerwidert geblieben. Parvus war viel zu gewichtig, er nahm viel zu viel Raum ein, dachte viel zu selbständig, als daß er in seiner eigenen Partei gern gelitten gewesen wäre. Selbst der Tote mußte sich mit einem kleinen unauffälligen Nekrolog begnügen. . .

---

## *Abonnements-Erneuerung!*

*Die starke Erhöhung der Druckpreise, die im November erfolgt ist, ferner die Erhöhung der Postgebühren zwingt auch uns jetzt zu einem Schritt, mit dem andere Zeitschriften schon vorausgegangen sind, den wir aber so lange als möglich zu vermeiden trachteten: auch wir müssen den Abonnementspreis ab 1925 um M. 1.— erhöhen und auf* ***M. 5.— pro Quartal*** *festsetzen. Das bedeutet pro Heft eine Verteuerung von noch nicht 8 Pf. und wird sicher keinen unserer Freunde erschrecken.*

***Im Interesse einer reibungslosen Fortbelieferung nach dem Quartalswechsel ist es ratsam, die Erneuerung des Abonnements recht frühzeitig vorzunehmen. Wir bitten daher, die beiliegende Zahlkarte möglichst umgehend zu benutzen.***

*TAGEBUCHVERLAG.*

THEODOR LESSING ZWISCHENFALL IM HAARMANN-PROZESS

Prof. Dr. med. et phil. (Hannover)

Am elften Tage der Verhandlungen gegen den Massenmörder Haarmann geschah etwas Erstaunliches. Der Schreiber dieser Zeilen wurde zur Strafe für Kritik und Darstellung des Prozesses in einigen Blättern und im „Tagebuch“ nach § 176 des Gerichtsverfassungsgesetzes vom Vorsitzenden von den Verhandlungen ausgeschlossen.... Drei Punkte machten mich dem Schwurgericht in Hannover sehr unbequem. Erstens: Ich behaupte die Mitschuld der Behörden und hielt und halte das Schwurgericht Hannover in Anbetracht der unvermeidlichen Verknüpftheit mit den belasteten Polizei- und Regierungsorganen nicht für den idealen Ort zu unbefangener Rechtsfindung im Falle Haarmann. Zweitens: Ich forderte für den ganz eigenartigen Fall von Triebirrsinn bei Haarmann eine streng psycho-analytische Expertise. Ferner stand ich im Gegensatz zu den drei Psychiatern, welche den Angeklagten für ‚verantwortlich‘ halten. Ich versuchte nachzuweisen, daß in Haarmanns Falle von Triebirrsinn auf Basis des Schwachsinns das durchaus sinnlose Verbrechen selber eben Wesen des Irrsinns ist. Drittens: Ich hielt und halte es für unzulässig, daß der Sachverständige Herr Medizinalrat Brand als Gerichtsexpert über Haarmann entscheidet; deswegen, weil dieser selbe Sachverständige, schon 1908, im Gegensatz zu drei anderen Haarmann für irrsinnig erklärenden Gutachtern, den Verbrecher für verantwortungsfähig erklärt und eben damit die abermalige Internierung im Irrenhause verhindert hat. Wir sind ja doch nur Menschen. Es ist fast unmöglich, daß ein Gerichtsarzt sagt: Ich habe durch einen Irrtum dreißig Morde verschuldet. Er muß sein altes Gutachten bestätigen. Da das Gericht, um meinen Ausschluß vom Pressetisch zu rechtfertigen, womit es sich eine kontrollierende Intelligenz vom Halse schaffen wollte, mir jeden irgendwie unterlaufenen Irrtum öffentlich vorhalten wird, so möchte ich hier den einzigen wirklichen Irrtum, der mir unterlief, richtig stellen. Ich hatte vorausgesetzt, daß auch der zweite Sachverständige, der Gerichtsmedizinalrat Schackwitz schon einmal den Haarmann begutachtet hat Schackwitz sagte wörtlich unter Zeugeneid: ‚Als die ersten Morde in Hannover bekannt wurden, da dachten wir auf der Polizei sofort an Haarmann; auch waren mir Gerichtsakten des Haarmann bereits bekannt gewesen.‘ Es wäre nun sehr schlimm, wenn ein Mann, der Haarmann für nicht gemeingefährlich erklärt hat, von Morden weiß und dennoch ihn frei laufen läßt. Als ich zwei Tage später durch Herrn Schackwitz erfuhr, daß er den Haarmann nie zuvor untersucht hatte, telegraphierte ich sofort an das Tage-Buch, um die betreffenden Stellen zu ändern. Rücktelegramm besagte, daß der Aufsatz leider schon ausgedruckt war. Uebrigens ist auch der Umstand, daß in einem die Polizei schwer belastenden Kriminalfall der im Nebenamt die Polizeiexpertise ausübende Gerichtsarzt das letztentscheidende Gutachten fällt, nicht der ideale Fall. Auch der dritte Sachverständige, Herr Geheimrat Schulze aus Göttingen, wurde von mir durchaus gewürdigt als zweifellos nach bestem Wissen und Gewissen urteilender Praktiker. Meine Kritik im Falle Haarmann geht ja aber gegen die klinische Psychatrie. Ich schlug den Anwälten als Experten vor Professor Freud, Dr. Alfred Adler und Dr. Hans v. Hattingberg. Der erste Verteidiger Haarmanns, ein in schweren Kriminalfällen wirklich autoritativer Jurist, wünschte mich zum Experten; als ich aber bei dem gegenwärtigen Verteidiger anfragte, ob er als Gegen-

gewicht nicht einen Psychologen heranziehen wollte, teilte er mir schriftlich mit: „Ich wüßte nicht, was ich Psychologisches fragen sollte." Bei solcher geistigen Einstellung war leider keine Gemeinsamkeit der Arbeit möglich. Ich mußte somit meine Arbeit allein tun und zum Kritiker in diesem Prozeß werden, um so mehr, als die selbstgerechteste Form von Fachwissenschaft anmaßend mich desavouierte. — — Worin nun soll meine Kritik gesündigt haben. Ich will alle meine Sünden nochmals wiederholen. Ich habe einen Artikel „Der Herr Kriminal" geschrieben, in welchem ich in bitterem Hohne Swifts ausgerufen habe: „Seine Ehrwürden der Herr Kriminalkommissarius Olfermann und Herr Kriminalkommissarius Müller kamen zu Gast bei Haarmann auf Kognak und Hackfleisch." Die tiefbittere Ironie war für jeden, der je literarisch zu lesen gewohnt ward, ganz klar. Der Vorsitzende des Gerichts riß nun solche Bemerkungen aus dem Zusammenhang, wodurch ja Alles und Jedes seinen Sinn verliert und ließ den Haarmann in öffentlicher Verhandlung gegen mich aussagen. „Haarmann, der Herr da von der Presse behauptet, Olfermann und Müller hätten mit Ihnen Hackfleisch gegessen. Ist das richtig?" Haarmann, welcher erfreut jede Gelegenheit benutzte, wo er der Polizei, die ihn in Fängen hat, und von der sein Lebensrest abhängt, gefällig oder gar dem Gericht zu Dienste sein kann, schrie mich an: „Das lügt der Mensch alles zusammen. Olfermann, ja, der hat mal bei mir gegessen, aber Müller nie." Auf solche Art provinzialer Naivität konnte ich denn freilich dem Gerichtshof nur sagen: „Ich bedauere, daß meine Bemerkung n i c h t richtig ist. Ich wünschte, sie wäre es, dann hätten die Behörden besser ihre Pflicht erfüllt. Denn es war Pflicht der Leute, den Mann, den sie zum Vigilantendienst benutzten, aufs genaueste zu kennen. Ferner: Ich habe als „bürgerliche Heuchelei" bezeichnet, daß der Kriminalkommissar, welcher Haarmann zum Spitzeldienst gebrauchte, erklärt, er habe auf den Verbrecher moralisch einwirken wollen und sei ihm wie ein Vater gewesen. Die Verwendung entlassener Zuchthäusler zum Polizeispitzeldienst ist eine erstaunliche Art moralischer Erziehung. Ich habe ebenso „bürgerliche Heuchelei" genannt, daß der Verteidiger Haaarmanns ausruft: „Meine Herren, lassen Sie uns auf Vernehmung der Mütter verzichten, um ihre Seelen zu schonen." Er weiß als Verteidiger recht wohl, daß jeder Aufschrei einer gemarterten Mutter bei den naiven Geschworenen mehr zuungunsten seines Klienten wirkt, als jede Zeugenaussage. Ich habe aus meinen Berichten nichts zurückzunehmen, bin mir keiner Unwahrheit bewußt und war stets bereit, dort, wo die Folge der Verhandlung einen Irrtum aufdeckte, diesen Irrtum richtig zu stellen. Meinung, Ueberzeugung, seelische Einstellung darf niemand dem andern vorschreiben. Ich will hier nicht auf die Mitschuld der Behörden eingehen, die ich an anderer Stelle mit vielen Tatsachen belegen werde. Haarmann wurde in der Tat von der Kriminalpolizei beschäftigt, nicht offiziell, denn Spitzel und Spione sind nie offiziell, nicht gegen Sold, aber manche gegenseitige Gefälligkeiten sind belastender als ehrlicher Sold. Für das arglose Volk und für die von Haarmann zu hundert verführten oder verschleppten Jungen war er durchaus ein Kriminalbeamter und mußte es erscheinen. Ich lasse hier beiseite die groben Verfehlungen in einzelnen Fällen (Huch, Witzel, Wolf usw.), das kränkende Mißachten solcher Personen, die verdächtige Meldungen brachten, sowie die Mißgriffe, die im System begründet sind. Das Schwurgericht Hannover stellte sich grundsätzlich auf den Standpunkt: Wir verhandeln nur gegen Haarmann und Grans, die Mitschuld der Polizei geht uns nichts an. Eine falsche Rechts-

ethik. Dieses wie jedes Gericht hat zu erfragen, wo die Schuld liegt, ganz gleich, wo immer sie zu suchen sei. Mit aus dem Zusammenhange gerissenen Sätzen, Worten, Adjektiven kann man bekanntlich beweisen, was immer man will. Ich habe mit solcher Arbeitskraft mich in die objektive Sachlage hineingearbeitet, daß ich über jeden einzelnen Mordfall referieren und jeden der beiden Herrn Verteidiger darüber examinieren könnte. Mich auszuschließen mit der Begründung: „Das Gericht hat die Anschauung gewonnen, daß der Berichterstatter L. nicht in der Lage ist, objektiv dem Gange der Verhandlung zu folgen und das Gehörte sachgemäß wiederzugeben," ist schlechterdings absurd. Ich wiederhole hier nochmals öffentlich die wesentlichen Ausstellungen gegen die Prozeßführung. Es verstößt gegen die Elemente der Psychologie, wenn man einen Kleiderstoff oder ein Bild agnosziert nicht, indem man den Zeugen wählen läßt zwischen mehreren Objekten, sondern indem man ihm das Objekt vorhält und fragt, ist es dies? Es ist sinnlos, im Fall ein Zeuge aussagt, ein anderer Zeuge wisse dasselbe, den ersten fortzuschicken, damit er den zweiten hole. Dadurch wird die Aussage a priori wertlos. Man hat zwei Zeuginnen vereidigt, ohne den Widerspruch in den Aussagen beider vorher zu klären; hat ein Ehepaar, das dringend im Verdacht der Hehlerei steht, so vernommen, daß der eine Teil die Aussage des andern mit anhörte. Man hat einen Zeugen, der als einziger über das Vorleben eines Getöteten aussagen konnte, vernommen in Gegenwart der Familienangehörigen, wobei er aus vielerlei Motiven die Wahrheit fälschen konnte. Ich weiß, daß dergleichen Tatsachen, welche nachzuweisen ich mich verpflichte, eine Klage auf Revision stützen könnten, zu welcher schließlich ebenso gute Strafrechtler zu finden wären wie die durchaus mittleren Köpfe dieses Schwurgerichts. Ich habe keinen Wunsch, dem Haarmann zu längerem Leben zu verhelfen. Meine Revisionsinstanz liegt anderswo und *wird* mir zu sachlichem Rechte helfen. Es handelt sich dabei nicht um Entziehung der Pressekarte, während man dem kleinsten Sensationsblättchen der Stadt und auch dem durchaus tendenziösen Organ der Kommunisten die Berichterstattung *nicht* verkürzt. Ich habe anderes zu tun; brachte mit der Hingabe an diese Sache nur Opfer und bin sehr froh, daß ich aus dem Ekelsumpf endlich heraus bin. Wogegen ich hier Verwahrung einlege, das ist etwas anderes. Die Verkennung des Geistes, der Boykott des öffentlichen Gewissens, die Mißachtung der Freiheit des Schriftstellers. Mein Ausschluß erfolgte folgendermaßen. Ich wurde aufgefordert, keine Urteile mehr zu veröffentlichen, sondern mich nur auf Reportage zu beschränken. Die Worte des Vorsitzenden lauteten: „Wir haben Sie nicht als Schriftsteller hier zugelassen, sondern nur als Berichterstatter. Wir wünschen hier keine Leute, die im Gerichtssaal Psychologie treiben, sondern Sie haben sich zu verpflichten, lediglich das wiederzugeben, was wir sagen." Als ich mich dagegen verwahrte, meine Arbeit in dieser Weise mir vorschreiben zu lassen, bat man mich ins Geschworenenzimmer, wo der Vorsitzende mich folgendermaßen inquirierte: „Sie sind Professor? Wie ist denn das möglich? Als Professor schreiben Sie Feuilletons?" Der Oberstaatsanwalt, bemüht, wenigstens menschenmögliche Formen zu bewahren, äußerte, was mir immerhin noch paradoxer erscheint: „Ich bin Mensch und möchte Sie ungern ums Brot bringen." Man fragte sodann, ob einer der Herren von meinen Arbeiten etwas wisse, worauf einer der Anwälte feststellte: „Ich las mal was von diesem Herrn, aber das ist so unbedeutend, daß keiner von uns sich über seine Artikel zu erregen braucht." Die „wissenschaftlichen Sachverständigen"

wurden nach meinem Geisteszustand befragt und ich kam dabei fast schlimmer weg als Haarmann, denn den halten sie zwar ebenfalls für „minderwertig", aber doch offenbar für erheblich zurechnungsfähiger. Ich fasse zusammen: Ein von braven Durchschnittsjuristen bedientes Gericht in einer deutschen Provinzstadt ohne Weitblick und ohne Großzügigkeit bekommt einen Kriminalfall in Behandlung, der die besten Kriminalisten und feinsten Psychologen beschäftigen sollte. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Bökelmann, gewiß ein derber, tüchtiger und gradliniger Leiter für unkomplizierte und keinerlei Geist erfordernde Fälle, wird von Tag zu Tag nervöser. Die Arbeitslast wächst immer größer. Nicht ich allein, sondern alle kompetenten Beurteiler konnten die feldwebelmäßige Behandlung der Rechtsfälle nur schwer ertragen. In diesem motorischen Zustand beging der zu ruhigem Hören und Prüfen ganz Ungeneigte den schweren Mißgriff, auch die Presse und mithin die öffentliche Meinung exerzieren zu wollen. Hinzu kam die Provinzlereitelkeit der Anwälte, von denen niemand, der sie kennt, je geträumt hätte, daß sie just in diesem bedeutsamen Kriminalfall die Last der Auswertung zu tragen haben. Mag nun dem sein, wie ihm wolle, unter keinen Umständen ist es erlaubt, dem traurigsten Reportertum kleinster Lokalblätter jeden Mißbrauch und jede Tendenz zu gestatten, aber den unabhängigen und aufrechten Geist auszuschließen, weil man die Kontrolle der Intelligenz fürchtet. Hiergegen protestiere ich im Namen jedes Schriftstellers von Würde und Selbstachtung.

*

Anmerkung des Tage-Buches: Der Ausspruch des Herrn Vorsitzenden im Haarmann-Prozeß: „Wir wünschen hier (will sagen: im Gerichtssaal) keine Leute, die Psychologie treiben" stellt nicht Herrn Professor Lessing bloß, sondern die preußische Justiz. Wenn wir von diesem Richter nichts wüßten als diesen Satz, der freilich unsichtbar über allen preußischen Gerichtssälen prangt, wir kennten damit ein System der automatischen Justiz, in welcher die Psychologie als lästiger Fremder ausgewiesen wird. Es ist zu hoffen, daß Herr Professor Lessing, der einzige dem Problem gewachsene Berichterstatter, seinen Ausschluß nicht bloß dem zuständigen Ministerium, sondern auch den Schriftsteller- und Presse-Verbänden zur Prüfung und zum Proteste vorlegen wird. Wenn wirklich der psychologische Berichterstatter im Gerichtssaal nichts zu suchen hat, dann soll doch der ganze Journalistenstand vor dieser antipsychologischen Justiz einpacken, dann möge das traurigste Routiniertum, im Talar und mit dem Berichterstatterblock, künftighin ganz unter sich bleiben. Dann hat Haarmann eben bloß für die blutigste Kolportagepresse gemordet.

# FÜHRER DURCH DIE BÜCHERFLUT

II.

## LESENSWERTES VON 1924

I.

### HUGO v. HOFMANNSTHAL

Sie wünschen freundlich für Ihre Leser die Nennung von einigen Büchern, die im letzten Jahre erschienen, die ich mit dauerndem Gewinn gelesen zu haben glaubte. Nun glaube ich wohl, gerade im letzten Halbjahr in einigen deutschen Büchern mit dauerndem Gewinn gelesen zu haben: so in Poehlmanns gehaltvoller und belebender „Geschichte des Sozialismus und der sozialen Ideen im Altertum", oder in Rankes Weltgeschichte — aber es handelt sich um Bücher, „in diesem Jahre erschienen".

Ich glaube, dieses trifft ungefähr wenigstens auf ein kleines aber sehr gewichtiges Buch zu, das ich vor etwa einem Jahre zum erstenmal in Händen hielt, zu dem ich aber schon innerhalb dieses Jahres wieder zurückkehrte und wohl im Leben noch öfter zurückkehren werde. Es ist Ludwig von Pigenots „Hölderlin" (im Verlag Hugo Brinkmann, München). Dies kleine Buch, der Versuch von Darstellung und Interpretation in einem, ist in einem ehrfürchtigen Sinn verfaßt, zugleich hat es eine gewisse Strenge. Ich möchte es nicht in jedes zweiten Lesers Hand sehen. Aber ich würde wünschen, daß es in die Hand der Leser käme, für die es geschrieben ist.

Ein Buch von Leo Frobenius, „Der Kopf als Schicksal", beschäftigte mich sehr. (Es steht etwas außerhalb der Reihe von des Verfassers bekannten und geschätzten Publikationen im Verlage Diedrichs. Dieses ist bei Kurt Wolff in München erschienen.) Es ist ein in vieler Hinsicht außerordentlich anziehendes Buch. Diese nebeneinandergestellten afrikanischen Lebensläufe sind nicht, wie man zu sagen pflegt, jedes so interessant wie eine Novelle — sondern bei weitem interessanter. Hinter dem Ganzen öffnet sich durch die Betrachtungsweise eine ungeheure Perspektive. Soll ich es aussprechen, daß das Gefühl, angezogen zu werden, ja fasziniert zu werden, sich nicht völlig, nicht durchgehend paart mit jenem Gefühl des absoluten Vertrauens, das von deutschen wissenschaftlichen Publikationen einer älteren Epoche unbedingt ausging? Ich spreche von Schwebungen, durchaus von Ungreifbarem. Es ist kaum eine Kritik in dem, was ich sage, eher eine leise Trauer und Beklommenheit. Sie gilt kaum dem Individuum, das hier als Reisender, als Seelenkenner, als Erzähler vor uns tritt, sondern wohl nur einem Etwas in der Luft der Gegenwart.

II

HERMANN BAHR

„Förderungswürdig“ fand ich unter den Büchern von 1924 allerhand, schließlich ist Jugend immer „förderungswürdig“, mag sie sich auch noch so toll gebärden — ja dann erst recht! Auch an „Lesenswertem“ hats in diesem Jahre nicht gefehlt, wenn ich gleich gestehen muß, mit diesem Wort nicht viel anfangen zu können; es kommt dabei wohl auch auf den Leser an: Dem idealen Leser wäre vielleicht alles „lesenswert“, jedes Buch enthält schließlich einen Menschen. Und es kann übrigens so „förderungswürdig“ als „lesenswert“ und muß darum noch keineswegs „wichtig“ sein. Ein einziges schönes Adjektiv an der rechten Stelle scheint mir zuweilen von unendlicher Wichtigkeit, und andere Stunden lassen mich zweifeln, ob denn Literatur überhaupt „wichtig“ ist. 1923 war für mich das Buch des Jahres der von Grautoff herausgegebene Nachlaß des märkischen Dichters Bernhard von der Marwitz, der 1918, sechsundzwanzigjährig, in Frankreich fiel. Dieses Erlebnis höchster Art wurde mir heuer noch überboten durch Alexander Bernat-Holenias gewaltigen „Demetrius“: Hier springt aus einem unserer reinsten lyrischen Dichter, aus dem unvergleichlichen Wortgoldschmied des Kanzonairs nun auf einmal mit einem Löwensatz ein vollendeter Tragiker empor, hier rauscht zum erstenmal seit der Schlegel-Tieck-Uebersetzung Shakespeares und Grillparzers Alterswerken wieder der Orgelklang der dramatischen Rede hohen Stils, hier kündigt sich ein kommendes Barock, ein tief gotisch aufatmendes Barock von einer Wölbung, einer Spannung an, daß wir vor solcher Vermessenheit zurückschaudern müßten, stünde das ungeheure Wagnis nicht schon in gelassener Vollendung vor uns! Ich bin nur neugierig, welches Publikum zuerst vor dieser Dichtung durchfallen wird . . . Und nun nur rasch die Namen der Bücher, denen ich in diesem Jahre Freude, geistigen Gewinn und Förderung zu danken hatte. Da steht Bruno Franks „Tage des Königs“ voran, unvergleichlich an Anmut, ironischer Beschwingtheit und heimlicher Zärtlichkeit, ein entzückendes Pastell, das sich seinen tiefen Ernst nicht merken lassen will: Des Deutschen unglückliche Liebe zur Gestalt, der er durchaus nicht entsagen will, nicht merkend, wie leicht er täppisch wird, sobald er nach ihr greift. Dann Alfred Wolfensteins „Neue deutsche Bearbeitung von Shelleys Cenci“, die hoffentlich bald die Feuerprobe einer Aufführung besteht. Ferner Przywaras „Religionsbegründung“, ein Meisterwerk, dem an logischer Schärfe, an Klarheit des Ausdrucks und an künstlerischer, fast spielerischer Lust an der Präzision des eigenen Denkens sich nur etwa Frau Dr. Edith Landmann in ihrer „Transcendenz des Erkennens“ nähert. Dann „Georgika“, anonym erschienen, das Beste, was ich noch über Stefan George las, ferner des Thea-

tinerverlags Ausgabe der Gedichte des San Juan de la Cruz, endlich ein in dieser von Schwarmgeistern verwirrten Zeit, wo's zum guten Ton gehört, mit Mystik Schindluder zu treiben, längst ersehntes Werk, das Karl Richstätters über „Mystische Gebetsgnaden", aus dem die guten Leute zu ihrer größten Ueberraschung erfahren werden, daß Mystik doch nicht bloß ein mondänes Pfänderspiel sein muß. Aber damit bin ich freilich schon jenseits der bloß schönen Literatur, und wenn ich erst in die wissenschaftliche gerate, wo wäre die Grenze? So will ich nur noch Fritz Strichs ergiebiger Schrift über „Deutsche Klassik und Romantik" gedenken, die nicht bloß durch den polaren Gegensatz der Klassik als des Strebens nach „Vollendung" zur Romantik, als dem Schwelgen in „Unendlichkeit" so produktiv wirkt, sondern durchaus, gar in den Abschnitten über Hölderlin, Novalis, Kleist und das Griechentum der Romantik den fortbildenden Schüler Heinrich Wölfflins bewährt.

III.

PAUL WIEGLER

Ich stimme für:

Egon Erwin Kisch, „Der rasende Reporter." Weil dieses ganz ungewöhnliche Buch mit seinen angesammelten Energien die Literatur sprengt. Weil es nichts Aufregenderes gibt, als in ihrer Ironie, Verwegenheit, Sachlichkeit diese Berichte über die tausendfachen Verwandlungen des Lebens, der Zeit.

Ernst Weiß, „Daniel". Legende, Mythus, Psalm. Beschwingter Traum eines, in dem sich das Prophetentum erneuern will.

Den ganzen Jack London, von dem jetzt die fabelhaft schönen „Südseegeschichten" deutsch herausgekommen sind.

IV.

STEFAN ZWEIG

Der wirkliche Sinn einer Rundfrage, wie der Ihren, scheint mir nicht der zu sein, einem schon berühmten und schon in vielen Tausend Exemplaren verkauften Buch noch ein paar Leser zu gewinnen, sondern einzig auf ein verborgenes Buch von Wert aufmerksam zu machen. Ich freue mich, daß ich da ein wunderbares nennen kann, das noch Wenige kennen und das doch jeden Einsichtsvollen erschüttern und zugleich beglücken wird, das „Rumänische Kriegstagebuch" von Hans Carossa, im Insel-Verlag. Soll ich dazu noch ein zweites nennen, so nenne ich das frühere Buch von Carossa „Eine Kindheit" (Insel-Verlag), gleichfalls eines der edelsten, reinsten und dichterischsten Werke, die im Lärm dieser Jahre still gestaltet worden sind und das man noch in Jahrzehnten lieben und bewundern wird.

CURT GLASER

# NEUERSCHEINUNGEN DER KUNSTLITERATUR

Noch immer anschwellend zeigt sich die von Jahr zu Jahr steigende Flut der Kunstpublikationen für das wachsende Interesse eines breiten Publikums an den Dingen bildender Kunst. Noch vor zwanzig Jahren fand man in der Bibliothek der Gebildeten kaum mehr als den alten Springer oder Lübke, heute stehen da Reihen von Abbildungswerken. Die Reproduktionstechnik ermöglichte diesen Aufschwung, und am Ende hat sie selbst ihren Anteil an dem Erwachen und der Ausbreitung des Interesses für Bilder. Nicht mit Unrecht hat man die Erfindung des photochemischen Verfahrens der Erfindung der Buchdruckerkunst gleichgesetzt. Wie damals, im 15. Jahrhundert, das gedruckte Buch, so wurde nun, im 20. Jahrhundert, das illustrierte Buch zum Allgemeingut.

Kunstgeschichtliche Bilderbücher sind folgerichtig der Hauptartikel des Büchermarktes. „Das Bild“ schlechthin, „Atlanten zur Kunst“ nennt darum Wilhelm Hausenstein, der immer eine feine Witterung für alles Aktuelle besitzt, eine Bücherreihe, die er im Verlage R. Piper herausgibt. Bilder, gleichgültig welcher Art und Herkunft, etruskische oder romanische Plastik, altdeutsche oder Vermeer van Delft, kein Programm mehr, wie es die anderen Bücherreihen zu ihrer Rechtfertigung voranzustellen pflegen. Auch Westheims „Orbis pictus“, den Ernst Wasmuth verlegt, bemüht sich kaum mehr um ein solches Programm. Der ganze Weltkreis ist sein Gebiet, er greift bald nach China und Indien und zu den Exoten, aber er kehrt gelegentlich auch heim zu französischem Klassizismus. Dem Orbis pictus gliederte der Verlag einen Orbis terrarum an, Aufnahmen von Landschaft und Baukunst, für die das rasch berühmt gewordene Buch Hielschers „Das unbekannte Spanien“ das Beispiel gegeben hatte. Boerschmanns China folgte, aber es zeigte sich, daß Deutschland selbst noch unbekannt genug ist, und nun ist auch hier der ganze Erdkreis in Arbeit genommen.

Andere Unternehmungen grenzen immerhin bescheidener ihr Gebiet nach Zeit und Ort oder nach der Art der Kunst ab. Die neueste und stattlichste Publikation hat der Verlag Kurt Wolff mit einem Bande „Deutsche Plastik des 15. Jahrhunderts“ begonnen, dem Wilhelm Pinder eine ebenso knappe, wie gehaltvolle Einleitung geschrieben hat. Ausgezeichnete Lichtdrucktafeln geben eine gute Vorstellung von dem herrlichen Material. Zwei neue Bände der Folge sollen in Kürze erscheinen. Deutsche Plastik ist die große Mode. Auch Klinkhardt und Biermann beginnen eine neue Folge „Handbücher der Kunstgeschichte“ mit einem Bande über „Romanische Skulptur in Deutschland“, den Hermann Beenken vortrefflich zusammengestellt hat. Die literarische Arbeit ist bei diesem neuen und brauchbaren Buchtypus fast ausschließlich in die knapp gefaßten Erläuterungen der Tafeln verlegt, die zu-

sammenfassende Einleitung auf wenige Seiten beschränkt. Neben der neuen führt der rührige Verlag die alte Bücherreihe der „Meister der Graphik“ fort, die in einer Anzahl neuer Bände die Qualität der Friedensausstattung wieder erreicht hat. In zwei Bänden stellt Max Geisberg die „Anfänge des deutschen Kupferstichs“ mustergültig dar, mit zwei Bänden über Charles Meryon und Gustave Doré, die Gösta Ecke und Gustav Hartlaub bearbeitet haben, greift die Folge ins 19. Jahrhundert über. „Arnolds Graphische Bücher“ haben hier ihr Hauptgebiet. Sie sind ausgezeichnet durch mustergültige Autotypien. Die Reproduktionstechnik hat in diesem Verfahren kaum besseres geleistet als die Wiedergabe von Zeichnungen Lovis Corinths, deren Herausgabe Georg Biermann besorgt hat.

Zeichnungsbände erschienen an verschiedenen Stellen sonst. Bei R. Piper gab Jakob Rosenberg die „Zeichnungen Martin Schongauers“ heraus, bei Benno Schwabe der Referent eine Auswahl der „Zeichnungen Hans Holbeins“, und Detlev von Hadeln besorgt eine große Publikation venezianischer Zeichnungen im Verlage Paul Cassirer, von denen zunächst zwei schön ausgestattete Bände über Tintoretto und Tizian erschienen sind. Eine ähnliche Publikation, der plastischen Skizze gewidmet, ist A.E.Brinckmanns Werk über das „Barock-Bozzetti“, von dem die Frankfurter Verlagsanstalt bisher drei prachtvoll ausgestattete Bände vorgelegt hat. Auf großen Lichtdrucktafeln sind die besten unter den erhaltenen Tonentwürfen der großen Meister der Bildhauerkunst der Barockzeit mustergültig wiedergegeben.

Unter dieser Art der Bücherreihen, in denen Herausgeber und Verfasser sich in einer Person vereinigen, ist als die bedeutendste endlich Max J. Friedländers „Altniederländische Malerei“ zu nennen, von der Paul Cassirer jetzt den zweiten Band veröffentlicht hat, der Rogier von der Weyden und den Meister von Flémalle behandelt. Jahrzehntelange erfolgreiche Vorarbeit um den Stoff wind in mustergültig klarer, knapper Formulierung des Wesentlichen zusammengefaßt und in aufschlußreichen Bilderlisten dargelegt. Wenn ein Werk der deutschen Kunstgeschichte den Namen einer grundlegenden Leistung verdient, so ist es dieses.

Von den Niederlanden nach Ostasien: Der „Kunst des Ostens“, die seit einer Reihe von Jahren in den Mittelpunkt des Interesses der Kunstforscher und Sammler gerückt ist, hat der Verlag Bruno Cassirer eine Bücherreihe gewidmet, die rasch eine ungeheure Verbreitung gefunden hat. In dem letzerschienenen 11. Bande versucht der Referent an der Hand einer stattlichen Zahl von Abbildungen der wichtigsten bekannt gewordenen Werke eine Entwicklungsgeschichte ostasiatischer Plastik zu zeichnen. Mit einer neuen Folge zur östlichen Kunst und Kultur tritt der Verlag Georg Müller auf den Plan: „Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen.“ Einen Doppelband über die Rama-Legenden mit vielen Abbildungen der herrlichen Reliefs von Prambanan hat Willem Stuterheim besorgt

über Siam schrieb der Herausgeber der Folge, Karl Döhring, über Indien der vorzügliche Kenner hinduistischer Kultur, Helmuth von Glasenapp.

So häufen sich die Bändereihen, ganze Bibliotheken von Abbildungswesen sind entstanden, und sie alle werden gleichsam vereinigt und noch übertrumpft von der auf 16 Bände in Konversationslexikonformat berechneten Kunstgeschichte des Propyläenverlages, für den Werner Weißbach jetzt den Barockband geschrieben hat. Auch diese Kunstgeschichte läßt den Text auf eine knappe Einleitung zusammenschrumpfen. Wird es dem Leser leicht gemacht, so stellen aber die 400 Tafeln keine geringen Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit des Beschauers, der in einem Zuge die Rundreise vom römischen Kapitolplatz durch ganz Frankreich und Deutschland bis in das äußerste Spanien zurückzulegen hat.

Die Monographienreihe, die der Propyläen-Verlag unter dem Titel „Die führenden Meister" herausgibt, stellt diesen Bilderbüchern zur Kunstgeschichte den anderen Typus des illustrierten Buches gegenüber, in dem der Text noch das Vorrecht beansprucht. Wilhelm Hausenstein in preziöser Sprache geschriebener Giotto ist das letzterschienene Buch dieser Reihe, die in der äußeren Form sich der älteren Monographienfolge anschließt, die der Insel-Verlag den „Deutschen Meistern" gewidmet hat. Mit einem Bande über Schinkel, den August Grisebach feinfühlig gestaltet hat, greift diese Reihe zum ersten Male in das Gebiet der Architektur über.

Wölfflin, dessen erzieherische Wirkung kaum abzuschätzen ist, hat die Menschen sehen gelehrt. Seine Methode der Formanalyse ist zum Allgemeingut geworden. Er hat das Sehbedürfnis geweckt, dem heut die vielen Abbildungsbände zu genügen suchen. Die Kunstforschung aber sucht neue Wege, die reine Formgeschichte wieder in die allgemeine Geistesgeschichte einzugliedern. Die Herausgeber der Schriften des leider viel zu früh verstorbenen Wiener Universitätslehrers Anton Dvorak haben der Sammlung seiner Aufsätze, die bei R. Piper erschienen ist, den programmatischen Titel „Kunstgeschichte als Geistesgeschichte" gegeben und damit eine Tendenz gekennzeichnet, die in der Tat den letzten Arbeiten des Gelehrten innewohnte. Die jüngere Kunstforschung beschreitet bewußt diese neuen Wege, sucht die Form, die sie zu deuten gelernt hat, um im weiteren Zusammenhang des geistigen Habitus einer Epoche verständlich zu machen.

Die Kunstgeschichte, die selbst auf ihre Jugend hinzuweisen besinnung nottut. Die Stufe der Materialsammlung und Sichtung,
besinnung nottut. Die Stufe der Materialsammlung und Sichtung
die sich in der Flut von Abbildungswerken auswirkte, muß überwunden werden, und die neuen Wege, die einzuschlagen sind,

zeichnen sich deutlich bereits ab. In einem Bande „Die Kunstwissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen", den Johannes Jahn im Verlage Felix Meiner herausgegeben hat, beginnt deutlich die Scheidung der Geister. Bedeutsam hebt sich die Selbstdarstellung Julius von Schlossers hervor, die zu den lesenswertesten Kapiteln der neueren Kunstliteratur gehört. Wer sich aber für Kunstgeschichte als solche interessiert, nicht nur für Kunstwerke und nicht nur für ihre Geschichte, sondern auch für die Geschichte dieser Geschichte, der sollte das Buch zur Hand nehmen, das Wilhelm Waetzoldt über die „Deutschen Kunsthistoriker" geschrieben hat (Verlag E. A. Seemann), ein Buch ganz ohne Abbildungen, eine literarische Leistung hohen Ranges, in dem die Entwicklung der Kunstgeschichte von der Zeit Dürers über Goethe bis zu Carl Justi als ein wesentliches Kapitel deutscher Geistesgeschichte sich darstellt.

Wieviel von der heut erscheinenden Kunstliteratur dem Maßstab standhalten wird, der in dieser Ahnenreihe der Kunstgeschiche aufgestellt ist, wagt man kaum zu sagen. Sicher gehören nicht alle die schnellfertigen Bilderbücherfabrikanten in einen künftigen dritten Band des Waetzoldtschen Werkes, aber es ist darum nicht gesagt, daß ihre Arbeit ohne Nutzen sei, denn sicher hat sich der Gesichtskreis unendlich geweitet, seitdem der ganze Orbis terrarum mit der photographischen Kamera abgeleuchtet wird, und einer in Zukunft wieder auf ihre geistesgeschichtliche Aufgabe sich besinnenden Kunstgeschichte wird dank der fortschreitenden Entwicklung der Reproduktionstechnik ein Anschauungsmaterial zur Verfügung stehen, von dessen Umfang jene älteren Generationen von Neudörffer bis Justi noch nichts ahnen konnten.

---

ST. GR. **GESAMTAUSGABEN**

Wird zu viel gedruckt? Die Verleger sagen es. Im Augenblick, um ein Beispiel zu nennen, erscheinen drei deutsche Ausgaben der Werke Leo Tolstois. In diesem Jahre sind zwei deutsche Gesamtausgaben Maupassants (zu den bestehenden) erschienen. Die Bücher Hamsuns werden zwei oder dreimal übersetzt. Auch Balzac existiert in verschiedenen Uebertragungen. Aber was der Verleger, rein ökonomisch betrachtend, für einen Fehler ansieht, das muß nicht auch dem Leser beklagenswert scheinen. Schließlich hat der Wettbewerb der Verlegen zur Folge, daß nach vielen schlechten Maupassantausgaben eine gelungene fertiggestellt wurde und daß in dem kompletttesten Balzac die besten Uebersetzungen enthalten sind.

K n u t H a m s u n : Gesammelte Werke. 10 Bände. Albert Langen.

Das ist das schönste Geschenk dieses Jahres. Der Herausgeber J. Sandmeier hat alle Romane des dichterischsten Geistes von Europa

neu übersetzt oder genau durchgesehen. So sind musterhafte Uebertragungen zustande gekommen. Die Bände sind auf holzfreiem Papier gedruckt, leider ist die Fraktur, die der Verlag gewählt hat, in ihrer Gedrängtheit für empfindliche Augen etwas verwirrend.

Honoré de Balzac. Gesamtausgabe Ernst Rowohlt, Berlin. Woher kommt der ungeheuere Erfolg dieser Ausgabe? Gewiß, Balzac ist eine Welt für sich. (Sein Genie hat ihn übrigens nicht gehindert, gelegentlich Sätze und Absätze aus Th. Gautier zu nehmen. Das hat seinem Genie nichts genommen, vermutlich nicht einmal bei dem Merker Alfred Kerr). Rowohlt hat für Balzac einen neuen Buchtypus gefunden. Auf anmutigere Weise ist kaum je ein gewaltiger Lesestoff in kleine Bücher aufgeteilt worden.

Hugo v. Hofmannsthal. Gesammelte Werke. 6 Bände. S. Fischer, Berlin.

Diese Ausgabe ist mit Liebe und Sorgfalt hergestellt worden. Eine schöne dünne Antiqua auf reinem weißen Papier. Das Oeuvre Hofmannsthals, seine reflektierenden, erzählenden und dramatischen Arbeiten, seine edelsten Terzinen, alles, vom „Gestern“ Theophil Morrens bis zum Großen Welttheater, ist in diesen sechs verhältnismäßig schmalen Bänden enthalten.

Emile Zola: Gesamtausgabe. 18 Bände. Kurt Wolff, München.

Es gab wenig Autoren, die durch die schändliche Fabriksarbeit der Uebersetzer so schmählich verhunzt wurden wie Zola. Hier endlich liegt eine des großen Symbolisten würdige Ausgabe vor. Johannes Schlaf, Max Pulver, Lucy v. Jacoby, Max Brod, kurz: gewissenhafte Uebersetzer (zu denen in einem Bande Franz Blei kommt) haben sich des Werkes von Zola angenommen. Die Ausstattung der Bücher rührt von Prof. Praetorius her.

E. T. A. Hoffmann: Dichtungen und Schriften, Briefe und Tagebücher. 15 Bände. Erich Lichtenstein, Weimar.

Diese Ausgabe hat der beste Hoffmannkenner, Walther Harich, übernommen. Es steckt viel Gelehrtheit in dieser Standard-Ausgabe, aber der Herausgeber belästigt den Leser nie mit seiner Hoffmann-Wissenschaft, die in erster Linie in der Ordnung der Dichtungen zum Ausdruck kommt. So ist wirklich der innere Aufbau des Hoffmann'schen Werkes in dieser Ausgabe gelungen. Jedem Band ist ein Nachwort Harichs angefügt, das die Zusammenhänge in E. T. A. Hollmanns Schaffen aufzeigt. Es entstand eine von der Tradition abweichende, aber sicher die schönste Ausgabe. Sie ist schön gedruckt, leicht lesbar und verdient um ihrer inneren und äußeren Vorzüge das höchste Lob.

Johann Nestroy: Sämtliche Werke. 12 Bände. Anton Schroll & Comp., Wien.

Diese historisch-kritische Ausgabe, von der erst zwei Bände vorliegen, wird von zwei jungen Literaturgeschichtlern, Otto Rommel und Fritz Brükner, herausgegeben. Es ist die erste, ver-

läßliche Ausgabe der Werke Nestroys. (Die große, von Chiavacci und Ganghofer besorgte Ausgabe, die einst bei Bonz, Stuttgart, erschien, versündigte sich oft am Text). Hier sind die Handschriften, die Souffleurbücher, für Nestroy unerläßlich, benutzt, und jeder Band gibt die Varianten an, die während der Aufführungen den Urtext allmählich umrankten. Porträts und Rollenbilder schmücken die Bände. Das Wiener Genie — hier endlich ist es mit dienender Treue festgehalten.

Leo Tolstoi: Gesamtausgabe. 17 Bände. J. Ladyschnikow, Berlin.

Fedor Dostojewski: Gesamtausgabe. 16 Bände. J. Ladyschnikow, Berlin.

Tolstoi, chronologisch geordnet, zum Teil zum erstenmal wirklich vollständig, in den schönen Uebersetzungen von Ilse Frapan und August Scholz oder in neuen Uebertragungen von Arthur Luther, dem besten Kenner. Die Dostojewskiausgabe bringt zuerst die großen Romane, die noch nicht wie Raskolnikow und Karamasow Allen gehören, vor allem die „Dämonen", ohne die kein Europäer russische Politik verstehen kann. Beide Ausgaben sind mit Liebe vorbereitet, die Bände sind, trotz ihres Umfanges, leicht an Gewicht, der Druck ist ausgezeichnet.

Guy de Mauppassant. Verlag Ullstein, Berlin. 6 Bände.

Diese Ausgabe hat Paul Wiegler besorgt, die schönsten Uebersetzungen rühren von ihm selbst her. Mehr braucht man nicht zu sagen, um festzustellen, daß hier endlich, nach vielen Stümpereien — es sei nur an die schreckliche Berlinisierung Maupassants durch Ompteda erinnert — die maupassant-würdige Ausgabe erstanden ist.

---

O. L. FRANK THIESS: „DER LEIBHAFTIGE"

In irgendeiner ausländischen Wochenschrift las ich einmal eine fingierte Unterhaltung zwischen einem Staatsmann und einem Dichter. Der Dichter behauptete, die ganze Politik ginge ihn nichts an, nein, widere ihn sogar an; das Regieren sei die langweiligste Sache der Welt; wer sich damit überhaupt beschäftige, wer sich als Parlaments- und Volksredner produzieren, oder zwanzig Jahre als Beamter auf den Tod des Vordermannes warten könne, der sei „eo ipso" minderwertig. Der Staatsmann erwiderte im überlegenen Tone, dieses sei eine leichtfertige Künstleransicht; der Beruf des Herrschers sei von jeher ein hoher und heiliger gewesen, er sei es auch noch heute, wenn er nur richtig aufgefaßt würde; ohne Regierung könnte keine Kultur bestehen; ohne äußere Ordnung käme selbst der Künstler unter die Räder etc. etc. „Was würden gerade Sie machen," so schloß der Staatsmann, „wenn die Welt ins Chaos geriete?" „Was ich machen würde?" erwiderte der Dichter, „einen schönen Roman würde ich daraus machen."

Die Welt ist ins Chaos geraten, und Frank Thieß hat einen schönen Roman daraus gemacht. Sein Buch „Der Leibhaftige“ (I. Engelhorns Nachf., Stuttgart) schildert das Elend einer Welt, die dem Leibhaftigen verfallen ist, es schildert das Wirrsal, Trübsal und Drangsal der deutschen Nachkriegszeit. Er schildert es mit dunklen und grellen, niemals aber mit zarten oder verwischten Farben. Thiess „calls a spade a spade,“ wie sie in England sagen: er nennt die Dinge bei ihrem richtigen Namen und läuft darum Gefahr, manch empfindsames und unkonventionelles Gemüt zu erschrecken. Kein Buch für Frauen. Ein Buch auch nur für wenige Männer. Ein sonst ziemlich „aufnahmefähiger“ Hofbuchhändler (diese Sorte hat nämlich immer eine leicht verletzliche, sentimentale Stelle) überreichte mir dieses Buch mit den Worten „Schweinerei“. Ach nein, das ist es nun ganz und gar nicht. Es ist nämlich nicht die eigene Schweinerei, sondern die Schweinerei der anderen, die dem ethisch sehr stark, sehr fein und sehr prompt reagierenden Autor die Feder in die Hand gedrückt hat. Nicht das Buch eines Schweines, sondern ein Buch über Schweine. Sein Held Kaspar Müller ist zwar kein Wilhelm Meister, der sich „in seinem dunklen Drange des rechten Weges stets bewußt bleibt,“ aber er ist auch kein Kultur-Chamäleon, kein Weltanschauungs-Bellachini, kein Großstadt-Kleinstädter, sondern, im Anfang wenigstens, ein Leidender, ein Kämpfender, ein dem Zeitstrom Widerstehender. „Oh, die Welt ist morsch bis ins Mark, und es gibt keine Hoffnung für einen reinen Menschen, durch ihren Dreck zu kommen“ sagt er von sich selber. Sinnlich, gesund, und darum stark und fein wie alle Künstler empfindend, leidet er besonders an der Mitbeteiligung und Gleichberechtigung der Canaille, deren rohe Gier und schmutzige Naivität heute einen Brunnen verunreinigt, von dem sie durch Polizeiknüppel ferngehalten werden sollte. Ist es dem Autor zu verdenken, daß er keinen Wilhelm Meister schuf? Die Zeit Wilhelm Meisters liegt weit zurück, die Wogen umbranden die heutige Jugend anders, wie einstmals Goethen: was einstmals möglich war — das Aufsteigen von Unschuld zur Erfahrung, von Zwiespalt zur Versöhnung, von Niedrigkeit zu den Höhen der Gesellschaft — ist heute nicht mehr möglich, weil alle höhere Gesellschaft und Geselligkeit in Trümmern liegt. So wird unser Held vom Milieu schließlich angesteckt: „Das Europa der festen Positionen gibt es nicht mehr,“ so beginnt er zu philosophieren. „Es gibt nur noch ein Europa der strömenden Uebergänge zu neuen Formen. Es ist die Sache der jungen Generation, diese neuen Formen zu schaffen. Das gelingt ihr nicht mit Hilfe vorgefaßter Meinungen oder gestriger Doktrinen, sondern nur auf dem Wege, daß sie sich unbedenklich der Zeitströmung anvertraut. Das Gesetz der Zeit lautet: lebe im Moment, improvisiere von Augenblick zu Augenblick, schwimme oben, vertraue deiner guten Korkweste.“ Diese leichtsinnige Kork- und Wasserphilosophie bringt schließlich

alle inneren Proteste der besseren Natur zum Schweigen: Kaspar Müller wird vom schlammigen Menschheitsstrudel erfaßt und dank seiner Korkweste mit neun „Damen“ nach Amerika hinübergespült.

Der Schlamm aber ist, wie gesagt, in diesem Buche Schlamm genannt — ein künstlerisches Verdienst, das leicht mißverstanden werden kann. Pflicht eines Kritikers, der noch Höheres von Thieß erwartet, ist es darum, die Lüstlinge und Entrüstlinge aus seinem Garten fernzuhalten. Ein Autor, wie dieser, hat es schwerer, wie z. B. Zola und Wedekind, die zwar ebenfalls Realisten, aber romantische Realisten und darum Karikaturisten gewesen sind. Der Vexierspiegel des Karikaturisten aber verletzt nie: „das bin ich ja nicht selber,“ sagen sich die Geschilderten und schlafen ruhig weiter. Thießens Spiegel aber wirkt wirklich verletzend, wirklich aufreizend, wirklich vexierend, denn er ist ein echter, ein nüchterner, ein unerbittlicher Spiegel. Es ist zu befürchten, daß noch mancher Stein nach ihm geworfen werden wird. Und daß die Zeit, statt sich selber, den Autor anklagen wird.

---

ERICH EYCK

## LITERATUR ÜBER DAS WILHELMINISCHE ZEITALTER

Unter den diesjährigen Veröffentlichungen, die sich mit den Ereignissen, an deren Ende der Zusammenbruch Deutschlands steht, beschäftigen, nimmt die erste Stelle wiederum die neue Reihe des großen Aktenwerkes des Auswärtigen Amtes ein. Von der „Großen Politik der europäischen Kabinette von 1871—1914“ die im Auftrage des Auswärtigen Amtes Johannes Lepsius, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy und Friedrich Thimme herausgeben, sind im Laufe dieses Sommers sechs weitere Bände erschienen (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte). Sie umfassen ungefähr die Jahre von 1897 bis 1904. Es ist ein Zeitraum, dessen äußere Vorgänge etwa durch die Worte Faschoda, Kiautschou, Amerikanisch-Spanischer Krieg, Erste Haager Konferenz, Burenkrieg, Boxeraufstand, französisch-englischer Marokko-Vertrag charakterisiert werden können. Inhaltlich ist das wichtigste Ergebnis dieses Zeitabschnittes der Anschluß Englands an den russisch-französischen Zweibund zunächst in der Form einer Verständigung mit Frankreich, nachdem der vorhergegangene Versuch einer Verständigung mit Deutschland gescheitert war. Für den rückblickenden Betrachter werden gerade die Abschnitte, die sich mit diesen wiederholten Verständigungsversuchen beschäftigen, die größte Anziehungskraft haben; mit Englands erstem Allianzfühler im Jahre 1898, der auf die Anregung Chamberlains zurückging, im Vierzehnten Band, und dem englischen „Bündnisangebot“ 1901 im Siebzehnten Band. Man kann diese Depeschen, Briefe, Aktenaufzeichnungen, die uns hier in reichster Fülle unter-

breitet werden, nur mit der größten Spannung lesen; die Lektüre eines Kriminalromans kann nicht spannender sein. Nur daß wir in diesem Fall das Gefühl haben, selbst Objekte der Tragödie zu sein, deren schrittweise Entwicklung wir verfolgen. Dabei kann man nicht einmal sagen, daß auf deutscher Seite von vornherein kein guter Wille zur Verständigung vorhanden gewesen wäre. Es hat auch nicht an Männern gefehlt, denen die Bedeutung des Vorgangs im vollen Umfang klar war. Namentlich die ausführlichen Aufzeichnungen Metternichs, des späteren Gesandten in London, sind voller politischer Einsicht. Aber man vermochte in Berlin weder ein Mißtrauen gegen England zu überwinden, das wohl in erster Linie in der Charakteranlage Holsteins wurzelte und allmählich die Kraft eines Axioms angenommen hatte, noch sich von einer kleinlichen Wahrscheinlichkeits- und Sicherheits-Rechnerei loszumachen, die jeden großen und kühnen politischen Schritt unmöglich machte. Ihren besonderen Charakter erhalten diese Bände durch das immer stärkere Hervortreten der Eigenart Wilhelms II. in seinen Randbemerkungen und Telegrammen. Sie sind gewiß nicht immer für die deutsche amtliche Politik maßgeblich gewesen, aber auch dann sind sie nicht bedeutungslos, weil der Charakter des Monarchen in jedem Fall eine Tatsache war, mit der sowohl seine amtlichen Berater, wie die Leiter der anderen Staaten rechnen mußten und rechneten. Sehr stark macht sich die Aenderung des Tones im amtlichen Stil seit dem Eintritt Bülows bemerkbar; er wird immer mehr der des Höflings, als des verantwortlichen Staatsmanns.

Das große Werk, dessen nächste Reihe in diesen Tagen der Oeffentlichkeit übergeben werden wird, bietet dem Historiker und dem Politiker noch auf lange Zeit einen schier unerschöpflichen Stoff. Die Herausgeber haben ihre Aufgabe in musterhafter Weise gelöst. Die Anmerkungen, welche die Verbindung zwischen den einzelnen nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten Abschnitten herstellen, verarbeiten ein enormes Material in kürzester Form und zeichnen sich in der Regel durch strengste Objektivität aus. Man kann wohl sagen, daß erst sie dem nicht fachgelehrten Publikum den Gebrauch des großen Werkes ermöglichen.

Der Wert dieser Herausgebertätigkeit fällt sehr ins Auge, wenn man darauf die — im gleichen Verlag erschienenen — vier Bände zur Hand nimmt, die den „Diplomatischen Schriftwechsel Iswolskis 1911—1914“ enthalten. Ihr Herausgeber Legationsrat Friedrich Stieve, der ebenfalls einen Auftrag des Auswärtigen Amts erfüllt, hat von allen Anmerkungen abgesehen und dafür einen besonderen Ergänzungsband „Iswolski und der Weltkrieg“ hinzugefügt, in dem er versucht, zusammenhängend den Inhalt der Dokumente darzustellen und zu verwerten. Seine Schlußfolgerungen sind: „Iswolski betrieb seit 1911 den Weltkrieg. Poincaré gesellte sich ihm im Herbst des Jahres 1912 zu. Und seit 1913 erblickte auch Sasonow in europäischen Verwicklungen den Weg,

der Rußland an die Meerengen führen sollte." Eine Ergänzung ähnlicher Art zu dem großen Aktenwerk stellt der „Wegweiser" dar, den Oberst Schwertfeger (im gleichen Verlag) herausgibt, und von dem bisher zwei Bände vorliegen, die bis 1899 reichen. Er sucht sich auf eine rein objektive Wiedergabe zu beschränken.

Die Aufgabe, das Material, das die Akten des Auswärtigen Amtes bieten, als Historiker zu würdigen, die großen Linien herauszuarbeiten und die Verknüpfung von Ursache und Wirkung zu finden, setzt sich Professor Erich Brandenburg in Leipzig in dem einbändigen Werk „Von Bismarck zum Weltkrieg" (der gleiche Verlag). Er hat auch die noch nicht publizierten Dokumente in den Händen gehabt und kann uns daher manches Neue sagen. Aber auch wenn diese Akten alle der Oeffentlichkeit zugänglich sein werden, wird sein Werk nicht an Interesse und Bedeutung verlieren. Es ist mehr als eine Materialverarbeitung, es ist ein wirkliches Geschichtswerk, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Neben den Professor tritt der Journalist. Theodor Wolff verwahrt sich in dem Vorwort zu seinem Buche „Das Vorspiel" (Verlag für Kulturpolitik) gegen „die eitle Absicht, in das Heiligtum jener Hohepriester einzudringen, die scharfsinnig alle Rätsel der Vergangenheit enthüllen." Gewiß weicht seine Methode der Darstellung mannigfach von der der berufsmäßigen Historiker ab. Er schreibt mehr als der miterlebende Zeitgenosse, der nicht nur die Akten zum Sprechen bringt, sondern auch eigene Erlebnisse und Unterhaltungen mit Zeitgenossen berichtet. Darum ist seine Darstellung aber nicht weniger gut fundiert und seine Betrachtungen gewiß nicht minder durchdacht. Wohl aber läßt er durch Gewandtheit der Darstellung und den Glanz des scharf geschliffenen Stils die Mitbewerber aus akademischen Kreisen hinter sich zurück. Das Buch ist ein Protest gegen die anmaßende und ungerechte These des Versailler Vertrages, kein Protest durch schmetternde Worte und Beschönigung der eigenen Fehler, sondern durch eine gewissenhaft abwägende und darum um so wirksamere Schilderung der Zeit von 1900 bis 1909.

Während die amtlichen Aktenpublikationen das Material in möglichster Vollständigkeit vorlegen, hat Tirpitz den Versuch gemacht „Politische Dokumente" in einer Auswahl vorzulegen, die geeignet sein soll, die Richtigkeit seiner Politik nachzuweisen („Der Aufbau der Weltmacht", Cotta). Daß ihm dies bei solchen Lesern gelingt, die nicht von vornherein auf seinem Standpunkt stehen, ist sehr zu bezweifeln. Das Buch ist bemerkenswert vor allem durch die Bedenkenlosigkeit, mit der der frühere Staatssekretär des Reichsmarine-Amts Schriftstücke, die er in amtlicher Eigenschaft erhalten hat, ohne Erlaubnis der zuständigen Stelle in die Oeffentlichkeit bringt. Die Erinnerung an den Fall Arnim und das Strafgericht, das Bismarck über diesen heraufbeschwor, drängt sich auf. Sachlich

zeigt das Buch, wie die amtliche deutsche Politik durch das System der Militär- und Marine-Attachés erschwert wurde, die neben den Botschaftern sitzend und nach Berlin berichtend Politik auf eigene Faust häufig gegen ihn trieben. Dabei steht die Sicherheit, mit der einzelne der Herren über außerhalb ihres Ressorts liegende Dinge urteilen, zuweilen in keinem Verhältnis zu ihrer Sachkunde. Der Londoner Militär-Attaché verbreitet z. B. das törichte Gerücht, Asquith wolle Lordkanzler werden, mit der Begründung, dieser Posten sei von einem Regierungswechsel unabhängig; jeder aufmerksame Zeitungsleser weiß, daß das falsch ist.

Die Veröffentlichungen aus den Akten ergänzen in wirksamster Weise die Memoiren und Briefwechsel, von denen hier vier hervorgehoben seien. Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch. Herausgegeben von Ernst Jäckh (Deutsche Verlags-Anstalt); Haller, Aus dem Leben des Fürsten Eulenburg (Paetel); Conrad Haußmann, Schlaglichter. Reichstagsbriefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Zeller (Frankfurter Sozietätsdruckerei). Clemens von Delbrück, Die wirtschaftliche Mobilmachung in Deutschland 1914. Herausgegeben von Joachim von Delbrück (Verlag für Kulturpolitik). Kiderlens Briefe und Aufzeichnungen bieten eine höchst amüsante und lebendige Lektüre. Man bekommt den Eindruck eines ganzen Kerls, der sein Handwerk versteht. Daß er ein wirklicher Staatsmann gewesen sei, beweist auch dies Buch nicht. An der Klugheit und Durchdachtheit seiner Marokkopolitik wird man nach wie vor zweifeln können. Hallers Buch bringt in Briefen Eulenburgs, Holsteins und Bülows Material ersten Ranges zur Kenntnis Wilhelms II., seiner Umgebung und seines Systems. Namentlich Holsteins Aeußerungen müssen die größte Beachtung finden. Die Schrift ist eine „Rettung". Sie ist insofern sicher gelungen, als die „Liebenberger Tafelrunde", gegen die Harden seinen berüchtigten Feldzug geführt hat, nie bestanden hat, und Eulenburg alles andere, als ein schmeichelnder Intrigant gewesen ist. Bezüglich des rein kriminalistischen Teils der Anklage wird man über ein „non liquet" nicht herauskommen. Haußmanns Nachlaß führt uns in die Sorgen und Kämpfe der Kriegs- und Revolutionszeit hinein, an denen er mit der ganzen Wärme des leidenschaftlichen Patrioten teilnahm. Er hat früher als andere die wahre Lage Deutschlands begriffen und unbeirrt durch scheinbar günstige Zwischenfälle den Gedanken des Verständigungsfriedens verfochten. Er hat, soweit die Kräfte eines Privatmanns reichen, durch Verhandlungen mit vorurteilslosen Männern der feindlichen Nationen ihm den Weg zu ebnen gesucht. Man kann nicht sagen, daß der einfache Parlamentarier gegenüber den Männern in Amt und Würden eine schlechte Figur macht. Er kann sich auch neben dem einstigen Staatssekretär Delbrück sehen lassen, der uns in seinen Aufzeichnungen als der kluge und verständige Politiker entgegentritt, für den ihn die Kenner stets gehalten haben. Sie zeigen auch,

wie schwer die Vernunft sich im offiziellen Deutschland Bahn brach. Mußte er doch bei Kriegsausbruch noch der Ansicht entgegentreten, man solle den Belagerungszustand zur Verhaftung aller sozialdemokratischen, polnischen, elsässischen und dänischen Abgeordneten benutzen. Ludendorffs Forderung eines „Waffenstillstandes binnen 24 Stunden“ erhält die richtige Beleuchtung.

Das Jahr 1924 ist also reich genug an Publikationen, die neues Licht auf Deutschlands Weg zur Katastrophe werfen. Wann wird die Zeit kommen, wo das deutsche Volk aus ihnen l e r n t ?

---

Dr. KURT SCHMALTZ

## DIE WIRTSCHAFTSLITERATUR 1924
## II.

### *VII. Wirtschaft — Kriegsfolgen — Friedensvertrag.*

F i s k , H. E. The Inter-Ally debts. An analysis of war and postwar public finance 1914—1923. New York.

K u c z y n s k i , R. Deutschland und Frankreich. Ihre Wirtschaft und ihre Politik 1923/24. Mit Beiträgen von F. Aereboe, E. Baptiste, L. Brentano, R. Wissel. Berlin.

L i c h t e n b e r g e r , H. Deutschland und Frankreich in ihren gegenwärtigen Beziehungen. Leipzig.

M o u l t o n , H. G. und Mc Guire, C. E. Deutschlands Zahlungsfähigkeit. Eine Untersuchung der Reparationsfrage. Uebersetzt und ergänzt von R. Kuczynski. Berlin.

Wer sich mit dem Problem Wirtschaft und Friedensvertrag beschäftigt, kann an diesen Werken nicht vorbeigehen. Es sei in diesem Zusammenhang noch auf die Denkschriften hingewiesen, die aus Anlaß des Dawesgutachtens entstanden sind und auf die nachfolgende Literatur, die schon sehr umfangreich geworden ist.

### *VIII. Betriebswirtschaftslehre.*

1. A l l g e m e i n e u n d g r u n d s ä t z l i c h e W e r k e.

F i n d e i s e n. Die Unternehmungsform als Rentabilitätsfaktor. Berlin.

S t e p h e n s o n , H. The Principles of business economics, Pitman. London.

2. B u c h h a l t u n g u n d B i l a n z.

L e C o u t r e , W. Grundzüge der Bilanzkunde. Leipzig. Bd. 2. Die Sondergebiete der Bilanzkunde.

F i n n e y. Principles of Accounting, Prentice Hall. New York.

P e n n d o r f , B. Fabrikbuchhaltung und ihr Zusammenhang mit Kalkulation und Statistik. Berlin.

S c h m i d t , F. Bilanzwert, Bilanzgewinn, Bilanzumwertung. Berlin.

3. S e l b s t k o s t e n w e s e n.

D o h r , H. L. Cost Accounting, Ronald Press. New York.

H e e l i s , F. Business Calculations Pitman. London.

## 4. Reklame.

Behrmann, H. Die Reklame. Berlin.
König, Th. Reklamepsychologie. München-Berlin.
Lysinski, E. Die Organisation der Reklame.

### *IX. Betriebswissenschaft (Arbeitswissenschaft).*

## 1. Betriebsorganisation und Betriebsverwaltung.

Benoist, M. L. Les Méthodes modernes d'organisation industrielle. Gauthier-Villars. Paris.
Bucerius, W. Grundlagen der rationellen Betriebsführung mit bes. Berücks. des Handwerks. Karlsruhe.
Dutton, Henry P. Factory Management. Macmillan & Co. London.
Landburgh, R. H. Industrial Management, Chapman and H. London.
Michel, Ed. Arbeitsvorbereitung als Mittel zur Verbilligung der Produktion. Berlin.
Ein umfassendes, auf der amerikanischen Literatur fußendes Werk, das von der technischen und arbeitswissenschaftlichen Seite her die Probleme behandelt.

## 2. Einzelfragen.

Beaudemoulin. La loi de huit heures (23 Avril 1919). Enquête sur son applicalion et sur les loisirs de l'ouvrier. Paris.
Lipmann. Das Arbeitszeitproblem. Berlin.
Witte, I. M. Taylor. Gilbreth. Ford. Gegenwartsfragen der amerikanischen und europäischen Arbeitswissenschaft. Berlin. 1924.
Ein kleines Büchlein, das unter Berücksichtigung der gesamten in-ausländischen Fordliteratur Entwicklungslinien aufzeigt.

---

C. Z. KLÖTZEL — KINDERBÜCHER

Es gibt Eltern, die jedes Buch, das sie ihren Kindern schenken, erst selbst lesen. Sie sind selten. Die meisten haben weder Zeit, noch Lust, noch das nötige Sachverständnis, um zu wählen. Die meisten Jugendbücher werden nach dem Titelbild ausgesucht. Wem diese Methode allzu äußerlich erscheint und wer doch kein besseres Kriterium weiß, dem sei hier eine Auswahl des Besten vom Neuen aufgezählt. Auf daß die Sünde der Väter sich nicht an den Kindern räche.

Zunächst einiges für Babies und solche, die ihnen vorlesen müssen. Im Rikola-Verlag (Wien) erscheinen „Die Tausend Bunten Büchlein", herausgegeben, verfaßt und illustriert von dem unbezahlbaren Walter Kauders. Ob Ihr das „Kinderdorf", den „Zauber-

koffer", den „Schlüpfebold" oder den „Kleinen Sultan" wählt, stets wird es ein Gaudi werden. Es sei hier gleich vermerkt, daß die Bücher des Rikola-Verlages alle jene Anmut haben, die den Wiener Frauen und dem Wiener Gebäck eigen ist. — Eine hübsche Neuerscheinung ist das Ausschneide-Bilderbuch „Gute Freunde", dessen Bilder aus Buntpapier geschnitten sind. (J. F. Schreiber, Eßlingen). Aber die Verse (hier und anderswo): oh . . . oh! Die im gleichen Verlag erschienenen „Kinder am Rhein" (die aber auch an der Panke leben könnten) haben bessere Reime und hübsche Scherenschnitte. Mit den „Bunten Läden", ebenfalls aus Eßlingen, gehen wir schon zu den Büchern über, die nicht mehr vorgelesen, sondern gelesen sein wollen.

Die Krone aller Bilderbücher ist „Das Puppenhaus" der Josefa Metz mit Bildern von Else Preußner (Molling & Co., Hannover). Die Kinder bleiben dabei todernst und sind furchtbar interessiert, der Erwachsene aber amüsiert sich königlich über diese glänzende Parodie auf den „bürgerlichen Haushalt". Von „Hatschi Bratschis Luftballon" gilt das oben von allen Rikola-Büchern Gesagte. Hier sind die Bilder von Erwin Tintner und die Verse von Franz Ginzkey gleich hochwertig. Sehr schön hat Ernst Kreidolf „Alte Kinderreime" illustriert (Schaffsein, Cöln). Aber für Kinder nicht allzu ästhetisch eingestellter Eltern sind seine Bilder vielleicht etwas zu stilisiert und abgetönt.

Und da wären wir schon bei den Märchen. Auch hier schießt Rikola wieder den Vogel ab. Seine „Kalmückischen Märchen", erzählt von Adolf Gelbler, illustriert von Amadeus Dier, und Chamissos „Peter Schlemihl" (mit Bildern von A. Hagel), sind in Inhalt, im Druck nur in der Ausgestaltung ganz vorzüglich. Den Rang macht ihnen streitig „Die Erzählung von der Weihnachskrippe" von Wilma Mönkeberg mit den wundervollen Bildern der hochbegabten Else Weng-Viëtor (Gerhard Stlling, Oldenburg-. Und immer neue Kindergenerationen entzücken die Erzählungen „Aus des Tannenwaldes Kinderstube" die Sophie Reinheimer (Franz Schneider Verlag, Berlin) von denen man sich freut zu hören, daß sie eine Auflage von 80 000 Exemplaren erreicht haben.

Für die Aelteren, besonders für die Jungens, ist die Auswahl schon reichhaltiger. Bei Brockhaus in Leipzig sind zwei vorzügliche neue Reisebeschreibungen erschienen: Marco Polos Schilderungen „Am Hofe des Großkhans" und V. Stefanssons: „Jäger des hohen Nordens". Beides sind sehr geschickt gewählte Abschnitte aus größeren Reisewerken. Die Ausstattung dieser Bücher könnte etwas besser sein, ihr Inhalt wird jeden Jungen fesseln. Auch der gute alte Lederstrumpf-Cooper ist wieder erstanden, Rikola bringt den berühmten „Roten Freibeuter" und die weniger bekannte „Wassernixe" in zwei hübschen Bänden. Voller echter Abenteuerlichkeit ist das neueste Buch des genialen Amerikaners E. Th. Seton: „Jan und Sam im Walde" (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung,

Stuttgart), aus dem man unglaublich viel Naturwissenschaft auf die angenehmste Art lernen kann. Und des Schweden Victor Rydbergs „Korsar“ ist ein rechtes Jugendbuch, wenn auch der Verlag (Franz Schneider, Berlin) es einen Roman nennt.

Beachtlich sind die Versuche, Kenntnisse aller Art in Form einer lebendigen Erzählung zu vermitteln. Die „Kinderreise durch die Schweiz“ und „Wie Hans von München nach Venedig flog“ (beide Rikola) sind die ersten geographischen Beiträge dieser Art. Am weitesten fortgeschritten ist auf diesem Gebiete die Franckh'sche Verlagsanstalt in Stuttgart. Neben ihrem bekannten, naturwissenschaftlichen „Jugendkosmos“ und dem beliebten „Bastelbuch“ erscheinen jetzt die „Onkel-Herbert-Bücher“ von J. Fühlberg-Horst, der es meisterhaft versteht, technische Dinge in der interessantesten Weise zu erklären. Seine beiden Bände: „Radio“ und „Motor und Auto“ sind Meisterleistungen, zu denen man die Jugend beglückwünschen kann. Wenn all die hier genannten Bücher empfehlenswert sind, für diese beiden muß man schon die alte Formel wieder auffrischen und wünschen, daß sie auf dem Bücherbrett keines Jungen fehlen mögen.

Zum Schluß einiges, was schwer einzuordnen ist. Bei Rikola erscheint nicht nur der „Blaue Kinderkalender“ (gut, aber nicht über Durchschnitt), sondern auch die ganz kleinen, ganz billigen „Füllhornbüchlein“, die Frida Schanz herausgibt. Desgleichen ein paar hübsch dramatisierte Märchen. Desgleichen Puppen-Kochbücher, nach denen man sogar für Erwachsene kochen kann. Neckreime mit lustigen Bildern von Marianne Finckh (ebenfalls eine ganz billige Kleinigkeit), verlegt Curt Steinitz in München.

Endlich sei auf den Band 160 von „Schaffsteins Blauen Büchern“ mit besonderer Freude hingewiesen. Es heißt „Dichter unserer Tage“, wurde herausgegeben von Jakob Kneip und ist der Jugend gewidmet. Die Auswahl ist so gut, daß neben älteren, Namen wie Dauthendey, Eulenberg, Hofmannthal, Ponten, Johst und Gerrit Engelke anzutreffen sind. Das verdient Dank.

Einen ernsthaften Versuch, Jugendliteratur im Sinne einer neuen Menschenerziehung zu schaffen, stellen die „Jugendbücher der Neuen Gesellschaft“ dar. Sie wenden sich „an eine Jugend, die ihr Herz mit einer neuen, besseren Gesinnung erfüllen will“. Die ersten beiden Bände bringen gut ausgewählte Stücke von Tolstoi und Heine, ein dritter heißt „Amerika“ und stammt von Arthur Holitscher, Schwantje, der Apostel der Menschlichkeit gegen das Tier, bringt ausgewählte Erzählungen, Gedichte und Abhandlungen über „Die Liebe zu den Tieren“. Mit Cläre Meyer-Lugau's lebendigem und kühnen „Märchen“: „Das geheimnisvolle Land“ wagt der Verlag einen vielversprechenden Schritt in das Neuland einer Jugendliteratur, die durch einer dem Kindergemüt angepaßten Realistik die Triebkräfte zu sozialem Leben freizumachen sucht.

## STERBENDE U. AUFSTEIGENDE WELTEN

Reisebücher sind das, „was geht“, wie jeder Sortimenter bestätigt. Ganz begreiflich, ein so reiselustiges Volk wie das deutsche, das zehn Jahre abgesperrt war, will wenigstens in Buch und Bild sehen, wie es in der Welt aussieht. Aber vielleicht liegt dieser allgemeinen Vorliebe für Reiselektüre doch noch eine andere, tiefergehende Ursache zugrunde, wie ja oft der Volkinstinkt unwillkürlich unbewußt das Richtige trifft. Seit der Völkerwanderung vollzog sich keine so tiefgehende Umgestaltung des Weltbildes und Umschichtung der Kulturen. Völker, die sich in ihren angestammten Sitten und Gebräuchen jahrhundertelang erhalten, sterben ganz plötzlich aus oder verwestlichen sich.

In eine solche sterbende Welt führt uns das Buch von Andreas Reischek „Sterbende Welt“ (erschienen bei F. A. Brockhaus, Leipzig). Eigentlich ist es keine sterbende, sondern eine bereits tote Welt. Dieses Neuseeland, das der österreichische Forscher schon Ende des vorigen Jahrhunderts kennen lernte (seine Erinnerungen werden erst heute von seinem Sohn herausgegeben), existiert nicht mehr, und damit auch diese ganzen seltsamen Völker, wie die Maoris, die trotz ihrem Kannibalismus dem eindringenden Europa nicht selten an Ethik und Moral überlegen waren. Die Geyser und heißen Quellen sprudeln und schäumen unverändert, aber jene ungewöhnlichen Menschen, die in ihrer Nachbarschaft ihre Hütten hatten, sind tot, oder sie tragen modische Anzüge und führen die Cookschen Reisegesellschaften.

Auch Feuerland, jene Inselgruppe, die der Südspitze des amerikanischen Kontinentes vorgelagert ist, wird einmal das Schicksal Neuseelands teilen. Einstweilen schützen das unwirtliche Klima und die geringen wirtschaftlichen Möglichkeiten dort noch die letzten Reste der Feuerländer. Aber bald wird auch ihre Stunde schlagen. Ein Salesianer-Pater Alberto de Agostino hat unter dem Titel „Zehn Jahre im Feuerland“ im Brockhaus-Verlag diese eigenartige Welt von Urwäldern am Fuße von Gletschern geschildert. Ich selbst habe auf meinen patagonischen Reisen zahlreiche Salesianer getroffen. Es ist ein italienischer Orden, der nicht nur das Christentum zu den Indianern trägt, sondern deren Interessen sehr energisch, oft unter eigener Lebensgefahr, vor der Profitgier der Weißen schützt. Auch in diesem Buche lebt die ganze frische, durchaus nicht weltabgewandte Art der Salesianer. Es ist ein mutiges und überaus interessantes Buch.

Auch die Länder um den Amazonas sind sterbende, aber gleichzeitig auch neu aufsteigende Welten. Die Kopfjäger, die an den Nebenflüssen des riesigen Stromes ihr Wesen treiben, werden aussterben, und an ihre Stelle werden die großen Estanzien mit ihren ungezählten Rinderherden, die Gummi- und Kakaopflanzungen treten. Ein junger Amerikaner, Up de Graff, der den ganzen Amazonas hinunterfuhr, erzählt uns in seinem bei Brockhaus erschienenen Buch „Bei den Kopfjägern des Amazonas“ von diesen heute noch ganz unbekannten Gebieten.

Noch unmittelbarer ins moderne Leben, in den großen sich vorbereitenden Umwandlungsprozeß in der Stellung von Ost und West führt uns Sven Hedins Buch „Von Peking nach Moskau“. China und Rußland — da liegt die Zukunft. Man braucht nach der Lektüre des Hedinschen Buches nur eine kurz vor dem Kriege erschienene asiatische Reisebeschreibung aufzuschlagen, um sich zu vergegenwärtigen, wie gewaltig doch die Veränderungen sind, die sich bereits auf der Erde vollzogen haben.

Die Erkenntnis von dieser Wandlung des Weltbildes war es auch, die mich dazu bestimmte, nach Kriegsende eine planmäßige Bereisung der ganzen Erde zu unternehmen. Auf eine zweijährige Reise durch die südamerikanischen Republiken folgte eine Fahrt durch das europäische und das asiatische Rußland, die mich bis an die russisch-afghanische und russisch-chinesische Grenze führte, und im letzten Jahre schloß sich eine Tour um die Erde an, die in erster Linie der Bereisung Nordamerikas, Ostasiens und Indiens diente. Und wenn es mir schon erlaubt ist, von mir selbst zu sprechen, so darf ich vielleicht auch anführen, daß als Frucht dieser Reisen drei Bücher bei Brockhaus vorliegen: „Südamerika, die aufsteigende Welt", „Der Weg nach Osten", und als letztes das soeben erschienene Buch „Das Meer der Entscheidungen", das die sich vorbereitende große Auseinandersetzung zwischen Ost und West auf dem pazifischen Ozean und die Entwicklung der kommenden Mächte Amerika und Ostasien behandelt.

*Colin Ross*

---

## WELCHE BÜCHER WERDEN AM MEISTEN GEKAUFT?

II.

Hans Höynck, Buchhandlung,
Berlin-Charlottenburg.

Ich bin zwar nicht um meine Ansicht über „gekaufte Bücher" angegangen, aber ich gebe Ihnen ungefragt folgende fünf meistgekaufte Bücher in meiner kleinen, aber guten und modernen Bücherstube an:

1. Shaw, Heilige Johanna,
2. Schnitzler, Komödie der Verführung,
3. Kastans Panoptikum,
4. Kisch, Der rasende Reporter,
5. Tarzaniade, von Mynona.

Sie müssen nicht nur die Großen fragen!

Ergebenst *H. Höynck.*

*

Buchhandlung Heinrich Bender,
Dresden.

Die bei mir am meisten gekauften Bücher des letzten halben Jahres sind:

Balzac, Ausgabe Rowohlt, Berlin.

Sternheim, Gauguin und van Gogh, Verlag Die Schmiede.

Chesterton, Orthodoxie, Verteidigung des Unsinns, Der Mann der Donnerstag war, Musarion Verlag.

Rolland, Gandhi. Rotapfel-Verlag.

Kierkegaard, Kritik der Gegenwart, in der Übertragung von Theodor Haecker, Brenner Verlag, Innsbruck.

*

Zinglers Kabinett
für Kunst- und Bücherfreunde
Frankfurt a. M.

Als die fünf meistgekauften Bücher dieser Saison bei uns nennen wir Ihnen:

1. Frank Harris, Oskar Wilde.
2. Romain Rolland, Gandhi,
3. Werfel, Verdi,
4. Ludwig, Genie u. Charakter,
5. Dvorak, Kunstgeschichte als Geistesgeschichte.

*

Weitbrecht u. Marissal,
Buchhandlung.
Hamburg.

Wir möchten Ihnen als die fünf Bücher, die zurzeit am meisten gekauft werden, nennen:

Kinau, Jacob, Die See ruft (Glogau, Hamburg),

Ossendowski, Ferd., Tiere, Menschen und Götter (illustr. Ausg.), (Frankf. Societäts-Druckerei).

Rolland, Romain, Annette und Sylvia (Kurt Wolff).

Thieß, Frank, Der Leibhaftige (Engelhorn).

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Zwölfte Fortsetzung.]

Die Bewunderung für Irene hörte allerdings nicht auf, aber es geschah, daß er bisweilen mit Härte an sie dachte.

Er warf es sich vor, aber die Bilder, die er hatte verjagen wollen, wurden dadurch nur häufiger.

Eines Morgens sagte Lewis zu Irene:

— Ich komme nicht nach Hause. Ich habe ein geschäftliches Frühstück.

Er war im Begriff, sie zu informieren und ihr zu erklären, daß es sich für ihn darum handelte, das sehr vorteilhafte Angebot eines amerikanischen Konsortiums zu prüfen, das die Absicht hatte, Radio-Stationen in Klein-Asien bis nach Persien zu errichten. Aber, vielleicht, um sie neugierig zu machen — in der Meinung, sie teile schwesterlich seine Eifersucht —, vielleicht auch, damit die Angelegenheit nicht laut werde — obwohl Irene die Diskretion in Person war —, sagte Lewis ihr nichs mehr.

Am Abend ging er von Gewissensbissen getrieben den am Morgen zurückgelegten Weg wieder zurück:

— Ich hatte keine Zeit, dich zu informieren. Ich hatte zwei amerikanische Bankiers zum Frühstück eingeladen — sie kommen gerade aus London . . .

— Handelt es sich womöglich um die Radiogeschichte in Kleinasien?, unterbrach Irene. Sei mißtrauisch! Deine Leute haben entgegen ihren Behauptungen die Marconi-Gruppe nicht hinter sich. Sie haben uns vor acht Tagen das Geschäft gebracht, und ich habe Erkundigungen eingezogen: die Sache ist nicht seriös.

In weniger Zeit, als man sich vorstellen kann, wurden die Beziehungen zwischen beiden unaufrichtig. Von Irenens Seite, weil sie fühlte, daß ihr Mann sich von ihr entfernte. Von Lewis Seite, weil er in jedem Augenblick seinen Meister fand. Er hatte den Eindruck, den Kampf gegen den nahen, geschickten Gegner, der ihn sofort beim ersten Zusammenstoß in den Staub gezwungen hatte, weiterführen zu müssen. Die Angelegenheit der Gruben von San Lucido, die sie getrennt und auf diese Weise miteinander vereinigt hatte und an die Lewis einige Monate früher nur mit Erschütterung hatte denken können, denn sie war die Ursache seines Glücks, demütigte ihn, je günstiger sie sich entwickelte: er erkannte, daß sie ihm unsympathisch geworden war, als er las, daß sie in ihr zweites Ge-

schäftsjahr eingetreten sei, daß man zufriedenstellende Gewinne erziele und sogar daran denke, möglicherweise Dividenden auszuschütten.

Bei dieser Gelegenheit fiel ihm ein, daß bald der Jahrestag ihrer Begegnung in Sizilien sein würde. Er nahm sich vor, Irene den herben, berauschenden — den Jasmin des ersten Abends mitzubringen.

## X.

An dem Nachmittag, an dem Lewis bei seinem Blumenhändler vorbeiging, um ihn zu bitten, ihm Jasmin zu besorgen, führte der Zufall, unser schlimmster Feind, auch Frau Magnac dorthin. (Man hat nicht mehrere Jahre mit jemandem in „engster Freundschaft" gelebt, ohne daß sich daraus eine Anzahl gemeinsamer Lieferanten ergibt.) Elsie! Sie wurde mit einem Schlage wieder die Meisterin aller Genüsse, die zugleich erhabene und komische Frau, gepflegt und vollkommen wie einst; sie wurde alles, was Lewis wünschte, daß Irene es wäre, aber nicht war. Er glaubte nicht mehr, daß eine legitime Frau ausreicht, um einen Mann über den Verlust aller Geliebten hinwegzutrösten. Er fühlte, daß Elise ihm wieder notwendig geworden war. Zwischen ihnen war von Zerwürfnis, Trennung, Ehrenstandpunkt oder Ebenbürtigkeit nicht die Rede. Mit dem Geist des XVI. Bezirks führte Frau Magnac eine Unterhaltung in der liebenswürdigsten Weise da weiter, wo sie am Abend vorher abgebrochen worden war.

— Vor allem kommen Sie nicht zum Apéritif, wenn Ihnen das keinen Spaß macht — aber man wird sich freuen, Sie zu sehen . . . Neuigkeiten? Marbot liegt im Bett mit etwas Blei in der Verlängerung des Rückens. Harbedjan hat ihm das vor vierzehn Tagen in der Sologne versetzt. Ja, wenn Armenier zu massakrieren beginnen . . .

Das Fräulein unterbrach sie. Man konnte nirgends Jasmin auftreiben.

— Schlimm genug, sagte Lewis verstimmt, geben Sie mir irgendetwas; Salat . . .

Lewis lag bereits seit einer Stunde bei Frau Magnac auf dem Diwan, und sie sprach immer noch im gleichen leichten Ton:

— Alle Leute sagen, du habest eine reizende Frau, Lewis; ein Mosaik aus Ravenna . . . Ist es Absicht, daß ich sie zuletzt kennen lernen soll? Ich werde sie bestimmt sehr lieb gewinnen.

— Das ist schon zu viel.

— Aber Lewis . . . Uebrigens scheint sie ein ungewöhnlich tüchtiger Geschäftsmann zu sein. Mach mich doch mit ihr bekannt.

— Später.

Sie sagte ihm lachend etwas ins Ohr:

— Vielleicht kann man damit womöglich alles einrenken?

XI.

Lewis verließ Frau Magnac und ging zu Fuß nach Haus, um verschiedene Düfte auszulüften, die ihm in die Haut gedrungen waren. Er kam ziemlich spät zum Essen. Irene lag vor dem Kamin, den Kopf zwischen den Händen. Lewis glaubte, sie weine und nahm ihr die Finger vom Gesicht. Nein, Irene vergoß niemals eine Träne, aber man sah, daß sie ihren Schmerz verbarrikadierte.

— Wenn ich nach Hause komme, sagte Lewis ungebärdig wie ein Kind, sollst du heiter sein. Du siehst aus wie ein ungedeckter Scheck. Warum bist du traurig?

— Ich war heute Abend allein, und es ist mir klar geworden, wie falsch es von mir war, wieder mit Geschäften anzufangen. Aber jetzt ist es zu spät, um wieder aufzuhören. Es ist kein Spiel, das man einfach beginnen oder lassen kann. Die Faulheit ist die Kunst des Behagens und macht leichtsinnig. Die Arbeit ist ein schweres Gesetz mit ernsten Folgen, die ich erst heute ermesse.

Lewis machte, um der Predigt vorzubeugen, eine ungeduldige Bewegung.

— Alles, was geschieht, ist mein Fehler, fuhr Irene fort, daß ich dich geheiratet habe, ist auch mein Fehler; und dazu freiwillig! Ich glaubte selbst . . . Ich werde dir erklären, was du nicht zuzugeben wagst: du hast dich verheiratet, um glücklich zu sein, um deine Ruhe zu haben, aber nicht, um aus deinem Hause ein Bureau, eine Bank zu machen — was sage ich: zwei Banken! Heute bin ich eine Konkurrentin für dich; und morgen? Vielleicht wolltest du nur eine Vergeltung üben, als du mich heiratetest, um dann in aller Ruhe leben zu können: im Grunde, Lewis, liegt dir an mir viel weniger, als du glaubst. Aber unglücklicherweise liebe ich dich jetzt . . . (sie verhinderte ihn daran, sie zu unterbrechen), aber das geht nur mich etwas an. Auf die Arbeit verzichten? Du hast es ja gesehen: ich habe es versucht, aber ich kann nicht müßig gehen. Ich bin eine Griechin, und für mich muß jede Träumerei, jeder Gedanke Gestalt annehmen. Meine Ahnen von den Inseln haben jahrhundertelang inmitten von Blutbädern und Aechtungen auf der gleichen Insel gelebt, auf der du nicht leben kannst. Ich selbst bin eine Insel, etwas Einfaches, Abgeschiedenes, darauf du nicht leben kannst. Ich hasse alles, was unterterhaltend und knabenhaft ist. Laster, mögen sie glänzend oder bequem sein, locken mich nicht. Hinter mir liegen Jahrhunderte von Handel, Freiheit, Auswanderung . . . Laß mich gehen . . .

Lewis nahm Irenens Haare in die Hand, die so fein waren wie die Drähte eines Elektromagneten.

— So willst du fortgehen . . . ohne Voravis? Irene, wir sind Freunde?

— Nein, wir sind nicht Freunde. Ich habe keine Zeit, um auf das Alter später Neigung zu warten. Irr dich nicht. Du bist kein Russe, der schwankend seine Gefühle durchquert und ausruft: „Ich verwechsle alles!“ Dreh' der Wahrheit nicht den Rücken. Die Devise der Menschheit sollte sein: „Da ist die Wahrheit — rette sich, wer kann!“ Nur die Griechen haben eine Ausnahme gemacht. Was sind wir beide eigentlich? Am Tage sind wir Gegner. Nachts . . . nachts auch, nur daß wir uns nicht die Waffen aussuchen können. Können wir so weiterleben? Wir verbeißen uns ineinander. Welchen Qualen gehen wir entgegen? Du bist glatt, nervös, wenig beruhigend manchmal; ich bin voll wilder Bewegungen, leidenschaftlich . . .

Lewis gab keine Antwort. Dieses Kind lag ihm sehr am Herzen. Er nahm sie in seine Arme und ließ seine Hand zwischen Kleid und Körper gleiten.

— Irene, dein Name heißt „Friede“, nicht wahr?

Irene ließ kraftlos ihren Kopf auf seinen Knien liegen wie eine kleine griechische Stadt, die berauscht von ihrem Tyrannen ist.

## XII.

So wußte Lewis, daß Irene mit all ihrem Stolz ihm keinen Widerstand leistete. Er dachte: „Man sagt, daß die Frauen heutzutage keine Männer mehr finden; sie werden immer genug finden, die sie lieben, aber bald wird ihnen der Mann fehlen, der Zeit hat, sich zu ihnen zu setzen, ihnen einen Arm um den Hals zu legen und zu fragen: Warum bist du traurig?“

Er wunderte sich lediglich über die Tatsache, daß die melancholische Unterhaltung und ihre beginnende Auflehnung zur gleichen Stunde stattgefunden hatten, in der er sich das erste Mal von ihr entfernt hatte, ohne daß sie den geringsten Verdacht hegte. Wenn wir sehr nahe bei jemandem leben, so sagt uns ein Wesen, das empfindlicher als unser Bewußtsein ist, Bescheid, und unsere Handlungen, die uns unerklärlich erscheinen, sind bereits die Folgen einer okkulten Logik.

Irene und Lewis nahmen ihr gemeinsames Leben wieder auf, aber ein glühender Gegensatz wuchs zwischen ihnen, ohne daß sie etwas davon wußten.

Irene hatte sich schlecht in der Gewalt:

— Ich glaube, wir werden niemals gücklich werden.

Lewis regte sich auf:

— Wenn ich so offen wäre wie du, wären wir es schon lange nicht mehr; wir müssen glücklich werden.

Dann nahm er sie bei der Hand und tröstete sie.

— Geduld. Lebe nicht vom kostbarsten Kapital deiner Nerven. Ohne Kummer wäre das Leben recht schlimm. Willst du andere Leute sehen? Soll ich dich ausführen? Es gibt da ganz neue

Sachen, lächerliche und glänzende Schauspiele, denen du dich bisher immer versagt hast. Alle Menschen sind in Massen langweilig, aber im Einzelnen ist das weniger wahr. Zwar werden die alten Damen bestimmt sagen, daß du wenig „gesellig" bist; aber du brauchst ja mit alten Damen nicht zu verkehren. Willst du es einmal mit Zerstreuungen versuchen?

Irene gefiel durch ihre Anmut, den Mangel an Finanztechnik, ihre gerade Art und ihren einfachen und gebieterischen Geist. Man machte ihr den Hof; Lewis war nicht eifersüchtig. Bedeutende Persönlichkeiten ließen sich vorstellen; unter anderen auch der italienische Geschäftsträger, der auf hübsche Frauen aus war; leider aber war der griechisch-italienische Konflikt gerade ausgebrochen, und Irene wandte ihm den Rücken.

Irene machte sich nichts aus ihrem Erfolg. Am liebsten blieb sie zu Hause und empfing einige Griechen im engsten Kreise. Wenn Lewis heimkam, hörte er im Salon eine lebhafte, von Zwitschern unterbrochene Unterhaltung: ein philhellenisches Wohltätigkeitskomitee. Er verstand nichts, die Erinnerungen an griechische Wortwurzeln nützten ihm nichts. Der Olymp brachte ein Entengeschnatter hervor. Er zog sich zurück, nachdem er vier oder fünf Personen gesehen hatte (darunter die Tante Klytämnestra), die alle sehr schwarz und sehr reich waren, mit blauen Augenbrauen und Karamelaugen; an den Fingern trugen sie ziegelsteingroße Smaragden und Solitäre, die einem Klumpen zerstampften Eises glichen.

Er schloß sich in seinem Arbeitszimmer ein, legte die Füße auf den Tisch und dachte an Irene; er überlegte, wie er ihr seine Zärtlichkeit beweisen und sich gleichzeitig an ihr rächen könnte.

## XIII.

### Amtlicher Kursbericht.

| Divid. | Vor.-Kurs | Bezeichnung der Aktien | Erst. Kurs | Letzt. Kurs |
|---|---|---|---|---|
| 70 | 1065 | Banch. Apostolatos | 1080 | 1106 |
| | 540 | Franco-Afrikanische (Ia) | 535 | 510 |

## XIV.

Drei Wochen nach der Emission war die griechische Anleihe zweimal allein an den Schaltern des Bankhauses Apostolatos gezeichnet. Eines Abends beschlossen Lewis und Irene diesen Erfolg zu feiern und auf ihre Einsamkeit zu verzichten.

Voller Freude überließen sie sich diesem Ausweg.

Irene hatte ein metallenes Weiß an, das ihr Gesicht schwarz erscheinen ließ und ihren warmen orientalischen Teint noch unterstrich: schwarz und silber wie ihre Heiligenbilder.

— So ist sie vollkommen, dachte Lewis, als er sie in ihrem

Zimmer abholte, und er betrachtete unter dem eng anliegenden Kleid einen geschmeidigen, gedrechselten Körper.

Sie dinierten ausschweifend inmitten von Tänzen, gebogenen Schultern und mechanischen Smokings. Die Sterne der Rue de la Paix, das Lachen, dieses Uebermaß von Schminke — welch Unterschied zum nächtlichen Triest mit seinen beiden Kinos und den spazierenden Offizieren von dem Café Veneto, dachte Irene. Den ganzen Abend bummelten sie von einem Cabaret ins andere, von der Rue Caumartin auf den Montmartre. Oben traf Lewis Freunde.

Während ein Tänzer im Strahlenbündel des Scheinwerfers von Bravos umbraust seine Partnerin auf dem Halse forttrug wie ein Zicklein, wurde Irene einer schönen, sehr selbstsicheren, schon etwas welken Personen mit einem Geraniemmund und verschlagenen Augen vorgestellt, die sich sehr um sie bemühte.

Sobald es ihr möglich war, fragte sie Lewis nach dem Namen.

— Aber das ist Elsie Magnac.

Lewis hatte oft von ihr gesprochen. Ohne sie zu kennen, mochte Irene sie nicht.

— Es stört mich, zu denken, daß sie existiert, hatte sie eines Tages zu Lewis gesagt.

Was man sich von Menschen für falsche Vorstellungen machen kann! Elsie Magnac war reizend. Sie wurden Freundinnen. Man war unzertrennlich. Man tanzte und trank miteinander.

Gegen ein Uhr standen sie alle drei auf dem Place Pigalle. Die frische Luft überfiel sie. Die Wagen waren eingeschlummert, die Lichtreklamen verfielen in Lethargie.

— Wir gehen doch nicht nach Haus?, sagte Lewis.

— Wollen Sie bei mir ganz zwanglos noch einen „drink“ nehmen, schlug Frau Magnac vor.

— Ist dir das recht?

Irene fügte sich und gab nach. Sie fühlte sich herumwirbeln wie ein Derwisch. Lewis drang von allen Seiten auf sie ein. Sie hatte nicht mehr die Kraft, einem Zwange und einer Reihe von Ereignissen zu widerstehen, die sich notwendiger Weise abspielten.

Geräuschlos durchraste der Wagen die Kälte und den Nebel längs der Seine. Ein sonderbares, sehr dunkles Haus mit seltenen und bösen Gegenständen; Buddhas; Puppen; Lampen mit Parfum. Und Gläser mit Flaschen in verschiedenen Farben.

Irene sah nur noch Bucheinbände im Dunkeln und Pantherfelle mit schwarzen Augen wie Schmetterlinge. Sie wurde schwach, war nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren.

Lewis und Elise Magnac lachten. Auf einem Haufen silberdurchwirkter Kissen, die die Haut erstarren ließen, legten sie Irene zwischen sich.

— Ich danke vielmals, es ist nur ein vorübergehendes Unwohlsein, sagte sie. Es lohnt nicht der Mühe mich auszuziehen.

(Schluß folgt)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Dezemberwoche

Die Umstellung der Kapitalien auf Gold, die jetzt allmählich ihrem Ende zuneigt, bot nebenher Gelegenheit zu einer ganzen Reihe von Finanzkunststücken, die mit dem wahren Zweck der Umstellung nicht das geringste zu tun hatten. Die reichen Erfahrungen, die im Laufe der Monate auf diesem Gebiete gesammelt und zu einer Art Geheimwissenschaft ausgebaut wurden, werden ja nun leider den künftigen Generationen nicht zugute kommen. Geldwertrevolutionen mit nachfolgender Neufestsetzung der Kapitalien treten zu selten auf, um eine solche Ueberlieferung zu rechtfertigen. Aber wenigstens die benachbarten Oesterreicher und die Länder, denen ebenfalls die Währungsumstellung noch bevorsteht, werden sich die Erkenntnis zunutze machen, damit sie die sich bietenden Möglichkeiten von vornherein voll ausschöpfen können. Die Finanziers und die Aktienjuristen dieser Länder sollten nicht versäumen, ihre deutschen Kollegen um Mitteilung ihrer Erfahrungen zu bitten. Als Lehrmeisterin für diesen Gegenstand ist der Wintershallhalikonzern zu empfehlen, der sich auf die rücksichtslose Beiseiteschiebung aller Kapitalansprüche trefflich versteht. Wie man offene Reserven beinahe in Kapitalhöhe auf Kosten der Aktionäre aus dem Nichts hervorzaubern kann, das wolle man aus der Rede von Jakob Goldschmidt in der Generalversammlung der Darmstädter Bank nachlesen. Man kann auch aus 17 Millionen Goldmarkkapital 22 Millionen machen. Darüber wird die Mitteldeutsche Kreditbank Auskunft erteilen können, die — formal zu Recht — auf beiden Seiten ihrer Bilanz für fünf Millionen Goldmark unbegebene Aktien eingesetzt hat. Es könnte aber schließlich, und zwar vom Stinneskonzern, ein sicherer Trick verraten werden, wie man unbequeme Aktionäre aus einer Gesellschaft verdrängt und in eine andere verpflanzt. Die Anweisung lautet einfach so: Man nehme eine neue Gesellschaft und biete den Aktionären, die man in der alten nicht mehr gebrauchen kann, den Umtausch ihrer Akfien in solche der neuen Gesellschaft an. Sonderlich splendid braucht man dabei nicht zu verfahren. Vor allem vermeide man es, unnötige Aufklärungen über die Transaktion den Betroffenen zuteil werden zu lassen. Man sage beileibe nicht, was das für eine neue Gesellschaft ist, deren Aktien man hingeben will. Was geht das die Leute schließlich an! Wichtiger ist etwas anderes. Damit die Aktionäre, die man beseitigen will, ganz prompt nach dem Zuckerbrot des Umtauschangebotes schnappen, schwinge man zugleich die Peitsche über ihrem Rücken. Man braucht zu diesem Zwecke nichts weiter zu tun, als eine sinnlose Kapitalverminderung für die alte Gesellschaft

anzukündigen. Alles weitere besorgt dann der Selbsterhaltungstrieb der betreffenden Aktionäre.

Das ist keine bloße Theorie, sondern wurde praktisch bereits in allen Einzelheiten erprobt. Die Gebrüder Böhler & Co., Aktiengesellschaft in Berlin, die zu 4/5 dem Stinnes-Rhein-Elbe-Konzern gehört, stellt die Ermäßigung ihres Kapitals auf fünf Millionen Goldmark in Aussicht. Das kommt so ziemlich einer Enteignung der außenstehenden Aktionäre gleich. Diese Qualitätsstahlfabrik hatte nämlich ihr Vorkriegskapital von 15 Millionen bereits in 1916, also zur annähernden Goldparität, auf 25 Millionen Goldmark erhöht. Durch Kriegslieferungen wurden von dem Unternehmen ungemessene Gewinne angehäuft. Die neue Gesellschaft, die nun errichtet wird, damit ihre Aktien als Lockspeise für das außenstehende Fünftel von Berliner Böhler-Aktionären hingehalten werden können, heißt Vereinigte Böhler Stahlwerk A.-G. in Zürich. Wer sie ist, welchen Vorstand, welchen Aufsichtsrat sie hat, über welche Aktiven sie verfügt, welches Kapital sie besitzt, über all diese Fragen wurde buchstäblich kein Wort mitgeteilt. Wer von dem Umtauschangebot Gebrauch macht, unternimmt also einen Sprung ins Dunkle. Daß dieser Sprung dennoch unternommen wird, dafür ist gesorgt, mit einfachen mathematischen Mitteln. Während nämlich der Berliner Böhler-Aktionär, der es etwa wagen sollte, sich dem Angebot zu widersetzen, für seine 1000-Mark-Aktie künftig nur einen Nennbetrag von 100 Goldmark empfangen wird, fährt er bei Annahme der Offerte nominal wesentlich besser. Denn er erhält drei Züricher Böhler-Aktien über je 100 Franken, d. h. einen Nennwert von 240 Goldmark. Seine Entscheidung kann also nicht zweifelhaft sein. Obwohl er auch im Falle des Umtausches eine erhebliche, durch nichts gerechtfertigte Vermögenseinbuße erleidet, so ist der Verlust für ihn in diesem Falle doch ungleich geringer. Warum die neue Gesellschaft zweieinhalbmal soviel für jede Aktie bieten kann wie die alte, das bleibt in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Wenn die alte Böhler-Gesellschaft die Aktie nur 100 Goldmark wert hält, warum zahlt dann die neue 240 Goldmark dafür? Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen. Vielleicht gibt es sogar einen Paragraphen des Strafgesetzbuches, der auf den Tatbestand dieser Transaktion anwendbar ist. Man könnte auch angesichts solcher offensichtlicher Nötigung unter allgemeinerem Gesichtspunkt die Frage aufwerfen, wohin es führen würde, wenn alle deutschen Unternehmungen auf gleiche Weise expatriiert und zu Schleuderpreisen an ausländische Gesellschaften überführt würden, in denen die alte Verwaltung wie bisher weiter regiert, mit dem Unterschied nur, daß sie wie durch Zauberei jetzt einen viel größeren prozentualen Anteil besitzt. Ob Steuerfiskus und Reparationsgläubiger damit ganz einverstanden wären?

Neben zahllosen Versagern ist von der Verordnungsmaschine auf Grund des Ermächtigungsgesetzes seligen Angedenkens auch ein brauchbares Instrument geliefert worden. Die Kartellverordnung hat zwar ihren anspruchsvollen Namen „Verordnung gegen den Mißbrauch wirtschaftlicher Machtstellungen" bei weitem nicht zu rechtfertigen vermocht. Wirtschaftliche Machtstellungen werden heute kaum weniger mißbraucht als früher. Aber im eigentlichen Konditionenwesen hat sich doch manches zum besseren gewendet, ist manches sauberer geworden in dem einen Jahr, seit die neue gesetzliche Handhabe, seit insbesondere das Kartellgericht — der Angelpunkt des ganzen Experiments — besteht. Von 1500 Kartellen, die schätzungsweise in Deutschland zu zählen sind, sind schon beinahe 200 vor das Forum des neuen Gerichts zitiert worden. Und das Schwergewicht liegt nicht einmal so sehr auf der bloßen Rechtsprechung, sondern mehr noch auf Prohibitivwirkung, die von der Recht schaffenden Judikatur dieser Stelle ausgeht. Ihre zum Teil ausgezeichneten Entscheidungen bieten überdies eine Fundgrube von Material für das Studium der neuesten Erscheinungen im Verbandswesen, unumwunden ist also zuzugeben, daß das Kartellgericht nicht nur eine belanglose Instanz mehr ist im Staate, sondern, wenn man nur seine Aufgaben genügend eng umreißt, eine wertvolle Bereicherung unseres Rechts- und Verwaltungsapparates. Gelegentlich freilich passieren auch diesem Gericht, obwohl es von einem Kenner des Wirtschaftslebens geleitet wird, zwerchfellerschütternde Formalschnitzer. Der Verein Bremer Baumwollspediteure hatte gegenüber einem Kunden eine Sperre verhängt, ohne vorher, wie vorgeschrieben, die Erlaubnis des Kartellgerichtspräsidenten eingeholt zu haben. Der Verband hatte damit unzweifelhaft, wie auch vom Gericht festgestellt, gegen die Kartellverordnung verstoßen. Diesen Verstoß nahm ein Mitglied zum Anlaß der Kündigung. Nun sollte man annehmen, daß der Fall nicht klarer liegen könne. Wenn je, so war hier ein „wichtiger Grund" zur Kündigung vorhanden. Der Verband hatte sich einen Verstoß gegen das Kartellgesetz zuschulden kommen lassen. Dem Mitglied konnte somit nicht wohl zugemutet werden, länger in diesem Verband zu verweilen. Aber die Logik des Kartellgerichts lautete anders. Weil, so sagte es, der Verstoß, den der Verband begangen hat, gar so schlimm gewesen ist, hat er die völlige Nichtigkeit aller damit in Zusammenhang stehenden Beschlüsse zur Folge gehabt. Nichtige Beschlüsse sind aber keine Beschlüsse. Folglich können sie auch nicht einen Grund zur Kündigung abgeben. Das wäre nur möglich gewesen, wenn es sich um weniger schlimme Verstöße gehandelt hätte! Die Kündigung wurde demzufolge abgewiesen. Das Ganze ist, wie gesagt, nur eine vereinzelte Entgleisung, aber eine sehr komische.

# GLOSSEN

## SCHOPENHAUER ÜBER HAARMANNS SCHULD

In seiner „Freiheit des Willens" kommt Schopenhauer auch auf die Frage der inneren Gebundenheit der verbrecherischen Charaktere zu sprechen. Er schreibt in dem letzten Kapitel:

„Auch Walter Scott, dieser große Kenner und Maler des menschlichen Herzens und seiner geheimsten Regungen, hat jene tief liegende Wahrheit rein zu Tage gefördert, in seinem St. Ronans Well, Voll. 3, chap. 6 Er stellt eine sterbende reuige Sünderin dar, die auf dem Sterbebett ihr geängstetes Gewissen durch Geständnisse zu erleichtern sucht, und mitten unter diesen läßt er sie sagen:

> Geht und überlaßt mich meinem Schicksale. Ich bin das elendste und abscheulichste Geschöpf, das je gelebt hat — mir selber am abscheulichsten. Denn mitten in meiner Reue flüstert etwas mir heimlich zu, daß, wenn ich wieder wäre, wie ich gewesen bin, ich alle Schlechtigkeiten, die ich begangen habe, abermals begehen würde, ja noch schlimmere dazu. O, um des Himmels Beistand, den nichtswürdigen Gedanken zu ersticken.

Einen Beleg zu dieser dichterischen Darstellung liefert folgende ihr parallele Tatsache, die zugleich die Lehre von der Konstanz des Charakters auf das Stärkste bestätigt. Sie ist, 1845, aus der französischen Zeitung „La Presse" in die „Times" vom 2. Juli 1845, übergegangen, woraus ich sie übersetze. Die Ueberschrift lautet: Militärische Hinrichtung zu Oran. „Am 24. März war der Spanier Aguilar, alias Gomez, zum Tode verurteilt worden. Am Tage vor der Hinrichtung sagte er, im Gespräch mit seinem Kerkermeister: Ich bin nicht so schuldig, wie man mich dargestellt hat: ich bin angeklagt, dreißig Mordtaten begangen zu haben; während ich doch nur sechsundzwanzig begangen habe. Von Kindheit an dürstete ich nach Blut: als ich 7½ Jahre alt war, erstach ich ein Kind. Ich habe eine schwangere Frau gemordet, und in späterer Zeit einen spanischen Offizier, in Folge wovon ich mich genötigt sah, aus Spanien zu entfliehen. Ich flüchtete nach Frankreich, woselbst ich zwei Verbrechen begangen habe, ehe ich in die Fremdenlegion trat. Unter allen meinen Verbrechen bereue ich am meisten Fol-

gendes: Im Jahre 1841 nahm ich, an der Spitze meiner Kompagnie, einen deputierten General-Commissair, der von einem Sergeanten, einem Korporal und sieben Mann eskortiert war, gefangen: ich ließ sie alle enthaupten. Der Tod dieser Leute lastet schwer auf mir: ich sehe sie in meinen Träumen, und morgen werde ich sie erblicken in den mich zu erschießen beorderten Soldaten. Nichtsdestoweniger würde ich, wenn ich meine Freiheit wieder erhielte, noch andere morden."

——

KULTURFILME

Jedes Jahr einmal nachmittags führt die Ufa einem geladenen Publikum einen Extrakt aus ihren besten Kulturfilmen vor, d. h. aus den Filmen, die, ohne erfundene Handlung, sachlich unterrichtendes Material durch die besonderen Möglichkeiten des Films in eindringlicher und populärer Weise vermitteln. Diese Filme, meist vom Publikum als lästige Beigabe zu den Großfilmen oder Lustspielen empfunden, können sich in Deutschland innerhalb der Programme nicht durchsetzen. Daß sie in allen Erdteilen geschätzt und genutzt werden, daß sie für die Jugend aller Länder und für ferne Völker ein unendliches Bildungs- und Bewußtseinserweiterungs - Material bedeuten, muß immer wieder gesagt werden.

Die Auswahl dieses Jahres ergibt, daß zu dem bisher Geleisteten nichts wesentlich Neues hinzugekommen ist,

nur ist im allgemeinen die Photographie der Kulturfilme getönter und schärfer geworden. Am überraschendsten, aufschlußreichsten und am ästhetisch-wohlgefälligsten wirken immer noch die Zeitlupenfilme, in denen man rasche Bewegung in ganz langsame Geschmeidigkeit aufgelöst betrachten kann. Wichtiger und aufklärender als etwa die drollige Menschheitsimitation des Schimpansen Bobby ist sicherlich der Einblick in die Wunder des Bienenvolks. So schlecht und langweilig gezeichnete Trickfilm wie „Reinecke Fuchs" sollten nicht mehr gezeigt werden; an ihnen hat weder der Erwachsene noch das Kind Freude. *K. P.*

---

## ANEKDOTE

Der „Mercure de France" vom 1. November bringt unter dem Titel: „Ein Kinderwort" folgende Anatole-France-Anekdote: Der Todeskampf von Anatole France dauerte 15 Tage, oder vielmehr 15 Nächte, was natürlich viele Journalisten in schwere Verlegenheit brachte. Alle Nekrologe waren schon gesetzt, die Klischees der Photographien bereitgestellt und die Anekdoten dazu. Das Ganze konnte aber natürlich nicht in Druck kommen, bevor der Tod wirklich eingetreten war. Die andauernde Verzögerung verwünschend, ging am Sonntag, den 12. Oktober, ein Journalist auf sein Büro. Sein kleiner Sohn von sechs Jahren rief ihm die Worte zu: „Du wirst sehen, Papa, er wird bis zum Schluß niederträchtig sein und es bis drei Uhr morgens aufschieben!"

Aber der gute Meister, der selber vom Metier war, hatte Mitleid mit seinem früheren Kollegen: er nahm zur richtigen Zeit Abschied, um 11½ Uhr nachts, so daß er noch in die Morgennummer kommen konnte.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 50)



---




Redaktion des „Tage-Buch" Berlin SW 19 Beuthstraße 19 Telefon Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank Depositenkasse C. Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank Prag Prikopy 6 — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H. Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,– Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin vierte Dezemberwoche

Mit diesem Heft sind fünf Jahre Tage-Buch beschlossen. Wirklich, schon fünf Jahre? Auf der ersten Seite des ersten Heftes standen die folgenden Sätze: „Das Tage-Buch kann und wird keiner Partei dienen, wohl aber hoffe ich auf eine Verschwörung der schöpferischen Köpfe neben, über, trotz den Parteien." Diesem Vorsatz, das dürfen wir sagen, sind wir treu geblieben. Nicht einen Tag lang haben wir uns einer Partei verlobt oder einer Klique verschrieben. Allerdings ist unsere Hoffnung, eine Tribüne für alle persönlich Denkenden zu sein, nicht ganz in Erfüllung gegangen, vor allem weil es in Deutschland, wenigstens zurzeit, an weitausschauenden Konservativen fehlt. In Deutschland heißt Konservativ-sein zurzeit leider nur: hypnotisiert in den Glanz einer untergegangenen, nie wieder erstehenden Epoche starren. Wer nicht die Unfruchtbarkeit dieser Utopisten des Stillstands mitmachen will, war auch als Konservativer gezwungen, einige Schritte nach links zu tun. Hans Delbrück, Friedrich Thimme, Adam Roeder — sie waren entweder zur unfruchtbaren mürrischen und mäkelnden Negation verdammt oder sie mußten sich, ohne Bindung für die Ewigkeit, den Demokraten oder dem Zentrum anschließen. Das Tage-Buch hat in fünf Jahren eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Kein Zweifel, wir stehen nicht mehr in einer steril gewordenen Mitte, die Ereignisse, im Besonderen seit der Ermordung Walther Rathenaus (der dem Tage-Buch der ersten Jahre Helfer und Wegweiser war) haben uns nach links gedrängt. Aber muß nicht ganz Deutschland, will es aus der Totheit eines verschwundenen Uniform-Zeitalters heraus, diesen Ruck mitmachen?

Auf der ersten Seite des ersten Heftes des Tage-Buches standen die Sätze: „Das Tage-Buch soll eine Zuflucht werden. Zuflucht der Sachverständigen, Zuflucht der Künstler, Zuflucht der Erneuerer, aber auch Zuflucht der Opfer einer veralteten Justizmaschine, Zuflucht vor dem ehrfurchtlosen Betasten durch einen nur neu-gierigen Journalismus". Wir dürfen diese Sätze, die um die Weihnachts-

zeit 1919 geschrieben wurden, mit stillem Stolz nachlesen. Jeder Tag unseres Wirkens, jedes Heft des Tage-Buches war Befolgung dieser Grundsätze, die ja nicht aus unserem Kopf, die aus unserem Blut stammen.

Das Tage-Buch hat in den fünf Jahren seines Bestandes Revolutionsverwirrung, militaristische Mordlust, Inflationsverlotterung und die Charakterschwindsucht der Stresemänner erlebt. Es fehlt uns nicht an erbitterten und giftigen Feinden. Die liberale Presse, die das erste Tage-Buch-Heft mit Trompetenstößen begrüßt hat, hat gelernt, die Existenz des Tage-Buches systematisch zu verschweigen. Dennoch hat sich mit jeder Woche der Kreis der Tage-Buch-Freunde vergrößert. Nicht wir sind dem Leser nachgelaufen, die Leser kamen, Einer vom Anderen beraten, zu uns.

So dürfen wir, auf diese fünf Jahre zurückschauend, Ja zu uns selber sagen. Dürfen gestehen, daß die Arbeit am Tage-Buch uns, Woche auf Woche, nicht bloß Pflicht, sondern wiederkehrende Freude war. Wenn Bismarcks Wort richtig ist, daß Journalisten Leute sind, die ihren Beruf verfehlt haben, dann sind wir nicht einen Tag Journalisten gewesen, denn wir fühlen uns zu unserem Amt geboren, wir erfüllen es aus innerstem Beruf und sind beglückt von unserer selbstgewählten Arbeit.

Die Befreiung von Felix Fechenbach ist, wie man mit Sicherheit annehmen kann, einem Wink aus Rom an die bayerische Regierung zu danken. Das deutsche Friedenskartell hatte sich am 12. Dezember an den Papst telegraphisch gewendet. Am 20. Dezember war die Begnadigung da! Es bestehen Gründe zur Annahme, daß Kardinal Faulhaber dem bayerischen Ministerpräsidenten die Nützlichkeit und Notwendigkeit des Gnadenaktes klargemacht hat. Hätte Fechenbach warten müssen bis die Herren vom Münchener Oberlandgericht, von Müller-Meiningen bis zu den Pöhnern, sich eines besseren und gerechteren besonnen, der von Haß-Richtern wider besseres Wissen Verurteilte schmachtete bis zu seinem Tode im Zuchthaus zu Ebrach. Es ehrt die katholischen Politiker und die katholischen Seelsorger, daß sie mehr Empfindlichkeit des Gewissens und mehr Aktivität des Herzens zeigten als die Dickhäuter des höchsten bayerischen Gerichts. Immer wieder lernt man die stille Klugheit, die versöhnende Intelligenz der höheren katholischen Führer von einer anderen Seite kennen und schätzen. Zur selben Zeit, in der die protestantische Welt politisch steril bleibt, weil sie sich — mit verschwindenden Ausnahmen — von der schlimmsten wilhelminischen Epoche nicht losreißen kann, erweist der höhere katholische Klerus täglich aufs neue seine ungewöhnliche Hellhörigkeit, sein Talent, auf die Laute der Zeit zu achten, seine psychologische Schmiegsamkeit und Voraussicht. Oh, wie vieles wäre in Preußen besser, wenn die Superintendenten von den Bischöfen Einiges lernen wollten!

Der kranke Erich Mühsam ist nach seiner Freilassung in München und in Berlin von Tausenden Demonstranten begrüßt worden. Das war gewiß Labsal für sein beifallshungriges Herz und der Jubel war dem in der Festungseinsamkeit Vergrämten herzlich zu gönnen. Darf man diese Begrüßungsfeierlichkeiten durch den Wunsch stören, daß Mühsam nun die Hände von der Politik lassen soll? Er war (und ist hoffentlich noch) ein witziger Kabarettist, ein vorzüglicher Finder seltener Schüttelreime, ein zuweilen bildkräftiger Lyriker. Jeder Schritt, den er als Volksbefreier tat, war Unnatur, sein Revolutionismus war artistische Klügelei und wenn er sein dünnes Organ zur Volkesstimme aufblasen wollte, so entstand ein häßliches Getön. So wenig Toller, weil er in der Festung saß, ein großer Dichter ist, so wenig ist Mühsam, weil er viel gelitten, ein verwendbarer Sozialist. Lassen wir uns durch die bayerischen Märtyrerkränze nicht verwirren! Und wünschen wir dem guten Erich Mühsam einen warmen Ecksitz im romanischen Café, ein gutes Engagement im Kabarett und der deutschen Arbeiterbewegung die Befreiung von allen Mühsamen der Rätezeit!

Wer schreibt die innere Tragödie Hitlers? Der aus der Festung Entlassene kommt in die Freiheit mit einem seelischen Knacks. Die Meldungen aus München, daß Hitler sich vorläufig in die Stille zurückziehen wolle, passen zum Bilde dieses Nationalhysterikers, dem auch der Gegner nicht unreine Motive nachsagen will. (Was nicht ausschließt, daß die Hitlerei allerlei schmierige Nutznießer der nationalen Konjunktur beherbergte, Geschäftsnationalisten, die aus trübsten westlichen Quellen schöpften.) Hitler selbst, so scheint es, war kein kommerzieller Nationalist. Er war ein Besessener, wahrscheinlich ein Psychopath, wie so viele halbheroische Naturen, der die Wege der Geschichte in kindischer Verkürzung sah. Der Hitlersche Grundgedanke, die deutsche Arbeiterschaft zu nationalisieren und mit einem einheitlich gewordenen Volk das verstümmelte Deutschland wieder an seine natürlichen Grenzen zu bringen, war in der Uebersetzung in die Tagespolitik



Hitler

stümperhaft. Die Offiziere, welche zum Marsch nach Berlin drängten, haben auf dem Wege des Bürgerkriegs die nationale Einheit schaffen wollen, das war Wahnsinn und war der Anfang vom Ende der Bewegung. Hitler, man kann ihm schon die Gerechtigkeit des Nachrufs angedeihen lassen, ist ein verirrter Schwärmer gewesen, der kein Auge für politische und menschliche Realitäten hatte. Ihm saß der Krieg noch in den Nerven, er wollte in einer Periode der Entkräftung, die pazifistisch sein mußte, mit den Methoden und mit den Generälen des Weltkriegs ein neues Deutschland aus der flachen Hand wachsen lassen. Er war der Mann des nationalen Sturmangriffes. Nun liegt er mit seinen geschlagenen Scharen im unbrauchbaren Unterstand, in seinem Knabenherzen muß schwärzeste Verzweiflung sein. Auch der Gegner darf und soll dem bankerotten Schwärmer einen Mitleidsblick gönnen.



Erich Mühsam

Gerade in dieser Stunde des Versuches durch Gnadenaktionen ein Stück bitterböser Vergangenheit zu erledigen, nimmt sich doppelt absurd die Bemühung einiger Rechtsblätter aus, alte Putschgespenster von neuem zu beschwören. Voran geht, wie so oft, Herrn Hugenbergs „Tag“, der bei all seiner „entschieden deutschen“ Einstellung keineswegs der „Tag der Deutschen“ ist, von dem die Romantiker träumten, die ja auch gelegentlich laute Patrioten sein konnten. Und zwar fordert der „Tag“ die Reichswehr auf, der Regierungskrise nicht länger untätig zuzusehen; das Heer sei ja auf die Verfassung verpflichtet und müsse bei einem Versagen der Parteien für die Einsetzung einer ordnungsmäßigen Regierung sorgen. Wenn dabei auch etwas Parlamentarismus abgebaut werde, so schade das gar nichts. Oh, wie sehr kennt man diese Töne! Das ist ja der liebgewordene Refrain von 1923. Aber etwas hat sich geändert: diese Resonanz ist nicht mehr da. Der Diktaturschrei verhallt, ohne viel Geister erregt zu haben. Es bleibt kaum mehr zurück als flüchtige Erinnerung an das Geraunze Isolierter. Sollte dieser „Tage“ Abend wirklich nahe sein . . . .?

---

Es sind zuverlässig in Deutschland mehr Schriftsteller, als alle vier Weltteile überhaupt zu ihrer Wohlfahrt nötig haben.

*Lichtenberg.*

In Moskau hat eine neue Trotzki-Krise ihren vorläufigen Abschluß gefunden: der Volkskommissar für Heereswesen reist auf dringliches Anraten der Aerzte nach einem der kaukasischen Kurorte. Trotzki ist wirklich krank, man wird nicht alt nach einem Leben voll Entbehrungen und Verfolgungen, ohne daß der Körper leidet. Aber natürlich verschlimmert die Politik den schwankenden Gesundheitszustand. Trotzkis Angriffe gegen die regierende „Troika" — Sinowjew, Kamenjew, Stalin — hat seinen Zustand verschärft. Auf jeden Fall haben sich die sachlichen Gegensätze zwischen ihm und dem Zentralkomitee der Partei — persönliche waren stets vorhanden — soweit zugespitzt, daß ein nunmehr auch offizielles Ausscheiden aus seinen Partei- und Staatsfunktionen im Bereich des Möglichen liegt. Alles darüber hinaus ist freie Kombination. „Ich weiß", schließt Kamenjew seine groß angelegte Rede über den „Trotzkismus", die er am 21. November vor der Konferenz der Militärfunktionäre hielt und die mit zwei etwa gleichzeitigen Reden Sinowjews und Stalins das wesentlichste Material zu diesem Artikel geliefert hat.



Trotzki

„Ich weiß, daß Moskau eine Stadt ist, die für alle möglichen Gerüchte besonders empfänglich ist; und schon werden auch „ganz vertrauenswürdige" Nachrichten weiter verbreitet, daß, erstens das Buch des Genossen Trotzki („1917") verboten, daß Genosse Trotzki schon aus der Partei ausgeschlossen sei, oder daß man wenigstens beabsichtige ihn auszuschließen . . . . Das ist natürlich alles Geschwätz. Kein einziges Mitglied des ZK hat die Frage irgendwelcher Repressalien gegen den Genossen Trotzki aufgerollt oder rollt sie auf. Repressalien, Ausschluß usw. würden im Gegenteil eine Aufhellung der echten Grundlagen des Bolschewismus zum Unterschiede von Trotzkismus verhindern; und das ist jetzt das Grundlegende."

Der jetzige Trotzkikonflikt — keineswegs der erste seiner Art — unterscheidet sich grundsätzlich von den vorhergehenden. Was

Trotzki bisher in Gegensatz zu dem ZK der Partei brachte — seine Stellungnahme gegen die Unterzeichnung des Brester Vertrages 1917, gegen den Leninschen Uebergang vom Kriegskommunismus zur Neuen Oekonomischen Politik 1921, für die Verstaatlichung der Gewerkschaften 1922 und schließlich für eine Lockerung des Parteigefüges Ende 1923 — das waren stets aktuelle politische Einzelfragen gewesen. Die vorliegende Diskussion ist dagegen scheinbar rein historischer Natur. Die Anklagen behandeln, sofern sie von Trotzki ausgehen, die Einstellung Sinowjew-Kamenjews zum Oktoberumsturz 1917, soweit er der Angegriffene ist, — seine Einstellung zur Partei der Bolschewiki von 1903 bis zum April 1917. Hinter dieser einigermaßen absurd scheinenden historischen Diskussion verbirgt sich aber ein ganz anderer, sehr aktueller und wesentlicher und wohl abschließender Kampf. Nicht etwa um die persönliche Macht im Staate, — sondern um etwas viel Größeres, um das Größte im neuen Rußland überhaupt, um den Anspruch der geistige Erbe Lenins zu sein.

Trotzkis Angriff zeichnet sich mehr durch glänzendes publizistisches Geschick als durch Offenheit aus, auf jeden Fall aber ist er vorzüglich angelegt. In dem Vorwort zu seiner Artikel- und Dokumentensammlung „1917“ schildert er unter dem Titel „Die Lehren des Oktobers“ mit Schärfe die Differenzen, die sich in dem Zeitraum von der Februarrevolution bis zum Oktober 1917 zwischen Lenin und einem erheblichen Teil des ZK entwickelten — an erster Stelle mit Sinowjew, Kamenjew, Stalin, Rykow. Während Lenin unaufhörlich auf den bewaffneten Aufstand hinarbeitete, bildeten die Obengenannten nach Trotzkis Schilderung einen „rechten, fast menschewistischen Flügel“, der die Aufgabe der Partei noch in einer parlamentarischen Opposition gegen die Provisorische Regierung erblickte. Lenin selbst hat diesen Konflikt später folgendermaßen geschildert:

> Die betreffenden Genossen „zeigten in der genannten Periode Schwankungen, da sie befürchteten ein zu gewagtes Anstreben des Aufstandes möchte die Bolschewiki isolieren . . . . Der Konflikt ging so weit, daß die Genossen demonstrativ von allen verantwortlichen Posten sowohl in der Partei, als in der Sowjetarbeit zurücktraten, zur größten Freude der Feinde der Sowjetrevolution. Es kam zu einer höchst erbitterten Pressepolemik seitens des ZK unserer Partei gegen die Zurückgetretenen. Nach einigen Wochen dagegen, spätestens nach einigen Monaten, sahen alle diese Genossen ihren Fehler ein und kehrten auf die verantwortlichen Partei- und Sowjetposten zurück“ (Ges. Werke. XVII. 373).

Auch noch nach der Machtergreifung ging nach Trotzki das Streben dieser „Rechten“ „darauf hinaus den Oktober zu liquidieren und die Partei in die Bahnen des bürgerlichen Parlamentarismus zu drängen.“

Wie dem auch sei, der Sinn des Trotzkischen Angriffes ist auf jeden Fall klar: Etwa — „Wer den Sturm auf die Bastille sabotierte, hat kein Recht sich Sansculotte zu nennen“. — Historisch bedenklich

erscheint vor allem Trotzkis Darstellung, als habe die Resolution des Petrograder Sowjets vom 9. Oktober, worin sich dieser mit den den Abtransport an die Front verweigernden Truppen solidarisch erklärt, „zu drei Viertel, wenn nicht neun Zehntel den siegreichen Aufstand vorausbestimmt". Der bewaffnete Aufstand vom 25. Oktober habe nur mehr ergänzenden Charakter getragen. Diese Resolution aber hatte — Trotzki eingebracht. „Lenin hatte sich außerhalb Petrograds befunden und schätzte diese Tatsache nicht in ihrer ganzen Bedeutung ein." Dieser direkte Angriff auf Lenins Führerrolle in der Oktoberrevolution hat Trotzki alles eher als Freunde geschaffen. — eine aktuelle Schärfe erhält die Trotzkische Kritik dadurch, daß die damaligen Fehler der russischen ZK-Mitglieder durchgehend in eine Parallele gesetzt werden mit der Niederlage der Brandler'schen Zentrale der KPD im Oktober vorigen Jahres.

Trotzkis Gegner verfügen über ein verhältnismäßig viel reichhaltigeres Arsenal. Fünfzehn Jahre lang hat der Kampf Lenins und der „Prawda" gegen die übrigen sozialistischen Gruppierungen, also in erster Linie gegen Trotzki gedauert. Noch am 17. Februar 1917 schrieb Lenin: „Der Name Trotzki bedeutet: linke Phrasen und Block mit den Rechten gegen die Ziele der Linken." Und sogar noch sechs Wochen nach der Februarrevolution erklärte sich Lenin schroff „gegen die dummen Vereinigungsversuche der Trotzki und Ko.".

Die Angriffe gegen Trotzki als Politiker nach dem Oktober faßt Sinowjew zusammen:

> „Wenn die Partei die Ratschläge Trotzkis befolgt hätte, so wären erstens die Gewerkschaften verstaatlicht, zweitens wäre der Einfluß der Partei auf die Räte ausgeschaltet und die Partei hätte die unmittelbare Leitung des Staats- und Wirtschaftsapparates eingebüßt, drittens hätten die Sozialisten einen größerem Einfluß erhalten, viertens wären nicht die Arbeiter, sondern die Studenten das Barometer des inneren Parteilebens, fünftens hätten wir keine Finanzreform und endlich sechstens keinen Zusammenschluß, sondern einen Konflikt mit der Bauernschaft."

Trotzkis Rolle als Organisator der Roten Armee wird von Stalin, der 1919 Oberkommandierender an der Südfront war, angefochten:

> „Ich bin weit davon entfernt, die wichtige Rolle des Genossen Trotzki im Bürgerkriege abzuleugnen. Aber ich muß mit aller Entschiedenheit erklären, daß die hohe Ehre eines Organisators unserer Siege nicht einzelnen Leuten zukommt, sondern der großen Gemeinschaft der fortgeschrittenen Arbeiter unseres Landes, der Kommunistischen Partei . . . . Urteilt selbst:
>
> 1. Sommer 1919. Unsere Truppen greifen Koltschak vor Ufa an. Sitzung des ZK. Genosse Trotzki schlägt vor, unseren Angriff vor Ufa zum Stehen zu bringen, den Ural in den Händen Koltschaks zu lassen und einen Teil unserer Truppen von der Ost- nach der Südfront zu werfen. Nach heißen Debatten lehnt das ZK den Vorschlag des Gen. Trotzki ab. Der Ural mit seiner Industrie und seinem Eisenbahnnetz hätte Koltschak einen neuen Vorstoß gegen die Wolga offen gelassen, — der Gegner soll vielmehr über den Kamm des Ural in die sibirischen Steppen zurückgetrieben werden . . . . Gen. Trotzki gibt seine Demis-

sion. Das ZK nimmt sie nicht an. Der Höchstkommandierende Wazetis, ein Anhänger des Trotzkischen Planes, tritt zurück, an seine Stelle tritt Gen. Kamenjew. Von diesem Augenblicke an hat Gen. Trotzki an den Vorgängen an der Südfront nicht mehr unmittelbar teilgenommen.

2. Herbst 1919. Unser Angriff auf Denikin scheitert . . . . Denikin dringt bis Orel vor. Gen. Trotzki wird von der Südfront zur Sitzung des ZK berufen. Das ZK findet die Lage beunruhigend und beschließt neue Militärfunktionäre an die Südfront zu entsenden und den Genossen Trotzki abzuberufen. Die neuen Funktionäre verlangen seine ‚Nichteinmischung' in die Handlungen an der Südfront . . . . Die Operationen dort bis zur Einnahme von Rostow am Don und Odessa durch unsere Truppen gehen ohne den Gen. Trotzki vor sich."

Der klassische Vorwurf gegen Trotzki seit zwanzig Jahren trifft aber sein konsequentes Unterschätzen der Rolle der Bauernschaft in dem Bauernlande Rußland. In einem ursächlichen Zusammenhange damit steht die Labilität der politischen Einstellung, die für den „Trotzkismus" von jeher charakteristisch ist: Ultraradikalismus bei jeder Prosperität, rasches Liquidatorentum nach dem ersten Fehlschlag. „Einerseits Verzweiflung, Ungläubigkeit, Pessimismus und andererseits übertriebene Hoffnungen auf die Methoden der Ueberverwaltung (ein Wort Lenins) . . ."

Positiv wie negativ spiegelt Trotzkis bedeutsame Gestalt den Welt-Typ des „Intellektuellen" wieder. Und so ist es auch die beinahe erschreckend rasch intellektualisierende Jugend der Arbeiterfakultäten, unter der sich Trotzki die meisten Sympathien erworben hat. Um sie entbrannte auch der schärfste Kampf.

Nur eine Begleiterscheinung des Gesagten ist es, wenn „Genosse Trotzki zu dem Kanal geworden ist, durch den die kleinbürgerlichen Elementarkräfte in unserer Partei auftauchen", denn das historisch Bedingte des „Trotzkismus" und der jeweiligen „Trotzki-Krise" ist der ewige Zwiespalt in der Erfassung der Ereignisse durch den individuell reflektierenden, den Intellektuellen und der kollektiv handelnden Masse. Ein Opfer hat dieser Konflikt bereits gefordert: Lutowinow, einer der ältesten Kämpfer der Bolschewiki, fiel durch Selbstmord. — Ueberspannt hatte diese Kluft nur Einer: Lenin. — „Trotzki-Krisen" als Konfliktentladungen angehäufter intellektueller Ressentiments gegenüber dem zögernden Tempo der historischen Entwicklung wird es somit auch ohne Trotzki geben. Es wird sie geben, bis das heutige Rußland, das über 80 Prozent Analphabeten übernahm, so breite, neue Schichten an Intellektuellen aufgestellt hat, daß deren Auslese, Schulung und schließliches Individuellwerden nicht mehr den Bruch mit der Masse, nicht mehr „Vereinzelung" bedeutet.

---

Wir wohnen jetzt noch im Baugerüste der Zeit — und freilich ist ein Gerüste nicht die bequemste Wohnung. Aber unsere vorige war ja noch zerlöcherter und durchsichtiger als irgendein Gerüste, gleichsam nur das Gerüste zu einem Gerüste. *Jean Paul*

1.

In Hannover, einer Stadt von 450 000 Einwohnern, wurden in den Jahren 1918 bis 1924 auffallend viele Menschen vermißt. 1923 etwa 600. Die Statistiken zeigten, daß es meist Knaben und Jünglinge waren. Im Mai 1924 fand man die ersten Knabenschädel. (In den Jahren zuvor zerkleinerte Haarmann die Schädel). Im Juni abermals Schädel. Allmählich entstand eine Volkspanik. Die Leute wanderten in Massen auf die Brücken und an die Ufer des Leinestroms. Alles suchte und fand Knochen. Mitte Juni 24 verbreitete sich der Volkswahn: „In der Altstadt verschwinden Kinder. Es wird mit Menschenfleisch gehandelt.“ Verschiedene Spuren wiesen auf Lustmorde hin. Da immer nur Knaben und Jünglinge gefunden wurden, so riet man auf „Homosexuelle“. Als solche waren damals etwa 500 Personen eingeschrieben. Kriminalpolizei, Sicherheitspolizei und Gerichtsarzt rieten auf eine stadtbekannte Person. Auf den Kriminalspitzel und Kleiderhändler Fritz Haarmann. Ein allerweltbefreundeter, wunderlicher und verschlagener Mensch. Ihn zu überführen und einzufangen fiel sehr schwer. Es lagen freilich schon viele alte Mordanschuldigungen vor. Schon fünf Jahre früher war er verwickelt gewesen in Untersuchungen wegen Knabenmordes. Man war aber den Spuren immer nur lässig und ungläubig nachgegangen. Denn erstens erwies sich dank wunderlicher Zufälle bei den wenigen Malen, wo man durchgriff, der Mann immer als unschuldig. Und zweitens stand ja der Mann unter Polizeiaufsicht, war Vigilant im Dienste der Behörde und mit vielen subalternen Beamten zutraulich versippt; leitete sogar selber zusammen mit einem Kriminalkommissar a. D. eine Art „Detektivinstitut“, und keiner traute ihm zu, eine ganz zwecklose Manie, zu morden. Erst am 23. Juni nahm man den Mann fest; wieder nur dank einem Zufall. Und ein letzter ganz erstaunlicher Zufall brachte endlich das völlig überzeugende Indizium. Das Geständnis wurde nur langsam abgepreßt; durch ein langsames Martern. Und nachdem es einmal heraus war, wurde der in sich verschlagene Mensch wie aufgelöst, wurde geschwätzig-mitteilsam und brachte nun (immer freilich nur, wo man schon Beweisstücke hatte) Mord nach Mord ans Tageslicht. Im ganzen zwischen 20 und 30. Sie gingen zurück bis 1918. — Ueber die Zahl seiner Opfer sagt er: „Es können fünfzig gewesen sein; vielleicht mehr; ich weiß es nicht.“ In den meisten Fällen pflegte er als revidierender „Kriminalbeamter“ unter den Augen der dort stationierten drei Behörden in den Wartesälen des Hauptbahnhofs an junge Menschen heranzutreten: Obdachlose, Durchreisende, Abenteuerlustige. Er lud sie zum Essen ein und bot ihnen Unterkunft für eine, oft für mehrere Nächte. Bei dieser Gelegenheit biß

er ihnen, den Vagusnerven lähmend, die Kehle durch. Die Spuren verwischte er sorglich; verschenkte die Kleider des einen sofort an einen andern, oder ließ sie durch seine zwei Hehlerinnen unauffindbar verschleppen. Zunächst handelte es sich wohl um eine Triebneurose. „Tötungsmonomanie" auf der Basis partiellen Schwachsinns. Aber bei jahre-, vielleicht jahrzehntelanger Gewöhnung an solch triebhaften Vampirismus wurde das Menschentöten in einer von niemand geahnten Heimlichkeit (diese „Heimlichkeit" gehörte m i t zur Wollust), ja, wurde vielleicht schon das Hantieren mit Leichenteilen (man kennt ja bei Infantilen diese Fälle von Nekrophilie) zum Zwangsautomatismus (denn dieser Mensch sitzt voll von lauter „Automatismen") — Dies ist eine Art Irrsinn; aber der Irrsinn liegt im Tun s e l b s t. Dabei bleibt natürlich der intellektuelle Oberbau vollkommen intakt. Auf diesen Fall ist der § 51 des Strafgesetzes nicht anwendbar; daher kann auch nach Norm dieses Paragraphen nicht psychologisch begutachtet werden. Es fehlten hier alle stabilisierenden „Hemmungen" (das, was man bei „Zurechnungsfähigkeit" voraussetzen m u ß); an ihre Stelle treten genau wie beim Tier die automatischen Triebreaktionen; es ist auffallend, daß keiner der Sachverständigen diese Stereotypien bemerkt und studiert hat. Hier fehlte (und Mitleid ist die Wurzel aller Ethik) jede Möglichkeit „altruistischer" Regung. Wo das Tier in „Liebesrausch" gerät, da vernichtet es oder will vernichtet werden. Wie tönt doch der ungeheuerlichste Aufschrei des in Zuchthäusern verunzüchteten Lebens, wie klingt er aus Wildes Zuchthausballade:

„Und jedermann mordet sein liebstes Ding,
Damit ihr es alle nur hört!
Der eine tuts mit bösem Blick,
Der andre mit Schmeichelwort,
Der Feigling tuts in einem Kuß,
Der Held mit seinem Schwert!"

## 2.

Das Triebungeheuer hatte sich nun hineingefilzt in ein schmutzstarrendes Rattennest von Dieben, Buhljungen, Dirnen, Hehlern und Hehlerinnen. Dostojewskis: Verworfene und Entgleiste. A u c h Menschen mit Menschengefühl! Die an der Gesellschaft nur dasselbe tun, was die Gesellschaft tat an ihnen: Wucher treiben mit dem Leben. In diesem Falle mit k r a n k e m Leben! Sie schmarotzten symbiotisch auf seiner geheimen Mordmonomanie (denn einmal mit Töten angefangen, so tötet man auch (wie im Kriege) ohne Sexualeffekt; Geschlecht ist eben a l l e s). Für sie alle war der Haarmann einmal der leichtlenkbare „dumme August". Andrerseits: „Der bessere Herr, welcher Geld hat." Vor allem aber der „Herr Kriminal auf'm Bahnhof", welcher das Fahndungsblatt liest,

in den Wachtlokalen aus und eingeht, die Razzien kennt, die Zuchthäuser, die Zinken, die Gaunersprache, kurz ein rechtes Auskunftsbüro ist für alle, die am Rande des Lebens ein möglichst arbeitsloses Leben führen. Die Leute wußten manches, aber sie sahen nicht so genau hin. Sie nahmen ja nicht aktiv teil und kannten auch nicht den ganzen Umfang der Mordtrieb- und Kadaverperversionen. Mitwisser wurden wohl auch gelegentlich verschoben. Sie gingen (in der Sprache dieser Höhlenmenschheit) verschütt. Einer (so glaub ich) wurde kalt gemacht. Alle spielten „Vogel Strauß". — Aber was war das auch für eine Zeit! Die aus fünfjährigem Völkermorden übriggebliebene verwahrloste Jugend hatte die Lehre begriffen: Man kann um ein paar Stiefel den Feind morden. Und jeder „andere" ist Feind. Das war im Kriege verdienstlich. Und jetzt war unsere Elendszeit. Ein paar Stiefel kostete ein Vermögen. Man trug Fetzen; sollte man da so genau hinsehen, woher die Hose kam?

Unter der wimmelnden Buhljungenschar Haarmanns war ein ganz schlauer: 17jährig, blond, strahlend, herzgewinnend, bildhübsch: Hans Grans; aus einem Elternhaus, wo „Armut sitzt an Stelle der Seele." Am Morgen vor dem Todesurteil des Jungen (wofür er der unerhörten Unfähigkeit der Verteidiger danken mag) sagte ich zu den Angehörigen: „Lassen Sie im Zuchthaus Ihr Kind nicht im Stich." Die Mutter meinte: „Kommt er ins Gefängnis, so nehmen wir ihn wieder auf; kommt er ins Zuchthaus, dann müssen wir uns lossagen, sonst fällt Schmach auf die Familie." Oh, Schiefheit unserer „Moral". Gott sieht die Seelen. Und die Seele war hier verglast. Nur „Zwecke" blieben übrig. Ein ichbezüglicher junger Taugenichts, ein eiskalter Intelligenzverbrecher (im Gegensatz zum Triebverbrecher), immer bei Dirnen, immer beim Würfelspiel, der den Alkohol so nötig hatte, wie Haarmann ihn meiden mußte, flog wie ein Aasgeier auf den großen Kadaverhauf. Er hatte kein Geld. Er machte sich an Haarmann heran, um (als Buhljunge) Geld zu verdienen. Aber er fand da so etwas wie Zuflucht und Bleibe; mehr als in dem zwei Schritt daneben liegenden Armutskasten von Elternhaus. Haarmann wurde ihm so etwas wie Verbrechererzieher und Vater. Sie lebten vier Jahre zusammen, zwei feine Herren, in den besseren Restaurants herumsitzend, und im Herzen primitiver als Raubtiere; häufige Typen. Haarmann „verliebte" sich in Grans, nicht eben geschlechtlich, aber auch geschlechtlich und ein wenig sentimental. „Hans soll mir einst mein Grab schmücken." „Zu Hans und seiner Frau ziehe ich, wenn ich alt bin." Hans hatte Haarmann „recht gern"; er hatte Anhänglichkeit, zuweilen etwas Dankbarkeit und sogar ein bißchen Mitleid mit dem „dämlichen Kerl", der mehr als zwanzig Jahre älter, dennoch so lenkbar und nutzbar war und hundertmal rabiat geworden, hundertmal wieder butterweich wurde, wenn man ihn nur um die Taille nahm und küßte (vorsichtig die Arme festhaltend,

denn er sprang so gern an die Kehle und sog sich da wütend fest). Das Gefühlsverhältnis zwischen den beiden ist im Laufe des Prozesses ganz klar geworden. „Non tecum vivere possum, non sine te." Aber da waren die „anderen". Die rührende blonde Elfriede, die „Braut" von Grans, dies dumme, arme, demütige Küchenmädchen, das ihre sieben Mark Wochenlohn dem Liebsten bringt, welcher sie prügelt, und vor Gericht in jedem Blick, jedem Wort für ihn um Gnade weint, seine Mißhandlungen leugnet und, als sie nachgewiesen werden, sagt: „Ja, ein Mal; aber es tat nicht weh." Da sind Dörchen und Elli, hybride Geschöpfe, höchst vorurteilsfrei und tüchtig. Alle entfremdeten den Grans dem Allgaunervater Haarmann, und vor allem Einer, den Haarmann wie die Pest haßt, denn er ist seines Hans anderes und zweifellos „besseres" Ich: Hugo Wittkowski, ein Junge zum Verlieben, klare, lebendige Augen, dunkle Haare, ein voller sinnlicher Mund, klug und doch nicht ganz ohne Phantasie; besseres Naturmaterial als so mancher, welcher „niemals aß von des Schierlings betäubenden Körnern." Diese alle säeten in Haarmanns Tiernatur: Rachsucht und Eifersucht. Er hätte am liebsten (das ist die Rachelust verschmähter Sexualität) den liebsten unter seinen Buhljungen mit ins Grab hineingerissen.. („Hugo" aber sollte auch mit. Denn Hugo haßt er aus vielerlei recht unkomplizierten Gründen). Dieses Attentat auf Grans versteckte der Erzschauspieler zuerst unter der Maske des Schonenwollens: „Hans ist noch so jung. Hans soll Weihnachten bei seiner Mutter sein". Als das Attentat gelang, zockte er schon wieder zurück; und jetzt hätte man Grans, dem wie Undine Seelenlosen, nur ein paar seelische Direktiven zu geben brauchen. (Große Verteidiger müssen auf der Seele ihrer Klienten spielen. Dazu muß man Seele haben. Diese Herren hatten Klötze). Von Haarmann läßt sich nur sagen, daß es nichts gibt, wozu man ihn nicht bringen könnte. Hier sind alle unsre bösen Urtriebe. Denn wir sind alle feige und wild verwegen, eigenbezüglich und hörig, brutal und sentimentalisch. Selten aber ist ein Geschöpf so eitel und so geil; gespielte und wirkliche Anhänglichkeit, gespielte und wirkliche Taperigkeit, gespielter und wirklicher Irrsinn (wie bei Hamlet) verfilzt und überdeckt einander. Dieser Fall ist kriminalpolitisch langweilig. Denn ob der arme Hyänenmensch nun zwanzig oder dreißig Mal geköpft wird, kann ja gleich sein. Die Todesstrafe kann nicht versöhnen; das Irrenhaus (aus dem er vom Tribunal echter Seelenkunde nie herausgelassen wäre) würde erst recht unbefriedigend sein. Selbstmord oder schnelle Lynchjustiz (so tief wir sie sonst verachten) wären noch das befriedigendste gewesen. Anders liegt es bei Hans Grans. Da ist gerechte Auswertung schwieriger. Wenn der Sumpf die Schlange ausbrütet, soll man nicht auch den Sumpf, soll man nur die Schlange judifizieren? Wenn die Gemeinschaft und ihre Behörden blind sind, wenn sie Armut, Laster, Selbstfeilbietung, Verbrechen nicht bewältigen können, oft

vielleicht selber fördern helfen, soll dann ich, der Zwanzigjährige, Ausgstoßene und Abgedrängte, der Einzige sein, welcher alles sieht und alles sagt, was er sieht? Und gibt es nicht auch noch ganz andere Leute, Herren und Damen in sehr feinen Kleidern und mit Autos, welche, vom Blute armer Jugend lebend, „Vogel Strauß“ spielen? Kinder in Kellerlöchern, an Webstühlen, in Bergwerken und all das Menschenmorden und Menschenverhungern fünf Jahre lang und zwölf Millionen Tote, wußten wir alle nicht davon und spielten dennoch „Vogel Strauß“? Und angenommen einmal: Ich weiß etwas Schreckliches, weiß das Allerschrecklichste von dem, der noch der Einzigste ist, welcher mir so etwas erweist, wie Väterlichkeit oder Freundschaft oder Liebe, oder wie man sonst dies Dumpfe nennen will; und ich schweige ehern und liefere ihn nicht dem Staate aus ans Henkermesser, muß das nur „Schmarotzertum“, nur „Lebensparasitismus“ sein? Hier spricht eben noch sehr Vieles dafür, nicht zu töten (was vom Standpunkt der Natur freilich immer Gnade, vom Standpunkt der menschlichen Rechtssatzung aus aber barbarische Sinnlosigkeit ist). Man wird auch bemerken, daß Haarmann, wenn er seinen Triumph: den jungen Grans mit ins Grab zu reißen, ausgekostet hat, völlig zusammenbrechen und ihn entlasten wird. Ich will kein Psychologe, will nichts als Professor der Psychologie sein, wenn es anders kommt.

3.

Dieser Prozeß wird in die Geschichte der Kriminalistik übergehen. Die besten deutschen Schriftsteller (ein guter Gedanke von Rudolf Leonhardt) sind zusammengetreten, um einen „Neuen Pitaval“ zu schaffen und die wichtigsten Kriminalfälle unserer Zeit auf die Nachwelt zu retten. In diese Sammlung wird auch meine Darstellung des Prozesses (an der ich nichts zu widerrufen habe) übergehen. Dort sollen dann auch die Typen des Gerichtshofes: Der Vorsitzende, die Staatsanwälte, die Sachverständigen, die zwei Offizial-Verteidiger bildhaft sichtbar gezeichnet werden, und ich wünsche mir dazu die liebevolle Drolerie von Dickens und den lachenden Witz von Shaw. Schweigen aber möchte ich über die prozeßtechnischen Irrtümer und über die Vergewaltigung der freien aufrechten Ueberzeugung. Darauf geben schon andere Antwort. Nicht freilich gerade die Feuilletonredakteure des „Hannoverschen Kurier“ oder des „Trippstriller Intelligenzboten“, aber alle deutschen Schriftsteller von Selbstachtung und Würde. Denn: Magna est in veritatis et praevalebit.

An dem Tage, wo dieses Schlußblatt in die Welt flattert, wird noch einmal Gericht gehalten. Gericht über das Gericht. Die Väter und Mütter von dreißig getöteten Kindern kommen, bevor jedes zurück in die Heimat fährt, noch einmal bescheiden zusammen. Darunter ist keiner, der nicht fühlt, daß ihm mit unserer Rechtsführung ein bitteres Unrecht geschah. Darunter ist keiner, der nicht

fühlt die ungeheure Heuchelei der Rechtsmaschinerie. Darunter ist keiner, der nicht weiß, daß dieser Prozeß keine einzige der schwebenden Fragen uns beantwortet hat. Wie konnte so Wahnsinniges geschehen? Warum erkannte die Psychatrie nicht schon längst Haarmanns Triebirrsinn? Wo liegt die Schuld? Warum versagten die Polizei- und Rechtsinstitutionen? Die armen Menschen, sie wollen eine gemeinsame Klage gegen Behörden führen. Ich kenne Zeit und Welt genug, um zu wissen, daß das nicht hilft. Aber ich will die verarbeiteten Hände der Zermürbten fassen und ihnen Mut geben. Damit aber Schluß! Ich küsse die Stirn meines Kindes und zünde den Weihnachtsbaum an.

---

WILLY HAAS

## ZWISCHEN GESTERN UND HEUTE

Wem hat der Krieg innerlich etwas Unersetzliches weggenommen?

Weder den ganz Jungen, die das Europa vor dem Krieg nicht mehr erlebt hatten, noch den ganz Alten, die um 1914 ihr Weltbild so abgerundet in sich trugen, daß sie von der Gegenwart je nachdem akzeptieren oder ablehnen können, wie es ihnen ihr fertiges Ich befiehlt. Beiden hat der Krieg nichts, was unersetzlich wäre, weggenommen.

Aber uns, uns hat er es weggenommen, die zwischen 1890 und 1895 geboren sind.

Wir begannen ja um 1914 erst mit offenen Augen die Welt in uns aufzunehmen, in uns eine Art selbständiges Weltbild zu schaffen. Man sagt uns jetzt, daß die Welt innerlich angefault war, dem Abgrund zutaumelte. Vielleicht. So reif, um das zu sehen, waren wir nicht. Uns schien es damals, als ob sie unendlich zauberhaft blühe, als ob sich auf allen Seiten geheimnisvolle Keime entfalteten, als ob sie niemals so schön, so glänzend vom Morgentau, so genußvoll und anregend gewesen sein könnte . . . es waren eben die Farben unserer eigenen erwachenden Jugend, die wir liehen.

Aber sofort kam der große Strich durch die Rechnung: noch nicht eingestellt, sollten und sollen wir uns umstellen.

Das ist leicht, wenn man eine Windfahne ist — es ist also den meisten ziemlich leicht gefallen. Wer ein etwas schwereres Herz hat aus dieser Generation, dem wird es nie ganz gelingen: es ist wie eine süße, erste Geliebte, die man einmal genossen und dann nie mehr wiedergesehen hat. Irgendwie forscht man dann sein ganzes Leben nach ihr — auch wenn man sie scheinbar längst vergessen hat. Der geringste Anstoß genügt — und man weiß wieder und wieder, daß man niemals, niemals etwas überwinden kann, was man in einer entscheidenden Stunde seines Lebens berührt, und doch nicht „erkannt“ hat, wie es die Bibel meint,

wenn sie sagt: „Und Adam e r k a n n t e die Eva . . .“. Es ist ein Hunger, eine Neugierde, wohl noch etwas viel Tieferes, was nie mehr ganz gestillt werden kann.

Aus einem solchen Gefühl ist, glaube ich, die Sammlung von Notizen entstanden, die ich mich entschieden weigere, „ein Buch“ zu nennen, obgleich sie in schönes Pergament gebunden und auf schneeweißes Büttenpapier in einer Privatpresse gedruckt auf dem Schreibtisch vor mir liegen: denn es ist gleichzeitig unendlich viel mehr und unendlich viel weniger, ein unkomponiertes Durcheinander von Impressionen, Gedanken, Namen — und eines der wärmsten, menschlichsten, liebevollsten Dinge, die je eine Frau geschrieben hat. Ich meine die Lebenserinnerungen, die die Frau eines hohen Diplomaten, H e l e n e v o n N o s t i t z - W a l l w i t z, soeben in wenigen, allzuwenigen Exemplaren hat drucken und an ihre Freunde in allen europäischen Ländern verteilen lassen.*)

Sie ist eine geborene Hindenburg-Beneckendorff, die Enkelin des alten Fürsten Münster, des bekannten Londoner und (um 1900) Pariser Botschafters, eines der ganz wenigen Männer, die sich mit Recht einen vertrauten Freund und Berater der alten Viktoria von England nennen konnten. Mütterlicherseits ist sie eine Suworin und als solche gern gesehener Gast in den Schlössern der Großfürsten. Und sie hat so ziemlich alles gekannt und mit einer wundervoll weiblichen Zartheit und Sensitivität durcherlebt, was „die Gesellschaft des alten Europa“ genannt wird, Leo XIII. und Rampolla, wie das langsam sterbende alte Preußen, in dem ihr alter Vater, Siebzigergeneral, intimer Freund Friedrich Wilhelms und der Kaiserin Friedrich, verwurzelt war und mit dem zugleich er hinsiechte und starb, das Berlin Mommsens und Menzels, das Wien der alten Pauline Metternich und Franz Josefs, wie das Paris Waldeck-Rousseaus und der großen Impressionisten, das Rußland der länderweiten Großfürstengüter mit ihrem asiatischen Märchenprunk, mit den elegischen Volksgesängen an der unendlichen Wolga, wenn die Sonne glutrot und still untergeht, mit den Volkstänzen vor den grellbunt bemalten Holzkirchen und mit den Bauern, die vor der vorüberfahrenden Herrschaft in die Knie sinken und den Staub der Landstraße küssen . . . Das alles hat sie als Kind und als junges Mädchen noch gesehen und mit einer fast eifersüchtigen Genauigkeit in sich aufbewahrt, als hätte etwas in ihr geahnt, wie dringend eine etwa gleichaltrige Generation in einer völlig verwandelten Welt dieses écho du temps passé einmal für sich brauchen würde . . .

Und sie hat auch den Untergang dieses alten Europas sozusagen aus der intimsten Nähe miterlebt — als Frau des sächsischen Gesandten am Wiener Hof. Wie ist ihr weltgewandtes

---

*) „Aus dem alten Europa“. 150 Exemplare, auf der Cranachpresse Weimar gedruckt und vom Inselverlag verschickt.

Auge doch geschickt und klarsichtig! Sie läßt dieses uralte Oesterreich, dieses alte Europa mit zwei witzigen Aperçus zugrundegehen wie einen richtigen Aristokraten des ancien régime vor der Guillotinierung: mit zwei Aperçus, die mir zusammen soviel wert sind wie das graziöseste Lustspiel von Scribe und Legouvé. Seufzend sagt der alte Kaiser, als er die vergrämten, verhungerten Gesichter der alten Landsturmleute sieht, zu ihrem Mann, dem Gesandten: „Na — eleganter ist der Krieg auch nicht g'rad geworden!“ Dann legt er sich hin und stirbt — das Leben freut ihn nicht mehr. Jetzt bleibt vom alten Oesterreich nur noch die Paulin' Metternich, die verstaubte Mumie mit den geschminkten Lippen und dem eingefrorenen mokanten Lächeln: sie ist die raunzende Wiener Kassandra, die aus untrüglichen Himmelszeichen den Untergang der alten Welt voraussagt. Erstens frisiert sich der Kaiser Wilhelm schlecht — das paßt sich nicht für einen Kaiser: „Ich werd's ihm sagen, bis ich ihn wieder sehe!“ Aber als der junge Karl auf den Thron kommt, da ist das Schicksal Oesterreichs für sie besiegelt. „Er weiß nicht, was sich gehört! Er hat mich noch nicht besucht! Ich höre, er geht mit seiner Familie zu Fuß über den Naschmarkt!“ . . . sowas kann sich natürlich nicht mehr halten. Eine Versöhnung mit der Erzfeindin, der Rosa Croy, weist sie zurück und stirbt unversöhnt mit der „modernen“ Zeit, ein Wiener Cato oder Coriolan. Wenige Weltminuten später folgt ihr ihr Oesterreich ins Grab nach . . . dann kommen nur noch die Herren Scheidemann, Ebert, Stresemann und die übrigen Vertreter der Nationalversammlung in Weimar, die, während draußen im Reich allenthalben der Spartakismus aufflammt, während sie selbst in einem kleinen Bauernwagen nur mit Mühe und Not aus Erfurt heraus nach Weimar kommt — so nahe ist die Kommunistenfront — in ihren Weimarer Hotels feierliche Cercles abhalten, wie die Grandseigneure der versunkenen Zeit. Sie beschreibt auch das ohne Erbitterung — mit der unnachahmlichen ironischen Güte ihrer vielerfahrenen Augen.

Wie alle Menschen, die wirklich zu sehen verstehen, braucht sie fast nichts zu beschreiben, sondern immer nur zu erzählen, sie ist voll bis an den Rand von solchen kleinen Geschichten und jede dieser Geschichten packt sozusagen ihren Gegenstand am Schopf.

Da ist die deutsche Botschaft in Paris, 78 rue de Lille, das ehemalige Hôtel Beauharnais in seinem alten Glanz: ein Dutzend poudrierter Diener in roter Gala stehen spalierbildend zu Seiten der Freitreppe. Dort haust ihr Großvater, der alte Fürst Münster, mit seinen Windhunden, Geschenken des Kaisers, Nachkommen der Hunde Friedrichs des Großen und unentbehrliche Gäste bei jeder großen Galavorstellung. Dann gibt es noch die herrlichen Reitpferde, auf denen man im Bois ausreitet, den General Gallifet, der meist mitreitet, Herrn Waldeck-Rousseau, ein „kultivierter Herr, fein, voller Grazie“, den preziös-ironischen Grafen von Montesquiou,

das Urbild der damals neuen Mode des Décadence-dandy, das Modell zu Huysmans Herzog des Esseintes im Roman „A Rebours“, der Bibel des Fin-du-siecle. Sarah Bernhardt in großer roter Perücke liest hastig ein paar Verse aus Corneille, Caruso singt, Kubelik spielt, die Herzogin von Sagan erzählt Anekdoten aus alter Zeit, alles plaudert, intrigiert, vermittelt, spioniert, hinterbringt . . . man macht „Weltpolitik“. Am lustigsten ist es, wenn die Exkönigin Isabella von Spanien da ist, die sich mit massivem Humor selbst über ihre Korpulenz lustig macht. Einmal will sie in den Lift steigen — aber die Tür ist viel zu eng. Sie stellt sich breit und mächtig vor den Türrahmen und sagt trocken mitten im Gespräch zu dem sie geleitenden Fürsten: „Maintenant pousse!“ — — so daß alle Umstehenden, die Diener eingeschlossen, in schallendes Gelächter ausbrechen.

Der Fürst ist ein echter Diplomat der alten Schule, ein kühler Menschenabwäger, in seiner französischen Politik klug die Wunden von 1870 heilend, in seiner englischen immer wieder eine Verständigung Deutschlands mit dem geliebten England, wo er zwanzig Jahre Botschafter war, suchend, — wenn ihm nicht das Organ des Kaisers, das Auswärtige Amt, „das Zentralrindvieh“, wie er es verächtlich nennt, immer wieder einen Strich durch die Rechnung machte. Aber er hat die Zivilkourage des Uradeligen selbst vor dem Throne. Als Ohm Krüger die historische Propagandareise durch Europa macht, reicht ihm ein Attaché der Botschaft am Pariser Bahnhof die Hand. Münster kennt die Stimmung am Berliner Hof — wenigstens die „offizielle“ Stimmung für die Buren; — dennoch wird der Attaché sofort entlassen. Der Kaiser sagt ihm in seiner derben, immer irgendwie taktlosen und anzüglichen Art: „Wenn Sie einmal nicht mehr sind, müßte man Sie ausgestopft in Paris erhalten als Symbol unserer gebesserten Beziehungen!“ Als er abberufen wird, strömen viele Hunderte zum Bahnhof. Im Privatleben ist er von der unnahbaren Verschlossenheit, dem angeborenen Sinn für traditionelle Formen, dem stummen Hochmut eines englischen Herzogs; diese Eigenschaften liebt er auch vor allem an den Frauen. Seine zweite Frau, Lady Harriet Sinclair, tritt eines Tages von der Jagd zurückkehrend in des Fürsten Arbeitszimmer und sagt ganz ruhig, als ob es sich um etwas Alltägliches handelte: „Good bye, George, I am dying“ — dann setzt sie sich in einen Lehnsessel und stirbt wirklich. Die neue Aera mag manche Meriten haben (vor allem die, daß sie eben die neue ist) — aber jedenfalls: so pflegt man heute nicht mehr zu sterben . .

— — und dann kehren die Erinnerungen der Verfasserin mit einer plötzlichen Wendung in das Berlin ihrer frühen Kinder- und Mädchenjahre zurück.

Da gibt es den Vater, den strengen, wortkargen, altpreußischen

General; da gibt es den „historischen Hofball" zu Ehren des kleinen verschrumpelten uralten Adolf Menzel, der, während S. M., verkleidet als Fridericus Rex, die Schloßwache in den alten Uniformen im Weißen Saale exerzieren läßt und die Hofgesellschaft in Reifrock und Perücke die alten Sarabanden tanzt, in sich hinein maulend und brummend die Seitengalerien entlang wandelt, fast verschwindend unter den pompösen Falten des roten Mantels vom schwarzen Adlerorden, und vor jedem der dort aufgehängten Bilder von Anton Werner, S. M. Gemälde-Anstreicher, ironisch mit dem Kopf wackelt . . . dort gibt es Bodo von dem Knesebeck, den Kabinettssekretär der Kaiserin und „Introducteur des diplomatischen Corps", den fabelhaften Goethekenner, der sich eine eigene graziöse und höfliche Zerstreutheit zurechtgelegt hat, die es ihm ermöglicht, über einen Vers aus „Faust" nachzudenken, während er in der Galakarosse neben einem neu einzuführenden Botschafter die „Linden" entlang zum Schlosse fährt, mit seinem Freundeskreis: Mimi Wolkenstein, in deren Salon im Palasthotel Cosima Wagner thront, jeder Zoll eine Königin, dann Cornelie Richter am Pariser Platz, die Tochter Meyerbeers und die Mutter Raoul Richters, des Philosophen, wo alles noch die laue altberliner Varnhagen-Salon-Atmosphäre atmet, „denn die Menschen, die diese Debatten führten, hatten noch immer irgendeine andere Zuflucht und brauchten nicht durchaus für oder wider zu sein" (oft wohl eine ziemlich zuverlässige Zuflucht, denn von einem der Herren, dem Grafen Seckendorff, wird geflüstert, „daß ihm eine Kaiserin ihr Herz geschenkt habe" — —); aber schon taucht das Europa von morgen auf: Walther Rathenau, immer zurückgezogen und einsam in einer Salonecke, stumm und wie von einer seltsamen Dunkelheit umgeben, tragische Ahnungen um sich verbreitend; die Duse, Max Reinhardt; seltsam drängt sich das Gestern und das Heute durcheinander: da sitzt auch noch Marie Olfers mit ihren weißen Locken, „die Darstellerin der Wolken, Blumen und Engelmärchen", um die es noch „wie ein Murmeln, wie der Duft der Rosen ist".

Als sie mit ihrem Mann dann nach Weimar übersiedelt, ist alles schon entschieden: dort hat der Großherzog oder vielmehr sein Berater, der Graf Harry Keßler, die Bahn für die Zukunft frei gemacht. Diese „Zukunft" heißt — damals — die großen französischen Impressionisten von Renoir und Monet bis Seurat, Signac, Rysselberghe, Maurice Denis, die Bildhauer von Rodin bis Maillol, der Kunstgewerbler van de Velde, die Dichter Rilke, Hofmannsthal, Alfred Heymel, der spätere „Prinz Kuckuck". Man versammelt sich im Hause Keßler in der Cranachstraße oder im Haus Nostiz in der Tiefurter Allee. Ein neues Alt-Weimar scheint zu erwachen, nächtliche Theateraufführungen im Fackelschein werden arrangiert, der arme bald verstorbene Eberhard Bodenhausen jubelt: „Wir wissen gar nicht, in welchem Frühling wir leben" — — da bricht der Weltkrieg aus und zerreißt alles . . .

.— — und dann öffnet sich das Allerheiligste zum Ausblick auf den Einen ganz großen, der sie innerlich schon als halbes Kind im Wesentlichsten bestimmt, jahrelang mit einer unendlich rührenden, väterlichen Fürsorge alle ihre künstlerischen Keime — denn sie ist eine Künstlerin — gepflegt und gehütet hat und dem auch sie wahrscheinlich mehr war als viele Andere: Auguste Rodin.

Es gibt viele Bücher über Rodin; keines, aus dem die geheimnisvollsten Mysterien dieser letzten gigantischen Schöpferseele der Gegenwart uns so überirdisch-ehrfurchtgebietend anblickt wie aus den paar Seiten dieser Memoiren, die ihm gewidmet sind.

„J'entends le roulement des Astres", sagt er ihr einmal feierlich. Er scheint wie ein mythischer Magier, der in dem Kreislauf der Welten mitschwingt. Einmal wirft er ihr mit ein paar Strichen — die Zeichnung existiert noch — die Grabmäler der Mediceer von Michelangelo auf einen Fetzen Papier hin und zeichnet die Kurven des Planetenkreislaufes hinein, die sich in den Kurven der hingelagerten Marmorfiguren, die den „Tag" und die „Nacht" darstellen, seiner Meinung nach ausdrücken. Denn die „ganze Bildhauerei", sagt er zu dem jungen Mädchen, „hängt mit dem Lauf der Gestirne zusammen und ist an diesen gebunden"; deshalb müssen auch dieselben überirdischen Lichtwellen aus dem fertigen Werk strahlen und es umfluten und diesen Heiligenglanz muß es auch im Freien, in Sonne und Sturm behalten. Immer wieder kommt er auf dieses Thema der geheimnisvoll wirkenden Himmelselemente zurück. Einmal, im Anblick der Nôtre Dame, faßt er es in einen Satz von heroisch-dichterischer Größe zusammen: „Il y a toujours les grands vents autour des cathédrales" . . . auch um sein Werk wehen immer diese „grands vents". Wie ein Gewitter ist er, wenn er in Extase gerät. Einmal, als ihm die junge blonde Frau, wie öfters, während der Arbeit Beethoven vorspielt, sinkt er weinend in die Knie und ruft mit einer großartigen lateinischen Geste: „Enfin j'ai retrouvé cette grande émotion!"

Zweimal hat er sie modelliert: einmal als junges Mädchen, mit einer unbeschreiblich weichen Süßigkeit um das beschattete, fast noch kindliche Antlitz, aus der Mozartschen Musik zu schwingen scheint. Mit einem heiligen Ernst verfolgt er die ersten malerischen Versuche dieser erwachenden Kinderaugen und gibt ihr die kleinen kollegialen Handwerksratschläge der Lebensökonomie, die man auch dann nicht missen kann, wenn man ein Genie ist: „Il ne faut pas multiplier les émotions", und, nach irgendeinem starken Erlebnis mit besorgter Stimme: „C'était un arrêt dans notre existence". Bei jedem Wiedersehen fragt er väterlich-prüfend: „Avez-vous bien travaillé et fait des notes?" und begutachtet jede Nüance der Zeichnungen und Aquarelle. Und einmal, draußen in Meudon, in den abendlichen Himmel blickend, spricht er von der uralten, spendenden, beglückenden Mission der Frau — dann ver-

sammelt er die Gäste um ein Aquarell der „jüngeren Kollegin“, das ihm gelungen scheint und das er, zusammen mit der zweiten Marmorbüste, die eben fertiggeworden ist, feierlich aufgestellt hat . . .

Heroisch-antike Stimmung weht auch um die Arbeitsstätte in Meudon. Es gibt keine Schlafzimmer; überall stehen die mächtigen Gestalten seiner Entwürfe herum und leuchten durch die Nacht, der „Penseur“, die „Säule der Arbeit“, der „Mort du poète“. Früh morgens, wenn die Sonne aufgeht und man aus dem Fenster blickt, entfaltet sich ein Bild von Poussinscher Größe: der Meister läßt gerade auf dem taufeuchten Rasen unter den ersten Morgenstrahlen ein antikes Torso aufstellen und die großen Schwäne von Meudon, die er so sehr liebt, lagern sich um die Statuen herum wie zu einer heiligen Handlung . . . Man speist auf der offenen Veranda, draußen weiden die Kühe und Ziegen, manchmal steht der Meister mitten im Essen auf und füttert sie. Man lebt wie in der Welt Theokrits und Bions, auf den griechischen Inseln der alten Hirtengesänge. Als er zum letztenmal Abschied nimmt, sagt er, schon erfüllt von Todesahnungen, mit Tränen in den Augen: „J'ai si peur que vous ne tombiez dans le mains des mauvais artistes“ — es ist das letzte Wort, das sie von ihrem großen väterlichen Freund hört — — das letzte Wort eines großen Propheten. Denn es waren sehr „mauvais artistes“, in deren Hände wir alle, die ganze Welt, bald darauf, im Jahre 1914, gefallen sind . . .

Und hier will ich sagen, was mir an diesem Buch über alle interessanten Details hinaus so e r h e b e n d scheint — ich finde keinen passenderen Ausdruck: die freudige Bereitschaft, mit dem Gestern abzuschließen, so schön es war; dankend abzurechnen und sich ebenso freudig dem Heute und Morgen zu öffnen — und freudig weiterzuhoffen. Das ist das eigentlich Hinreißende, was zwischen den Zeilen aus jeder Seite spricht: das ganze Buch ist eine einzige große „Auseinandersetzung“ im ganz buchstäblichen und zugleich tiefsten Sinn des Wortes. Nichts Erlebtes darf dem Erlebenden weggenommen werde; aber nichts darf ihn ganz in sich verschlingen; nichts darf verloren werden, wenn man wirklich weiterschreiten will . . .

Deshalb sagte ich auch: es ist ein Buch für Gleichaltrige; für solche, die zuviel von der versunkenen Zeit fürs Leben mitbekommen haben. um leichten Herzens mit ihr zu brechen; und die sich doch noch viel zu jung fühlen, um innerlich mit diesem Besitz ihr Leben abzuschließen.

Für diese könnte es, wenn sich die Autorin zu einer größeren Publizierung entschlösse (was dringend zu wünschen wäre) so etwas wie das Stundenbuch für die Augenblicke resignierter Verwirrtheit, mutloser elegischer Gegenwartsflucht werden . . .

In Wien ist eine unbescholtene alte Frau aus dem Volk, die Bedienerin Pruscha, auf Grund eines sehr wackligen Indizienbeweises von Geschworenen des Mordes schuldig erkannt und vom Gericht zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Die Richter sowie der Herr öffentliche Ankläger tragen Talar und der Herr Verteidiger trägt auch Talar. Seiner Sendung wie der des Gerichtshofs und des Staatsanwalts kommt das gleiche Pathos des Kostüms gleichermaßen zu Hilfe. Scheinbar. In Wirklichkeit jedoch ist, von kleinen differenten Aeußerlichkeiten abgesehen, ein Unterschied zwischen jenen Talaren und diesem Talar, ein Unterschied wie zwischen Tracht und Kostüm, wie zwischen daheim und auf Besuch, blutsverwandt und bloß verschwägert, immer und gelegentlich.

Am besten sage ich es so: es ist ein Unterschied, wie seinerzeit der zwischen Offizier und Reserveoffizier. Beide hatten dieselbe Uniform, aber was bei diesem nur ein Kleid, war bei jenem Fortsetzung seiner Haut. Die Röcke waren gleich, aber ihre Symbolkraft, ihre Strahlung eine ganz verschiedene.

Der Staatsanwalt gehört, wie der Richter, zum aktiven Heer, das sich die Gerechtigkeit hält, weil sie sonst vielleicht abgesetzt und davongejagt würde. Staatsanwalt und Richter sind Kameraden. Darum sieht man auch so oft den Vorsitzenden tun, als ob er der Ankläger wäre: unter Kameraden ist das janz ejal.

*

Auf der Geschworenenbank sitzen elf Männer und eine Frau, brave Bürgersleute. Ihre Gesichter sind undurchdringlich, sie bewahren strenge mimische Neutralität.

Doch es gibt da Nuancen.

Wenn die Beklagte spricht, bekommen die Antlitze der Geschworenen etwas Starres, Stein-Kühles. Dir gegenüber sind wir Aug' und Ohr und Meinung, nichts sonst . . . sagen diese Masken. Wir sind Richter, verstehst du, was das heißt? Richterschaft bricht Menschenbrüderschaft!

Wenn der Herr Verteidiger spricht, bleiben die geschworenen Gesichter unverändert. Sie rücken nur ein wenig in den Schatten, sie lassen die Jalousien über ihre Mienen herab. So als ob sie der Erleuchtung durch den Herrn Verteidiger — der sie sich ja keineswegs entziehen möchten — in solcher Intensität nicht bedürften. Es ist wie die taktvolle Abwehr einer Zudringlichkeit.

Hingegen wenn der Staatsanwalt oder gar der Vorsitzende redet! Dann fliegen die Jalousien hoch, die Antlitze öffnen sich, in die Mienen tritt etwas Höfliches, gerne Lauschendes, Zuspring-

liches, wie ein Briefschluß achtungsvoll-Ergebenes, etwas von der Lust, die den Schüler durchrieselt, wenn der Lehrer ihm die Hand reicht.

Es hat sein Wohliges, mit der Autorität auf gleicher Ebene zu stehen! Geruch der Amts-Würde betäubt den schlichten Mann. Und die Vorstellung, mit der Obrigkeit unter einer Decke zu spielen, das ist etwas, was auch den keuschesten Bürger sinnlich erregt.

*

Der Herr Staatsanwalt sucht, natürlich, auch nur die Wahrheit. Ich möchte wissen, ob er, fände er sie zufällig, ohne daß es wer sieht, und sie widerspräche all' seinen Behauptungen bisher und Logiken, ich möchte wissen, ob er den Fund abliefern oder verheimlichen würde.

Geht es ihm darum, daß Recht werde, oder daß er Recht behält?

Ich glaube, einen schöneren Triumph als den sogenannten Justizmord kann es für den öffentlichen Ankläger gar nicht geben. Einen Schuldigen verurteilen zu lassen, das ist keine Kunst. Aber einen Unschuldigen einzutunken, zwölf redliche Leute so weit zu bringen, daß sie ja sagen, wo sie nein sagen müßten . . . dazu gehört schon eine Ueberredungs- und Ueberzeugungskraft, ein Scharfsinn und eine Taktik, die dem Staatsanwalt, der sie aufbringt, alle Ehre machen.

*

Die Angeklagte ist ein törichtes altes Weib. Sie hat kein Talent, Mitleid oder gar Sympathie zu erwecken, sie schwätzt dummes Zeug, schadet durch ihre Person ihrer Sache. Die Geschworenen mochten sie nicht leiden, der persönliche Eindruck, den sie von der Angeklagten gewannen, (das haben sie nachher selbst gesagt) stopfte die Löcher im Indizienbeweis zu.

Ich weiß nicht, ob die antipathische Person getan hat, wessen man sie bezichtigt. Es interessiert mich auch nicht. Der Prozeß hat so wenig die Gewißheit ihrer Schuld wie die ihrer Unschuld erbracht . . . wohl aber eine andere, furchtbare und beklemmende Gewißheit: nämlich die, daß die Frau, ob schuldig oder nicht, doch nie und nimmer verurteilt worden wäre, hätte sie über eine auch nur um Geringes feinere Technik, ihre Schuldlosigkeit zu behaupten, verfügt. Eine Moissi-Schülerin an ihrer Stelle, mit etwas gut plazierter Träne, mit etwas kummervoller Ohnmacht in der Stimme . . . und die Beweiskette, die das dumme Weib strangulierte, wäre wie Zwirn gerissen. Eine bessere Maske der Unschuld — ganz gleichgültig, ob ein schuldiges oder schuldloses Antlitz deckend — und den Geschworenen wäre das „Ja" nicht über die Lippen gekommen. Ein richtigerer Tonfall des „ich hab es nicht getan" und sie hätte es nicht getan, selbst wenn sie es getan hätte. „Sind's ruhig!" sagte der Vorsitzende zu dem schrei-

enden Weib, wie man „kusch“ sagt zu dem Hund; der vielleicht etwas sehr Wesentliches mitzuteilen hätte, aber das nicht kann, weil ihm auf dem Weg vom Herzen zum Maul alles Gebell wird!

Hier fand nicht schlimme Tat Sühne, sondern das unzulängliche Leugnen der schlimmen Tat (gleich, ob sie von dem Leugnenden begangen oder nicht begangen ward). Es gilt vor Geschworenen wie vor weiterem Publikum: Gerettet oder gerichtet, obenauf oder untendurch — das ist keine moralische, sondern eine Talentfrage. Und Recht keine Frage des Rechts, sondern eine der Dialektik.

*

„Fünfzehn Jahre Zuchthaus“ verkündete der Vorsitzende. Er setzte dann hinzu, aus besonderer Milde hätte das Gericht nicht auf lebenslängliches Zuchthaus erkannt, sondern auf eine zeitlich begrenzte Strafe.

Ein Schäker! Die Verurteilte ist fünfundfünfzig Jahre alt . . . da sind fünfzehn Jahre viel länger als lebenslänglich.

Es ist eine Lücke im Gesetz, daß man keinen länger einsperren kann, als er lebt. Da hat's dann so ein alter Sünder natürlich leicht, Schuld wider die sittliche Ordnung auf sich zu laden: kommt diese als Gläubigerin, Leben zu pfänden, findet sie nur einen schäbigen Rest und ist die Angeschmierte. Die Justiz dürfte nicht ruhig zusehen, wie ihr die Biologie in den rächenden Arm fällt. Wo bleibt die Wissenschaft der Verjüngung? Soll sie nur profanen Zwecken dienen? Erst der Staat, dann das Vergnügen! Zur Erhöhung der passiven Straffähigkeit muß etwas geschehen.

*

„Sind's ruhig!“ sagte der Präsident zur Angeklagten, als sie in die Urteilsverkündigung etwas hineinschrie. Nur daß er nicht hinzufügte: „Nehmen Sie sich an mir ein Beispiel, wie ruhig ich bin.“

*

Wenn man nicht wüßte, daß es um die Wahrheit und nur um die Wahrheit, um das Recht und nur um das Recht geht!

Erst ist das hohe Gericht ganz gleichgültig, ganz amtlich. Aber dann will das zittrige Lebewesen (dort zwischen den Justizsoldaten) echappieren. Das reizt die Herren. Und allmählich kommt ein sportlicher Zug in die Sache, die Schützen, obzwar eigentlich, akademisch, hinter der Wahrheit her, scheinen wie fasziniert von dem beweglichen lebendigen Ziel, das sich ihnen bietet, mit der List und Behendigkeit des Verfolgten steigt der Grimm der Verfolger, Jagd-Leidenschaft hetzt die Jäger, die das Wild hetzen, und die Posaune des irdischen Gerichts klingt lustig wie ein Hifthorn.

In die Weihnachtstage fällt die erste deutsche Vorführung des Filmes „Der letzte Mann“ von Carl Mayer. Dieser Film ist nicht auf Grund eines von Autor, Regisseur, Dramaturg und Generaldirektor zusammengeschneiderten Manuskriptes gedreht worden, ihm liegt, wie allen Filmen dieser charaktervollen Begabung eine Dichtung Carl Mayers zugrunde: Es handelt sich um die Tragödie eines alten Mannes, der Hotelportier war und den Zusammenbruch seiner reich kostümierten Glanzzeit erleben muß. In der hier aus Mayers unveröffentlichten Filmdichtung entnommenen Szene wird der Augenblick dargestellt, in dem der gealterte, seines Amtes entsetzte Portier seinem Nachfolger begegnet. Der Leser wird erkennen, wie sehr jede Phase dieses Auftrittes vom Film-Dichter vorgesehen und auf Grund technisch-seelischer Erfahrung in Gesamtaufnahmen, in große und größere Aufnahmen der Hauptfigur angegliedert ist.

Aufhellend.

GESAMT: Morgen. Vor dem Hotel. Erwachender Betrieb.
Einer fegt das Trottoir. Das ein anderer bespritzt.
Während wenig Autos schon warten.
Da! Der Portier.
Morgendlich stramm. So stolziert er einher.
Aeltlich.
Doch rasch. Seines Amtes sehr bewußt.
Wohlgelaunt so erwidernd manchen Gruß.
Und jetzt:

GRÖSSER: In die Drehtüre tritt er schon.
Und! Schon dreht er sich hinein:
Da hält er plötzlich.
Denn:
In diesem selben Augenblick:
Dreht sich jemand heraus.
Doch! Dieser Jemand scheint sein Doppelgänger fast.
Denn:
Uniform und Mütze trägt auch er.
Wie er selbst.
Mit allen Borten umher.
Nur scheint er gar jünger. Und hünenhaft groß.
Doch von gleichgültigem Schritt.
So trat er jetzt heraus.
Sich stellend in Positur.
Und da!
Unser Portier!

Gar verwundert folgte jenem sein Blick.
Dem er sich nachdreht jetzt.
Und da!
Seltsamer immer.

GRÖSSER: Da ein Auto eben heranfährt:

GESAMTER: Geht jener Portier jetzt dorthin.
Irgendwie selbstverständlich.
Zu öffnen den Schlag?
Doch da!

GRÖSSER: Unser Portier!
Ein einziger Sprung fast!! Tigerhaft!!
Zu Wehren den anderen?!!!
Zugleich aber:
Aus der Drehtüre heraus: Ein Boy!
Ihn haltend am Arm?
Und da!

GRÖSSER: Der a n d e r e Portier. Salutierend.
Denn:
Die Ankömmlinge: Ein Herr, eine Dame und ein sorgloses Kind:
Zur Drehtüre schon schreitend.

GRÖSSER: Vorbei an dem alten Portier.
(Achtlos. Lachend. Fremd.)
Der immer noch steht.

GROSS: Leicht erkeuchend immer. So jetzt anblickend den Boy.
Dessen Geste sich gleichsam wiederholt.
Irgendwie bittend. Knabenhaft zaghaft.
Nach Innen.
Und da!
Der Alte.
Kopfschüttelnd nicht und doch.
So steht er immer. Hilflos.
Erflackernd. Verlegen furchtbar. So streichelnd des Knaben Wange jetzt.
In verlorener Güte hilflos.
Und! Jetzt:
Weil der Boy sich wandte: Der Drehtüre zu:

GRÖSSER: Wo er sich aufstellt: Drehbereit:
Folgt ihm der Alte. Langsam.
Schritt. Schritt. Schritt.
Schicksalhaft schwer.
So steht er jetzt.
Vor der Drehtüre schon.
Und! Jetzt:
Wendet er sich noch einmal?

In die Richtung zum neuen Portier?
Es scheint.
Dann:
Den Boy blickt er an.
Dann:
Kopfschüttelnd geht er hinein.
Und da!
Leer steht diese Drehtüre jetzt.
Eine Sekunde.
Dann:

ZUBLENDE RASCH!

Denn:

Ende des ersten Aktes!

---

DIDEROT

## AUS „PARADOX ÜBER DEN SCHAUSPIELER"

Bevor er sagt: „Zaïre, du weinst!" oder „Du bist dabei, mein Kind!" hat der Akteur lange sich behorcht; er behorcht sich im Moment, wo er Sie verwirrt, und sein ganzes Talent besteht nicht im Fühlen, wie Sie vermuten, sondern in einer so peinlichen Wiedergabe der äußeren Zeichen des Gefühls, daß Sie sich darüber täuschten. Die Schreie seines Schmerzes sind in seinem Ohr vermerkt. Die Gesten seiner Verzweiflung sind dem Gedächtnis entnommen und vor einem Spiegel eingerichtet. Er weiß den genauen Moment, da er sein Tuch hervorziehen wird und die Tränen fließen werden; erwarten Sie sie bei diesem Wort, bei dieser Silbe, nicht früher und nicht später ....

Wenn er den Soccus oder den Kothurn abgelegt hat, ist seine Stimme erloschen, er empfindet die äußerste Ermüdung, wird seine Wäsche umtauschen oder sich zum Schlaf begeben; aber es bleibt ihm weder Verwirrung, noch Schmerz, noch Schwermut, noch Niedergeschlagenheit. Sie sind es, die alle diese Eindrücke davongetragen. Der Akteur ist müde, und Sie sind traurig; er hat sich zerquält, ohne etwas zu fühlen, und Sie haben gefühlt, ohne sich zu zerquälen. Wäre dem anders, so wäre der Stand des Schauspielers der unseligste von allen; indes er ist nicht die dargestellte Person, er spielt sie und spielt sie so gut, daß Sie ihn dafür halten: die Illusion fällt nur Ihnen zu, er weiß wohl, daß er es nicht ist. Er weint wie ein ungläubiger Priester, der die Passion predigt; wie ein Verführer an den Knien eines Weibes, das er nicht liebt, aber täuschen will; wie ein Bettler auf der Straße oder an einer Kirchenpforte, der Sie beschimpft, wenn er daran verzweifelt, Sie zu rühren; oder wie eine Courtisane, die nichts fühlt, jedoch in Ihren Armen vergeht.

Uebersetzt von Paul Wiegler in „Französisches Theater der Vergangenheit" (München, Piper).

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Hans Jacob.



[Schluß]

## XV.

— Haben sie denn den Menschen, die sie lieben, niemals einen Streich gespielt? dachte Lewis und antwortete imaginären Gegnern, die ihm widersprachen, während er allein die Kais entlangging. Der Abend war dunkel wie Kaffeesatz, aber er konnte keine Zukunft darin lesen.

Er war am Morgen ausgegangen, als Irene noch schlief, und kam am Abend ziemlich unruhig, aber zufrieden nach Hause. Er liebte Irenens Reinheit; er hatte diese Reinheit dermaßen angebetet, daß er sie nicht mehr ertragen konnte. Wirklich, sie schützte Irene ungerechter Weise vor allem; vor Verdächtigungen und Gefahren; sie erhielt Irene sich selbst; sie bewahrte Irene davor, jemals eine Anstrengung zu machen, um ihm zu dienen oder um ihn zu verstehen; sie schlief vollkommen angezogen in diesem Panzer . . . Gibt es denn kein Zwischending zwischen den Vokativ- und den Imperativ-Frauen? In Paris nach dem dreißigsten Jahre weiterleben heißt damit einverstanden zu sein, nur noch Komplizen um sich zu haben. Sonst mußte man sich empfehlen. Da Irene damit einverstanden gewesen war, nach Frankreich zurückzukehren, mußte sie wohl früher oder später auch „ihr Teil dazu beitragen".

Lewis hatte gedacht, daß gewisse Ungezogenheiten, zu denen er sich Frauen gegenüber verpflichtet gefühlt hatte, die ihm lediglich gefallen hatten, hinfällig werden würden, sobald er einmal richtig lieben würde. Er hatte ohne die uns beherrschende Vorliebe gerechnet, die dazu treibt, uns selbst zu übertreffen und die vielleicht nur die schöner hergerichtete Gewohnheit ist.

Nein, er komplizierte sein Leben nicht, er vereinfachte es.

## XVI.

Er vereinfachte es noch mehr, als er glaubte, denn, als er heimkam, fand er das Haus leer. Er wartete zwei Tage. Dann erfaßten ihn Gewissensbisse und eine Verzweiflung, deren man ihn nicht für fähig halten wird, und er besuchte binnen zweiundvierzig Stunden Paris, London und Triest. Vergeblich. Von Irene keine Spur.

Am achten Tage erhielt er ein Telegramm. Sie bat ihn, sich mit ihr auf Korfu zu treffen.

Verzieh sie? Er war zu jeder Pilgerung bereit, damit sie ihm seine Buße auferlege. Er erhielt nur mit Schwierigkeiten ein

Visum, denn die Situation zwischen Italien und Griechenland blieb gespannt. Endlich gelang es ihm, sich in Brindisi auf einem italienischen Schiff voller Truppen einzuschiffen.

Am nächsten Tage bei Sonnenuntergang wurde Korfu, unbeweglich im unruhigen Meer, sichtbar. Mit der Flagge grüßte man im bleifarbenen Kanal den „Graf Cavour", „Julius Caesar", „St. Markus", „Leopardi" und alle möglichen italienischen Berühmtheiten, die eisengrau angestrichen waren; ihre vom Maulkorb befreiten Kanonen waren auf die von ineinander verschlungenen Weinstöcken geschützte Zitadelle gerichtet. Die bedeutendsten Gebäude fielen durch ihre weißen Fahnen auf. Die ganze Stadt war friedlich bei der Wäsche. Die Italiener hatten gerade die Blockade der Insel erklärt.

Im Hotel „Zum schönen Venedig" erfuhr Lewis, daß die griechischen Schiffe mit ihren Passagieren im Süden, in der Bai von Khalikiopulo, vor Anker lagen. Mit Einbruch der Nacht begab er sich dorthin.

Es regnete. Unter dem Westwind glitten griechische Torpedojäger, die Namen von Finanzleuten trugen und metallene Maste hatten, durch die man den Himmel wie ausgelaufenen Wein sah, Transporte, aus Patras kommende Frachtdampfer, die ihre Fahrt nicht hatten fortsetzen können, und sogar mit Mehl und Asphalt beladene Feluken durcheinander, die überwacht vom Scheinwerfer italienischer Wasserflugzeuge in ihrer Küstenschiffahrt von Insel zu Insel aufgehalten waren.

Wie ein verspäteter Matrose, der wieder an Bord will, suchte Lewis in einer Barke mit zwei Ruderern auf dem galligen Wasser mit einer Taschenlampe den „Basileus II.", auf dem Irene sich befand. In der Dunkelheit irrte er zwischen den Blumenkronen der Schrauben inmitten der Taue unter den straff angezogenen Klampen der Hecks umher; man hörte Ziehharmonikas, Matrosenlieder, das Krachen der Maste und das Geheul der Wachhunde auf den Segelbooten. Aus einer Abflußklappe hätte man ihn beinahe mit einem Eimer Eisenschlacke überschüttet. Unbeschäftigte Passagiere sahen ihm von der Höhe ihrer schwarzen Mauern zu, um sich die Quarantäne zu verkürzen, und beschimpften ihn auf griechisch.

Endlich brachte ein Scheinwerfer die Nacht in schaukelnde Bewegung, und das Wort „Basileus II." wurde am Hinterteil eines Schiffes in goldenen Buchstaben erkennbar.

## XVII.

Er überraschte sie in ihrer Kabine. Eine holzumrahmte Bettstelle, die Lichtluke zum Schrauben, gewaschene Wäsche in der Waschschüssel, offene Koffer. Ein Ventilator bewegte die verbrauchte Luft, und es wurde einem Uebel.

— Irene!

— Sie haben mich gerufen . . .

— Ich weiß . . . Verlieren wir unsere Zeit nicht. Ich habe Ihnen wichtige Dinge mitzuteilen. Gehen wir an Deck.

— Kommen Sie mir nicht zu nahe!

An Deck konnten sie sich kaum aufrecht halten, denn der Wind bemächtigte sich ihrer mit voller Gewalt; das Schiff tanzte zwischen seinen Ankern. Fernhin ein rotes Feuer und ein grünes Feuer, intermittierend. Ueber ihnen hingegen in der Leere des für einen Augenblick bestirnten Himmels Rettungsboote wie schwarze Luftschiffe; um das Schiff herum machte das Meer ein Geräusch durcheinanderfallender Nüsse.

— Warum sind Sie hier?

— Wir sind von den Italienern angehalten worden. Ich war in Marseille an Bord gegangen, ich reiste nach Athen . . .

— Um zu fliehen.

— Gewiß.

— Irene, verzeih mir.

— Haben Sie nicht verstanden, daß ich nicht mehr Ihre Frau bin: ich habe Sie in dieser Januarnacht nicht hierher kommen lassen, um festzustellen, daß zwischen uns ein Konto für immer abgeschlossen ist. Nochmals: verlieren wir unsere Zeit nicht. Hier sind die Telegramme, die wir aus Triest bekommen haben. Sie bestätigen Informationen, die uns in den letzten Tagen zugekommen waren. Sie kennen die politischen Zwischenfälle. Sie wissen, daß die Italiener mit ihrer Entschädigungsforschung gegen uns abgewiesen worden sind. Heute rächen sie sich. Auf ihre Art. Sie wollen alles griechische Eigentum in Italien beschlagnahmen. Wir werden San Lucido gerade in dem Augenblick verkaufen müssen, in dem das Geschäft vorzüglich wurde. Das verzeiht uns die italienische Regierung übrigens nicht. Wir haben diese Grube zu einer Zeit gekauft, wo Italien halb kommunistisch und das Opfer einer verfallenen Währung war. Heute steht uns ein nationalistisches, griechenfeindliches und von seinen Ansprüchen trunkenes Italien gegenüber. Der „Credito Milanese“, mit dem wir in den besten Beziehungen stehen und der bekanntlich den Fascisten nahesteht, macht uns offiziöse Kaufanträge, hinter denen Drohungen sich nur schlecht verbergen.

— Können Sie nicht eine fiktive Aktienüberschreibung in Betracht ziehen, durch vorgeschobene Leute weiterfördern und warten, bis die Krise gelöst ist? fragte Lewis.

— Nein, sie wollen, daß das Geschäft nicht in griechischen Händen bleibe. Das ist eine Politik, die Sie auf das Ganze orientalische Mittelmeer ausdehnen. Uns bleibt keine Wahl. Sehen Sie sich die Telegramme an: wir müssen sofort *bestens* und so gut wie möglich verkaufen.

— Welche Bedingungen bietet Ihnen der „Credito Milanese"?

— Sie sind mäßig. Auf alle Fälle die besten, die wir erzielen können. Aber niemals, verstehen Sie, werden wir an Italiener verkaufen. Ich komme zur Sache. Ich schlage Ihnen folgendes vor: sind Sie geneigt, das Geschäft wieder zu übernehmen?

„Was für ein erschütterndes Abenteuer . . .", dachte Lewis.

Seit einem Jahr kam diese Unternehmung von San Lucido in seinem Leben immer wieder wie ein dichterisches Motiv von geradezu alberner Romantik. Er sah das blühende Meer wieder vor sich, das eine junge Frau mit braunen Armen sondierte. Er sah das harte Profil der sizilianischen Hügel und den zitternd-blauen Himmel wieder vor sich. Er stieß einen Schrei aus, den ersten seines Lebens:

— Irene, geh nicht fort!

— Lassen wir das. Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe. Denken Sie nach. Lassen Sie Ihre Worte einer letzten Unterredung angemessen sein. Rechnen Sie. Dazu sind Sie hier. Zu meinen alleinigen Lasten fällt es, daß ich Sie hierher gebeten habe . . .

. . . Sprechen Sie nicht weiter. Ich habe Ihren Stolz schon einmal bezwungen.

Jetzt fühlte sich Irene vom Rausch böser Worte erfaßt. Aber sie beherrschte sich:

— Bleiben wir in gleicher Entfernung von Unverschämtheit und Kummer, wollen Sie?

Nach diesem Satz glitten glattere Gedanken zwischen sie.

— Wir sind wieder ins Leben zurückgekehrt, fuhr sie fort, als einzelne Kämpfer. Richten wir uns danach. Führen wir einen guten Krieg gegeneinander.

— Irene, ich . . .

— Ich unterbreche Sie aus Angst, Sie könnten ein Wort aussprechen, durch das der Himmel auf uns herabstürzen würde. Die Liebe ist nicht für Sie und nicht für mich geschaffen. Ich habe es hingenommen, einen Augenblick für etwas anders auf der Welt zu sein als für die Arbeit: die Strafe mußte kommen. Wollen Sie die Grube, ja oder nein? Antworten Sie mir.

— Ich werde das prüfen, sagte Lewis. Jedenfalls können wir Ihre im vergangenen Juni verdoppelten Aktien nur zu Pari übernehmen; die Abschreibungen auf Reservefonds könnten dagegen nicht in Rechnung gestellt werden . . .

Und er brach schluchzend zusammen.

Durch das Takelwerk hindurch sah man einen öligen Mond aus den Wolken treten.

— Das Leid verwirrt ihn nicht, dachte Irene. Seine Bedingungen sind noch härter als die der Italiener.

## XVIII.

Das Bankhaus Apostolatos verkaufte die Gruben von San Lucido. Die Franco-Afrikanische kaufte sie zum niedrigsten Preise und mit dem stillschweigenden Einverständnis der italienischen Regierung (der eine bedeutende finanzielle Unterstützung in Klein-Asien übrigens nicht versagt wurde). Während der ganzen Zeit der sehr langen Verhandlungen wechselten beide Firmen nur unpersönliche Briefe; dann verfaßten und unterzeichneten Irene und später Lewis Notizen und Memoranden füreinander, die ihre Beziehungen immer häufiger werden ließen. In diesen nach und nach ohne Erschütterungen und Leidenschaft zu Stande gekommenen Unterhaltungen auf große Entfernungen stellten sich ihre Gesichtspunkte über eine das Mittelmeer betreffende Geschäftspolitik als in vielen Punkten ähnlich heraus. Ihre Interessen stimmten überein. Die Ergebnisse waren einträglich, als wenn das Schicksal, das sich bemüht hatte, sie zu trennen und ihnen das Glücklichsein zu verbieten, sich beeilen wollte, diese Finanzunion zu segnen und ihnen ein Vermögen aufzubauen, sobald sie sich damit abgefunden hätten, sich nur einem gewöhnlichen Leben zu widmen. Alles, was sie gequält hatte, brachte sie einander näher. Der anpassungsfähige Zufall half ihnen. Manchmal wunderten sie sich darüber, daß sie nicht schon immer zusammen gearbeitet hatten, und da jede Hemmung verschwand, gingen sie sogar so weit zuzugeben, daß, wenn sie sich vollkommen geliebt hätten, sie jetzt beide vielleicht inmitten von Trümmern säßen. Denn die Liebe zerstört ein Leben, in dem sie nicht erwartet wird, sehr schnell.

Seit Korfu haben Lewis und Irene sich niemals wiedergesehen, aber sie schreiben einander täglich.

## XIX.

### Was man sich an der Börse erzählt.

„Jeder weiß, daß seit einiger Zeit von einer Fusion zwischen dem Bankhause Apostolatos in Triest und der großen französischen Franco-Afrikanischen Bank die Rede ist; wir glauben mitteilen zu können, daß das bald eine vollzogene Tatsache sein wird. Die Gesellschaft wird den Namen „Mittelmeer-Omnium,‘ annehmen. Im Verlauf der außerordentlichen Generalversammlung, die im nächsten Monat stattfinden wird, soll, wenn wir richtig informiert sind, beschlossen werden, daß die Aktionäre des Bankhauses Apostolatos für zwei alte und die Aktionäre der Franco-Afrikanischen für vier alte eine neue Aktie erhalten. Kurz nach der Zulassung zum Börsenhandel, die für Januar angekündigt wird, wird der neue Konzern aller Wahrscheinlichkeit nach Kurse erleben, die ihn zum Typ eines Portefeuillewertes machen werden.“

(„Information Financière“.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Dezemberwoche

Das Rätsel von Harpen hält die Börse seit Tagen in Spannung. Die Aktien der Harpener Bergbaugesellschaft sind in wenigen Wochen von 80 auf rund 130 Goldprozent gestiegen. Nun rät man hin und her, ob es wohl Otto Wolff und der Phönix seien, die mit starken Käufen ihren Einfluß erweitern wollen, oder die französische Gruppe Schneider-Creusot-Terre rouge-Arbed, oder Engländer oder Holländer oder Amerikaner — oder alle zusammen. Dabei braucht man gar nicht so weit außer Landes zu gehen, um sehr einleuchtende Erklärungen für die Montanhausse zu finden. Die Pläne auf Abschluß eines deutsch-französischen Eisenkartells allein genügen, um der Phantasie reiche Nahrung zu bieten. Kommen diese Projekte und außerdem noch die Eisenzollerhöhung zustande, so würde in der Tat den Tyssen, Stinnes, Krupp, Wolff, Klöckner und Hoesch auf Kosten der weiterverarbeitenden Industrie und auf Kosten des gesamten Konsums ein so ungeheuerlicher Monopolgewinn gesichert sein, daß es ihren Aktionären sicherlich nicht schlecht gehen kann, mag man auch an sich noch so sehr geneigt sein, sie knapp zu halten. Ein solcher Monopolgewinn will gut angelegt sein. Es ist nur natürlich, daß der Blick dabei auf die größte reine deutsche Kohlenzeche fällt, die im Laufe der Jahre schon so häufig Heiratsanträge über sich ergehen lassen mußte. Doch bedürfte es nicht einmal solcher Zusammenhänge, um die starke Aufwärtsbewegung der westlichen Montanwerte und vor allem der Harpener Aktien begreiflich zu machen. Im Tage-Buch vom 1. November wurde die Goldbilanz der Harpener Bergbau A.-G. im einzelnen analysiert und dabei nachgewiesen, daß, obwohl das Vorkriegskapital unverändert beibehalten war, überreichliche Rückstellungen aus jedem Posten hervorleuchteten, den man näherer Betrachtung würdigte. Eine stille Rücklage von vielen Millionen ergab sich allein aus der Bewertung der 15 Millionen Goldmark verwerteten Reserveaktien, die nur zu 50 v. H. der Goldparität eingesetzt worden waren. Die Hälfte davon ist zwar inzwischen belegt worden durch die 7½ Millionen Convertible Bonds, die zu ungefähr 100 v. H. verkauft worden sind. (Wobei den Bonds offenbar eine Option auf Aktien im Verhältnis von 1 : 1 eingeräumt worden ist, was sich für sie schnell als ein glänzendes, für die Gesellschaft als ein schlechtes Geschäft erwiesen hat. Die deutschen Unternehmungen sollten insofern aus dem Fall Harpen eine Lehre ziehen und bei Ausgabe von Bonds einen Umtausch in Aktien nur in der Relation

zugestehen, daß nicht bloß der Wert der Aktien von heute und morgen, sondern auch von übermorgen damit gedeckt wird.) Die andere Hälfte der Reserveaktien soll noch unbegeben sein; ihre Veräußerung ist nach der neuesten Wendung der Dinge natürlich zu viel höherem Preise möglich. Demgemäß steigert sich noch die stille Rücklage, die mit dem Verkauf realisiert werden kann. Aber bei alledem ist noch nicht in Betracht gezogen, daß die Harpener Bilanz, die so überaus günstig aussah, anscheinend in keiner Weise mit der großen Ruhrnachentschädigung gerechnet hatte, zu deren Ausschüttung das Reich sich neuerdings entschlossen hat, nachdem es infolge des Eingangs der Dawes-Anleihe in den Wiederbesitz von mehr als 200 Millionen Mark gekommen ist, die es laut Londoner Protokoll vorzuleisten verpflichtet war. Ueber diese Ruhrentschädigung wird demnächst noch zu sprechen sein. Den eingeweihten Kreisen diente sie sichtlich als Grund, die Aktien der empfangenden Gesellschaften für steigerungsfähig zu betrachten.

Warum hat die Rentenbank jetzt endlich der Errichtung einer Treuhandstelle ihre Zustimmung gegeben, die die verfügbaren Rentenbankmittel von neuerdings beinahe 200 Millionen Mark langfristig an die Landwirtschaft ausleihen soll? Bisher hatte sich die Rentenbank mit Händen und Füßen dagegen gesträubt, diese Gelder einer anderen Stelle als nur der heißumkämpften landbündlerischen Agrarkreditanstalt auszuhändigen. Ist es bessere Einsicht gewesen, die die Rentenbank zur Beschreitung dieses Weges veranlaßt hat, der in der monatelangen Diskussion so und so oft anempfohlen, aber jedesmal von den Landbundfanatikern als ungangbar bezeichnet worden ist? Es scheinen zwei andere Gründe gewesen zu sein, die für die Umkehr bestimmend waren, ein politischtaktischer und ein geschäftlicher. Die Treuhandstelle erhält die Rentenbankmittel überwiesen und leitet sie für eine Uebergangszeit bis zum 1. November 1925 an landwirtschaftliche Kreditinstitute nach einem von der Rentenbank mit Zustimmung der Reichsregierung aufgestellten Plan weiter. Der Schlüssel, der für die Verteilung vorgesehen ist, entspricht durchaus den Anforderungen der Billigkeit. Die Preußische Zentralgenossenschaftskasse hat allein 55 bis 65 v. H. der gesamten Ausleihungen zu erhalten. Wenn nun bis zum 1. November 1925 die Agrarkreditanstalt nach den Wünschen des Landbundes beziehungsweise des Ernährungsministeriums errichtet werden sollte, so ist vorgesehen, daß das Portefeuille der interimistischen Treuhandstelle auf die neue Anstalt übertragen wird. Die Spekulation ging also wohl dahin, daß sich innerhalb dieser beinahe einjährigen Frist wahrscheinlich einmal eine landbündgünstige Regierungskonstellation ergeben werde. Der Schachzug war bei der Unsicherheit über die Regierungsbildung, die nach dem Wahlausfall bestand, nicht ungeschickt. Hätte nämlich die

Rentenbank auf ihrem bisherigen Ansinnen bestanden, die ordnungsgemäße Ausleihung erst dann vorzunehmen, wenn die Agrarkreditanstalt zustande gekommen ist, so mußte dem neuen Reichstag alsbald der ausgearbeitete Gesetzentwurf vorgelegt werden. Im Falle der Ablehnung wäre es ein für alle Mal vorbei gewesen mit der großagrarischen Machtposition auf dem Finanzmarkt, und es wäre ein anderes Definitivum für die Weiterleitung der Rentenmarkmittel geschaffen worden. Folglich ging man dieser Gefahr aus dem Wege, und eröffnete durch die vorläufige Betrauung der Treuhandstelle mit diesen Aufgaben die Möglichkeit für eine dilatorische Behandlung der ganzen Angelegenheit. Ist dann einmal bis zum Ende des nächsten Jahres die ersehnte Rechtsregierung beisammen, so wird man nicht lange zögern, den alten oder einen „verbesserten" Gesetzentwurf für die Errichtung der Agrarkreditanstalt vorzulegen. Die Annahme ist in diesem Falle viel aussichtsreicher, als wenn eine Mittelregierung am Ruder ist. Damit wären alle bösen parlamentarischen Klippen vom Landbund famos umschifft. Dazu kam aber, wie gesagt, noch ein geschäftlicher Grund. Die Weigerung der Rentenbank, ihre Mittel für die Versorgung der Landwirtschaft mit langfristigem Kredit zur Verfügung zu stellen, kam ihr teuer zu stehen. Anfangs machte es im finanziellen Effekt für sie nicht viel aus, ob sie die Kredite der Landwirtschaft zu produktiver Verwendung hingab, oder am Geldmarkt kurzfristig auslieh. Aber allmählich wurden die Gelder unanbringlich. Die bestehenden landwirtschaftlichen Kreditinstitute schwammen in dieser Periode in der die Landwirtschaft keinen Kreditbedarf zu haben pflegt, selbst im Geld und konnten mit den Rentenbankmitteln nichts anfangen, solange sie nur auf kurze Zeit hingegeben wurden. Der Börsengeldmarkt stand aus anderen Ursachen ebenfalls im Zeichen einer beinahe beängstigenden Flüssigkeit. Die Versuche der Rentenbank, ihre Millionen an die großen Privatbanken auf 14 Tage Frist zu verleihen, schlugen fehl. Da die Rentenbank aber gehalten war, ihre kurzfristigen Ausleihungen nur an anerkannt erstklassige Banken vorzunehmen, sie infolgedessen nicht etwa dem kreditbedürftigen Gewerbe kreditieren konnte, so saß sie auf ihren Kassenbeständen und wußte nicht, was sie damit anfangen sollte. Da sie zu rechnen weiß, überschlug sie, daß ihre Weigerung pro Monat mindestens 1,5 Millionen Goldmark kostete. Diese Kalkulation mußte auch dazu beitragen, sie umzustimmen.

Die deutsche Filmindustrie ist von der Stabilisierungskrise besonders hart mitgenommen worden. Abgesehen von der finanziell aufs beste fundierten Ufa haben nur vereinzelte Fabriken die schwierige Epoche gut überstanden. Die Mehrzahl der tausend Filmgründungen aus der Inflationszeit sind hingegen trotz ihres meist anspruchsvollen Namens zur Bedeutungslosigkeit herabge-

sunken, soweit sie nicht gänzlich zusammenkrachten. Die Goldbilanzen der Filmgesellschaften zeigen in den seltensten Fällen Kapitalziffern, die an die Millionen heranreichen, obwohl das noch eine ziemlich tiefe Grenze für ein selbständiges Filmunternehmen bedeutet. Die Not des Films bedarf keiner langen Erläuterung Die Fabrikation erfordert eine Umschlagsdauer, die beinahe der der landwirtschaftlichen Produktion entspricht. Ein Großfilm (mit dem heute allein Geschäfte gemacht werden können) braucht viele Monate, manchmal Jahre zu seiner Entstehung, und für so lange Zeit waren angesichts der Kapitalknappheit Mittel kaum je zu beschaffen, solange anderweit für viel weniger riskante Anlagen höchste Zinssätze geboten wurden. Diese Sachlage hat nun eine Entwicklung befördert, die wahrscheinlich auch sonst — nur langsamer — eingetreten wäre. D i e i n d u s t r i e l l e n G r o ß - k o n z e r n e b e g i n n e n s i c h d e s F i l m s z u b e m ä c h t i - g e n, dieses zweiten großen Mittels zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Die Verbindung zwischen Zeitung und Film ist nicht neu. In Amerika erstreckt sich der Einfluß von Hearst auf beide Gebiete, und in Deutschland hat beispielsweise der Ullsteinverlag diverse Filminteressen. Charakteristischer Weise sind es auch dieselben Industriellen, die nach der Aneignung von Preßorganen jetzt in die Filmfabrikation eingedrungen sind. Hugenberg besitzt neben dem Scherl-Verlag und dem Schock von Provinz-Zeitungen die Deulig-Film-A.-G., Stinnes neben der Deutschen Allgemeinen Zeitung usw. die W e s t i F i l m - G. m. b. H. Die Verlockung des Films für die Usurpatoren der öffentlichen Meinung war von selbst gegeben. Die Macht der Zeitung ist zwar groß, die des Films vielleicht größer. Eine Zeitung wird, wenn überhaupt, meistens oberflächlich gelesen. Den Film verfolgen bestimmt hunderttausende, und zwar von Anfang bis Ende in größter Spannung. Das liegt im Wesen unserer Kultur und in der Natur des Bewegungsbildes begründet. Mit der Zeitung kam Hugenberg und Stinnes nur an eine bestimmte Gesellschaftsschicht heran. Ein Arbeiterorgan kann nicht vom Unternehmer finanziert werden, ohne diese Eigenschaft zu verlieren. Ein Film wird von allen Kreisen beguckt, gleichviel aus welcher Fabrik er stammt. Der Einfluß der Zeitung ist überdies aufs Inland begrenzt. Der Film ist im allgemeinen international, der Deulig-Film und der Westi-Film ganz besonders. Vor einiger Zeit wurde bereits im Tage-Buch in anderem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, welchen schädlichen Einfluß die Hugenbergsche Aktualitätenschau, Deuligwoche benannt, bei ihrer vielfach minderwertigen und tendenziösen Aufmachung im Ausland auszuüben vermag, weil sie von den großen fremden Konzernen zum Vertrieb übernommen wird. Die Westi Film-G. m. b. H. hat neuerdings eine Interessengemeinschaft mit dem französischen P a t h é - K o n s o r t i u m abgeschlossen, wonach die Westi anscheinend das Monopol auf Belieferung von

Pathé mit deutschen Filmen eingeräumt erhalten hat. Mit dieser Vereinbarung sind Absichten zu einem kleinen Teil verwirklicht worden, die seit einiger Zeit schon vom Stinnes'schen Filmkonzern verfolgt werden und die der Aufmerksamkeit nicht allein vom künstlerischen, kuturellen und politischen, sondern auch vom wirtschaftlichen Standpunkt bedürfen. Hauptmacher dabei ist übrigens nicht die Stinnesgruppe, sie ist mehr der passive Teil, auch insofern, als ihr Anteil an dem Unternehmen mehr auf der Passivseite der Bilanz zu suchen ist. Die eigentliche Triebkraft ist der frühere russische Eisenkaufmann Wladimir Wengeroff, der seine Anfangsbuchstaben mit denen von Stinnes zu jenem rätselhaften „We-Sti" vermischt hat. Nach seinen Projekten sollen sich die sechs größten filmproduzierenden Länder Europas, England, Schweden, Deutschland, Frankreich, Italien und Oesterreich zusammenschließen und jährlich je zwei, insgesamt also zwölf Werke herstellen. Diese und die übrigen europäischen Länder, die für den Konsum des gemeinsamen Produktes in Betracht kommen, sollen sich mit einem festen Prozentsatz an den Kosten der Produktion beteiligen. Das Syndikat verleiht dann den Film an seine Teilhaber so, daß die nationalen Filmindustrien, nachdem sie ihren Beitrag und ihre Kosten gedeckt haben, noch ein Drittel des Reingewinnes aus der Verwertung in ihrem eigenen Lande erhalten, der Rest fällt an das Syndikat, das ihn an seine Teilhaber gemäß ihrem Kostenbeitrage weiterleitet. Wie Eisen und Stahl, so sollen also auch der Film international syndiziert werden. Der Plan ist, wie man sieht, zeitgemäß, aber er rechnet nicht mit den Besonderheiten der Ware, auf die er sich bezieht. Darin liegt auch seine ökonomische Schwäche. Gewiß ist es notwendig, daß kaufmännische Arbeitsweise mehr noch als bisher allenthalben im Bereich der deutschen Filmindustrie angewendet wird. Aber das kann geschehen, ohne daß von der individuellen Arbeit zur Serienfabrikation übergegangen wird. Wengeroff als Eisenfachmann übersieht, daß der Film keine vertretbare, insbesondere keine international vertretbare, Ware ist. Die Zukunft des europäischen und vor allem des deutschen Films gegenüber der amerikanischen Konkurrenz (mit deren Bedrohlichkeit Wengeroff sein Vorhaben gerade motiviert), liegt doch vor allem im künstlerischen begründet. Die Atmosphäre eines paneuropäischen Filmsyndikats unter der Führung von Stinnes dürfte kaum der Entwicklung dessen förderlich sein, was am Film fördernswert und aussichtsreich erscheint.

# GLOSSEN

## HISTORISCHES

Im Jahre 9 nach Christi Geburt wurden die Legionen des Quintilius Varus vom Häuptling der Cherusker, der mit den römischen Feinden verbündet war, ins Innere des Teutoburger Waldes gelockt und dort dezimiert. Bis heute gilt diese Tat als ein Rekord deutscher Mannestreue; ein Kolossaldenkmal ehrt den Hinterhaltstrategen.

Um das Jahr 1520 krümmten sich die deutschen Reichsfürsten in Gewissensnöten. Sie hatten die Flugblätter des abtrünnigen Augustiners gelesen und verbrachten schlaflose Nächte, von der entsetzlichen Vorstellung gequält, daß zwischen ihnen und Gott der Papst sich breit mache. Bis sie sich endlich zu evangelischer Freiheit aufrafften: sie konfiszierten die geistlichen Güter und ernannten sich selbst zu Chefs ihrer Landeskirchen. Als dadurch angeregt, ihre Untertanen gleichfalls anfingen, immer dringender nach Gott zu verlangen, wurden sie unangenehm und fuhren mit Spießen und Stangen dazwischen. Die lutherischen Potentaten der Zeit führen deshalb in der Geschichte Beinamen, wie: der Fromme, der Großmütige, der Weise.

Der Große Kurfürst hat als Bravo im Dienst der verschiedensten europäischen Mächte gefochten und sich als Dank für seine Bemühungen von dem jeweiligen Arbeitgeber fetten Gebietszuwachs versprechen lassen. Er legte dementsprechend den Grundstein zu Brandenburgs späterer Herrlichkeit. Als er einmal in trüber Stunde die Konjunktur verkannte und an einen geriet, stärker und schlauer als er, da hob er tiefgekränkt die Schwurfinger und sprach die prophetischen Worte: „Möge aus meinem Gebein“ usw.

Und in der Tat erwies sich sein Gebein als ergiebig. Es erstand daraus der Mann, der an Frankreich furchtbare Rache nahm, indem er Oesterreich in drei Kriegen um ein großes, blühendes Land erleichterte. In der Schule erfahren wir, daß Maria Theresia den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen konnte, und schütteln den Kopf über die Bockbeinigkeit dieser Frau, die die Ehre nicht zu würdigen wußte, eine Provinz an Preußen zu verlieren.

Der General Yorck schloß die berühmte Konvention von Tauroggen ab, die nicht nur Verrat an seinem obersten Kriegsherrn Napoleon be-

deutete, sondern auch seinen eigenen Monarchen in die peinliche Lage brachte, sein Volk zum Befreiungskrieg aufrufen zu müssen. Der General Yorck figuriert seitdem in unseren Geschichtsbüchern als ein Musterbeispiel militärischer Disziplin.

Und Bismarck jagte 1866 einen König und noch einige geringere Landesherren zum Satan und schlug die verwaisten Gebiete zu Preußen. Mit Recht sagt man deshalb, Bismarck habe sein ganzes Leben der Stärkung des monarchischen Bewußtseins gewidmet.

Aus solchen heroischen Einzelheiten setzt sich gemeinhin die Geschichte eines Volkes zusammen. Je mehr Episoden dieser Art, desto größer der nationale Stolz, desto deutlicher die Betonung, mit den Kräften der Vergangenheit verbunden zu sein. Unglücklicherweise sind diese Kräfte noch immer in hohem Maße wirksam.



Die Ketten des Besiegten sind unbequem, aber riechen wenigstens häufig nicht so übel wie der Lorbeer des Siegers. Wohl dem Unterlegenen! Am schönsten träumt und hofft es sich unter den Rädern der Geschichte.

*Lucius Schierling.*

---

## VERSTEINERUNG

Das Welt-Ei kam auf sein Problem
Und sprach: Ich liege unbequem.
Es taumelt in den Weltenraum
Und wird zum Stein, er merkt es kaum.
Es hebt sich in der Pflanze Schaft;
Zum Phallus dann emporgerafft,
Zerteilet sich das Welten-Ei,
Und aus dem Einen werden Zwei.
Es trennet sich in Er und Sie
— Noch dunkel, wie das liebe Vieh —
Bis sich, vom Geist-Ei überschattet,
Die Schöpfung wieder neu begattet.
Und nun erkennt sich Mann und Frau
Und wissen es schon ganz genau.
In sieben Häute, wie die Zwiebel,
Verhüllet sich das Menschenübel.
Darob erbarmt sich endlich Einer
Und offenbart sich selbst als Steiner.
Er senket sich eurythmisch nieder
Und schenkt uns Goethes Verse wieder!
Die Frauen regt er liebreich an
— Natürlich auf astralem Plan. —
So daß sie, ohne zu entbinden,
Im Jenseits ihre Steinchen finden.
Dann schiebt die Chronik von Akascher
In jede Cigarettentasch er
Dem Schüler von Astoria,
— Halb Walddorf — Halb Amerika!

*Martin.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

Léon Treich: Almanach Des Lettres Françaises et Etrangères. 1924. (Paris. Les Editions G. Crès u. Cie.

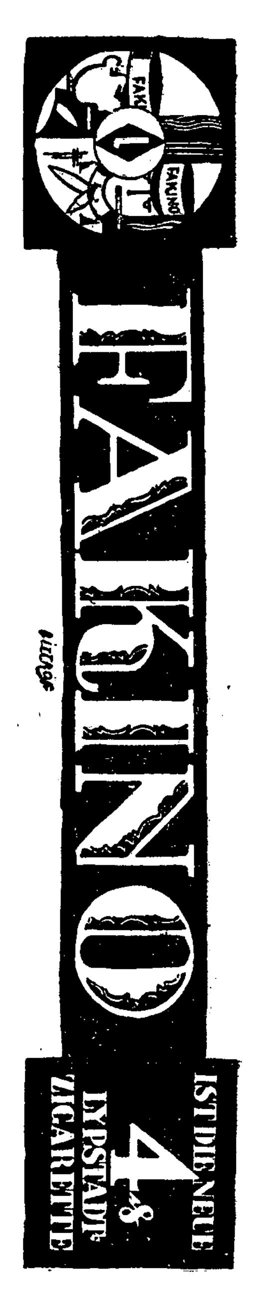
Léon Treich ist der Herausgeber des „Eclair“, eines gemäßigt republikanischen Blattes. Seine Redaktionstätigkeit hat aus ihm einen verbissenen Parteimann, keinen Monomanen der Tagespolitik gemacht. (Die deutschen Gegenbeispiele kennt der Leser selbst.) Er hat sich von der Tagesarbeit nicht zerfressen lassen. Er hat sich seine gute Laune bewahrt und die Liebe zu den Dingen des Geistes. In seinem „Almanach“ hat er gesammelt, was die unzähligen französischen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften über die Bücher und ihre Erzeuger mitteilen. Ohne Blick für das Wesentliche, ohne sichere Hand bliebe eine solche Anthologie ein wüstes Sammelsurium allenfalls, eine Materialsammlung für den späteren Literarhistoriker. Die Sammlung von Treich ist ein amüsantes Lesebuch geworden, eine Trüffelpastete für den Gourmand. Aperçus und Anekdoten, Historietten und Respektlosigkeiten lassen vergessen, daß das Buch auch einen großen dokumentarischen Wert besitzt. Im angeblich so gründlichen Deutschland gibt es keine ähnliche Sammlung.

---

ANEKDOTEN UM VOLTAIRE

Als Voltaire einst am Hofe zu Lunéville mit einer frommen Frau Pikett spielte, erhob sich ein Gewitter. Die Dame begann plötzlich am ganzen Leibe zu zittern, segnete und bekreuzigte sich und flehte: man möge doch Vorhänge und Fenster-





läden schließen — ihr sei entsetzlich bange in dieser Situation mit einem Freigeist zusammen zu sitzen, an dem der Allmächtige in seinem Zorn durch einen Blitzstrahl Rache üben könne. Voltaire, empört ob solch bestialischer Dummheit, fertigte sie vor versammeltem Hofe mit den Worten ab: „Glauben Sie mir, Madame, in einem einzigen meiner Verse habe ich weit mehr Löbliches von Gott gesagt, als Sie in Ihrem ganzen Leben von ihm zu denken je fähig sein dürften!"

*

Nach dem glatten Durchfall seiner Tragödie „Semiramis" traf Voltaire im Foyer des Theaters den Dramatiker Piron und befragte ihn um seine Meinung über das Stück. „Ich denke — Sie möchten wohl nicht ungern, daß ich es geschrieben hätte, Herr Voltaire . . .!" sagte Piron mit einem verbindlichen Lächeln.

---

## LIEBES TAGEBUCH!

In Leipzig ist folgendes möglich: Frau Dr. Loewenfeld, die Gattin des verstorbenen berühmten Hamburger Operndirektors sitzt in der Straßenbahn, um ins Theater zu fahren. Sie hat ein ganz diskretes französisches Parfüm an sich, daraufhin, der Schaffner, mit jovialem Knuff:

„Ejentlich mißten Sie widder naus!"

„Wieso?"

„Ejentlich dirft'ch Sie garnich weiterbefördern!"

„Warum?"

„Von wegen den Borfühm! Mir ha'm die Ferordnung: Wer da den Wagen v'rschdängerd, der muß widd'r nunter! ! ! —

„Aber erlauben Sie mal! Was machen Sie mit jemand, der — sagen wir mal — nach Käse riecht? ?"

Der Schaffner (nach einer kleinen Pause): „Das sinn Läbensmiddel! Das is was andersch! !"

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 51)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.